Hans Lungwitz

Lehrbuch der Psychobiologie

Zweite Abteilung

Die Psychobiologie der Entwicklung

4. Band

Der Mensch als Organismus
Die Kultur

Schule der Erkenntnis

Lehrbuch
der
Psychobiologie

Von

Hans Lungwitz

Dr. med. et phil.

Nervenarzt in Berlin-Charlottenburg

2. überarbeitete Auflage

HANS-LUNGWITZ-STIFTUNG BERLIN

1970

Lehrbuch der Psychobiologie

Erste Abteilung, 1.–3. Band:

Die Welt ohne Rätsel

1. Band: Das Wesen der Anschauung. Der Mensch als Reflexwesen. Von den Eigenschaften und Funktionen. 756 S.
2. Band: Die neun Sinne. 585 S.
3. Band: Die Psychobiologie der Sprache. 392 S.

Zweite Abteilung, 4. und 5. Band

Die Psychobiologie der Entwicklung

4. Band: Der Mensch als Organismus. Die Kultur. 804 S.
5. Band: Die Weltanschauung. Der Charakter. 676 S.

Dritte Abteilung, 6. und 7. Band

Die Psychobiologie der Krankheit

6. Band: Das Wesen der Krankheit und der Genesung. 551 S.
7. Band: Die Neurosenlehre. Die Erkenntnistherapie. 2 Teile. 1. Teil 509 S., 2. Teil 449 S.

Vierte Abteilung, 8. Band

Das Buch der Beispiele

1. Teil: Aus der Weltanschauungskunde. 456 S.
2. Teil: Aus der Neurosenkunde. 357 S.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Herstellung von Mikrofilmen und der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1970 by Hans Lungwitz Stiftung

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Wilhelm Möller KG, 1 Berlin 28

Des Lehrbuches der Psychobiologie

Zweite Abteilung

Vierter und fünfter Band

Die Psychobiologie der Entwicklung

Vierter Band

Der Mensch als Organismus
Die Kultur

Vorwort.

Die Psychologie gibt an, nach und in dem Metaphysischen (Seelisch-Geistigen) zu forschen. Das Metaphysische gilt zwar als unerforschlich, wie es ja, falls es existieren würde, seiner „Natur" nach — eben als metaphysisch, jenseitig, vom Physischen wesensmäßig ge- und verschieden, ihm „absolut" („diametral") gegensätzlich — auch sein müßte: alles Forschen kann sich realiter nur auf das Physische richten, sich nur am und im Physischen vollziehen, kann über das „Diesseitige" nicht hinausführen und ist selber ganz und gar diesseitig; gleichwohl will man das Unerforschliche erforschen. „Die Seele", „der Geist", „das Seelisch-Geistige" ist ein den höheren Differenzierungsstufen der menschlichen Anschauung eigentümlicher Abkömmling des ursprünglichen Animistisch-Magischen, das man auch Schicksal, Allmacht usw., später auch Gottheit-Teufelheit usw. nennt (s. im 5. Bde.). Die Psychologie lebt also im Zweiweltensystem (Joh. Bresler). Wie der dämonistischen Philosophie und Religion ist ihr das „Hinter den Dingen" das Eigentlich-Wesentliche, die eigentliche Wirklichkeit. Das Physische gilt ihr nur als Wirk- und Knetstoff, Material (Materie), Behausung, Offenbarungsmittel (vgl. „Transparenz des Organischen", „Verursachung körperlicher Krankheiten durch die Seele" usw.), Fassade, Instrument, Organ usw. des Metaphysischen. Demnach wird erörtert, wie denn die beiden „absolut" verschiedenen Welten (!) miteinander in Verbindung stehen (!) können: Theorie der psycho-physischen Wechselwirkung, Theorie des psycho-physischen Parallelismus, Theorie der psycho-physischen „Einheit". Alle diese Theorien sind in sich widersprüchlich und bleiben im weltanschaulichen Zwei-fel: die zwei Welten werden grundsätzlich angenommen, ihre Setzung ist ja gerade die Voraussetzung der Theorienbildung, sie kann also über die Zweiheit nicht hinausführen, auch nicht, indem man die Zweiheit sie anerkennend zur „Einheit" zusammenfingiert. Alle philosophischen Systeme — bis auf das meine — liegen innerhalb dieser Trias der fiktionalen Möglichkeiten-Unmöglichkeiten,

innerhalb des Problemdenkens, haben also eine echte Lösung des Leib-Seele-Problems nicht gegeben, sondern haben es nur um einiges hinausgeschoben; und wer als Philosoph oder Psychologe oder Psychotherapeut erklärt, das Leib-Seele-Problem (damit das Problem überhaupt) sei unwichtig und uninteressant, erinnert doch sehr an den Fuchs, dem die für ihn unerreichbaren Trauben zu sauer sind.

Der Mensch gilt also in der Psychologie (und der Psychotherapie) als psycho-physisches Wesen, in dieser Art als Doppelwesen, und das zu unzähligen Einzelrätseln aufgeteilte Rätsel „Leib-Seele", an dem diese Forscher herumrätseln, besteht im Prinzip. Mit Aufkommen der Biologie hat man das Wort „psychophysisch" auch durch „psycho-biologisch", gelegentlich auch „psychobiologisch" (in einem Worte) ersetzt, treibt also Psychologie und Biologie als Parallelwissenschaften, die sich aber rätselhafterweise zueinander diallel verhalten. Manche Psychologen und Psychotherapeuten sind dazu übergegangen, das Psychische nach dem Muster des Biologischen zu beschreiben, ja sogar von einem „Organismus der Seele", also einem metaphysischen Organismus im physischen Organismus zu fabeln und von der Biologie des (unerforschlichen!) Seelenorganismus in mehr oder minder wissenschaftlicher Tonart zu erzählen. Immerhin ist in der Verschwisterung der Psychologie mit der Biologie ein Fortschritt aus der reinen Psychologie zu erblicken, die ohne Berücksichtigung des Physischen über das Metaphysische spekuliert und — als sog. Tiefenpsychologie — sogar in die Tiefe der Seele oder — als sog. Metapsychologie — sogar ins „Jenseits der Seele" vordringen zu können wähnt oder — als sog. Parapsychologie — die wirkliche und tatsächliche Existenz der Seele exakt-experimentell nachgewiesen zu haben und von diesem „Neuland der Seele" berichten zu können glaubt, dabei aber doch in den „Alltagsrätseln des Seelenlebens" stecken bleibt. Im Rätseldenken ist eben der Rätselei kein Ende.

Die Weltanschauung, in der man an die Existenz des Metaphysischen glaubt, habe ich allgemein als die dämonistische bezeichnet. Die Psychologie-Biologie, gelegentlich auch Psychobiologie (in einem Worte) geschrieben, ist eine gehobene Denkstufe innerhalb der dämonistischen Weltanschauung; sie ist auch noch deutende, zwei-felnde Wissenschaft und manchmal Pseudowissenschaft, die sich, soweit sie Metaphysisches zu berichten weiß, im Reiche der unbeschränkten Denkmöglichkeiten, im Karussell der bestenfalls logisch geordneten Fiktionen bewegt. „Und sehe, daß wir nichts wissen können!" In dieser Denkstufe ist die „Frage an die Weltanschauung", d. h. die Frage, ob und wie das Zweiweltensystem überhaupt zu rechtfertigen sei, wie der Mensch überhaupt dazu komme, dämo-

nistisch zu denken, und ob dieses Denken, das Denken in Fiktionen das einzig-mögliche, das menschliche Denken schlechthin sei, noch gar nicht aktuell geworden. Wer in der dämonistischen Weltanschauung lebt, kann nicht zugleich außerhalb ihrer leben, kann nur innerhalb ihrer forschen, kann sie selber nicht zum Gegenstand der Forschung nehmen. Diese Frage an die Weltanschauung habe ich zuerst präzis gestellt und die Antwort darauf gegeben, und so ist meine Psychobiologie entstanden.

Ich habe erkannt, daß die dämonistische Weltanschauung nicht die, sondern eine menschliche Anschauung ist, die Anschauung nämlich, die von der ontischen und phylischen Kindheit an eine lange Periode hindurch Geltung hat. Sie schließt sich an die chaotische Denkweise des jungen Kindes an und durchläuft aus der rohen Form des Animistisch-Magischen heraus die Verdünnungsstufen des Mythischen und des Mystischen bis ins Psychologisch-Kausale, also bis in die zur Zeit noch allgemein gültige Denkweise. Diese geht nunmehr in die realische Denkweise über, in der die Dämonie, das Metaphysische als bloße Fiktion, also die Fiktion als solche, als bloße Deutung erkannt ist, somit entfällt. Die Weltanschauung hat also eine Entwicklungsgeschichte; sie entspricht der zunächst geringen, dann mehr und mehr zunehmenden Differenzierung der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins, und die letztmögliche Differenzierungsstufe ist die, auf der die realische Denkweise besteht, das Leib-Seele-Problem überwunden ist.

Die von mir begründete und durchentwickelte Wissenschaft habe ich Psychobiologie genannt und darüber 1923 zum ersten Male veröffentlicht. Meine Psychobiologie ist die vertikale Vollendung der Psychologie-Biologie, ihre Herausführung aus dem Zwie zur echten Einheit. Der Psychologie fehlte es bis dahin an der biologischen Grundlage ihrer Theorie und Praxis; daher die Verschiedenheiten des psychologischen Richtungen und Systeme. Es gibt keine einheitliche Psychologie. Gelingt es, die sog. seelisch-geistigen Vorgänge einschl. Entstehung des Bewußtseins, der Anschauung als biologische nachzuweisen, so ist der Psychologie das unerschütterliche Fundament und die Einheitlichkeit gegeben. Diesen Nachweis nun habe ich erbracht, und so ist aus der Psychologie und der Psychologie-Biologie die echte Psychobiologie geworden, die Wissenschaft, die allein den Namen Psychobiologie verdient. Eine „Biologie des Seelischen, des Seelenorganismus" kann nur ein Gewebe dämonistischer Deutungen und Deutereien sein, „die Seele" ist als metaphysisch nicht biologisch zu fassen, und so ist für diese psychologische Beschreibung der Name Psychobiologie nicht am Platze, sie ist eben Psychologie-

Biologie. Es gibt nur eine Psychobiologie, die meine. Ich bitte die Autoren, davon abzulassen, meine prägnante(n) Bezeichnung(en) als Etikett auf ganz andere, ja grundsätzlich verschiedene, nämlich dämonistische Darstellungen aufzukleben ohne Rücksicht auf die wissenschaftliche Sauberkeit der Terminologie.

Die (meine) Psychobiologie ist Psychologie als rein biologische Wissenschaft. Sie deutet nicht mehr, sie arbeitet rein empirisch. Sie studiert den gesunden und den kranken Menschen nach der psychologischen Thematik und Methodik, aber sie bleibt allenthalben im Biologischen und enträt des Sprunges ins Metaphysische, des Hinundherspringens zwischen den „beiden Welten" mit all den unlösbaren Rätselhaftigkeiten und ihren in sich widerspruchsvollen fiktionalen Auslegungen. Sie ist Anthropologie als die Wissenschaft vom Menschen diesen nach der psychologischen Thematik betrachtet, und zwar vom Menschen als Einzel- wie als Gemeinschaftswesen. Sie ist nicht blasse Theoretik, sondern praktische Menschenkunde, Menschenkenntnis. Sie ist

a) philosophische Anthropologie: erkenntnistheoretische Überwindung des Leib-Seele-Problems als des allgemeinen Grundproblems (also auch einschl. des Kausalproblems usw.), Erkenntnistheorie des Denkens, des Bewußtseins, der Anschauung, Weltanschauungslehre, philosophische Pädagogik, Kulturphilosophie usw., mit einem Worte: biologische Philosophie;

b) medizinische Anthropologie: der Mensch wird als rein biologischer Organismus auch hinsichtlich der Entstehung des Bewußtseins, der Anschauung, hinsichtlich der innern und äußern Strukturen und Funktionen (Konstitutions-, Ausdrucks-, Charakter-, Temperamentkunde), in Norm und Abnorm, in Onto- und Phylogenese erfaßt; die hierbei vorgefundenen Tatsachen stehen im vollen Einklang mit den erkenntnistheoretischen Tatsachen, so daß auch hier die Einheitlichkeit gewahrt ist, welche die Richtigkeit meiner philosophischen und medizinischen Forschungsergebnisse beweist. Übrigens habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß die Philosophie die Psychobiologie, soweit sie die Norm behandelt, insgesamt für sich in Anspruch nimmt. Die Erkenntnistherapie, die zur Psychobiologie gehörende Methode der Neurosenbehandlung, ist gewiß ärztlich, ihr „Instrument" aber ist philosophisch, wie die Kant-Studien (1934 H. 3/4) mit Recht hervorheben: „In der Erkenntnistherapie tritt zum ersten Male in der Geschichte rein und erklärtermaßen die Philosophie als Heilmethode auf." Die Psychobiologie des kranken Menschen (die Krankheits- und Genesungslehre) gehört natürlich zur Medizin.

Mit der Klarstellung des Wesens der Anschauung und mit der Auffindung der Lehre von der biologischen Struktur und Funktion des Nervensystems einschl. der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins hat die gesamte weltanschauliche Problematik, mag sie, wo immer, auf rein wissenschaftlichem Gebiete oder in der Praxis irgendwelcher Art liegen, ihre Lösung gefunden. Den Beweis hierfür habe ich in zahlreichen Veröffentlichungen geführt, bes. in meinem „Skizzenbuch": „Die Entdeckung der Seele" (1925) dann in diesem achtbändigen „Lehrbuch der Psychobiologie", in dem ich die Gültigkeit der realischen Weltanschauung auf allen Gebieten des Erlebens und Beschreibens und ihre Bedeutung für diese Gebiete aufgezeigt habe. „Wenn man sich den Lungwitzschen Standpunkt genau überlegt", sagt Univ.-Prof. Dr. W. Rieger in einem Bericht (Ztschr. f. pädagog. Psychol., Nov./Dez. 1937), „dann ist leicht einzusehen, daß es kaum ein Gebiet der Wissenschaft gibt, das nicht davon betroffen würde und einen (bestimmten, deutungsmäßigen) Umbau zu erfahren hätte." Es ist die weltanschauliche Klarheit, die Aufhebung aller weltanschaulichen Rätsel, die von der Psychobiologie der Wissenschaft, der Menschheit überhaupt dargeboten wird.

In den ersten 3 Bänden, der 1. Abteilung dieses Lehrbuches, betitelt „Die Welt ohne Rätsel", ist die Psychobiologie als generelle Lehre dargestellt. Die 2. Abteilung des Lehrbuches ist im Vorwort zur 1. Abteilung (1. Bd. S. 17) unter dem Titel „Psychobiologie der Persönlichkeit" angekündigt. Unter „Persönlichkeit" verstehen wir die Gesamtheit der Eigenschaften und Funktionen des menschlichen Individuums (die Individualität) in ihrer vollen Entfaltung. Persönlichkeit ist der voll- und höchstreife Mensch und zwar eine um so größere, je höher der Differenzierungsgrad. Zur Persönlichkeit muß man sich entwickeln, für eine vollständige Darstellung der Persönlichkeit ist die Entwicklungsgeschichte (als Entwicklungsbiologie) unentbehrlich, die Persönlichkeit ist in ihren Einzelheiten und ihrem Gesamt erst aus dieser Genese, die auch die Erbbiologie umfaßt, völlig verständlich. Das Kind pflegt man noch nicht Persönlichkeit zu nennen, doch gehören die genetischen Vorstufen zur Persönlichkeitskunde, und so spricht man hier fachlich von der „Persönlichkeit des Kindes". Der Jugendliche befindet sich im Übergange zur (reifen) Persönlichkeit, und wieder spricht man in der Persönlichkeitskunde von der „Persönlichkeit des Jugendlichen". Sonach ist die Psychobiologie der Persönlichkeit entwicklungsbiologisch gefaßt und dargestellt und sind die beiden Bände der 2. Abteilung betitelt „Die Psychobiologie der Entwicklung".

Der 4. Band enthält die genetische Psychobiologie des Menschen als Organismus'. Die Problematik der Erb-

lichkeit, der Bildung der Keimzelle, ihrer Teilungen, also ihrer Entfaltung zum Embryo-Foet, der Geburt und der weiteren Evolution des Organismus bis zum Höhepunkte des Lebens, sodann die Problematik der Involution bis zum Tode und des Todes selbst findet ihre Dar- und Klarstellung. Hierbei bleibt das Bewußtsein, das Erleben, die Weltanschauung selbst außer Betracht oder ist nur peripher, ergänzungsmäßig angezogen. Allenthalben wird der Mensch als Gemeinschaftswesen erfaßt und die Psychobiologie des Einzelwesens zur Psychobiologie der Gemeinschaft erweitert. In einem besonderen Paragraph ist die genetische Psychobiologie der Kultur dargestellt.

Der 5. Band bringt die genetische Psychobiologie der Weltanschauung, die genetische Weltanschauungslehre, schildert also die Weltanschauung von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollendung und den involutiven Veränderungen bis zum Tode. Ferner enthält er die psychobiologische Charakter- und Temperamentkunde. „Entwicklung" fasse ich nicht als Reihung isolierter Einzelheiten, wie sie der mechanistisch-dämonistische Historismus, auch als Entwicklungspsychologie, sammelt und katalogisiert, sondern als stetiges biologisches Werden (§ 3,1 Anm. 4). Die psychobiologische Auffassung ist auch als Entwicklungsbiologie ganzheitlich; hierbei ist „Ganzheit" wiederum nicht als Mosaik von Teilen, die nur eben aufs Ganze „bezogen" werden, gesehen, auch wird „Ganzheit" nicht mehr mit der Fiktion metaphysischer Ursachen „erklärt", sondern „Ganzheit" ist rein biologische Einheit, deren Teile biologische Symbole des Ganzen sind (wie ich schon 1924 betont habe) Es wird das Biologische als das beschrieben, was es ist: eben biologisch; dabei ist die Beschreibung nicht vage, verschwommen, systemlos, wie die mancher Psychologen, die im Metaphysischen zu forschen und gerade in der Unklarheit dem „nebelhaften Wesen" der Psyche näherzukommen glauben, — sondern sie stellt überall die Einzelheiten heraus, aber in ihrem stetigen Zusammenhange und Flusse, als biologische Symbole des näheren und weiteren, letztens kosmischen Geschehens. Es wird also auch nicht mechanistisch-atomistisch beschrieben, jedoch anerkannt, daß die mechanistisch-atomistische Forschungsmethode eine unübersehbare und auch für die Psychobiologie unentbehrliche Fülle von Tatsachen aufgezeigt hat und weiterhin aufzeigt.

Die 3. Abteilung des Lehrbuches (der 6. und der 7. Band) enthält die Psychobiologie der Krankheit und der Genesung, und zwar der 6. Band die Allgemeine Krankheitslehre (einschl. Lehre von der kranken Konstitution, Weltanschauung, vom kranken Charakter und Temperament), der

7. Band die Neurosenlehre und -therapie, bes. die Erkenntnistherapie.

Die Psychobiologie, also auch die realische Weltanschauung ist nicht ein (mein) privates Lehrgebäude, das für die Allgemeinheit keine wesentliche Bedeutung habe, sondern ist die genetische Weiterführung des menschlichen Denkens zur letztmöglichen Reife. Ich bin nicht Außenseiter, sondern Spitzenreiter. Meine biologische Philosophie ist nicht ein System neben vielen anderen Systemen, sondern die Emporführung der Philosophie zu letzter erkenntnistheoretischer Klarheit, sie ist philosophischer Realismus. Sie ist nicht eine entlegene Theorie, sondern Phänomenologie im Sinne der unmittelbaren Erfassung der Tatsächlichkeit, sie ist rein empirische Lebensweisheit. Die Psychobiologie ist also auch von jedermann an den Tatsachen nachzuprüfen, ja die kritische Nachprüfung ist erst der rechte Weg zu ihrer Erarbeitung. Der Leser soll mir nichts glauben, er soll sich überzeugen. Er sollte auch nicht das Neue, das ich bringe, a priori ablehnen. Dies gilt besonders für die Kritiker: auch sie können ein rechtes Urteil nur abgeben, nachdem sie das Lehrbuch regelrecht studiert, das Neue unvoreingenommen, sachlich geprüft und nach-gedacht haben. Auch der berühmteste Wissenschaftler, sofern er seinen bisherigen Standpunkt (gar noch „absolut") beibehält, in meinem Werke nur so ein bißchen herumblättert, nur anerkennt, was er bisher schon wußte, Einzelheiten herauspickt und sie nicht in meiner, sondern in seiner Denkweise interpretiert, mir also unterstellt, was ich nie gesagt und gemeint habe, und dies nun kritisiert, usw., — kann meinem Werke nicht gerecht werden. Nicht jede Kritik ist als von einem Wissenschaftler in wissenschaftlicher Sprache geschrieben wissenschaftlich! Und nun gar die neurotischen Kritiker, die Kritikaster sind, wie ich schon im Vorwort des 1. Bandes, S. 20f. u. a. a. O. betonte, einfach eine Landplage, eine Weltplage. Eine üble Sorte von Zeitgenossen sind immer auch die Totschweiger: Leute, die in Wahrung ihrer vermeintlichen Vollkommenheit den Fortschritt, noch dazu einen grundsätzlichen, „aus der Welt schaffen", Leute, die sich mit fremden Federn schmücken und deren Herkunft natürlich nicht angeben dürfen, Leute, die sich redlich auf einen Gipfel hinaufgearbeitet haben, dort aber den Erstbesteiger vorfinden und ihn nun eben „übersehen müssen", — usf. Auch die Totschweiger werden nicht alle, aber die Tatsachen richten sich nicht nach ihrem „Todeszauber".

Die Bände 4—7 des Lehrbuches habe ich in den Jahren 1931 bis 1935 im Rohmanuskript niedergeschrieben. Die Reinschrift erfolgte ab April 1936 und war beendet am 27. April 1940. Selbstverständlich war vor mir nicht „nichts", sondern ich schließe

mich an Vorhergehendes an. Ich habe aber nicht alle Autoren, alle Übereinstimmungen mit ihnen und Unterschiede von ihnen anführen, ich habe auch bei weitem nicht alles aus eigener Forschung und Erfahrung verfügbare Material einarbeiten können, ich habe nur die Grundlinien mit Beispielen geben können — wieviele Tausende von Seiten hätte ich sonst noch schreiben müssen! Ich hoffe, daß die vielfältige und gewichtige Anerkennung, die meine Arbeit bisher gefunden hat, auch diesen weiteren Bänden vergönnt sein wird.

Charlottenburg, im Januar 1941.

Hans Lungwitz.

Nachtrag

Die 3. Abt. ist 1954 und 1955 erschienen. Der Abschluß des ganzen Werkes ist die 4. Abt.: „Das Buch der Beispiele". Es besteht aus zwei Teilen: „Aus der Weltanschauungskunde" und „Aus der Neurosenkunde", erschienen 1956.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	9
Inhaltsübersicht	17

§ 1. Die Amphimixis

1. Die Spezifität	21
A. Die Ähnlichkeit	21
B. Die Individualspezifität	29
C. Die Gruppenspezifität	32
Anm. Das Wesen der „Masse"	33
2. Die biologische Symbolik	37
3. Samenzelle und Eizelle	45
4. Der Weg zum Ei	53
5. Die Amphimixis	63
6. Geschlechtliche und ungeschlechtliche Fortpflanzung	67

§ 2. Die Keimzelle

1. Die Bisexualität	75
2. Genisch und trophisch	76
3. Die Zellteilung	78

§ 3. Der Embryo

1. Der biologische Determinismus	83
A. Keim und Embryo als Ganze	83
B. Die Differenzierung	87
2. Innen- und Außenfaktoren	101
3. Die Erblichkeit	107
A. Zur Theorie der Erbfaktoren	107
B. Zur Theorie der Umwelteinflüsse	118
C. Zur Theorie der erworbenen Eigenschaften	127
D. Zur Theorie der funktionellen Reize	129
4. Knabe oder Mädchen?	134
Anm. Mann und Weib als biologische Typen	138

§ 4. Der Foetus

1. Die Arbeitsteilung	143
2. Konstitution. Norm	146
3. Die intrauterinen Funktionen	150
A. Das Herz	151
B. Die Lunge	156
C. Der Stoffwechsel	158

Seite
D. Die Zeugungsorgane 169
E. Das Gehirn 170
F. Die Muskulatur 171

§ 5. Das Kind in der Geburt

1. Die Geburtsreife 180
2. Die Geburt als Entwicklungsschub 185
A. Das Herz 186
B. Die Lunge 196
C. Der Stoffwechsel 199
D. Das Nervensystem 200
E. Die Muskulatur 201
3. Die Geburt als Übergang 204

§ 6. Der Säugling

1. Allgemeines über den Ausbau der Reflexsysteme (RSe) . . . 212
2. Die optischen RSe 218
3. Die akustischen RSe 226
4. Die gustatorischen RSe. 229
5. Die olfaktorischen RSe 235
6. Die thermischen RSe. 238
7. Die taktiien RSe 240
8. Die koordinativen RSe 244
9. Die Reflexausdrücke 247
10. Der aufrechte Gang 258
11. Das Sprechenlernen 261
12. Die Ruhehaltung 263

§ 7. Das Kind bis zur Pubertät

1. Individuum und Umgebung 265
A. Der Eronenaustausch 265
a) Der Austausch der sensorischen Eronen 265
b) Der Austausch der sympathischen Eronen 277
c) Der Austausch der idealischen Eronen 284
B. Aktion und Reaktion 297
C. Richtung, Ziel, Zweck, Sinn, Lebenslinie 305
2. Kind und Familie 319
3. Kind und weitere Umgebung 332
4. Das Kind als trophisch-genisches Wesen 336
5. Die trophische Entwicklung 337
A. Die Nahrungsaufnahme 337
B. Die Ausscheidung 338
C. Das Sprechen 344
D. Spiel und Arbeit 359
Anm. Das Produkt 376
E. Der Besitz 378
6. Die genische Entwicklung 406
A. Die platonische und die sinnliche Liebe 406
B. Die Onanie 411
C. Die Überkreuzbindung. 415
D. Spiel und Schaffen 425
E. Der Besitz 434
7. Die Erziehung 439
A. Erziehung und Entwicklung 439
B. Die Schulgemeinschaft. 445

Seite
C. Die Begabung 451
D. Die Methodik der Erziehung 454
E. Der Zweck der Erziehung 461

§ 8. Der Jugendliche

1. Die Pubertät als Periode 464
2. Die Differenzierung des Verhaltens 467
3. Die Pubertät als Übergang 488
A. Die fünf Stadien 488
B Das Abendmahl 493
C. Das Opfer 498
D. Sieg und Niederlage 513
E. Ehre und Freiheit 527
4. Die trophische Entwicklung 542
A. Die Ernährung 542
B. Das Rauchen 548
C. Die Kleidung 557
D. Die Wohnung 568
E. Arbeit, Sport, Krieg 570
F. Der Besitz 581
G. Der Beruf 583
5. Die genische Entwicklung 593
A. Die sinnliche und die platonische Liebe 593
B. Die Kleidung, die Haartracht 611
C. Die Liebeswahl 617

§ 9. Der Vollerwachsene

1. Die Zeitalter 628
2. Die Selbständigkeit 631
3. Die Berufe. Der Sport 641
Anm. Die Schichtung 653
4. Wissenschaft und Kunst 653
5. Die Ehe 665
6. Die Geburt des Kindes 679

§ 10. Der Höchstreife 684

§ 11. Der Greis 688

§ 12. Die Psychobiologie der Kultur

1. Das Alter der Menschheit 693
2. Die menschlichen Gemeinschaften 700
A. Die partikularistischen Gemeinschaften 701
B. Die totalistischen Gemeinschaften 708
3. Die Kulturperioden 718
4. Die alluviale Kulturperiode 722
A. Der Anfang 722
B. Der Aufstieg 731
a) Das Matriarchat 731
b) Der Übergang zum Patriarchat 736
c) Das Patriarchat 738
C. Der Abstieg 763
5. Kultur und Krankheit 772

Abkürzungen.

Akt. = Aktualität
Akt.-Reihe = Aktualitätenreihe
biol. Symb. = biologisches Symbol
EdS. = Entdeckung der Seele
Gruppspez. = Gruppenspezifität
HASTF = Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freude-Reihe
hgf., agf., sgf., tgf., fgf. = hungergefühlig usw. (3. Bd., S. 126)
HRS, ARS, SRS, TRS, FRS = Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freude-Reflexsystem
Hstadium, Astadium, Sstadium, Tstadium, Fstadium = Hunger- usw. stadium
Indspez. = Individualspezifität
KP = Kulturperiode
ml., wbl. = männlich, weiblich
quoad = hinsichtlich
RS = Reflexsystem
s. = sive („oder" bei Synonymen usw.), in andern Fällen = siehe
Sk. = Symbolkomponente
Var.-B. = Variationsbreite
V.-G. = Veränderungsgeschwindigkeit
vw. = vorwiegend.

§ 1. Die Amphimixis.

1. Die Spezifität.

A. Die Ähnlichkeit.

Die Aktualität ist immer nur mit sich selbst identisch, und sie ist immer-anders, nie zweimal dieselbe. Zwei Aktualitäten können nicht dieselbe sein, sie können sich nur näher oder entfernter ähneln. Der höchste Grad der Ähnlichkeit ist die Gleichheit, der geringste Grad die Unähnlichkeit. Gleich ist die Aktualität nur ihren eigenen Vor- und Nachaktualitäten, d. h. so oft eine bestimmte Aktualität auftritt, ist sie nie zweimal dieselbe, sondern jeweils von ihren eigenen Vor- und Nachaktualitäten verschieden — sie wird ja wiedererkannt — und zwar in dem geringstmöglichen Grade, dem der Gleichheit; wir sagen: die „nämliche" Aktualität wiederholt sich und nennen die Reihe A A′ A″ A‴ usw. Die Aktualitäten A und B sind sich weniger ähnlich, die Ähnlichkeit mindert sich bis zu dem Grade der Unähnlichkeit. Aktualitäten, die überhaupt keine Ähnlichkeit miteinander hatten, also auch nicht mittelbar (indirekt, über Zwischenaktualitäten) verglichen werden könnten, gibt es nicht; schon die Tatsache, daß jede Aktualität von jeder „anderen" ver- und unterschieden ist, also die Tatsache des Vergleichs, die Tatsache, daß das Anders-sein wie das Vergleichen anschauungsgemäß ist, zum Wesen der Anschauung gehört, aus der Anschauung nicht wegzudenken ist, zeigt unbestreitbar, daß zwischen allen Aktualitäten (= Aktualität als jeweilige Verändertheit) Ähnlichkeiten bestehen, die nur eben nähere oder entferntere sind. Vgl. hierzu 1. Bd. §§ 28,5 und 6, 2. Bd. § 29.

Die Aktualität tritt nun niemals isoliert auf, sondern stets als Glied einer Reihe (1. Bd. §§ 16, 19), die Veränderung ist stetig, die Aktualität geht stetig in die nächste über (1. Bd. § 11), die Reihen sind je ein assoziatives System, zusammengesetztes Individuum (1. Bd. § 5, über „Ganzheit" 1. Bd. § 19). Was von der Aktualität gesagt wurde, gilt auch für die Reihe: gleiche Reihen sind Wiederholungen der „nämlichen" (bestimmten) Reihe, andere Reihen sind einander weniger ähnlich bis unähnlich. Individuen, die gar keine Ähnlichkeit miteinander hätten, also nicht wenigstens mittelbar verglichen werden könnten, gibt es nicht.

Eine Reihe (ein Individuum) kann aus gleichen und weniger-ähnlichen Aktualitäten (Teilen) zusammengesetzt sein. Das Gleiche ist die Aktualität A in ihrer Wiederholung A′ A″ A‴ usw., das Weniger-ähnliche sind die Aktualitäten BCDEF usw., und von diesen können wiederum die eine oder die andere oder mehrere oder alle sich mehrfach als je Gleiches wiederholen. An einer zweiten Reihe kann wiederum Gleiches von der ersten Reihe beteiligt sein (vgl. z. B. zwei Dachziegel miteinander — oder zwei Bäume, zwei Hunde, zwei Menschen usw.). Je mehr an der zweiten Reihe Gleiches aus der ersten Reihe beteiligt ist, desto mehr „gleichen" sich die beiden Reihen, oft in dem Maße, daß man, wenn auch nicht ganz genau, noch von Gleichheit der ganzen Reihen spricht (gleiche Dachziegel, gleiche Brüder gleiche Kappen usw.); abgesehen davon kann ein anderer Teil der zweiten Reihe einem Teile der dritten Reihe gleichen usw. (Teilgleichheit, Teilkongruenz). Die Einordnung eines gleichen Teiles in mehrere Reihen ist eine assoziative (koordinative) Variation im Rahmen der Gleichheit dieses Teiles. Ein Teil T kann nicht zugleich Teil mehrerer Individuen sein, sondern er ist als Teil des Individuums 1 „anders" (T′) wie als Teil (T″) des Individuums 2, aber eben so wenig anders, daß er „gleich" T ist; ihm sind die übrigen Teile des Individuums an und für sich mehr oder weniger ähnlich, aber ihm sowohl wie unter einander als zum Individuum, zum ganzheitlichen Verbande, zur individualen Gemeinschaft höherer Ordnung assoziiert doch in einer solchen Weise „angeglichen", daß alle die verschiedenen Teile in der besonderen Abwandlung oder Nuance ihrer Eigenschaften und Funktionen aufeinander abgestimmt, einander nächst-ähnlich sind.

Der Mensch M ist, so oft er erscheint, der gleiche Mensch *),

*) Man sagt, der langgesuchte Dieb X. sei mit dem Hochstapler H. identisch. Man hat also zunächst nicht gewußt, wer der Dieb ist, dann hat man gefunden, daß er der Hochstapler H. ist. Damit wird aber nicht bewiesen, daß zwei Personen identisch sein können; es hat sich gar nicht um zwei Personen gehandelt, sondern um eine, von dieser werden zwei Eigenschaften angegeben: der H. ist Hochstapler und Dieb, er ist dazu 1,72 m groß und schlank, er hat auch einen Kopf, zwei Arme usw. Daß ein Individuum jeweils mit sich identisch ist, ist natürlich keine Frage, aber weder sind die verschiedenen Eigenschaften und Funktionen eines Individuums noch die einzelnen Eigenschaften und Funktionen in ihren verschiedenen zeitlichen Abwandlungen noch das Individuum in seinen verschiedenen zeitlichen Abwandlungen identisch, sondern sich selber gleich, auch gleichnamig („nämlich"). Man kann also ein Individuum in seinem jeweiligen So-sein mit dem vorigen So-sein vergleichen; für das Identische gibt es natürlich keinen Vergleich. Ist aber eine Summe, z. B. zwei nicht immer identisch? Sie ist doch nie mehr oder weniger als eben zwei, also auch nicht 1,9999∞ oder 2,0000∞1; ohne diese „Identität" ist das Rechnen überhaupt unmöglich, also gibt es Mehreres, das identisch ist. Nein, so kann man füglich nicht schließen. Als gesprochen

verschieden von jedem anderen im Grade der näheren oder entfernteren Ähnlichkeit. Jede Körperzelle des M, z. B. eine Leberzelle ist ein zusammengesetztes Teilindividuum, auch sie bleibt, so lange sie existiert, die gleiche, sie ist gewissen anderen Zellen (Leberzellen) nächstähnlich in der Art einer sehr ausgebreiteten Teilkongruenz und bildet mit diesen die Gruppe „Leberzellen" (kurz: die Leber des M), jede Leberzelle gehört dieser Gruppe an, und auch diese Gruppe bleibt, so lange sie existiert, die gleiche, die gleiche Leber. Auch der Mensch N hat eine (seine) Leber. Sie ist der Leber des M sehr ausgebreitet teilkongruent — derart, daß sie mit der Leber des M (sowie mit anderen menschlichen Lebern) die Gruppe „menschliche Leber" bildet. Jede menschliche Leber gehört dieser, also der gleichen Gruppe an, ist jeder anderen zugehörigen Leber mehr weniger angeglichen, nächstähnlich. Hierbei werden also die einzelnen Lebern „für sich" verglichen und gruppiert. Nun ist aber jede Leber integrierender Teil eines Individuums höherer Ordnung, hier eines Menschen. Die Leber L gehört zu M, sie ist den anderen Zellen des M und ihren Gruppen (Organen) ähnlich im Grade einer abgestuft geringeren Ähnlichkeit, als sie die Leberzellen untereinander sowie die menschlichen Lebern untereinander haben, aber als integrierender Teil des Organismus M allen übrigen Körperzellen in der (nur biologisch verstehbaren) Art der eigenschaftlichen und funktionellen Abwandlung angeglichen und hierin nächstähnlich, ja diese Nächstähnlichkeit übertrifft noch jene der Lebern untereinander insofern, als sie ja eben die individuelle (organismische, ganzheitliche) Zusammengehörigkeit kennzeichnet. Man kann sie „Totalqualität" nennen, muß aber wissen, daß diese nicht eine Eigenschaft für sich ist, eine solche, die eine Struktur, indem sie zu ihr hinzukomme, zu einem „Teil" „mache" (so wie die „ganzheitmachende Ursache" Drieschs die Teile zur Ganzheit „mache"), sondern daß sie die individuale Abwandlung der Eigenschaften und Funktionen eines Ganzen bezeichnet. Die Leber des M ist durch keine andere Leber ersetzbar, sie ist dem M genetisch eingewachsen wie alles andere Gewebe des M. Man kann dem M die Leber herausschneiden, aber dann hat man sie eben aus ihrem individuellen Zusammenhange gelöst, ihre ehemalige Zugehörigkeit zu M ist (ohne Marke) nicht mehr erkennbar, ihre biologische Beschaffenheit ist in der Art der Auflösung von jener, die sie im organismischen Verbande hatte, verschieden, ihre Eigenschaften und Funktionen sind die des Sterbens, sie ist zu konservieren, aber auch da natürlich niemals identisch mit der

oder geschrieben sind die Zahlen genau so veränderlich wie die anderen Wörter usw. Die Zahl, die Summe hat aber mit Identität gar nichts zu tun; zwei ist nur immer zwei, nie mehr oder weniger.

„lebendigen", d. h. im unversehrten Organismus befindlichen Leber (vgl. 1. Bd. § 8 Anm.). Man kann zwar Hautstücke transplantieren, Blut transfundieren, aber auch diese Gewebe sind zunächst „Fremdstoffe" und können nur insoweit einheilen, als sich gemäß der biologischen Beschaffenheit eine Eingleichung in den neuen Organismus vollzieht *). Auch die Nährstoffe müssen sich „assimilieren".

Eine „Szene" ist ein individuales Gesamt; spricht ein Beteiligter nicht „in", sondern „aus" der Szene, so ist er insoweit nicht mehr beteiligt und hat die Szene ge- und manchmal zerstört. Ein Haus ist eine individuale Einheit aus Stein, Holz, Eisen, Glas, und innerhalb dieses Gefüges sind quoad Abwandlung, Zusammenstimmung ihrer Eigenschaften und Funktionen die verschiedenen Baumaterialien nächstähnlich, dagegen ist außerhalb des Gefüges Stein dem Stein, Holz dem Holz usw. nächstähnlich. Auch in einem anorganischen Individuum ist der Ersatz integrierender Teile nur in der Art der möglichen Eingleichung ins Ganze erreichbar. Der Ersatz ist — ganz allgemein — um so leichter möglich, je weniger differenziert die beteiligten Substanzen sind.

Weiterhin werden die einzelnen zusammengesetzten Individuen miteinander verglichen und nach den Ähnlichkeitsgraden gruppiert. Der Mensch M ist von jedem anderen Menschen in den Graden der näheren oder entfernteren Ähnlichkeit verschieden, aber immer nur derart, daß die Menschen eine Gruppe (Art) sind. Innerhalb der Art „Mensch" sind nächstähnlich die Mitglieder der Gruppe „Familie", doch erfordert die Ermittelung dieser Tatsache oft eine eingehende biologische, charakterologische, psychobiologische Prüfung. In abnehmendem Grade einander ähnlich sind die Sippen-, die Stammes-, die Volks-, die Rassegenossen (Familien-, Sippen-, Stammes-, Volks-, Rassenähnlichkeit). Die genetische Gruppierung reicht bis zur Rasse (s. § 12). Die verschiedenen Rassen sind ohne genetischen Zusammenhang (die „Ableitung" der Menschheit von zwei Ureltern, die Gott „am Anfang" aus Erde plus Odem usw. geschaffen habe, ist eitel Fiktion und Irrtum obendrein, vgl. 1. Bd. p. 639ff., 3. Bd. Nr. 522 usw.), zwischen den Angehörigen der verschiedenen Rassen ist also nur die allgemein menschliche Ähnlichkeit vorhanden, sie sind sich so unähnlich wie innerhalb der allgemeinen menschlichen Ähnlichkeit nur möglich. Mischehen sind „Grenzfälle". — Eine andere Art der Gruppierung

*) Man vergleiche z. B. die Ergebnisse der Blutgruppenforschung, z. B.: Blut eines Menschen der Blutgruppe A vereinigt sich ohne weiteres mit Blut eines Menschen gleicher Blutgruppe; bringt man aber Blutgruppe A mit Blutgruppe B zusammen, so erfolgt Agglutination, im Falle der Blutübertragung „Blutvergiftung" und Tod, usw.

ist die nach bestimmten Einzelheiten („Gesichtspunkten", „Interessen"), z. B. nach Entwicklungsstufe, Alter, Stand, Weltanschauung, Religion, Politik, Beruf, Sport, Wissenschaft, Vergnügungen usw.; hierin sind also die Teilnehmer einander ähnlicher als die Nicht-Teilnehmer.

Von der Art Mensch ist die Tier-, Pflanzen- und Mineralwelt mit ihren Untergruppen verschieden. Die Ähnlichkeitsgrade zwischen den einzelnen Arten sind relativ gering, geringer als zwischen den Artgenossen, aber sie sind vorhanden, wie ja schon daran ersichtlich, daß alle Dinge unmittelbar oder mittelbar verglichen und eben hiernach gruppiert werden. Der Vergleich ist die Grundlage aller Klassifikation, also Einordnung der Dinge nach dem Prinzip der Ähnlichkeit-Unähnlichkeit. Natürlich „schafft" der Vergleich nicht die Ähnlichkeit, sondern findet sie vor.

Die Ähnlichkeit ist eine biologische Tatsache — „biologisch" nicht bloß im Sinne der Biologie als der speziellen Wissenschaft von den „Lebewesen", sondern im Sinne der Psychobiologie, also weltanschaulich verstanden (vgl. 1. Bd. S. 138 Fn.), also derart, daß auch die anorganischen Individuen, ferner die Worte, ferner die Individuen aller Sensualitäten, ferner die Gefühle und die Begriffe, ferner alle Entwicklungsstufen inbegriffen sind, kurz die Welt in all ihren Erscheinungsformen gemeint ist. Beschrieben wird die Ähnlichkeit als eine totale, d. h. die Individuen werden als Ganze verglichen und beschrieben (totalistische Beschreibung, wie sie besonders die Biologie anstrebt und die Psychobiologie grundsätzlich durchführt), oder als eine partikulare, d. h. die Individuen werden auf einzelne ihrer Eigenschaften, also kategorial verglichen (z. B. auf Größe, Farbigkeit, Härte, Wert usw.) und hiernach, ohne Rücksicht auf ihre Totalbeschaffenheit gruppiert und beschrieben, oder es werden einzelne Teile verschiedener Individuen ohne Rücksicht auf die individuelle Zugehörigkeit verglichen und beschrieben (partikularistische Beschreibung). Natürlich kann auch die totalistische Beschreibung nur Eigenschaften und Funktionen angeben, aber sie gibt sie ausdrücklich als Merkmale des Ganzen an, während die mechanistisch-materialistische Beschreibung „atomisierend" verfährt, also die Eigenschaften und Funktionen als Separata angibt, die mosaikartig die Individuen zusammensetzen und sozusagen nichts mit einander zu tun haben. Damit ist nichts gegen diese Beschreibung gesagt, sondern nur etwas über sie; es wird ja auch die totalistische Beschreibung nicht verfehlen, sich die Daten der partikularistischen (bes. der chemisch-physikalischen) Beschreibung zunutze zu machen. Wohl aber ist der Anspruch der partikularistischen Beschreibung, sie könne „das Biologische" voll erfassen, zurück-

zuweisen *). Das Biologische ist nur — biologisch zu verstehen.

Für Ähnlichkeit sagt man auch Verwandtschaft; speziell ist dieses Wort in der ganzheitlichen, somit auch genetischen Beschreibung gebräuchlich, doch spricht man auch z. B. von verwandter Gestalt, Farbigkeit, Entwicklungsstufe usw. in kategorialer Beschreibung.

Die Ähnlichkeit wird nicht etwa durch die „Übereinstimmung" gewisser kategorialer Eigenschaften und Funktionen verursacht oder bedingt, sie verursacht oder bedingt auch nicht die verglichenen Eigenschaften oder Funktionen, sondern sie ist eine biologische Tatsache, die wir mit der Angabe von Eigenschaften und Funktionen beschreiben. Die Ähnlichkeit ist auch

---

*) So glaubt z. B. P. Debye, die Lösung des „Lebensrätsels" sei „nur auf diesem einen und einzigen Wege", dem der Kernphysik (d. h. der Physik der Atomkerne, die man bei der Atomzertrümmerung gewinnt, vgl. 2. Bd. S. 275) möglich, gibt aber gleichzeitig zu, daß sich das Leib-Seele-Problem der physikalischen Forschung verschließe! Das Leib-Seele-Problem ist aber „das Lebensrätsel", es gibt kein anderes. Fehl geht auch W. Scheidt mit seinem Versuche, die Nervenprozesse elektrisch zu definieren und so neuerdings eine „neurologische" oder gar „biologische Psychologie" zu „gründen" (vgl. Kritik in Psych.-Neur. Wschr. 1937 H. 23). Wie im 1. Bd. § 8 Anm. dargelegt, ist die chemisch-physikalische Methode zunächst eine fixierende: die zu untersuchenden Stoffe müssen „analysefähig", also auf eine gewisse „Konstanz" (1. Bd. p. 214 Fn.) gebracht sein; so werden die Stoffe ihrem biologischen Zusammenhang entzogen, „atomisiert", es wird experimentiert (auch biologisch-chemisch!), und die Ergebnisse gelten eben nur für die „experimentelle Situation". Dabei liegt in der mechanistischen-materialistischen Weltanschauung der Akzent auf der Koordinatik, dem System, der Motorik. Man kann auch die „Lebewesen" (Organismen) mechanistisch untersuchen, dann treibt man mechanistische Biologie und (für Mensch und Tier) mechanistische Psychologie; beide sind von der realischen Biologie, der Psychobiologie noch weit entfernt. Selbstverständlich ist hiermit der chemisch-physikalischen Methode nicht etwa die Berechtigung abgesprochen. Die Methode darf nur nicht dahin mißverstanden werden, als ob die fixierten Stoffe, die atomistisch aufgefaßten „Teile" als solche im biologischen Zusammenhange vorkämen, das mechanistische Geschehen mit dem biologischen Geschehen identisch wäre. Mechanistisch ist Eisen Eisen, Fett Fett, Eiweiß Eiweiß, Zucker Zucker usw., gewiß mit molekularen Verschiedenheiten, die aber doch allesamt in bestimmten Konstitutionsformeln ausgedrückt werden können. Psychobiologisch ist Eisen nur gleich Eisen, dieses Fett von jedem anderen im Grade der Nächstähnlichkeit verschieden usw. — und die Aktualität ist immer-anders, auch entwicklungsbiologisch. Psychobiologisch lebt auch die anorganische Natur. Andererseits darf man nicht so weit gehen, den chemisch-physikalischen Gesetzen überhaupt die Gültigkeit absprechen zu wollen, „weil" sie „in der Natur" nicht oder nur selten vorkämen (Heisenberg u. a.). Realiter gelten die Gesetze für ihren Bereich, sie gelten auch für die Organismen, soweit sie sich mechanistisch behandeln lassen. Es gibt auch biologische Gesetze (z. B. das Kind entsteht immer nur bei der Zeugung, alle Menschen haben ein Herz usw.). Nur ist das biologische Geschehen stetige Veränderung — und diese ist freilich mechanistisch nicht zu fassen. Vgl. weiter 6. Bd. § 6, 2, B.

nicht notwendig eine (dem Ähnlichkeitsgrade entsprechende) „Übereinstimmung" aller Eigenschaften und Funktionen der verglichenen Individuen; gewisse Eigenschaften und Funktionen (die ja immer eigenschaftlich determiniert sind, 1. Bd. § 18) können sogar erheblich differieren (z. B. Nerven- und Knochengewebe eines Individuums), wie umgekehrt kategorial nächstähnliche Dinge (z. B. Salz und Zucker als weiße Kristalle, Schwefelsäure und Wasser als „farblose" Flüssigkeiten usw.) total sehr unähnlich sein können. Immer aber gehört zur totalen Ähnlichkeit das Gesamt der Eigenschaften und Funktionen jedes der verglichenen Individuen, und immer ist jede Eigenschaft und Funktion eines Individuums „individuell", die spezifische Abwandlung einer kategorialen Eigenschaft und Funktion (S. 32). Die Ähnlichkeit (in den verschiedenen Graden) ist oft den Individuen nicht ohne weiteres anzusehen, sofern man nicht bloß kategorial vergleicht. Es bedarf also oft der genaueren (biologischen, charakterologischen, weltanschaulichen, chemisch-physikalischen usw.) Prüfung zur Ermittelung der totalen Ähnlichkeit-Unähnlichkeit. Die totalistische Beschreibung macht sich hierbei die partikularistische Beschreibung zunutze, ohne zu vergessen, daß lediglich „Schlüsse" statthaft sind. Natrium und Chlor sind kategorial unähnlich, aber total derart ähnlich („Affinität"), daß sie partnerische Konstituentien (Entstandteile) der chemischen Verbindung (1. Bd. § 32, 1, c) Kochsalz sind, wie die chemische Analyse erweist. Die Ähnlichkeit des Natriums und des Chlors ist eine andere wie die des Natriums und des Hydroxyls, und das Natrium ist in beiden Fällen nicht dasselbe, sondern nur das gleiche. Die im Rahmen der Gleichheit liegenden Veränderungen eines Individuums gehen mehr minder weit (z. B. die Rose R erblüht und welkt), sie können in einzelnen Eigenschaften und Funktionen weiter gehen als in anderen (z. B. die Rose R entfärbt sich stärker, als ihre Gestalt sich verändert), auch bis zu kategorialen Nuancen gehen, die denen anderer Individuen nahe bis fast-gleich kommen (z. B. die rote Rose vergilbt), sie können verschiedenartige sein (z. B. bei Auftreten gleicher Aktualitäten in verschiedenen assoziativen Systemen).

Die Psychobiologie hat die Aktualität als Funktionseigentümlichkeit der jeweils akmetisch funktionierenden Denkzelle erkannt (1. Bd. § 8). Funktioniert die nämliche Denkzelle mehrfach aktuell, dann sind die Aktualitäten gleiche. Auch die Denkzelle (wie jede Zelle, jedes Individuum) verändert sich stetig, der Grad des jeweiligen Anders-seins — qualitativ und quantitativ — ist mit Gleichheit zu kennzeichnen. Die Zelle ist aus Eronen konstituiert; zu „Eron" (1. Bd. § 5) s. p. 155, p. 265 ff. Die Eronen einer Zelle sind untereinander Paßformen, einander

näher oder entfernter ähnlich — so ähnlich, daß sie gemeinsam das Individuum „diese Zelle" bilden; jedes einzelne Eron ist und bleibt — in steter Veränderung, auch bei der Wiederkehr in die Zelle — das gleiche (eine andere Beschreibung ist schlechterdings nicht möglich). Funktionieren zwei Denkzellen, z. B. A und B nacheinander aktuell, so sind die Aktualitäten niemals gleich, sondern a und b, einander näher oder entfernter ähnlich. Wir verstehen die nähere oder entferntere Ähnlichkeit zweier Aktualitäten aus dem größeren oder kleineren Anteil gleicher Paßformen am Eronenbestand der Denkzellen, deren biologische Symbole die Aktualitäten sind; hiermit ist immer eine nähere oder entferntere Ähnlichkeit der qualitativ-quantitativen Konstitution der Denkzellen gegeben. Zwischen A und B findet Eronenverkehr statt; die einfließenden Eronen sind Paßformen, passen zu ihren Partnern, andere Eronen, also solche, die nicht paßrecht sind, kommen in die „unpassende" Zelle nicht hinein, sondern haben eben ihre Partner, auch im stetigen Partner- oder Verhältniswechsel. Je zahlreicher die Eronen sind, die aus A in B einfließen, desto größer ist der Gleichheitsbe(i)trag A→B, desto ähnlicher ist die Konstitution B der A und — als biologisches Symbol des Gesamtbestandes, das also auch den Gleichheitsbetrag umfaßt, — die Aktualität b der a. Dies gilt auch für die assoziativen Systeme: jedes ändert sich, so lange es überhaupt besteht, nur innerhalb der Gleichheit und ist jedem anderen näher oder entfernter ähnlich. Je größer der Gleichheitsbetrag in den zum System gehörenden Zellen ist, desto ähnlicher sind die Aktualitäten; je größer der Gleichheitsbetrag zwischen den Zellen zweier verschiedener Systeme ist, desto ähnlicher sind sich die beiden Aktualitätenreihen, Individuen. Die Ähnlichkeit ist freilich, wie gesagt, oft erst im Wege besonderer Prüfung, also über Zwischenglieder herauszustellen. Es können auch gleiche Denkzellen an mehreren assoziativen Systemen teilnehmen (Teilkongruenz). Jede Denkzelle ist mit mehreren anderen unmittelbar (mittelbar mit allen) assoziiert, und je nach der Schaltung (spezifischen Funktionsperiodik, 1. Bd. § 19) läuft bald die eine, bald die andere Reihe ab, wobei der Gleichheitsbetrag hauptwegig assoziierter Zellen größer ist als der nebenwegig assoziierter. Eine gewisse assoziative Änderung gehört also zur Gleichheit der Zelle und ihrer Aktualität (beim Sterben der Zelle wird auch diese Variationsbreite überschritten).

Im Erlebnis „Gruppe Dachziegel" (S. 24) funktionieren also gleiche-nächstähnliche Denkzellen aktuell; jeder Dachziegel ist Aktualitätenreihe einer assoziierten Denkzellgruppe, eines Systems. Die Dachziegel können „für sich" (als Haufen) oder im Verbande „dieses Haus H" (als Dach) vorkommen. Im ersten

Falle findet der intensivste Eronenverkehr mit einem sehr hohen Gleichheitsbetrag zwischen den Denkzellen der (teilkongruenten) Systeme statt, deren Aktualitäten die Dachziegel sind, im anderen Falle zwischen den Denkzellen des Systems, dessen Aktualitätenreihe das Haus H ist. Im ersten Falle ist gemäß der assoziativen (koordinativen, strukturellen) Verschiedenheit von H der Gleichheitsbetrag „anders" wie im anderen Falle, in dem die Dachziegel sowie alle anderen Baumaterialien dem Ganzen eingepaßt, eingeglichen sind. Im ersten Falle sind die Dachziegel einander gleich-nächstähnlich, im anderen Falle sind alle Denkzellen und ihre Aktualitäten des Systems H — auch bei kategorialer Verschiedenheit — einander gleich bzw. nächstähnlich. Die Dachziegel des H kommen nur in diesem Verbande vor und niemals in einem anderen, so lange H besteht; wird das Haus H abgedeckt und werden die Dachziegel für ein anderes Haus verwendet, dann ist eben H nicht mehr das bisherige H (es wird abgebaut, umgedeckt usw.), und die Dachziegel müssen dem andern Hause eingepaßt, eingeglichen, in dieser Art den neuen Paßformen nächstähnlich werden, und welcher sich nicht ins Ganze einfügt, wird verworfen, obwohl er als Dachziegel für sich anderen Dachziegeln für sich nächstähnlich ist. Analog mögen die Augen des Menschen M denen des Menschen N „an und für sich" sehr ähnlich sein, als integrierende Teile des M sind sie allen anderen Teilen des M angeglichen, nächstähnlich, gemäß der Struktur der Denkzellgruppe, deren Aktualitätenreihe M ist, gemäß also der Tatsache, daß die Zellgruppe „Auge" diesem System höherer Ordnung M integrierend eingeordnet ist. Analog sind die abgestuften Ähnlichkeiten der assoziativen Systeme, deren Aktualitäten die verschiedenen Menschen sind, zu verstehen usw., also auch die Tatsache, daß alle Aktualitäten einander näher oder entfernter ähnlich sind: alle Denkzellen sind unmittel- oder mittelbar miteinander assoziiert. Ebenso ist aus der assoziativen Veränderung der Denkzellsysteme die der betr. Aktualitätenreihen verständlich, freilich nur für die echt biologische Auffassung.

B. Die Individualspezifität.

Die Aktualität ist spezifisch, heißt: sie ist, wie sie ist, eigenschaftlich und funktionell bestimmt, Bestimmtheit (in der Art der biologischen Homogenität, 1. Bd. §§ 16, 17). Die Aktualität ist immer-anders, und zwar kommen im Ablaufe der stetigen Veränderung — außer neuen, bisher noch nicht dagewesenen — periodisch gleiche Aktualitäten vor, solche, die, wie der Individualvergleich zeigt, schon vorher einmal oder öfter dagewesen sind. So oft eine bestimmte Denkzelle aktuell funktioniert, ist die Aktualität die gleiche, wie die Denkzelle die gleiche ist.

Die Änderung der Aktualität, entspr. der Denkzelle, ist spezifisch, zur Spezifität gehört also auch eine gewisse Veränderung und zwar die im Rahmen der Gleichheit. Dies gilt auch für die individualen assoziativen Systeme: auch sie sind spezifisch, spezifisch variabel. Die Spezifität des Individuums ist die Individualspezifität.

Mit Spezifität bezeichnen wir also die bestimmte biologische Beschaffenheit der Aktualität und der individualen Reihe, des Individuums schlechthin, also die Tatsache, daß das Individuum, so lange es „da" ist, „so" ist. Die Spezifität ist eine Anschauungstatsache; indem die Aktualität immeranders, d. h. eben jede Aktualität ver- und unterschieden von jeder anderen ist, kann die jeweilige Aktualität und individuale Reihe nur spezifisch sein, ihre Spezifität kann man auch mit Individualität bezeichnen (s. 5. Bd. § 13).

Die Spezifität kann natürlich nur nach Eigenschaften und Funktionen beschrieben werden (eine andere Beschreibung gibt es ja nicht). Es werden dabei angegeben: 1. die kategorialen Eigenschaften und Funktionen des Individuums, 2. die bestimmten Abwandlungen der einzelnen Eigenschaften und Funktionen des Individuums. Der Mensch M z. B. hat Augen, und er spricht, seine Augen sind blau und zwar so-blau, er spricht leise und zwar so-leise usw. Die Rose R hat Blütenblätter und duftet, sie hat rote und zwar so-rote Blütenblätter, und ihr Duft ist ein bestimmter (Rosenduft) und zwar in bestimmter Nuance usw. Alle Änderungen der Augen, des Menschen M, der Rose R usw. sind spezifisch, vollziehen sich innerhalb der Spezifität.

Die Aktualität ist spezifisch auch darin, daß sie zu dieser und nicht zu jener Reihe gehört. Die Reihe (das Individuum) ist spezifisch auch darin, daß sie (es) aus diesen und nicht aus anderen Aktualitäten (Teilchen) besteht. Es können aber gleiche Aktualitäten an verschiedenen Individuen beteiligt sein (S. 22), aber in jedem Falle ist die Reihe spezifisch, und die beteiligten gleichen Aktualitäten ändern sich auch koordinativ-assoziativ nur im Rahmen der Spezifität, es gehört zu ihrer Spezifität, daß sie jetzt an dieser, ein andermal an jener Reihe teilnehmen. Mit Spezifität wird ja nicht eine besondere Eigenschaft oder Funktion bezeichnet, sondern die Tatsache, daß diese Aktualität, dieses Individuum bestimmte („individuelle") Eigenschaften und Funktionen in bestimmter Abwandlung hat.

Jedes Teilchen einer Zelle ist spezifisch auch darin, daß es nur zu dieser (und nicht zu jener) Zelle gehört, mit anderen ebenfalls je spezifischen Teilchen diese Zelle bildet, die somit als Ganzes spezifisch ist. Der Übergang eines Teilchens aus Zelle A in Zelle B ist eine spezifische Veränderung dieses Teilchens,

diese Veränderung gehört zu seiner Spezifität. Jedes Eron, jeder Eronenkomplex, jedes Teilchen befindet sich jeweils in der paßrechten Umgebung, im Verhältnis zu seinen Partnern (Partner sein, heißt eben: passen, Paßform sein), ein anderer Fall ist schlechterdings unvorstellbar und könnte höchstens fingiert werden (mit dem Tropus des Irrealis, des Unwirklichkeitsfalles, z. B. „das Teilchen T könnte ebenso gut hier wie dort sein", vgl. 1. Bd. S. 66ff.). Die Einordnung in die Reihe, in das Ganze ist nicht bloß spezifisch quoad Koordinatik, sondern quoad Gesamtbeschaffenheit.

Jede Zelle eines Individuums ist spezifisch auch darin, daß sie so, wie sie ist, nur in diesem Individuum vorkommt; sie ist „für" dieses Individuum spezifisch. Die Eigenschaften und Funktionen der einzelnen Zellen sind kategorial näher oder entfernter ähnlich, aber jede Zelle ist für sich spezifisch, befindet sich demgemäß auch in diesem und nicht in einem anderen Verbande, alle ihre Eigenschaften und Funktionen sind denen aller übrigen Zellen (Teilen) des Individuums in der spezifischen Abwandlung angeglichen, und so geht die Spezifität der einzelnen Zellen in die Spezifität des Individuums (Zellenstaates) ein, die Spezifität des Ganzen ist die biologische Einheit der Spezifität seiner Teile — so wie die Summe die biologische Einheit (nicht das Nebeneinander!) ihrer Summanden ist (1. Bd. S. 381), jede Eigenschaft und Funktion des Ganzen ist spezifisch derart, daß sich in ihr die Spezifität aller Teile homogen präsentiert, und ebenso stellt jeder Teil in seiner Spezifität die des Ganzen dar. Der Gang des Menschen M z. B. ist spezifisch (man kann ihn an seinem Gange erkennen), nicht bloß als Funktion der Beinmuskeln, sondern als Merkmal des ganzen Menschen M (an seinem Gange kann der Kundige, bes. der Psychobiologe, der die eingehendste Menschenkenntnis hat, den Gesamtcharakter erkennen). Ein Übergang eines Teiles des Individuums in einen anderen Verband (z. B. eine Bluttransfusion) geschieht gemäß der Spezifität des Individuums und des übergehenden Teiles und ist eine spezifische Veränderung, sie kommt nur da und so vor, wo und wie sie vorkommt. Der Zerfall der Zelle oder eines Zellenstaates (Sterben, Tod, 1. Bd. S. 604, 3. Bd. Nr. 25) erfolgt (auch zeitlich) gemäß der Spezifität, in spezifischer Art, die ausscheidenden Teile verändern sich weiterhin gemäß ihrer Spezifität (gehen neue Verbindungen ein usw.). Im Falle der generativen Zellteilung sind die Tochterzellen so-spezifisch, wie die Mutterzelle war; diese ist spezifisch, kann sich auch nur spezifisch teilen, in spezifische Tochterzellen aufgehen, die je die Spezifität der Mutterzelle auf dem nächsthöheren Entwicklungsniveau (daher „Differenzierung") fortführen (§ 4,1).

Die verschiedenen Eigenschaften und Funktionen eines Individuums sind alle spezifisch; unter ihnen gibt es aber, wie der Vergleich zeigt, eine oder mehrere, die sich von den entsprechenden Eigenschaften und Funktionen anderer Individuen besonders abheben, und diese ist (sind) spezifisch im engsten (engeren) Sinne, die Haupteigenschaft(en) und Hauptfunktion(en). So ist die Musik Richard Wagners spezifisch, an einem oder wenigen Takten erkennt man Giacomo Puccini, an einem oder wenigen Sätzen Kant oder Schopenhauer usw., der Beruf eines Menschen M ist spezifisch (er kann nur diesen und nicht einen anderen ausüben, § 8,4, G), auch in der Art der Ausübung (sie ist in diesem Sinne einmalig); eine spezifische Funktion der Leber ist die Produktion von Galle, die spezifische Funktion (Hauptfunktion) der Denkzellen ist der Vorgang, in dessen Verlauf — auf dem Höhepunkte — die Aktualität, das Bewußte erscheint.

C. Die Gruppenspezifität.

Im strengsten Sinne individualspezifisch ist nur die Aktualität. Sie tritt aber niemals isoliert, sondern immer als Glied der Reihe auf. Jedes zusammengesetzte Individuum ist bereits eine Gruppe, hier ist also Gruppen- und Individualspezifität identisch, ist die Gruppenspezifität die Individualspezifität der Gruppe. Die Individuen gruppieren sich weiterhin (nach der totalen oder der kategorialen Ähnlichkeit), und die Gruppen sind wiederum je ein individuales System höherer Ordnung (totale Ähnlichkeit), oder sie sind lose Zusammenordnungen (kategoriale Ähnlichkeit), also solche einzelner Eigenschaften oder Funktionen verschiedener Individuen. Im ersten Falle ist die Gruppenspezifität wiederum die Individualspezifität der Gruppe, im letzteren besteht sie nur in der verglichenen Eigenschaft oder Funktion.

Eine Körperzelle, z. B. eine Leberzelle ist eine individuale Gruppe von je spezifischen Teilchen, also individual- und (identisch) gruppenspezifisch. Ebenso die Leber als individuale Gruppe der Leberzellen, der Mensch als individuale Gruppe aller seiner Zellen und Säfte. Ferner gruppieren sich die Menschen zu kleineren und größeren, totalistischen und partikularistischen Gemeinschaften, also genetisch zu Familien, Sippen, Stämmen, Völkern, Rassen, und wiederum ist jede Familie, Sippe usw. ein individuales Ganzes (assoziatives System) höherer Größenordnung, also gruppen- und (identisch) individualspezifisch (Familien-, Sippenspezifität usw.), andererseits bilden sich Gruppen nach einzelnen Eigenschaften und Funktionen, allerlei Vereine, Verbände, deren Gruppenspezifität nur in der gemeinsamen Eigenschaft und Funktion (im gemeinsamen Interesse usw.) besteht. Letztens gehören alle Menschen der „Spezies homo", der „Art Mensch" an, also der umfassenden Gruppe

Mensch, deren Spezifität die Artspezifität ist, die also artspezifisch von der — wiederum je artspezifischen — Tier-, Pflanzen- und Mineralwelt (mit je ihren Untergruppen) verschieden ist. Immer ist die Gruppenspezifität die biologische Einheit der Spezifität aller Teile (Glieder, Mitglieder, Angehörigen, Genossen) der Gruppe, und immer stellt jeder Teil in seiner Spezifität die Spezifität des Ganzen dar. Alle Menschen haben — bei aller Verschiedenheit — die artspezifischen, die spezifisch menschlichen Eigenschaften und Funktionen.

Alle Eigenschaften und Funktionen der Gruppe sind gruppenspezifisch, „speziell". Die Gruppe G wird nun aber mit anderen Gruppen verglichen; dabei stellt sich heraus, daß eine oder mehrere Eigenschaften und Funktionen der Gruppe G sich von den entsprechenden (analogen) Eigenschaften und Funktionen der anderen Gruppen besonders abheben, und diese Eigenschaft(en) und Funktion(en) von G ist (sind) die gruppenspezifische(n) im engsten (engeren) Sinne, die Haupteigenschaft(en) und Hauptfunktion(en) der Gruppe G (vgl. 1. Bd. p. 452). Die Haupteigenschaft „des" Menschen ist die Vernünftigkeit (5. Bd. § $8_{,1,}$ c), daher „homo sapiens".

Anmerkung: Wesen der „Masse".

Man kann die Masse nach chemischen, physikalischen, historischen, biologischen usw. Methoden beschreiben, die Psychobiologie stellt und beantwortet auch hier die Frage nach dem Wesen, also die Frage: was ist „Masse" dem Wesen nach, wie ist „Masse" möglich? Hierbei ist die Art der Masse gleichgültig. Chemisch klassifizierend unterscheidet man die anorganische und die organische Masse; erstere ist z. B. ein Steinhaufen, ein Metallstück, letztere z. B. eine Masse Rohrzucker, Stearin, Eiweiß. Physikalisch ist Masse der (physikalische) Körper abgesehen von seiner Kraft, vgl. 1. Bd. § 17. Entwicklungsgeschichtlich unterscheiden wir die chaotische (magmatische) Masse von der differenzierten (in den einzelnen Differenzierungsgraden); so ist die primitive Horde eine chaotische Masse Mensch, in der sich Einzelwesen ihrem Erleben nach höchstens in Andeutungen voneinander abheben, sodann eine Masse Menschen in beginnender Differenzierung, also eine Masse von Kollektivs. Gemeinschaftswesen im Sinne des Menschenbreies mit erst angedeutetem „Kern", also noch ohne eigentlichen Führer, während ein Kulturvolk eine differenzierte Masse ist, also aus klarer und klar voneinander abgegrenzten und zu einer pyramidischen Hierarchie mit dem Führer an der Spitze geordneten Individuen und ihren kleineren Verbänden (Familien, Sippen, Stämmen) besteht (§ $12_{,4}$). Soziologisch unterscheidet man in der jeweiligen Gesellschaftspyramide die Masse (Volksmasse)

als die Basisschicht von den Mittel- und bes. Spitzenschichten als den gehobenen Ständen, den differenzierteren, hervorragenden Volksgenossen, den „Köpfen", Herren. Biologisch wird unterschieden die unorganisierte von der organisierten Masse; überblicken wir z. B. einen verkehrsreichen Platz, dann nehmen wir eine unorganisierte Masse (die ihn überschreitenden Menschen) wahr, dagegen ist eine Gruppe von zwei zusammengehenden Menschen, ein geordneter Zug, eine Familie, eine Sippe, ein Stamm, ein Volk, eine Rasse je eine organisierte Masse Menschen, sofern ein Führer vorhanden ist. In der Psychologie und psychologischen Philosophie hat das Problem „Masse" die Form des Struktur-, Gestalt-, Ganzheitproblems, auch des Mengenproblems angenommen; hinsichtlich der Wesensfrage ist man auch hier über die üblichen Deutungen und Deutereien nicht hinausgekommen (vgl. 1. Bd. § 19 Anm.).

Die Psychobiologie lehrt: Masse ist eine Ansammlung gleichartiger Individuen. Die anorganische Masse ist eine Ansammlung von anorganischen Stoffen, z. B. Steinen; die chemischen und physikalischen Unterschiede spielen hier keine Rolle, eine anorganische Masse kann also z. B. aus allen möglichen Mineralien bestehen, sie sind eben als solche, als Mineralien, gleichartig, sind Anorganisches. Ferner: ein Gemenge von Steinen und Pflanzen wird man niemals eine Masse nennen, es sei denn, man gebraucht das Wort „Masse" populär synonym mit Menge, Gemenge. Eine Masse Pflanzen ist eine organische Masse, ebenso eine Herde Tiere, dagegen wird man eine Herde Tiere, die durch einen Wald geht, mit diesem Walde zusammen niemals eine Masse nennen. Auch eine Masse Menschen ist eine organische Masse, sie sind alle artgleich, nämlich Menschen; dagegen wird auch der Naive ein Gemenge von Menschen und Tieren oder Menschen oder Bäumen usw. niemals eine Masse nennen.

Die Masse ist nun unorganisiert oder organisiert. Ein Steinhaus z. B. ist eine organisierte anorganische Masse von Steinen; der vorher herumliegende Haufen von Steinen ist eine unorganisierte anorganische Masse. Eine Pflanze, ein Tier, ein Mensch ist je eine organisierte organische Masse von (je spezif.) Zellen, und eine Zelle ist eine organisierte Masse von (je spezif.) Teilchen. Eine Familie, eine Sippe, ein Stamm, ein Volk (zu folgen, Gefolge, Nachfolger usw., Nation zu nasci, als svw. Geburtsgemeinschaft, während Staat zu status eine Organisation ist, der auch fremde Elemente angehören können, § 12,2) sind je eine organisierte Masse, jede hat ihr Oberhaupt. Ebenso ist ein Verein, eine Versammlung, die einen Vorsitzenden hat und deren Mitglieder, so lange sie besteht, gleiche Erlebnisse haben (Anhören einer Rede usw.), eine organisierte Masse; auch nach

Beendigung der Versammlung eines Vereins besteht dieser Verein weiter, so lange er ein Oberhaupt hat. Kennzeichen der Organisation ist die Gruppierung der Teile der Masse um einen Mittelpunkt. Der Mittelpunkt kann weniger oder mehr vor-, aufragen, von der Basis sich abheben, zur Spitze werden. Im Anorganischen finden wir analog den organischen Zellen „zelluläre" Anordnungen mit Kernbildungen funktioneller Art (ich erinnere nur an die Struktur der Kristalle, der Metalle, der Atome, an den funktionellen Schwerpunkt, überdies daran, daß der Mensch strukturgemäß „zellig" anschaut, Rund und Gerade erlebt); ein Berg, eine Wasserwoge sind je eine organisierte Masse von „Massenteilchen", sofern diese um einen Mittelpunkt (Schwerpunkt) gruppiert sind, bei der Wasserwoge ist die Organisation sehr labil, sie steht der unorganisierten Masse nahe. Die organische Zelle hat ihren Kern bzw. Kernsubstanzen, die von der Umgebung (noch) nicht morphologisch abgrenzbar sind (sog. kernlose Zellen). In jedem Zellenstaat gruppieren sich die peripheren Zellen um einen Mittelpunkt, der nicht in der mathematischen Mitte zu liegen braucht. Tier und Mensch sind nach dem Prinzip der Zentrierung organisiert, z. B. Herz Zentrale des Blutgefäß-, Hirn Zentrale des Nervensystems usw.; die einzelnen Organe und Organsysteme stehen zentral über das Zentralnervensystem in nervlicher Verbindung, dort laufen „die Fäden" zusammen und von dort gehen andere (motorische) „Fäden" aus. Ein Gebirge ist eine Organisation von Bergen um ihr Zentrum (den Gebirgsstock). Ein Wald ist eine Organisation von Bäumen um ihren Mittelpunkt. Eine Tierherde hat ihren Führer, der in der Freiheit ein Leittier, in der Domestikation der Hirt ist. So auch die menschliche Familie, Sippe usw., die menschlichen Gemeinschaften aller Größenordnungen. Jede Masse ohne Mittelpunkt ist unorganisiert. Jeder Organismus ist eine organisierte Masse, und man kann auch umgekehrt sagen: jede organisierte Masse ist ein — anorganischer oder organischer — Organismus, doch wird dieses Wort speziell für die sog. Lebewesen, also die organischen Individuen (Pflanzen, Tiere, Menschen) verwendet, prinzipiell hat er aber auch für die anorganischen Individuen zu gelten, mögen sie innerhalb der Reichweite menschlicher Tätigkeit („künstlich", z. B. Bau eines Hauses, wobei die Koordination der verarbeiteten Substanzen der Koordination der Muskelaktionen entspricht, vgl. 1. Bd. S. 387ff.) oder außerhalb ihrer („natürlich", z. B. Gebirge) entstanden sein.

Auch eine Rasse kann organisiert sein; sie ist es, falls die zu ihr gehörenden Völker zusammen einen Organismus bilden, also ein gemeinsames Oberhaupt haben; ist kein Führer vorhanden, dann ist die Rasse eine unorganisierte Masse von Völkern. Der Führer kann niemals durch eine Mehrheit von Individuen

(Parlament usw.) ersetzt werden; die organisierte Masse hat stets einen Führer an der Spitze einer Hierarchie von Ratgebern, Mitarbeitern usw. Eine unorganisierte Rasse kann sich aus organisierten Teilmassen (Völkern) zusammensetzen. Auch ein Volk kann eine unorganisierte Masse sein; es ist eine, falls der Führer fehlt, auch falls die Führung in den Händen einer Anzahl von Individuen liegt, vorausgesetzt, daß dieses Gremium nicht einen entscheidenden Vorsitzenden hat. Ein unorganisiertes Volk bildet keinen Staat, es hat keinen Kern als Mittelpunkt einer einheitlichen Struktur, wie die unorganisierte Rasse keinen „Kern" hat. Das jüdische Volk ist seit langem eine unorganisierte Masse; die Juden leben seit ihrer Diaspora in anderen Völkern, doch gibt es seit 1947 den jüdischen Staat Israel. Die Menschheit ist eine unorganisierte Masse; ihre Teilmassen sind organisierte und unorganisierte Massen (Rassen, Völker). Die „organisierte Menschheit" — unter einem Oberhaupt — ist eine ideologische Abstraktion, eine Utopie theoretischer oder praktischer „Welteroberer"; ihre Verwirklichung würde die Abschaffung der Rassen voraussetzen, kann sonach nur von Leuten angestrebt werden, die eben die Existenz der Rassen und somit eine biologische Tatsache negieren. Über die Rasse hinaus gibt es keine organisierte Masse. Ein Völkerbund könnte aber Völker aller fünf Rassen (S. 708 ff.) umfassen.

Eine organisierte Masse, ein Organismus (jeglicher Art und Größenordnung) ist ein Ganzes, eine Ganzheit, gestaltet, strukturiert, d. h. ein assoziatives System, eine Akt.-Reihe von Denkzellen, die miteinander nächstassoziiert, nächstverwandt sind. Nehme ich z. B. den Menschen M wahr, so heißt das: in meinem Sehzentrum ist ein gewisser Denkzellkomplex in aktueller Funktion, derjenige nämlich, dessen Akt.-Reihe eben dieser Mensch M ist; die Assoziationsreihe verläuft innerhalb dieser Zellgruppe von Zelle zu Zelle in der Reihenfolge, wie das jeweilige Erlebnis „Mensch M" ist, stets aber in diesem spezifischen Zusammenhange, der sich von den anderen assoziativen Systemen unterscheidet, wenn auch gewisse Zellen der einen Zellgruppe zu mehreren Zellgruppen gehören können (Teilkongruenz). Die Bildung solcher assoziativer Systeme ist eine Entwicklungstatsache. Zu Beginn des bewußten Erlebens, also um die Zeit der Geburt herum, erlebt der Mensch noch chaotisch, ist seine Welt noch undifferenziert — ähnlich wie die Welt des phylisch Primitiven (5. Bd. § 7). Allmählich vollzieht sich biologisch (also ohne Ursächlichkeit usw.) die Entwicklung der (angelegten) Denkzellen und damit die der Assoziationsfasern, damit die Verbindung der Aktualitäten zu assoziativen Systemen, Strukturen, Gestalten, Individuen, Ganzheiten, die Klassifikation setzt ein und wird immer umfassender und präziser, je mehr

sich die Individuen differenzieren. Neben diesen Ganzheiten, organisierten Massen bestehen unorganisierte Massen: solche Akt.-Reihen, deren assoziatives Gefüge locker, variabel, mehrwegig, ungefestigt ist (z. B. ein Steinhaufen). Ferner finden ständig Auflösungen assoziativer Systeme statt, so daß diese organisierten Massen zu unorganisierten zerfallen und die Teile anderweite Assoziationen eingehen (z. B. ein Haus stürzt ein, ein Mensch stirbt). Die einzelnen Individuen sind wieder Teile größerer organisierter oder unorganisierter Massen, umfangreicherer assoziativer Systeme, Systemgruppen, die wiederum verglichen und klassifiziert werden. Das Zustandekommen der verschiedenen Erlebnisse „Masse" ist also ein rein biologischer Vorgang, der sich weder „psychologisch" „erklären" noch etwa wegdisputieren läßt *).

2. Die biologische Symbolik.

Die Aktualität ist immer-anders, d. h. sie ist verschieden von den Vor- und Nachaktualitäten und mit ihnen allen zu vergleichen, sie ist rein phänomenal Erinnerung „an" die Vor- und Nachaktualitäten, deren jede wiederum Erinnerung ist, so daß die jeweilige Aktualität Erinnerung an alle möglichen Aktualitäten überhaupt ist (1. Bd. §§ 5, 28,5). Diese Anschauungstatsache verstehen wir aus der Symbolnatur **) der Aktualität: sämtliche Vor- und Nachaktualitäten sind Symbolkomponenten der Aktualität, jede an ihr als der biologischen Homogenität beteiligt. Dieses Beteiligtsein ist freilich nur biologisch (psychobiologisch) zu verstehen, ganz und gar nicht mechanistisch-atomistisch: Symbolkomponenten „bilden" gemeinsam die Homogenität, sie sind nicht als Separata „in" der Aktualität enthalten, sie liegen nicht nebeneinander (dann wären sie ja selber Aktualitäten, biologische Punkte), sie sind zur Einheit sozusagen verschmolzen, die Aktualität ist in dieser Weise die jeweilige Bestimmtheit („Erscheinungsform") des „Ganzen Welt", der Gesamtheit aller Aktualitäten, der Mikrokosmos ist biologisches Symbol des Makrokosmos.

Das Immer-anders-sein ist die Grundlage alles Vergleichens. Hierbei stellen sich die Gruppierungen nach der Ähnlichkeit heraus. Gewisse Aktualitäten weisen einen größeren Gleichheitsbetrag (S. 28) auf als andere. Hiernach ist die Aktualität zunächst biologisches Symbol der zum assoziativen System gehörenden Aktualitäten, des zusammengesetzten Individuums, zu dem sie gehört, weiterhin der individualen Gruppen von Indi-

*) Vgl. meinen Aufsatz „Nationalbiologie von der Persönlichkeit aus" im Dt. Ärztebl. 1934 H. 9/11.

**) συμβάλλειν zusammenballen, s. 1. Bd. S. 148 Fn.

viduen (Teilindividuen), letztens aller Aktualitäten überhaupt. Jedes Teilchen einer Körperzelle z. B. ist biologisches Symbol der ganzen Zelle, wie diese biologisches Symbol aller ihrer Teilchen ist, dazu (identisch) auch biologisches Symbol des Organismus, der wiederum biologisches Symbol aller seiner Teile ist, dazu (identisch) auch biologisches Symbol der größeren Gruppen, an denen er „Teil" ist, z. B. der Familie, der Sippe usw. oder nach einzelnen Kategorien organisierter Verbände usw. Jede Einzelheit (auch die allergeringste) des Individuums ist biologisches Symbol des ganzen Individuums, wie das Ganze biologisches Symbol aller seiner Einzelheiten ist.

Wir verstehen die biologische Symbolik wieder aus der biologischen Struktur und Funktion der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins. Zunächst ist die Aktualität das biologische Symbol aller in der Denkzelle jetzt anwesenden Paßformen, also „ihrer" Denkzelle. Im Anstiege der Funktionskurve der Denkzelle Z, also auch „ihres" Reflexsystems, reifen die Hauptsubstanzen („führenden Substanzen", 1. Bd. § 8) im Zellkern derart (spezifisch) heran, daß der eine, der männliche (positive) den Reifegrad „bewußt" erreicht, also in der Form der (spezifischen) Aktualität „erscheint". So wie die Hauptsubstanz biologisches Symbol aller in der Zelle Z anwesenden Paßformen ist, so auch die Aktualität. Nun ist die Denkzelle Z Teil eines assoziativen Systems, somit dessen biologisches Symbol, — und das gleiche gilt für die Hauptsubstanz der Zelle Z, also auch für die Aktualität z: sie ist biologisches Symbol aller zum assoziativen System gehörenden Aktualitäten, sie ist es wie jede andere zugehörige Aktualität. Weiterhin sind assoziative Systeme zu individualen Systemen höherer Ordnung zusammengeschlossen, so daß die Aktualität z wie jede andere zugehörige Aktualität biologisches Symbol des Ganzen ist. Letztens sind unmittel- oder mittelbar alle Denkzellen miteinander assoziiert, ist die Aktualität also biologisches Symbol aller möglichen Aktualitäten.

Die Hauptsubstanz der Denkzelle Z ist — wie die Zelle selber — spezifisch, sie ist eine biologische Substanz, eine solche, der die chemische Bezeichnung Nukleoproteid entsprechen mag. Die Aktualität z sei „Eisen", nicht also ein Punkt „Nukleoproteid". Die Hauptsubstanz ist also nicht „Eisen", hat nicht die Eigenschaften und Funktionen der Aktualität „Eisen", sie wandelt sich auch nicht in Eisen um, so daß in der Denkzelle Z ein Stück läge, sondern „sie" „erscheint" als „bewußt", „Bewußtes" (im Momente der Funktionsakme, also des Höhepunktes der Hauptfunktion der Denkzelle Z) in der Form „Eisen", erscheint als biologischer Punkt „Eisen", sie hat die spezifische Beschaffenheit, derart auszureifen, daß sie als Aktualität „Eisen" „bewußt" ist, daß das Bewußte z die biologische Beschaffenheit

„Eisen" hat *). Dieser Vorgang ist freilich nur als biologischer, genauer psychobiologischer aufzufassen; als chemisch-physikalischer ist er ebenso wenig zu verstehen, wie er mit chemisch-physikalischen Methoden nachzuahmen ist; schneidet man die Denkzelle Z (vorausgesetzt, daß ihre Isolierung möglich wäre) aus der Hirnrinde heraus und untersucht sie chemisch, so findet man eben allerlei Eiweißsubstanzen usw. und im Kern Nukleoproteide usw. Die herausgeschnittene Denkzelle kann natürlich auch nicht mehr aktuell funktionieren, aus ihrer chemischen usw. Beschaffenheit sind nur Schlüsse auf die organismische Funktion zulässig, ja wir haben gar keine andere Möglichkeit, eine „Vorstellung", eine Lehre über die „vitale Funktion" zu gewinnen, und die Lehre ist richtig, die zu allen Tatsachen stimmt, der keine Tatsache widerspricht. Die richtige Lehre — eben die psychobiologische — kann nur eine einzige sein. Indem sie sich an allen Tatsachen bewahrheitet, ist sie nicht Deutung, Annahme, Fiktion oder Hypothese, sondern tatsachengemäße Beschreibung eines Vorganges; er ist anders schlechterdings nicht zu beschreiben, er ist übrigens einzigartig im Sinne der spezifischen Funktion der Denkzellen. Die psychobiologische s. realische Beschreibung der Entstehung des Bewußten liegt natürlich in einer ganz anderen Denkebene wie die dämonistische, die ihrem Wesen nach Fiktion ist, somit — das Fingierte (Metaphysische) ist niemals realisierbar und verifizierbar — mit dem Ignoramus anfängt und endet.

Die Hauptsubstanz der Denkzelle Z ist also so beschaffen, daß sie in der beschriebenen Art zur Aktualität „Eisen" ausreift; sie ist spezifisch „für" ihre Denkzelle, wie die Denkzelle als Ganzes spezifisch ist; sie ist biologisches Symbol aller Paßformen (wie der Führer eines Volkes biologisches Symbol aller Volksgenossen ist, 1. Bd. S. 149). Nur bei dieser spezifischen

---

*) Das Wort „erscheint" gibt nicht an, daß die Aktualität „Schein", Fiktion sei, sondern gibt die Tatsache des Bewußt-seins als des Endes eines Vor-ganges aus dem Unbewußten (den unaktuellen Funktionsgraden der Denkzellen) an; vgl. z. B. „es erscheint Herr X und erklärt", „die Erschienenen spendeten Beifall" usw. Die Aktualität ist die Form, in der die Hauptsubstanz „erscheint". Dieser Vorgang ist einzigartig. Eine Umwandlung von Nukleoproteid in Eisen oder Wasser usw. kommt „in der Natur", d. h. innerhalb der Phänomenalität, niemals vor; wir dürfen aber auch das „Erscheinen" der Aktualität nicht als einen solchen chemischen Umwandlungsprozeß der Hauptsubstanz denken, sondern als einen biologischen Reifungsvorgang, der eben einzigartig ist: er kommt nur in den Denkzellen vor, ist ihre spezifische Eigentümlichkeit, als solche eine biologische, genauer: psychobiologische Tatsache, aber beileibe kein metaphysisches „Wunder" (zu „Wunder" s. 3. Bd. Nr. 64). Dieser Vorgang kann nie beobachtet werden, er ist keine Erlebnis-, sondern eine Beschreibungstatsache.

Beschaffenheit der Hauptsubstanz und „ihrer" Zelle ist die Aktualität z erreichbar und „da"; z ist also ebenfalls spezifisch, dies auch „für" die Zelle Z, auch biologisches Symbol aller in Z anwesenden Paßformen, diese zunächst sind als Symbolkomponenten in der Aktualität z „vertreten". Gemäß der Änderung der Denkzelle Z ändert sich die Aktualität z. Die Konstitution der Denkzelle Z „entspricht" der Konstitution der homogenen Aktualität z. Dies alles trifft für jede Denkzelle zu: jede ist spezifisch, ihre Hauptsubstanz ist spezifisch, reift also zu einer spezifischen Aktualität heran (s. Anm.). Alle Denkzellen meiner Hirnrinde sind „meine", derart individualspezifisch („ich" als Individuum); somit sind auch alle Aktualitäten, deren Gesamtheit „meine Welt" ist, so verschieden sie auch sind, spezifisch als „meine", die Weltanschauung ist „meine" und als solche spezifisch. Daß andere Wesen auch je eine Welt, eine Weltanschauung haben, erfahre ich im logischen Schlusse; gemäß der Gruppierung der Wesen schließe ich auf die entsprechende Gruppenspezifität auch der Weltanschauung.

Die Individuen unterscheiden sich auch nach der Differenziertheit, dem Differenzierungsgrade. Wir nennen z. B. die anorganische Welt weniger differenziert als die organische, das Kind weniger differenziert als den Erwachsenen. Diese Tatsache bezeugt nicht eine jeweils von den primitiven bis zu den hohen und höchsten Graden abgestufte Differenzierung, somit eine „genetische Schichtung" der Denkzellen des Beobachters, sondern er nimmt auf seiner jeweiligen Differenzierungsstufe nur eben Individuen von je spezifischer Beschaffenheit, also auch Differenziertheit wahr, seine Aktualitäten sind auch quoad Differenziertheit verschieden, alle aber Aktualitäten einer (mit normaler Variationsbreite) einheitlich differenzierten Hirnrinde (s. 5. Bd. § 3). Differenzierung eines Individuums ist genetische Explikation seiner Eigenschaften und Funktionen, zunehmende Herausbildung, Aufeinzelung, Anreicherung seiner eigenschaftlichen und funktionellen Bestimmtheiten. Die Eigenschaften und Funktionen eines Steines sind weniger mannigfaltig als die eines Baumes und die beider Individuen weniger als die eines (höheren) Tieres und die aller anderen Individuen weniger als die eines Menschen und unter diesen wieder die eines Kindes weniger als die eines Erwachsenen. Aber alle Individuen als Aktualitätenreihen eines Wesens von bestimmter Differenzierungsstufe sind eben Aktualitäten einheitlich (mit Var.-B.) differenzierter Denkzellen; die Individuen sondern sich nur eben nach ihrem Diff.-Grade. Der Primitive kann nicht hochdifferenziert, der Hochdifferenzierte nicht primitiv erleben und beschreiben, sie sondern aber je im Rahmen ihrer Differenzierungs-

stufe Primitives und Differenziertes *). Auch die Gefühle eines hochdifferenzierten Gesunden sind nicht etwa primitiv, weder „an sich" noch im Verhältnis zu seinen Gegenständen und Begriffen; letztere gelten als Erinnerungen z. B. an die Kindheit bei den Schichten-Psychologen („Tiefenpsychologen"), wiederum zu unrecht, als primitiv. „Geschichtet" ist nur der Kranke, der Infantilist (6. Bd. § 5,2). — Ebenso setzt die Wahrnehmung von Krankem und die Unterscheidung von Gesundem nicht eine entspr. kranke Beschaffenheit der Hirnrinde des Beobachters voraus; der Kranke erlebt Krankes und Gesundes krankhaft.

Alle Aktualitäten sind „meine", nämlich Aktualitäten meiner Denkzellen. Eine individuale Gruppe meiner Aktualitäten ist „das Ich" (1. Bd. § 5 Anm.). „Ich" habe aber nicht etwa alle Eigenschaften und Funktionen aller Individuen in den je spezifischen Abwandlungen (wie jemand aus der Tatsache, daß alle Aktualitäten „meine" sind, schließen könnte), sondern nur diejenigen der spezifischen Reihe „ich", also „meine" Eigenschaften und Funktionen. Zu ihnen gehört auch mein Wahrnehmen, und so sind alle meine Aktualitäten, ist meine Welt als „meine" individualspezifisch, anders wie die Welten der anderen Menschen, mit ihnen in der Beschreibung vergleichbar und somit gruppen-, letztens artspezifisch. Dabei ist jede Aktualität, jeder Teil der Reihe „ich" biologisches Symbol der ganzen Reihe „ich", darüber hinaus — wie jede andere Aktualität auch — biologisches Symbol aller Aktualitäten überhaupt.

Anmerkung 1.

Im dämonistischen Denken ist „ich" auch Bezeichnung für das „seelisch-geistige Ich" **), das vermeintlich das „Körper-Ich" wahrnimmt

---

*) Die Betrachtung einer rauhen Gebirgswelt, das sog. „Eingehen in die Landschaft", ist nicht Erleben in „tieferer", primitiver „Schicht" („der Seele"), sondern Erleben einer vw. anorganischen, also rel. undifferenzierten Umgebung von weiten Ausmaßen (Berg- und Talgestaltungen); der Hochdifferenzierte erlebt sie „mit" seinen hochdifferenzierten Denkzellen, sondert aber diese von einer expliziteren Umgebung (z. B. der Großstadt). Das Erlebnis der weiten Landschaft ist ein anderes wie das der engen Straße, des engen Arbeitsplatzes usw.; so auch gefühlsmäßig: Gefühl der Befreiung an Stelle des Gefühls der Enge usw.

**) Das „Ich" kann aber auch wieder von der Seele gesondert werden, und es kann als ein Drittes oder Viertes „das Selbst" hinzukommen usw. So weist ein bekannter Berliner Psychologe „auf den tiefen Unterschied hin, der in den Worten ‚ich' und ‚selbst' liegt: Das ‚Ich' ist unsere begrenzte, eigensüchtige, kleine Person; das ‚Selbst' ist das Höhere, Größere, Werdende in uns — die Persönlichkeit. Das ‚Ich' ist der Despot unserer Seele, das ‚Selbst' ist der Befreier aus den Unfreiheiten des eigensüchtigen Ich." Die unsterblich-göttliche Seele also wird von dem begrenzten, eigensüchtigen, kleinen Ich despotisch beherrscht, aber — Gott sei Dank! — wird sie vom Selbst befreit! Wer nun noch nicht Bescheid weiß, zahlt einen Taler in die Fastnachtskasse.

(„ich“ nehme „mich“ wahr). Im realischen Denken ist Seele-Geist, also auch „das seelisch-geistige Ich in mir“ als Fiktion erkannt und entfällt wie alles Metaphysische (1. Bd. § 5 Anm.). Rein anschauungsgemäß existiere „ich“ lediglich als die bestimmte individuale Aktualitätenreihe, polar gegensätzlich (wie die Aktualität überhaupt) dem Nichts (1. Bd. §§ 1—3). Die einzelnen Teile sind „meine“ Teile, gehören zu „mir“, zum „Ich“, und ihre Eigenschaften und Funktionen werden nach ihnen (z. B. mein Herz schlägt, meine Lunge atmet, meine Hand schreibt) oder gemäß dem individualen Zusammenhange als solche des Ich angegeben (ich habe Herzklopfen, ich atme, ich schreibe). So ist auch das Denken, Wahrnehmen, Anschauen als Funktion meiner Hirnrinde mein Denken, Wahrnehmen, Anschauen, ich denke usw. Indem nun gewisse meiner Denkzellen derart funktionieren, daß ihre Aktualitäten „ich“ sind, nehme „ich“ „mich“ wahr. Zum „Ich“ gehören auch Teile, die ich normaliter phänomenal-gegenständlich nie wahrnehme, z. B. meine inneren Organe, meine Muskeln, Nerven usw.; nur im Falle von Verletzungen kann ich hiervon etwas wahrnehmen. Niemals kann ich meine unversehrten Denkzellen wahrnehmen; nach einer entspr. Hirnoperation könnte ich herausgeschnittene Hirnrindenteile makro- und mikroskopisch sehen: in diesem Falle funktionieren Denkzellen aktuell, deren Aktualitäten die mir entnommenen Denkzellen sind, niemals aber kann ich Denkzellen wahrnehmen, deren Aktualitäten — sie selber wären, d. h. die Hirnrinde kann nicht derart funktionieren, daß sie ihre Funktion wahrnehmen könnte, die Denkzelle kann sich selbst nicht wahrnehmen. Das Analoge gilt natürlich auch für Teile anderer Individuen. Auch meine Augen, mein Gesicht, meinen Rücken kann ich unmittelbar optisch nie wahrnehmen (wohl aber taktil usw.), sondern nur mittelbar im Spiegel, doch muß ich zur Agnoszierung die Spiegelgesetze anerkennen, sie kennen gelernt haben (das junge Kind kennt sein Spiegelbild noch nicht als seines, sondern hält es für ein dämonisches Fremdwesen, ebenso Primitive, Neurotiker mit Spiegelzwang, ferner Tiere: die Katze sucht die „andere Katze“ hinter dem Spiegel, der Hund verbellt den „Hund im Spiegel“ usw.). Gleichwohl bin ich überzeugt, daß ich und andere Menschen innere Organe von bestimmter Beschaffenheit, daß ich ein Gehirn habe, daß meine Reflexsysteme analog denen anderer Menschen funktionieren usw., — auch daß der Mond eine Rückseite hat usw.

Diese Überzeugung ist eine rein logische, abgeleitet aus der phänomenalen Erfahrung, wonach alle untersuchten Menschen in gewisser (menschlicher) Weise gebaut sind und funktionieren, wonach alle Körper eine Rückseite haben (also auch der Mond) usw. Die logische Evidenz, also die Überzeugung von der Richtigkeit eines logischen Schlusses darf aber nicht mit der phänomenalen Existenz verwechselt werden — ganz abgesehen davon, daß die Überzeugung irrig sein und ferner der phänomenale Beweis in vielen Fällen überhaupt nicht geführt werden kann; man kann z. B. nicht hinter den Mond sehen, ihn nicht umdrehen usw., vgl. 1. Bd. § 2 Anm.). Die logisch erschlossenen Teile des Ich usw. sind nicht Erlebnis-, sondern lediglich Beschreibungstatsachen, d. h. solche Tatsachen, die nur in der Beschreibung, im logischen Schlusse existieren und sonst (noch) nicht. Dies eben ist ihre Existenzform. Es existieren also die Worte, die eine Reihe von Phänomenen derart beschreiben, daß auf „etwas“ geschlossen wird, was phänomenal (noch) nicht vorkommt, sondern nur „beschreibungsgemäß“, „wortlich“. Der Schluß z. B. „auch ich habe ein Gehirn“, ergibt sich aus der phänomenalen Erfahrung, daß alle untersuchten Menschen je ein Gehirn haben; ich beschreibe diese Tatsache aus der Erinnerung, die hierbei auch aktuell (ich stelle mir menschliche Gehirne, auch — als Sammelbegriff — „das menschliche Gehirn“

vor) und „in“ mein Schädelinneres lokalisiert sein kann, doch ist das vorgestellte Gehirn nicht das eigene, das ich ja gegenständlich nie wahrgenommen habe, an das ich mich also auch nicht erinnern kann. Der Schluß „auch ich habe ein Gehirn“ läßt sich zur Angabe von Eigenschaften und Funktionen „meines“ Gehirns erweitern, aber auch diese Angaben sind aus Beobachtungen meines Verhaltens und Vergleichen mit dem Verhalten anderer Menschen usw. „geschlossen“. Stimmt der Schluß zu allen Tatsachen, so ist er richtig, der phänomenologische Beweis geführt, ein Zweifel normaliter unmöglich, doch ist damit ganz und gar nicht bewiesen, daß es Existentes (Dinge) außerhalb meiner Wahrnehmung, eine vom Bewußtsein unabhängige Welt gebe, daß z. B. mein Gehirn phänomenal-gegenständlich in meinem Kopfe existiere, obwohl ich es nicht wahrnehmen könne: es existiert eben als Beschreibungstatsache (ich „weiß“, bin mir „bewußt“, daß ich ein Gehirn habe), phänomenal aber erst dann, wann ich es eben phänomenal wahrnehme, was nur mittelbar, z. B. mittels Spiegelns bei einer Operation oder mittels Röntgenphotographie, möglich ist. Man kann nur aus der Tatsache der beschreibungsmäßig sicheren Existenz den weiteren Schluß ziehen, daß das so Existente phänomenal noch unbewußt, unaktuell ist und bei entsprechender Ausdifferenzierung der betr. Denkzellen aktuell sein wird; doch gibt es viele Beschreibungstatsachen, für die eine phänomenale Entsprechung niemals aktuell vorkommen kann, z. B. können die Aktualitäten anderer Menschen, auf deren Existenz ich schließe, niemals „meine“ Aktualitäten werden, kann ich niemals die Keimlinge wahrnehmen, aus denen ich entstanden bin (§ 3,1, B), kann niemand die Amphimixis beim Menschen wahrnehmen, kann niemand sein herausgeschnittenes Gehirn wahrnehmen usw. Genaue Überlegung zeigt also, daß die psychobiologische Identifizierung von Existentem, Bewußtem, Wahrgenommenem, Angeschautem, Objekt usw. richtig ist. Unbewußt-Existentes, Unbewußt-Seiendes, Unaktuelles usw. ist eben Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Existentes, -Seiendes, -Aktuelles, unwahrgenommen, unangeschaut usw. — nicht zu verwechseln mit dem Nicht-Existenten usw., dem Nichts (vgl. 1. Bd. S. 180 f.; über die mehrfache Verwendung des Wortes „Nichts“ s. 5. Bd. § 1). Man kann also füglich nicht sagen, meine Denkzellen seien Nichts, weil ich sie phänomenal niemals wahrnehmen könne; ich weiß aus anderweiten Erfahrungen übrigens, daß sie bei oder nach entsprechenden Operationen oder bei der Autopsie nach meinem Tode von andern Menschen phänomenal-gegenständlich wahrgenommen werden können.

Der logische Schluß im Physischen ist mit dem Schluß auf das Metaphysische nicht zu verwechseln. Auch die „Existenz des Metaphysischen“ (der Seele usw.) ist „Beschreibungstatsache“, aber eben im dämonistischen Denken, als Fiktion. Sie entfällt im realischen Denken. Zum Begriff „Tatsache“ s. 3. Bd. S. 343 Fn.

Anmerkung 2.

Wir sagen: mein Gehirn, meine Hirnrinde (jede meiner Denkzellen) denkt, nimmt wahr, schaut an — und somit: ich denke, nehme wahr, schaue an. Dieser Ausdruck hat einen physiologischen und einen erkenntnistheoretischen Sinn. Die Denkzellfunktion ist ein physiologischer, biologischer, also interobjektiver, interpolarer Vorgang, auf dessen Höhepunkte die (sozusagen fertige) Wahrnehmung, Anschauung „da“ ist, d. h. die polare Gegensätzlichkeit Nichts: Etwas, die die Erkenntnistheorie studiert. Den physiologischen Nervenprozeß kann man auch als wahr-nehmen svw. auf-nehmen (in Gewahrsam nehmen), die Sehfunktion speziell als an-schauen bezeichnen, doch ist das Wort „Anschauung“ speziell ein erkenntnistheoretisches Wort. Jedenfalls sind der physiologische Vorgang, der zur Entstehung der Anschauung führt, und die Anschauung selber zu unterscheiden. Realiter kann ein Etwas

weder sich selber noch ein anderes Etwas im Sinne der Erkenntnistheorie wahrnehmen s. anschauen: die Wahrnehmung s. Anschauung ist die Gegensätzlichkeit Nichts: Etwas. Der Vorgang aber, in dessen Ablaufe die Wahrnehmung auftritt, kann realiter, d. h. rätsel- und zweifelfrei nur ein physischer und zwar physiologischer, biologischer sein (die Deutung, die Wahrnehmung sei ein „psychischer Akt", ist im Prinzip Rätsel und Widerspruch). Bevor die Wahrnehmung s. Anschauung (die Aktualität, das Bewußte usw.) da ist, ist sie eben noch nicht da, d. h. die physiologischen Vorgänge, auf deren Akme die Wahrnehmung da ist, sind für den, „bei" dem die Wahrnehmung dann „da" ist, unbewußt, nur für den Beobachter und Beschreiber bewußt. Nur insofern, als die Wahrnehmung s. Anschauung an diesen physiologischen, biologischen Vorgang, also an die Denkzellen „gebunden" ist, kann ich sagen: meine Denkzellen oder ich denke, nehme wahr, schaue an. S. weiter 5. Bd. §§ 1—3.

Anmerkung 3.

Im akustischen, taktilen usw. Sinnesgebiet vollzieht sich der spezifische Akt im Zellkern zwischen Partnern akustischer, taktiler usw. Natur. Gemäß der Prävalenz des optischen Sinnes beim Menschen untersuchen wir auch die Hirnrinde „optisch", doch darf diese Tatsache nicht dahin mißverstanden werden, als ob alle Denkzellen „optische" wären; andererseits darf man nicht schließen, daß die akustischen usw. Denkzellen (also die Denkzellen des akustischen usw. Zentrums) nur eben „Akustik", also unsichtbar wären, somit die Daten der normalen und der pathologischen Anatomie-Histologie und Physiologie sozusagen in der Luft schwebten. Es ist verfehlt, anzunehmen, daß eine optische Hauptsubstanz zu einer akustischen usw. Aktualität ausreifen könne, also nur die optische Welt existiere und die übrigen Sinnesfunktionen spezielle optische Vorgänge seien. Tatsächlich stellen wir bei unseren optischen Untersuchungen Gruppen von Denkzellen fest, deren jede spezifisch ist, z. B. die eine Gruppe derart, daß sich „an" oder „in" den einzelnen Denkzellen die akustischen Vorgänge vollziehen. Diese Vorgänge sind sozusagen an gewisse optisch feststellbare Strukturen „gebunden" (§ 7,1, A, a). Das Analoge gilt übrigens für die sensilen und die idealischen Vorgänge. Vgl. 1. Bd. S. 210 ff., 2. Bd. S. 346 f., 393 f., § 37. Die akustischen (usw.) Vorgänge sind keine optischen und die optischen keine akustischen, die sensilen und die idealischen Vorgänge sind keine gegenständlichen und umgekehrt. Die akustische Hauptsubstanz, die zur akustischen Aktualität reift, ist eine akustische, ihr entspricht bei der optischen Untersuchung der akustischen Denkzelle ein Nukleoproteid usw. Daß gewisse so-spezifische (akustophile) Eronen aus dem optischen in den akustischen Bezirk übergehen können, beweist nicht etwa, daß „das Akustische" ein optischer Vorgang sei, sondern daß die Sinnesgebiete verschieden sind; überdies treten ja auch gewisse so-spezifische (optophile) Eronen aus dem akustischen in den optischen Bezirk ein. Indem alle Denkzellen aller Sinnesgebiete und der drei Denksphären unmittel- oder mittelbar miteinander assoziiert sind, gilt die biologische Symbolik allgemein, ausnahmslos. — Ein Wesen menschlicher Differenzierungshöhe mit Prävalenz des akustischen Sinnes — stellen wir uns einmal vor, daß es das gäbe — müßte die optischen usw. Vorgänge „an" den akustischen Strukturen, die es in einer der Akustik eigentümlichen Art untersuchen würde, beschreiben.

Die Existenz von Nervenzellen usw. ist überhaupt ein histologisches Datum, ein Ergebnis einer bestimmten Untersuchungsmethode herausgeschnittener („toter") Körperteile. Daß solche Zellen auch „in vivo" existieren, ist ein logischer Schluß, ein solcher, der zu allen Tatsachen stimmt. Wir nehmen nicht nur unmittelbar Einzeller wahr, sondern wir schauen überhaupt „zellig" an (rund und gerade, 1. Bd. S. 622). Die

These, daß wir an der Existenz der Nervenzellen (weil eben nur histologisch „nachweisbar") zu zweifeln hätten, also eigentlich überhaupt nicht wissen könnten, wie es im Menschen „wirklich" aussehe, ist skeptizistisch („man kann, ja muß an allem zweifeln" — auch am Zweifel!?), also neurotisch, also falsch. Am richtigen logischen Schluß ist nicht zu zweifeln (1. Bd. § 2 Anm.)

3. Samenzelle und Eizelle.

Jede Zelle ist spezifisch für den Organismus, zu dem sie gehört. So auch jede Samenzelle des Mannes M, jede Eizelle des Weibes W. Es ist unrichtig zu sagen: Same sei eben Same, Ei eben Ei; richtig ist zu sagen: jede einzelne Samenzelle bzw. Eizelle ist spezifisch, sie ist invidualspezifisch, einmalig, so wie sie ist, und sie ist gruppenspezifisch, derart, daß sie den übrigen Samen- bzw. Eizellen des M bzw. W nächstähnlich, nächstverwandt ist, in dieser Weise verschieden von allen Samen- bzw. Eizellen aller anderen Menschen (Wesen überhaupt), ihnen aber in einem partikularistischen Vergleich näher oder entfernter ähnlich und in die Spezifität der Gruppen Familie, Sippe, Stamm, Volk, Rasse einbezogen; letztens ist — bei aller Unähnlichkeit — jede Samenzelle jedes Mannes bzw. jede Eizelle jedes Weibes eine menschliche Zelle, ein menschlicher Keimling. Es ist also leere Fiktion zu sagen, für die eine Samenzelle des M, die eine Eizelle des W könne ebenso gut eine andere „gesetzt" werden.

Jede zu dem assoziativen System (Individuum) Mensch M gehörende Aktualität ist biologisches Symbol — kurz: Symbol — (zunächst) des Teiles (des Teilindividuums, z. B. der Zelle), zu dem sie gehört, dann mit ihm Symbol des ganzen Menschen M. Sie ist so-spezifisch, daß sie das Gesamt des M, alle seine Eigenschaften und Funktionen biologisch-symbolisch, homogen „darstellt". An jeder Einzelheit des M erlebt man den ganzen M. Von jeder Einzelheit ausgehend kann man den ganzen M beschreiben, um so ausführlicher und eingehender, je größer die Zahl der assoziierten Wortzellen, also Wörter und Sätze und je höher differenziert die Beschreibung (und das Beschriebene) ist; an jeder Kleinigkeit kann der Menschenkenner den ganzen Menschen erkennen (S. 31). So ist auch die einzelne Samenzelle bzw. Eizelle biologisches Symbol des Individuums, zu dem sie gehört. Alle Eigenschaften und Funktionen des M bzw. des W sind im Sinne der biologischen Symbolik, also homogen in jeder seiner Samen- bzw. seiner Eizellen vereinigt. Kategoriale Verschiedenheiten der einzelnen Samenzellen bzw. Eizellen wie überhaupt der Zellen und Substanzen eines Organismus liegen innerhalb der Spezifität und so auch der biologischen Symbolik. So werden uns auch alle erbbiologischen Tatsachen verständlich. Sofern sich Samen- und Eizelle zur Keimzelle

kopulieren, entsteht ein Individuum, das in allen seinen Differenzierungsstufen die von der Erbwissenschaft beschriebenen Merkmale (Familienähnlichkeit usw.) aufweist.

Hoden und Eierstöcke sind die Produktionsstätten der Keimlinge. Wie jede Zelle, jedes Organ spezifisch ist, so sind es auch Hoden bzw. Eierstöcke, die Stoffe, die sie aufnehmen, die Produkte, die sie abgeben. Die Produktion von Samen- bzw. Eizellen ist die spezifische Funktion (Hauptfunktion) der Keimdrüsen, so wie die Produktion von Lymph-, weißen, roten Blutzellen Hauptfunktion der Lymphdrüsen, der Milz, des Knochenmarks, die Produktion von Galle, Glykogen, Harnstoff (natürlich aus den aufgenommenen Stoffen) Hauptfunktion der Leber ist usw. Alle Zellen, alle Organe, alle Organismen, auch alle anorganischen Individuen (assoziativen Systeme) nehmen — je spezifisch, je Spezifisches — auf und geben ab. Aufnahme und Abgabe ist allgemeine Bezeichnung für die Funktionen (3. Bd. Nr. 522). Auch die Nervenzellen nehmen auf und geben ab: spezifische Stoffe in spezifischer Weise; zum Ablauf der Hauptfunktion der Denkzellen gehört die Entstehung des Bewußten, d. h. die Reifung der beiden Hauptsubstanzen im Zellkern derart, daß der positive Partner als das (je spezifische) Bewußte erscheint. Das Bewußte, die Aktualität usw. ist also Funktionseigentümlichkeit der Denkzelle; es ist nicht etwa Ausscheidungsprodukt wie die Galle usw., sondern es ist im Momente der akmetischen Vereinigung der ausgereiften biologischen Hauptsubstanzen, also des Höhepunktes der spezifischen Funktionskurve der Denkzelle „da". Diese Vereinigung im Zellkern entspricht durchaus der Vereinigung von Samen- und Eikern, der Amphimixis (§ $2_{,1\ u.\ 2}$).

In diesem Hoden bzw. diesem Eierstock können nur diese — je spezifische — Samen- bzw. Eizellen entstehen. Alle Samen- bzw. Eizellen, die von diesen Keimdrüsen überhaupt jemals produziert werden, sind spezifisch für diese Keimdrüsen und die Organismen, zu denen sie gehören, und jede ist jeweils, also gemäß den nach der Zeit (dem Alter, 2. Bd. S. 120f.) beschriebenen spezifischen Veränderungen der elterlichen Organismen, biologisches Symbol „ihrer" Keimdrüse, „ihres" Organismus. Aus dieser altersmäßigen Verschiedenheit verstehen sich die Ähnlichkeitsgrade der Geschwister im Rahmen der Familienähnlichkeit (am ähnlichsten sind sich also Zwillinge, bes. eineiige, entfernter ähnlich die in kürzeren oder längeren Zwischenräumen gezeugten Geschwister). Die Ähnlichkeit der Geschwister, der Familien-, der Sippenangehörigen usw. ist eine solche der totalistischen Abwandlung der einzelnen kategorialen Eigenschaften und Funktionen (S. 25, 30), auch im Sinne der Dominanz und der Rezessivität (§ $3_{,3,\ A}$).

Die „Reifung" der Samen- und der Eizelle geschieht im Wege der mehrfachen Zellteilung, beginnend mit der Teilung der betr. Mutterzelle (Ursamenzelle bzw. Urei als Epithelzellen des Keimepithels). Es entstehen so die Samen- bzw. Eibildungszellen (Spermato- bzw. Ovozyten), deren jede sich derart teilt, daß aus einem Spermatozyt zwei Zellen und aus jeder dieser Zellen zwei reife Samenzellen hervorgehen, während aus einem Ovozyt auf dem Wege der Sprossung nacheinander zwei Polzellen abgegeben werden und so das reife Ei übrig bleibt. Die letzte Etappe der Reifung geht mit einer Halbierung der (chromatischen, d. h. mit Chromatin färbbaren) Kernsubstanz einher, so daß jede reife Samen- bzw. Eizelle die biologische Hälfte der Kernsubstanz eines „Normalkernes" enthält. Das reife Ei enthält die gesamte Dottermasse des Ovozyten und ist die größte Zelle des Organismus; die reife Samenzelle ist arm an Dotter und die kleinste Zelle des Organismus. „Reif" heißt hier „ausscheidungsreif".

Diese Teilungen ändern nichts an der Tatsache, daß die Samen- bzw. die Eizelle biologisches Symbol des Mannes bzw. des Weibes sind. Die biologische Symbolik und somit auch die Erblichkeit ist nicht quantitativ gebunden. Die Aktualität ist Symbol des Ganzen. Die Frage, wie es komme, daß „der halbe Kern" die „gesamte" Erbmasse „enthalte", die man doch eigentlich nur dem ganzen Kern zubilligen dürfe, erledigt sich mit dem Hinweis auf die biologische Symbolik. Die These, daß nur der Kern (das Protoplasma) die Erbmasse sei oder enthalte, während die übrigen Substanzen sozusagen neutrales Nährmaterial seien, halte ich für unrichtig. Auch das Deutoplasma ist spezifisch, die ganze Samenzelle, das ganze Ei ist biologisches Symbol des Mannes bzw. des Weibes, also Erbmasse (vgl. Plate u. a.). Die Entwicklungsprozesse des befruchteten Eies, also die Zellteilungen beschränken sich nicht auf den Kern, sondern umfassen jeweils die ganze Zelle, auch das Deutoplasma (der Nahrungsdotter) ist eben als spezifisches Nährmaterial beteiligt. Sicher aber ist der Kern hier wie in jeder Zelle die Zentrale, und sicher vollziehen sich da vorwiegend (vw.) die genischen Prozesse, während sich im Deutoplasma vw. die trophischen Prozesse vollziehen; doch ernährt sich ja auch der Kern, ergänzt sich aus der Umgebung, und die ergänzenden genischen und trophischen Substanzen sind eben „paßrecht" (Paßformen), spezifisch auch in dem Sinne, daß sie der Eigenart von Vater und Mutter gemäß sind.

Man darf sich überhaupt die Erblichkeit nicht mechanistisch (partikularistisch usw.) vorstellen, sondern muß sie totalistisch begreifen. Die spezifischen Eigenschaften und Funktionen der Eltern werden nicht als solche, als Separata, als „dis-

krete korpuskuläre Anlagen" usw. „übertragen", sind nicht als solche Separata in der Samen- bzw. Eizelle vorhanden — wie sollte man sich das wohl denken! Sie sind auch nicht an einzelne Teile der Samen- bzw. Eizelle „gebunden" — auch das ist schlechterdings unvorstellbar. So lange man freilich noch nicht weiß, was eine Eigenschaft, eine Funktion dem Wesen nach ist, so lange man, mit einem Worte, das Wesen der Dinge noch nicht kennt, sind auch die erbbiologischen Tatsachen voller Rätsel, und auch eine noch so große Fülle von Einzeltatsachen, die von der „natürlichen" und der experimentellen Entwicklungsbiologie (Embryologie, Entwicklungsmechanik) und Erblichkeitsforschung beigebracht werden, kann das Rätsel nicht lösen, sondern nur vervielfältigen. Man kann nicht hoffen, auf mechanistischem Wege, mag er auch den Namen „Biologie" (d. h. Wissenschaft von den „Lebewesen") führen, das Rätsel zu lösen, das ja ein weltanschauliches, ja das weltanschauliche ist. Man wird resignieren (ignoramus-ignorabimus) oder in dämonistisch-psychologischer Mystik verbleiben — etwa so, daß man sagt, die Eigenschaften und Funktionen, die Persönlichkeit überhaupt seien eben „das Seelische" oder „Ausdruck des Seelischen" usw., und dieses „Seelische" gehe nun eben auf den Keim über, lebe in ihm, verursache seine Entwicklung usw. und sei im übrigen ebenso unfaßlich wie die Vererbung, könne somit wohl auch nicht Gegenstand der Forschung sein usw. Oder man leugnet Vererbung überhaupt, entweder in naturwissenschaftlich-materialistischen Formulierungen, z. B. der Mensch sei das Produkt seiner Umgebung, diese „bilde" den Menschen, und da die Umgebung des Kindes zunächst die Familie sei, müsse das Kind den Eltern ähnlich werden usw., oder in psychologischen Formulierungen, z. B. alle Menschen hatten „ab ovo" gleiche Seelen und diese würden vom „Milieu" „gestaltet" usw.; in beiden Fällen bedarf es freilich der Vererbungslehre nicht, nur widerspricht die Milieutheorie der Erfahrung und ist nichts weiter wie eine fiktionale Beschreibung, die noch dazu irrig ist (s. § 3_3, auch „Erkenntnistherapie für Nervöse" S. 154).

Nun hat meine Psychobiologie das Wesen der Eigenschaften und Funktionen, das Wesen der Dinge erkannt (1. Bd. III. Teil). Sie lehrt, daß eine Eigenschaft oder Funktion nicht ein Separatum ist, das dem Dinge anhaftet, hinzugefügt und weggenommen werden kann, gar noch ohne daß „das Ding als solches" sich ändere, sondern daß die Aktualität homogen, also biologisches Symbol aller ihrer Eigenschaften und Funktionen ist, spezifisch gemäß der spezifischen Konstitution der aktuell funktionierenden Denkzelle. Einzeln, für sich kann eine Eigenschaft oder Funktion gemäß der phänomenal-phänomenologischen Assoziation nur benannt, wortlich angegeben werden.

Von einem mechanischen Übergehen von Eigenschaften und Funktionen auf die Keimlinge, also derart, daß sie ihnen (gewissen Substanzen, „Genen" usw.) irgendwie „anhingen", transportiert würden usw., kann realiter keine Rede sein. Der Keimling ist vielmehr biologisches Symbol seiner Eigenschaften und Funktionen, sie existieren nicht „einzeln" in oder an ihm, sozusagen als „Wesenheiten" für sich (sie wären ja dann selber Aktualitäten; niemand hat je — wie gegen Kant betont sei —, „Eigenschaft für sich", „Funktion für sich" erlebt, sondern immer nur Beeigenschaftetes, Funktionierendes, man nimmt nicht Schwarz oder Groß oder Laufen usw. wahr, sondern Schwarzes, Großes, Laufendes usw.), — ebenso wenig wie die Eigenschaften und Funktionen des Menschen usw. als „Wesenheiten" für sich vorkommen. Indem nun die Samen- und die Eizelle Symbol des sie produzierenden Mannes bzw. Weibes ist, also das Gesamt des Mannes, des Weibes im Sinne der biologischen Symbolik darstellt, sind sie eben je biologisches Symbol aller Eigenschaften und Funktionen des sie produzierenden Mannes bzw. Weibes; der Vor- und der Nachsatz sind sinnidentisch. Damit ist das Rätsel, wie es möglich sei, daß sich Eigenschaften und Funktionen vererben, gelöst. Auch wird so klar, daß der Keimling als Ganzes Erbmasse ist und nicht bloß seine Chromosomen oder sein Kern. S. weiter § 3.

Anmerkung.

Die bekannten Fragen: warum geschieht der Reifungsprozeß der Samen- und der Eizelle und warum so, wie er geschieht? warum teilen sich die Spermato- und die Ovozyten in der geschilderten (verschiedenen) Weise? wer macht das alles oder hat es „am Anfang der Zeiten" so bestimmt? usw. sind rein dämonistische. Man erforscht viele Einzelheiten eines Vorganges (d. h. die betr. Denkzellgruppe differenziert sich aus, somit differenzieren sich ihre Aktualitäten) und deutet nun in die Zusammenhänge die Ursächlichkeit hinein derart, daß das eine Glied der Kette — etwa als „Reiz", „Faktor" usw. — die Ursache des anderen oder gar des ganzen Vorganges sei (1. Bd. § 4), oder man „verlegt" die Ursächlichkeit „hinter" die Dinge, z. B. als schöpferisches Prinzip, Weltwille, „Kraft" oder als persönliche Gottheit usw. Was aber ist mit der „Setzung" (Fiktion) einer geheimnisvoll wirkenden Ursächlichkeit (mit ihren Geschwistern Bedinglichkeit, Zwecklichkeit) oder der „ewigen Vorsehung", diese persönlich oder unpersönlich „gedacht", gewonnen? Gar nichts! Es wird dann dekretiert, daß für unsere „armseligen Sinne", unser „beschränktes Denken" „das Ewige" unfaßbar sei, aber es kommt nicht zum Bewußtsein, daß dieses dämonische „Ewige" doch auch bloß innerhalb dieses „beschränkten" Denkens ersonnen, die zu diesem Denken gehörige Fiktion ist. Fragt man solche Denker, woher sie denn wüßten, daß es eine solche dämonische Instanz gäbe, wenn sie doch unfaßbar, ja für unsere schwachen Sinne unerreichbar sei, also doch auch nicht als existent erkannt werden könne, ferner woher sie wüßten, daß die These, jenes behauptete Jenseitige sei unerforschlich „für unsere schwachen Sinne", richtig sei, wo sich diese These doch eben nur in dem „beschränkten Denken" vorfindet, macht man solche Denker darauf aufmerksam, daß sie über „Etwas??" aussagen, über das ihrer eigenen These nach eine Aus-

sage, auch die bloße Behauptung der Existenz überhaupt unmöglich sei, usw., so trifft man regelmäßig auf die Angst vor der Erkenntnis. Je nach Charakter und Temperament des Menschen sind die Angstausdrücke mehr minder heftig (mehr sympathogen oder ideogen gespeist), sie haben oft das Gepräge einer hochmütigen Unnahbarkeit oder einer milden Herablassung, einer entsetzten Abwehr oder einer sanften Nachsichtigkeit usw., oft der lyrisch-tremolierenden Berufung auf die Glaubenssätze — die doch auch wieder zu dem „beschränkten Denken" gehören, mögen sie religiös oder wissenschaftlich sein. An die Angst schließt sich der schmerzliche Kampf mit und gegen das Neue und seinen („vermessenen") Künder. Es ist klar, daß bei der Inthronisation des Dogmas, das ja bekanntlich keine Erörterung der Richtigkeit zuläßt, die Forschung zur Chimäre oder doch zur Sklavin (z. B. ancilla ecclesiae, ancilla sellae curulis, ancilla cathedrae) herabgewürdigt wird, daß die Angst vor der Erkenntnis die Forschung entwertet, die diese Erkenntnis bringt. Vgl. 1. Bd. S. 77f., S. 98. In vielen Fällen ist diese Angst, dieser Schmerz neurotisch gewuchert und verschwindet die Sache hinter dem Dunst der Affekte.

Die Psychobiologie sieht in den Zellteilungen nichts anderes wie rein biologische Vorgänge, wie sie eben alles Geschehen (auch das anorganische) als rein biologisches auffaßt und versteht. Alles Geschehen verläuft in Bewegungsperioden, jede umfaßt eine aufsteigende Strecke (Wachstum bis zur spezifischen Wachstumsgrenze) und eine absteigende Strecke (Teilung bis zur spezifischen Teilungsgrenze). Alle Individuen, also auch Zellen wachsen also bis zur je spezifischen Wachstumsgrenze und beginnen dann, sich zu teilen, und ihre Teilung setzt sich bis zur je spezifischen Teilungsgrenze fort, worauf eine neue Kurve anfängt, so lange das Individuum besteht. Die Überschreitung der spezifischen Teilungsgrenze ist der Zerfall, das Sterben, der Tod des Organismus, die Auflösung des Individuums, das nun als solches nicht mehr besteht. Wachsen ist aufnehmen, und teilen ist abgeben, und so wie Aufnahme und Abgabe allgemeine Bezeichnung für die Funktionen ist, kann man auch Wachstum (Zunahme) und Teilung (Abnahme) dafür sagen. Ich habe diese allgemeine Tatsache Bewegungsgesetz genannt (EdS. § 91, 1. Bd. S. 171, S. 566). Die Bewegungsperiode ist für jedes Individuum spezifisch, also die Wachstums- und Teilungsvorgänge des einen Individuums, z. B. einer Körperzelle sind verschieden von denen eines anderen und die der einen Gruppe (Spezies) von Individuen verschieden von denen einer anderen. So verlaufen auch die Teilungen der Keimlinge bis zur Reifung, d. h. zur Heranbildung der „fertigen" Samen- oder Eizelle spezifisch. Die Bewegungsperiode vieler Individuen, z. B. Zellen verläuft nicht derart, daß aus zwei gleichartigen ein einheitliches Ganzes (wie aus Samen- und Eizelle die Keimzelle) entsteht oder aus einem Individuum zwei neue (wie bei der Sprossung des Ovozyten, dessen Polkörperchen sich freilich auflösen, bei der Reifung des Spermatozyten, bei der Teilung der Keimzelle des Menschen usw.) entstehen, sondern derart, daß nur gewisse kleinere Teile (Substanzen) aufgenommen und abgegeben werden (Zellstoffwechsel usw.). In allen Fällen aber sind die Bewegungsperioden Einzelfälle des Bewegungsgesetzes, insofern Analoga.

Übrigens gilt das Bewegungsgesetz nicht nur für die optischen, sondern auch für die Individuen der anderen Sinnesbezirke. Auch eine individuale Lautreihe, z. B. das einzelne Wort, wächst aus der „Wurzel", „Wurzelsilbe" hervor (s. 3. Bd.), wird größer bis zur spezif. Wachstumsgrenze, dann kleiner, wird „abgeschliffen"; analog der individuale Satz, die individuale Melodie usw. Im Taktilen nimmt die individuale (einem optischen Individuum entsprechende) Reihe von Berührungspunkten genetisch und episodisch zu und ab, usw. Die Zu- und Abnahmen sind in

den übrigen Sinnesbezirken nicht so „sinnfällig", nicht so be(ob)achtet wie im akustischen und bes. im optischen Bezirk, der ja beim Menschen weitaus prävaliert. Auch die individualen Gefühls- und Begriffsreihen wachsen und nehmen ab. Allgemein: die assoziativen Systeme der Denkzellen, deren Aktualitäten eben die Individuen sind, nehmen (an Denkzellen) bis zur spezif. Wachstumsgrenze zu, dann ab.

Die Frage „warum?" bedeutet realiter lediglich svw. „unter welchen Umständen?, „in welcher Reihenfolge?" (1. Bd. S. 71, S. 141, 3. Bd. S. 86). Auch die Zellteilungen verlaufen als (spezielle) Erlebnisse des sie Beobachtenden und Beschreibenden, als Aktualitätenreihen derart assoziierter Denkzellen, als assoziative Systeme — wie alle andern Erlebnisse. Die einzelnen Stadien schließen sich zeiträumlich aneinander an, und über diese Reihenfolge hinaus kann auch der Dämonist mit seiner Frage „warum?" nichts ermitteln (sein Warum? richtet sich auf das fingierte und zwar grundsätzlich immer wieder fingierte, niemals realisierbare Metaphysische, auf „Etwas??", was es realiter gar nicht gibt, es heischt eine Antwort vom — Nichts!). Wir erleben und beschreiben die einzelnen Stadien, deren Reihe die Zellteilung, die Reifung der Keimlinge — so, wie sie verläuft — ist. Dazu gehört auch die Tatsache, daß sich bei der Zellteilung biologisch äquivalente Mengen chromatischer Kernsubstanz für die Tochterzellen sondern, daß diese Kernsubstanz sich ergänzt und neuerdings teilt usw., ferner daß in der letzten Strecke der Reifung der Keimlinge die Teilung der Kernsubstanzen (Kernsegmente, Chromosomen) derart verläuft, daß die reife Samen- und die reife Eizelle die biologische Hälfte der „normalen" Kernsubstanz enthalten und so für die Ergänzung in Form der Amphimixis vorbereitet sind.

Der Dämonist fragt weiterhin: warum produzieren die Hoden Samenzellen (und nicht Spazierstöcke oder Veilchen), die Eierstöcke Eier? warum gibt es überhaupt Hoden und Eierstöcke, Männer und Frauen? warum müssen sie zeugen, und warum schafft Gott die Menschen nicht einfach wie „am Anfang der Zeiten", z. B. aus Erde plus Odem? warum gibt es überhaupt Menschen, die Welt? usw. usw. Die dämonistische Frage ist — auch in ihren geringsten Einzelfällen — weltanschaulich, ist die Frage nach dem Wesen der Dinge, nach dem „hinter und in den Dingen wirksamen Prinzip", ist das Leib-Seele-Problem, das Gott-Welt-Problem.

So lange die dämonistische Frage gestellt wird, ist sie eben unbeantwortet, und sie wird so lange gestellt, wie der Mensch dämonistisch denkt. Die Lösung kann nur das Verlassen des dämonistischen Denkens sein, und diese Lösung ist mir gelungen. Sie war nur von der Erkenntnistheorie her (Klarstellung des Wesens, der Struktur der Anschauung) und von der Medizin her (Klarstellung der biologischen Struktur und Funktion des Nervensystems einschl. Hirnrinde als des Organs des Denkens) zu gewinnen; die Ergebnisse mußten übereinstimmen, ja letztens konfluieren, sie mußten zu allen Tatsachen aller Gebiete stimmen, keine Tatsache durfte widersprechen: Weltanschauung ist allumfassend, und eine Lehre, die nicht allumfassend ist, ist keine Weltanschauung. Mein Weg war der einzig mögliche zum Ziele: der vertikale Weg, der über die bisherige Weltanschauung hinaus führt. Abgesehen von der Psychobiologie ist die Wissenschaft, in die Horizontale arbeitend und schaffend, im dämonistisch-kausalen Denken verblieben und hofft, die Lösung des Welträtsels Leben, Seele, Gott, Ursächlichkeit usw., die Lösung des dämonistischen Problems im dämonistischen Denken, mit dem dämonistischen Denkmitteln auffinden zu können. Diese Hoffnung ist aber in sich widersprüchlich und das Verfahren, sie zu erfüllen, aussichtslos. Man kann das Kausalproblem nicht lösen, so lange man Kausalität immer wieder „setzt", also im kausalen Denken verbleibt. Das Metaphysische ist im Physischen nicht aufzufinden. Wer wissen will, was Denken, Bewußtsein, Anschauung ist,

darf es nicht per principium ins Metaphysische verlegen und — im Physischen suchen, sondern muß die Hirnfunktion studieren. So lange der Mensch deutet, kann er nicht zugleich nicht deuten.

Was tut z. B. die Biologie? „Biologie ist die Wissenschaft vom Leben im naturwissenschaftlichen Sinne", sagt z. B. B. Dürken (Entwicklungsbiologie und Ganzheit, 1936 *); ... „das letzte Ziel ... ist die Erkenntnis vom ‚Wesen' des Lebens". Und gleich darauf: „Was Leben ist, können wir nicht unmittelbar erkennen... Das Wesen des Lebens zu erschließen, ist nur auf mittelbarem Wege möglich" **). Offenkundig wird „das Leben" auch hier dämonistisch „aufgefaßt", als „die belebende Kraft", das geheimnisvolle Jenseitige, das den „toten" Leib erst lebendig „macht", usw. Dazu trennt aber Dürken „das Leben" von den „psychischen Erscheinungen", die er „hier absichtlich außer acht" läßt! Es ist aber klar herausgestellt, daß das letzte Ziel der Biologie ein weltanschauliches ist. Dieses sucht man zu erreichen, indem man beobachtet, vor allem experimentell — und dann die Frage „warum?" stellt — usque ad infinitum. Auch die Entwicklungsmechanik, mag sie sich neuerdings auch besser Entwicklungsbiologie nennen (W. Roux, der Begründer der Entwicklungsmechanik, einer meiner Lehrer übrigens, hat mit „Mechanik" nach Kant das kausalgesetzliche Geschehen, die Wirkung der Faktoren nach dem Kausalgesetz gemeint), mit all ihren Experimenten kann ebenso wenig wie die Chemie und die Physik mit den ihrigen die dämonistische Frage „warum?" beantworten (außer mit neuen „warums?"), „das Wesen des Lebens" „ergründen" (vgl. S. 26 Fn.), sie kann experimentierend nur eben experimentelle Tatsachen finden und reihen; man kann studieren, wie sich ein Organismus unter gewissen — unbegrenzt variabeln — Umständen („Versuchsbedingungen") verhält, aber damit forscht man nicht weltanschaulich, nicht in Richtung auf das letzte Ziel: die Erkenntnis vom Wesen des Lebens. Man kann ferner einen Menschen, einen Baum usw. in Millionen Splitter aufteilen, sie mikroskopieren, chemisch-physikalisch atomisieren — man sammelt dann nur eine Fülle von mehr minder interessanten Einzelheiten, „das Wesen" des Menschen des Baumes, des Lebens ist auf diesem Wege nicht aufzufinden. Die weitestdurchgeführte Morphologie der Hirnrindenzellen und Nervenbahnen (auch in der Art der O. Vogtschen Neurobiologie) gibt keinen Aufschluß über die Funktion. Biologie ist grundsätzlich eine mechanistische Wissenschaft, und soweit sie angibt, nicht Mechanistik zu sein, beruft sie sich tatsächlich nur auf eine Art von Diffusität des „Lebendigen", an die ihre (mechanistischen) Methoden noch nicht herangekommen sind. Sie setzt immer wieder, prinzipiell das Problem „Leben", das sie lösen möchte — mit Methoden, die in einer ganz anderen Forschungsebene liegen, also auf jenes Ziel gar nicht gerichtet sind. Sie ist — abgesehen von der Psychobiologie — eine dämonistisch-kausal deutende Spezialwissenschaft wie die Chemie, Physik, Historie usw., aber nicht Weltanschauungs-

*) Meine EdS. ist 1925 erschienen; Dürken weiß weder von diesem noch von meinen späteren Werken etwas oder übersieht sie in der für gewisse Kreise üblichen Weise.

**) Dürken meint weiterhin, wir könnten das Wesen des Lebens unmittelbar ebenso wenig erkennen wie das Wesen der Elektrizität, letzteres „schon deshalb nicht, weil sie an und für sich für uns gar nicht wahrnehmbar ist". Aber wir nehmen sie doch als „Funke" optisch, als „Vibration" taktil, als „Geräusch" akustisch wahr, sie ist ein durchsichtiges Gas, also ebensowenig „unsichtbar" wie das Licht, das angeblich auch „kein Zustand, sondern ein Vorgang" ist (vgl. 2. Bd. § 32,1, e u. f.). Der Vergleich geht also gänzlich fehl. Fehl geht hier auch die Unterscheidung „Zustand" und „Vorgang".

lehre. „Biologische Weltanschauung" ist da die Annahme „des Lebens" in den (belebten) Dingen, weitergeführt zur Ganzheitslehre, die auch nicht über die dämonistische Problematik hinausgeht, ja in nicht wenigen Fällen wiedererstandener Animismus, genannt Vitalismus oder Neovitalismus ist (vgl. Drieschs Entelechie [1. Bd. S. 124f.], die Dürken übrigens auch ablehnt). „Biologische Weltanschauung" dieser Art ist nur eine Abwandlung der dämonistischen Weltanschauung, wie die mechanistisch-materialistisch-atomistische eine Abwandlung ist. Sie ist die dämonistische Weltanschauung der (gelehrten und ungelehrten) Biologen, in der ihre fachliche Systematik verläuft. Jeder Mensch hat — gemäß seiner Spezifität — seine Weltanschauung; sie ist auch gruppenspezifisch: wir haben religiöse, politische, wissenschaftliche usw. Weltanschauungsgemeinschaften (§ 12,2, A).

Weltanschauung kann nur primitiv-monistisch (chaotisch) oder dämonistisch in den verschiedenen Verdünnungsgraden der Dämonie oder letztens realisch sein, wie im 5. Bde. ausführlich dargelegt; sie kann gesund und krank in verschiedenen Typen sein, wie im 6. und 7. Bde. ausführlich dargelegt. Natürlich macht sich die Weltanschauungslehre (3. Bd. S. 354) als „umfassende Beschreibweise" alle nur möglichen Tatsachen zunutze, die Psychobiologie — in der Erkenntnis, daß die Weltanschauungslehre nur am Menschen ansetzen kann — besonders auch die biologische Struktur und Funktion des menschlichen Nervensystems einschl. der Hirnrinde als des Denkorgans. Die Psychobiologie ist eine neue Weltanschauung, sie ist die realische — derart, daß sie den Dämonismus jeder Schattierung überwunden hat, sie ist biologisch derart, daß sie am Menschen als einem biologischen Wesen ansetzt, die sog. seelisch-geistigen Erscheinungen und Vorgänge als biologische erkannt hat, somit die Welt überhaupt (nicht bloß die sog. „Lebewesen", sondern auch die anorganische Welt) biologisch auffaßt und beschreibt. „Leben" ist abstrakte Bezeichnung für „das Lebende", d. h. das Leibende, Leib- sive Da-seiende, das Existente (1. Bd. S. 409, 416, 604, 3. Bd. Nr. 457 usw.). So oft in meinen Büchern von „biologischer Weltanschauung", „biologischer Philosophie" die Rede, ist immer (falls nichts anderes vermerkt) die psychobiologische s. realische gemeint (vgl. 1. Bd. S. 138 Fn.).

Die Dinge sind, wie sie sind, und die Frage „warum?" kann niemals über sie hinausführen.

4. Der Weg zum Ei.

Die Samen- und die Eizellen sind in gewissen Medien freibeweglich, aktiv beweglich, und zwar die Samenzellen lebhafter als die Eizellen. Sie teilen diese Eigentümlichkeit mit vielen anderen Zellen, z. B. den amöboiden Zellen, den Wanderzellen. Andere Zellen sind nur passiv beweglich. Mit „Beweglichkeit" ist hier der Ortswechsel (die Lokomotion) gemeint. Der Ortswechsel ist koordinative Veränderung, Veränderung der koordinativen Symbolkomponente (kurz: Sk.), vgl. 2. Bd. S. 89ff. Diese Veränderung eines Individuums kann von einem anderen „ausgehen", indem koordinative Paßformen aus den Denkzellen, deren Aktualitätenreihe das „bewegende" Individuum ist, über Kollateralen in jene Denkzellen übertreten, deren Aktualitätenreihe das „bewegte" Individuum ist, sich also dessen koordinative Sk. entsprechend ändert (2. Bd. S. 168, 212); man spricht dann

von passiver Bewegung. Oder die koordinativen Paßformen strömen (vw.) aus dem koordinativen Zentrum (also unmittelbar) in die Denkzellen ein, deren Aktualitätenreihe das „sich bewegende" Individuum ist; dann findet aktive Bewegung statt. Je nach der Reflexschaltung, also der Funktionsperiodik der beteiligten Denkzellen liegt der eine oder der andere Fall vor. Es erübrigt sich sonach, von einer „bewegenden Kraft" zu sprechen, die in den Dingen wirksam sei. Bewegung ist realiter nicht Wirkung einer Kraft, sondern Veränderung der koordinativen Sk., also eine rein-biologische Tatsache. Die Veränderung ist spezifisch, z. B. ist die Eizelle weniger rasch lokomotorisch beweglich als die Samenzellen, wie ja überhaupt das Weibliche „geruhsamer" ist als das Männliche (1. Bd. S. 628).

Die Freibeweglichkeit ist Eigentümlichkeit der „lebenden" Keimlinge. Das bedeutet aber nicht, daß in ihnen „das Leben" sitze und die Bewegung verursache, auch aus ihnen herausfahren und die „toten" Zellen hinterlassen könne (in die wohl dann „der Tod" „eingetreten" sei), sondern es bedeutet realiter, daß (auch) die Keimlinge, so lange sie als Organismen, als Zellganze bestehen, eine größere lokomotorische s. koordinative Veränderungsgeschwindigkeit (V.-G.) haben als die in der Auflösung begriffenen, „sterbenden" (S. 31); die „toten" Keimlinge „leben" natürlich auch noch, aber in der Art des Zerfalls in Teile, die „weiterleben" (sich verändern, zusammenschließen usw.). Auch die V.-G. der unversehrten Keimlinge ist je spezifisch, verschieden — wie eben die aller Zellen, aller Individuen.

Im weiblichen Genitale bewegen sich die Samenzellen in Richtung Ei. Das Ei kommt ihnen entgegen, es bewegt sich in einer serösen Strömung, die vom Eierstock zur Fimbria (inneren Mündung des Eileiters) und so zum Eileiter geht; dieser ist mit nach außen wimperndem Flimmerepithel ausgestattet. Das Ei gelangt also normaliter bis in die Nähe der uterinen Mündung des Eileiters, wo es im Befruchtungsfalle die Samenzelle aufnimmt. Die Wimpern der uterinen Schleimhaut und die Strömung des Uterinsekrets bewegen sich gegen die Richtung der Samenzellen, also nach außen zu, die Spermien schwimmen gegen den Strom.

Wie kommt es nun, daß sich die Spermien nach dem Ei, also nach den uterinen Mündungen der Eileiter zu und in diese hinein, evtl. bis in die Bauchhöhle bewegen? Wer oder was treibt sie vorwärts — gerade in der „zweckmäßigen" Richtung und gegen den Strom? Ist hier nicht ein zielbewußter Wille, eine Entelechie, eine Horme usw. am Werke — entweder „in" den Spermien oder von außen auf sie tätig, eine geheimnisvolle, rätselhafte, mystische Kraft, die doch nur dämonischer Art sein kann? Und faßt man diese Kraft mehr naturwissenschaftlich

auf, so behält sie in ihrer Rätselhaftigkeit doch noch den rein dämonischen Charakter. Sie ist gewiß „unpersönlich" „gedacht", so wie „der Weltwille", „die Vorsehung", „das Schicksal" usw. die entpersönlichte Gottheit „ist" (1. Bd. S. 672), aber damit ist nichts gewonnen, im Gegenteil zur Fiktion der Irrtum gesellt, daß es „Kraft", „Wille", „Vernunft" usw. als solche, d. h. abgelöst vom phänomenalen Individuum, dem kräftigen, wollenden, vernünftigen Individuum gäbe (vgl. S. 49). Realiter ist „Kraft" die statophile Sk. (1. Bd. § 17, 2. Bd. §§ $30_{,3}$, $31_{,2}$), „Wille" svw. Hungerreflex (1. Bd. § $26_{,1}$).

Auch die Bezeichnung der zielstrebigen Bewegung der Keimlinge mit „Reiz" oder „Wirkung von Reizen" ist nur vorläufige Beschreibung. Was ist „Reiz" (hierzu ausführlich 6. Bd. § $1_{,4}$)? Soll er vom Ei oder den Samenzellen ausgehen, und wie soll das zustandekommen, zu denken sein? Wie soll das im Eierstock oder in der Bauchhöhle oder im Eileiter oder im Uterus befindliche Ei die Heerschar der Spermien, die sich bei einer Ejakulation ergießen, „reizen", „anlocken"? Rohdämonistisch denkt man da wohl an psychische Reize, seelische Rufe von Zelle zu Zelle, die eben als seelisch man nicht verstehen könne. Man vergleicht die Annäherung der Keimlinge zueinander mit der Annäherung zweier Menschen (2. Bd. S. 224) und deutet jene wie diese: als Wirkung von seelischen Kräften, von Trieben, Instinkten usw. — womit man immer nur ein anderes Wort für das Dämonische anwendet, das man in die Tatsachen und ihre Zusammenhänge hineinfingiert und ohne das, wie man wähnt, die Tatsachen und ihre Zusammenhänge eben nicht stattfinden könnten. Man stellt also die dämonistische Frage „warum?" und beantwortet sie mit der Fiktion eines wirksamen Metaphysischen und glaubt nun, man hätte den Vorgang „erklärt". Warum also nähern sich die Spermien dem Ei? Weil ein Reiz sie hinführt — nun ist die Sache klar! Man könnte ebenso gut antworten: weil sie sich dem Ei nähern. Weiter besagt die Einführung des mystischen „Reizes" nichts, die Sache wird (tautologisch) nur verkompliziert, irgendeine Erkenntnis wird nicht gewonnen.

Es ist ein Märchen, daß „das Ei Anziehungskräfte ausstrahle, daß die Samenzellen auf jeden ausgestrahlten Reiz mit Begier hingewandt seien, daß sie die Eizelle auf tausend- und millionenfache Länge des eigenen Körpers spüren und in überstürztem Wettlaufe auf die gemächlich Harrende loseilen" ... „Ungezählte bleiben am Wege liegen, erschöpft von der unmäßigen Anstrengung, ihren schweren Kopf mit dem dünnen, peitschenartigen Schwänzchen schlängelnd vorwärtszuschieben" usw. So ist es auch Poesie, daß ein Geruchs- oder Geschmacksreiz „die Ungestümen so drängend vorwärtsreißt". Aber das soll

ja experimentell nachgewiesen sein! Der Botaniker Pfeffer stellte bei Farnen fest, daß im weiblichen Genitalapparat Äpfelsäure oder äpfelsaure Salze vorhanden seien und daß durch diese die Samenfäden der Farne in den Hals der Archegonien gelockt würden; die Spermatozoiden der Laubmoose würden mittels Rohrzuckerlösung in die Archegonien gezogen usw. Die Substanzmengen, die solche kräftige Reizbewegungen hervorrufen, sind oft ganz gering; so werden in reinem Wasser ziellos umherschwärmende Spermatozoiden der Farne schon von einer 0,001%igen Lösung von Äpfelsäure angelockt. Pfeffer füllte ein oben offenes Röhrchen mit Äpfelsäurelösung und hielt das offene Ende in einen Tropfen Wasser, in dem Samenzellen des Farnkrautes sich bewegten: sofort schlängelten sie sich nach der Öffnung zu, und in kaum 5 Minuten waren bereits über 600 in das Röhrchen eingedrungen. Man nennt diese Vorgänge Chemotaxis und spricht auch von Rheotaxis (Beeinflussung der Keimlingsbewegung durch Wasserströmungen), Stereotaxis (mechanische Beeinflussung), Heliotaxis (Beeinflussung durch Sonnenlicht) usw.

Realiter kann von einem Geruchs- oder Geschmacksreiz bei der Annäherung der Samenzellen an die Eizelle nicht die Rede sein. Die Samenzellen haben kein Gehirn, können nicht riechen oder schmecken, also auch nicht durch Geruchs- oder Geschmacksseindrücke „gereizt" werden. Wie sollte denn auch ein solcher Reiz (falls er möglich wäre) zur Wirkung kommen, also die Bewegung verursachen — ausgerechnet nach der Reizquelle hin! Oder was sollen das für mysteriöse Anziehungskräfte sein, die von der Eizelle auf die Samenzellen ausstrahlen, — und wie soll man sich ihre Wirkungsweise vorstellen! „Reizt" das Ei schon vor dem Platzen des Follikels? Und wie ist es bei amenorrhoischen oder klimakterischen Frauen? Auch die Chemotaxis usw. war ihrem Wesen nach bisher rätselhaft. Wie soll es denkbar sein, daß in dem einen Körper Kräfte sitzen, die von ihrem Sitz aus den andern Körper anlocken! Das können nur Dämonen sein!

Es handelt sich bei alledem realiter um Deutungen der Tatsache, daß sich ein Körper zu einem anderen und zwar einem bestimmten hinbewegt. Diese Bewegung ist — wie jede andere — eine koordinative Veränderung des Individuums, und zwar ist sie nach Lage, Kraft und Richtung jeweils spezifisch in Einklang (Koinzidenz) mit den Bewegungsvorgängen der Umgebung, zunächst der engsten, dann auch der weiteren und weitesten (jede Bewegung ist „kosmisch", 2. Bd. S. 176f.); sie ist also Verhältniswechsel, und dieser vollzieht sich gemäß der spezifischen koordinativen Veränderung der Partner, d. h. gemäß der Veränderung der koordinativen Sk. (2. Bd. § 31); sie kann aktiv oder passiv sein, „von selbst" erfolgen oder von

der Umgebung ausgehen, wie S. 53 und l. c. angegeben. In einer gewissen Umgebung kann sich ein Individuum nur in einer gewissen Weise bewegen, Änderung der Umgebung koinzidiert immer mit einer entsprechenden Bewegungsänderung des Individuums und umgekehrt. Es ändert sich dabei also die Lage (kinästhetophile Sk.), die Kraft (statophile Sk.) und die Richtung (topophile Sk.), also das lage-, kraft- und richtungsmäßige Verhältnis zur Umgebung in mehr minder großem Ausmaße. Mit der koordinativen Veränderung der Aktualität ist übrigens stets eine eigenschaftliche verbunden (1. Bd. S. 447), sie tritt nur im Falle des Ortswechsels oder der Funktion (2. Bd. S. 97) hinter die koordinative zurück; die Aktualität ändert sich immer „im Ganzen", als Ganzes. Jedes Individuum befindet sich jeweils, also immer in einer, seiner (der paßrechten) Umgebung, und jede Bewegung ist Änderung der Umgebung, Verhältniswechsel, wobei die koordinativen Veränderungen der Partner zueinander stimmen. In diese rein biologisch verstehbaren Vorgänge deutet der Dämonist die Kausalität hinein.

Der Fisch schwimmt im Wasser, heißt also: er bewegt sich aktiv, es verändert sich stetig sein koordinatives (dazu auch taktiles, thermisches usw.) Verhältnis zum umgebenden Wasser, die ihn berührenden Wasserteilchen bewegen sich gemäß seiner Bewegung im Rahmen ihrer Spezifität, wie sich natürlich auch der Fisch im Rahmen seiner Spezifität bewegt. Jede Bewegung ist gerichtet (topophile Sk.), der Fisch schwimmt also in einer gewissen Richtung, auch mit gewisser Kraft (statophile Sk.), wobei sich auch seine Lage (kinästhetophile Sk.) stetig ändert. Der Fisch ist ein Reflexwesen; wir haben also seine Bewegungen als Ausdruckserscheinungen seiner Reflexe zu beschreiben (wie beim Menschen usw.). In diese Reflexabläufe, die gemäß der spezifischen Periodik der Reflexsysteme erfolgen, können auch optisch-gegenständliche Aktualitäten „eingeschaltet" sein: der Fisch sieht seine Nahrung. Diese Aktualitäten sind aber keineswegs Ursachen der Bewegung, der Fisch schwimmt nicht auf die Nahrung zu, weil er sie sieht, es geht von der Nahrung auch kein „Reiz" aus usw., sondern es findet ein gewisser Reflexablauf statt, dabei treten gewisse optische Aktualitäten „Nahrung" auf, indem die beteiligten optischen Gegenstandszellen (gemäß ihrer spezifischen Funktionsperiodik) aktuell funktionieren, und der Ausdruck dieser optischen usw. Reflexe ist die Schwimmbewegung, die gemäß der Reflexschaltung auf die Nahrung gerichtet ist. Ein andermal sind gewisse akustische Reflexsysteme in Präfunktion: der Fisch hört etwas, und nun erfolgt als Reflexausdruck eine gewisse Bewegung. Wieder ist das Geräusch usw. nicht Ursache der Bewegung, sondern tritt lediglich im Gange des Reflexablaufes — als Aktualität der beteiligten akustischen Gegenstandszellen — auf, geht derart also dem Reflexausdruck voraus, verursacht ihn aber nicht. Solche Bewegungen können auch bei unaktuellen Funktionsgraden erfolgen, also „unbewußt" (1. Bd. S. 180 f.), nicht nur bei den Fischen, sondern bei allen Hirnwesen, auch beim Menschen, ja die weitaus größte Zahl aller Bewegungen sind Ausdrücke unbewußt, unaktuell verlaufender Reflexe; beim Embryo finden überhaupt nur „unbewußte" Bewegungen statt, seine Hirnrinde funktioniert noch nicht aktuell. Sicher sind aber die Bewegungen, die auf aktuelle Ziele gerichtet sind, schärfer auspräzisiert als unbewußte Bewegungen. (Dies ist z. B. auch beim Schlafwandler der Fall, 2. Bd. S. 143.) Es sei betont, daß für die Bewegungen ein „Ziel-

bewußtsein" nicht erforderlich ist. Auch gehirnlose Wesen bewegen sich auf ein Ziel, d. h. alle Bewegungen sind gerichtet. Vgl. § 7, 1, c.

Ob eine Bewegung bewußt oder unbewußt, aktiv oder passiv erfolgt, stets ist sie Verhältniswechsel und ist jede Phase ein spezifisches koordinatives Verhältnis des Individuums zur Umgebung. Mag man beschreibend die Lage- oder die Richtungsänderung hervorheben, immer findet die Bewegung in einer gewissen (spezifischen) Weise, als spezifische koordinative Veränderung der Partner statt, ist also jeweils verschieden gemäß der Beschaffenheit des beobachteten Individuums und seiner Umgebung. So verstehen wir auch die Chemotaxis, Chemotropie: die Bewegung eines chemischen Körpers K ist spezifisch, also auch spezifisch gerichtet, führt zu einem (ihrem) Ziele Z, dieses ist aber nicht die Ursache (Reiz usw.) der Bewegung des K, sondern wird im Ablaufe der stetigen biologischen Veränderung des K, die — als vw. koordinative — eben seine Bewegung ist, erreicht. Von „Zufall" kann man da nicht reden (2. Bd. S. 176, 229); die Bewegung des K (usw.) ist spezifisch im Einklang mit den koordinativen Veränderungen der Umgebung, „muß" also rein biologisch zum Ziele, d. h. zu einem gewissen Ziele führen, ein anderer Vorgang ist schlechterdings unmöglich. So oft ich K beobachte, bewegt er sich in einer gewissen Weise „in" einer gewissen „Umgebung" zu einem gewissen Ziele, und die Erfahrung lehrt, daß das jedesmal geschieht, so oft die gewissen „Um-stände" (= Umgebung) vorliegen, K also sich in einer gewissen Umgebung von gewisser Veränderung befindet: hierfür ist auch die Bewegung des K (der ja selber zur Umgebung eines anderen Körpers gehört) spezifisch, er „muß" also auch jedesmal ein gewisses Ziel erreichen. Die Regel- und Gesetzmäßigkeit ist auch hier eine rein biologische (nicht bloß eine biologische Tatsache, sondern ein biologisches Geschehen, biologisch verständlich); wir bedürfen nicht der Annahme dämonischer Kräfte, mag man sie auch als Reiz, Ursache, Faktor usw. bezeichnen, wir bedürfen nicht mehr der Fiktionen. (Über elektromagnetische Anziehung und Abstoßung s. 2. Bd S. 322 f.).

Auch die Pflanzen bewegen sich aktiv und passiv, z. B. beim Wachstum-Verwelken, beim Wachen-Schlafen, im Winde usw., unter allerlei experimentellen Umständen (Elektrisieren, Berührungen-Erschütterungen oft leisester Art, Temperaturveränderungen, Belichtungen usw.). Auch diese Bewegungen sind — wie alle anderen — je spezifische Veränderungen der koordinativen Symbolkomponente der einzelnen beteiligten Aktualitäten, also „der Pflanze", ihrer Säfte u. a. Substanzen, die sich in Saftbahnen, einer Art „vegetativer", d. h. pflanzlicher „Nerven" in je spezifischer, auch pflanzenspezifischer, je nach den Umständen spezifisch-variabler Weise, auch unter biochemischen Veränderungen bewegen; bes. schön zu sehen bei Aufnahme mit Zeitraffer, zu hören bei Schallverstärkung. Auch hier sind die Umstände, unter denen sich die Bewegungen vollziehen, nicht ihre Ursachen, sondern ihre Ur-Sachen, Ausgangspunkte der koordinativen Veränderung, die also in rein biologischem, zeiträumlichem Zusammenhange erfolgt. Dies gilt auch für die Bewegungen der anorganischen Welt, die ebenso „lebendig" ist wie die organische.

So wandern auch die Samenzellen des Farnes regel- oder gesetzmäßig (d. h. mit oder ohne Ausnahme) in Richtung Äpfelsäure, sie bewegen sich in einer gewissen Umgebung (einem „Medium"), hier z. B. in Wasser, in das Spuren Äpfelsäure von der vermeintlich „anziehenden" Lösung her eindringen, so daß eine gewisse Bewegung im Wassertropfen entsteht — eine spezifische, die also anders ist, aber ähnlich sein kann wie im Falle,

daß nicht Äpfelsäure, sondern eine andere chemische Substanz vorhanden ist. Die Bienen riechen den Honig auf weite Ferne und fliegen reflektorisch auf ihn zu, die Flugbewegung ist hier vw. Ausdruck olfaktorischer Reflexe. Die Farn- oder die Mooskeimlinge usw., die tierischen und menschlichen Fortpflanzungszellen aber „riechen" nicht, haben keine Sinnesorgane, „trotzdem" kommen sie an ein gewisses Ziel, die Farnsamenzellen in den Hals der Archegonien, die menschlichen Spermien in den Uterus usw., in die Nähe des Eies und manchmal eines in das Ei. Die Bienen „wissen" natürlich auch nicht, wo der Honig ist; ihre Flugbewegung ist eine Reihe von Phasen, deren jede Ausdruck des jeweiligen Riechreflexes ist, also auch eine spezifische Richtungskomponente hat: so ist die ganze Reihe, die ganze Bewegung spezifisch gerichtet, „führt" zu einem gewissen Ziele, das regelmäßig der duftende Honig ist, die Biene „folgt der Riechspur". Ob hierbei Düfte als Aktualitäten auftreten oder nicht, ist grundsätzlich unwichtig: auch „unbewußt" kann das Ziel erreicht werden, und stets wird es „unbewußt", richtiger: reaktiv erreicht bei hirnlosen Wesen, die wir ja von den Hirnwesen s. Reflexwesen als Reaktionswesen unterschieden haben (1. Bd. S. 647).

Die Eizelle „strahlt" also keine „Reize" aus, sie „lockt" nicht die Samenzellen an, sondern diese bewegen sich — eine rein biologische Tatsache — im weiblichen Genitalschleim, also in einem gewissen Medium von gewisser Koordinatik (Strömung nach außen) vorwärts in Richtung Eileiteröffnung und Ei. Die Geißel funktioniert als eine Art Ruder. Die gesunde Frau scheidet bei geschlechtlichen Erregungen eine mäßige Menge Genitalsaft ab; er hat einen bestimmten Duft, der bei dem Partner mit sinnlichen Gefühlserregungen verbunden ist, und dient nicht nur als Gleitstoff für den Penis, sondern auch als Medium, in dem sich die Spermien bewegen. Ist das Medium auch nur geringfügig „anders" zusammengesetzt, z. B. besitzt es nicht den „erforderlichen" (normalen) Grad der Alkalität, dann bewegen sich auch die Spermien nicht normal; da kann das Ei das süßeste Liebeslied zwitschern, die Samenzellen sind taub dafür. Das Medium enthält normaliter auch gewisse katalytische Stoffe (Crocin, Hartmann; vgl. 2. Bd. S. 287), d. h. solche, bei deren Anwesenheit (in überaus geringer Menge) allein die Bewegung der Keimlinge stattfindet, die aber die Bewegung nicht verursachen, auch nicht den Geschlechtspartner „anlocken"; die Bewegung der Keimlinge ist wie ihre Vereinigung, die Befruchtung des Eies, bei der ebenfalls gewisse Katalysatoren, sog. „Wirkstoffe" (Gamone, Termone) erforderlich sind, ein biologischer Vorgang, den man zwar chemisch studieren, damit aber nicht vollständig erfassen kann (vgl. 1. Bd. S. 187ff.). Die Abweichungen der Beschaffenheit des Schleimes können so gering

sein; daß sie sich chemisch kaum oder nicht nachweisen lassen. Man müßte ja eigentlich auch den beim Koitus abgeschiedenen Schleim untersuchen. Die Beschaffenheit ändert sich ferner periodisch in normaler Variationsbreite (physiologische Sterilität s. § 9_5) oder in abnormen Ausschlägen. Viele hysterische (sekretionsneurotische) Frauen scheiden immer oder periodisch einen Saft ab, der für die Samenzellen geradezu Gift ist (stark sauer usw.). Bei anderen neurotischen Frauen nähert sich das Genitalsekret zu sehr der Beschaffenheit eines Verdauungssaftes, der die Samenzellen auflöst *). Die Menge des Schleimes kann zu groß („weißer Fluß") oder zu gering sein (trockene Scheide usw.), beides bei Angst-Schmerzverkrampfung der Genitaldrüsen (s. 7. Bd. § 4_4). Dazu kommen die mancherlei Störungen der Saftbeschaffenheit bei anatomischen Krankheiten. Die Beschaffenheit des Genitalsekrets eines Weibes (Menge, Konsistenz, Alkalität, Acidität, Duft usw.) ist stigmatisch für das ganze Weib; eine Frau mit saurem Genitalsekret ist „im ganzen" sauer (säuerlich), doch ist „die Säure", d. h. die ängstlich-schmerzliche Note in den einzelnen Merkmalen der Persönlichkeit mehr minder ausgeprägt (6. Bd.). In einem abnormen Genitalsekret können sich auch die Spermien nur abnorm bewegen: sie bleiben alsbald liegen, sterben ab, irren umher usw., es ist auch möglich, daß gewisse (so-spezifische) Spermien doch noch in die Nähe des Eies kommen und sogar Befruchtung stattfindet, die freilich dann allemal pathologisch ist (zu viel „Mühe" der Keimlinge, funktionell oder anatomisch abnorme Beschaffenheit) und ein entsprechend krankes Individuum gründet. (Man vergleiche hiermit die Verdauungsstörungen bei Abweichungen der Verdauungssäfte usw.; hier wie da sind immer auch die beteiligten Muskelfunktionen abnorm.) Die Kinderlosigkeit zeigt in vielen Fällen an, daß die Frauen einen schlechten Genitalsaft abscheiden (vgl. alkalische Spülungen bei „sauren" Frauen als Konzeptionsmittel). In allen Fällen stimmt die Bewegung der Spermien zum Bewegungsgesamt des Mediums, der Umgebung.

Jedes Individuum hat seine spezifische Lebenskurve, Lebensdauer, so auch die Samen- und die Eizelle. Die Lebenskurve der koital ejakulierten Spermien endet in der Scheide, nur ganz selten erreicht ein Spermatozoon (noch seltener deren mehrere) die Befruchtungs- und die Fortpflanzungsreife (§ 8_5), wird also ins Ei aufgenommen und stirbt, zerfällt dort. Auch

*) Übrigens enthält auch das Genitalsekret gesunder Frauen Verdauungsfermente (s. 1. Bd. S. 543 Fn.), nur werden diese wohl erst post coitum abgeschieden, sie lösen das unbefruchtete Ei und die Samenzellen auf, die Verdauungsprodukte werden mitsamt Hormonen usw. in Blut und Lymphe aufgesaugt: ein für das Wohlbefinden der reifen Frau wichtiger, ja unentbehrlicher Vorgang.

die weitaus meisten Eier, die beim Weibe überhaupt reif werden, sterben, „gehen ab". In jedem Ejakulat sind viele (etwa 200) Millionen Spermien, in jedem Eierstock Anlagen zu vielen (etwa 36) Tausenden Eiern enthalten; während seiner zeugungsfähigen Jahre produziert der Mann rund 340 Billionen Samenfäden (Lode), das Weib etwa 25 mal 12 = 300 Eier. Und wie wenige Kinder werden geboren! Die Befruchtung ist ein ganz seltener Ausnahmefall. Zwar wird der Weg zum Ei normaliter immer eingeschlagen, das Ei aber nur ganz selten erreicht. Immerhin finden sich unter den Billionen Spermien und den vielen Eiern der Eheleute normaliter regelmäßig einige Exemplare, die sich finden. Auch in der übrigen Natur sterben Keimlinge in unzähligen Massen.

Wie die Liebespartner — eben als Partner — allemal zueinander passen, mögen sie es „wissen" oder nicht, so auch ihre Keimlinge. Es ist eine Fiktion zu sagen, jeder Mann könne mit jeder Frau koitieren; das ist genau so töricht wie der Ausspruch, jeder Mensch könne ertrinken. Ertrinken tut nur, wer — ertrinkt; nicht alle Menschen fallen ins Wasser, und von denen, die hineinfallen, ertrinken die wenigsten, eben nur die, deren biologische Beschaffenheit so-spezifisch ist, daß sie diesen Tod sterben, die anderen „können" das eben nicht. Zur Geschlechtsvereinigung sind immer nur „Partner" fähig, die nämlich, die sich vereinigen; über Liebeswahl s. § 8, 5, c. Die Tatsache der Begattung ist der untrügliche Beweis dafür, daß sich diese beiden Menschen als Partner gefunden haben, daß sie zueinander passen (episodisch oder kürzere oder längere Zeit oder fürs Leben). Der Same kommt immer in das paßrechte Genitale, der gesunde in die gesunde, der kranke in die kranke Frau. Ein gesunder Mann nimmt nur eine gesunde Frau, ein kranker immer nur eine kranke Frau an, ohne daß die Partner von ihrer Krankheit, z. B. ihrer Neurose etwas zu wissen brauchen, auch ohne daß der Laie — und hierin gehören auch viele Ärzte zu den Laien — die Diagnose zu stellen braucht (s. 7. Bd. § 4, 1, B). Die Samenzelle und die Eizelle sind biologisches Symbol des Mannes bzw. des Weibes, zu dem sie je gehören, stellen in dieser Art den ganzen Mann bzw. das ganze Weib dar, also auch, falls die Partner krank sind, ihr Krankheitliches.

Der Lebenslauf oder -ablauf, also die stetige Reihe von Veränderungen eines Individuums zeigt seine biologische Beschaffenheit, seine Spezifität an; er kann „Schicksal" bezeichnet werden, doch verstehen wir darunter nicht eine jenseitige, dämonische Macht, sondern einfach den Lebensgang als „Geschehen" (die „Geschichte", beides wortverwandt mit Schick-sal). Der gesunde Keimling „hat" also ein gesundes, der kranke ein krankes Schicksal. Gemäß ihrer kranken biologischen Beschaffen-

heit hat die Samenzelle z. B. ein zu kurzes Leben, wird schon sterbend, also im Zerfall begriffen, aktiv bewegungslos ausgeschleudert (Azoospermie), gelangt in einen paßrecht-kranken Genitalkanal, in sauren usw. (auch von Verhütungsmitteln vergifteten) Scheidenschleim, in dem die aktive Beweglichkeit alsbald erlischt oder in eine falsche Richtung geht, vor einen anatomischen oder krampfigen Verschluß, den sie nicht oder nur mit zu viel Mühe überwinden kann, vielleicht bis in die Nähe des Eies oder an ein Ei, das sich dem Bewerber nicht öffnet. Die Krankheit kann darin bestehen, daß die Keimlinge niemals zur Befruchtungs- oder Fortpflanzungsreife gedeihen. Andere und anders kranke (so-spezifische) Keimlinge können sich vereinigen, die Frucht kann abgehen oder ausgetragen werden, ist aber dann allemal krank. Die Geburt des Kindes ist also kein sicheres Zeichen für die Gesundheit der Eltern, auch kranke Eltern können Kinder zeugen, aber nur kranke. Dagegen ist Kinderlosigkeit regelmäßig Zeichen von Krankheit beider Eltern, nur ist die Diagnose nicht immer mit den üblichen klinischen Methoden zu stellen, sondern bedarf oft der psychobiologischen Untersuchung der Persönlichkeit (Weltanschauung, Charakter). Die Ausnahme von der Regel ist die Kinderlosigkeit aussterbender Familien: das Sterben ist an sich keine Krankheit, auch die gesunden Individuen sterben alle, so auch gesunde Familien; das Sterben kann aber ein kranker Vorgang sein, unter kranken Umständen erfolgen. Die gehobenen Stände haben regelmäßig weniger Kinder als die Mittel- und die Basisschichten eines Volkes. Die Gesellschaft ist eine Pyramide. Die „Spitzenmenschen" mit hoher Großhirndifferenzierung zeugen und hinterlassen mehr Hirnwerke als Kinder, sie dienen dem Volke mit dem Großhirn im Unterschiede von den „Proletariern", die „dem Staate mit ihren Kindern dienen" (pro-oles zu proalere aufziehen; Proletarier ist lediglich eine soziologische Bezeichnung, svw. kinderreich). Das war immer so und das wird immer so bleiben. Man möge bedenken, daß sich die biologischen Gesetze nicht nach (von ihnen ja erst abgeleiteten) Theorien und Wünschen richten. S. § $9_{,5}$. Die Schicksale der Fortpflanzungszellen, die sich schließlich vereinigen, sind im Sinne der biologischen Symbolik genaue Analogien des Schicksals des Organismus, der sich aus der Keimzelle entwickelt. Keimlinge, die es z. B. zu schwer haben, zum Ziele zu kommen, können auch nur ein Individuum bilden, das es „im Leben zu schwer hat". Gesunde Fortpflanzungszellen vereinigen sich zu einer gesunden Keimzelle, aus der sich ein gesunder Organismus entwickelt. Kranke Fortpflanzungszellen bilden auch nur eine kranke Keimzelle, aus der sich ein kranker Organismus entwickelt. S. weiter 6. Bd. § $1_{,4,B}$.

5. Die Amphimixis.

Die Vereinigung von Samen- und Eizelle nennt man Amphimixis. Die Samenzelle, der Samenfaden ist das Gerade, das in die Eizelle, das Runde eindringt. Normaliter wird nur ein Samenfaden ins Ei aufgenommen, nämlich derjenige, der zuerst mit der Spitze des Kopfes die Eioberfläche berührt. An dieser Stelle erhebt sich ein kleiner Höcker, der Empfängnishügel; „hier bohrt sich der Kopf, getrieben von den pendelnden Bewegungen des Fadens, in das Ei hinein" (O. Hertwig, der 1875 die Amphimixis bei Toxopneustes lividus entdeckte). Die Eier mancher Tiere haben eine Mikropyle, eine kleine präformierte Öffnung in der Dotterhaut; durch diese Öffnung dringt das Spermium ein. An diese Vereinigung schließen sich die Vorgänge an, die man die „innere Befruchtung" nennt.

Das Spermium wird zerstückelt, zerfällt in drei Teile: Faden (Geißel), Mittelstück und Kopf. Der Faden verteilt sich im Eiplasma. Das Mittelstück wird zum Zentrosom, dem Zentralkörperchen, das, indem sich der Samenkopf dreht, nach innen zu liegen kommt und sich mit einer dichten Strahlung (strahligen Anordnung von Eisubstanz) umgibt. Unter allerlei Veränderungen wird der Kopf zum Samenkern; er bewegt sich hinter dem Zentrosom dem Eikern zu, dann rückt das Zentrosom beiseite, und Samen- und Eikern verschmelzen zum Keimkern. Es bildet sich ein zweites Zentrosom, das dem anderen (aus dem es wahrscheinlich durch Teilung hervorgegangen ist) polar gegenüberrückt; beide sind eingehüllt in ihre Plasmastrahlung. Nunmehr beginnt die Teilung der Keimzelle, zunächst die Bildung der Kernteilungsfigur.

Wir erleben nur Rundes und Gerades (1. Bd. § 27_5) — derart, daß immer ein Gerades aus einem Runden über die Schwelle in ein anderes Rund übergeht. Die Amphimixis, die Gründung des neuen Individuums, ist ein Einzelfall des allgemeinen Geschehens. Schon der Weg des Spermiums zum Ei hin ist ein fortgesetztes Überschreiten von Schwellen, Hindernissen (andere Spermien, Genitalschleim, Gegenströmung, Schleimhautfalten, Wimpern, Eingänge der einzelnen Abschnitte des genitalen Hohlraumes, des äußeren, inneren Muttermundes, der Eileitermündung). Der Same in seiner ejakulierten Gesamtheit fliegt als Gerades in das Rund des Scheidengewölbes, des Muttermundes usw., und sein Gesamt ist gemäß den rhythmischen Kontraktionen der Ejakulationsmuskeln zerstückt. Auch das Ei überschreitet Schwellen (Follikel, Bauchhöhle, Fimbria, Eileiter); es ist, insofern es die Schwellen passiert, als Gerades zu betrachten, ähnlich der Kugel, die den Gewehrlauf passiert (1. Bd. S. 626). Ei wie Samenzelle sind weiblich, insofern sie aufnehmen und abgeben, und männlich, insofern sie aufgenommen

und abgegeben werden. Dabei ist das Ei als Ganzes superfeminin, ein „Zellweib" (die runden, weiblichen Anordnungen überwiegen), der Samenfaden supermaskulin, ein „Zellmann" (die geraden, männlichen Anordnungen überwiegen), vgl. 1. Bd. S. 622.

Jedes Erlebnis setzt sich aus den fünf Stadien zusammen, die wir nach den fünf Grundgefühlen als Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudestadium (abgekürzt HASTF) bezeichnen; hierüber ist im 1. Bd. §§ 13, 14, 26,4, 27,5, ausführlich gehandelt. Die Bewegungsrhythmen sind in den einzelnen Stadien verschieden (vgl. Temperament, 5. Bd. § 13,1, B). Die Amphimixis verläuft hiernach so: Samen- wie Eizelle befinden sich zunächst im Hungerstadium (Halbierung der Kernsubstanz bei der Reifung, Zellhunger s. 1. Bd. S. 229), bewegen sich relativ geschwind, die Samenzelle viel geschwinder als das Ei, dann folgt das Angststadium mit Verengung sowie Verlangsamung, Hemmung der Bewegung, dann haben sich die Partner erreicht, das Spermium bohrt, dreht sich im Schmerzstadium über die Schwelle ins Ei, es ist im Trauerstadium zerstückt, das Ei beginnt sich an der Aufnahmestelle usw. zu erweitern, die Bewegung ist langsam, endlich schließt sich das Freudestadium an: die beiden Kerne eilen, der Samenkern viel geschwinder als der Eikern, auf einander zu und vereinigen sich zum Keimkern, zum Kern der nunmehr gesättigten, ganz gewordenen Zelle, das Ziel ist erreicht.

Samenzelle und Ei „benehmen sich" also grundsätzlich wie zwei Menschen, die sich in Liebe begegnen: in Sehnsucht zueinander eilen (Liebeshunger), dann vor der Begegnung zögern (Liebesangst), dann sich umwerben, „sich (be-)kriegen" (Liebesschmerz, Liebeskampf), nach der Entscheidung, dem „entscheidenden Schritt" trauergehemmt sind und endlich die Liebesfreude erleben (Erfüllung, Verschmelzung zur Einheit). Der Mann ist auch hier der „aktive", das Weib der „passive" Teil (1. Bd. S. 628). Der Vergleich läßt sich noch weiter durchführen. Die Spermatozoen des Ejakulats verhalten sich wie eine Schar von Männern, die um ein Weib kämpfen: sie erproben zunächst ihre trophische Leistungsfähigkeit, indem sie einen Wettkampf anstellen; wer daraus als Sieger hervorgeht, muß dann das Weib erobern. So rennen die Spermatozoen in Richtung Ei, viele bleiben alsbald auf der Strecke liegen, eine Anzahl schlägt sich bis in die Nähe des „Weibchens" durch, sie umschwärmen es, aber nur eines wird Sieger und erobert nunmehr „die Braut".

Alle Spermien bis auf eines — falls Befruchtung eintritt — sterben auf dem Wege zum „Weibe", zum Ei. Sie sterben im „Männerkampfe", sie sterben den trophischen Tod. Das eine Spermatozoon aber, der Sieger im trophischen Leistungs-

kampf, geht nun in die genische Prüfung, in den Liebeskampf und stirbt, erleidet den genischen Tod, mag es nun in das Ei eindringen, das „Weibchen erobern" oder mag es vorm Ziele verenden. Im letzteren Falle stirbt auch das Ei. Wieder liegt der Vergleich mit dem Pubertätserleben der Männer und Frauen nahe (vgl. 1. Bd. S. 690ff., 3. Bd. p. 104ff., Nr. 13, 16, 27, 36, 425, 539, 550, 569 usw., auch ds. Bd. § 8). Auf den Männerkampf (bzw. Weiberkampf) folgt der Liebeskampf. Urzeitlich war der Pubertätskampf auf Leben und Tod abgestellt; der Urmann kämpfte sich durch allerlei Fährnisse zum Urweibe durch, bezwang dann die Widerspenstige, fand aber in ihren Armen den Tod: sie zerstückelte ihn, trank sein Blut, fraß von seinem Fleische — wie das Ei das Spermatozoon (ganz) in sich aufnimmt. Wir sagen (im Anschlusse an Haeckels biogenetisches Grundgesetz): die Phylogenese ist die syllogistische Analogie zur Ontogenese (1. Bd. S. 641, 3. Bd. S. 117); das primäre ontogenetische Ereignis ist der „Liebestod" des Spermatozoons, ihm entspricht phylogenetisch der Liebestod des Urmannes; s. weiter hierzu § $8_{,1 \text{ und } 2}$, § $12_{,4}$. Später milderten sich die Pubertätssitten, in hohen Kulturen sind sie die üblichen „Examina". Immer aber geht normaliter die trophische Prüfung der genischen voraus: der Mann muß zeigen, daß er eine Familie ernähren kann, das Weib, daß sie den Hausfrau-Mutterpflichten gewachsen ist, dann erst tritt man in die letzte Liebesprobe ein, „darf man heiraten". Indem also die Pubertätsprüfung allemal im Liebeskampf endet, kann man das hierbei stattfindende Sterben als Liebestod bezeichnen.

Die Öffnung des Eies, durch die es die Samenzelle aufnimmt, ist trophische und genische zugleich. Erst bei der Entwicklung des Menschen scheiden sich die trophischen und die genischen Hauptöffnungen.

Das Spermatozoon stirbt, heißt: es zerfällt in seine Teile (3. Bd. Nr. 60). So ist alles Sterben zu verstehen: das Individuum als Ganzes, als assoziatives System, hört zu bestehen auf, seine Teile gehen anderweite Verbindungen ein. Auch aus der Samenzelle wird nicht etwa „Nichts", seine Teile bleiben erhalten, sie stehen aber nunmehr im Verhältnis zu anderen Partnern wie vorher. So geht die Geißel ins Plasma auf, wandelt sich das Mittelstück in das Zentrosom, wird der Kopf (aufquellend usw.) zum Samenkern und verbindet sich mit dem Eikern, und natürlich sind alle Veränderungen auch Bewegungen, gerichtete Bewegungen (andere gibt's nicht), spezifische Bewegungen, die der Forscher jedesmal beobachtet, die also dem assoziativen Gefüge seiner Denkzellen, deren Aktualitäten die beobachteten Vorgänge sind, entsprechen. Wiederum erledigt sich der dämonistische Fragenkreis: „Was verursacht die Be-

wegung des Samenkerns zum Eikern, welches ist die Macht, die beide zueinander treibt, warum ... warum?" mit dem Hinweis auf die biologische Tatsächlichkeit der Vorgänge, über die auch die endlose Frage „warum?" niemals hinausführen kann. Der Dämonist wähnt, er hätte, indem er von geheimnisvollen Mächten spricht, etwas ausgesagt, das über die biologischen Vorgänge hinausreiche; er hat noch nicht erkannt, daß er mit all seinen Warums und Wozus die mystische Rätselhaftigkeit in die Dinge erst hineindeutet, daß die Ersinnung aller seiner Warums und Wozus lediglich Kennzeichen, Eigentümlichkeit seiner Denkweise, nicht aber Beweis für die Existenz der (ja eben fingierten) immanenten oder transzendenten „Mächte" ist, daß er sich im Circulus fictionalis bewegt, indem er erst die dämonischen Mächte „setzt" und in eben dieser Fiktion den Beweis für die „Richtigkeit" der Fiktion, also für die tatsächliche Existenz des Metaphysischen erblickt. Realiter geht weder vom Ei auf die Samenzelle noch vom Eikern auf den Samenkern oder umgekehrt ein „Reiz" aus oder ist es Gottes Wille, der in den Partnern oder sonstwo „wirkt", oder treiben allerlei „Faktoren" ihr unerklärliches, aber „zweckmäßiges" Spiel usw.; realiter übt auch die befruchtete Eizelle nicht einen „gewaltigen Reiz" auf das mütterliche Genitale, auf den mütterlichen Organismus aus. Realiter gibt es „nur" biologische Tatsachen, Erlebnis- und Beschreibungstatsachen (1. Bd. § 2 Anm.), die Aktualität als immer-anders, also Aktualitäten, deren zeiträumliche Reihe die Vorgänge sind, assoziiert wie die Denkzellen, deren Aktualitäten die Vorgänge sind. Realiter sind Bewegungen vw. koordinative Veränderungen, also Veränderungen der koordinativen Sk. der Aktualität, entsprechend den Veränderungen der koordinativen Paßformen der aktuell funktionierenden Denkzellen, und ist jede Bewegung spezifisch. Realiter ist die Amphimixis der erste Akt im Ablaufe der Schwangerschaft und ist diese in all ihren Einzelheiten, in ihrer Gesamtheit ein rein biologischer Vorgang, dessen Glieder sich stetig aneinanderschließen, ohne sich irgendwie zu verursachen oder zu bezwecken; es werden also die gestativen Veränderungen des Weibes weder durch das befruchtete Ei noch durch sonstige „Faktoren" noch durch Gottes unerforschlichen Ratschluß verursacht, sondern sie sind zusammen einschl. Befruchtung das rein biologische Erlebnisganze „Schwangerschaft", kein „Wunder", sondern eine biologische Tatsache.

Die Verschmelzung von Samen- und Eikern zum Keimkern ist nicht Substanzverlust des einen oder des anderen Partners, sondern beider Substanzen bleiben erhalten, gehen in steter Veränderung die mannigfachsten Verbindungen miteinander ein, auch derart, daß sich höher-komplexe Moleküle bilden, in deren

Einheitlichkeiten paßrechte Komponenten aufgehen (wie Na und Cl in das homogene Kochsalz aufgehen); auch werden ständig Teile aus der Kernumgebung (und weiterhin aus der Eiumgebung) aufgenommen, andere abgegeben, der Kern befindet sich ständig im genischen und trophischen Stoffwechsel usw. Dabei bleiben aber der väterliche und der mütterliche Anteil an der Keimzelle allezeit und bei allen Veränderungen ihrer biologischen Verhältnisse zueinander — väterlich und mütterlich, beide stellen im Sinne der biologischen Symbolik das Gesamt des Vaters bzw. der Mutter dar, so daß die Keimzelle mit ihrem nunmehr vollständigen (aus der väterlichen und der mütterlichen biologischen Hälfte geeinten) Kern sowie den geeinten Dottersubstanzen, kurz als Ganzes das biologische Symbol der Eltern in ihrer Gesamtheit ist.

6. Geschlechtliche — ungeschlechtliche Fortpflanzung.

Die Keimzelle des Menschen und damit der Mensch selber entsteht, indem sich Samen- und Eizelle vereinigen. Diese Tatsache ist ein Gesetz, d. h. in hundert Prozent der Fälle entsteht der Mensch auf diese Weise. Ἄνθρωπος ἄνθρωπον γεννᾷ (Aristoteles). Aber wie, so fragt man, wie hat sich der Ursprung der Menschen, die Schöpfung des Menschen „am Anfang aller Zeiten" vollzogen? Ist das Kind immer bloß von den Eltern gezeugt, dann müssen doch „die ersten Eltern" einstmals geschaffen worden sein — auf eine Weise, die nichts mit einer Vereinigung von Samen- und Eizelle zu tun gehabt haben kann; „am Anfang" kann es ja Samen- und Eizellen noch gar nicht gegeben haben, sonst hätten ja Mann und Weib schon existieren müssen, das kann aber doch eben „am Anfang" nicht der Fall gewesen sein (sonst wäre doch der Anfang kein Anfang) — wer also hat sie geschaffen, wodurch, woraus?

Die Menschheit ist — wie jede Masse — eine Ansammlung von Gleichartigem, von menschlichen Einzelwesen. Die Geschichte der Menschheit kann niemals über die Geschichte der Einzelwesen, die zusammen die Menschheit sind, hinausgeführt werden (3. Bd. S. 117). Die Geschichte des Menschen beginnt aber mit der Zeugung, der Amphimixis. Niemand hat erlebt, daß ein Mensch auf andere Weise entstanden sei.

Nun gibt es aber in der Geschichte der Menschheit und der des Menschen (jeder Kulturstufe) lange Perioden, in denen die Tatsache der Zeugung noch unbekannt war und ist. Wie 3. Bd. Nr. 522 („Gott") angeführt, hat erst 1677 der Student Hamm die Samenzelle des Menschen, 1827 Carl Ernst v. Baer das Säugetierei, 1875 Oscar Hertwig die Amphimixis entdeckt.

Vorher konnte ja niemand in die Befruchtungsvorgänge eine hinreichende Einsicht haben: es gab keine geeigneten Vergrößerungsgläser, kein Mikroskop. Man war also auf Deutungen angewiesen. Daß der Koitus mit der Entstehung des Kindes irgend etwas zu tun haben müßte, war eine Schlußfolgerung, die der Primitive zunächst noch nicht zog. Er wußte nur, daß in den Frühjahrsfesten (Pubertätsfeiern, Brunstzeit) nach der Raserei, dem Blutrausch des Männerkampfes (Weiberkampfes) ein wilder Liebesrausch über die Menschen kam, in dem jede Besinnung erlosch: Liebe hat schon immer „blind gemacht" (s. 3. Bd. S. 104ff.). Was da in dem wüsten Getümmel und Getaumel geschah, blieb im Dunkel der Amnesie, und es war einfach unbegreiflich (ein Wunder), daß viel später (das Erleben war auch zeitlich chaotisch oder noch ganz unbestimmt) das Weib aus ihrem geschwollenen Leibe das Kind (die Kinder) gebar — sofern die Geburtstatsache schon bekannt war. Wo kam es her? Wie ist es in den Leib gekommen? Und wie heraus? Es blieb nichts anderes übrig wie zu deuten: aus dem Reiche der Dämonen, der Götter, des Gottes, aus dem Luft-Seelenreich, dem Odem, dem Winde, aus dem Wasser, in dem das Weib gebadet, dem Regen, der es benäßt, dem Baume, unter dem es gesessen, aus der Frucht, die es gegessen, aus dem Blitze, der es umloht, dem Donner, der es umdröhnt, aus dem Tiere, das es brüllend verfolgt, aus der Stimme, die im Traume zu ihm geredet hat, usw. usw. stammt, selbst dämonisch-göttlich, das Kind. Ein Dämon, ein Zauber hatte es geschaffen, wer oder was sonst? Und auch als man ahnte, daß zwischen Koitus und Schwangerschaft ein Zusammenhang bestehen müsse, galt die Begattung doch noch bloß als der geheimnisvolle irdische Vorgang, dessen „Wesentliches" „der Segen von oben" war. Es trat ja nun schon auch nicht immer nach dem Koitus Schwangerschaft ein, also mußte die eigentliche Ursache irgendwo anders liegen — wo sonst als im Reiche der unerforschlichen Naturkraft, Allmacht, Göttlichkeit?

Auch heute noch gilt grundsätzlich die dämonistische Auffassung, auch bei den Menschen, die über die Zeugungsvorgänge wohlunterrichtet sind! „Das Irdische" genügt nicht, die Seele, das Leben, der Geist ist das unentbehrliche Jenseitige, die Ehen werden im Himmel geschlossen, die Liebe ist eine Himmelsmacht, die Zeugung ist Gottes Wille (oder doch vielleicht etwas Schlechtes, Teuflisches — von wegen der Wollust?), Gott schenkte uns einen strammen Jungen usw., die Wissenschaft spricht von Reizen, Faktoren, von der Lebenskraft (vis vitae) usw. und hält mindestens an einem „Rest von Rätselhaftigkeit", der ja freilich die ganze Rätselhaftigkeit, das Rätsel überhaupt ist, mit hartnäckiger Zähigkeit fest — und all diese

Deutungen „muß" man ja auch anstellen, so lange man eben „das Rätsel", das Leib-Seele-Problem, die Entstehung der Anschauung, die biologische Funktion der Hirnrinde, also die Psychobiologie nicht kennt oder nicht anerkennt.

So verlaufen auch alle bisher gültigen Theorien — auch die naturwissenschaftlichen — über die Entstehung der Menschheit, der Welt, des Lebens im dämonistischen Denken. Erstens und letztens: glaubt man ohne den „Sprung ins Metaphysische" nicht auskommen zu können. Man dekretiert: es gibt ein Unerforschliches, dieses kann also nicht erforschlich sein. Unerforschlich, ein Werk des Unerforschlichen ist die Weltschöpfung, die Erschaffung der ersten Menschen. Niemand ist dabei gewesen (!!), niemand kann wissen, was „am Anfang" geschah. Nur Glaubenssätze sind möglich und zulässig. Die Naturwissenschaft kann genetische Reihen aufstellen, aber „die letzte Frage", die mit „der ersten" identisch ist, kann, so sagt man, auch sie nicht lösen. Es ist im Prinzip gleichgültig, ob man sagt: am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, sprach dann „Lasset uns Menschen machen!" und „machte" aus Erde plus Odem „den ersten Menschen" (so lehrt man das noch in der Schule!) ... oder ob man sagt: die Hypothese von der ersten Entstehung des Lebens durch Urzeugung ist ein logisches Postulat. „Urzeugung" ist nichts weiter als das naturwissenschaftliche Synonym zu „Schöpfung". Nur Gott, bei dem bekanntlich kein Ding unmöglich, kann sich selber schaffen, eausa sui sein (1. Bd. S. 13); „das Leben", das sich selbst zeugt (!), kann nur Gott sein, die Zeugung des Lebens aus „der toten Materie" kann nur ein göttlicher Akt sein, wie ja auch die Materie „dereinst" nur durch einen Gotteszauber geschaffen sein kann, mag man sie auch auf die letztdenkbaren Vorstufen (ruhendes Gasgemenge, in das „die Bewegung", „das Leben" hineingefahren sei, und das sich „durch die Bewegung" verdichtet habe usw.) zurückführen.

Die Psychobiologie erkennt, daß alle diese Theorien Deutungen, Fiktionen sind. Fiktion ist die Annahme, „Setzung" des Unerforschlichen (wie kann man seine Existenz behaupten, wenn es doch unerforschlich ist?!). Fiktion ist die Annahme eines „Anfangs", vor dem Nichts gewesen sei, also des Anfangs im dämonistischen Sinne (was war aber Gott, sein Sohn, der heilige Geist? Etwas oder Nichts? und falls Etwas, was dann? kann ein Etwas aus Nichts Etwas schaffen? usw., s. im 5. Bd.). Fiktion ist die Annahme, daß „die Welt" einen solchen Anfang gehabt habe, aus Nichts geschaffen worden sei, zunächst ohne Menschen existiert habe, daß „das Leben" durch Gottes Wort (der also doch schon „lebte"?) oder durch Urzeugung entstanden sei, daß die Menschen nicht immer Menschen gewesen seien, sondern daß sich aus gewissen Elementen

(C, H, O, S und N) „Leben" gebildet habe, dann der Urschleim, der Bathybios Haeckels usw., dann höhere Tiere und endlich als Krone der Schöpfung, als Entwicklungsprodukt aus tierischen Vorstufen der Mensch, homo sapiens! Fiktion ist es anzunehmen, daß „das Leben" dereinst in die anorganische Materie hineingezaubert worden sei (was ist „Leben"? wo war es bis zu seinem Eintritt in die „tote" Materie? etwa gar außerhalb der Welt? wie ist der Eintritt in die Materie zu denken, wie ist es denkbar, daß aus der toten Materie durch Eintritt „des Lebens" „Lebendiges", ein Organismus entstehe? usw. usw.). „Das Leben" muß einmal entstanden sein, dies ist ein „logisches Postulat"; und weil es ein logisches Postulat ist, ist eben das Leben einmal entstanden: durch Gottes Zauber, durch Urzeugung, also auch durch Zauber! So „beweist" der Dämonismus! Es liegt im Wesen des fiktionalen Denkens, daß es sich zur Stützung seiner Fiktionen immer neuer Fiktionen bedient, daß eine Fiktion immer die andere „beweist", daß jede Erkenntnis, die aus dem Karusselldenken der Fiktionen hinausführt, zunächst angstvoll abgelehnt wird. Das verzichtlerische Ignoramus-ignorabimus gehört ebenso zum dämonistischen Denken wie das Credo quia absurdum. Es muß doch eine „Macht" geben, die all das Wunderbare bewirkt hat und weiter bewirkt, also auch etwas bezweckt — und zwar nicht bloß das beobachtbare Ende der einzelnen Vorgänge, die sich stetig aneinanderschließen, sondern „etwas darüber hinaus", was uns armen Menschlein verborgen sei und im Schoße der Allmacht, der Götter, Gottes ruhe. Dieser Gedanke ist zwar realiter auch bloß — ein Gedanke, ein menschlicher Gedanke, aber ihn aufgeben, hieße für den Dämonisten auf seinen (vermeintlichen) „Lebensinhalt" verzichten, „das Leben wäre leer und schal, wenn ‚das Wesentliche', ‚das Eigentliche', das Metaphysische entfiele, das Göttliche als Quelle unseres Seins und als Zuflucht für die Ewigkeit" usw. Die Dämonisten aller Schattierung weigern sich prinzipiell, das Prinzip ihrer Weltanschauung zu überprüfen; wer es aber tut, hat eben das Prinzip schon aufgegeben, erkennt die Fiktion als Fiktion, als Denken in Zweifeln (genannt „Glaube"!) und ist insoweit schon in das realische Denken übergegangen.

Die Psychobiologie kommt ohne Fiktionen und ihre „logischen Postulate" aus. Wir halten uns allenthalben an die Tatsachen. Der Mensch entsteht immer nur bei der elterlichen Zeugung; es ist keinerlei Tatsache vorhanden, die auch nur darauf hinwiese, daß irgendeinmal der Mensch auf anderem Wege entstanden sei. An dieser einfachen und klaren Tatsächlichkeit halten wir fest gegenüber jeder dämonistischen Theorie, die, mag sie religiös oder naturwissenschaftlich sein, allemal dogmatisch, ihrem Wesen nach Zweifel, in sich widerspruchsvoll,

also kompliziert und unklar bis zu den letztmöglichen Graden der Absurdität ist. Es hat also immer Menschen gegeben, wie es immer Menschen geben wird. Der Mensch war auch immer Mensch (verschiedener Entwicklungsstufen, s. § 12), er war niemals Tier oder Pflanze usw., es ist keinerlei Tatsache vorhanden, die auch nur im entferntesten darauf hinwiese, daß irgendeinmal der Mensch tierische oder pflanzliche oder gar anorganische „Vorfahren" gehabt habe; die Deszendenztheorie Darwin-Haeckels ist ein wissenschaftliches Dogma, eine genetische Deutung der Analogien zwischen den Individuen und ihren familiären usw. Gruppen (die Übergangsstufen sind dann allemal selektiv „ausgestorben" usw.) *). Die Welt ist die Gesamtheit der Aktualitäten meiner Denkzellen, d. h. die Aktualität als immer-anders; der richtige Analogieschluß lautet: auch die anderen Hirnwesen „haben" je eine Welt (über die Anschauung hirnloser Wesen s. 1. Bd. S. 647). „Die Welt" beginnt als erste (primäre, primitive, noch chaotische) Aktualität des Kindes, d. h. sobald die erste Denkzelle des Kindes bis zum aktuellen Funktionsgrad ausdifferenziert ist (5. Bd. § 7,1). So war das immer. Immer gab es Menschen mit je einer Hirnrinde, also je einer Welt, mit je einer Weltentstehung. Alle diese Welten, je spezifisch, alle menschlich, kann man zusammenfassend „die Welt" nennen, wie man alle Menschen zusammenfassend „den Menschen", „die Menschheit" nennt. Nur darf man nicht glauben, daß „die Welt" unabhängig vom Bewußtsein da wäre und von den Einzelwesen sozusagen nur „angeguckt" würde, sich in den Einzelseelen usw. „spiegele" usw.; wer das annimmt, muß freilich der Entstehung der „objektiven Welt", der „Welt an sich" nachsinnen und kann da bloß zu dämonistischen Deutungen kommen, zu den nämlichen Fiktionen, von denen er ausgeht, indem er die „Welt an sich" und die „Seele" setzt, die das Bewußtsein von jener Welt habe oder sei. Wie die Menschheit, so ist auch die Welt nicht über das Einzelwesen hinaus, dessen Aktualitätengesamt sie ist, zurückzuführen. Wie es immer Menschen gab und geben wird, so auch immer die Welt.

Die Aktualität ist lebendig. Sie ist immer-anders. Sie ist Funktionseigentümlichkeit der lebendigen Denkzelle. Es gibt keine tote „Aktualität", es gibt nichts Anschauungsgemäß-Totes. Mithin gibt es realiter auch keine „Urzeugung" (generatio spontanea) oder ähnliche Schöpfungsakte, keine Entstehung „des Lebens" aus „toter Materie", des Lebendigen

*) Daß z. B. der menschliche Embryo Kiemenanlagen hat, beweist nicht etwa, daß die „Vorfahren" einmal Fische waren; daß der Mensch zuerst Keimzelle ist, beweist nicht, daß die „Vorfahren" einstens Einzeller waren, usw.

aus Anorganischem. „Sterben" ist ein Lebensvorgang; „tot" ist der gestorbene Organismus, der also nicht mehr als Ganzes, im assoziativen Ganzheitszusammenhang funktioniert, der über die spezifische Teilungsgrenze hinaus zerfällt, aber seine Teile sind nach wie vor lebendig. Auch die Aktualitäten „Anorganisches" leben, auch die anorganische Welt weist alle sog. Lebenserscheinungen (Ernährung, Atmung, Stoffwechsel, Wachstum, Teilung, Fortpflanzung) in spezifischen Abwandlungen auf (W. Hirt). Aus Etwas kann niemals Nichts, aus Nichts niemals Etwas werden. Die Fiktion, daß „das Leben" eines Tages in „das Tote" eingegangen und dieses (das Irdische, Physische, Fleischliche usw.) somit lebendig geworden sei, kann nur gelten für den, der das Wesen der Dinge noch nicht erkannt hat.

So unangenehm es für den Dämonisten ist, es bleibt doch Tatsache, daß die irgendwie übersinnliche Entstehung des Menschen, der Menschheit, der Welt Märchen, Dichtung, Fiktion ist. Die Märchen- und Zauberwelt ist die des jungen Kindes. Wer sich als Erwachsener noch immer metaphysischen Ursprungs und somit irgendwie göttlichen Wesens dünkt und es für unerträglich hält, „bloß" auf irdische Weise gezeugt zu sein, muß halt umlernen, so wie wir ja auch gelernt haben, daß Blitz und Donner kein Götterzauber, der Hexenschuß kein Hexenzauber, der Veitstanz kein Teufelszauber (gegen den St. Veit anzurufen ist!), die Hysterie keine höllische (dann mit Feuer auszutreibende) oder himmlische (dann zur Heiligsprechung berechtigende) Besessenheit ist usw. Faßt man aber Gott im Sinne der biologischen Religion, wie sie die Psychobiologie lehrt (1. Bd. S. 664ff., 3. Bd. S. 387ff.), dann hat alles seine Richtigkeit: Gott ist der Endbegriff „Vater", der sich über die Kollektivbegriffe „Typen von Vätern" und die Individualbegriffe „Erinnerung an die gegenständlichen Väter" genetisch an eben diese gegenständlichen Väter, vorab den eigenen anschließt. Ohne den geringsten Zweifel stammen wir alle von unseren Eltern ab, diese wieder von ihren Eltern usw., und unser Urvater, Urahn ist in dieser mittelbaren Weise Zeuger, Schöpfer, Vater unser aller und unserer Welt, und dieses Allväterliche existiert gemäß der biologischen Struktur und Funktion unserer Hirnrinde als letzter und höchster Begriff, koordiniert dem Endbegriff „Mutter". Diese Begriffe selbst aber, die wir ja erst denken, haben uns natürlich nicht geschaffen, sie sind lediglich Aktualitäten bestimmter Denkzellen. Der realische Mensch verzichtet auf die dämonische Göttlichkeit, die ihn der menschlichen Verantwortung enthebt, und ist mit seiner Menschlichkeit und ihrer Verantwortung vollkommen einverstanden und zufrieden.

Mit der ungeschlechtlichen Entstehung des Menschen ist es also nichts. Aber, so wendet man ein, es gibt doch in der Tier-

und Pflanzenwelt zahlreiche Beispiele für ungeschlechtliche Fortpflanzung (Monogonie). Manche Forscher rechnen hierzu auch die Parthenogenesis, die Fortpflanzung ohne Besamung. Das entwicklungsmechanische Experiment hat obendrein gezeigt, daß Froscheier usw. auch ohne Besamung, auf irgendeinen angemessenen dosierten „Reiz" (Stich mit der Rouxschen Nadel usw.) hin sich zu einem „normalen Embryo" entwickeln können. Sollte es nicht denkbar sein, daß in Urzeiten, unter den „damaligen" Umständen auch der Mensch auf ungeschlechtliche Weise entstanden sei? Darauf ist zu erwidern: Es gibt nirgends eine ungeschlechtliche Fortpflanzung. Jede Fortpflanzung ist geschlechtlich — oder wir müßten den Sinn dieses Wortes ausleeren oder doch entstellen. Gewiß ist bei der monogonischen Fortpflanzung nur ein Organismus tätig, aber eben geschlechtlich. Wie denn sonst! Es gibt doch nur Trophik und Genik, Ernährung und Zeugung, Arbeit und Liebe. Und die Fortpflanzung, mag sie als Teilung oder Knospung oder in Form der Parthenogenese oder der Amphigonie (Kopulation von Samen- und Eizelle) erfolgen, ist allemal ein geschlechtlicher Vorgang und kein ernährerischer, mögen auch Ernährungsvorgänge damit — wie mit jedem genischen Vorgange — verbunden sein. Nur gehört zur Fortpflanzung nicht immer die Besamung, d. h. Befruchtung eines weiblichen durch einen männlichen Keimling; die Befruchtung kann auch von genischen Substanzen des einen Organismus, der also in dieser Art hermaphroditisch ist, erfolgen und geht so bei vielen Pflanzen und manchen Tieren vor sich, es bilden sich da „männliche" („väterliche") Substanzen, die sich mit „weiblichen" („mütterlichen") Paßformen kopulieren, und nun beginnt das zeugerische Wachstum, die Zellteilung, die Vermehrung der Zellen, bis die Abtrennung des Tochterzellkomplexes erfolgt. Auch bei den Protozoen (Einzellern) ist die Teilung oder Knospung nicht ein trophischer Vorgang, sondern eben ein genischer; während des Heranwachsens des Einzellers bilden sich, speziell im Kern, die partnerischen genischen Substanzen heran, und die Fortpflanzung, die also auch hier keine „ungeschlechtliche" ist, setzt mit dem Erreichen der spezifischen Wachstumsgrenze, der generativen Reife ein. Übrigens kommen bei den Protozoen auch Kopulationen (Konjugationen) zweier Individuen ähnlich der Befruchtung der Metazoen und Pflanzen vor. Statt unrichtig von geschlechtlicher und ungeschlechtlicher Fortpflanzung sollte man richtig von spermatischer (Besamung) und substantischer (Befruchtung durch genische Substanzen) Fortpflanzung sprechen.

Die Fortpflanzung ist also immer geschlechtlich. Es wäre also auch nichts gewonnen, wenn jemand an die Parthenogenesis beim Menschen glauben wollte: sie wäre ja auch geschlechtlich.

Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch ausnahmslos in Form der Kopulation der Samen- und der Eizelle entsteht, und daß die Keimzelle nur im Mutterleibe gedeihen kann und sonst nirgends. Wieso soll eine Befruchtung „unbefleckt" sein, die auf irgendeine andere Weise wie die „natürliche" geschähe? Ist die Geschlechtlichkeit überhaupt „Befleckung", wie die Angsthysteriker wähnen, nun so ist es erst recht die un- oder übernatürliche, die irgendwie von der Norm abweichende. Nach der psychobiologischen Ethik ist alles Kranke falsch, schlecht und häßlich (3. Bd. S. 369ff.). Alle kranke Geschlechtlichkeit ist also falsch, schlecht und häßlich, „befleckt"; unbefleckt ist allein die gesunde, die normale Geschlechtlichkeit. Es „nützt" also nicht nur nichts, die Geschlechtlichkeit aus der Entstehung des Menschen oder der Menschheit eskamotieren zu wollen, etwa zu „glauben", daß ein Weib auch ohne Koitus empfangen könne, sondern es wäre sogar diesem Weibe eine äußerst üble Rolle, eine unerhörte Krankheit zugeschrieben — und jedenfalls wäre eine solche realiter unmögliche Empfängnis auch „nur" eine geschlechtliche Angelegenheit. Wieso soll denn die natürliche Entstehung des Menschen eine Schande sein — eine so große, daß es geradezu das Merkmal des Göttlich-Erhabenen sei, auf eine unnatürliche, pathologische Weise „gezeugt" worden zu sein! Und wieso soll das Aufgeben eines solchen Dogmas, dessen Unsinnigkeit vor aller Augen liegt (s. § 8,4, c), die Religiosität im mindesten beeinträchtigen? Im Gegenteil bin ich meinen Ahnen erst recht andenkend-andächtig verbunden, indem ich in ihnen meine Väter und Mütter liebe und ehre. Echt religiös ist nicht, wer die dogmatischen Zweifel verbieten zu können wähnt, sondern nur, wer sie aufgegeben hat und zur klaren Erkenntnis gekommen ist.

Anmerkung.

1. Die Bienenkönigin legt Eier, darunter solche, die ihrer Spezifität gemäß unbesamt bleiben und sich zu den Männchen (Drohnen) ausdifferenzieren; andere Eier werden gemäß ihrer Spezifität besamt, sie wachsen zu Weibchen aus und zwar — wiederum je nach Spezifität — entweder zu Arbeiterinnen (mit rudimentären Geschlechtsorganen, auch geringer Ernährung) oder zu Königinnen (fortpflanzungsfähig, wohlgenährt; nb! die Weisel-Larven werden in besonders große Zellen, die Weiselwiegen abgelegt und bekommen ein reichlicheres und besseres Futter, aber diese „Bevorzugung" ist nicht die Ursache dafür, daß sich aus diesen Larven Königinnen entwickeln, sondern die Eier sind eben „von vornherein" so-spezifisch, daß sich ihre Entwicklung wie angegeben zu Königinnen vollzieht). Indes auch die „parthenogenetischen" Eier sind befruchtet, zwar nicht besamt, d. h. mit Samenzellen vereinigt, aber doch mit männlichen Substanzen ausgestattet, die der — hierin hermaphroditische — Weisel selber liefert und die so zahlreich sind, daß sich aus all diesen Eiern sogar Männchen entwickeln (vgl. § 3,4).

2. Bei den S. 73 erwähnten entwicklungsmechanischen Experimenten wird die Besamung ersetzt durch einen geeigneten Stich oder Lichtstrahl

oder chemischen Körper oder durch Einfügen einer kleinen Menge fremden Plasmas usw. Wie kann ein Stich usw. das Spermium ersetzen? Er kann es „ganz" natürlich nicht, er kann es bloß quoad mechanischen Teil des Besamungsvorganges, er ist sozusagen eine Geste, eine Art Leerlauf, der — unter den allemal pathologischen Verhältnissen des Experiments — ausreicht, die Entwicklung des Eies zu einem Embryo einzuleiten (§ 2,3). Das Experiment lehrt also, daß die Entwicklung gewisser Eier unter gewissen pathologischen Umständen — die Eier werden aus dem Genitale des Weibchens entfernt, kommen in eine abnorme Umgebung, werden abnorm behandelt — auch ohne normale Besamung möglich ist und zwar unter den Umständen, die man als Scheinbesamung bezeichnen kann. Entgegen der bestehenden Auffassung betone ich, daß die hierbei erzielten Embryonen niemals normale sein können, mögen sie auch „normal aussehen"; es fehlt ihnen eben der Same, der väterliche Anteil, der ganze Vorgang ist pathologisch, er ist aber natürlich geschlechtlich. Für das menschliche Ei kommen solche Experimente nicht in Betracht. Ihre Ergebnisse sind nicht auf die Norm zu übertragen.

3. Die Keimzelle teilt sich, und die Tochterzellen teilen sich wieder usw. Auch beim erwachsenen Menschen sind noch viele Zellen generativ teilungsfähig, z. B. die spezifischen Epithelzellen der Keimdrüsen, Epithelzellen der äußeren Haut, der Milz usw. Bei all diesen Zellen findet nicht Besamung statt (nur das Ei wurde besamt), sondern Aufnahme (auch) genischer Substanzen aus der Umgebung, also eine Art Parthenogenesis, wobei der Organismus in dieser Art hermaphroditisch ist. Die aufgenommenen genischen Stoffe sind speziell Partner von genischen Kernsubstanzen, und die Zellteilung findet statt, sobald die spezifische Wachstumsgrenze erreicht ist. Andere Zellen des Organismus, z. B. die Denkzellen, sind nicht mehr teilungsfähig, aber es vollziehen sich weiterhin genische Prozesse in ihnen, speziell im Zellkern, ja die spezifische s. Hauptfunktion der Denkzellen, in deren Ablauf das Bewußte erscheint, ist genisch. Alle Kerne aller Zellen, also auch die der Denkzellen stammen vom Keimkern ab, der sich in der genischen Vereinigung genischer Partner, des Samen- und Eikerns bildet. Die genischen Prozesse spielen sich vw. im Zellkern ab.

§ 2. Die Keimzelle.

1. Die Bisexualität.

Die Keimzelle entsteht, indem sich Samen- und Eizelle, also ein „männlicher" und ein „weiblicher" Partner vereinigen. „Männlich" ist die Samenzelle sowohl als Individuum („Zellmann") wie der Herkunft nach (vom Manne stammend, somit „väterlich"), weiblich ist das Ei sowohl als Individuum („Zellweib") wie der Herkunft nach (vom Weibe stammend, somit „mütterlich"). Wie im 1. Bd. S. 552, 623 ausgeführt, werden „männlich" und „weiblich" sowohl im „unisexuellen" Sinne (gerade, gestreckt bzw. rund, gehöhlt) wie im „bisexuellen" Sinne (zum Manne bzw. zum Weibe gehörig, die beide aus geraden und runden Anordnungen, der Mann mehr aus geraden, das Weib mehr aus runden, zusammengesetzt, also supermaskulin bzw. superfeminin sind) gebraucht. Unter „Sexus" verstehe ich ganz allgemein die Gegensätzlichkeit, die trophische und die genische, wie im 1. Bd. S. 150 dargelegt. So wie also Mann und

Weib, Vater und Mutter und ebenso ihre Keimlinge je ein bisexuelles Wesen sind, ist auch die Keimzelle bisexuell, ein organisches Aggregat (Ganzes) von männlichen (geraden) und weiblichen (runden) Anordnungen: jene sind vw. vom Samen, diese vw. vom Ei „eingebracht". Indem alle Zellen des Organismus aus der Keimzelle im Wege der Teilungen hervorgehen, sind alle Zellen des Individuums und dieses selber bisexuell und zwar entweder supermaskulin oder superfeminin, Mann oder Weib. Jede Zelle ist also aus geraden und runden Anordnungen zusammengesetzt und ist männlich im unisexuellen Sinne, sofern sie aufgenommen und abgegeben wird und sofern sich in ihrem Innern aufnehmbare-abgebbare, aufgenommene-abgegebene Anordnungen (Strukturen, Substanzen) vorfinden, und sie ist weiblich im unisexuellen Sinne, sofern sie aufnimmt und abgibt und im Innern sich aufnehmende-abgebende Anordnungen vorfinden. Sämtliche Vorgänge sind auch hier Einzelfälle des allgemeinen Geschehens: der Aufnahme-Abgabe, der Vereinigung-Trennung von Gerade und Rund.

Bisexuell ist also auch jede Denkzelle, also ist auch die spezifische Funktion (Hauptfunktion) ein Einzelfall des allgemeinen Geschehens, eine Vereinigung eines (spezifischen) runden s. weiblichen mit einem (spezifischen) geraden s. männlichen Partner, einer weiblichen und einer männlichen Hauptsubstanz, also ist auch die Anschauung, die ja auf der Akme dieser interpolaren s. interobjektiven Vereinigung „da" ist, Gegensätzlichkeit und zwar polare Gegensätzlichkeit, die nach jener als weiblich: männlich, aber nicht im Sinne von Etwas: Etwas, sondern Nichts: Etwas zu kennzeichnen ist (1. Bd. §§ 1—3, § 8, § $27_{,6}$, 5. Bd. §§ 1—3). Gemäß der biologischen Struktur und Funktion der Denkzellen (im Verbande des Organismus) nehmen wir nur Gerades und Rundes, Männliches und Weibliches wahr.

2. Genisch und trophisch.

Samen- und Eizelle und somit auch die Keimzelle sind aus genischen und trophischen Stoffen zusammengesetzt, und zwar finden die zeugerischen Vorgänge vorwiegend im Zellkern, die trophischen vorwiegend in der Umgebung des Kernes statt (S. 47). Die Keimlinge sind also zwar genitale Produkte, und die Keimzelle bettet sich ins Genitale ein, sie sind genische Zellen, aber im Sinne von vorwiegend genisch. Im Gange der Zellteilungen, die als „generativ" allemal genische Prozesse sind, bilden sich Differenzierungen derart heraus, daß in gewissen Zellen und Zellsystemen die genischen, in anderen die trophischen Anteile vorwiegen; erstere nennen wir genische (eigentlich müßten sie „vw. genische" heißen), letztere trophische (eigentlich „vw. trophische"), s. 1. Bd. § $26_{,3}$. Im Laufe der Entwicklung sondern

sich die Ernährungsorgane und das Zeugungsorgan, die trophischen und die genischen Reflexsysteme; beide „Arten' sind aber als integrierende Teile des Organismus aufs mannigfaltigste miteinander verbunden und verflochten, wie in Bd. 1—3 nachgewiesen und ausgeführt. Der spezifische Akt im Zellkern ist freilich — wie bei der Gründung der Keimzelle und damit des Individuums, das sich aus ihr entwickelt, — allemal genisch; er ist es auch in den Denkzellen, mithin ist das Bewußte, die Aktualität zwar allemal im genischen Prozeß entstanden, aber als biologisches Symbol der gesamten Zellbestandteile genisch, sofern die Denkzelle genisch ist, bzw. trophisch, sofern die Denkzelle trophisch ist. Wir nehmen also Genisches und Trophisches wahr, und dies ist aus der biologischen Struktur und Funktion des Menschen, letztens der Keimzelle, aus der er sich entwickelt, verständlich, anders nicht.

Der genische und der trophische Anteil der Keimzelle usw. sind weder mechanisch voneinander abzugrenzen noch mathematisch zu berechnen. Die unmittelbare Beobachtung zeigt, daß die Samenzelle eine geringere Menge Deutoplasma hat als die Eizelle. Für die Relation des genischen und des trophischen Anteils gilt eine normale Variationsbreite innerhalb der Individual- und der Gruppenspezifität. Jedes genische und jedes trophische „Teilchen" ist spezifisch für das (Zell- usw.) Ganze, dem es angehört, und ist biologisches Symbol dieses Ganzen.

Im Gange der Zellteilungen, also der Differenzierung eilt eine lange Periode hindurch (bis in die späten Kinderjahre) die trophische Ausgliederung der genischen voraus. Die Keimzelle teilt sich zu den zwei Tochterzellen auf, deren jede die „biologische Hälfte" der Mutterzelle ist; dann teilen sich diese Zellen weiterhin usw. Die „Halbierung", bei der die Mutterzelle zu bestehen aufhört, geschieht nicht derart, daß in den Tochterzellen das mathematisch gleiche Verhältnis zwischen den genischen und den trophischen Anteilen erhalten bleibt, wie es in der Mutterzelle bestand. In den ersten Frühstadien der embryonalen Entwicklung, also während der noch geringen Differenziertheit der Zellen mag dieses Verhältnis noch kaum verschieden, die gewiß beginnend vorhandene Verschiedenheit jedenfalls irrelevant sein, bei weiterer Differenzierung aber prägt sie sich mehr und mehr aus, eben derart, daß der Embryo-Foet und dann das Kind bis in die späteren Jahre hinsichtlich der Ausgliederung der trophischen Reflexsysteme ein vw. trophisches Wesen ist. Alsdann holt die Genik ihre Ausgliederung sozusagen nach; sie ist natürlich immer stetig und periodisch in krisischem Tempo weiter gegangen, aber erst im Pubertätsalter erreicht sie eine der trophischen gleichkommende, ja sie übertreffende Entfaltung, so daß der Jugendliche und Vollerwachsene ein vw.

genisches Wesen ist (1. Bd. S. 549f.). Beim alternden Menschen involviert die Genik vor der Trophik, so daß der Greis wiederum ein vw. trophisches Wesen ist wie das Kind. Unter „genisch" verstehen wir nicht bloß „genital", sondern die Genik umfaßt die genitalen und extragenitalen sinnlichen sowie die immer extragenitalen platonischen Reflexsysteme (1. Bd. § 27,4, S. 635, 643; dort auch über das Mißverständnis, das dem Libidinismus S. Freuds und C. G. Jungs zugrunde liegt, worüber weiter im 6. und 7. Bde.).

3. Die Zellteilung.

Wir unterscheiden die generative, die letale und die metabolische Zellteilung, also die Fortpflanzung, das Sterben und den Stoffumsatz. Nach dem Bewegungsgesetz (S. 50) nimmt die Zelle während ihres individualen Bestandes, also während ihres „Lebens" in Perioden zu bis zur jeweiligen spezifischen Wachstumsgrenze, dann ab bis zur jeweiligen spezifischen Teilungsgrenze, dann schließt sich eine neuerliche Kurve an usw. Alle diese Teilkurven gehen integrierend in die Lebenskurve ein, die ansteigt bis zur spezifischen Wachstumsgrenze (Lebenshöhepunkt), dann abfällt bis zur Auflösung, zum Sterben der Zelle (Zelltod). Die Zelle nimmt also fortgesetzt Stoffe (Paßformen) aus der Umgebung auf und gibt Stoffe ab, steht mit der Umgebung in Stoffaustausch, hat selber ihren Stoffumsatz, Stoffwechsel. Während der aufsteigenden Strecke der Lebenskurve nimmt sie mehr auf, als sie abgibt, nimmt also zu; während der absteigenden Strecke gibt sie mehr ab, als sie aufnimmt, nimmt also ab. Alle Abgabe im Stoffwechsel ist metabolische Teilung. Der Stoffwechsel ist genisch und trophisch (1. Bd. S. 229f.). Die letale Teilung ist der Zerfall der Zelle. Im Werdegange erreichen gewisse (die so-spezifischen) Zellen die generative Reife, die Besamung-Befruchtung, die spezifische Wachstumsgrenze, auf der die zeugerische Teilung, die totale bzw. partielle, einsetzt. Die Keimlinge, die sich zur Keimzelle vereinigen, teilen sich, z. B. beim Menschen, präparativ, bis sie ausscheidungsreif (S. 47) sind; diese Teilung rechnet zur Zeugung, eben als sie vorbereitend. Generativ sind die Teilungen, bei denen gleichartige Individuen entstehen. Nach Überschreiten der generativen Reife (Reifeperiode) kann sich die Zelle, falls sie eben noch existiert (z. B. bei Protozoen), je nachdem kürzere oder längere Zeit metabolisch teilen, bis sie stirbt. Viele Zellen (die so-spezifischen) erreichen nicht die generative Reife, sondern bleiben steril, teilen sich nur metabolisch und sterben zuletzt. Die generative Wachstumsgrenze ist immer zugleich eine trophische; dagegen ist nicht jede trophische Wachstumsgrenze zugleich generativ, sie kann metabolisch sein. Die Biologie verwendet das Wort

„Zellteilung" speziell zur Bezeichnung der generativen Teilung; wir schließen uns hier diesem Brauch an.

Die menschliche Keimzelle bettet sich normaliter in die Uteruswand ein (trophische Prozesse, Andauung der Wand unter Beteiligung gewisser Hormone usw.), sie steht mit der Umgebung in Stoffaustausch (Uterinmilch usw.). Sie hat die generative Reife im Momente der Amphimixis erreicht und beginnt sogleich sich zu teilen. Es bildet sich die Kernteilungsfigur, die biologische Hälftelung, die Einschnürung des Zelleibes schreitet voran, bis sich die Scheidewand (Zellmembran) zwischen den beiden Tochterzellen hergestellt hat. Jede Tochterzelle steht wiederum im genisch-trophischen Stoffaustausch mit der Umgebung, nimmt zu bis zur Teilungsreife und geht wiederum in zwei Tochterzellen über usw. Im Gange der Entwicklung des Embryo-Foet, dann auch des geborenen Menschen entstehen auf dem Teilungswege Zellen, die nicht mehr fortpflanzungsfähig sind, sondern sich nur metabolisch teilen und schließlich sterben; so sind z. B. alle Hirnrindenzellen schon bei der Geburt des Kindes vorhanden, aber in der weitaus überwiegenden Mehrzahl noch unentwickelt, sie differenzieren sich erst im Laufe der Jahre nacheinander — in je spezifischem Entwicklungstempo — bis zu aktueller Funktion, ja noch in weit vorgerückten Jahren erreichen immer noch Denkzellen die funktionelle Reife (neue Gegenstände und besonders Begriffe, dazu neue Assoziationen treten auf). Aber Zellteilungen finden nach der Geburt in der Hirnrinde (wahrscheinlich) nicht mehr statt. Dagegen lösen sich im Laufe des Menschenlebens unzählige Zellen, auch viele Denkzellen auf (z. B. viele Erinnerungen verblassen und schwinden, indem Begriffszellen sterben, usw., s. 1. Bd. § 21, S. 706, 725). In anderen Organen, z. B. der Haut finden während des ganzen Lebens Zellteilungen statt; in den Keimdrüsen reifen bestimmte Zellen (Keimepithel) erst in einer Reihe von Jahren (13—14) zur präparativen Teilung heran. Auch trophische Zellen des Organismus teilen sich generativ.

Jede Fortpflanzung ist genisch; daß sich dabei auch trophische Prozesse vollziehen, ist selbstverständlich: auch das Nährmaterial der Zelle teilt sich, es ergänzt sich wie die genischen Stoffe in den Tochterzellen soweit, bis die spezifische Wachstumsgrenze erreicht ist und die — generative oder metabolische — Teilung einsetzt. Nicht jeder genische Vorgang ist Fortpflanzung; diese findet erst bei Erreichen der generativen Reife statt. Nur befruchtete Zellen sind fortpflanzungsfähig, nur ist unter Befruchtung nicht bloß die Besamung mit dem männlichen Keimling, sondern auch die Befruchtung durch eine genisch-partnerische Substanz zu verstehen (S. 73); für das menschliche Ei ist immer Besamung erforderlich, für die Tochterzellen und deren Tochter-

zellen usw. nur noch Befruchtung („Auffüllung") mit genischen Substanzen. Fortpflanzung ist nicht Sterben. Teilt sich die Zelle total, dann ist sie eben nicht mehr da, sondern die Tochterzellen sind da. Teilt sich die Zelle (wie bei manchen Protozoen) nicht total, „gebiert" sie, bleibt also die Mutterzelle noch erhalten, so stirbt sie nach der je-spezifischen Zeit. Die Bildung von Keimlingen ist immer ein genischer Vorgang; er findet beim Menschen nur in den Keimdrüsen statt, die übrigen Zellen teilen sich generativ nur intraorganismisch oder sind steril.

Die Sterilität ist also nicht immer ein Krankheitszeichen; hinreichend ausgealterte Zellen — „hinreichend", d. h. gemäß ihrer Spezifität — pflanzen sich auch normaliter nicht mehr fort. Andererseits ist Fortpflanzung nicht immer Gesundheitszeichen; auch kranke Zellen können sich fortpflanzen, d. h. viele kranke Zellen pflanzen sich fort, viele nicht — je nach Spezifität. Spezifisch ist auch die Zeit, die eine Zelle braucht, bis sie fortpflanzungsreif ist und sich teilt; das Entwicklungstempo kann wiederum normal (mit normaler Variationsbreite) oder abnormal sein. Krebskeime z. B. bleiben meist jahrzehntelang unentwickelt, dann holen sie in kurzer Zeit sozusagen das Versäumte nach. Nur junge Zellen können sich zeugerisch teilen. Kranke Zellen sind — gemäß ihrer Spezifität — auf embryonal-infantiler Differenzierungsstufe stehen geblieben, während sich die übrigen Zellen, Zellsysteme, Reflexsysteme des Organismus höher differenzieren; sie sind also junge Zellen, ihre Teilung ist Wucherung, Hypertrophie (s. 6. Bd.). Nicht alle jungen Zellen erreichen die generative Reife (z. B. massenhaftes Keimlingssterben). Die generative Teilung ist das einzige sichere Zeichen, daß die Zelle zeugungsreif ist.

Nur innerhalb eines gewissen Lebensalters pflanzt sich die Zelle fort. Während der infantilen Periode ist sie noch unreif, sie wächst in die juvenile Periode hinein, erreicht die Pubertät, die Zeugungsreife. Bei den Zellen, die sich partiell teilen („gebären"), kann sich die mature Periode anschließen, sie „gebären" mehrmals nacheinander, so oft sie die spezifische Wachstumsgrenze wieder erreicht haben, aber die Teilungen werden mit der Zeit seltener, die Fruchtbarkeit läßt nach, und in der senilen Periode endet das Zeugungsalter und das Leben der Zellen. Zellen, die sich total aufteilen, so daß nicht Mutter und Kinder, sondern nur die folgenden Generationen da sind, erreichen eben nur die Fortpflanzungsreife, die Fortpflanzung ist kein Sterben. In beiden Fällen altern die Geschlechterfolgen nach und nach (in spezifischer, kürzerer oder längerer oder langer Zeit). Nachkommen sterben, werden gefressen usw., Zellfamilien, -sippen, -stämme, -völker sterben aus, doch kopulieren sich in der Regel manche (so-spezifische) Mitglieder einer Zellfamilie usw. mit

Zellen anderer Familien usw., so daß eine neue Familie usw. gegründet wird, die wiederum ihre spezifische Lebensdauer hat; auf diese Weise existiert eine „Zellrasse" weiter — ganz so, wie die Menschenrassen „immer" existieren, Familien usw. aber aussterben (s. § 3,5). Von „Unsterblichkeit" kann man aber nur in einem naiv-ungenauen Sinne sprechen (1. Bd. § 28,7); die Einzelwesen sterben oder pflanzen sich in totaler Aufteilung fort, es gibt nur eben „immer" Einzelwesen, die „die Rasse" jeweils präsentieren und somit fortsetzen. Auch die Protozoen (z. B. Actinophrys, die Bêlâr, und Eudorina, die Hartmann „unter optimalen Lebensbedingungen" über viele Generationen hin gezüchtet hat) sind weder „potentiell" noch „faktisch" unsterblich, und die Theorie, daß der Tod nicht unabwendbar sei, da er durch äußere Eingriffe erfolge, „das Leben" also „ewig" sei, ist eine poetische Ausdeutung von einigen Tatsachen und übersieht ganz und gar die Spezifität der Individuen, zu der auch ihre Lebensdauer gehört.

Die Analogien des Zellebens zum Leben der Organismen (Zellstaaten), also auch des Menschen ist offensichtlich. Z. B. sind die Arbeitsbienen alle steril, und von den Drohnen kommt nur eine zur Befruchtung, die übrigen sterben steril (Drohnenschlacht), bei den Menschen sterben die letzten Glieder einer ausgealterten Familie usw. steril, auch ohne krank zu sein, usf.

Die Zellteilung vollzieht sich wieder nach dem Schema alles Geschehens: als Reihe Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer-, Freudestadium, kurz: HASTF (S. 64). An das z. B. die menschliche Amphimixis beendende Freudestadium schließt sich das Hungerstadium des neuen Erlebnisses, eben der Teilung an (Umgruppierung der Zellsubstanzen zur Teilungsfigur usw.), es geht in das Angststadium über (Einschnürung usw.), die Trennung selber ist das Schmerzstadium, es folgt das Trauerstadium (eine Art Pause, Verweilen nach der Trennung, beginnende Auffüllung) und zuletzt das Freudestadium (genisch-trophische Auffüllung vollendet, Zelle teilungsfertig). Nun setzt die neue Teilung ein usw.

Der Entwicklungsgang der einzelnen Zelle ist spezifisch, ein rein biologischer Ablauf. Es erübrigt sich auch hier — wie überall —, die Ursächlichkeit in irgendeiner Form hineinzudeuten: weder waltet die gütige Mutter Natur noch die weise Vorsehung noch ein außerweltlicher Gott noch ein innerer oder äußerer Reiz oder Faktor u. dgl. Wie und wann eine Zelle teilungsreif wird, eine andere nicht, wie sich die Teilung vollzieht, wie und wann die Zelle stirbt usw. usw., all das sind lediglich biologische Merkmale, Eigentümlichkeiten der Spezifität. Warum teilt sich die Keimzelle? warum bleibt sie nicht, wie sie ist? warum teilt sie sich so, wie sie sich teilt, und gerade zu dieser und nicht zu

einer anderen Zeit? usw. usw. Ist die Besamung die Ursache der Teilung? Ist sie der „Reiz"? Wie wirkt er? Die Entwicklungsmechanik zeigt, daß der „Besamungsreiz" experimentell ersetzbar ist durch einen anderen „Reiz" (S. 74), also ist doch wohl nicht der Same „der Reiz", sondern irgendeine „Lebenskraft", ein unbegreifliches „Metaphysisches", eben ein geheimnisvolles Wirken der geheimnisvollen Dämonie? Realiter sind Heranwachsen, Vereinigung der Keimlinge, Teilung der Keimzelle usw. je ein — spezifischer — biologischer Vorgang, der wie beschrieben verläuft, Erlebnistatsache des Beobachters, Aktualitätenreihe gewisser, auch spezifisch assoziierter Denkzellen, die in einer gewissen Weise (gemäß der phänomenalphänomenologischen Assoziation) beschrieben wird. Die Keimzelle teilt sich, sobald sie — nach dem Bewegungsgesetz — die spezifische Wachstumsgrenze erreicht hat; normaliter hat sie das im Momente der Amphimixis, abnormale Eier gewisser Tiere (Frosch, Seeigel usw.), die zu entwicklungsmechanischen Experimenten benutzt werden — solche Eier sind allemal abnorm (aus dem Eileiter des getöteten Tieres entfernt usw.) —, können in Form mechanischer Eingriffe eine Scheinbesamung und somit eine Scheinreifung erfahren, also in eine Teilung und Weiterentwicklung eintreten, die der echten äußerlich ganz ähnlich sein mag, dabei aber pathologisch ist. Auch da ist der mechanische Eingriff nicht die Ursache der Teilung, sondern lediglich einer der Umstände, unter denen die Teilung beginnt. Die Zelle muß so-spezifisch (so abnorm) sein, daß ihre Teilung unter solchen abnormen Umständen einsetzt und zu abnormalen, scheinnormalen Embryonen führt. Der „Beweis" mit dem Irrealismus: wenn der Stich nicht stattgefunden hätte, wäre die Teilung nicht in Gang gekommen, also ist der Stich (irgendwie) die Ursache, enthält realiter u. a. die Annullierung des ganzen Vorganges, der ja eben „experimentelles Anstechen eines Froscheies" ist; ohne Stich und ohne Ei ist der Vorgang ebenso wenig „da", wie das Messer ohne Heft, dem die Klinge abgebrochen ist, „da" ist. Anstechen und Eiteilung sind lediglich zeiträumliche Zusammenhänge; der Stich ist kein Zauber, der ein Ei zur Entwicklung bringen kann. Der Entwicklungsmechaniker hält obendrein die von ihm benutzten Eier sowie das, was mit ihnen geschieht, irrigerweise ebenso für normal wie die Embryonen, die sich aus ihnen entwickeln; er stellt nur die mechanistische Diagnose und treibt Mechanik am Biologischen. Selbstverständlich geschieht jede Veränderung eines Individuums, das ja niemals im Nichts schwebt, unter gewissen Um-ständen, also im zeiträumlichen Zusammenhang mit Veränderungen der engeren und weiteren Umgebung; die Umstände sind aber realiter nicht Ursachen (s. weiter § $3_{,2}$). Die Veränderungen kann man von

verschiedenen Ausgangspunkten aus betrachten, man kann auch vom gleichen Ausgangspunkt verschiedene Reihen betrachten; diese „Punkte" kann man als Ur-Sachen bezeichnen, nämlich je als Vor-Sache, An-laß, Anfang, von dem aus die Reihe jeweils abläuft (gemäß der Assoziation der aktuell funktionierenden Denkzellen). In der Ur-Sache wohnt aber nicht eine mystische Kraft, die die Ur-Sache erst zur Ursache macht, eine Kraft, die „Ursächlichkeit" ist und heißt. Realiter ist Ur-Sache svw. erste Sache, Anfang, auf den das Folgende rein zeiträumlich (gemäß den Assoziationen der beteiligten Denkzellen) — folgt.

Übrigens ist die Lehre von der Amphimixis und der embryonalen Entwicklung des Menschen, die sich ja nicht im Mutterleibe selber beobachten lassen, aus unzähligen Beobachtungen an Tieren, an operierten und sezierten Menschen logisch erschlossen, eine Reihe von Beschreibungstatsachen, die zu allen einschlägigen Erlebnistatsachen stimmt, also richtig ist (Hinweis auf die Zulässigkeit, ja Unentbehrlichkeit des phänomenologischen Beweises, vgl. 1. Bd. § 2,4).

§ 3. Der Embryo.

1. Der biologische Determinismus.

A. Keim und Embryo als Ganze.

Ein Ganzes ist die Aktualitätenreihe eines assoziativen Systems von Denkzellen, „Ganzes" ist synonym mit „Individuum", s. 1. Bd. § 19 Anm. Die Samen- wie die Eizelle sind Ganze, sie sind aber genetisch betrachtet Halbzeller, sind also Individuen als Halbzellen, sind Ganze, aber keine „ganzen" Zellen, keine „Vollzellen", sie sterben, falls sie sich nicht zu „Vollzellen" vereinigen. Die Keimzelle ist eine Vollzelle, ein Ganzes höherer Ordnung, das sich aus Samen- und Eizelle als Halbzellen bildet, die vereinigte Samen- und Eizelle ist. Nur die besamte-befruchtete Eizelle entwickelt, differenziert sich. Die Besamung kann, wie das entwicklungsmechanische Experiment zeigt (S. 74, 82), unter experimentellen und zwar pathologischen Umständen bei gewissen Tiereiern durch einen mechanischen Eingriff (Scheinbesamung) ersetzt werden, so daß sich auch eine solche Eizelle, der die Substanz des Samens fehlt, zu einem Embryo entwickelt, und zwar zu einem solchen, den die Entwicklungsmechanik unrichtig als „normal" bezeichnet; diese Eizellen erweisen sich somit als Ganze, sie sind pathologisch „befruchtete" Halbzellen, aber als Ganze nach der Scheinbesamung entwicklungsfähig, freilich ist der Embryo nicht normal, sondern eben nur aus der Eisubstanz hervorgegangen, die Samensubstanz fehlt ihm, er ist in dieser Art pathologisch. Ebenso können sich

kernlose Eistücke, die ihr Spermium aufgenommen haben, zu vermeintlich „normalen", d. h. tatsächlich pathologischen Larven (Seeigel usw.) entwickeln; somit erweisen sich auch Spermien, genetisch Halbzeller, als Ganze, die sich unter gewissen pathologischen Umständen zu einem Embryo entwickeln können (Merogonie). In allen Fällen ist der Embryo ein Ganzes. Die bei den genannten Experimenten entstehenden Embryonen sind Ganze minus den Samen- bzw. (ganzen) Eianteil. Man muß also normale und abnormale, gesunde und kranke Ganze unterscheiden; gesunde sind solche, denen „nichts fehlt", kranke solche, denen „etwas fehlt" (wie man sich auch in der Alltagssprache richtig ausdrückt). Daß es Ganze, Individuen gibt, denen etwas fehlt, die also Ganze minus das Fehlende sind, ist eine Erfahrungstatsache. „Ganze" sind die Keimlinge auch als biologische Symbole des männlichen bzw. weiblichen Organismus (§ $1_{,2}$). Sie „ergänzen" sich — Samenzelle und Ei — zu einem Ganzen höherer Ordnung, dem biologischen Symbol beider Eltern. Die Ganzheit des jungen Keimes bleibt auch bei experimenteller Minderung oder Mehrung oder Umordnung der Substanz, Verlagerung von Zellen usw. erhalten — solange nämlich die Substanz noch „magmatisch" ist; es entwickelt sich dann immer noch ein ganzes und vermeintlich normales Individuum — „vermeintlich" insofern, als die experimentellen Eingriffe an sich abnormal sind und nicht ohne Folgen, mögen sie auch grob-äußerlich unmerkbar sein, bleiben können. Von einer gewissen (je spezifischen) Differenzierungsstufe an sind die Folgen äußerlich sichtbar derart, daß sich zwar Individuen entwickeln, aber ersichtlich pathologische Gebilde, Ganze minus bestimmte Körperteile, Kümmerformen usw., falls der Embryo den Eingriff übersteht.

Die Vereinigung von Ganzen zu Ganzen höherer Ordnung ist eine allgemein-biologische Tatsache. Wir erleben ja nur Rundes und Gerades, Weibliches und Männliches, und zwar geht immer ein Gerades aus einem Rund in ein anderes über: andere Vorgänge, Übergänge gibt es nicht (1. Bd. §§ $26_{,4}$, $27_{,5}$). Rundes wie Gerades sind Ganze, die sich zu Ganzen höherer Ordnung vereinigen. Ein Individuum, das aus Rund und Gerade besteht, ist also schon ein Ganzes höherer Ordnung; und solche Individuen schließen sich wieder zu höherkomplexen Individuen zusammen usw. So ist der Mensch ein hochkomplexes Individuum, der Mann ein Ganzes, das Weib ein Ganzes — und diese Ganzen verschmelzen normaliter bei hinreichender Entwicklung (Reife) zu einem Ganzen höherer Ordnung, genannt „Ehe", die sich somit aus „zwei Hälften" bildet (daher „bessere Hälfte", „meine Ehehälfte" usw.), wie sich „die Summe" aus zwei (oder mehr) Summanden bildet und ein Ganzes höherer

Ordnung ist (1. Bd. S. 381 ff.). Die Teile eines Ganzen kann man für sich genommen „Teilganze" nennen, aber sie sind — eben als „Teile" — integrierend je ihrem Ganzen zugehörig (z. B. die Leber dem Organismus). Weiterhin ist die Familie ein Ganzes höherer Ordnung, weiterhin die Sippe usw. Analog kategoriale Gruppen (S. 25, 32). Wir verstehen diese Tatsachen wiederum aus der biologischen Struktur und Funktion der Hirnrinde: assoziative Systeme schließen sich zu individualen Systemen höherer Ordnung zusammen, zu genetischen und episodischen, mehr minder extensiven, mehr minder dauerhaften, und je nach der Funktionsperiodik der Denkzellen (Reflexsysteme) und ihrer Assoziationen (Reflexschaltung) ist bald diese, bald jene individuale Gruppierung aktuell.

Das Wort „Teil" besagt, daß die so bezeichnete Reihe zu einem Ganzen (höherer Ordnung) gehört; sonst kann man nicht von „Teil" sprechen. Jedes Ganze besteht aus Teilen, die Gesamtheit der Teile sind das Ganze. Natürlich besteht das Ganze, d. h. das assoziative System nur so lange, wie es — besteht! Nur so lange kann man auch von Teilen des Ganzen sprechen. Zerfällt ein Ganzes, dann können seine bisherigen Teile noch eine Zeitlang als „bisher zu jenem Ganzen gehörig", d. h. eben als frühere Teile jenes Ganzen wiedererkannt werden; dann aber zerfallen auch die früheren Teile, gehen anderweite Verbindungen ein, schließen sich zu anderen assoziativen Systemen zusammen usw., so daß neue Ganze mit ihren (spezifischen) Teilen entstehen, die mit den bisherigen Ganzen und seinen Teilen verglichen, nach der Ähnlichkeit gruppiert werden. Die „Teile" aufheben wollen, heißt: das „Ganze" aufheben wollen. Das Ganze ist realiter nicht mehr als seine Teile, das Ganze ist nicht vor seinen Teilen da, und die Teile sind nicht vor dem Ganzen da (wie der Fiktionalist wähnt), sondern das Ganze ist die Gesamtheit seiner Teile.

Die Keimzelle ist ein Ganzes, bestehend aus seinen Teilen; sie differenziert sich zum Embryo *) usw., zum Zellenstaat, und dieser ist auf jeder Entwicklungsstufe ein Ganzes, bestehend aus seinen Teilen. Es ist nicht so, daß die Keimzelle, ein Ganzes, die Teile aus sich herausbilde, die somit sekundär vorhanden wären und die sozusagen neben einander existierten und nur über die (nicht mehr vorhandene!) Ursprungszelle in einem ganzheitlichen Zusammenhang stünden; es ist auch nicht so, daß die Teile des Embryos usw. jeder einzelne für sich präformiert in der Keimzelle existierten und sekundär das Ganze bildeten. Sondern das Individuum ist auf jeder Entwicklungs-

*) Im Falle eineiiger Zwillinge zu zwei Embryonen — anlagegemäß.

stufe ein Ganzes, bestehend aus seinen Teilen. Die Entwicklung ist nicht Teilbildung aus dem Ganzen oder Ganzheitsbildung aus den Teilen, sondern lediglich Dif-ferenzierung, Ausgliederung eines zunächst noch relativ undifferenzierten, also „implikaten" Ganzen. Daß die Teile eines Ganzen eigenschaftlich und funktionell spezifisch sind (also nicht „beliebige Teile sich zum Ganzen fügen", woraus die dämonistische Frage sich ergibt: warum sich gerade diese und nicht jene Teile zum Ganzen fügen), ist im § 1 dargelegt. Die Entwicklung eines Organismus aus „seiner" Keimzelle ist gewiß Eigentümlichkeit der organischen Individuen; dies darf aber (wie es geschieht) nicht dahin verstanden werden, daß die Ganzheitslehre nur für Organismen, nicht für die anorganische Welt gelte. Realiter besteht auch die anorganische Welt aus Individuen, Ganzen, nur sind sie spezifisch anders wie die organismischen, auch hinsichtlich ihrer genetischen Veränderungen (vgl. 1. Bd. S. 466, 604, 2. Bd. § 32,1).

„Ganzes", „Ganzheit" sind biologische Tatsächlichkeit, nichts weiter. Diese psychobiologische Erkenntnis erledigt die dämonistische Frage: warum das Ganze ein Ganzes sei, wer oder was das Ganze zum Ganzen mache, welches die „ganzheitmachende Ursache" sei usw. Es wird da fingiert, daß das Ganze eigentlich kein Ganzes sei, sondern erst durch einen wirksamen Faktor zum Ganzen gemacht werde. Diesen geheimnisvollen Faktor kann man natürlich in der materiellen Welt nicht finden, er wirkt aus dem Metaphysischen und ist metaphysisch. Er heißt z. B. bei Driesch (nach Aristoteles) „Entelechie", d. i. „ein quasi seelisches Naturagens", das „mit Sicherheit im organischen Individuum, vielleicht noch dazu in überpersönlicher Form in Phylogenie und Geschichte wirksam ist" (vgl. 1. Bd. S. 467), „wodurch die ganze Biologie in das Bereich der Seelenwissenschaften (sic! L.) gerückt wird" (1. Bd. S. 124). Oder er heißt bei Dürken „übergeordnetes Etwas", das „der Träger der Ganzheit" ist und „das Material in eine bestimmte und einheitliche Richtung lenkt und zu einem Ganzen reguliert", „ein Untergrund, der, bildlich gesprochen, gleichsam (sic! L.) alle Bestandteile des Eies, soweit sie schon am Anfange der Entwicklung vorhanden sind, gleichmäßig überlagert und durchdringt", „die Vollpotenz des spezifischen Artplasmas"; Dürken lehnt zwar wie ich die Drieschsche Entelechie ab, er sagt ausdrücklich: „Die Ganzheit kommt nicht durch einen außernatürlichen Faktor zustande, sondern ist in der naturgegebenen Spezifität des lebenden Protoplasmas begründet", aber er trennt dennoch die Ganzheit als „Wirkursache", die „in die Entwicklung eingreift", von dem „Material", auf das sich die Wirkung erstreckt, und rückt somit den metaphysischen

Faktor aus der Ferne des Entelechiewirkungsortes in das „natürliche" Geschehen selber hinein, ganz so wie die außerweltliche Allmacht in Form der Seele in den Leib „gedacht", also dem Irdischen örtlich angenähert wird, ohne daß sie die Jenseitigkeit, das Metaphysisch-sein verlöre. Dürken betont denn auch, „die gesamten psychischen Erscheinungen sprechen gegen den Mechanismus". Zwischen der Entelechie Drieschs und der Wirkursache Dürkens besteht also prinzipiell kein Unterschied. Auch der Spemannsche „Organisator" muß ja wohl eine geheimnisvolle Kraft haben, daß er „Organe schaffen" kann, wenn auch mittels einer chemischen Induktion. Daß die mechanistische (rein chemisch-physikalische) Auffassung von Ganzheit und Entwicklung von den Dingen überhaupt unzulänglich ist, bedarf hier wohl keiner Erörterung mehr (vgl. 1. Bd. § 8 Anm., 2. Bd. § 37); obendrein kommt auch diese Auffassung nicht um die Annahme des metaphysischen „Agens movens" herum, sobald sie zu Definitionen und Erklärungen und zur Konstruktion eines „Weltbildes" übergeht (worüber in diesem ganzen Werke vielfältig gehandelt ist).

B. Differenzierung.

Differenzierung heißt: Herausbildung von Verschiedenheiten und Unterschieden (dif-ferre). Die Keimzelle teilt sich, aber die Tochterzellen sind nicht wieder „Keimzelle", sondern die folgende Generation. Das Ausreifen der Samen- und Eizelle zur Amphimixis, der Keimzelle zur Teilung ist eine stetige eigenschaftlich-funktionelle Veränderung, die von niederer zu höherer Differenzierungsstufe geht. Die Differenzierung verläuft „vertikal", ist Entwicklung zu „höheren" Formen; mit ihr ist allemal auch eine Aus-breitung gegeben, aber eine solche auf jeweils höherer Entwicklungsstufe. Die nur „horizontale" Entwicklung ist krankhaft (s. 6. Bd. § $1_{,4,\ B}$). Der Embryo ist also nicht „in die Fläche", sondern „in die Höhe" entwickelt und entwickelt sich weiterhin in die Höhe. Die Keimzelle ist noch „magmatisch", ihre Teilchen (Substanzen) sind noch relativ „indifferent", „ununterschieden", „primitiv", aber unterschieden sind sie natürlich auch schon, bloß erst in einem beginnenden Grade, der immerhin höher liegt als der Grad der Keimlinge vor der Vereinigung. Jede Zelle, auch die Samen- und Eizelle, die Keimzelle ist „organisiert", aber diese sind es in einer Art, die wir eben als magmatisch, als implikat bezeichnen. Die Eigenschaften und Funktionen sind noch relativ einfach, „zusammengefaltet" zur biologischen Einheitlichkeit. Die Differenzierung ist fortschreitende Aufeinzelung von Eigenschaften und Funktionen, nicht so, daß sie nunmehr und in immer zunehmender Anzahl lose nebeneinander, als eine Art mecha-

nisches Mosaik bestünden, sozusagen mit einander nichts zu tun hätten, sondern derart, daß sich das Ganze in einer immer zunehmenden Mannigfaltigkeit präsentiert, jede Eigenschaft und Funktion biologisches Symbol des Ganzen ist und es in diesem Sinne „darstellt". Das Ganze „expliziert" sich aus der „Implikation" mehr und mehr, es „gliedert sich aus", es bleibt das Ganze, es bleibt individual- und gruppen-spezifisch, es rückt nur — im Rahmen der Spezifität — in stetiger Veränderung, die periodisch schubweise, also in beschleunigtem Tempo erfolgt, auf immer höhere Entwicklungsstufen vor: dieses Vorrücken eben ist die Differenzierung.

Keine Substanz ist identisch mit einer anderen, doch sind viele Substanzen, z. B. die Eiweißsubstanzen einer Zelle einander nahe- bis nächstähnlich bis gleich. Ebenso sind z. B. die Eiweißsubstanzen der Keimzelle mit denen der Tochterzellen nicht identisch, sondern höchstens nächstähnlich bis gleich, wobei die genetische Veränderung zu einer höheren Differenzierungsstufe wesentlich ist. In diesem Sinne sind alle Substanzen einer höheren Differenzierungsstufe von den „analogen" einer niedrigeren, auch der angeschlossenen nächstniederen und natürlich auch der nächsthöheren verschieden. „Das Eiweiß", „das Kochsalz", ja das in stetem Verhältniswechsel sich bewegende, aus chemischen Verbindungen ausscheidende und in andere eintretende Natrium oder Chlor usw. usw. der Keimzelle ist biologisch verschieden von den analogen Stoffen jeder höheren Entwicklungsstufe, wie diese auf jeder Entwicklungsstufe verschieden sind. Der Chemiker freilich kann diese genetischen Verschiedenheiten nicht feststellen; er muß ja sein Untersuchungsmaterial aus dem organismischen Zusammenhange entfernen, auf eine möglichst fixe Beschaffenheit bringen, insofern „denaturieren", sonst kann er es nicht analysieren, d. h. eine Zusammensetzung ermitteln, die er für „konstant" hält und seiner Methodik und Theorie (einschl. Rechnung) nach auch halten darf. Man darf nur die chemischen Stoffe nicht mit den organismischen oder auch den in der „freien Natur" vorkommenden organischen und anorganischen Stoffen identifizieren, es sind nur Schlüsse auf diese zulässig und unentbehrlich. Die unübersehbaren Modifikationen „des Eiweißmoleküls", wie sie außerhalb des chemischen Laboratoriums vorkommen, sind mit chemischen Methoden nicht einzufangen (vgl. 1. Bd. S. 188, 230), aber den chemischen Methoden verdanken wir überhaupt erst die Möglichkeit, auf die Beschaffenheit der „freien" Materie Schlüsse zu ziehen, verdanken ihnen — und ebenso den physikalischen Methoden — einen Einblick in das Naturgeschehen, der schlechterdings unersetzbar und unschätzbar ist. Auch der Biologe, besonders der experimentierende, kommt ohne chemisch-physikalische Methoden und

„Vorstellungen" nicht aus, und nicht wenige Biologen denken und handeln überhaupt nur mechanistisch, andere glauben, der chemisch-physikalischen Methoden und Vorstellungen ganz entraten zu sollen, ohne dieses „Postulat" in der Praxis, auch der Denkpraxis durchführen zu können. Die Psychobiologie hat schon immer betont, daß das Laboratorium nicht die „freie Natur" ist, also die Laboratoriumsergebnisse nicht einfach identisch auf jene zu übertragen sind. Sie betont hier, daß das Ganze auf jeder Entwicklungsstufe im Rahmen der Spezifität „anders" ist, daß dies also auch für die einzelnen Substanzen, deren biologisches Gesamt das jeweilige Ganze ist, gilt. Die Meinung, „das Eiweiß" des Kindes K sei „dasselbe" wie „das Eiweiß" des aus K differenzierten Erwachsenen, ist noch rein mechanistisch; man vergißt daß das Kind K, nachdem „es" erwachsen ist, gar nicht mehr da ist, sondern in die höhere Differenzierungsform übergegangen ist. Im Werdegange — wie in jeder Veränderung, und alles Geschehen ist stetige Veränderung, die Aktualität ist immer-anders — ist kein noch so geringes Teilchen zweimal dasselbe; immer aber bleiben die genetisch-differentiellen (wie übrigens später beim Altern die inferentiellen s. involutiven) Vorgänge im Rahmen der Spezifität, d. h. die Spezifität der Keimzelle bleibt auf allen ihren Differenzierungsstufen erhalten, wie sich das Ganze „Keimzelle" zu dem Ganzen „Embryo usw., zum Ganzen „Erwachsenen" usw. lediglich ausdifferenziert.

Die Implikatheit (die „Indifferenz", der „Magmatismus") der Keimzelle und des ganz jungen Embryos macht es vollkommen verständlich, daß — im Experiment — Substanzen (Zellen) weitgehend entfernt oder umgeordnet oder ersetzt werden können, ohne daß die Entwicklung eines Embryos bzw. seine Weiterentwicklung ausbleibt. Die Substanzen sind eben noch so wenig verschieden, so wenig „determiniert", daß eine gewisse Minderung oder Umordnung usw. das Ganze und seine Differenzierung nicht wesentlich beeinträchtigt. Eine gewisse Beeinträchtigung ist natürlich allemal bei solchen Experimenten gegeben, verschieden sind die Substanzen eben doch, wenn auch noch so wenig, ein Substanz- oder Zellverlust ist eben doch eine Verletzung, wenn auch eine ausgleichbare (Ersatz aus der Umgebung) und organisatorisch unwesentliche; wie schon betont, sind diese Experimente abnormale Vorgänge, die Embryonen höchstens scheinnormal. Normaliter erfolgt die Differenzierung gemäß der Anordnung der magmatischen Substanzen in der Keimzelle bzw. dem ganz jungen Embryo; die Substanzen bzw. Zellen „liegen" doch eben an je einer Stelle, sind also insofern „prospektive Lunge oder „prospektives Herz" usw.; und mit der Koordinatik ist immer auch eine gewisse Eigenschaftlichkeit

verbunden, nur sind eben beide noch so wenig dif-ferent, daß die Teile ersetzbar, austauschbar usw. sind. Auch da handelt es sich lediglich um biologische Tatsachen; forscht man nach „Ursachen", so findet man bestenfalls neue Tatsachen, niemals aber „etwas", was über die Tatsachen hinausführte. Die Meinung, daß das doch einmal der Fall sein könne, daß man doch einmal die Entelechie oder die Lebenskraft oder die beherrschende und übergeordnete Vollpotenz usw. — oder eben kurz gesagt: das Metaphysische auffinden könne, ist ebenso Fiktion wie die Setzung solcher Mächte. Die Psychobiologie „begnügt" sich mit den Tatsachen — in der Erkenntnis, daß es darüber hinaus gar nichts zu erforschen gibt, daß darüber hinaus gar nichts existiert. Die Welt ist nicht nur ohne Fiktion verstehbar, sie ist überhaupt erst ohne Fiktion recht verstehbar.

Rein biologische Tatsache ist es also, daß sich die Keimzelle teilt und die Tochterzellen sich wieder teilen usw. (gemäß dem Bewegungsgesetz), und daß sie sich so teilen, wie sie sich teilen, daß also die Differenzierung überhaupt in der Weise, wie es geschieht, stattfindet. Gemäß der fortschreitenden Aufeinzelung der Eigenschaften und Funktionen aus den implikaten Frühstadien gewinnt jede Eigenschaft und Funktion, jede Substanz, jedes Teilchen, jede Zelle an Ausprägung, an Bestimmtheit. Aus der einen Zelle werden zwei, aus je einer Eigenschaft und Funktion werden zwei (schematisch gesprochen), und diese Abzweigung, diese Dif-ferenzierung ist allemal ein stetiger Übergang zu einer höheren Entwicklungsstufe, zu einem höheren biologischen Niveau, das freilich auch nicht den allergeringsten Moment „still steht", also „absolut unverändert" bleibt, sondern wiederum stetiger Übergang zu wieder höherem biologischem Niveau ist. Die mit der Vermannigfaltigung (Explikation) zunehmende Bestimmtheit der Teile des Ganzen und somit des Ganzen selber ist die biologische Determination. Sie ist der mit der Dif-ferenzierung, der Ausprägung von Verschiedenheiten und Unterschieden identische Vorgang. Determiniert ist also auch die Gruppierung der Zellen zu Organanlagen und Organen, die Herausbildung der Strukturen, die Organisation. Bei einiger (je spezifischer) genetischer Entfernung von der magmatischen Frühstufe sind die Zellen der zu Experimenten verwendeten Embryonen soweit determiniert, daß sie nicht mehr vertauschbar sind.

Die Differenzierung erfolgt normaliter in einheitlicher Front; diese hat eine normale Variationsbreite: innerhalb dieser sind gewisse Zellen und Zellgruppen jeweils höher differenziert als andere, die Differenzierung der letzteren schließt sich genetisch an die höheren Differenzierungsgrade jener an, so daß es den Anschein hat, als ob die höherdifferenzierten

Bezirke die geringerdifferenzierten in ihrem weiteren Entwicklungsgang „bestimmten"; realiter handelt es sich auch hier nicht um Wirkungen ursächlicher Mächte, sondern einfach um rein biologische Tatbestände im Differenzierungsverlaufe (vgl. Spemanns „Organisator", S. 97f.). Die Determination ist wieder nicht eine von der Materie prinzipiell getrennte (wesensverschiedene, metaphysische, dämonische), auf die Materie und in ihr wirkende, sie beherrschende und leitende „Instanz" (irgend eines Namens) — ebensowenig wie „die Ganzheit", „die Spezifität" usw.; sie wird auch nicht durch eine solche „Instanz", die „über den Wassern schwebt", verursacht, sondern sie ist ein rein physischer, rein biologischer Vorgang ohne jede Spur von metaphysischer Ursächlichkeit. Sie ist der spezifische und spezielle genetische Ablauf rein biologischer Veränderungen, den der Embryologe wo möglich beobachtet und unmittelbar sowie in Fortführung zu logischen Schlüssen beschreibt. Diese Vorgänge sind also Aktualitätenreihen gewisser Denkzellen des Beobachters, entsprechen der biologischen Struktur und Funktion dieser Denkzellen (dieses Organismus). Damit ist nicht etwa gesagt, daß diese Denkzellen so primitiv seien wie der beobachtete Embryo und sich nun wie dieser differenzieren, sondern die Denkzellen des (gesunden) Beobachters „liegen" in der Entwicklungsfront, die der Beobachter als Ganzes, als Individuum jeweils erreicht hat, nur sind eben die Aktualitäten gewisser Denkzellen solche, die wir als primitive von anderen abgruppieren, so wie wir gewisse Aktualitäten gesunder Denkzellen als „kranke" von den „gesunden" abgruppieren usw. (S. 41). Daß die forscherische Tätigkeit, falls sie erfolgreich ist, mit einer Ausdifferenzierung der beteiligten und vieler assoziierter Denkzellen koinzidiert, hat mit jenem Falle nichts zu tun (vgl. z. B. 1. Bd. S. 568). Die Determination ist somit einfach Erlebnistatsache, vollkommen verständlich aus der biologischen Struktur und Funktion, also den biologischen Vorgängen (Veränderungen) im aktuell funktionierenden Denkzellbezirk des Beobachters.

Die Determination beweist nicht, daß „die präsumptiven Organe" in der Keimzelle „angelegt" sind derart, daß bestimmte Substanzen „Vorstufen" z. B. der Lunge oder des Genitales wären, also in der Keimzelle das Individuum, zu dem sie sich differenziert, „en miniature" enthalten wäre, sondern „beweist" realiter die Existenz bestimmter genetischer Vorgänge, nämlich die Tatsache, daß sich Magmatisches zu Differentem verändert und daß dies in den Einzelfällen in bestimmter (spezifischer) Art geschieht; diese Tatsache ist anschauungsgemäß (s. 5. Bd.) und somit wie die Anschauung überhaupt psychobiologisch vollkommen verständlich. Noch richtiger ist zu formulieren: Deter-

mination ist der Vorgang der Differenzierung organisatorisch bezeichnet.

Die Psychobiologie versteht die Determination noch in einem weiteren Sinne, nämlich nicht bloß in dem Sinne, daß sich aus der Keimzelle im Wege der differentiellen Teilung die einzelnen Organe entwickeln, sondern auch in dem Sinne, daß jede Einzelheit im Differenzierungs- und dann (nach Überschreitung der Lebenshöhe) Inferenzierungsablaufe eigenschaftlich und funktionell so ist, wie sie ist, also so-spezifisch, daß also eine Substanz („Teilchen") S, eine Zelle Z, eine Zellgruppe G gerade diese ist, die sie ist, gerade diese Eigenschaften, diese Lokalisation s. Einordnung in weitere Strukturen (und zwar in diese), diese eigenschaftlichen und koordinativen Veränderungen aufweist, daß alle diese Einzelheiten von je spezifischer biologischer Beschaffenheit zusammengenommen „dieser Organismus" sind. Jede Einzelheit ist also nicht nur „für sich", sondern auch als Teil des Ganzen determiniert. Aus der menschlichen Keimzelle K differenzieren sich nicht nur die einzelnen Zellen und Organe heraus, sondern es entsteht allemal ein Mensch — und zwar nicht ein beliebiger, sondern nur eben der, der entsteht. Die Keimzelle ist also bereits vollkommen determiniert in dem Sinne, daß sich aus ihr immer nur ein ganz bestimmter Zellenstaat, ein ganz bestimmter Organismus, dieses und nicht ein anderes (etwa noch so ähnliches) Individuum herausbildet; im Differenzierungsgange wird die Determination (im weiteren Sinne) in der zunehmenden Determination (im engeren Sinne) der einzelnen Zellen usw. manifest. Es gibt also nicht etwa zwei Determinationen, sondern die engere (bisher in der Biologie gültige) und die weitere Erfassung des Tatbestandes, die engere und die weitere Fassung des Begriffes „Determination".

Aus einer menschlichen Keimzelle entsteht also niemals ein Krokodil oder ein Kaninchen, aus der Kaninchenkeimzelle niemals eine Nachtigall oder ein Löwe usw., aus der vom Ehepaar Müller (diesem Müller!) gegründeten Keimzelle entsteht niemals ein kleiner Meyer, sondern dieses Kind Müller, nicht einmal sein Bruder, nicht einmal sein Zwillingsgeschwister. „Warum" das? Ist da nicht Gottes Wille oder eine von ihm beauftragte anderssnamige metaphysische Macht, ein geheimnisvoll wirkender „Faktor" am Werke? Könnte nicht ebenso gut aus der Keimzelle M des Ehepaares Müller ein anderes Kind entstanden sein, sind nicht bloß die äußeren Umstände schuld? Und sind nicht wenigstens die Seelen der Kinder „ursprünglich" alle gleich, also das „Wesentliche" am Menschen — und wird dieses Gleiche nicht erst durch die Umwelt „geformt und gebildet", wobei oder worauf sich die Seele oder der Geist den anhängenden Körper zurechtbaut? usw. All diese Fiktionen, Deutungen und Deu-

tereien entfallen im realischen Denken. Die Psychobiologie erkennt und anerkennt die reine Tatsächlichkeit. Auch die Determiniertheit ist nichts weiter wie ein biologischer Tatbestand; er wird nicht „verursacht" usw. Die Keimzelle ist aus Samen- und Eizelle geworden; beide Keimlinge sind je das biologische Symbol des erzeugenden Elters. Die Keimzelle ist also das biologische Symbol der Eltern, aus deren Keimlingen sie entsteht; sie ist derart spezifisch, sie ist ein Ganzes, das sich im Rahmen der Spezifität differenziert, dabei das Ganze bleibt. Sie ist also auch das biologische Symbol des Organismus, der sich „aus" ihr im Wege der Teilung entwickelt; sie ist als Ganzes seine „Anlage". Es kann sich somit gar kein anderer Organismus aus ihr entwickeln wie dieser eine, und er ist immerdar das biologische Symbol seiner Eltern. Der biologische Determinismus erweitert sich also zur erbbiologischen Tatsache. Diese Keimzelle dieses Elternpaares ist individualspezifisch, das biologische Symbol dieser Eltern; sie ist — gemäß der Gruppenzugehörigkeit der Eltern — natürlich auch gruppen-, letztens artspezifisch („menschlich"). In diesem Sinne kann man von „Artplasma' sprechen, dieses ist aber nicht „Träger der Ganzheit", sondern das Ganze, die Ganzheit selber, die Ganzheit schwebt nicht über dem materiellen Artplasma und determiniert es von ihrem metaphysischen „Standort", sondern die Keimzelle selber ist das Ganze, ist biologisches Symbol des Individuums, das sich im rein biologischen Vollzuge aus ihr entwickelt und das dabei immer das Ganze bleibt und sich wie die Keimzelle immer nur im Rahmen der Spezifität verändert.

Im weitesten (im grundsätzlichen) Sinne bezeichnet Determinismus die Anschauungstatsache, daß alles Geschehen so ist, wie es ist, und nicht anders ist und sein kann. Der Irrealis: es könnte ja eine Reihe auch anders verlaufen sein, als sie verlaufen ist, man könnte dieses oder jenes Glied „wegdenken", ist lediglich eine fiktionale Beschreibung der Reihe, wie sie war und in der Erinnerung ist (vgl. 1. Bd. S. 66f.); der Irrealis ist lediglich Beschreibungsmöglichkeit (z. B. die Menschen könnten doch auch drei Köpfe oder tausend Füße haben; wie wäre es, wenn das Wasser trocken wäre; wie wäre es, wenn die Haustüren auf dem Dache angebracht wären, usw. usw. — kurz: wie wäre es, wenn „es" anders wäre, als wie es ist? ein Gesellschaftspiel für müßige Stunden!). Die irrealische Beschreibung liegt in der gleichen Denkebene wie die Frage: warum sind die Dinge so, wie sie sind, warum ist das Geschehen so, wie es ist? — und die Antwort: das muß von einem göttlichen usw. Ordnungsprinzip verfügt, determiniert werden, sonst wäre „die Ordnung" überhaupt nicht zu verstehen, und diese mystische

Kraft muß ja wohl in Einzelkräfte zerfallen, die sich — in unerforschlich rätselhafter Weise — gegenseitig determinieren usw. Mit diesem dämonistischen Determinismus haben wir ebensowenig zu tun wie mit dem Fatalismus, der eine außerweltliche Gottheit (fatum zu fari reden, also fatum das wortlich Verfügte, der Götterspruch — „wie er spricht, so geschieht es, und wie er gebietet, so steht es da" —) setzt, die alles Geschehen mit dem allmächtigen Worte (Logos!) bestimmt und gegen deren „Fügung" niemand nichts ausrichten kann (himmlische und höllische Schicksalsmächte, Ker, Kismet, Allah il Allah, Vorsehung usw. usw.). Wir lehren den biologischen als den reinen Determinismus; wir verstehen das Wesen der Dinge und ihrer Veränderungen rein biologisch: die Dinge sind die Aktualitäten der Denkzellen, sie entstehen im rein biologischem Vollzüge der rein biologischen Hauptfunktion der Denkzellen, und die Reihe („Ordnung") der Dinge ist ihr koordinatives Verhältnis, das mit der Assoziation der Denkzellen übereinstimmt. Für Determinismus kann man auch „biologische Notwendigkeit" sagen, aber ebenfalls als reine Tatsächlichkeit, also ohne jede Spur von Mystik verstanden; man kann im gleichen realischen Sinne auch von „Schicksal" sprechen (S. 61).

Die Differenzierung der Keimzelle zum Embryo usw. ist also nur ein Einzelfall der anschauungsgemäßen Determination: sie verläuft, wie sie verläuft, und kann nicht anders verlaufen, jede Etappe ist die genetische Fortführung der vorigen in der Art des stetigen Ablaufes. Auch alle späteren Entwicklungsschritte des Foet, des nachgeburtlichen Menschen bis zu seinem Höhepunkte und bis zu seinem letzten Atemzuge, alle seine Eigenschaften und Funktionen, alle Geschehnisse, die zusammen „das Leben", die „Lebenskurve des Individuums" ausmachen, sind biologisch determiniert, das Geschehen (Schicksal) in allen Einzelheiten und in der Totalität ist so, wie es ist, und kann nicht anders sein. Man kann also auch realisch von „Vorausbestimmung" sprechen („bestimmt" ist ja das deutsche Wort für „determiniert"): die Reihen verlaufen, wie sie verlaufen (gemäß den Assoziationen der beteiligten Denkzellen), sie haben je ihren Anfang, ihren Fortgang und ihr Ende (nach dem Schema alles Geschehens HASTF), mit dem Anfang einer Reihe ist also allemal ihr Fortgang und Ende „an-gegeben", wie immer auch die Reihe verlaufen mag (ob so, wie nach der Erfahrung erwartet, oder anders, ob vollständig oder nicht, vgl. 1. Bd. § 20), jede Reihe ist spezifisch, und je größer die Erfahrung eines Menschen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Voraussage, Vorausberechnung, Prognose, der Analogieschluß über den Ablauf einer Reihe zutrifft (über „Konstanz" vgl. aber 1. Bd. S. 214 Fn.). Nicht ist aber mit Vorausbestimmung gemeint, daß in dem An-

fang einer Reihe eine determinierende Instanz wirksam sei oder daß eine solche metaphysische Macht-Allmacht auf den Anfang und den Fortgang determinierend einwirke, also die Reihe selber und ihren Ablauf vorausbestimme; dies wäre die dämonistische Deutung. In der Keimzelle K wohnt nicht ein Dämon namens Vorausbestimmung, der den Differenzierungsgang des werdenden Organismus verfüge, auch wirkt nicht auf sie und den Embryo usw. die außerweltliche Dämonie nach ihrem unerforschlichen Ratschlusse vorausbestimmend ein. Sondern realiter ist die Keimzelle das biologische Symbol des Individuums, das sich aus ihr entwickelt, und nur in dieser Art ist das Schicksal des Menschen M „in" der Keimzelle, d. h. in Form der Keimzelle „vorausbestimmt". Wir sind nicht „arme Menschlein", denen gegenüber der „Allmacht" nur Verzicht und Unterwerfung, Selbstaufgabe und Demütigung bleibt, sondern wir erkennen, daß die „Allmacht" nur eine Fiktion ist, realiter gar nicht existiert; in freudiger Anerkennung unserer reinen Menschlichkeit fürchten wir weder Gott noch Teufel.

Ebenso ist die weiter zurück datierte Vorbestimmung Bezeichnung für einen realisch-biologischen Tatbestand. Die Keimzelle ist biologisches Symbol der Keimlinge, damit der Eltern, damit der Voreltern usw., kurz der gesamten Ahnenreihe des Individuums, deren Ausläufer ins Prähistorische den Sammelnamen „Urahn" (Vater, Mutter unser aller, Gott-Göttin) führt. Der Urahn-Gott hat aber nicht, wie der Dämonist wähnt, vermöge einer übernatürlichen Kraft, mit einem dämonischen Willen und nach einem „vorbestimmten" Bau- und Heilsplan usw. die Geschicke der Geschlechter auf lange oder ewige Zeiten festgelegt und beherrscht sie jetzt noch von seinem außerweltlichen Throne aus, so lange es ihm gefällig ist, sondern der Urahn ist lediglich der einstmals lebende Mann, der mit seiner Frau auf reellem Wege Kinder zeugte, die heranwuchsen und wieder zeugten usw., so daß jede Generation von der vorangehenden abstammt, ihr Erbe ist und jedes Kind im Sinne der biologischen Symbolik die Eltern, Voreltern, Ahnen mit allen ihren Eigenschaften und Funktionen vergegenwärtigt, „präsentiert", „darstellt", ganz so wie der Urahn das biologische Symbol seiner Kinder und Kindeskinder usw. war und so ihr Schicksal „vorausbestimmte". Nun ist die Keimzelle auch das biologische Symbol des Individuums, das aus ihr entsteht, also auch der Kinder, die dieses Individuum mit dem Liebespartner zeugt, usw., also aller Nachkommen überhaupt. Diese biologische Symbolik ist aber nicht etwa eine andere Sorte wie jene, von der soeben die Rede war, sondern die Keimzelle ist einheitlich Symbol aller Vorfahren und aller Nachfahren. In der realischen Art wie die Urahnen das Schicksal aller Nachfahren voraus-

bestimmten, bestimmt die Keimzelle das Schicksal des Individuums und aller seiner Nachfahren voraus — eine rein biologische Tatsächlichkeit, die — wie alles Geschehen — ohne jede Mystik verständlich, ja ohne sie überhaupt erst recht verständlich ist.

Anmerkung 1.

Die Frage, in welcher Weise die Entwicklung des Embryos aus der (seiner) Keimzelle vor sich gehe, ist seit der Entdeckung der Spermatozoen (1677) in eine neue Periode der Erörterung getreten. Bis dahin galt die Theorie der Ovisten, wonach das Ei den „präformierten" Organismus enthalte; zwar war das Säugetierei noch nicht entdeckt (das geschah erst 1827), aber das tierische Ei überhaupt war natürlich bekannt, und man zog seine Schlüsse auf das menschliche Geschehen. „Es gibt kein Werden", lehrte A. v. Haller; „kein Teil im Tierkörper ist vor den andern gemacht worden, und alle sind zugleich erschaffen." Demnach ist auch jeder Teil der Enkel, Urenkel usw. „von Anfang an" präformiert vorhanden und zwar im Eierstock der Eva, in dem nach dieser Statistik mindestens 200 Milliarden Menschenkeime „eingeschachtelt" gewesen sein müssen (Einschachtelungstheorie). Aus dem Ei entfaltet sich der Organismus wie die Rose aus der Knospe: Evolutions- oder Präformationstheorie. Im Gegensatz zu den Ovisten behaupteten die Animalculisten (vorab Leeuwenhoeck, der Lehrer des Entdeckers der Samenfäden Hamm), die Samenzellen seien Menschen en miniature (kaulquappenähnliche Gebilde mit Kopf, Rumpf, Armen und Beinen), die im Ei als dem Nährboden heranwüchsen. Die Ovisten hielten die Samenfäden (noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts) für nebensächliche, parasitische Gebilde in der Samenflüssigkeit nach Art der Infusorien, daher der Name „Spermatozoon". Die Präformationstheorie bekämpfte dann C. F. Wolff, indem er behauptete (1759), der Keim sei ein unorganisierter Stoff, der sich erst infolge der Befruchtung zu einem Organismus entwickle, (Epigenesistheorie). Diese Lehre hat sich mit gewissen Modifikationen, die den Ergebnissen der späteren Forschung Rechnung trugen, bis heute erhalten. Alle Zellen sowohl Samen- wie Ei- wie Keimzelle (wie irgend eine andere Körperzelle) sind organisiert, „unorganisiert" sind sie aber hinsichtlich des sich differenzierenden Organismus. Immerhin hat in modifizierter Form die Präformationslehre auch wieder Geltung gewonnen; so nahm August Weismann (1875/6) an, daß Natur und Reihenfolge der Zellteilungen bis ins kleinste hinein im voraus festgelegt sein müßte, daß die verschiedenartigen Anlagen bei der Kernteilung auseinanderträten, daß also die Entwicklung ein starrer Ablauf chemisch-physikalischer Prozesse wäre. Anfang der 90er Jahre v. J. stellte dann Wilhelm Roux in Auswertung seiner entwicklungsmechanischen Experimente seine Mosaiktheorie auf, wonach jede Furchungszelle (die Zellteilung heißt zunächst Furchung) sich unabhängig von der anderen vermöge besonderer nur ihr zukommender Eigenschaften und Kräfte zu dem, was sie wird, entwickelt und die Kernsubstanz Trägerin der erblichen Eigenschaften oder des Idioplasmas Naegelis sei. Die 1894 und 1897 durchgefochtenen Kämpfe zwischen O. Hertwig und Roux um die Frage „Präformation oder Epigenesis?" brachten keine Einigung. Die Experimente H. Drieschs, fortgeführt von Ziegler, Wilson, Mangold u. a., führten zur Aufstellung der Äquipotenztheorie. Driesch fand mittels Pressung von Froscheiern und Schüttelung von Seeigel-, Amphioxuseiern usw., daß sich auf früher Stufe die Zellen des Embryos vertauschen lassen ohne Beeinträchtigung der weiteren Entwicklung, also die Zellen der Keimblase alle die Potenz haben, jeden beliebigen

Teil der Larve zu bilden, so lange sie eben noch „indifferent" sind, ferner daß sich z. B. jede der beiden ersten Zellen des Seeigel-Eies voneinander getrennt, zu einer „normalen" Larve von halber Größe entwickeln *). Demnach sind Mosaik- und Präformationstheorie unrichtig.

Die Vertauschbarkeit der Zellen zu Beginn der Gastrulation, z. B. bei Triton ist freilich nicht unbeschränkt, wie Hans Spemann zeigte. Die Zellen der oberen und seitlichen Urmundlippe des Tritonkeimes behalten, an eine andere Stelle verpflanzt, ihre Entwicklungsrichtung bei, sind also bereits determiniert, während die übrigen Zellen noch indifferent sind. Spemann nennt jenen Bezirk „Organisationszentrum" oder „Organisator" und nimmt an, daß er — auch verpflanzt, auch stückweise verpflanzt — noch indifferentes Material zur Bildung eines Organs, ja eines Organismus „sich dienstbar macht", „induziert", „über ein gegebenes Material, sei es belebt oder unbelebt, disponiert" (Neueste Ergebnisse entwicklungsphysiol. Forschg., 1935). Dürken betont l. c., daß das Organisationszentrum (als „Organschaffer") nicht „von vornherein gegeben ist", sondern „wahrscheinlich auf noch früher tätige Organisationsvorgänge zurückzuführen" ist, ferner daß sich nach und nach eine Rangordnung der Organisatoren herausbildet („keine eigentlichen Organanlagen, dann Organanlagen, dann Organe"). Aus all den entwicklungsmechanischen Ergebnissen, die hier nur in einigem Grundsätzlichem skizziert werden können, folgert Dürken die Richtigkeit der Epigenesistheorie: „Die Entwicklung ist nicht reine Evolution, (nämlich Entfaltung fertig vorgebildeter Anlagen), sondern in erster Linie Epigenese"; „die epigenetisch ablaufende Entwicklung wird beherrscht von dem ‚Prinzip der fortschreitenden Organisation' (Spemann), das sich aus der Stufenreihe der Organisatoren ergibt". Die „Weitergestaltung" der Organanlagen „ist dann allerdings zu einem guten Teile Entfaltung."

Ich habe hierzu in Ergänzung meiner haupttextlichen Ausführungen folgendes zu bemerken. Zunächst zum „Organisator". Die Differenzierungsfront hat eine normale Variationsbreite, d. h. es eilen gewisse Gewebsbezirke — gemäß ihrer biologischen Beschaffenheit — anderen Bezirken, umgebendem oder anliegendem Gewebe voraus, dieses differenziert sich also nach. Dies ist eine schlichte biologische Tatsache. Die Entwicklung führt zur Organbildung und heißt hiernach Organisation. Bei der Entwicklung der Organe also steht wenigerdifferenziertes Gewebe in Zusammenhang mit höherdifferenziertem, aber dieses „bewirkt" nicht die Weiterdifferenzierung des noch wenigerdifferenzierten Gewebes. Dieses w.-d. Gewebe muß fähig sein, sich weiter zu differenzieren, und daß dies im Zusammenhange mit h.-d. Gewebe geschieht, beweist nicht im mindesten, daß dieses über jenes oder jenes über dieses „disponiert". Natürlich findet ein genisch-trophischer Stoffaustausch statt; zu dem müssen die Beteiligten fähig sein, d. h. ihre biologische Beschaffenheit muß so sein, daß der Stoffaustausch stattfindet, — und er findet nun eben statt. Die strukturelle (koordinative) Einordnung ist nicht „Wirkung" des h.-d. Gewebes (des „Organisators") und damit ein Wunder, sondern biologische Eigentümlichkeit jeder Differenzierung; sie vollzieht sich eben in einer gewissen Ordnung, die Zellen und ihre Substanzen haben eben auch eine Lage-, Kraft- und Richtungskomponente (2. Bd. §§ 30, 31), je eine spezifische, auch spezifisch variable, und das implikate Gewebe ist auch hierin

*) An der Tatsache, daß es eineiige menschliche Zwillinge gibt, ist zu ersehen, daß auch manches unversehrte menschliche befruchtete Ei — gemäß dieser seiner Spezifität — imstande ist, sich zu einer doppelten Embryonalanlage zu differenzieren, — übrigens auch zu einer drei- und mehrfachen (an der Mehrgeburtlichkeit können auch 2 Keimzellen beteiligt sein, vgl. 7. Bd. § 4,1, B, m).

noch implikat und differenziert sich auch strukturell spezifisch aus, und zwar im zeitlich-räumlichen, nicht aber kausalen Zusammenhange mit dem h.-d. Gewebsbezirk. Undeterminiertes Material des Tritonkeimes usw. entwickelt sich zu Neuralgewebe, aber nur im Kontakt mit dem Urmundmaterial, d. h. falls es mit diesem im Stoffaustausch steht; fällt dieser weg, dann wird es kein Neuralgewebe; es muß aber natürlich die Potenz haben, sich im Zusammenhange mit dem h.-d. Gewebe zu Neuralgewebe zu differenzieren, diese Potenz kann ihm „der Organisator" nicht verleihen, sie gehört zu seiner biologischen Beschaffenheit, die in der Tatsache des Stoffaustausches mit dem h.-d. Gewebe erkennbar ist, ihm aber nicht angezaubert werden kann.

In vielen Fällen kann der sog. Organisator wegfallen, und die Differenzierung findet doch statt, z. B. soll bei Fischen u. a. Wirbeltieren die Linsenbildung von der Einwirkung des Augenbechers als Organisator abhängig sein, aber auch bei Fehlen des Augenbechers kann eine Linse entstehen, usw. Daß alle Vorgänge „unter gewissen Umständen" ablaufen, daß die Keimgewebe nicht „im Nichts" schweben, sondern allseitig in Berührung und im Stoffaustausch stehen, wurde oben schon bemerkt. Die Art, wie sich die genetischen Veränderungen, die Differenzierungen vollziehen, kann experimentell, unter den mannigfachsten „Versuchsbedingungen" studiert werden — und es wird ja nun eben in die Glieder der Reihen im dämonistischen Denken immer wieder die Ursächlichkeit hineinfingiert, die realiter gar nicht vorhanden ist. Hierbei kommt es natürlich — errare humanum — auch zu Irrtümern.

„Der Organisator — organisiert also nicht" (Bresler, Hans Spemanns „Organisator" im Lichte von Hans Lungwitz' Psychobiologie, Psych.-Neurol. Wschr. 1937 H. 16). Er schafft nicht die Organe, sondern sie differenzieren sich „von selbst" im ganzheitlichen Zusammenhange, natürlich auch mit dem h.-d. Gewebsbezirke. „Auch der Direktor (Organisator) eines Unternehmens thront nicht außerhalb des Unternehmens, etwa wie der außerweltliche Gott im Verhältnis zur Welt ‚gedacht' ist, sondern er ist dem Unternehmen biologisch verhaftet und nichts weiter wie Zentralstelle, in der die Fäden zusammenlaufen und von der sie ausgehen — genau so wie die Blutgefäße zum Herzen laufen und von ihm ausgehen" (Bresler, l. c.). Je nach dem Differenziertheitsgrade des Ganzen ist die Zentralstelle (das Zentrum, die Führung) der Umgebung weniger oder mehr über-legen, d. h. liegt qua Differenziertheitsgrad weniger oder mehr über seiner Umgebung (Peripherie, Gefolgschaft). Die „Zentrierung" (§ 4,3, A und 5. Bd. §§ 8,3) ist biologische Eigentümlichkeit jeder individualen Systembildung. Spemann selbst meint, daß die „Induktion" des w.-d. Gewebes durch einen chemischen Stoff erfolge (auch der abgetötete Organisator „wirkt"!), aber auch dieser chemische Stoff kann nur aufgenommen werden, falls das „induzierte" Gewebe aufnahmefähig, also entspr. biologisch beschaffen ist, kann ihm aber diese Beschaffenheit nicht anzaubern. Abgesehen davon, daß die Entwicklungsbiologie hier wieder rein chemisch wird, bleibt es unverständlich, wie ein chemischer Stoff es fertig kriegen soll, ein indifferentes Gewebe zu bestimmten Differenzierungen zu bringen; da muß der Stoff doch ein mächtiger Zauberer sein oder der Zauber in ihm sitzen! Natürlich kann man den vorausdifferenzierten Gewebsbezirk bezeichnen, „Organisationszentrum" wäre besser als „Organisator"; wie man diesen Bezirk auch nennen mag, man muß wissen, daß ihm irgendwelche mystische Ursächlichkeit auf die Organbildung nicht innewohnt, sondern daß er eben nur im Rahmen der normalen Variationsbreite in der Differenzierung dem übrigen Gewebe voraus ist. Dies gilt auch für den experimentellen Fall, daß solches Gewebe außerhalb seines Organismus mit undeterminiertem Gewebe in Kontakt gebracht wird: auch dieses Gewebe muß die Fähigkeit

haben, im Stoffaustausch mit jenem sich zu bestimmten Eigenschaften und Funktionen, also auch Strukturen zu differenzieren, zu denen nämlich, die in allen diesen Fällen zu beobachten, die also biologische Tatsachen sind. Für „Fähigkeit" kann man auch „Potenz" sagen, aber ohne Dämonie hineinzudeuten!

So hat also auch, wie Spemann entdeckt hat, z. B. Bauchhaut von Molch, frühzeitig in Mundgegend eines anderen Molches verpflanzt, die rein biologische Fähigkeit, sich aus seiner Indifferenz zur Teilnahme an der Bildung der Mundorgane zu differenzieren, oder Bauchhaut von Frosch, in Mundgegend von Molch verpflanzt, die Fähigkeit, sich zu einem „richtig sitzenden wohlausgebildeten Kaulquappenmaul an der Molchslarve" zu differenzieren. Spemann sagt (Kais. Leopold. Akad. d. Naturforscher, 28. 5. 1937, Festvortrag): „Der Ort, an dem ein fremdes Stückchen eingepflanzt wird, bestimmt, was für ein Organ aus dem Stückchen wird; aber wie das Organ nachher wird, bestimmt das Stückchen selber: es bleibt nämlich seiner Herkunft treu". Realiter „bestimmt" der Ort nicht, sondern hat das Implantat die biologische Fähigkeit, sich einzustrukturieren, falls es nicht zu weit determiniert ist; es ist aber hier so weit determiniert, daß es nicht mehr fremdes Gewebe werden kann. Nicht zu vergessen, daß es sich bei alledem um Experimente handelt, bei denen das Material abnorm behandelt wird!

Anmerkung 2.

Präformation oder Epigenese? Die Keimzelle als Ganzes ist die Anlage des Individuums, das sich aus ihr entwickelt. „Die Anlagen" werden nicht „wie Münzen aus einer Kasse verteilt" (Bresler, l. c.). Die späteren Organe sind nicht „en miniature" in der Keimzelle vorhanden, in dieser Art „präformiert". Die Substanzen der Keimzelle sind nicht mehr als solche in den Tochterzellen und deren Substanzen als solche in ihren Tochterzellen usw. vorhanden, sondern die Substanzen der Zellgenerationen, also auch die Zellen als Ganze sind jeweils höherdifferenziert. Aber die Ursprungssubstanzen sind natürlich die der Keimzelle, und normaliter sind sie derart angeordnet, daß man sie beobachtungsgemäß in genetischen Zusammenhang mit Furchungszellen bringt und von „präsumptiven" Organen spricht. Die Experimente ergeben zwar eine weitgehende Vertauschbarkeit von Keimsubstanzen und Zellen des ganz jungen Embryos, aber diese Experimente sind abnormales Geschehen, ihre Ergebnisse gelten für abnorme Keime in abnormer Behandlung und lassen nur gewisse Schlüsse auf das normale Geschehen zu. Diese Tatsache darf man bei aller Anerkennung der experimentellen Arbeit nicht vergessen! Die Organe sind also im Keim nicht in verkleinerter Form vorgebildet, aber sie sind doch Differenzierungen von Substanzen, die bei aller Indifferenz doch eben „Vorfahren" sind. So verstanden hat die Präformationstheorie ihre Berechtigung.

Evolution (evolvere) ist zu deutsch Ent-wicklung, Ent-faltung, Differenzierung, Aus-gliederung. Das besagt nicht, daß „Teile" hinzukämen, die nicht biologisch-symbolisch in der Keimzelle enthalten wären, sondern das besagt realiter, daß alle späteren Teile mit allen Eigenschaften und Funktionen implikat in der Keimzelle vorliegen und sich nur eben aus der Implikation explizieren. Differenzierung ist realiter Explikation des Implikaten. So verstanden hat die Epigenesistheorie ihre Berechtigung. So verstanden gehen beide Theorien ein in die Explikationslehre (die ich schon als Student bei W. Roux konzipierte, dann im Zuge meiner Lebensarbeit auswertete und in die systematische Darstellung der Psychobiologie 1931 eingeordnet habe). Sie genügt nicht nur „dem formalen Prinzip", sondern läßt uns den genetischen Hergang in seiner biologischen Gesamtheit verstehen. Sie enthebt uns auch der Kausalfrage und damit

der Setzung von roh- oder verdünnt-dämonistischen „Instanzen" genannt „Leben" oder „Gott" oder „Entelechie" oder „Ganzheit" (die auf das Material wirke, also etwas von ihm Getrenntes, ihm Übergeordnetes sei) oder „Organisator" (der die Organe „schaffe") usw.

Realiter „bestimmt" nicht das Ganze die Teile oder umgekehrt, sondern differenziert, expliziert sich das Ganze im rein biologischen Geschehen und bleibt das Ganze, d. h. die Gesamtheit der Teile (das assoziative System) auf jeder Entwicklungsstufe, gemäß seiner Spezifität, die wiederum lediglich eine biologische Tatsache ist und gar nichts weiter. Es erübrigt sich jegliche mystische Deutung.

Anmerkung 3.

Die Keimlinge stammen von differenzierten Individuen; die Keimlinge und die Keimzelle und der Embryo-Foet sind primitiv, und erst im Laufe der nachgeburtlichen Jahre erreicht das junge Individuum seine höheren und höchsten Differenzierungsgrade, produziert dann auch wiederum primitive Keimlinge. Ist also der keimproduzierende Organismus „geschichtet" derart, daß in ihm primitive Organe mit primitiven Produkten vorkommen? Nein, der gesunde Organismus lebt jeweils auf einer einheitlichen Differenzierungsfront mit normaler Variationsbreite. Die Keimdrüsen sind nicht erhalten gebliebene Keimzelle, die sich in ihrer primitiven Beschaffenheit „unsterblich" durch die Generationen hindurch vererbt (vgl. Keimbahn Weismanns, der hieraus die Unvererbbarkeit erworbener Eigenschaften ableitete). Die Keimdrüsen sind vielmehr genau so hochdifferenzierte Organe wie die anderen — innerhalb der normalen Variationsbreite. Die Keimlinge, die Keimzelle usw. sind also nur primitiv im genetischen Zusammenhange mit den höheren Differenzierungsgraden des Individuums, das sich eben ausdifferenziert, also mit der „jungen Generation", die über „die alte" hinauswächst (vgl. § 12). Als Produkt ist der Keim immer so primitiv oder differenziert wie der produzierende Organismus; er ist sein biologisches Symbol.

Anmerkung 4.

Zur Historie. Alle Beschreibung schließt sich an Erlebnisse, eben die beschriebenen, assoziativ an. Das Beschriebene gilt in der mechanistisch-atomistischen Auffassung als aus dem realiter steten Flusse des Geschehens herausgenommen, derart isoliert, fixiert. Die Geschehnisse sind hiernach „Perlen an der Kette". Die Intervalle zwischen ihnen müssen natürlich ausgefüllt werden — und dies geschieht eben mit der Fiktion der Dämonie, zu der auch die ursächliche Deutung gehört. Nunmehr sind die einzelnen Geschehnisse, hier die einzelnen genetischen Etappen „verbunden", aber wohlgemerkt als isolierte, abgegrenzte Stadien, die Verbindung ist — auch in der Biologie als Wissenschaft von den Lebewesen — nicht biologisch (im Sinne der Psychobiologie), sondern dämonistisch. In der einen Perle sitzt die Ursächlichkeit für die nächste, bewirkt die nächste oder doch ihr „jetziges" Erscheinen (falls die Frage, wer die Perle bewirkt, offen bleibt). Somit ist die Mechanistik, mag sie sich auch „streng realistisch", sachlich, sogar biologisch nennen, eine Art des dämonistischen Denkens. In dieser Art mechanistisch-historistisch ist auch die Entwicklungspsychologie. Die Psychobiologie dagegen zertrennt die Entwicklung wie das Geschehen überhaupt nicht in quasi isolierte Stücke, sie kennt keine Intervalle zwischen den Stadien, die mit Dämonie irgendeiner Benennung, also auch nicht mit Kausalität auszufüllen wären, sondern sie betont nachdrücklich und als wesentlich die Stetigkeit des Geschehens, die Lückenlosigkeit des Aktualitätenablaufes, sie lehrt die reine Biologie.

Anmerkung 5.

Wie weiß ich, daß ich gezeugt worden bin? Daß der Individualbegriff (das „Erinnerungsbild") Vater oder Mutter mich nicht gegenständlich zeugen konnte oder gar kann, sondern daß mich nur die gegenständlichen Eltern zeugen konnten, ist klar; ebenso klar ist es, daß niemand seine eigene Zeugung bewußt erleben kann: das Individuum entsteht ja erst mit der Amphimixis, und die Keimzelle und lange Zeit der Embryo-Foet hat keine aktuell funktionierenden Denkzellen, kein Bewußtsein, auch das geborene Kind weiß auf Jahre hinaus nichts von dem tatsächlichen Zeugungsvorgang. Ich kann mir also auch begrifflich meine Zeugung nicht vorstellen, sondern nur aus Vergleichen mit etwa gegenständlich erlebten Zeugungsakten, die übrigens niemals die menschlichen, wenigstens nicht die Amphimixis sind, ferner aus Mitteilungen (auch Urkunden usw.) den Schluß auf die Tatsache und die Art und Weise meiner Zeugung von meinen Eltern ziehen. Natürlich kann mich auch ein Kollektivbegriff, auch der „Gott" genannte Endbegriff nicht gezeugt haben: ich bin es ja, der diesen Begriff erlebt, in meiner Hirnrinde muß erst die Begriffszellgruppe, deren Aktualität „Gott" ist, bis zu aktueller Funktion sich entwickelt haben, bevor ich den „persönlichen Gott" erleben kann. Ferner kann die Begrifflichkeit nicht in die Gegenständlichkeit „wirken", diese schaffen, lenken und leiten und zerstören; es sind ja immer erst die Gegenstände da und dann die (zugehörigen) Erinnerungen, Begriffe. Ich kann nur aus der Erfahrung schließen, daß alle Menschen, auch die, deren ich mich erinnern kann und deren Individualbegriffe an den Kollektivbegriffen, letztens auch am Gottesbegriff symbolisch beteiligt sind (1. Bd. § 28,2), gezeugt haben, und kann so den Urahn, Gott als „Inbegriff" des zeugendenschöpferischen Menschen beschreiben. Ohne Erinnerung, ohne Begrifflichkeit keine Genealogie und keine Religion.

2. Innen- und Außenfaktoren.

Im dämonistischen Denken aller Schattierungen sind die Faktoren — man unterscheidet sie im Verhältnis zu dem Individuum, in dem und auf das sie „wirken", als Innen- und Außenfaktoren — Ursachen eines Geschehens oder doch seiner Verlaufsweise — derart, daß eine ihnen innewohnende oder durch sie wirksame Kraft oder Macht das Geschehen oder seine Verlaufsweise verursacht. Diese Kraft oder Macht kann nur als außerhalb des von ihr verursachten Geschehens existent, als metaphysisch „gedacht" werden, und metaphysisch kann auch nur ihre Wirksamkeit auf das Individuum sein, sie „bedient" sich ja nur „der Dinge", des Stoffes, der Materie, des Physischen zur Ausführung ihrer Autonomie. „Es sind Kräfte wirksam, die nicht an die Materie gebunden sind, sondern gleichsam (sic! L.) mit der Materie, als mit einem Material, arbeiten" (H. Driesch). Der „Hinzutritt" des Dämonischen macht den Stoff zum Faktor. Das Wesen der Kraft, der Bewegung, Funktion, Veränderung ist im dämonistischen Denken noch ungeklärt, geheimnisvoll und gilt als unerklärlich, unerforschlich — obwohl man andauernd danach forscht! Rätselhaft ist auch das Verhältnis der Faktoren zueinander, der psychischen zu den physischen, der Innen- zu den Außenfaktoren und zu dem Individuum, auf das sie wirken,

dessen Schicksal sie verursachen, bestimmen, lenken und leiten, das aber doch auch irgendwie „mitwirkt", ferner das Verhältnis zu der übergeordneten Macht, die man vielleicht Leben oder Schicksal oder Gottheit usw. nennt, schließlich auch die Wirkungsweise der Faktoren überhaupt. Das Individuum wird, auch in der Biologie als der Wissenschaft von den Lebewesen, rein mechanistisch aufgefaßt: als ein den Einwirkungen, Einflüssen, Reizen usw. der Innen- und Außenfaktoren unterworfenes Neutrum. Das Schicksal des Individuums ist hiernach von der „Willkür" der Faktoren abhängig, und es ist Aufgabe der Wissenschaft, die Gesetze und Regeln zu studieren, nach denen sich diese Willkür „verwirklicht". Der Faktor ist ein Dämon, ein magischer oder mystischer oder psychologischer oder kausalmotivischer.

Die realische Erkenntnis lehrt: Das Individuum, welcher Art immer, ist spezifisch, hat seine spezifische biologische Beschaffenheit (Eigenschaften und Funktionen). Es befindet sich also auch jeweils in „seiner", d. h. der paßrechten Umgebung. Alle eigenschaftlichen und funktionellen Veränderungen des Individuums vollziehen sich im Rahmen der Spezifität, als spezifische. Sie sind natürlich niemals isoliert (alle Bewegung ist kosmisch, 2. Bd. S. 177), sondern im zeiträumlichen Zusammenhange mit Veränderungen der engeren, weiteren und weitesten Umgebung des Individuums, geschehen „unter gewissen Umständen". Ein Vorgang kann als von einem Punkte außerhalb oder innerhalb des Individuums beginnend erlebt werden. Dieser Punkt ist also Ausgangspunkt, Anfang, erste Sache, Ur-Sache, niemals aber Ursache, d. h. er verursacht nicht die Reihe oder ihre Ablaufsweise, sondern er ist lediglich das erste Glied (Stadium) der Reihe, auf das die anderen rein zeiträumlich folgen, an das sie sich anschließen. Jede Bewegung, Veränderung „geht aus" von einem „Ausgangspunkte", einer Ur-Sache, wird aber nicht verursacht so, als ob in der Ur-Sache die Ursächlichkeit als autoneme metaphysische Macht wirke. Jedes Erlebnis — als Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freude-Reihe (HASTF-Reihe, S. 64) — schließt sich an das vorige an und geht dem nächsten voraus. Jedes Erlebnis, jede Bewegung, Veränderung ist spezifisch, verläuft gemäß der Spezifität der beteiligten Glieder und wird ebenso wenig wie die Spezifität selber verursacht, sondern ist ein rein biologisches, zeiträumliches Geschehen. Man kann den Ausgangspunkt „Faktor" nennen, aber Faktor ist realiter nicht „Macher" im Sinne von Träger, Inhaber einer geheimnisvollen, metaphysischen Macht, sondern svw. Tätiges, Funktionierendes — und eine Aktualität, die nicht funktioniert, nicht „immeranders" ist, gibt es nicht. Alle Aktualitäten (Gefühle, Gegenstände und Begriffe) sind somit Faktoren, der Ausgangspunkt,

die Ur-Sache der Reihe nicht mehr und nicht weniger als die folgenden und abschließenden Glieder; immerhin pflegt man den Ausgangspunkt, der die Reihe einleitet, als Faktor herauszuheben (realisch verstanden kann man den Ausdruck natürlich beibehalten). Auch der Dämonist kann nur die Glieder der Reihe beschreiben, er fingiert aber eben die Ursächlichkeit (Zwecklichkeit usw.) hinein und wähnt, so die Zusammenhänge, die doch lediglich zeiträumliche spezifische Abläufe sind, „erklären" zu können. Über „Kraft" (statophile Symbolkomponente), Bewegung (Veränderung vw. der koordinativen Sk.) usw. ist im 1. und 2. Bde., über „Subjekt" und „Objekt" im grammatikalischen Sinne im 3. Bde. S. 294ff. gehandelt.

Einige Beispiele. „Innenfaktoren". Ich lese gerade (Bier, Münch. Med. Wschr. 1929 Nr. 25): „Ein jedes Organ erhält sich selbst in Form und Tätigkeit durch Hormone, die es selbst bereitet. Die erste Ursache seiner Erkrankung ist deshalb häufig der Mangel oder die verkehrte Beschaffenheit dieser Hormone." Die Hormone sind also Innenfaktoren. Das Organ produziert sie selbst und ist insofern causa sui, als die von ihm produzierten Innenfaktoren Ursache seiner Erhaltung ist. Was für Zauberkünstler müssen die Hormone sein, daß sie es fertig kriegen, ein Organ — und zwar das Organ, das sie produziert, — zu erhalten! Aber gesund erhalten können sie es nicht?! Wie können sie zulassen, daß das Organ sie mangelhaft oder verkehrt-beschaffen produziert? So werden sie zur „ersten Ursache" der Erkrankung des Organs — das also doch bis dahin gesund war, also doch auch gesunde Hormone produzierte! Zuerst muß doch, so sagen wir, das Organ erkranken, dabei produziert es – ein Symptom – auch mangelhafte, verkehrt-beschaffene Hormone. Ein gesundes Organ kann doch nur gesunde Hormone produzieren, nicht aber kranke, die nun wieder die „erste Ursache" der Erkrankung des Organs sein sollen! Bier stellt die Frage nach der Ursache der Erhaltung des Organs „in Form und Tätigkeit" (also: warum bleibt die Leber Leber, warum wird sie nicht Niere oder Lunge?) — und siehe da: gewisse Hormone sind die unheimlichen Gesellen, die das Organ, das sie produziert, erhalten! Beweis? O, der ist leicht zu führen: wir haben ja das Mädchen für alles, den Irrealis! Wenn nämlich die Hormone nicht vorhanden und als Faktoren wirksam wären, würde eben die Leber sich nicht als Leber erhalten können. Es gibt nämlich Fälle, bei denen die Hormone mangeln oder verkehrt beschaffen sind, da ist auch das Organ nicht in Ordnung, also ist es sonnenklar, daß die Hormone (welche? die gesunden, die doch hier gar nicht vorhanden sind?) das Organ in Ordnung halten und es davor behüten, daß es ein anderes Organ wird, aber doch wieder „die erste Ursache" der Erkrankung des Organs sein können („häufig" — wieso nicht immer? wenn doch der Kausalnexus angenommen wird, muß er doch immer „wirksam" sein — oder er ist eben gar nicht vorhanden!). „Wie" die Hormone „wirken", darüber erfahren wir kein Sterbenswörtchen; es läßt sich über diese „Wirkungsweise" auch nur metaphysisch spekulieren.

Der realische Sachverhalt ist so: im gesunden Organ finden sich gewisse Hormone, sie werden im Gange des Stoffwechsels produziert, nehmen an ihm — als Katalysatoren, 2. Bd. S. 287 — teil, werden auch ausgeschieden usw. Jedes Organ ist, wie es ist, aus der Anlage, wie beschrieben, differenziert. Über diese Tatsächlichkeit hinaus kann die Frage „warum" oder „wozu" niemals führen. Und ferner gibt es kranke Organe, mit krankem Stoffwechsel, wozu auch kranke hormonale Vorgänge gehören. Ein Organ, das quantitativ-qualitativ abweichende Hormone bereitet,

ist eben krank und kann es nicht erst „durch" die kranken Hormone werden. „Faktoren", die ein gesundes Organ, einen gesunden Menschen (usw.) krank machen könnten, gibt es nur im fiktionalen und obendrein irrigen Denken. Was „krank wird", d. h. wessen Erkrankung manifest wird, war schon „ab ovo" krank, aber latent; der „Ausbruch" der Krankheit ist eine Entwicklungstatsache, er wird niemals „verursacht" er tritt lediglich unter gewissen (äußeren und inneren) Umständen auf (1. Bd. S. 81ff., 6. Bd. § 1,4). Dyshormonie ist eines der Symptome, die Hormone sind aber keine Teufelchen, die die Krankheit verursachen. Solche „Erkrankungsfaktoren" gibt es realiter ebenso wenig, wie es solche „Heilfaktoren" gibt. Der „Beweis" mit dem Irrealis ist ein phraseologischer, oft schelmischer Scheinbeweis: Wegfall der Hormone ist Wegfall des Organs, die Erörterung ist also gegenstandslos; Dyshormonie ist schon Symptom, der Irrealis also tautologisch; die Leber ist die Leber, warum sie es ist und bleibt, ist eine Frage des dämonistischen Zirkelredens, ein Beispiel der grundsätzlichen („klassischen") Methode des naiven und wissenschaftlichen dämonistisch-kausalen Denkens. —

„Es gibt noch andere Faktoren, die auf bestimmten umschriebenen Gebieten Erstarrung verursachen können, nämlich die Verdrängung und die Fixierung. Die Verdrängung ist eine Folge der Wirkung des Gefühls. Sie ist zuerst von Freud als ein sehr wesentlicher Faktor in der Neurose beschrieben." (van der Hoop, Bewußtseinstypen, 1937, S. 118). Hier haben wir ein Beispiel für „psychische Faktoren" und ihre „Wirkungen". „Das Gefühl" — welches?? — ist der Faktor der Verdrängung, es drängt also unliebsame „Bewußtseinsinhalte" in den Orkus des Unbewußten und schafft so „Komplexe", die wiederum Faktoren sind, nämlich die Erstarrung verursachen. Realiter ist die Neurose Infantilismus gewisser so-spezifischer Reflexsysteme, eine rein biologische Tatsache ohne jede Spur von Verursachungen durch allerlei psychische Faktoren; die Fixierung verursacht nicht die Erstarrung, sondern geht in eine starre Form über usw. In der Psychologie und Psychopathologie wimmelt es von solchen phraseologischen Umschreibungen und leeren, nichtssagenden Deutungen und Deutereien.

„Außenfaktoren." Der Spemannsche Organisator ist der Außenfaktor, der aus dem indifferenten Gewebe „Organe schafft" — s. S. 97f. — Warum wächst der Embryo in der gekrümmten Gestalt? Antwort: weil der Uterus eine gekrümmte Höhle ist, die Gestalt des Uterus ist der Faktor, der die Gestaltung des Embryos verursacht. Beweis: wenn der Uterus nicht diese Form hätte, würde auch der Embryo — anders wachsen „müssen", weil eben der Uterus seine Gestalt verursacht, bedingt! Und warum überhaupt diese Uterusform und die gekrümmte Gestalt der Frucht? Weil das von der Vorsehung oder der Gottheit nach unerforschlichem Ratschlusse oder der weisen Mutter Natur zweckmäßig bestimmt worden ist. Alles leere Phrase. „Eigentlich" wüchse also der Embryo anders, aber der Uterus nötigt ihm die gekrümmte Gestalt auf; dieser Faktor hat die unheimliche Macht, das Wachstum des Embryos, das „eigentlich" anders sei, nach seinem Willen zu „korrigieren". In die rein biologische Tatsache, daß der Embryo in den Uterus paßt, zu ihm „Partner", also paßrecht ist, ferner in die rein biologische Tatsache, daß die einzelnen Zellen des Embryos in einem gewissen koordinativen Verhältnis zueinander stehen und diese Struktur sich in gewisser, eben der bekannten Weise ebenfalls differenziert, wird vom Dämonisten die Ursächlichkeit hineinfingiert: er wähnt damit eine „Erklärung" der Tatsachen gefunden zu haben (die freilich immer zweifelhaft bleibt), hat aber in Wahrheit nur komplizierende Redensarten gemacht und keinerlei Einsicht gewonnen. Überdies schwimmt der Embryo-Foet zunächst räumlich unbehindert im Fruchtwasser und wächst doch gekrümmt! (aber vielleicht ist „der Uterus"

ein prospektiver Zauberer!?) — Oder: warum wächst die Pflanze in der Regel vertikal aufwärts? Die Sonne ist der verursachende Faktor — oder der Luftdruck, der eben nicht so groß ist, den Baum zu krümmen, — oder nun eben sonst ein Faktor oder eine Ensemble von Faktoren. Gewiß, bringt man eine Pflanze in einen engen Raum, dann wird sie sich, soferne sie die Hülle nicht durchwachsen kann, „nach der Decke strecken", aber das Wachstum im Freien und das im Käfig sind zwei ganz verschiedene biologische Vorgänge: der eine normal, der andere abnormal, unter normalen Umständen wächst die Pflanze (in der Regel) senkrecht, unter pathologischen Umständen kann sie auch anders wachsen, die Pflanze im Käfig ist krank, ihr „Schicksal" (S. 61) ist es, daß sich ihr Standort ändert, daß sie krumm wächst, aber der Käfig ist nicht die Ursache, die eine Pflanze aus ihrem „eigentlichen" biologischen Lebenslauf herausreißt und krümmt: es kommt auch auf die Beschaffenheit der Pflanze an. Übrigens wachsen auch im Freien viele solcher Pflanzen krumm, sie sind darin abnorm, dies ist ihre biologische Beschaffenheit, die sie vom Keime her haben, die ihnen weder von Innen- noch von Außenfaktoren angezaubert werden kann. Auch die anorganischen Individuen haben je ihre Spezifität, mag sie auch rel. wenig differenziert sein, und ihre jeweils paßrechte Umgebung. Die Woge, die das Schiff S zertrümmert, ist nicht der „Faktor" mit einer unheimlichen Kraft, sondern die Woge, die sich koordinativ auf das Schiff S zu verändert und dessen koordinative Veränderung sich in spezifischer Weise auf das Schiff fortsetzt (es zerbricht); dazu muß aber das Schiff biologisch so beschaffen sein, daß der Fortgang der Bewegung in der Art des Zerbrechens erfolgen kann und eben erfolgt (ein anderes Schiff zerbricht nicht). Usw.

Du kannst einem Tauben noch so viel predigen, er hört nicht, deine Stimme ist nicht ein Faktor, der das Hören verursacht, der andere muß die akustischen Reflexsysteme in einer aktuellen Funktionsfähigkeit haben, und diese müssen nun auch aktuell funktionieren, aber weder die Apparate noch ihre Funktion kann deine Stimme verursachen. Was nützt es, einem Narren Weisheit predigen, so er doch ein Narr ist! Der beste Lehrer kann aus einem Idioten kein Genie und aus einem Genie keinen Idioten „machen". Niemand wird einem Säugling Kant vorlesen, aber im übrigen glaubt männiglich an die Wirksamkeit von Faktoren! —

Einem Menschen M wird ein Bein abgefahren. Da ist doch unverkennbar das Fuhrwerk der Außenfaktor, der auf den Menschen derart, daß er ihm ein Bein wegnimmt, einwirkt. Beweis: wenn M nicht überfahren worden wäre, hätte er sein Bein nicht verloren (d. h. realiter: wenn M nicht überfahren worden wäre, wäre er nicht überfahren worden!). Der Dämonist billigt so dem Gefährt (oder dem Kutscher) die Macht zu, den Lebenslauf des M zu gestalten, nämlich anders, als wie er „eigentlich" sich gestaltet hätte oder von anderen Faktoren gestaltet worden wäre; in diesen „eigentlichen" Ablauf greift das Gefährt oder der Kutscher oder Gott oder Teufel ein, so daß M, der „eigentlich", seinem eigentlichen Schicksal gemäß mit zwei Beinen hätte weiterleben sollen oder müssen, durch diesen Eingriff in ein ganz anderes Schicksal hinübergeworfen worden ist. Die biologische Beschaffenheit des M kommt nur insofern in Betracht, als einem Menschen überhaupt ein Bein abgefahren werden kann. Letzten Endes bestimmt Gottes Wille oder unmittelbar der Außenfaktor (vielleicht auch ein Innenfaktor, z. B. die Unachtsamkeit des M) das Geschick des M, und es erscheint nur möglich, durch Gebet oder Fürbitte der Heiligen usw. Gott zu bewegen, das eigentlich anders geplante Geschick so zu gestalten, wie es der Beter gern haben möchte! Andererseits ist aber doch das Geschick vorausbestimmt, und weiterhin gibt es Naturgesetze, die unverbrüchlich gelten und auch von Gott, der sie ja geschaffen hat, respektiert werden müssen, da ihre geringste Durchbrechung

das Weltall in unvorstellbarer Weise (wir können ja nur in Gesetzen und Regeln denken) „vernichten" würde (weshalb denn Gott zu absoluter Untätigkeit „verurteilt", das Beten also doch wohl zwecklos ist, vgl. 5. Bd. §§ 8,2, 9,2). Das sind Formeln, in denen sich der immanente Zweifel, die Unsicherheit des dämonistischen Denkens zeigt; gilt der eine Satz, so nicht der andere, wer aber weiß, welcher gilt? Kann Gott unmittel- oder mittelbar (durch Einzeldämonen, Seelen, Kräfte, Faktoren usw.) die Lebensbahn eines Menschen nach Belieben bestimmen, ändern, anders gestalten wie eigentlich „vorgesehen" („Vorsehung"!), dann muß er mit allen Sinnen ununterbrochen bei allen Wesen (allgegenwärtig) sein, und dann müssen ihm seine eigenen Gesetze gleichgültig sein, er macht jeden Augenblick, was er will, usf.; achtet er aber, wie augenscheinlich, die von ihm verfügten Gesetze, worin soll dann seine Herrschaft bestehen? „Darf" er nicht mal einen Finger rühren, ja nicht einmal denken (kann er übrigens „denken"??), ohne sein Werk zu vernichten? (vgl. die Auffassung primitiver Völker, deren König nicht einmal essen darf, sondern dem die Speisen vorgekaut und in den Mund gespuckt werden, weil die ihm innewohnende dämonische Kraft, die Mana, Atua, Orenda usw., sich über die Kaubewegung fortpflanzen und so die Welt in Unordnung stürzen, ja zerstören würde, vgl. die monumentale Starrheit der alten ägyptischen Könige, der römischen Senatoren beim Einzuge der Westgoten in Rom, der chinesischen Kaiser, der Pagoden, der Götzen und Götzenbilder überhaupt, vgl. auch die starre Haltung gewisser Neurotiker, die sich außerhalb der Gesetze, erhaben über sie dünken). Auch die Naturgesetze sind als Gottes Werk göttlich, „nach" ihnen (als Norm usw., die über den Dingen ist) haben sich die Dinge, die Menschen zu richten!

Aus all diesen nur kurz angedeuteten Zweifeln führt die realische Denkweise heraus. Daß M im Alter von 30 Jahren am 27. Februar um 15 Uhr 33 an der und der Stelle von einem Auto überfahren wird und dabei ein Bein verliert, ist lediglich ein Erlebnis im Gange seiner Lebenskurve, eines von allen, die eben die Lebenskurve sind, und die Keimzelle ist das biologische Symbol aller dieser persönlichen Geschehnisse, sie sind in diesem Sinne „vorausbestimmt": aus dieser Keimzelle kann sich nur dieses Individuum entwickeln, und diese Entwicklung ist gar nichts weiter wie die Ausgliederung, Entfaltung dieser Keimzelle, und zu dieser Entwicklung gehört als Glied des Ganzen der Verlust des linken Beines zu der und der Zeit und an dem und dem Orte, unter den Umständen des Überfahrenwerdens. Genau so wie der Mensch zwei Augen usw. hat, hat dieser Mensch M eine so-spezifische Struktur, daß er überfahren wird, — und kann nicht zugleich eine andere haben, nämlich die eines Menschen, der nicht überfahren wird. Die dämonistische Deutung des Unfalles setzt aber diese Möglichkeit voraus: daß nämlich der Überfahrene ein Mensch ist, der „eigentlich" nicht überfahren zu werden braucht, aber durch das Fatum, das im Fahrzeug wirkt und es zum „Faktor" macht, plötzlich derart umgebaut wird, daß er überfahren wird. Par ordre de Mufti wird die gesamte Reflexorganisation des M und kann die jedes Menschen (usw.) in jedem Moment in eine andere, aus einer gesunden in eine kranke usw. umgezaubert werden! Nein, wir denken ganz anders, wir denken realisch. In der rein biologisch sich vollziehenden Entwicklung des M tritt als durchaus unvermeidliches Glied des Ganzen zur „gegebenen" Zeit usw. dieser Unfall ein, ein Kennzeichen der Persönlichkeit des M, seiner Struktur, seiner Organisation. Ein Mensch, der nicht so organisiert ist, der die am Unfall beteiligten Reflexsysteme nicht hat, kann auch „beim besten Willen" nicht überfahren werden. Das Gefährt oder sein Lenker sind aber nicht Ursachen der (insofern pathologischen) Struktur des M, auch nicht der Funktion „Überfahrenwerden", sie gehören lediglich zum Erlebnis, das als lediglich zeiträumliche Reihe abläuft. Der Irrealis: wäre M nicht (nicht

unvorsichtig usw.) über die Straße gegangen, wäre er nicht überfahren worden, besagt realiter nur: wäre M nicht überfahren worden, wäre er nicht überfahren worden, dann wäre aber eben M nicht M, sondern ein Mensch, der nicht überfahren wird, z. B. N oder X usw. All das dämonistische Redewerk führt zu keinerlei Erkenntnis, ist lediglich Phrase und Paraphrase um die Tatsache, daß der Mensch M, der überfahren wird, — überfahren wird. — Natürlich gilt dies alles auch für den Menschen, der einen anderen überfährt. So lange es Menschen gibt, die überfahren werden, gibt es auch solche, die überfahren. Solange es Betrüger, Mörder usw. gibt, gibt es auch Betrogene, Gemordete usw. So lange es Ärzte gibt, gibt es auch Kranke — und so lange es Kranke gibt, gibt es auch Ärzte. Partner sind eben — Partner. —

Der alte Junggesell J sagt (sich rühmend, klagend): ich hatte immer so viel zu arbeiten, ich hatte so gewaltige Aufgaben zu erfüllen, daß ich keine Zeit zum Heiraten gefunden habe. Der Mangel an Zeit, die „Großartigkeit" der Aufgabe (allemal „Weltaufgabe") ist der Faktor, der mich gehindert hat zu heiraten. Daß die Ehelosigkeit allemal eine Krankheit ist, daß der Junggesell abnorm beschaffen ist, wird er nicht ohne weiteres einsehen und zugeben (vgl. 6., 7. Bd.).

Genug. Die Beispiele lassen sich beliebig mehren.

3. Erblichkeit.

A. Zur Theorie der Erbfaktoren.

Die „Erbfaktoren" sind „Innenfaktoren". „Die Erbfaktoren bestimmen die Zusammensetzung der Keimzellen; ihr Einfluß ist unabänderlich. Durch die Erbfaktoren wird die Konstitution in ihren Grundzügen bestimmt, durch sie entsteht der Genotypus (Johannsen) oder Idiotypus (Siemens)" — so definiert L. Borchardt (Klin. Konstitutionslehre, 1924, S. 17). Zu den „Außenfaktoren" rechnen die „Reize", die „Umwelteinflüsse"; von ihnen sagt Borchardt l. c.: „Die auf den Genotypus einwirkenden Reize bedingen den Paratypus (Siemens) oder die Somavariation (Toeniessen). Beide Einflüsse bilden den Phänotypus, die Erscheinungsform der Gesamtkonstitution". Diese Innen- und Außenfaktoren wirken schon vor der Geburt des Menschen, „im extrauterinen Leben spielen gleichfalls die Reize die Hauptrolle für die Entstehung der somatischen Veränderungen" (Borchardt l. c.). So die gültige Auffassung. Wir fragen: Was sind die sog. „Erbfaktoren" dem Wesen nach? sind sie physisch (korpuskulär, substantiell) oder psychisch (metaphysisch)? auch als psychisch müssen sie doch irgendwie — aber wie? — körperlich gebunden sein? Wie bestimmen sie die Zusammensetzung der Keimzellen, wie ist ihr Wirken zu denken? Borchardt sagt weiter: „Träger der Vererbung sind die Geschlechtszellen. Ihrer Vereinigung geht die Reduktionsteilung (s. S. 47, Verf.) der Urgeschlechtszellen voraus. Durch diese war die Menge der Kernsubstanz (Chromosomen) auf die Hälfte reduziert worden. Durch die Vereinigung der Geschlechtszellen wird die ursprüngliche Zahl der Chromosomen

wiederhergestellt. Die Chromosomen (d. h. die mit Chromatin färbbare Kernsubstanz, Verf.) gelten heute als die wesentlichsten Träger der Erbfaktoren; daneben spielt das Zellprotoplasma (sic! Verf.) für die Vererbung eine geringere Rolle." Wir fragen: in welcher Weise sollen die Geschlechtszellen oder die Chromosomen „Träger der Erbfaktoren" werden und sein? Soll die naive Lamarck-Darwinsche „Pangenesis-Hypothese" gelten, wonach alle Teile des Körpers „Keimchen" hervorbringen, die sich zu den Keimdrüsen begeben und dort zu den „Anlagen" des neuen Wesens vereinigt werden, — und wie sollte das geschehen? Oder sollen wir an die Naegeli-Weismannsche Theorie vom Idio- oder Keimplasma glauben, wonach bei den Teilungen der Keimzelle ein Teil der Substanz in unausgebildetem, undifferenziertem Zustande erhalten bleibt und in dieser Form die späteren Geschlechtszellen des Individuums darstellt; es bestünde sonach eine „Kontinuität des Keimplasmas" über die Generationen hin (eine „ewige Keimbahn", vergleichbar der Unsterblichkeit der Seele), und dieses Keimplasma wäre scharf zu unterscheiden vom „Soma", dem aus dem Keimplasma entstehenden sterblichen Körper, der ja nichts weiter wie ein Anhängsel an den ewigen Keim sei (vgl. § 1,3, B Anm. 3), — sollen wir das glauben? Wie sonst sollen die Erbfaktoren, die doch den ganzen Menschen umfassen, in die Geschlechtszellen gelangen — und zwar in jede einzelne? Wie ist ihr „unveränderlicher Einfluß" zu denken? Wie kriegen sie es fertig, die Zusammensetzung der Keimzelle ursächlich zu bestimmen, somit natürlich auch die Differenzierung, ihre spezifische Art und Weise, die Explikation aller Eigenschaften und Funktionen, die „seelisch-leibliche" Gesamtbeschaffenheit des neuen Individuums als des „Erben"? Müssen die Erbfaktoren nicht magische, metaphysische, kurz dämonische Mächte sein oder in sich tragen — ganz wie die „Außenfaktoren", die entgegen aller Erblichkeit den Genotypus zum Paratypus oder Phänotypus umwandeln können? Die ganze Theorie ist eine dämonistisch-mechanistische Deutung der erbbiologischen Tatsachen und hat keinerlei Erkenntniswert. Nur insofern ist sie „biologisch", als sie sich mit „Lebewesen" beschäftigt.

Die moderne Erblehre geht zurück auf Francis Galton; er ist auch der Begründer der von Alfred Ploetz so genannten und von ihm und Wilhelm Schallmayer ausgebauten Rassenhygiene. Der Augustinerpater Gregor (August) Mendel entdeckte 1865 ein mathematisch faßbares Vererbungsgesetz; erst 1901 fand es die Beachtung der Wissenschaft. Der einfachste Fall ist die Vererbung der Farbe bei der Wunderblume (Mirabilis Jalapa). Diese existiert in einer rot- und einer weißblühenden Art. Kreuzt man eine rot- mit einer weißblühenden Pflanze, dann

sind die Nachkommen (Filialgeneration 1 = F_1) sämtlich rosa (bei anderen rot- und weißblühenden Pflanzen kann aber rot dominieren, d. h. die F_1 blüht rot.). Kreuzen wir nun die rosablühenden Wunderblumen unter sich, dann erhalten wir ¼ rot-, ²/₄ rosa- und ¼ weißblühende Nachkommen (Filialgeneration 2 = F_2) usw. Mendel deutete — und seine Deutung gilt noch heute — diese Tatsachen so: In jedem Einzelwesen ist jede Eigenschaft in doppelter Weise angelegt; jedes lebende Wesen ist ein Doppelwesen, von dessen Anlagen immer nur die Hälfte in je eine Geschlechtszelle übergeht, doch ergänzt die Geschlechtszelle das ihr Fehlende durch die Vereinigung mit einer anderen Geschlechtszelle, wodurch ein neues anfangs nur aus der Ursprungszelle bestehendes Doppelwesen entsteht. In den Geschlechtszellen der Pflanzen rot ist also die Eigenschaft rot doppelt angelegt, und die eine Hälfte der Anlage wird bei der Reduktionsteilung ausgeschieden; das Analoge gilt für die weißblühenden Pflanzen. Für die rosablühenden Pflanzen muß angenommen werden, daß entweder die Hälfte der Keimlinge die Anlage rot, die andere Hälfte die Anlage weiß abgibt und sich nun ¼ rot mit ¼ rot, ¼ weiß mit ¼ weiß, ²/₄ rot mit ²/₄ weiß vereinigen — oder ¼ der Keimlinge die Anlage rot, ¼ die Anlage weiß bei der Reduktionsteilung ausscheiden, während ²/₄ zwar auch die Reduktionsteilung vollziehen, dabei aber doch (entgegen der Theorie!) die „doppelte" Anlage, nämlich rosa behalten. Usf.

Wir fragen: wie soll man sich denken, daß in jedem Wesen jede Eigenschaft (also auch Funktion) in doppelter Weise erblich angelegt sei, daß jedes Wesen ein Doppelwesen sei? Was ist „Anlage", was ist „eine Anlage", ist sie gesondert, ein Separatum neben den anderen separaten Anlagen und als solches wahrzunehmen oder wie sonst feststellbar? Wie sollen die Eigenschaften in die Keimlinge übergehen und dort halbiert werden und zwar in der bestimmten Weise, daß hier gerade die Anlage „weiß", dort die Anlage „rot" abgegeben wird, ganz abgesehen von den anderen Farben (Blattgrün, Wurzelbraun) und den übrigen Eigenschaften, in denen sich ja jede Pflanze von jeder anderen unterscheidet? Die „Erbfaktoren" sollen („im wesentlichen") in den Chromosomen sitzen, ihre Teilchen, die Chromomeren die „Träger der Erbeinheiten, Ide oder Gene" sein — wie soll man sich das vorstellen? Die Auffassung ist rein dämonistisch-mechanistisch, atomistisch („meristisch", wie Dürken sagt, μέρος Teil): die Gene liegen mosaikartig nebeneinander und haben wohl gar nichts miteinander zu tun, in ihnen als quasi selbständigen Gebilden („Trägern") wirkt „die Erbeinheit" — wie? Es ist richtig: bei der Reifung verlieren die Keimlinge die Hälfte der Chromosomensubstanz, so daß die reifen Zellen („Halbzellen") nur noch 12 Chromosomen haben und sich erst bei der

Amphimixis zu Vollzellen mit je 24 Chromosomen ergänzen, aber es ist doch eine rein mechanistische Deutung, anzunehmen, daß mit der Reduktionsteilung die Hälfte der paarig angelegten Eigenschaften ausgeschieden würde. Es ist nicht im geringsten einzusehen, daß der reife Keimling bloß die Hälfte der „Erbeinheiten" enthalte. Die Eigenschaften und Funktionen haften dem Individuum, auch dem Keimling, dem Chromosom usw. nicht an wie etwa aufgestrichene Farbe, sie sind auch nicht „Münzen in der Kasse", sondern die Aktualität ist biologisches Symbol ihrer Eigenschaften und Funktionen, einzeln werden sie nur in der Beschreibung angegeben. Sind die „erblichen Eigenschaften", deren Träger das Chromomer sein soll, verschieden von den biologischen Eigenschaften dieser Substanz (als Nukleoproteide usw. chemisch definiert)??

Die Mendelsche Theorie ist nichts weiter wie die Übertragung statistisch faßbarer Vererbungstatsachen auf die biologischen Erbvorgänge selber, ihre mathematisierende Be- und Umschreibung. Die von Mendel beobachteten Tatsachen sind unbestreitbar, aber mit der Zählung der Resultate die Erbvorgänge selber begreifen, mathematisieren wollen, ist eine theoretische Fehlrichtung.

Wir fragen noch weiter: Wie erklärt es diese Theorie, daß bei der Kreuzung des roten und des weißen Löwenmauls (Antirrhinum majus) nur rote Blüten entstehen? Und wie, daß bei der Kreuzung der schwarzen und der weißen Andalusierhühner die F_1-Generation blaugefiedert ist? Müßte man da nicht eine graue Farbe erwarten analog dem Rosa der Wunderblumen? Und wie, daß die Kreuzung von schwarzen und weißen Meerschweinchen zu schwarzen Nachkommen in der F_1-Generation führt? Man spricht da von Dominanz des Schwarz über das Weiß, das Schwarz „überdeckt" das (somit rezessive) Weiß. Wie macht es das? wie ist das „Überdecken" zu denken? Und wieso überdeckt bei den Andalusierhühnern das Schwarz das Weiß nicht, sondern es „entsteht" Blau? Wird da auch die Hälfte der „doppelt angelegten" Eigenschaften bei der Reduktionsteilung ausgeschieden — und wie entsteht dann Blau? Wie sollen die übrigbleibenden Hälften bei der Amphimixis sich zueinander verhalten, so daß sich z. B. eine bestimmte Farbe des Individuums ergibt? Legt sich z. B. ein Chromomer mit der Anlage „rot" an ein anderes mit der Anlage „weiß" und ergibt sich dann die Legierung rot-weiß = rosa, und wie ist das zu denken? Tatsächlich ist das Rosapigment eine einheitliche Substanz, deren Farbigkeit (vgl. 2. Bd. § $32_{,1,h}$) eben Rosa ist, keine Legierung. Wieso wird aber beim Löwenmaul aus Anlage rot und Anlage weiß nur rot?? Die mathematische Beschreibung der Reduktionsteilung kann hierfür keinen Aufschluß geben.

Für die „Dominanz" und „Rezessivität" fehlt in der Erbwissenschaft jede plausible Erklärung; diese Wörter sind nur Termini für beobachtete Tatsachen, die man zu deuten sucht. Die Worte „Durchschlagskraft", „Penetranz" usw. sind doch nur Worte. Die Angabe, daß das gesamte Genmaterial (Genom) wechselseitig die Ausgestaltung der durch jedes Gen bedingten einzelnen Erscheinungsformen, den Phänotypus bestimme, gibt über das Was und Wie keinen Aufschluß.

Die Theorie von den Genen ist besonders von Thomas Hunt Morgan (California Institute of Technology, Pasadena) gefördert worden. Er und seine Mitarbeiter (Stark u. a.) experimentierten speziell mit der Taufliege Drosophila. Mittels Röntgen- und Radiumbestrahlungen der Keimzellen erzielten sie über 400 erbliche Mutationen. Sie konnten — vermeintlich — am Einzelchromosom die Stelle bestimmen, an der die einzelne Erbanlage sitzt, und hiernach „Chromosomenkarten" aufzeichnen. So hat sich z. B. „eindeutig" ergeben, daß „die Entstehung von Geschwülsten durch ein einziges Gen, eine einzige Erbanlage, deren Sitz im Chromosom bestimmt worden ist, ursächlich bestimmt sein kann" (Fischer-Wasels, Die Vererbung der Krebskrankheit, 1935). Wir sagen hierzu: Die Experimente so interessant sie sind, sind eben — Experimente (vgl. S. 74, 82, 97). Man kann Keimzellen unter allerlei Umständen, z. B. bei Behandlung mit Röntgenstrahlen beobachten und feststellen, welche Veränderungen dabei und danach eintreten; man kann den Kern bestrahlen und beobachten, wie sich die Chromosomen oder das eine oder andere verhalten, auch beobachten, wie sich die so behandelte Zelle teilt, wie das sich entwickelnde Individuum beschaffen ist usw., aber zu schließen, daß die beobachteten Veränderungen Wirkungen lokalisierter „Faktoren" und zwar Erbfaktoren (Gene, Chromomeren) seien, die durch die Bestrahlung in ihrer eigentlichen biologischen Beschaffenheit beeinflußt, mutiert worden seien, daß man also auf diese Methode die Erbfaktoren lokalisieren oder ihren Ort entdecken könne, das ist wiederum eine theoretische Fehlrichtung. Die Chromosomen sind integrierende Teile der Zelle und zellspezifisch wie jeder andere Teil, jeder andere Substanz der Zelle; eine Veränderung der Chromosomen bleibt niemals auf sie beschränkt, sondern trifft immer die ganze Zelle — wie jede andere Veränderung. Die unter gewissen Umständen auftretenden Veränderungen beweisen nicht, daß gerade oder ausschließlich die z. B. von Strahlen getroffenen Teilchen diejenigen sind, deren Veränderung die beobachteten erbbiologischen Folgen hat, auch nicht falls diese Folgen regel- oder gesetzmäßig eintreten. Es werden denn auch ganz verschiedene Eigenschaften von einem und demselben Gen angeblich veranlaßt (Pleiotropie), so z. B. bei der wohl-

riechenden Wicke (Lathyrus odoratus) durch ein bestimmtes Gen (nicht durch Koppelung von Erbanlagen) purpurfarbene Blüten und Hochwüchsigkeit, bei den einzelnen Mutationen der Drosophila hat die Abänderung eines Gens eine ganze Reihe eigenschaftlicher Veränderungen zur Folge usw. Die Mutationen sind alle pathologisch; die Experimente zeigen, welche Veränderungen unter gewissen abnormen Umständen bei gewissen Keimzellen usw. eintreten, und diese Versuchsobjekte sind schon als solche, also darin, daß sie im Laboratorium (nicht in der freien Natur) existieren und zu Experimenten benutzt werden, abnorm, es ist falsch, sie für „gesund" zu halten und ihre experimentellen Veränderungen einfach auf die Norm zu übertragen. Es werden im Gegenteil nur Unterschiede zwischen den künstlichen und den natürlichen Verhältnissen aufgefunden. Die Anlage zu Krebs sitzt nicht in einem einzigen Gen, diese vermeintliche Anlage bestimmt nicht ursächlich die Entstehung der Geschwulst, sondern die Keimzelle ist als Ganzes krebsdisponiert (vgl. 6. Bd. § 1,4). Das Zellplasma teilt sich mit dem Kern, es ist nicht ein bloßes Anhängsel, ein Neutrum zum Kern, es ist vw. trophisch, mag also quantitativ eher variabel sein als der — vw. genische — Kern, aber es hat auch spezifische Eigenschaften und Funktionen und differenziert sich mit dem Kerne, gehört also ganz sicher zur Erbmasse (in dieser 1931 zuerst niedergeschriebenen Auffassung finde ich jetzt, 1937, bei Dürken, l. c. [s. S. 52], Bestätigung, im übrigen sucht dieser Forscher, m. E. vergeblich, die Chromosomentheorie trotz aller von ihm mit Recht erhobenen Einwände zu retten). Wie steht es ferner mit den Chromosomen und Chromomeren differenzierter Zellen? Sind diese anders aufzufassen wie die Chromosomen der Keimzelle, sind sie im Gegensatz zu diesen nicht Erbträger? Oder doch? diese Zellen sind doch aber schon differenziert, also erbgemäß eigenschaftlich und funktionell determiniert!! Usw.

Wie ist die realische Auffassung? Die Psychobiologie leugnet wie niemals so auch hier nicht die Tatsachen. Die Erblichkeit ist eine Tatsache, die Reifung der Keimlinge, ihre Reduktionsteilung, ihre Vereinigung zur Keimzelle, deren Teilung unter Bildung der Teilungsfigur, also auch die Existenz der Chromosomen, die gewiß aus Teilchen (Chromomeren) bestehen, sind Tatsachen. Die Keimzelle ist ein aus spezifischen Teilen (Substanzen) zusammengesetztes individuales Ganze; ihre paternären (Samen-) und maternären (Ei-) Bestandteile sind und bleiben paternär und maternär, indes treten ihre Elemente in die mannigfachsten und stetig wechselnden Verbindungen ein. Die Substanzen sind zunächst magmatisch, implikat, indifferent, d. h. zwar einzelne, aber doch eigenschaftlich und funktionell noch so wenig verschieden, daß man sie eben „indifferent"

nennt. Die Zelle hat in dieser primitiven Art eine Struktur: Kern und Kernumgebung, Proto- und Deutoplasma usw., eine Anordnung der Substanzen, denen auch chemisch feststellbare Formen entsprechen. Die Zellteilung weist schon ausgeprägte strukturelle Eigentümlichkeiten auf; die Tochterzellen differenzieren sich in allen ihren Einzelheiten und somit als Ganze mehr und mehr, es explizieren sich immer mehr Eigenschaften und Funktionen aus der ursprünglich magmatischen Einheitlichkeit, dies eben im Gange der Zellteilungen, nicht etwa derart, daß eine bestimmte Substanz der Keimzelle späterhin eine bestimmte Eigenschaft oder deren mehrere „bewirke". Die Keimzelle und die Zellen der folgenden Generationen teilen sich im Ganzen, nicht aber bleiben bestimmte Substanzen (Gene usw.) für gewisse Zellen reserviert und verursachen (in einer unfaßbaren Weise) als „Erbfaktoren" deren Eigenschaften.

Die Samen- und die Eizelle sind biologisches Symbol des Vaters bzw. der Mutter, und die Keimzelle ist biologisches Symbol beider Eltern — und darüber hinaus der Voreltern, Ahnen — sowie des Individuums, das sich aus ihr entwickelt, also der gesamten Deszendenz und Aszendenz (§ 1,2). Die biologische Symbolik ist eine allgemeine Tatsache, eine Anschauungstatsache (sie „gehört" zum Wesen der Anschauung); ohne diese Erkenntnis ist alles Geschehen erstens und letztens unverständlich, die dämonistische Deutung ist noch kein ausreichendes Verstehen. Die Samenzelle stellt also im Sinne der Symbolik den ganzen Vater, die Eizelle die ganze Mutter dar; die Reduktionsteilung ändert hieran nichts, die biologische Symbolik ist nicht quantitativ „gebunden", die Teilung und hiernach die Ergänzung (zur Vollzelle) sind biologische Tatsachen, die an sich mit der Erblichkeit gar nichts zu tun haben, d. h. aus denen eine quantitativ-morphologische, atomistisch-mathematisierende Auffassung der Erblichkeit nicht gefolgert werden darf (vgl. hierzu auch „eineiige Zwillinge"). Somit ist die Keimzelle als Ganzes „Anlage", und die Differenzierung ist Explikation des Ganzen, es bleibt auf jeder Stufe der Vermannigfaltigung der Eigenschaften und Funktionen eben dieses spezifische Ganze. Hiernach entfällt die Theorie von den „Erbfaktoren", die in unerklärlicher Weise in die Geschlechtszellen eintreten, dann als doppelt angelegt halbiert werden, dann weiter in unerklärlicher Weise ihren unerklärlichen Amtes walten; es entfällt die Theorie von der Bindung der sog. „Erbeinheiten" an bestimmte Substanzen der Keimzelle (Gene, Chromomeren usw.). Diese Theorien sind lediglich Deutungen und unterscheiden sich nur in der verfeinerten Detaillierung und Nomenklatur von den rohdämonistischen Auffassungen, wonach die Erblichkeit durch geheimnisvolle magisch-

göttliche Mächte, durch das Walten der Vorsehung usw. bewirkt werde. Erbbiologisch sind die Eigenschaften und Funktionen des „Erben" Erbmerkmale oder kurz Erbmale. Die Keimzelle ist biologisches Symbol aller Erbmale (nicht „Erbfaktoren"). Für „Faktorenaustausch" usw. im Erbgang ist realiter zu sagen: Austausch usw. von Erbmalen.

Wir erkennen weder die „Kontinuität des Keimplasmas" noch die „Unabhängigkeit" des „Keimplasmas" vom „Soma" mit allen sich daran schließenden theoretischen Folgerungen an. Wir sehen die Keimzelle als Ganzes an, das sich zum Zellenstaat expliziert, zu einem Gesamt von verschiedenen Organen, zu denen auch die Geschlechtsorgane gehören, diese nicht als undifferenzierte Überreste der Keimzelle, sondern als sehr wohl differenzierte Produktionsstätten der Keimlinge. Es ist durchaus nicht einzusehen, wieso ein Teil der Keimzelle dauernd undifferenziert bleiben soll, wo doch die Keimzelle als Ganzes sich teilt und die Tochterzellen sich ebenso teilen. Keine Tatsache spricht für „die Ewigkeit des Keimplasmas" im Sinne Weismanns (s. § 3,1 Anm. 3).

Wir verstehen das Mendeln wieder aus der biologischen Symbolik. Die Keimlinge z. B. der Wunderblume sind je biologisches Symbol des Elters und stellen sein Gesamt dar, nicht bloß die Hälfte. Bei der Differenzierung des Individuums bilden sich Substanzen von gewisser (spezifischer) Farbigkeit (zu Farbigkeit s. 2. Bd. § 32,1, h). Selbstverständlich geht die Farbigkeit der Substanzen genau so wie jede andere Eigenschaft aus der „Anlage Keimzelle" hervor; aus ihr differenzieren sich ja alle Substanzen, Zellen, Organe des Individuums. Die roten Wunderblumen sind eben darin spezifisch, daß sich bei der Differenzierung der Blüte farbige Substanzen rot aufbauen, während die weißen die „Leukoverbindung" aufbauen; der Unterschied ist ein rel. geringfügiger, jedenfalls erbbiologisch bei weitem nicht so wichtig, wie die Mendelsche Theorie das annimmt, auf der die ganze z. Z. gültige Erbtheorie basiert. Ich erinnere daran, daß fast alle organischen Farbstoffe zu „ungefärbten", sog. Leukoverbindungen reduziert und daß diese wieder zu Farbstoffen oxydiert werden können (die Leukoverbindungen ergeben bei der Analyse ein O-Atom weniger und meist zwei H-Atome mehr als die zugehörigen Farbstoffbasen). Die Tatsache, daß die Blütenfarbe bzw. die Farbigkeit der Federn usw. bei den Nachkommen in bestimmten zahlenmäßigen Verhältnissen verschieden auftritt, ist einfach als biologische zu konstatieren — genau so wie die übrigen erbbiologischen Tatsachen auch, wie die Tatsachen überhaupt. Das Auszählen ist lediglich Statistik.

Die Tatsache der Dominanz und der Rezessivität versteht sich ebenfalls aus der biologischen Symbolik. Die Keim-

zelle, also auch das sich aus ihr differenzierende Individuum ist im ganzen wie in allen Einzelheiten biologisches Symbol der Eltern. Jede Eigenschaft ist biologisches Symbol zunächst der analogen elterlichen Eigenschaften, darüber hinaus aller elterlichen Eigenschaften. Hierbei überwiegt stets die väterliche (paternäre, patrigene) oder die mütterliche (maternäre, matrigene) Symbolkomponente, die Eigenschaft ist also entweder paternär bzw. maternär nuanciert und darin von der analogen elterlichen Eigenschaft unterschieden. Alle Substanzen, alle Zellen enthalten ja von der Keimzelle her väterliche und mütterliche Anteile in je spezifischer Relation, also mit Überwiegen des einen oder des andern Anteils, der ja auch in die stetig wechselnden Verbindungen eingeht. Die paternär-maternäre Beschaffenheit (Spezifität) der Zellen ändert sich nicht „durch" die Aufnahme genischer und trophischer Stoffe aus der Umgebung. Diese Substanzen sind Paßformen zu den Zellsubstanzen, ihnen partnerisch-nächstverwandt, gehen in den Stoffwechsel ein, ergänzen die paternären und maternären Substanzen und sind ihnen somit erbbiologisch gleichzusetzen; auszuscheidende Stoffe sind Paßformen auf dem Wege zu neuen Partnern außerhalb der Zelle. In dieser Weise, also im steten Stoffwechsel vollzieht sich die Differenzierung der paternären und maternären Anteile der Keimzelle, ihrer Tochterzellen usf. Der eine Anteil ist dominant, der andere rezessiv, aber im Sinne der biologischen Symbolik in jenem mitenthalten. Jeder Elter und seine Keimlinge sind biologische Symbole auch der Deszendenz und der Aszendenz, und je nach der Spezifität kann sich bei der Differenzierung des Nachkommen auch eine vorelterliche Eigenschaft, die bei dem Elter rezessiv war, bzw. eine epigonische Eigenschaft, die in der folgenden Generation oder deren mehreren rezessiv ist, als dominant herausstellen (vgl. § 7,2). Natürlich sind die analogen Eigenschaften der Generationen nicht identisch, sondern genealogisch nuanciert und demnach minder oder mehr ähnlich bis zur „familiären Gleichheit". Es ist nicht so, daß die väterlichen und die mütterlichen Substanzen nebeneinander liegen und die „dominante" die analoge „rezessive" sozusagen verdrängt, beherrscht, überdeckt, sondern die beiderseitigen Substanzen verschmelzen zu stetig wechselnden biochemischen Verbindungen, die freilich immer im Rahmen der Spezifität bleiben. So existiert auch nicht die rezessive Eigenschaft neben der dominanten, sondern die Eigenschaft ist einheitlich, die rezessive ist im Sinne der biologischen Symbolik als Symbolkomponente in die dominante eingegangen.

Mit „Eigenschaften" sind nicht etwa nur die konstitutiven, sondern auch die charakterlichen und weltanschaulichen gemeint. Die Erbähnlichkeit ist freilich oft erst bei psycho-

biologischer Prüfung zu finden. Das Schicksal des Individuums (S. 61), also sein Lebensgang ist in allen Einzelheiten erbdeterminiert, also auch quoad Beruf, Liebesleben, erreichbaren Differenzierungsgrad, Lebensdauer usf. Der Sohn kann in einen andern Beruf wie der Vater hineinwachsen, aber irgendwie und nachweisbar sind diese Berufe und ihre Ausübungsart genealogisch verwandt (z. B. Vorfahren—Vater Bauern—Webmeister mit Begabung für Fehlersehen, Sohn „geistiger" [begrifflicher] Bauer—Webmeister, Arzt—Philosoph, Schöpfer eines Lehrgebäudes, Diagnostiker—Kritiker, oder Vater genialer Musiker, Sohn Dilettant, aber mit einem gewissen genialen Zuge, usf.). Die Eltern können ihre Kinder überleben, dann ist die Kurzlebigkeit der Kinder dominant, in der Deszendenz finden sich kurzlebige Mitglieder, die Eltern oder ein Elter leben ständig oder periodisch in der Nähe des Todes usf. Die Familien- und Sippenforschung bestätigt bei hinreichend genauer Durchführung in jedem Falle, daß das Kind Erbe ist und sonst nichts.

Wie steht es mit der Erblichkeit der Krankheiten? Nehmen wir als Beispiel die Polyurie (Absonderung von abnorm reichlichem und dünnem Harn, z. B. bei Diabetes insipidus). Ein Polyuriker heiratet eine „gesunde" (d. h. hier nicht polyurische) Frau, die Hälfte der Kinder ist polyurisch, die andere nicht. In den folgenden Generationen tritt in gewisser Regelmäßigkeit bei einzelnen Personen die Polyurie auf; diese Stammbäume lassen sich verfolgen. Da ist also manchmal, und zwar in gewisser Regel, die Polyurie dominant, manchmal sind die Nachkommen „gesund". Auch hier wendet man die Mendelsche Theorie an, und auch hier versagt sie. Die Samenzelle des polyurischen Vaters ist sein biologisches Symbol, sie ist eben die Samenzelle eines polyurischen Mannes, also spezifisch beschaffen, nicht gesund. Sie vereinigt sich mit der Eizelle einer nicht polyurischen Frau. Je nach der Spezifität entwickelt sich nun die Keimzelle zu einem polyurischen oder zu einem nicht polyurischen, aber auch nicht gesunden Individuum. Alle Kinder des polyurischen Vaters sind krank, speziell ist das uropoetische System mindestens funktionell nicht in Ordnung, mögen auch diese Symptome nicht besonders merklich sein und ganz undiagnostiziert bleiben und mag es auch nicht zu einer manifesten Polyurie kommen, sondern die Polyurie latent bleiben. Alle Krankheiten sind zunächst latent (Disposition, s. 6. Bd. § 1,4) und bleiben es manchmal, in den andern Fällen entwickeln sie sich zur manifesten Form — je nach der biologischen Beschaffenheit, der Spezifität des Organismus, besonders der kranken Reflexsysteme; diese Beschaffenheit, also auch das Unterbleiben oder der Vollzug der Entwicklung zur manifesten Krankheit ist nicht von „Faktoren" verursacht, sondern eine rein biologische Tatsache. Man

kann also sagen: im Falle des Manifestwerdens „dominiert" die Polyurie, im Falle des Latentbleibens ist sie „rezessiv". Aber auch die latente Krankheit macht sich in irgendeiner (und zwar je spezifischen) Weise geltend, man muß nur die Diagnostik über die übliche klinisch-mechanistische Art hinausführen, darf also nicht sagen: das Kind des Polyurikers hat keine Polyurie, also ist es gesund; es ist eben nicht gesund! Daß die latente Polyurie in andern Symptomen, z. B. in neurotischen Beschwerden, auch solchen, die das Harnsystem direkt nicht betreffen, „mitspielt", ist erst aus der psychobiologischen Untersuchung zu erkennen — und diese ist unter den Ärzten z. Z. noch so gut wie unbekannt.

Womöglich noch weniger bekannt ist die Erblichkeit der Neurosen (der reinen Funktionsstörungen). Bei der fast ausschließlichen Blickrichtung der Ärzte auf „das Organische" (Anatomische) werden Neurosen entweder überhaupt nicht diagnostiziert oder nicht als Krankheit oder doch nicht als beachtliche angesehen; jedenfalls rechnet man sie zu den erworbenen Eigentümlichkeiten (Milieueinflüsse, psychische, aber auch physische Traumen usw.). Die Erblichkeit der Psychosen (ich sage dazu: Phrenosen) ist schon längere Zeit Forschungsgebiet; M. Fuhrmann (Das psychotische Moment) hat schon 1903 die Bedeutung der Genealogie für die Psychiatrie nachdrücklichst betont. Auch heute wird die Erbvariabilität der Phrenose zur Neurose (je besonderer Färbung) noch zu wenig berücksichtigt, und sofern es geschieht, in der Gen-Atomistik vergeblich eine Erklärung gesucht (betr. Schizophrenie — schizoide Psychopathie z. B. vgl. Luxenburger, Lenz, V. Ziehen u. a.). Neurotiker zeugen, falls sie überhaupt zeugen, ausnahmslos neurotische oder sonst kranke Kinder, und die Form der Neurose usw. ist wiederum erbdeterminiert. Neurotische Menschen stammen ausnahmslos von neurotischen oder sonstwie kranken Eltern ab und sind ab origine — zunächst latent, dann manifest — neurotisch. Funktionelle (konstitutive, charakterliche, weltanschauliche) Absonderlichkeiten sind an den Kindern in einer gleichen oder gegenstücklichen Form und natürlich in genealogischen Nuancen (Dominanz, Rezessivität!) vorzufinden; freilich muß man die Neurosen genau kennen, um in allen Fällen die Diagnose überhaupt und die Erbdiagnose im besonderen zu stellen; z. B. bleiben Kinder aus kranken Ehen ehelos oder gehen kranke (niemals gesunde) Ehen ein, — nicht weil ihnen (etwa als gesunden Kindern!) die Eltern ein schlechtes Vorbild gaben, sondern als Kinder ehekranker Eltern, also erblich zunächst latent, dann manifest ehekrank. Wie weit sich die Neurose entwickelt, liegt in der Variationsbreite des Abnormalen, die ja auch für die Keimlinge der Eltern und die Keimzellen gilt.

Es kann z. B. eine Schwester heiraten, eine andere ledig bleiben usf. Die Variationsbreite gilt auch für Zwillinge (usw.), die zu einem sehr großen Hundertsatz abnorm sind; hierin sind dann eben die Schicksale der Zwillinge bei aller Ähnlichkeit verschieden (s. S. 125 Fn.). Hyperfunktion kann erblich „ins Gegenstück umschlagen", z. B. Geiz in Verschwendung, Überfleiß in Faulheit, Überwachheit (Schlaflosigkeit) in Schläfrigkeit (Schlafsucht), Fanatismus in Lässigkeit, Aufsässigkeit in Unterwürfigkeit, Abusus in Abstinenz, Libertinismus in Askese, Überfruchtbarkeit in Sterilität usw. usw.

Die Kinder kranker Eltern sind allemal krank (in erbdeterminierter Form). Ein kranker Mann nimmt niemals eine gesunde Frau an und umgekehrt. Kranke nehmen nur Kranke als Partner, als paßrecht an, mögen sie etwas davon wissen oder nicht. Nur braucht die Krankheit des Kindes nicht in der gleichen Form wie bei Vater und Mutter aufzutreten, z. B. kann Fettsucht als Gicht oder Diabetes*), Lungentuberkulose als Lungenneurose (Pseudotuberkulose, Asthmoid usw.) weitererben usf. Ich verweise auf den 6. und 7. Band. Die Rede: „Eltern gesund, Kind krank" — oder „Eltern krank, Kind gesund" ist durchaus unrichtig und nicht mehr statthaft. Hierin ist die Mathematik der Erbziffern sehr zu korrigieren; sie ist aber im übrigen nur eben Statistik und gibt keinen Einblick in das erbbiologische Geschehen: diese ist nur aus der biologischen Symbolik verständlich. Über Krankheit und Phylogenese s. 6. Bd. § $1_{,4}$ B.

B. Zur Theorie der Umwelteinflüsse.

Von den Erbfaktoren als den Innenfaktoren trennt die heutige Erbtheorie die Umwelteinflüsse („Reize") als die Außenfaktoren. Diese bedingen den Paratypus und gemeinsam mit den Erbfaktoren den Phänotypus. Erweist sich nach Mendel das Individuum als „Doppelwesen" (Siemens) mit paarigen Anlagen aller Eigenschaften, so nun wiederum als Doppelwesen bestehend aus Geno- und Paratypus. Wir fragen: wie ist das denkbar? Die Erbfaktoren sollen durch „unabänderlichen Einfluß" die Konstitution „in ihren Grundzügen" bestimmen, — was aber sind „Grundzüge", was am Individuum ist nicht „Grundzug", und worin könnten sich beide „Parteien" unterscheiden, wo hören die „Grundzüge" auf, und wo beginnt „das Akzidens"? Wie soll es plausibel sein, daß in einem Wesen (Keimzelle, Embryo-Foet, geborenem Menschen usw.) 1. die Erbfaktoren, 2. eine ganz andere Sorte von „Kräften", nämlich diejenigen, die auf

*) Über die Zusammenhänge vgl. meine Schrift „Über die Grundlagen der Zuckerkrankheit", 3. Aufl., Berlin 1911.

die äußeren Reize reagieren, tätig sind? Was haben diese mit jenen zu tun, wirken sie auch aufeinander? Sind diese Kräfte nicht wie jene ererbt — oder sind sie etwa entstanden durch die Einwirkung der Reize, auf die sie doch reagieren (müssen sie da nicht schon vorhanden sein?), und wie wäre eine solche Entstehung, eine derartige Änderung der erblich doch unabänderlichen Konstitution, daß zum Geno- der Paratypus hinzukommt, möglich? „Bewirken" die Reize die Reaktionsfähigkeit (Responsivität usw.) — oder ist es umgekehrt? Und worauf sollen diese „Kräfte" ihre „Wirkungen" nun eigentlich richten? auf die Substanz (Erbmasse) — die also hiernach an sich frei von Kräften und wohl auch Eigenschaften, ein Neutrum wäre, das von den „Faktoren" „gestaltet" würde (wie soll das geschehen??) — oder auf sich selber im Spiel und Widerspiel — was hat da die Substanz überhaupt für eine Rolle und für einen Sinn?? Usw. Die „Kräfte" können nur magisch-metaphysisch sein, und wir haben hier wieder ein Beispiel dämonistischen Deutens inmitten der Biologie als Wissenschaft vom Lebenden.

Die Psychobiologie erkennt die Unterscheidung von Geno-, Para- und Phänotypus keineswegs an. Die Keimzelle ist biologisches Symbol der Eltern und des sich aus ihr differenzierenden Individuums. Die Entwicklung ist rein biologisches Geschehen; er wird weder durch Innen- noch durch Außenfaktoren verursacht, bedingt, bezweckt, weder sind Erbfaktoren noch Reize am dämonischen Werke und zimmern und zaubern den Geno- und Paratypus zurecht. Die Entwicklung der Keimzelle zum Zellenstaat ist eine rein biologische Reihe von Teilungen mit stetig fortschreitenden Ausdifferenzierungen der Zellen. Wie die Keimzelle, so ist jede ihrer beiden Tochterzellen und jede Tochterzelle dieser Tochterzellen usw., jede Zelle des sich entwickelnden Zellenstaates Symbol der Eltern, des gesamten Organismus, zu dem sie gehört, ist Präsentant der Erblichkeit. Auch die Entwicklung geht unter gewissen Umständen vor sich; diese sind aber keine Ursachen. Jede Zelle, jede Zellgruppe usw. befindet sich jeweils in einer gewissen paßrechten Umgebung, steht im Verhältnis zu Partnern, die zusammen die Umgebung sind, und zwischen den Partnern findet Eronenaustausch (Aufnahme und Abgabe von Teilchen, Substanzen, s. 1. Bd. § 8 und weiter ds. Bd. § $7,_1$), Austausch von Paßformen statt. Was jeweils und jemals der Zelle, dem Organismus „passiert", ist Paßrechtes und gehört zu den biologischen Tatsachen, die zusammen die jeweilige Entwicklungsstufe, Entwicklungsperiode sind. Die sog. „Reize" sind also in dämonistischer Deutung die unmittelbaren oder mittelbaren äußeren Umstände des Individuums, wie im § $3,_2$ bereits allgemein dargelegt. Es ist gänzlich unbiologisch, zu denken, daß die Zelle, den Organismus, das Individuum überhaupt

irgend etwas treffen könnte, das nicht zu ihm, zu seiner jeweiligen Beschaffenheit passen würde (manches mag „schlecht" passen und so als „unpassend" bezeichnet werden, aber es paßt dann eben in dieser Art). Die jeweilige Beschaffenheit ist aber ererbt und nur ererbt. Sie ist Differenzierungsstufe der Keimzelle — und diese ist zu 100% Erbe. Nennen wir die jeweilige Beschaffenheit Konstitution (s. § 4,2 und 6. Bd. § 2), so ist die Konstitution ererbt und gar nichts weiter. An ihr ändern kann nur ein Gott, ein Zauberer. Und solche Magier sind nach der gültigen Theorie auch die „Reize", die „Außenfaktoren": sie vermögen nämlich den erblich determinierten Entwicklungsgang abzuändern, zu hemmen oder zu fördern, sie schaffen zu dem Geno- den Paratypus hinzu, sie sind Fremdes, das — deus ex machina — an die Zelle, den Organismus herantritt derart, daß die Begegnung nicht ein Glied des erblich determinierten Entwicklungsganges ist, sondern ein Akzidens ohne erbbiologischen Zusammenhang, von immanenter und transzendenter Willkür geleitet und mit dämonischer Wirksamkeit begabt.

Da hat uns Forel auf die keimschädigende Wirkung des chronischen Alkoholgenusses aufmerksam gemacht *). Der Alkoholiker ist hiernach ein gesunder Mensch und „dazu" Säufer, er ist nicht „im Ganzen" Alkoholiker, sondern der Alkohol kommt zu einem gesunden Menschen hinzu und schädigt ihn. Er gilt als der böse Dämon, der den Gesunden krank „macht" (zaubert), sein Hirn vergiftet, seine Leber, sein Herz vergrößert, seine Keimzellen depraviert (Blastophthorie) usw. — eine rein dämonistisch-mechanistische Deutung. Der Alkohol ist der „Reiz", der die Schädigung der Keimlinge verursacht. Denn bringt man Spermatozoen in Alkohol, dann sterben sie ab. So ungefähr geht es auch im Organismus zu: der Alkohol wird zu den Keimdrüsen transportiert und schädigt sie, macht die gesunden krank! „Beweis": wäre der Alkoholiker kein Alkoholiker, dann hätte er gesunde Keimlinge; er säuft aber, also verdirbt der Alkohol die Keimlinge!! **) — Wir denken ganz anders. Ein gesunder Mensch ist und wird niemals Alkoholiker, er kann es gar nicht, es fehlen ihm die entspr. Reflexsysteme, die entspr. Beschaffenheit. Wer Säufer ist oder wird, ist „alkoholkrank" ab ovo, erblich „belastet". Dazu ist nicht nötig, daß Vater oder Mutter oder beide Säufer sind; es kann in der Elterngeneration der Alkoholismus latent sein — derart, daß eine andere Sucht, z. B. nach Wasser, Milch, Nikotin, Morphium usw. dominiert; die Eltern können

*) Neuerdings (1933) erklärt F. Lenz diese Behauptung in ihrer allgemeinen Form für irrig; die Kinder oder doch Kinder von Alkoholikern können auch erbgesund sein, eine Behauptung, die wiederum irrig ist.

**) Primitive Völker vertilgen bei ihren Pubertätsfesten gewaltige Mengen von alkoholischen Getränken, eine Art Standhaftigkeits-, Giftprobe (§ 8,4, A); dann folgt „die Orgie" (Begattung). Mit kultureller Mehrung der Feste mehrt sich auch die Zahl der „Gelage"; im deutschen Mittelalter tranken Männlein und Weiblein Mengen von Alkohol, die wir Heutigen nicht mehr bewältigen. Keimschädigung? Dann wären wir alle alkoholdegeneriert. Der Gesunde wird „durch Alkohol" nicht Alkoholiker, er trinkt „mäßig"; der Alkoholiker ist erbkrank, zunächst latent, dann manifest, er leidet an Trinkzwang u. a. Symptomen, darunter auch „Keimverderbnis".

statt süchtig abstinent, enragierte Bekämpfer des Alkohols sein; es kann „Alkoholismus en minature", also der neurotische Zwang zum Trinken kleiner Dosen bestehen (einer meiner Kranken „mußte" ständig ein „Kinderfläschchen mit Nuckel", in das etwa ein Gläschen Rotwein hineinging, bei sich tragen und daran lutschen, um arbeiten zu können). Die anamnestische Angabe vieler Krankengeschichten: „Patient Alkoholiker, Eltern gesund" ist so oberflächlich wie unrichtig, wird aber — als richtig! — auch erbtheoretisch verwertet. Alkoholkrankheit ist nicht bloß Trunksucht (s. im 7. Bde.). Als Kind ist der spätere Säufer latent krank, doch kommen in vielen Fällen schon früh Exzesse vor; der Alkoholismus wird dann manifest, er kann auch latent bleiben usw. — je nach der Spezifität des einzelnen Kranken. Die Saufszene ist natürlich Hochfunktion bestimmter Reflexsysteme, aber an der Alkoholkrankheit können mehr minder zahlreiche andere Reflexsysteme beteiligt sein, z. B. solche der Leber, der Genitalien usw., ja auch die „gesunden" Reflexsysteme sind — als organismische Anteile — mehr minder krankheitlich nuanciert und eigentlich nur „fast-gesund". Keinesfalls „macht" der Alkohol den Gesunden krank, sondern Alkoholismus ist eine Eigentümlichkeit einer spezifisch kranken Konstitution, zu der auch eine funktionelle oder anatomische Störung der Genitalien, eine abnorme Beschaffenheit der Keimlinge usw. usw. — der Erfahrung nach — gehören kann. Alkoholismus ist nicht bloß ein Symptom, sondern eine ganze Reihe nosologisch zusammengehöriger Symptome — und eines davon ist z. B. die Impotenz, die abnorme Beschaffenheit der Spermien, der Eier usw. Diese kranke Konstitution entwickelt sich aus der „Anlage Keimzelle" über das latente zum manifesten Stadium rein biologisch, ohne „Mitwirkung" von mystischen „Faktoren", die realiter lediglich zu den Umständen gehören, unter denen sich die Entwicklung des Alkoholismus vollzieht. Natürlich gehört zum Saufen Alkohol! Aber auch der Gesunde trinkt gelegentlich sein Gläschen, ohne Säufer zu werden oder ohne daß er „depravierte Nachkommen" zeugt. Verführung? Aber kann man einen Gesunden „verführen"? Wer verführt wird, muß dazu fähig, bereit sein, d. h. die Verführung gehört zu den Umständen, unter denen jemand aus der Latenz manifest krank wird, sie ist aber niemals Ursache, sie kann die ererbte Konstitution nicht umändern — es sei denn, sie könnte zaubern! Der Alkohol verdirbt realiter nicht die bis dahin gesunden Keimdrüsen, sondern die Keimdrüsen des Säufers sind — ein Symptom neben den anderen Symptomen — krank. Der Gesunde kann nicht erkranken, der Kranke aber — im Rahmen seiner ererbten Spezifität — genesen (6. Bd. § 7). Ist es also möglich, daß ein Säufer echt gesund wird, dann werden es auch seine an der Krankheit beteiligten Organe; eine echte Heilung ist aber nicht die zwanghafte Abstinenz, auch nicht die Verschiebung der Symptome.

Die Auffassung, der Alkohol verderbe die (gesunden) Keimlinge, ist dämonistisch-mechanistische Deutung der Tatsache, daß Alkoholiker allemal und ausnahmslos kranke Nachkommen zeugen oder zeugungsunfähig sind. Die vererbte Krankheit wird in der Form manifest, die im Rahmen der Spezifität der aus Samen- und Eizelle gegründeten Keimzelle liegt (muß also nicht z. B. wieder Trunksucht oder Leberzirrhose sein, ist aber allemal erbbiologisch determiniert); hierüber lassen sich statistische Erhebungen anstellen.

Aber — Stockard hat Meerschweinchen, die normale Junge gezeugt hatten, monatelang täglich Alkoholdämpfen ausgesetzt mit dem Ergebnis, daß nunmehr die Paarungen erfolglos blieben oder die Jungen tot oder krank waren. Ist da nicht die Wirksamkeit des Alkohols auf die Keimdrüsen und die Keimlinge erwiesen? Nun, die armen Meerschweinchen können einem leid tun. Bedurfte es wirklich solcher Versuche? Wissen wir nicht längst, daß Alkohol unter Umständen Gift ist und daß Alkoholiker

steril sind oder kranke Nachkommen haben? Die Meerschweinchen hatten vorher angeblich gesunde Junge, — aber was heißt „gesund"? Glaubt jemand, daß gefangene Meerschweinchen u. a. Laboratoriumstiere „gesund" seien? Ist das Leben gefangener Menschen und sind diese selber „gesund"? Die Tatsache der Gefangenschaft ist bei Mensch, Tier, Pflanze Krankheitszeichen. Die beste „Pflege" kann die Freiheit mit ihren Pflichten und Rechten nicht ersetzen. Auch die Gefangenschaft ist nicht gleich manifest, sie wird es aber in so und so vielen Fällen — gemäß der Spezifität dieser Fälle. Das gesunde Individuum lebt in der gesunden (üblichen, durchschnittlichen) Umgebung. Die Laboratoriumstiere sind schon als solche abnorm, sie brauchen dazu nicht Krebs oder Tuberkulose usw. zu haben. Daß gefangene Tiere (und Menschen!) vielfach gequält werden, ist weiterhin Zeichen ihres abnormen Daseins. So gibt es gewiß Meerschweinchen im Laboratorium, die zunächst Junge — sagen wir: von gesundem Aussehen haben, aber die in Gefangenschaft geborenen Jungen sind „ab ovo", erblich ebenso wenig gesund wie ihre Eltern, mögen diese auch eben erst gefangen worden sein, d. h. ihrer Spezifität gemäß sich in die abnorme Lebensform „Gefangenschaft" entwickelt haben. Stockards Experimente beweisen, daß es gefangene Meerschweinchen gibt, die von Menschenhand mit Alkoholdämpfen vergiftet werden, sich also derart sozusagen zu manifesten Alkoholikern entwickeln; sie beweisen auch, daß es Menschen gibt, die solche Versuche machen; sie beweisen, daß es das biologische Schicksal (S. 61) gewisser (nämlich der so-spezifischen) Meerschweinchen ist, unter den Umständen des Zwanges sich in die Alkoholkrankheit zu entwickeln, — sie beweisen aber ganz und gar nicht, daß gesunde Meerschweinchen Alkohol einatmen und daß diese Einatmung sie, bes. ihre Keimdrüsen krank machen könne, und es ist erst recht unzulässig, solche „Ergebnisse" glattweg auf die Menschen zu übertragen.

Oscar Hertwig bestrahlte Samen- und Eizellen von Amphibien mit radioaktiven Substanzen und beobachtete, daß die befruchteten Eier sich nicht ausentwickelten oder daß die Embryonen mißbildet waren. An die Experimente Morgans (S. 111) sei erinnert. Was ist mit solchen Experimenten gewonnen? Wir erfahren lediglich von abnormen Abläufen. Zweifellos sind abnorme Verläufe anders wie normale. Normal ist es doch wohl nicht, daß Froscheier mit Radium bestrahlt werden. Schon daß ihnen das geschieht, beweist ihre abnorme Beschaffenheit, zu der auch die abnorme Entwicklung gehört. Die Bestrahlung paßt eben zu dieser abnormen Beschaffenheit. Ist es normal, daß ein Mensch mit der Axt den Schädel eingeschlagen kriegt? Der normale, gesunde Mensch stirbt unter ganz andern Umständen. Wer so erschlagen wird und wer so erschlägt, ist abnorm. Vergiftet man Keimlinge, z. B. die menschlichen Spermien mit Antikonzipientien, dann sind sie, insofern ihnen dieses passiert, abnorm. Die gesunden Spermien kommen in ihre gesunde Umgebung (S. 59ff.). Die in der Scheide an-gegifteten, aber noch befruchtungsfähigen Spermien sind also schon vorher — gemäß der Spezifität des Produzenten — krank, zu ihrer „Lebensbahn" gehört integrierend die Berührung mit gifthaltigem Medium; die Krankheit, in die sich dann das Kind entwickelt, ist lediglich Entfaltung der kranken Anlage „Keimzelle" und spezifisch wie diese, rein erbbiologisch determiniert. (Es „muß" nicht gerade Mongolismus sein, wie Borchardt, Stölzner u. a. vermuten; mongoloide Kinder stammen auch von Eltern, die chemische Antikonzipientien gar nicht kennen.)

Die ganze dämonistisch-mechanistische Theorie von den Umwelteinflüssen kann man als Milieutheorie bezeichnen. In extremer Fassung: der Mensch ist das Produkt seiner Umgebung. Das, was an ihm erbüberkommen ist, wird irgendwie

von den Außenfaktoren umgestaltet, und es fragt sich schließlich und prinzipiell, was am „Phänotypus" überhaupt noch von dem „Erbgut" übrig bleibt. Die Milieutheorie, auch falls sie „Erblichkeit" überhaupt gelten läßt, kennt noch nicht die biologische Spezifität des Individuums, sie wähnt vielmehr, es sei eine Art magmatischer Knetstoff, der von außen entgegen aller (fragwürdigen) Erblichkeit maßgebend beeinflußt und in seiner Entwicklung, in seinem Schicksal ursächlich bestimmt wird. Gewiß — so lange man mit mystischen Erbfaktoren operiert, steht die Erbtheorie auf ebenso schwachen Füßen wie die Milieutheorie. Es muß zweifelhaft bleiben, ob sich Ererbtes durch Umweltfaktoren umwandeln lasse und, falls man sich zu einem Ja entschließt, wie das möglich sei. Die Unterscheidung Geno- und Paratypus ist offenbar ein Notbehelf und durchaus unbefriedigend. Aus dem Dilemma hilft auch nicht die Deutung, daß nur der Leib den äußeren Einwirkungen ausgesetzt und zugänglich sei, nicht aber die ewige Seele, der unsterbliche Geist, und daß die Erblichkeit wesentlich als „seelische Kontinuität" aufzufassen sei. Mag man die Erbfaktoren seelischer oder leiblicher Natur sein lassen, die Erblichkeit als solche und die Wirksamkeit der Außendinge bleiben rätselhaft. Sie bleiben es auch bei umgekehrter Deutung: die Seele sei den Außenfaktoren ausgesetzt und durch ihre Einwirkungen bild- und gestaltbar, der Leib werde erst durch die Seele geformt („Es ist der Geist, der sich den Körper baut."). Diese Deutung führt zu dem Schlusse: jeder ist seines Glückes Schmied, dem Gegenstück zur Milieutheorie.

Diese Ratlosigkeit treibt manche wilden Auswüchse, z. B. die Adlersche individualpsychologische Theorie, wonach die Seelen aller Menschen ursprünglich gleich seien und nur durch die Einwirkungen des Milieus geformt würden, auch in der Art der neurotischen Erkrankung, die somit „die normale Reaktion der Seele auf die kranke Umwelt" sei und demnach durch deren Gleichmachung geheilt werden könne: ist die Umwelt für alle gleich, dann können auch die gleichen Seelen nicht verschieden reagieren, es muß also alle Differenzierung, es müssen alle sozialen usw. Unterschiede abgeschafft: alle Leistungen nivelliert und kollektiviert werden *). Daß „die Seelen" aller Menschen ursprünglich „gleich" wären, ist schon logischer Unsinn; „gleich" bedeutet hier svw. identisch, sonst brauchten ja die Seelen nicht erst durch Außendinge ungleich gemacht zu werden; obendrein fabelt der Adleranhänger Kronfeld vom „psychischen Kontinuum" (1. Bd. S. 119f.), das durch die physischen Einzel-

*) Vgl. 7. Bd. § 7,2, auch meine Broschüre „Erkenntnistherapie für Nervöse" S. 153ff.

wesen hindurchgehe, und ein solches Kontinuum ist mit der personalen Unterschiedenheit unvereinbar. Adler und seine Schüler negieren also die Erblichkeit, und es geniert sie nicht im mindesten die Tatsache, daß doch nun mal jedes Kind von seinen Eltern gezeugt und ihnen offenbar ähnlich ist. Würde die Erblichkeit als irgend wesentlich anerkannt, so entfiele die göttlich-dämonische Majestät des Therapeuten-Erziehers, der die Seelen „heilt" und „bildet", d. h. hier: sie einander wieder gleich macht, wie der kollektivistische Politiker die materiellen Verschiedenheiten gleichmacht. Andere Denker dieser Art erkennen zwar die Erblichkeit an, aber nur zur Erhöhung ihrer eigenen Dämonie, die auch mit diesen Unterschieden „fertig wird". Diesem „Geltungsbedürfnis" gegenüber spielt die Frage: wie stellt man sich wohl die Einwirkung der Umwelt auf die Seele vor, wie soll die (göttliche, unsterbliche) Seele wohl erkranken können? keine Rolle, sie wird totgeschwiegen und ist dann vermeintlich „nicht mehr da!" Es spielt auch keine Rolle, daß die Milieutheorie sich selbst widerlegt: einmal bin ich im gen. Sinne von der Einwirkung der Außenwelt abhängig, ist mein Milieu für die Ausgestaltung meiner Persönlichkeit maßgebend; zum andern gehöre ich zu dem Milieu vieler anderer Wesen, nämlich aller, die zu meinem Milieu gehören; also bewirkt mein Milieu meine Ausgestaltung und bewirke ich die Ausgestaltung meines Milieus! Einerseits bin ich „absolut verantwortlich", andererseits „absolut unverantwortlich". Und wie steht es mit der „absoluten Gottheit" (Allmacht, Vorsehung usw.), deren „Teile" die Seelen sind und die „das Weltall" geschaffen hat?? (s. 5. Bd. §§ $8_{,2}$, $9_{,2}$).

Die Milieutheorie wird neuerdings lebhaft bekämpft (ich habe schon längst ihre Unhaltbarkeit aufgezeigt, aber es gibt Zeiten, in denen „alles" neu entdeckt und „alles" Bisherige verworfen oder vergessen wird!), indes ohne realische Einsicht in die biologische Struktur und Funktion des Menschen, d. h. eben ohne Psychobiologie muß auch der energischste Bekämpfer der Milieutheorie — auf die Milieutheorie zurückgreifen. Man schließt da ein Kompromiß, etwa so: die Erbanlagen bedeuten nur Möglichkeiten, Bereitschaften, sie werden nur dann entwickelt, wenn entsprechende Reize einwirken, ohne Reiz bleiben sie latent (solche „Reize" sind z. B. die Schulaufgaben, die für alle Schüler die gleichen sind und doch eben auf den einen anders einwirken wie auf den anderen usw.; so das Milieu überhaupt). Beweis mit dem Irrealis: wenn die Kinder der Musikerfamilie Bach unter anderen Umweltbedingungen aufgewachsen wären als gerade im Hause des Thomaskantors, wären die Erbanlagen („höchstwahrscheinlich!" Hintertürchen offen lassen!) nicht zur Entfaltung gekommen; indem dieser Irrealis als eine unver-

brüchliche Wahrheit gilt, lautet ebenso unverbrüchlich wahr der Schluß: also hat das Milieu (die „Reize") die Anlage entfaltet!! Dafür läßt man sich den Kopf herunter hacken! So die gelehrte wie die populäre Wissenschaft, so die geschwätzige Tagespresse. Man bedenkt nicht, daß zur Anlage doch auch die „Möglichkeit" der Entfaltung gehören muß, will man überhaupt von Anlage sprechen, also die Milieutheorie ablehnen. Ob sich die Anlage entfaltet oder nicht, kommt ganz auf die — Anlage an, d. h. auf ihre Spezifität. Die „Reize" der Umwelt können doch die Anlage nicht zur Entfaltung bringen, noch dazu gegen ihre biologische Beschaffenheit! Sie müßten doch sonst alle Anlagen zur gleichen Entfaltung bringen! Und wie denkt man sich denn den Vorgang dieser Reizwirkung, wie soll denn diese Einwirkung auf die Anlage dem Wesen nach stattfinden? Sie kann nur durch Zauber geschehen und zwar einen Zauber, der aus der gleichen Aufgabe (dem gleichen Reiz) auf die einzelnen Anlagen verschieden wirkt und somit ihre verschiedene Entfaltung bewirkt — oder auf diese Anlage weniger wirken kann als auf jene (und doch der gleiche Zauber ist!) usw., eine fiktionale Theoretik, mit der die Problematik nur verfilzt, zu ihrer Lösung nicht das geringste beigetragen wird. Realiter entfaltet sich die Anlage — anlagegemäß (d. h. gemäß ihrer Spezifität), und zur Entfaltung gehört auch die Differenzierung der Hirnrinde und ihrer Denkzellen, ihrer Aktualitäten, also auch der Umwelt, die somit eben je spezifisch, anlagegemäß ist. Es ist also auch dummes Zeug, mit dem Irrealis beweisen zu wollen, daß sich die musikalische Anlage Bachs nur durch Einwirkung des Milieus entfaltet hätte, und was geschehen wäre, wenn die Bachkinder nicht die Bachkinder gewesen wären, nämlich solche Kinder, die nicht im Bach-Milieu aufgewachsen wären, usf.

Wer die Milieutheorie ablehnt, muß logischerweise auch ihr Gegenstück ablehnen, wonach „ich" die Welt gestalte. Auch „ich" bin kein Zauberer und kein Gott. In dieser Hinsicht ist auch die heute gültige Erbtheorie zu prüfen. Die Erblichkeit wird anerkannt, aber nur für die Schaffung des Genotypus; die Schaffung des Paratypus ist das Werk der Umwelt. Dieser Versuch, die Erbtheorie mit der Milieutheorie zu versöhnen, muß daran scheitern, daß beider Theorien Problematik ungelöst bleibt. Ohne Lösung des Leib-Seele-Problems ist auch da kein Heil. Alle Dogmen sind ungelöste Probleme, existieren nur in der dämonistischen Weltanschauung. Sie existieren nicht mehr in der realischen Weltanschauung — außer historisch.

Die Psychobiologie „theoretisiert" nicht, sondern beschreibt die Tatsachen, wie sie sind. Die Umwelt eines gegenständlichen Individuums sind Gegenstände wie das Individuum selber und stehen zu ihm als Partner im Verhältnis, entsprechen also seiner

jeweiligen Beschaffenheit, die lediglich Differenzierung seiner Keimzelle als des biologischen Symbols ist. Ein Kausalnexus besteht realiter nicht. Beschreiben wir Hirnwesen, so ist die biologische Funktion der Denkzellen derart spezifisch, daß auf dem Höhepunkte der Funktionskurve das Bewußte erscheint; dieses ist also, wie genugsam dargetan, nicht „für sich", unabhängig von der Wahrnehmung s. Anschauung da, sondern ist das Wahrgenommene, Angeschaute. Die Außenwelt — wie die Gefühls- und die Begriffswelt — jedes Hirnwesens ist also Funktionseigentümlichkeit seiner Hirnrinde, ist spezifisch und in jeder Hinsicht erbdeterminiert; die Denkzellen sind ja auch im Wege der Teilungen aus der Keimzelle hervorgegangen. Auch da, zwischen einem Hirnwesen und seinen Aktualitäten, hier seiner Umwelt besteht kein Kausalnexus. Nur insofern jedes Erlebnis anfängt, d. h. einen zeiträumlichen Ausgangspunkt hat, kann man von Ur-Sache sprechen. Ich selbst bin als Objektreihe in meine Erlebnisse eingegliedert, und hierbei kann die Ur-Sache auf mich gerichtet sein oder die Reihe mit mir anfangen, ich somit auf die folgenden Glieder gerichtet sein. Es gibt keinen Phänotypus und keinen Paratypus und keine mystischen Einwirkungen von Innen- und Außenfaktoren, sondern es gibt lediglich das Individuum, das sich aus der Keimzelle differenziert und jeweils im zeiträumlichen Zusammenhange mit der Umwelt steht *). Auch alle Therapie ist ein solches Geschehen, mag sie einzelpersönlich oder sozial sein: sie ist das Erlebnis des Kranken, die Umstände, unter denen sich ein Absinken der Intensität kranker Vollzüge zur Latenz oder eine Differenzierung in Richtung Norm mehr minder weit vollzieht, sie ist zugleich das Erlebnis des Arztes (usw.), der zum Kranken im partnerischen Verhältnis steht. Allemal handelt es sich um rein biologische, zeiträumliche Verhältnisse in steter Veränderung. Nur der Dämonist deutet die Ursächlichkeit hinein und endet da, wo er angefangen hat: in der Rätselhaftigkeit, der Ratlosigkeit, dem Zweifel.

---

*) Besonders wichtige Aufschlüsse über die Veränderung der Erbmasse durch Umweltfaktoren erwartet man von der Zwillingsforschung. Man geht dabei von der Annahme aus, daß Zwillinge eine einheitliche (gleiche oder gar identische) Erbmasse hätten, also Verschiedenheiten ihrer Schicksale nur durch Umwelteinflüsse verursacht sein könnten. In der Tat sind sich die Keimlinge einer gewissen Altersstufe des Erzeugers, somit auch die Zwillinge (Drillinge usw.) am ähnlichsten (S. 46), aber auch sie sind lediglich Differenzierungen der „Anlage Keimzelle" bzw. zweier (usw.) Keimzellen, und ihre ähnlichen Schicksale sind genau so wie die weniger ähnlichen von Geschwistern, die auf verschiedenen Altersstufen der Eltern gezeugt sind, in allen Einzelheiten erbdeterminiert. Das Forschen nach „erbändernden Faktoren" läuft auch hier in der dämonistisch-mechanistischen Weltanschauung und kann niemals zu eindeutigen Ergebnissen führen.

C. Zur Theorie der erworbenen Eigenschaften.

Alle Entwicklungsstadien eines Individuums sind Explikationen der Keimzelle, eigenschaftliche und funktionelle Ausgliederungen. Die Umwelt wirkt da nicht kausal mit, sondern ist lediglich Erlebnisbestandteil, Verhältnispartner, sie paßt stets eigenschaftlich und funktionell zu dem jeweiligen Entwicklungsstadium des Umgebenen. Erworbene Eigenschaften gibt es also realiter nicht *). Es ist auch bei exaktem Denken ganz unvorstellbar, daß und wie einem Individuum eine neue Eigenschaft oder Funktion angefügt werden könnte. Die Eigenschaften und Funktionen eines Individuums sind doch nicht Anhängsel, die man hinzutun und wegnehmen könnte (vgl. 1. Bd. §§ 16—18). „Neue" Eigenschaften und Funktionen können nur solche sein, die sich im Gange der Differenzierung herausstellen: sie sind allesamt erbdeterminiert. Verliert jemand bei einem Unfall ein Bein, so ist die neue Eigenschaft Einbeinigkeit ein Glied in der Entwicklung (dem Schicksal) dieses Individuums, erblich bestimmt wie jedes andere (S. 105f.); nicht aber hat der Unfall es aus seinem biologischen Werdegange geworfen, ihm also eine Eigenschaft zugefügt, die es „eigentlich", d. h. seiner erbbiologischen Beschaffenheit nach nicht bekommen hätte. Gewiß braucht Vater oder Mutter nicht einbeinig gewesen zu sein, dann waren der eine oder beide Eltern doch in einer solchen Art — funktionell oder organisch — leidend, daß diese Krankheit

*) So lange man freilich an „die Entwicklung der Arten", also die Deszendenztheorie glaubt, muß man auch an das Vorkommen erworbener Eigenschaften glauben und diesen Glauben, der natürlich nur Zweifel sein kann, mittels allerlei theoretischer — Glaubenssätze (Ausdeutungen von Beobachtungen) zu rechtfertigen versuchen, z. B. mit der Annahme einer mystischen Dämonie genannt „Mneme" (Semon), die „im lebenden Organismus Zweckhaftigkeit schafft" (Bleuler). Es gibt Springtiere (Pferde, Heuschrecken, Flöhe usw.). Warum springen sie? Warum sind die Flöhe Flöhe? (!!) Sie müssen sich doch aus „Vorfahren" entwickelt haben, die noch nicht sprangen, sonst wäre ja die Abstammungslehre hinfällig. Aha, die Mneme hat ihnen die Springbeine verschafft. Unter Umständen ist es nämlich vorteilhaft zu springen, und so haben Tiere durch Zauber der Mneme ihre Beine immer mehr gestreckt usw.! Die Giraffen haben ihre langen Hälse „entwickelt", damit sie — die Mneme gebietet es — von den Bäumen fressen können (vorher haben sie wahrscheinlich Gras gefressen?!), die Stelzvögel ihre langen Beine, damit sie sich im Sumpf nicht den Bauch erkälten (vorher litten sie offenbar an chronischen Darmkatarrhen!) usw. Erworbene Eigenschaften! Für solche Annahmen besteht nicht der leiseste Schatten eines Beweises, es sind wissenschaftliche Märchen, die fehlenden Tatsachen werden mit der Fiktion metaphysischer Mächte ersetzt (z. B. „der Auslese", die „ausliest"), die Lücken der Reihen mit der Fiktion ausgestorbener Zwischenstufen ausgefüllt. Gewiß haben die Springer Springbeine, aber nicht deshalb, weil sie sich aus einer nichtspringenden Art durch Zauber der Zwecklichkeit in die springende Art verwandelt hätten, sondern — „weil" sie Springer sind! Und das waren sie schon immer. Und die Giraffen sind Tiere mit

sich über die „Anlage Keimzelle" beim Nachkommen zu der Form „Unfall mit Beinverlust" entwickelte, z. B. bestand oder besteht Muskelschwäche, Gefäßschwäche, Krampf, eine alte Rachitis mit Knochenschwäche, Rheuma, Gicht, Ischias usw., evtl. zurücktretend gegenüber Symptomen an andern Körperregionen, mehr oder minder ausgeprägt, oft vom Kranken kaum bemerkt, immer aber bei hinreichend genauer Untersuchung zu ermitteln.

Man kann die Eigenschaften und Funktionen eines Individuums nach ihrem zeitlichen Auftreten klassifizieren und hierbei diejenigen, die sich bis zur Geburt differenzieren, als „angeborene" (svw. bei der Geburt vorhandene) von denjenigen, die sich später differenzieren, als „erworbenen" unterscheiden. Indes hat gewöhnlich „angeboren" den Sinn von „ererbt" und „erworben" den Sinn von „nicht ererbt", und insofern ist jene Benennung bedenklich. Realiter sind alle Eigenschaften und Funktionen ererbt, erbdeterminiert, die vor- wie die nachgeburtlichen.

„Erworbene" Eigenschaften gibt es nicht *), also können auch keine vererbt werden. (Auch die Mutationen Morgans sind erbdeterminiert, die Versuchstiere erbkrank, wie S. 111, 122 dargelegt.)

langen Hälsen und fressen von den Bäumen — und solche Tiere waren sie schon immer. Das sind die Tatsachen — und wir wollen nicht an ihnen herumdrehen und -deuteln. Es gibt keine Tatsache, die dafür spräche, daß die Giraffen dereinst keine Giraffen gewesen wären usw. „Erwerben" kann man nur, was man „hat", d. h. es kann sich immer nur die Differenzierung der Anlage vollziehen; diese aber ist im Sinne der biologischen Symbolik Erbe aller Vorfahren. Die Differenzierung wird nicht verursacht, sondern geht vor sich, natürlich unter gewissen Umständen, die aber nicht Ursachen sind. „Mneme" wird definiert als „die Eigenschaft der lebenden Substanz, durch irgendwelche ablaufende Funktionen so verändert zu werden, daß ähnliche Funktionen später leichter vonstatten gehen und bei gewissen assoziativen Zusammenhängen sich wiederholen" (Bleuler, Psych.-Neur. Wschr. 1938 Nr. 8). Realiter sind die Veränderungen der lebenden Substanz (der Substanz überhaupt) rein biologische Tatsachen und ist nicht die Funktion die Ursache der Veränderung, bewirkt nicht die Funktion die Veränderung, sondern verändert sich die Substanz, d. h. eben verändern sich (im Rahmen der Spezifität) ihre Eigenschaften und Funktionen. Diese evolutiven Funktionen nennen wir „Übungen" (§ 7,1, B u. 5, C,); es ist überflüssig, die Übungsfähigkeit noch besonders zu bezeichnen, und es ist dämonistisch gedacht, sie auf ein „Gedächtnis", eine „Mneme" als wirkende Ursache zurückzuführen. Vgl. 1. Bd. S. 707.

*) Dieser Satz steht wörtlich auch bei Dr. Manfred Fuhrmann in seinem Buche „Das psychotische Moment", 2. Aufl., S. 79. Ich habe dieses Werk, dessen 1. Aufl. 1903 erschien, erst jetzt (Ende Sept. 1937) kennen gelernt, meine Niederschrift ist aber im Okt. 1931 begonnen worden. Die Übereinstimmung zwischen Fuhrmann und mir ist um so erfreulicher, als Fuhrmann in seiner Broschüre auf 87 Seiten die ganze moderne Entwicklung der Psychiatrie vorausgesagt hat, eine Leistung, die als genial bezeichnet werden muß. Vgl. meine Kritik des „Lehrbuches der Psychiatrie" von Fuhrmann und Korbsch in der Psych.-Neurol. Wschr. 1937 H. 34.

D. Zur Theorie der funktionellen Reize.

Die Zelle nimmt auf und gibt ab. Aufnahme — Abgabe ist die allgemeine Bezeichnung für Funktion. Sie ist ihrem Wesen nach vw. koordinative Veränderung, im Unterschied vom bloßen Ortswechsel als eigenschaftlich determiniert gekennzeichnet (s. 2. Bd. S. 97). Die Funktionen und Eigenschaften sind trophische und genische, eine dritte Sorte gibt es nicht. Es funktionieren also die einzelnen Teilchen (Substanzen) der Zelle, und das Gesamt dieser Funktionen ist „die Funktion der Zelle" als des Ganzen. Kontrahiert sich also „die Zelle", so heißt das: gewisse Teilchen verändern sich vw. koordinativ in einer gewissen auffälligen Weise, doch sind alle andern Teilchen an der Veränderung mehr minder merklich beteiligt. Ebenso wenig wie es eine Aktualität gibt, die zweimal identisch, zweimal am identischen Orte zur identischen Zeit vorhanden wäre, sich also eigenschaftlich und funktionell (koordinativ) „absolut" nicht veränderte (s. § 1,1), ebensowenig gibt es eine solche Aktualitätenreihe, ein solches assoziatives System, z. B. eine Zelle. Es gibt keine Zelle ohne Funktionen, wie es keine Zelle ohne Eigenschaften gibt; es gibt keine Zelle, die sich nicht stetig verändert. Die Meinung, daß eine Zelle oder ein Organ sozusagen als neutrale Substanz, frei von Eigenschaften und Funktionen existiere und diese dann „hinzukämen", ihm „anhingen" oder irgendwie eingezaubert würden, am oder im Dinge abgesehen von ihm selbst vorhanden wären, also auch ohne „wesentliche" Änderung gemehrt oder gemindert werden könnten, ist ebenso irrig wie die (z. B. Kantsche) Auffassung, daß wir überhaupt keine Dinge wahrnähmen, sondern bloß Eigenschaften (1. Bd. § 17). Realiter ist die Aktualität biologisches Symbol aller ihrer Eigenschaften und Funktionen; sie treten als einzelne nur in der Beschreibung auf *). So ist

*) Die Frage, was denn „die Substanz", „das Substantielle" „an" der Aktualität (dem Ding, Phänomen usw.) sei, entfällt also bei der Erkenntnis, daß Substanz und Aktualität identisch ist. Die Aktualität besteht nicht aus Substanz und dazu aus Eigenschaften und Funktionen, auch nicht „bloß" (als „substanzlos") aus Eigenschaften und Funktionen; es werden auch nicht Eigenschaften und Funktionen angegeben — derart, daß die Substanz, denen jene „anhaften", unerreichbar und unbeschreibbar sei. Sondern die Aktualität ist die Substanz (als biologische Homogenität, biologisches Symbol), und sie wird in der Form der Angabe von Eigenschaften und Funktionen beschrieben — gemäß der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung, also der biologischen Struktur und Funktion der Hirnrinde (3. Bd. S. 34ff.); natürlich sind auch die Wörter, die phänomenologischen Aktualitätenreihen substantiell, seiend. Die gen. Fragen mit langen philosophischen und psychologischen Erörterungen sind nur möglich, so lange man an die „objektive", „vom Bewußtsein unabhängige Welt" glaubt und ihre Seinsart sowie ihre Einwirkung auf das Ich, so daß sie wahrgenommen wird, sowie die Seinsart des Wahrgenommenen ergründen möchte, d. h. sie sind nur im dämonistischen Denken möglich,

auch ein Organ ohne Funktion ebensowenig denkbar wie ein Organ ohne Eigenschaft.

So selbstverständlich das ist, so behauptete doch W. Roux, daß sich in der ersten Periode der Entwicklung des Embryos die Organe unabhängig von der Funktion infolge ererbter Organanlagen bilden, er spricht von einer Periode des „afunktionellen, zeitlich präfunktionellen Gestaltens und Wachsens", in der das Wachsen durch Hyperämie wesentlich gefördert würde. Aber, so wandte und wende ich ein, wie soll Nahrungsaufnahme (Hyperämie!) und Wachstum ohne Funktion denkbar sein? Die Nahrungsaufnahme und natürlich auch die Abgabe von Stoffen (der Stoffwechsel), also die trophischen Vorgänge — und dazu die genischen sind doch die Funktionen. Wie kann man von der Bildung der Organe, also spezifischen Zellteilungen sprechen und dabei diese Periode „afunktionell" oder „präfunktionell" nennen! Zu dieser Unlogik führt wieder die Fiktion von den Außenfaktoren, hier „funktionelle Reize" genannt. Diese „Reize" machen sich angeblich in der zweiten Periode neben der Hyperämie wachstumfördernd geltend, während sie in der dritten Periode überwiegend tätig sind. Wir sagen dagegen: in der Frühzeit ist die Zelle usw. noch rel. undifferenziert, ihre Eigenschaften und Funktionen noch primitiv, impliziert; sodann differenzieren (vermannigfaltigen) sich die Eigenschaften und Funktionen, und vom Höhepunkte der Lebenskurve, der spezifischen Wachstumsgrenze an setzt die Involution, das Überwiegen der Abgabe über die Aufnahme ein, schließt sich an die Dif-ferenzierung die In-ferenzierung. Überdies — was sind „Reize", was „funktionelle Reize" dem Wesen nach? Was gibt es noch für Reize außer den funktionellen? Wie soll sich ein Körper zu einem Partner anders als funktionell verhalten? etwa bloß eigenschaftlich? Das Verhältnis besteht immer zwischen Partnern, sie passen zueinander auch eigenschaftlich, aber „Verhältnis" ist „Verhalten", speziell funktionell zu verstehen, ebenso natürlich Verhältniswechsel. Also gibt es nur funktionelle Reize, sofern wir den Partner als „Reiz" oder „Reizquelle" (Außenfaktor) bezeichnen. Kann es ein Stadium der Entwicklung geben, in dem diese „funktionellen Reize" nicht vorhanden wären, d. h. eine Zelle keine Umgebung hätte (im Nichts schwebte?), nicht aufnähme und abgäbe, nicht funktionierte? Die Frage stellen, heißt sie verneinen.

Wir lehnen auch die Auffassung ab, als ob durch „funktionelle Reize" das Wachstum gefördert würde. Was wächst, das wächst, und was nicht wächst, das wächst nicht. Alle Vorgänge vollziehen sich unter gewissen Umständen (wie denn sonst?), diese

---

ja ihm eigentümlich. Die realische Erkenntnis, daß die Aktualität das Einzig-Seiende und zwar Funktionseigentümlichkeit der Denkzelle ist, ist die endgültige Lösung des Problems. Siehe auch § 7,5, D Anm.

gehören zum Ablauf — nicht als Ursachen, sondern als Glieder. Wächst ein Organismus, so nimmt er mehr auf, als er abgibt, und es finden sich all die spezifischen Substanzen (auch Hormone usw.) vor, die eben der Gesamtkomplex sind. Wächst ein Organismus (krankhafterweise) nicht, dann fehlen ihm natürlich auch gewisse Substanzen im Vergleiche mit dem wachsenden Organismus. Das Wachstum wird nicht durch Stoffe (Nahrung usw.) oder ihre Funktionen verursacht: ihre Aufnahme usw. ist ein Zeichen des Wachstums und gehört zum Wachstum.

R. Virchow sprach ebenfalls von funktionellen Reizen: sie sollen die spezifischen Zellreaktionen auslösen, z. B. Kontraktion, Innervation, Sekretion usw. Was sind hier funktionelle Reize? Doch auch nichts anderes wie aufgenommene Substanzen oder Verhältnispartner, die ja doch alle im Eronenaustausch (Stoffaustausch) stehen. Von den funktionellen werden die formativen und nutritiven Reize unterschieden. Also gehört nach Virchow Gestaltung und Ernährung nicht zu den Funktionen. Wozu sonst? Die Gestaltung des Organismus soll von formativen, die Ernährung von nutritiven, die Kontraktion usw. von funktionellen Reizen abhängen. Man fragt sich: ist denn der Organismus ein „totes Mechanikum", auf das all die Reize losgelassen werden und das erst durch sie in Funktion, Wachstum, Gestaltung gebracht wird?! Tut die Zelle von sich aus gar nichts? Läßt sie bloß „mit sich machen", geschieht bloß etwas mit ihr? Gewiß, so lange man die Innen- und Außenfaktoren als Ursachen auffaßt, also dämonistisch-mechanistisch denkt — und diese Denkweise ist ja auch heute noch die übliche —, wird der eine Forscher mehr den Innen-, der andere mehr den Außenfaktoren die Schicksalsmacht zufingieren oder die eine Gruppe ganz vernachlässigen.

Da soll der Mangel an formativen Reizen Infantilismus und Zwergwuchs bedingen. Ja, wie stellt man sich das vor? Was sind formative Reize? Wer übt sie aus und wie geschieht ihre Ausübung? Auf wen oder was werden sie ausgeübt, wie ist das „Objekt" dieser Reize beschaffen, daß erst sie es in Form bringen, formal ausgestalten? Ist das Objekt vorher „formlos"? In welcher Weise soll die Wirksamkeit der Reize geschehen, wie ist der Vorgang ihres Wirkens? Die Zelle ist der Theorie nach ein Etwas, ein Neutrum X, dessen Gestaltungsprozeß erst durch die formativen Reize bewirkt wird; fehlen oder mangeln sie, dann gerät dieses selbe X in den Infantilismus oder Zwergwuchs oder in allerlei Habitusanomalien. Frage: sind diese Formen nicht auch — eben Formen, d. h. Wirkungen formativer Reize? Es kommt nur auf die formativen Reize an, nicht auch auf das „Material", auf das sie wirken? Sie sind die dämonischen Mächte, die, „geheimnisvoll am lichten Tag", ihres Amtes walten, deren unerklärliches Wirken Wachstum und Gestalt des Organismus, auf das ihr Wirken sich erstreckt, bedingen, sie sind die Magier, Götter im kleinsten und doch mit der „gleichen" Kraft begabt wie die großen und größten Götter, eben mit göttlicher Kraft — wie sollte sonst ihr formschöpferisches Wirken zu „verstehen" sein! Übrigens intelligent ist die Theorie gerade nicht: Die Organismen haben Gestalt (jeder seine), wie ist das zu erklären? Sehr

einfach: sie wird durch formative Reize bewirkt. Zwar schweigt man sich über diese „Faktoren" heftig aus (was soll man auch über diese fingierten Mächte sagen können — außer etwa Phrasen!), aber solche tautologischen Sätze nehmen sich doch so aus, als ob etwas ganz Neues und Großartiges gesagt wäre, besonders falls eine Autorität also spricht.

Die Psychobiologie lehrt: Die Zelle usw. gestaltet sich „von selbst", die Formation ist — ebenso wie die Nutrition usw. — rein biologisches Geschehen, und zwar ist sie die Koordinatik des individualen Geschehens, also das spezifische koordinative (lage-, kraft- und richtungsmäßige) Verhältnis der beteiligten Aktualitäten (Substanzen) zueinander in steter Veränderung. Formation ist also ein „autogener" Vorgang, der natürlich im zeiträumlichen Zusammenhange mit den formativen (koordinativen) Vorgängen der Umgebung erfolgt. Die Koordinatik ist aber nicht die Ursache der — Koordinatik, also der Formation, Gestaltung, Strukturierung, oder gar des Wachstums! Zwergwuchs ist nicht ein Zeichen dafür, daß „bloß" die formativen Reize gefehlt oder gemangelt haben, sondern ist Zeichen einer spezifischen biologischen Gesamtbeschaffenheit, die zu dieser Beschaffenheit gehörige Koordinatik s. Struktur (zu „Gestalt" s. 1. Bd. S. 465 f.). Bei Zwergwuchs finden sich auch hormonale Abweichungen; führt man fehlende Hormone zu und tritt nun eine Umgestaltung, ein Wachstum ein, so folgt daraus keineswegs, daß es bloß auf diese Hormone ankomme, diese die Ursache der Formation seien, sondern es folgt daraus, daß die Hormone zum normalen Bestand einer Zelle usw. gehören — als Mitglieder des Gesamt „Zelle". Ist das Gesamt krank, dann fehlt es u. v. a. auch an diesen Hormonen; wird der Mangel ausgeglichen, dann ist insoweit der Zellbestand mehr minder weitgehend normalisiert, und es finden demgemäß auch formative Veränderungen statt; diese sind freilich im Falle therapeutischer Zufuhr von Hormonen allemal krankhaft, mögen sie „äußerlich" auch normgleich aussehen, sie sind „Kunstprodukte" insofern, als die Zelle usw. ja durch bloße Zufuhr von Hormonen (oder andern Medikamenten) nicht geheilt, sondern nur ein Mangel künstlich-mechanisch und immer nur vorübergehend (das Hormon wird verarbeitet usw.) einigermaßen ausgeglichen wird. Niemals kann man realiter ein Glied der Reihe, einen Teil des Ganzen als Ursache der Reihe, des Ganzen (somit doch auch seiner selbst!) auffassen, auch nicht in dem Sinne, daß eine gewisse Beschaffenheit des Teils Ursache der Beschaffenheit des Ganzen sei. Man darf nur sagen: die Zuführung z. B. eines mangelnden Hormons ist der Anfang, die Ur-Sache einer zeiträumlichen Reihe, also hier einer Veränderung, deren koordinative s. formative Komponente besonders auffällt und die hiernach bezeichnet wird (über „Wuchsstoffe" s. 6. Bd. § $1_{,4,\ B,\ b}$). In diesem (kranken) Falle setzt der Vorgang mit diesem Akte ein — so wie die (kranke) Verdauung im Magen mit

der Zufuhr künstlichen Magensaftes einsetzt (der physiologische und der künstliche Magensaft ist aber nicht die Ursache der Verdauung, sondern nur ein unentbehrliches Glied in der Reihe der Verdauungsvorgänge).

Die biologische Determination gilt für alle Vorgänge, also auch für die experimentellen, deren Anordnung, wie man sagt, von der Willkür des Untersuchers abhängt. Der Untersucher ist ein Reflexwesen, und was er erlebt, ist seine Aktualitätenreihe, und wie diese abläuft, ist nicht ein „Akt der Willkür", nicht dämonisch bestimmt, sondern ein biologischer, zeiträumlicher Zusammenhang, ist Sache der assoziativen Verknüpfung. Alle Experimente sind „besondere" assoziative Abläufe, und die Individuen, mit denen experimentiert wird, sind biologisch so beschaffen, daß sie eben am Experiment teilnehmen; diese Beschaffenheit kann innerhalb oder außerhalb der normalen Variationsbreite liegen, die Abläufe differieren jedenfalls von den „physiologischen", die Beobachtung der physiologischen, „natürlichen" Vorgänge pflegt man im allgemeinen nicht als Experiment zu bezeichnen. Hiernach sind also die experimentellen von den „natürlichen" (unexperimentellen) Vorgängen zu sondern. Unter verschiedenen Umständen verhält sich z. B. die Zelle verschieden, aber auch die Zelle ist als Partnerin der verschiedenen Umstände nicht „dieselbe", sondern entsprechend der Umgebung verschieden. Es ist ein Fehler des dämonistischen Denkens zu sagen: dieselbe Zelle Z kann ich jetzt mit einem „schwachen Reiz", dann mit einem „stärkeren" und schließlich mit einem „starken" zusammenbringen. Nein, die Zelle Z mag zwar in jedem Falle Z heißen (die „nämliche" sein), sie ist aber jedesmal, je nachdem, in welchem Zusammenhange sie vorkommt, im Grade der Gleichheit (vgl. § $1_{,1,\,A}$) anders, also Z', Z'', Z''' usw. — ebenso wie der Denkzellkomplex, dessen Aktualitätenreihe Z ist, in jedem assoziativen Zusammenhange zwar der gleiche (im Grade der Gleichheit spezifisch anders), nicht aber der identische ist.

Dies sei am Arndt-Schulz-Gesetz erläutert. Es lautet: „Schwache Reize regen die Zelltätigkeit (Lebenstätigkeit, Funktion) an, stärkere fördern, starke hemmen, stärkste heben sie auf" (vgl. 6. Bd. § $7_{,3}$). Die Zelle Z geht also in einer Umgebung, die oder deren auf Z gerichtete Funktionen man als schwache oder stärkere „Reize" bezeichnet, in eine lebhaftere (raschere, intensivere) Tätigkeit über, sie nimmt lebhafter auf und gibt lebhafter ab, es stehen zur Zelle, ihren Substanzen gemäß ihrer jeweiligen Beschaffenheit mehr und mehr und andere Partner im Verhältnis. In einer Umgebung, die oder deren Funktion man als starke Reize bezeichnet, kann sich auch nur eine Zelle befinden, die Paßform zu dieser Umgebung ist; die Zelle „Z" ist jetzt eine andere, wenn auch die gleiche wie vorher in der Umgebung „schwache Reize", sie ist Z', sie ist so beschaffen, daß im Zusammenhange mit der jetzigen Umgebung ihre Tätigkeit zu erlahmen beginnt, sie nimmt Stoffe auf, die zu ihren jetzigen Substanzen Paßformen sind, und die so entstehenden Verbindungen verändern sich langsamer,

der Stoffwechsel „ist gehemmt", es bilden sich Stoffe vom Charakter „Gift". Dies gilt nun auch für die Umgebung „stärkste Reize": die aufzunehmenden Stoffe sind Gifte oder verbinden sich mit Zellsubstanzen zu Giften, auch für diese muß die Zelle Paßformen haben, sie muß — nun als Z″ — eine solche biologische Beschaffenheit haben, daß sie sich eben in dieser Umgebung befindet, für die stärksten Reize zugänglich ist, daß ihr Stoffwechsel sich in einer solchen Weise verändert, die zum Zelltod führt; auch die Zelle stirbt nur, wann „es soweit ist", wann ihre Lebenskurve zu Ende ist. Alle ihre Geschehnisse sind Kennzeichen ihrer biologischen Beschaffenheit, jede Eigenschaft und Funktion, jede Veränderung ist spezifisch und stellt im Sinne der biologischen Symbolik die Gesamtbeschaffenheit dar; dies gilt für jedes Individuum. Mag eine Veränderung von der Umgebung auf die Zelle oder umgekehrt ausgehen, in jedem Falle muß Zelle und Umgebung von einer bestimmten paßrechten biologischen Beschaffenheit sein — sonst kommt eben diese Veränderung nicht vor (sondern eine andere, „passende"). Diese Konstatierung beeinträchtigt nicht die Gültigkeit des Arndt-Schulz-Gesetzes, sie nimmt es aber aus dem dämonistischen Denken heraus, worin „der Reiz" als eine Art Zauberer eine Art Neutrum trifft und dessen Änderung (unabhängig von oder entgegen seiner biologischen Beschaffenheit) verursacht. Ferner verstehen wir nun, daß die Einzelfälle (z. B. die Veränderungen eines Organismus oder verschiedener Organismen bei und nach Einverleibung einer bestimmten Arzneidosis oder bestimmter Arzneidosen oder bestimmter Dosen verschiedener Arzneien) eben gemäß der jeweiligen biologischen Beschaffenheit der Partner nur auf Regeln gebracht werden können, und daß aus den Regeln und Ausnahmen das biologische Prinzip als Gesetz abstrahiert werden kann. Die realische Formulierung des Arndt-Schulz-Gesetzes ist: Die Zelltätigkeit steigt bei schwachen und mittelstarken Reizen und fällt bei starken und stärksten Reizen, wobei wir unter „Reiz" den Ausgangspunkt einer Veränderung verstehen.

Die Zelle verändert sich stetig funktionell und eigenschaftlich „von selbst" (autogen), d. h. rein biologisch, im Ablaufe ihrer Existenzkurve — und dies gilt ebenso für die Umgebung, die Um-stände, gilt für jedes Individuum, jede Aktualität, Aktualitätenreihe: die Aktualität ist immer-anders. Die Veränderung z. B. einer Zelle geschieht immer im zeiträumlichen Zusammenhange mit den Veränderungen der nächsten, weiteren und weitesten Umgebung und zwar in Koinzidenz (ein „absolut" Unveränderliches gibt es nicht), Präzession (die aktuelle Reihe geht von der Zelle aus) und Sukzession (die Reihe geht von der Umgebung aus). Alle Bewegung ist kosmisch. Wir erkennen die Veränderung, Funktion, Bewegung als rein biologische Tatsache, der Dämonist fragt nach den Ursachen der Veränderung und antwortet — mit der Frage, nämlich mit der Angabe der Ursächlichkeit als einer geheimnisvollen Macht, die in den Dingen auf die Dinge wirke.

4. Knabe oder Mädchen?

„Zahlreiche Tierarten zeigen bei einem für beide Geschlechter sonst identischen Chromosomensatz in einem Chromosomenpaar morphologische Differenzen", sagt L. Borchardt (l. c. S. 25). Nun ist „die Identität zweier Chromosomensätze" logisch eine

Unmöglichkeit (zwei sind eben zwei, nicht identisch, „dasselbe"), aber auch abgesehen von der Logik: die morphologische Ähnlichkeit der Chromosomensätze zweier Zellen darf nicht zu der Auffassung verführen, daß diese Chromosomen „identisch" wären. Die Eizelle ist niemals „identisch" mit der partnerischen Samenzelle, auch nicht hinsichtlich der Chromosomen, mögen sie sich noch so ähnlich sein (unterm Mikroskop!). Eine solche „Identifizierung" ist eine ganz schlechte Basis für eine Theorie. — Nun sind also bei je einem Chromosomenpaar geschlechtsverschiedener Individuen bei zahlreichen Tierarten morphologische Differenzen gefunden worden, und an diese Tatsache knüpft sich die Theorie an, daß diese Chromosomen die „Geschlechtschromosomen" seien und das Geschlecht des Nachkommen bestimmen. Meist, also nicht immer (!) hat das weibliche Geschlecht zwei gleichartige Geschlechtschromosomen, genannt X-Chromosomen, das männliche ein X- und ein davon morphologisch verschiedenes Y-Chromosom. Bei der Reduktionsteilung der weiblichen Keimlinge wird ein X-, der männlichen Keimlinge teils das X-, teils das Y-Chromosom ausgeschieden, und es bilden sich nun bei der Amphimixis Keimzellen mit XX und solche mit XY, aus den ersteren entwickeln sich wieder weibliche, aus den letzteren männliche Individuen.

Welche Tatsachen sind anzuführen dafür, daß diese Chromosomen — und nur sie — „Träger der Geschlechtscharaktere" seien und das Geschlecht der Nachkommen ursächlich bestimmen? Keine! Daß es Knaben und Mädchen gibt, ist doch wohl kein Beweis. Der Annahme widerspricht aber durchaus die Tatsache, daß es weibliche Individuen gibt, deren Geschlechtszellen nicht zwei X-Chromosomen, andererseits männliche Individuen, deren Geschlechtszellen zwei X-Chromosomen aufweisen (gewisse Schmetterlinge). Mit der leichtfertigen Ausrede, daß da eben „der Typus der Faktorengrundlage des Geschlechts umgekehrt sei" (Herm. Hoffmann, Vererbung und Seelenleben, 1922, S. 13), ist die Theorie nicht zu retten. Wie soll man sich aber auch die „Koppelung" der „Geschlechtscharaktere" an bestimmte Substanzen vorstellen? Wie soll eine morphologische Besonderheit gewisser Kernsubstanzen der Keimlinge das Geschlecht des Nachkommen bestimmen können? Ei- und Samenzelle mögen sich auch und besonders auffällig in diesem Chromosom unterscheiden, aber sind die Keimlinge „sonst" ungeschlechtlich, „liegt" das Geschlecht nur „im" X- oder Y-Chromosom? Und soll das auch für die Keimzelle und das sich differenzierende Individuum gelten: bestehen sie auch nur aus einer sozusagen neutralen Substanz und dazu dem chromosomgebundenen Geschlechtscharakter? Das wäre! Wie soll die Wirksamkeit des Geschlechtschromosoms zu denken sein — derart

nämlich, daß es aus der Keimzelle einen Knaben bzw. ein Mädchen „macht"? Ohne Zauber, ohne Dämonie geht das nicht! Es geht aber überhaupt nicht, die Theorie ist reine Fiktion *), noch dazu eine solche, die es mit den Tatsachen nicht genau nimmt.

Die Psychobiologie lehrt: Die Ei- und die Samenzelle sind biologisches Symbol des Vaters bzw. der Mutter. Der Mann ist supermaskulin, das Weib superfeminin (s. 1. Bd. § 26,4), also weist auch die Samenzelle mehr gerade als runde, die Eizelle mehr runde als gerade Anordnungen auf, sind die weiblichen Anteile der Samenzelle geringer als die männlichen, die männlichen Anteile der Eizelle geringer als die weiblichen — „weiblich" und „männlich" hier „unisexuell", synonym mit „rund" und „gerade" gemeint. Die Keimzelle besteht also aus vw. männlichen oder vw. weiblichen Anteilen (Anordnungen). Hat die Samenzelle z. B. 70% männliche und 30% weibliche, die Eizelle 60% weibliche und 40% männliche Anteile, dann überwiegen in der Keimzelle die männlichen Anteile: auf 110 ml. kommen 90 wbl. Anteile, die Keimzelle ist supermaskulin, das aus ihr hervorgehende Individuum ist ein Knabe. Überwiegen in der Keimzelle die wbl. Anteile, so ist sie superfeminin, das Individuum ist ein Mädchen. Die Keimzelle als Ganzes ist Anlage des sich aus ihr differenzierenden Individuums, auch quoad Geschlecht. Je nach dem Grade des Überwiegens der ml. oder der wbl. Anteile ist das Individuum „mehr Mann" oder „mehr Weib". Diese Relation liegt innerhalb oder außerhalb der normalen Variationsbreite (s. Anm.). Ein einziger Sohn, der mit mehreren Schwestern aufwächst, ist oft deutlich mädchenhaft, eine Tochter, die mit mehreren Brüdern aufwächst, oft deutlich jungenhaft; das sind erbbiologische Tatsachen, nicht „Wirkungen der Umgebung". Die Anlage Keimzelle ist auch quoad Relation der ml.:wbl. Anteile biologisches Symbol der Eltern; ihrer Konstitution gemäß zeugen manche Eltern mehr Knaben als Mädchen oder umgekehrt oder nur Knaben oder nur Mädchen.

„Rund" und „gerade" (wbl. und ml. im unisexuellen Sinne) sind nicht nur die genischen, sondern auch die trophischen Anordnungen. Runde und gerade Anordnungen sind im gesamten Individuum vorzufinden, sind die spezifisch verbundenen Grundstrukturen. Auch die genischen und die trophischen Reflexsysteme sind aufs mannigfachste verschränkt (s. 1. Bd. §§ 26,3, 27,4). Das Zeugungsorgan ist also zwar das genische Zentralorgan, aber auch zu allen Ernährungsorganen gehören mehr minder zahlreiche genische Anteile, wie auch umgekehrt zum Genitale

*) Dies gilt auch für die Theorie, wonach Hormone oder andere Wirkstoffe (z. B. Termone) den Geschlechtscharakter ursächlich bestimmen. Die Hormone sind überhaupt die modernen Dämonen der Biologie. Vgl. 1. Bd. S. 145f.

trophische. Mithin ist zwar das Genitale das zentrale, „primäre" Geschlechtsmerkmal, aber es ist nicht das einzige. Es ist also unrichtig anzunehmen, daß „das Geschlecht" des künftigen Individuums an ein Chromosomenpaar gekoppelt sei oder gar daß dieses anlagemäßig das künftige Genitale darstelle. Der Geschlechtscharakter ist überhaupt nicht „gekoppelt", nicht mechanistisch gesondert und dämonistisch in und aus gesonderten Teilen wirksam, sondern er ist ganzheitlich in dem Überwiegen der ml. bzw. der wbl. Anordnungen gegeben — und diese stammen von Vater und Mutter derart, daß jeder Elter ml. und wbl. Anteile beiträgt, also väterliche (paternäre) und mütterliche (maternäre) wbl. und ml. Anteile die Keimzelle, die Ur-Sache des Kindes bilden *).

Die Samenzelle ist ein „Zellmann", die Eizelle ein „Zellweib"; die Keimzelle ist entweder ein Zellmann — es entwickelt sich ein Knabe — oder ein Zellweib — es entwickelt sich ein Mädchen. Bei der Differenzierung sondern sich gemäß der Spezifität in jedem Organismus Zellmänner und Zellweiber (man nennt sie alle ungenau „Tochterzellen"), d. h. Zellen mit mehr runden und solche mit mehr geraden Anteilen, sie nehmen entspr. Paßformen auf (vgl. S. 115). Beim Weibe überwiegen im ganzen die runden, beim Manne die geraden Anordnungen. — Wie ist es nun aber in den Fällen, in denen eine Besamung nicht stattfindet, z. B. bei gewissen Eiern der Biene oder im entwicklungsmechanischen Experiment? Die Eier der Biene, aus denen sich Drohnen bilden, sind Zellmänner, sie sind „parthenogenetisch", also „substantisch" befruchtet (S. 73 f.), derart, daß

*) Die Hämophilievererbung „erklärt" man mit der „Bindung" des „krankhaften Erbfaktors" an das X-Chromosom, das somit X' heißt. Sonst, im übrigen ist also der Keimling gesund?! Der Bluter ist also bis auf das Fehlen der Thrombokinase gesund?! Der Krebskranke ist bis auf den Krebs gesund?! Usw. Eine grob mechanistische Auffassung. Wir sagen dagegen: der Kranke ist immer im ganzen krank; er hat einen Krankheitsherd, aber von ihm gehen Ein-flüsse auch in die „gesunden" Gebiete, die somit nur „fast-gesund" sind. Der Bluter ist im ganzen, im Sinne der Diathese krank (hämophile Diathese). Mithin ist die Ansicht, der „krankhafte Erbfaktor" sei an ein und zwar (dem Erbgang nach) an das X-Chromosom gebenden, durchaus unbiologisch — ganz abgesehen davon, daß es mysteriös bleibt, wie dieser Erbfaktor, seine Bindung, seine Wirkung auf den späteren Menschen zu denken sei. Der Erbgang der Hämophilie (usw.), d. h. die ermittelten Erbtatsachen sind aus der Latenz und Dominanz voll verständlich. Die Frage nach der Ursache des Erbganges und die Antwort in Form der Übertragung der beobachteten Tatsachen auf „gedachte" Vorgänge in den Keimlingen ist rein fiktional und hat keinerlei Erkenntniswert. Das Analoge gilt für die angebliche chromosomale Gebundenheit der Anlage des Letaltumors (Morgan-Stark) bei Drosophila usw. usw. Man schreibt solchen Annahmen eine Bedeutung zu, die sie keineswegs besitzen; in diesem Sinne wird auch die Bedeutung des Experiments oft weitaus überschätzt.

sie mehr gerade als runde Anordnungen haben; die besamten Eier wachsen zu Weibchen (Königinnen und Arbeitsbienen) aus, d. h. „trotz" der Besamung überwiegen die runden Anordnungen. Nach der experimentellen Scheinbesamung (S. 75, 82) entwickeln sich die Eier zu wbl. Embryonen oder ist der Stich usw. eine Verletzung, die bei den so-spezifischen Eiern von einer überwiegenden Mehrung der geraden Anordnungen gefolgt ist, dann gibt es ml. Embryonen; in beiden Fällen sind die Embryonen abnormal (der väterliche Anteil fehlt).

Eine „Vorherbestimmung" des Geschlechts in dem Sinne, daß durch gewisse Maßnahmen die Männlichkeit oder Weiblichkeit des Kindes herbeigeführt werden könnte, ist ausgeschlossen. Höchstens wären statistische Erhebungen über die Umstände, unter denen die Befruchtung stattfindet (Häufigkeit des Koitus, Zeit im Intermenstruum, Alter des Vaters und der Mutter usw.), auch nach der Fragestellung „Knabe oder Mädchen?" möglich; dabei ist zu bedenken, daß die einschlägigen Angaben nur ungenau zu gewinnen sind. Aber die schönste Statistik ändert nichts an der Tatsache, daß die Geburtlichkeit auch hinsichtlich des Geschlechts der Kinder ein biologisches Datum ist, an dem wir nichts ändern können. Wir sind keine Götter, die von außerhalb des Geschehens — das Geschehen lenken und leiten. Das Individuum ist Glied des Ganzen und dem biologischen Geschehen verhaftet. Wir können nur die Tatsachen erkennen, vergleichen, beschreiben, gruppieren, hier also die Umstände, unter denen die Geburtlichkeit sinkt oder steigt, die relative Zahl der Knaben- oder Mädchengeburten ab- oder zunimmt usw., aber die aus solchen Beobachtungen abgeleiteten Regeln, Gesetze, Theorien können das Geschehen nicht beeinflussen, das sie ja eben beschreiben. Die Beschreibung ist nur „Begleitmusik" des Geschehens. Die Theorie ist nicht die Ursache der Praxis, sie kann sie auch nicht ändern; die „Anwendung" kann nur bei der entsprechenden biologischen Beschaffenheit der beteiligten Individuen stattfinden — und diese kann die Theorie nicht anzaubern. So beobachten wir, daß durchschnittlich auf 105 Knaben 100 Mädchen geboren werden; dieses Verhältnis kann sich, z. B. während eines längeren Krieges, verschieben, doch findet alsbald wieder ein Ausgleich statt. Das Verhältnis ist ein biologisches Datum — wie alle Verhältnisse; die Statistik kann ja nur eben zählen, was sie vorfindet. Die dämonistische Frage: warum dieses Verhältnis? ist genau so fiktional wie das Metaphysische, an das sie gerichtet ist, und die (tautologische) „Antwort", die eben das fingierte Metaphysische als Ursache angibt.

Anmerkung. Mann und Weib als biologische Typen.

Als „Hermaphrodit" bezeichnet man allgemein ein Individuum mit Geschlechtsmerkmalen beider Geschlechter. Nun besteht das Genitale

des Mannes wie des Weibes aus runden und geraden Anordnungen, und diese sind Analoga derart, daß die Klitoris des Weibes dem Penis des Mannes, die großen Schamlippen dem Hodensack, die Eierstöcke den Hoden, der Uterus der Prostata usw. entsprechen. Diese Analogie erstreckt sich weiterhin auf die gesamte Genik des Mannes und des Weibes – und übrigens auch auf die gesamte Trophik, also auf die Organismen überhaupt. Das Kind entsteht ja aus einem väterlichen (paternären) und einem mütterlichen (maternären) Keimling. Man könnte also jeden Menschen als hermaphroditisch bezeichnen. Der Gedanke liegt nahe, daß Mann und Weib gar nicht biologische Typen seien, sondern nur spezielle Ausgestaltungen einer einheitlichen Substanz, die eine stetige Reihe von einem Extrem zum andern bilden und sich auch mehr oder weniger weitgehend in einander umwandeln können. Allerlei Beobachtungen aus der Physiologie und Pathologie der Tiere und der Menschen scheinen diese Auffassung zu bestätigen. Ich führe folgende Beispiele an.

Daß es ungeschlechtliche Fortpflanzung nicht gibt, habe ich im § 1,6 dargelegt. Die ml. und die wbl. Geschlechtsstoffe können in einem (niederen) Individuum vorhanden sein. Dazu haben gewisse Tiere jedes die ml. und die wbl. Geschlechtsorgane, so daß sich das Tier selbst befruchtet (Bandwürmer) oder sich bald als Männchen, bald als Weibchen betätigt (Regenwürmer). Die Vollweibchen des Zierfisches (Xiphophorus Helleri, Fam. Zahnkarpfen) wandeln sich als Jungfrauen oder, nachdem sie mehrmals Junge zur Welt gebracht haben, zu Männchen um derart, daß sich die Eierstöcke bis auf das Keimepithel auflösen und sich aus ihm alsdann nicht mehr Eier, sondern Samenfäden entwickeln, doch sind diese umgewandelten Weibchen keine Vollmännchen: sie sind von diesen äußerlich an (geringerer) Größe und (plumper) Gestalt unterschieden und zeugen mit Vollweibchen nur Töchter. Bei den Männchen der Taschenkrebse, denen von dem parasitisch lebenden Krebs Sacculina die Keimdrüsen bis auf die Reste des Keimepithels zerstört sind, entwickeln sich diese Reste nach dem Absterben des Parasiten zu Zwitterdrüsen (mit Samen- und Eileiter), in denen Samenfäden und Eier entstehen. Die aus den befruchteten Eiern des Sternwurmes (Bonellia viridis) ausgeschlüpften freischwimmenden Larven, die einen wbl. Sternwurm treffen und sich an dessen Rüssel anheften, werden zu Männchen; die Larven, die nicht auf Weibchen treffen, werden zu Weibchen; verlassen die Larven, wie das Experiment zeigt, innerhalb der ersten 12 Stunden den Rüssel des Weibchens, dann werden aus ihnen Weibchen, verbleiben sie länger auf dem Rüssel, so werden aus ihnen Zwitterformen und nach einem Verbleiben von länger als 48 Stunden Männchen; von dem Rüssel werden Stoffe übernommen, bei deren Anwesenheit sich die Larve zum Männchen entwickelt. R. Goldschmidt hat aus Exemplaren des Schwammspinners (Lymantria dispar) durch fortgesetzte Kreuzung Hermaphroditen „in lückenloser morphologischer Reihe" züchten können und hiernach seine Theorie von dem „Drehpunkt" und den „Intersexen" entwickelt. Steinach hat den Geschlechtscharakter ml. Ratten durch operative Einpflanzung von Ratteneierstock und wbl. Ratten durch Einpflanzen von Rattenhoden weitgehend effeminiert bzw. maskulinisiert. Ceni hat einem Hahn dreimal eine bestimmte Drüsengruppe der Henne (Thyreoidea, Parathyreoidea, Hypophyse, Nebenniere) in die Bauchhöhle eingepflanzt und gesehen, daß der Hahn sich 20 Tage hindurch Kücken gegenüber wie eine mütterliche Henne benahm, dann aber wieder ganz Hahn wurde. Kastrierte Menschenmänner (Eunuchen) verändern sich in Richtung Weib; viele Frauen nehmen im Klimakterium mehr minder ausgeprägt ml. Züge an. Usw.

Was ist aus alledem zu ersehen? Nichts weiter, als daß es Individuen mit ml. und wbl. Geschlechtsorganen gibt und ferner Individuen, deren

Geschlechtscharakter sich unter gewissen Umständen in gewisser Weise verändert. Diese Umstände sind aber keine Ursachen, die das Individuum aus seiner „eigentlichen" biologischen Beschaffenheit herauswerfen, umzaubern könnten, sondern Glieder des zeiträumlichen Geschehens, des „Schicksals" der betr. Individuen, das in jedem Falle „ab ovo" biologisch determiniert ist. Die Keimzelle, welcher Art sie sein möge, ist biologisches Symbol des Individuums, das sich aus ihr entwickelt, also aller seiner Eigenschaften und Funktionen. Die Sexualkonstitution, das Verhältnis der wbl. (runden) und ml. (geraden) Anteile, ihre Qualitäten, der Entwicklungsrhythmus der wbl. und der ml. Anteile aus der Implikatheit heraus, die Eigentümlichkeiten, die man mit Manifestanz (Dominanz) und Latenz (Rezessivität) und ihrem Wechsel bezeichnet, usw. — kurz jede Einzelheit ist in der Keimzelle im Sinne der biologischen Symbolik „gegeben".

Es ist also biologische Tatsache, daß sich aus den Keimzellen gewisser Tierarten anlagegemäß, versteht sich, doppeltgeschlechtliche Individuen entwickeln. Das ist eben so! Warum es so ist, wie es ist, — das ist die metaphysische Karussellfrage. Die Umwandlung des Zierfischweibchens in eine Art Männchen ist rein biologische Tatsächlichkeit, die sich bis in viele Einzelheiten erforschen läßt, nach deren „Warum" und „Wozu" zu fragen aber reine Fiktion ohne jedes Ergebnis ist. Nicht bloß die Keimdrüsen wandeln sich um, sondern der gesamte Organismus, nicht bloß die Genik, sondern auch die Trophik, und daran ist nicht die Umwandlung der Keimdrüsen „schuld", mag diese auch zunächst bemerkbar werden und am auffälligsten bleiben, sondern die Keimdrüsenveränderung ist lediglich Glied der Tatsachenreihe „Umwandlung zum Männchen"; diese Umwandlung besteht darin, daß — vielleicht zuerst an den Keimdrüsen — wbl. (runde) Anordnungen mehr minder weitgehend verkümmern, sich auflösen, absterben, dagegen die ml. (geraden) sich ausgliedern. Niemals wird dabei aus einem Weibchen ein Vollmännchen oder umgekehrt; das aus einem Weibchen entstehende Männchen bleibt immer feminiert, zwittrig, dies gilt auch für die Steinachschen Ratten, den Cenischen Hahn, die Voronoffschen Affen usw.

Nicht der Wille eines inneren oder äußeren Zaubers lenkt die eine Bonellialarve zu einem Weibchen hin und läßt die andern freischwimmen und so zu Weibchen werden, sondern es ist Zeichen der biologischen Beschaffenheit der einzelnen Larven, ob sie sich zu einem Weibchen hinbewegen und es finden oder selber Weibchen werden. Die Larve, die ein Weibchen findet, ist doch bestimmt eine andere wie die, die keins findet. Und daß der Mensch diese Verhältnisse experimentell nachmachen kann, beweist nicht, daß er ein Dämon ist, der das Schicksal der Larven bestimmen kann, sondern nur, daß er — seiner Reflexstruktur gemäß — die biologische Beschaffenheit gewisser Larven unter gewissen Umständen beobachten kann. Daß sich also im Experiment allerlei Sternwurmzwitter bilden, ist lediglich eine „experimentelle Tatsache" und zwar pathologischer Art. Es ist das biologische Schicksal mancher Tiere, im Laboratorium zu leben und zu sterben, also unter ganz andern Umständen wie die freilebenden Tiere. Die Implantation gegengeschlechtlicher Keimdrüsen ist gewiß kein normales Ereignis im Rattendasein! Man kann — mit aller Vorsicht — auf die normalen Verhältnisse Schlüsse ziehen, ferner von tierischen auf menschliche (normale und abnormale) Verhältnisse; nicht selten sind solche Schlüsse voreilig, zu weitgehend, fehlgerichtet.

Auch für den Menschen gilt, daß nicht das Genitale den Geschlechtscharakter ursächlich bestimmt. Das Weib ist nicht Weib, weil es einen Uterus hat, und es hat nicht einen Uterus, weil es Weib ist, sondern das Weib hat einen Uterus. Zwischen Weib und Uterus besteht kein Kausalnexus. Das Weib hat auch nicht bloß einen Uterus, sondern ist ein aus

genischen und trophischen Reflexsystemen bestehender Organismus, dessen runde (wbl.) Strukturen die geraden (ml.) überwiegen und dessen Einzelheiten sämtlich hiernach spezifisch, d. h. eben „weiblich" im bisexuellen Sinne sind. Veränderungen der Keimdrüsen sind nicht Ursachen bestimmter lokaler oder allgemeiner Veränderungen — derart, daß diese Veränderungen „eigentlich" unterblieben und nun entgegen der „eigentlichen" biologischen Beschaffenheit durch „Faktoren" verursacht würden, die sich in der Keimdrüse eingenistet hätten und erst deren Veränderung verursachten usf. Sondern das Individuum verändert sich stetig in einer gewissen Weise, und zwar rein biologisch, nicht durch Verfügung und Wirken metaphysischer (göttlich-seelisch-geistiger usw., kurz dämonischer) Mächte. Gewiß manifestieren sich Veränderungen, z. B. Krankheiten regelmäßig zuerst an einem Organ oder Organsystem, aber diese Veränderungen können andere Organe nicht aus ihrer biologischen Beschaffenheit herauszaubern, sondern es können sich nur an jene Veränderungen in zeiträumlicher Folge andere anschließen, und dies kann nur gemäß der biologischen Beschaffenheit der Organe geschehen. Die Kastration eines Mannes ist nicht die Ursache seiner Verweiblichung, sondern es gibt Männer, die sich gemäß der „Anlage Keimzelle" im Zuge der biologischen Determination zu gewissen pathologischen Veränderungen entwickeln, zu denen als besonders sinnfälliges Ereignis die Kastration gehört — als Glied der Veränderungen, die man „Verweiblichung" nennt. Kastriert wird nur, wer — kastriert wird; ein solcher Mensch lebt anlagegemäß auf dieses Ereignis hin. Man kann gewiß einen Lebensabschnitt „herausnehmen" und an den Anfang die Kastration setzen, sie als die Ur-Sache „betrachten", an die sich die weiteren Veränderungen anschließen. Dabei muß man aber wissen, daß die Kastration usw. zu dem biologischen Schicksal dieses Menschen gehört, daß sie nicht einen Gesunden als deus ex machina trifft, sondern der ganze Mensch sich zu diesem Eingriff hinentwickelt hat und in diesem Sinne schon vorher latent-krank war oder gewisse manifeste Symptome bot (man könnte fast sagen: schon vorher latent kastriert war). Vgl. auch S. 105f.

Bei der Kastration fallen natürlich auch die genitalen Hormone aus, der ganze hormonale Status kommt in Unordnung. Aber wieder ist der Ausfall ebenso wenig die Ursache der anderweiten, mit der Kastration (zeiträumlich!) zusammenhängenden Änderungen, wie die künstliche Zufuhr die auf sie folgenden Veränderungen herbeizaubert. Wir beobachten lediglich, daß gewisse Menschen „zur Kastration geboren sind", d. h. daß sie im Ablaufe ihres erbdeterminierten Lebens zur Kastration und damit zum Ausfall der genitalen Hormone und damit zur Desorganisation des hormonalen Status überhaupt gelangen und daß hiermit präzedent, koinzident und sukzedent anderweite Veränderungen verbunden sind; mag dieser Zusammenhang gesetzmäßig sein, so geht er doch lediglich als zeiträumliche Reihe vor sich und „der Kausalnexus" ist nur Deutung der genetischen Abfolgen. Zum biologischen Schicksal gewisser (nicht aller) Kastraten gehört auch die Tatsachenreihe: Einführung eines Ersatzes für die ausgefallenen Hormone, im zeiträumlichen Anschlusse daran Eintritt gewisser Veränderungen. Die Reflexsysteme, Zellen, Zellkomplexe, deren Eigenschaften und Funktionen sich nunmehr in Richtung Norm ändern, müssen so beschaffen sein, daß sie die Hormone aufnehmen und der genische und trophische Stoffwechsel in Gegenwart der Hormone normnäher verläuft als vorher ohne die Hormone; diese Beschaffenheit können die Hormone ebenso wenig „verleihen", wie etwa Nährstoffe den Stoffwechsel „verursachen", diese wie jene sind „Teilnehmer", in dem Maße, wie sie verarbeitet, verbraucht sind, sinkt natürlich der Zellchemismus wieder ab usw.

Die Entwicklung des Individuums ist also auch quoad Geschlechts-

charakter in allen Einzelheiten erbdeterminiert und wird nicht durch innere oder äußere Faktoren hinzugefügt oder umgewandelt. Jede Keimzelle ist auch quoad Relation ml.: wbl. (gerade: runde) Anteile spezifisch. Daß sich aus der einen Keimzelle ein Mann, aus der andern ein Weib entwickelt, ist ebenso erbbiologisch bestimmt wie der „Grad" der Männlichkeit oder Weiblichkeit und die Veränderungen dieser Relation, mag sie und ihre Veränderung inner- oder außerhalb der normalen Variationsbreite liegen. Ein Zwitter kann nur aus einer zwittrigen Keimzelle entstehen, d. h. aus einer solchen, deren Relation ml.: wbl. Anteile sich über die normale Variationsbreite hinaus der Äquivalenz annähert. Von einem „Drehpunkt" (Goldschmidt) in dem Sinne, daß sich die ml. oder die wbl. Geschlechtsanlage nunmehr zu einer zwittrigen entwickle, kann realiter nicht gesprochen werden, sondern nur von einem Zeitpunkt, an dem das Zwittertum aus der Anlage heraus manifest wird.

Grundsätzlich sind alle Menschen bisexuell, genisch also hermaphroditisch (vgl. auch S. 75 Anm. 3). Wir bezeichnen aber mit Hermaphroditismus oder Zwittertum nur die pathologischen Formen des Vereintseins ml. und wbl. Geschlechtsmerkmale in einem Individuum und zwar als organische (anatomische) Anomalie, als Mißbildung. Die Geschlechtsfunktionen der Zwitter sind mehr oder weniger gestört, sie können „homosexuell" („homophil") sein, brauchen es aber nicht zu sein, können also „heterosexuell" („heterophil") sein, manche verkehren mit beiden Geschlechtern („ambiphil"). Ein Zwitter ist niemals ein Vollweib oder ein Vollmann; die Meinung, daß der Besitz eines anatomisch ausreichend entwickelten Penis einen ml. Zwitter (mag er auch mit Frauen verkehren und sogar Kinder zeugen) als Vollmann legitimiere, ist irrig, die genaue (psychobiologische) Untersuchung wird ausnahmslos ergeben, daß Zwitter eben Zwitter sind, also in ihrem Gesamtverhalten und besonders im genischen Verhalten die Zwittrigkeit zum Ausdruck bringen. Man pflegt das „echte Zwittertum" (Hermaphrod. verus), bei dem ml. und wbl. Keimlinge in einer Keimdrüse oder in zwei verschiedenen Keimdrüsen nachweisbar sind, vom „Scheinzwittertum" (H. spurius), dem extragenitalen Hermaphroditismus, zu trennen; beides sind nur erbbiologisch determinierte Varianten, und es ist richtiger, nach den vorstechendsten Symptomen von genitalem und extragenitalem Zwittertum zu sprechen (beide Formen sind „echt" und nicht „Schein").

Hermaphroditen sind also Mißbildungen. Ein Mann mit Frauengesäß, ein Weib mit ml. Schamhaartypus (Rhombus statt Dreieck) usw. sind Zwitter, auch falls sie verheiratet sind. Die sog. Homosexualität, womit die sinnliche Bindung an einen gleichgeschlechtlichen Partner bezeichnet wird, ist eine funktionelle Krankheit, sie kann beim Zwitter, also in Verbindung mit organischen (anatomischen) Anomalien vorkommen oder rein funktionell, also Neurose sein. Stets ist sie aber Verhältnis zwischen ml. Anteilen des einen und wbl. Anteilen des andern Partners und führt insofern ihren Namen zu Unrecht: gemeint ist die sinnliche Liebe zwischen Partnern gleicher Genitalien; ich ziehe vor, von Homophilie zu sprechen (s. 7. Bd. § 4,1, B, g).

Nach alledem sind Mann und Weib biologische Typen. Es gibt aber nicht etwa eine spezielle Substanz, aus der der Mann, und eine andere, aus der das Weib bestünde (1. Bd. S. 556), oder eine spezielle Substanz, die bald als Mann, bald als Weib vorkäme, sich also aus dem einen in das andere Geschlechtswesen verwandeln könnte. Sondern wir erleben nur runde und gerade Anordnungen (Aktualitätenreihen) und nennen die runden weiblich, die geraden männlich; sie sind selbstverständlich voneinander auch eigenschaftlich verschieden, wie ja jede Aktualität „anders" ist wie jede andere, nämlich spezifisch, „verschieden". Und ein Individuum mit vw. geraden Anordnungen ist ein Mann, ein Individuum mit vw. run-

den Anordnungen ein Weib. Die Relation ml.: wbl. Anteile liegt innerhalb oder außerhalb der normalen Variationsbreite; die letzteren Fälle sind die „Zwischenstufen" (M. Hirschfeld). Aus einem Manne kann niemals ein Weib werden oder umgekehrt. Bei genetischen, auch experimentellen Verschiebungen der Relation ml.: wbl. Anordnungen kann niemals ein Mann zu einem Weibe, ein Weib zu einem Manne werden, sondern nur zu einem mehr oder minder effeminierten Manne bzw. maskulinisierten Weibe.

§ 4. Der Foetus.

1. Arbeitsteilung.

Im Laufe des 2. Monats der Entwicklung nimmt die Frucht allmählich die menschlichen Gestalteigentümlichkeiten an, wird aus dem Embryo der Foetus. Hierbei finden Zellteilungen derart statt, daß sich bestimmte Anordnungen (Koordinationen) der Zellen herausbilden: teilen sich gewisse Zellen rascher als die Umgebung, dann entstehen Falten, Ein- und Ausstülpungen, die Vorstufen („Anlagen") von Organen sind: Einfaltungen Vorstufen z. B. der Drüsen, der Sinnesorgane, des Zentralnervensystems, des Mundes, der Zähne, Ausfaltungen Vorstufen z. B. der Darmzotten usw. Die Faltenbildung ist eine biologische Tatsache, nämlich eine strukturelle s. koordinative Ausgliederung, eine Differenzierung der Zellen quoad koordinative Symbolkomponente. Alle Entwicklungsvorgänge sind — wie alle Vorgänge überhaupt — zeiträumliche Reihen. Es folgt im einzelnen wie im ganzen ein Stadium auf das andere; das Folgende wird realiter nicht von einer dämonistischen Ursächlichkeit, die geheimnisvoll im Vorhergehenden wirke, nicht von Innen- und Außenfaktoren „gemacht", sondern „das Werden" ist eine stetige Reihe von Entwicklungsstufen, die zeiträumlich ineinander übergehen. Nur insofern man die Reihe von diesem oder jenem Stadium aus betrachtet, kann man dieses als Ur-Sache (erste Sache), aus der das folgende Stadium und die folgenden Stadien hervorgehen, als Anfang, an den sich die folgenden Stadien genetisch anschließen, bezeichnen.

Die Keimzelle wie jedes Entwicklungsstadium ist biologisches Symbol des Individuums, das sich im weiteren Werdegange herausbildet. Und jedes Entwicklungsstadium ist in allen Einzelheiten Vorstufe des folgenden, der folgenden Stadien. „Der Mensch ist, was er wird, und wird, was er ist." Eine „neu" auftretende Eigenschaft oder Funktion ist also nicht ein zu einem gewissen Bestand Akzidentes, sondern eine Explikation des Bisherigen und zwar eine in steter Reihe erfolgende (natura non facit saltus). Die Zellteilungen vollziehen sich also normaliter nicht auf einer gleichbleibenden Entwicklungsebene, sondern in der Art der Herausbildung von „evolutiven" Unterschieden,

deren Reihe die Linie des Aufbaues kennzeichnet. Jede Mutterzelle ist biologisches Symbol ihrer Tochterzellen, ihre Eigenschaften und Funktionen gliedern sich bei der Teilung aus, so daß jeder Tochterzelle die Eigenschaften und Funktionen der Mutterzelle in spezifischen Abwandlungen eigentümlich sind, sie sich also von der (nun aufgeteilten, nicht mehr vorhandenen) Mutterzelle wie auch von der Schwesterzelle unterscheidet. Es entstehen so Zellkomplexe, deren Zellen sich eigenschaftlich und funktionell näherstehen als den Zellen anderer Zellkomplexe und zwar in einem verschiedenen Grade, es bilden sich die Organe heraus, deren besonders unterschiedliche Funktion nun „die spezifische" (organspezifische) oder Hauptfunktion heißt (S. 32f.). Diese Ausgliederung geschieht im Gange der Reifung der Zellen, auch wieder der jungen Zellen bis zur generativen Teilungsreife (§ 2,3), also im Gange der vertikalen Entwicklung, der Höherentwicklung. Differenzierung ist also Entwicklung auf ein höheres biologisches Niveau, ist vertikale Entwicklung.

Der erreichbare Differenzierungsgrad ist für jede Zelle spezifisch. Die durchschnittliche Differenzierungshöhe ist die normale, sie hat eine Variationsbreite (künftig: Var.-B. abgekürzt), deren obere Grenze nicht überschreitbar ist (es gibt keine „übernormalen", sondern höchstens „enorme", d. h. eben an der oberen Grenze liegende Differenzierungsgrade, indes werden nicht selten „abnorme" Entwicklungen irrigerweise als „übernormale" bezeichnet) und deren untere Grenze den Übergang zur Abnorm, d. h. zu den abnorm niedrigen Differenzierungsgraden bildet. Gemäß ihrer biologischen Beschaffenheit, ihrer Spezifität differenzieren sich also gewisse Zellen nur bis zu einem abnorm niedrigen Grade und verbleiben auf dieser Stufe; ihre Tochterzellen behalten den relativ geringen Differenzierungsgrad bei, so daß sich Zellkomplexe bilden, die auf einer im Verhältnis zu den übrigen Zellen des Organismus niedrigen Entwicklungshöhe verharren und demgemäß „primitiv" funktionieren, sie sind biologisch inäqual, die Entwicklung geht in die Breite, die Fläche, ich habe sie daher horizontale Entwicklung genannt; von hier aus wird das Wesen der Krankheit verständlich (S. 150).

Die Lebensdauer der einzelnen Zellen ist verschieden, also spezifisch. Ihrer Auflösung (ihrem Sterben, Tod) geht die Involution voraus, die mit der Erreichung des Höhepunktes der Lebenskurve einsetzt. Die Strecke des Abbaues kennzeichnet sich als Eingehen von Unterschieden in eine biologische Summierung, eine Verschmelzung der Mannigfaltigkeit zu homogeneinfacheren Formen, auf die Evolution folgt die Involution, auf die Explikation die Komplikation (6. Bd. § 4), auf

die Differenzierung die Inferenzierung. Nicht jede Vereinheitlichung von Mannigfaltigkeiten ist Inferenzierung, z. B. ist die Bildung chemischer Verbindungen (2. Bd. § 32,1, c) oder die Bildung von Kollektivbegriffen (1. Bd. § 28,2) durchaus evolutiv. Wohl aber ist die Involution stets Inferenzierung. Während der Evolution finden immer auch involutive Teilvorgänge, während der Involution evolutive Teilvorgänge statt. Krankhafte Involution heißt Atrophie, Nekrose. Die Lebensdauer ist eine biologische Tatsache; sie wird weder von Außen- noch von Innenfaktoren noch vom Willen oder sonstigem Wirken eines außer- oder innerweltlichen schaffenden und zerstörenden „Prinzips" ursächlich bestimmt, das Leben ist kein Dämon, der in die Materie hinein- und aus ihr herausfährt, wobei denn Dämon Tod eintritt, die Lebensdauer ist die Zeit, während der ein Organismus als solcher existiert, sie ist erbdeterminiert, also von den Vorfahren, von den Urahnen, zunächst von den Eltern überkommen, aber natürlich nicht „willentlich" vorausbestimmt. Im Verbande des Organismus sterben jederzeit Zellen und bilden sich neue im Wege der Teilung; sehr viele Zellen aber bleiben erhalten, so lange der Organismus „am Leben ist", als Individuum besteht. Die Lebenskurve setzt sich aus unzähligen Teilkurven zusammen, aus Perioden, die symbolisch in die gesamte Lebensperiode eingehen (2. Bd. § 35,1, f). Die Veränderungen der Zelle, des Organs, des Organismus verlaufen also periodisch; die Periodik — ich habe sie nach der Funktion „Funktionsperiodik" genannt — ist für jede Zelle usw. spezifisch. Die Aufnahmen und die Abgaben der Zelle mit den koinzidenten eigenschaftlichen Veränderungen verlaufen also als spezifische Perioden, und jede Periode besteht aus der aufsteigenden Strecke (Zunahme) und der absteigenden Strecke (Abnahme), die von der spezifischen Wachstumsgrenze an beginnt und am Ende, von der spezifischen Teilungsgrenze an in die neue Kurve übergeht (Bewegungsgesetz, S. 50), falls sich die Zelle nicht auflöst. Solcher Perioden verlaufen verschieden viele — spezifisch viele für jede Zelle usw.; sie sind trophischer und genischer Art.

Differenzierung ist also zugleich Arbeitsteilung, d. h. je mehr sich Keimzelle-Zellenstaat ausgliedert, desto differenter werden die Zellen und Zellsysteme, ihre Eigenschaften und Funktionen, besonders sinnfällig ihre Hauptfunktionen. Die „Arbeitsteilung" ist aber nicht vor der Differenzierung da und verursacht (als Dämon-Zauberer) — die Arbeitsteilung, sie verteilt nicht die Arbeit an die einzelnen Organe, die nunmehr so funktionieren, wie es „die Direktion" verfügt. Nein, die Organe sondern sich rein entwicklungsbiologisch — und das heißt eben: ihre Eigenschaften und Funktionen, ihre „Arbeit". Auch die Funktion „sitzt" nicht in der Zelle oder dem Organ wie ein Dämon und

formt als solcher das Organ nach seinem Gutdünken (glücklicherweise immer so, wie es ist, „er könnte es aber auch anders!"), sondern die Zelle funktioniert vom Momente ihrer Entstehung aus der Mutterzelle an (sie funktioniert niemals nicht), so auch das Organ, der Organismus und zwar um so reifer, je weiter die Differenzierung fortschreitet.

2. Konstitution. Norm.

Konstitution ist Zusammensetzung, Zusammengesetztheit. Jedes zusammengesetzte Individuum, welcher Art es auch sei (ob mineralisch, pflanzlich, tierisch, menschlich), ist also konstituiert, ja man kann auch die Aktualität als Symbol aus Symbolkomponenten konstituiert nennen (1. Bd. § 11). Die Konstitution eines Individuums, einer Aktualitätenreihe ist eine assoziative, also biologische Tatsache (1. Bd. S. 81). Eine Zelle ist ein solches Individuum, und wir finden auch hier, daß die Konstitution spezifisch ist, wie eben die Zelle als Ganzes spezifisch ist. Dies gilt auch für das Organ, den Organismus. Der Mensch entwickelt sich aus den embryonalen Anfängen heraus zu einer spezifischen Organisation von Reflexsystemen *); diese eben, die spezifische Organisation von Reflexsystemen ist seine Konstitution. S. weiter 5. Bd. im § 13, 6. Bd. § 2.

Die Deutung, die Konstitution sei „der innere Faktor" und „baue sich aus ererbten und erworbenen Einflüssen auf" (Borchardt, l. c. S. 3), wobei „die Vererbung als das wichtigste der die Konstitution beeinflussenden Momente" anzusehen sei, zeigt schon in der Formulierung die Unklarheit auf. Da wird also gar die Konstitution vom Konstituierten getrennt und zum „inneren Faktor" ernannt, d. h. zu einem Dämon, der Soma und Psyche, den Organismus als Leib-Seele-Doppelwesen organisiert und von dem auch „das Auftreten und der Verlauf der meisten (sic! L., also nicht aller — aber wovon hängen die übrigen ab??) Krankheiten abhängt oder — genauer (sic! L.) gesagt — mit abhängt", und dieser innere Faktor soll sich nun wiederum „aus ererbten und erworbenen Einflüssen (was ist das? L.) aufbauen", also doch auch aus äußeren Faktoren oder den von ihnen angeblich verursachten innern Veränderungen („erworbenen Einflüssen"): die reine Mythologie. Realiter ist die Konstitution eine einfache biologische Tatsache, sie ist weder von Innen- noch von Außenfaktoren gemacht noch selber ein „Faktor", der vom Organismus getrennt (in ihm wohnend usw.) auf ihn

*) Daß nach neueren Forschungen das vegetative Nervensystem z. T. nicht isolierte Neuronen, sondern synzytialen Bau aufweist, tut der biologischen Reflexlehre keinen Abbruch: auch im synzytialen Gewebe verlaufen die Nervenströme reflexmäßig, als Reflexe.

wirke und seine — Konstitution verursache! Die Konstitution ist (selbstverständlich) geerbt: die Keimzelle als biologisches Symbol der Eltern entwickelt sich eben in der spezifischen Art und Weise, der werdende Mensch ist in jedem Entwicklungsstadium ein erbdeterminiertes Wesen, das so heranwächst, wie es heranwächst, im Ablaufe der autogenen (spontanen) Veränderungen, die immer im Rahmen der Spezifität bleiben, — nicht aber weil Innen- oder Außenfaktoren geheimnisvoll und durchaus unverständlich auf das Individuum wirken.

Die Konstitution ist spezifisch und ändert sich nur im Rahmen der Spezifität; diese Veränderungen sind eben zusammen die Lebenskurve des Individuums. Man spricht von dem ererbten „Teil" der Konstitution als dem „Unveränderlichen am Individuum"; damit ist realiter aber nur die Tatsache angegeben, daß sich das Individuum nur im Rahmen der Spezifität (Individualität, S. 30) ändert, nicht ist das Individuum in einen unveränderlichen und einen veränderlichen Teil — analog etwa Seele und Leib — zu zerlegen, und nicht ist nun ein „absolut Unveränderliches" (1. Bd. S. 421) gefunden. Die Spezifität ist ja nicht eine besondere Eigenschaft, sondern das individuelle Gesamt der Eigenschaften und Funktionen, also auch ihrer Veränderungen, und daß das Individuum existiert, so lange es existiert, besagt nicht, daß etwas an ihm oder es selber „absolut unveränderlich" sei; was sich verändert, muß natürlich „da" sein, für die Anschauungstatsache aber gilt weder „veränderlich" noch „unveränderlich", damit werden lediglich Objekte beschrieben und (als mehr oder weniger rasch veränderlich) unterschieden. Die Konstitution ist also als spezifisch veränderlich geerbt; ihre Veränderungen finden natürlich im Zusammenhange mit Veränderungen der Umwelt statt, nicht aber sind „Faktoren" am Werke, die die Konstitution aus der erbdeterminierten Spezifität herauszaubern oder doch abgesehen von einem ererbten und somit unveränderlichen Teil der Konstitution einen veränderlichen Teil gestalten könnten, — phraseologische Deduktionen, die so lange angestellt und ausgesponnen werden, wie man die biologische Struktur und Funktion des Menschen, wie die Psychobiologie sie erkannt hat und lehrt, noch nicht kennt, die also im dämonistischen Denken jeder Entwicklungsstufe, also auch im naturwissenschaftlich-biologisch-kausalen Denken heimisch sind (S. 52). Eine gesunde Konstitution kann auf keine Weise in eine kranke umgewandelt werden; erkrankt ein Individuum, dann ist das ein Zeichen — nicht dafür, daß auf eine gesunde Konstitution krankmachende Innen- oder Außenfaktoren („Krankheitsursachen") eingewirkt, die gesunde Konstitution also in eine kranke umgezaubert hätten, sondern dafür, daß die Konstitution ab ovo bisher latent krank war und nun

eben bei hinreichender Entwicklung, also im rein biologisch-zeiträumlichen Ablauf die Krankheit manifest geworden ist.

Die Individuen werden verglichen; der Vergleich der Ganzen geschieht als Reihe von Vergleichen von Einzelheiten, also von Eigenschaften und Funktionen. Aus unzähligen solchen Vergleichen ergibt sich die Gruppierung, die Klassifikation, der Durchschnitt der Beschaffenheit der verglichenen Individuen. Die durchschnittliche Beschaffenheit ist die Norm. Normal, gesund ist das unter Analogem Häufigere oder Häufigste (es handelt sich nur um zwei Größen, also genügt der Komparativ „häufigere"). Die Norm ist ein Gesetz (es gibt keine Ausnahme, z. B. alle Menschen haben ein Herz) oder eine Regel (es gibt Ausnahmen). Als Regel hat die Norm eine Variationsbreite. Was außerhalb der normalen Var.-B. liegt, ist abnorm, krank. Auch die Abnorm hat ihre Variationsbreite (kurz: die abnormale Var.-B.). Für alle möglichen Gruppen gibt es je eine Norm, z. B. für die Mitglieder der Familien, Sippen, Stämme, des Volkes, der Völker, der Rassen, für die Altersklassen, Berufsgruppen, sozialen Schichten, die Geschlechter usf.; die Gruppen können kleiner oder größer sein, auch die „Art Mensch" (die Menschheit) ist eine Gruppe. Der Normierung, also den Vergleichen, aus denen sich die Norm ergibt, kann jede einzelne Eigenschaft und Funktion zugrunde gelegt werden. Die vergleichende Beschreibung kann bis ins Mathematische führen, Statistik sein, also arithmetische Mittel (Quetelet) errechnen usf.

Wir haben also die phänomenale Norm von der normativen Beschreibung (3. Bd. S. 369, 383ff.), der phänomenologischen Norm zu unterscheiden. Oft ist die Frage, ob es einen normalen Menschen gäbe, erörtert worden (in der Konstitutionslehre, der Rechtswissenschaft usw.). Die Frage ist nur möglich, so lange man sich weder über Norm noch über den Unterschied zwischen der phänomenalen und der phänomenologischen Norm klar geworden ist. Läßt man als Norm nur die phänomenologische Norm gelten, also die aus den Vergleichen und ihrer Beschreibung abstrahierten in Worten oder Zahlen ausgedrückten Mittel oder Optima (Hildebrandt), dann übersieht man eben die phänomenale Norm, ja sie wird sogar von manchen Autoren geleugnet, oder man erklärt den „Normbegriff" für eine Fiktion (Grote)! Brugsch errechnet als Normotypus einen Menschen von 170 cm Länge und 65 kg Gewicht; schön, es mag solche Menschen geben, aber man kann einen Menschen von 169 cm und 66 kg nicht als abnorm bezeichnen (normale Var.-B.). Man hört sagen: da jeder Mensch von jedem anderen verschieden sei, könne es einen normalen Menschen überhaupt nicht geben; wer so spricht, redet unüber-

legt oder stellt eine „Idealnorm" auf, d. h. er „meint" den Begriffstypus Mensch (1. Bd. § 28,2) und muß sich dann nicht wundern, daß er diesen Begriffstypus nicht im Gegenständlichen antrifft. Der Endbegriff Mensch führt jetzt den Namen Gott; wir verstehen so, daß Gott als Idealnorm aufgestellt wird, aber auch daß sie im Gegenständlichen nicht vorkommen kann. Die Idealnorm ist keineswegs eine Fiktion, sondern eben Begriffstypus. Die Deutung aber, daß die Idealnorm irgendwie auf die Gegenständlichkeit oder die Gefühllichkeit einwirken, das Abnormale normalisieren könne, ist allerdings Fiktion (1. Bd. S. 672f.).

Wie weit die Spanne der normalen Var.-B. reicht, ist aus der Phänomenalität abzuleiten, nicht theoretisch zu bestimmen. Die Beschreibung dieser Vergleiche ist eben die normative Beschreibung. Sie kann wiederum auf Norm und Abnorm untersucht werden, so daß eine normale und eine abnormale normative Beschreibung — je mit Var.-B. — zu unterscheiden sind; letztere verläuft als falsch außerhalb der normalen Var.-B. und ist allemal aus falschen Vergleichen, also falschem (krankhaftem) Erleben abstrahiert. Ein Kranker stellt, soweit krank, immer falsche Normen auf, auch in seinem „gesunden" Erleben und Beschreiben — es ist ja nur fastgesund (S. 137 Fn.) — sind seine Normen, verglichen mit den Normen des Normalen, bestenfalls „normnah" („scheinnormal", s. im 6. und 7. Bde.), ohne daß er dies zu wissen oder einzusehen braucht. Der Übergang von der Norm (als Regel) zur Abnorm ist fließend, nicht eine messerscharfe Grenze; es gibt also Grenzfälle — um so weniger, je schärfer die Diagnostik, doch bleiben auch bei feinster (psychobiologischer) Diagnostik immerhin diskutierbare Fälle übrig, deren Einordnung zur Norm oder zur Abnorm freilich mehr akademisches Interesse und oft nicht einmal das bietet. Man sagt, die Herzgröße eines Menschen ist gleich der Größe seiner Faust; es kommen aber Abweichungen vor, die nicht in die Abnorm zu rechnen sind. Ob eine Herzgröße noch normal oder schon abnormal ist, muß oft aus anderweiten Erfahrungen erschlossen werden, speziell aus der Funktion des Herzens im Rahmen der Funktionen des Gesamtorganismus. Ergibt sich, daß das Gesamtverhalten des Organismus normal ist, dann muß auch eine relativ geringe Herzgröße noch zur Norm gerechnet werden. Ein statistisch normal großes Herz kann dennoch krank sein, doch ist dann auch die Größe biologisch nur normnah. Man darf nicht sagen, ein Herz, das auch nur in einer Hinsicht abnorm ist, sei „im übrigen" gesund, normal, es kann dann eben bloß normnah sein. Man darf auch nicht sagen, ein Mensch sei („im übrigen") gesund, obwohl er ein Tropfenherz oder einen Senkmagen oder eine Hasenscharte usw. habe; ein Organ ist niemals isoliert krank, es ist nur Krankheitsherd, neben dem und im

Zusammenhang mit dem sich allerlei anderes Krankhafte vorfindet, mag es auch nur in gewissen Nuancen von Funktionen bestehen. Auch der Mensch mit Hasenscharte ist nicht bloß hasenschartig und im übrigen normal, gesund, sondern bei genauem Zusehen zeigen sich allemal mehr minder sinnfällige Abweichungen mindestens funktioneller Art, auch solche, die nach operativem Verschluß der Hasenscharte übrig bleiben, auch solche, die neurotisch (charakterlich, weltanschaulich) sind und ihre spezielle Nuance gemäß der Anomalie haben (mit der Hasenscharte „begründet" werden).

Es gibt also sehr wohl normale Menschen, ja immer ist die Mehrzahl normal. Natürlich gilt die normative Gruppierung nicht für einen — abnormen Kreis, z. B. für die Insassen einer Lungenheilstätte oder die Anhänger eines Fanatikers usw. Man darf die normale Variationsbreite nicht außer acht lassen. Die Norm ist eben ganz allgemein das Mehrheitliche, das Durchschnittliche. Es kommt niemals vor, daß „der Durchschnitt", das unter Analogem Häufigere — das Abnormale sei. Die Norm schwebt nicht als „fiktiver Begriff" oder „gedankliche Abstraktion" über den Dingen und beherrscht sie als Dämon-Gott-Gesetz oder verlangt von den Dingen, daß sie sich nach ihr richten sollen usw., sondern sie ist eine klare und einfache biologische Tatsache, mag auch ihre Feststellung im einzelnen manchmal schwierig sein. Daß es eine Norm nicht gäbe, ist eine leere theoretische Tüftelei.

Für die Reflexwesen, d. s. die Individuen, die je eine spezifische Organisation von Reflexsystemen sind (zum Unterschied von den Reaktionswesen, also Pflanzen und Mineralien, 1. Bd. S. 647), ergibt sich aus unzähligen Vergleichen, daß die Abnorm oder Krankheit ein Verharren gewisser Reflexsysteme ihrer Spezifität gemäß auf embryonal-foetal-infantiler Entwicklungsstufe ist, daß also die Entwicklungsfront nicht einheitlich, harmonisch, sondern zerklüftet, gebrochen ist. Krankheit ist also Infantilismus, Entwicklungsdifferenz zwischen gewissen (so-spezifischen) Reflexsystemen s. Persönlichkeitsanteilen (mit Wucherung in die Breite) und den übrigen zum Organismus gehörenden Reflexsystemen (6. Bd. § $1_{,4 \text{ u. } 5}$). Auch Reaktionswesen können krank sein, doch ist die Diagnostik noch wenig, bei den Mineralien noch gar nicht entwickelt. Der Theorie nach müssen auch kranke Pflanzen und Mineralien entwicklungsdifferente, ungleichmäßig differenzierte Formen zeigen.

3. Intrauterine Funktionen.

Je mehr sich die Zellen und Zellkomplexe (Organe) differenzieren, desto mehr prägt sich unter den Eigenschaften und Funktionen der einzelnen Zelle, des einzelnen Organs die Haupt-

eigenschaft und -funktion aus, doch sind alle Eigenschaften und Funktionen zell-, organspezifisch. Die Funktionen finden bereits statt, bevor sich die nervalen Verbindungen, somit die Reflexsysteme in ihrer grundsätzlichen Struktur herausgebildet haben; ihre Herausbildung ist lediglich ein Fortschreiten der genetischen Ausgliederung. Im intra- und dann im extrauterinen Leben geht die Differenzierung der Zellen, der Organe, der Reflexsysteme und somit des ganzen Organismus stetig vorwärts, so daß sich die Eigenschaften und Funktionen immer mehr vermannigfachen, dabei präzisieren und in ihren Einzelgefügen, deren biologisches Gesamt der Organismus ist, immer klarer abheben. Hierfür einige Beispiele.

A. Das Herz.

Das Herz ist „nichts anderes als ein eigenartig entwickelter, mit besonders starken Muskelwandungen versehener Teil eines Hauptblutgefäßes" (O. Hertwig, Entw.-Gesch., 7. Aufl., S. 570). Blutgefäße und Herz (mitsamt ihren elastischen Fasern und Muskelzellen) sind Differenzierungen des Mesenchyms (Zwischenblattes).

In der Keimzelle befinden sich feste, flüssige und gasige Substanzen; sie steht zur Umgebung im Verhältnis und nimmt aus ihr feste, flüssige und gasige Paßformen auf, die im Innern die stetige Reihe der biologischen Veränderungen (Synthesen-Analysen, genischer und trophischer Stoffwechsel) fortsetzen, so daß sich Substanzen ergeben, die zum — stetig wechselnden — Bestand der Zelle gehören, andere, die in die Umgebung ausgeschieden werden. Nach der Zellteilung besteht nun ein Austausch von Paßformen auch zwischen den einzelnen Zellen des Embryo-Foet; er findet durch Lücken der Zellwände hindurch statt (auch osmotische Vorgänge können nicht anders wie durch feine Lücken hindurch stattfinden, anders wie durch Öffnungen-Schwellen hindurch ist Stoffaustausch überhaupt nicht möglich). So entsteht einerseits ein unmittelbarer Interzellulärverkehr, eine direkte Strömung von Zelle zu Zelle (Protoplasmabrücken), andererseits ein mittelbarer Interzellulärverkehr, eine Strömung zwischen den Zellen, indem sich Zwischenräume bilden, in welche Stoffe ausgeschieden und aus welchen Stoffe aufgenommen werden. Aus diesen Zirkulationen entwickelt sich allmählich der Blut- und Lymphkreislauf, wobei zunächst eine einheitliche Gewebsflüssigkeit vorhanden ist, eine Blut-Lymphe (Hämolymphe), die sich später zu Blut und Lymphe differenziert, wie sich die Blut- und die Lymphgefäße differenzieren. Aus dem einen (dem ventralen) der beiden primitiven Blutgefäßstämme entwickelt sich — rein biologisch-autogen, nicht „durch Faktoren bewirkt" — das Herz.

Wie jede beliebige Zelle ab origine funktioniert, so auch die Zellen der Gefäße und des Herzens. Die spezifische s. Hauptfunktion bildet sich erst allmählich prägnanter heraus, also bei den elastischen Fasern und Muskelfasern die Kontraktion (Zusammenziehung und Erschlaffung, s. 1. Bd. S. 227ff., 2. Bd. S. 55, 222). Hierzu bedarf es nicht der „Reize" als geheimnisvoller Faktoren. Die Auffassung, daß Gefäße und Herz „durch die Hämolymphe" zur Tätigkeit gereizt würden, ist durchaus unbiologisch; es wird auch nirgends angegeben, worin denn der Reiz bestehen solle, der imstande sei, das noch nicht schlagende Herz zum Schlagen zu bringen, und wie der Reiz das bewirke. Zwischen der Entwicklung der Gefäße und des Herzens und der des Blutes und der Lymphe besteht lediglich Koinzidenz. Der erste „eigentliche" Herzschlag findet beim Menschen am Anfang der 3. Woche statt, aber er ist, wie gesagt, Ausgliederung der allmählich ansteigenden Funktion und nicht plötzlich durch einen Reiz verursacht. Die Hämolymphe, dann Blut und Lymphe bewegen sich in ihren Gefäßen, verursachen aber ebensowenig ihre Funktion, wie die Funktion der Gefäße und des Herzens die Bewegung der Flüssigkeit verursacht; es gilt das im 1. Bd. §§ 13, 14 über die Bewegung des Blutes, der Ingesta des Darmes, der Atemluft usw. Ausgeführte. Wohl findet zwischen Blut und Blutgefäßen — wie zwischen Darminhalt und Darmwandung usw. — ein Eronenaustausch statt und werden auch koordinative Paßformen ausgetauscht, so daß sich die beiderseitigen Bewegungen entsprechen, aber diese Vorgänge sind wiederum rein zeiträumliche. Die dämonistisch-mechanistische Deutung, daß der erste Herzschlag durch die Hämolymphe verursacht würde, ist nur so lange möglich, wie die Entwicklung einer Funktionsweise aus Vorstufen im rein biologischen Werdegange noch nicht erkannt ist, also für diese Funktionsweise, ja für die Funktion überhaupt eine „Ursache", ein Innen- oder Außenfaktor gesucht wird, der die Funktion als ein zum Ding Akzidentes, ihm sozusagen Fremdes in das bis dahin und sonst funktionslose Ding hineinzaubert (ohne Zauber ginge das nämlich nicht!).

Die Hämolymphe und dann das Blut steht mit der Gewebsflüssigkeit des Herzmuskels (wie aller Gewebe) in Verbindung, und es findet trophischer und genischer Stoffaustausch statt, dessen Intensität mit steigender Kontraktionswelle zu-, mit fallender abnimmt. Aber der trophisch-genische Stoffwechsel der Muskelzelle ist ja nicht die Ursache ihrer Funktionen, also auch nicht ihrer Kontraktion, sondern ist die Funktion selber, d. h. alle Einzelheiten des Stoffwechsels sind Einzelfunktionen und als solche Komponenten der Funktionskurve, die mit der Kontraktionskurve identisch ist. Am Stoffwechsel, also an der Funktion der Muskelzelle (usw.) ist auch der nervale Zufluß

betieligt, wie 1. Bd. S. 230 dargelegt, doch funktionieren die Zellen, also auch das Herz, bevor sich noch eigentliche Nerven ausgebildet haben (S. 155).

Die von Rob. Wernicke und W. Preyer *) experimentell gefundene Tatsache, daß Absperrung des Blutzuflusses zum embryonalen und foetalen Herzen (mittels Durchtrennung der Omphalomesenterialvenen) Herzstillstand zur Folge hat, beweist nichts für den angenommenen Kausalnexus Blutumlauf: Herzkontraktion, sondern beweist nur, daß bei einem so rohen Eingriff, also unter so abnormen Umständen (wie eben das Leerbleiben des Herzens) auch eine entsprechende Störung der Herzfunktion eintritt, daß also Blutumlauf und Herz-Gefäß-Funktion in einem organbiologischen Zusammenhange stehen, — was am Ende keine so überraschende Tatsache ist. Streng genommen kann von einem „ersten Herzschlag" überhaupt nicht die Rede sein. Die Herzfunktion ist — wie die Funktion jeder Zelle, jedes Organs — ab origine vorhanden und gliedert sich weiterhin lediglich aus. Damit entfällt auch die Deutung des Herzens als eines Motors des Blutes, die man seit Harvey (1628) annimmt. Das Blut zirkuliert nicht, weil es vom Herzen angetrieben wird, und das Herz arbeitet nicht, weil es vom Blute gereizt wird, sondern beides Herzfunktion und Blutumlauf sind koinzidente Vorgänge, Entsprechungen, die wir aus dem organbiologischen Zusammenhang, aus der Zusammengehörigkeit von Gefäß und Füllung verstehen. Das Blut bewegt sich im (zeiträumlichen) Zusammenhang mit der Herz-Gefäß-Funktion, bewegt sich im Gefäßsystem, zu dem als modifizierter Teil das Herz gehört, und das Herz arbeitet im Zusammenhange mit dem Blute als dem adäquaten Füllmaterial; zwischen beiden besteht, wie gesagt, Eronenaustausch, auch koordinativer, als den wir das Zusammenspiel der Bewegungen verstehen.

Zudem wissen wir, daß „das höher entwickelte Herz" des (bequem zu beobachtenden) Hühnerembryos „gerade wie das geborener Tiere auch längere Zeit ohne Blut pulsiert, falls es nur warm und nicht zu warm gehalten wird" (Preyer). Die Deutung aber, daß somit die Wärme die Ursache oder Bedingung der Pulsation sei, und daß die erste Pulsation dadurch zustandekomme, daß das wärmere Blut ins Herz einströme, und daß somit die nun wieder als Reiz wirkende Hämolymphefüllung ins Herz komme, danach sich also die Systole mit Entleerung der Flüssigkeit vollziehen könne, — ist wieder rein dämonistisch-mechanistisch. Die Diskussion führt da auch nicht weiter, falls man sagt, das höher entwickelte Hühnchenherz könne zwar

*) W. Preyer, Spezielle Physiologie des Embryo, 1885, noch heute gültig.

eine Zeitlang ohne Blut pulsieren, die Herzaktion müsse aber primär erst mal in Gang gesetzt werden und das geschehe eben durch Einströmen der Hämolymphe. Es handelt sich hier — wie grundsätzlich — darum, daß in die biologischen Zusammenhänge die Ursächlichkeit als wirkende Kraft hineingedeutet wird, während die Psychobiologie die biologischen Zusammenhänge lediglich als rein tatsächliche beschreibt. Die kausale oder finale Deutung ist keine „Erklärung" der Tatsächlichkeit, die übrigens ja eben für unerklärlich — erklärt wird, sondern nur eine tautologische Zerlegung des Einfachen in ein fiktives Doppel (physisch: metaphysisch, Materie: Kraft usw.). Daß die Forschung auf der Suche nach der fingierten und somit niemals auffindbaren Ursächlichkeit viele Einzelheiten der Vorgänge entdeckt, also bei ihrer mühsamen Arbeit stetig Fortschritte erzielt hat und erzielt, ist im Ernste unbestreitbar; diese Fortschritte sind aber nicht etwa „durch die ewige Frage warum?" oder „wozu?" verursacht worden oder diesen Fragen irgendwie sonst zu verdanken, sondern sind schlicht und einfach Differenzierungen, die sich rein biologisch vollzogen haben und vollziehen und die nur eben vom Dämonisten wiederum irgendwie metaphysisch-kausal-final gedeutet werden. Es ist also auch die Wärme nicht die Ursache (Reiz usw.) der Herzfunktion usw., sondern einer der Umstände, unter denen sich Funktionen vollziehen, und die experimentelle Veränderung der Wärme geht natürlich auch mit gewissen Veränderungen der Herztätigkeit (Frequenz usw.) einher, wie das auch bei der Aufnahme elektrischer Ströme (die wieder „Reize" sind) in die Herzmuskulatur usw. der Fall ist.

Das Herz ist weder Pumpe noch Motor (vgl. 1. Bd. S. 242ff.), es ist die zentrale Umschlagstelle des Blutes, ein geräumiges und starkwandiges Reservoir, durch das in Koinzidenz mit seiner Funktion das Blut aus dem Venensystem unter Einschaltung des Lungenkreislaufes (mit Arterialisation des Blutes) in das Arteriensystem hindurchfließt. Die Zentrierung (S. 98), hier also die der Blutgefäße ist eine allgemeine genetisch-biologische Tatsache: das Blut strömt aus der Peripherie zur Zentrale Herz und von da wieder zur Peripherie (vgl. periphere Nerven und Rückenmark-Gehirn usw.). Es ist klar, daß die im Verhältnis zu den Gefäßen sehr viel kräftigere Herzfunktion sowie der spezielle Bau des Herzens mit einer Modifikation der Blutströmung, auch der Geschwindigkeit usw. koinzidiert, aber die Herzfunktion ist ebensowenig die Ursache der Pulswelle wie die Pulswelle die Ursache der Herz-Gefäßfunktion.

Die frühesten Herzkontraktionen finden statt, noch ehe sich Muskel- und Nervenzellen erkennbar differenziert haben. Sie sind schon rhythmisch, aber noch nicht gleichmäßig. Alsbald

geht nun diese Differenzierung vor sich, und koinzident ordnet sich der Herzrhythmus. Die peripheren Nerven entwickeln sich im Zusammenhange mit der Differenzierung der Spinalknoten und zwar derart, daß sich Rückenmark und Muskelsegment verbindende Zellstränge zu Nervenfibrillen differenzieren, der Nerv also schon in seinen primitivsten Stufen, als „Anlage" einerseits mit der Ganglien-, andererseits mit der Muskelzelle verbunden ist. Dies gilt auch für den sensibeln Nerv, es sind also auch Ganglienzelle und Sinneszelle von vornherein miteinander nerval verbunden. Apathy betont, daß alle Zellen des Organismus mittels Interzellulärbrücken und Protoplasmafortsätzen mit einander verbunden sind, und daß diese Verbindungen die Wege sind, die alsbald die sich differenzierenden Nervenfibrillen einnehmen. Auch O. Hertwig sieht in den protoplasmatischen Zellverbindungen die Grundlage, aus der sich die Nervenfibrillen entwickeln. Die Analogie mit der Entwicklung der Gefäße ist offenkundig. Die Nervenzellen mit ihren Fortsätzen (Dendriten und Neuriten, zu- und ableitenden Fasern) sind also spezifische Leitwege, auf denen von der einen zur anderen Stelle „etwas" hinfließt. Die Aufnahmestelle dieses „etwas" ist dann die freie Nervenendigung oder ein Empfangskörperchen (1. Bd. § 6), die Abgabestelle ist die „entgegengesetzte" Endigung als Übergangsstelle des Nervenstromes in die Ausdruckszelle (Muskelplatte der querstreifigen Muskelzelle, Anlagerung der Fibrille an die glatte Muskelzelle, elastische Faser, Drüsenzelle).

Ein solcher spezifischer Strom geht auch im Herzen von Zelle zu Zelle, zunächst in den Protoplasmabrücken, dann in Nervenfibrillen. Dieser Nervenstrom ist spezifisch, unterschieden von allen übrigen trophischen und genischen „Teilchen", Eronen, Eronenkomplexen. Gewiß ist der Nervenstrom auch Eronenstrom („Eron" = Anschauungseinheit, 1. Bd. § 5), man kann diese spezifischen Eronen Nerveneronen nennen (§ 7,1, A). Es vollzieht sich also eine koinzidente Differenzierung der Nervenfasern und der von ihnen verbundenen Empfangs- und Ausdruckszellen, somit auch der Funktionen. Die Muskelkontraktion (usw.) wird somit nicht durch den Nervenstrom als Reiz verursacht, weder derart, daß die Zelle durch ihn überhaupt erstmalig, noch derart, daß sie dann immer wieder durch ihn zur Kontraktion gebracht würde, sondern „der Nerv" ist einfach eine Verbindungszelle oder -zellreihe, als solche natürlich eigenlebig wie die verbundenen Zellen, wie alle Zellen, aber nicht von dämonischen Kräften „beseelt", die die Ausdrucksapparate „in Funktion setzen" könnten, sondern mit den verbundenen Zellen eine funktionale Einheit bildend — derart, daß sich die Welle des Nervenstromes zeiträumlich in die der Muskelkontraktion fortsetzt und die Intensität des in die Muskelzelle eintretenden

Nervenstromes gleich der Intensität der Kontraktion ist. Auch die Nerven funktionieren ab origine, nicht erst von der Markreifung an (etwa gar mit plötzlichem Einsetzen), nur differenziert sich natürlich mit dem Nerven auch seine Funktion aus.

Daß die foetale Herzaktion unter gewissen Umständen, z. B. bei lebhaften Kindsbewegungen an Frequenz zu- und nach Aufhören wieder zur gewöhnlichen Frequenz abnimmt, verstehen wir aus der Teilnahme des Herzens an der ausgebreiteten oder allgemeinen Funktionssteigerung („Erregung"); auch hier sind die Umstände keine Ursachen, sondern lediglich Glieder im funktionellen Zusammenhange (zu Konfunktion, s. 1. Bd. S. 247).

B. Die Lunge.

Schon die Keimzelle nimmt aus der Umgebung (auch) Sauerstoff in freier oder physikalisch oder chemisch gebundener Form auf, in ihrem Innern finden Oxydationen statt, und die hierbei gebildete Kohlensäure wird wiederum in freier oder gebundener Form an die Umgebung abgeschieden: so ist die kindliche mit der mütterlichen Atmung, dem mütterlichen Gasstoffwechsel stetig verbunden. Der Gasaustausch differenziert sich mit der Differenzierung des foetalen Blutkreislaufes und der Plazenta, auch hier vollziehen sich lediglich Entwicklungen aus Vorstufen. Der Sauerstoff geht nunmehr vom mütterlichen Blute her (aus dessen roten Blutkörperchen) durch die Zotten-Gefäßwände in das foetale Blut über, umgekehrt wird die foetale Kohlensäure ins mütterliche Blut ausgeschieden.

Die Anlage der Lunge ist beim menschlichen Embryo von 3,2 cm Länge schon bemerkbar; sie geht in zwei kleine Schläuche über, die sich vom Ende des 1. Monats an zu hohlen Ausstülpungen erweitern, der linke Lungenschlauch in zwei, der rechte in drei, die Vorstufen der Lungenlappen. Sodann differenzieren sich der Bronchialbaum usw., vom 6. Monat an die Lungenalveolen; dieser Entwicklungsprozeß ist bei der Geburtsreife des Foet beendet, die Lunge hat sich zu einem Organ entwickelt, das eine nur drei- bis viermal geringere Größe als die Lunge des Erwachsenen hat (während die übrigen Organe relativ sehr viel kleiner sind).

Wann beginnen die Lungen zu arbeiten? Nun, jede Zelle, jedes Organ funktioniert, wie gesagt, ab origine, so auch die Lunge. Die Funktionen differenzieren sich dann derart, daß allmählich die Hauptfunktion prägnant hervortritt. Es ist also unrichtig zu sagen, die Lunge funktioniere intrauterin noch nicht, sondern fange erst in oder gleich nach der Geburt an zu funktionieren. Richtig ist nur, daß die Lunge intrauterin noch nicht Luft von außen atmet; die Hohlräume aber sind vorhanden, und in ihnen kann ja wohl nicht Nichts enthalten sein, wenn

sie auch noch eng sind und ihre Wandungen erst in primitiven Ausmaßen funktionieren. Entweder befindet sich Gas in den foetalen Lungenräumen oder Flüssigkeit (Sekret, Fruchtwasser), wahrscheinlich beides. „Atmen" ist svw. hauchen, bezeichnet also die In- und Exspiration von Luft; hiernach kann man gewiß von einer Lungenatmung des Foetus nicht sprechen, wohl aber funktioniert die Lunge in der Art der Vorstufen zur extrauterinen Atmung, und seinen Gasaustausch, also seine Atmung hat der Foet vermittels des Blutes über die Plazenta. Die intrauterine Lungenfunktion ist aber Vorstufe der extrauterinen Atmungsbewegungen; es sind auch schon primitive Aktionen der querstreifigen Atmungsmuskeln beteiligt. Zu Atmung s. 1. Bd. S. 325ff.

Ahlfeld beobachtete zuerst „rhythmische, periodenweise, in einer Minute 38—76 mal, im Mittel 61 mal sich wiederholende, wellenförmige, wiegende Bewegungen", die „vom Kinde ausgehend, besonders, in der Nabelgegend der Schwangeren zu bemerken sind" (Beitr. zur Lehre vom Übergange der intrauterinen Atmung zur extrauterinen, in der Festschr. f. Carl Ludwig, Marburg 1890). Diese Bewegungen sind in der 2. Hälfte der Schwangerschaft bei der Mehrzahl der Frauen zu beobachten. Ahlfeld hält diese Bewegungen für Vorstufen der extrauterinen Atmung; er sagt: „1. Der ersten sichtbaren Inspiration, dem sog. ‚ersten Atemzuge' gehen, ohne daß Asphyxie besteht, in der Regel kaum merkbare oberflächliche Atembewegungen voraus. 2. Dieselben müssen spätestens in der Vagina beginnen; denn die eingesogenen Flüssigkeitsmassen (Schleim, Fruchtwasser) fließen sofort nach Sichtbarwerden des Nasenloches aus der Nase heraus. 3. Wahrscheinlich bestehen diese foetalen Atembewegungen bereits während der Schwangerschaft und sind unter Umständen durch die Bauchdecken der Schwangeren hindurch wahrnehmbar." Während des foetalen Lebens kann also in den späteren Luftwegen Flüssigkeit enthalten sein, wie schon vor Ahlfeld Preyer angegeben hat; dieser sagt l. c. S. 149: „Es kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß durch das vorzeitige (d. h. intrauterine) Atmen im intakten Säugetierei Fruchtwasser in die Lungen des Foetus gelangt und zwar geht dasselbe in alle Teile der Bronchen bis in die Lungenalveolen, ebenso wie nach der Geburt die Luft es tut" und S. 150: „Die Frucht kann also vor ihrer Geburt Fruchtwasser aspirieren und mit dem Leben davonkommen. Denn aus Experimenten von Kehrer geht hervor, daß auch bei hohem Druck in die atelektatische Lunge ohne inspiratorische Bewegungen keine Flüssigkeit eindringt; sie kann nur bis zu den Stimmbändern vordringen. (Findet sich also Flüssigkeit in den Lungen vor, dann kann sie nur durch Atembewegungen, d. h. hier ihre Vorstufen aspiriert worden sein, Verf.) Hiernach ist das Vorkommen von intrauterinen Atembewegungen mit Aspiration des Fruchtwassers wahrscheinlich weder so selten noch so gefährlich, wie früher angenommen wurde." Wir wissen ja auch, daß der Foet Fruchtwasser schluckt, und hierbei kann sehr wohl etwas davon in den Kehlkopf usw. gelangen, eine Art des „Verschluckens", wie es ja extrauterin nicht selten passiert („in die falsche Kehle kommen"), falls sich die Schluck- und Atemreflexe noch nicht aus dem foetal-infantilen Ineinander gesondert haben (§ 6,4, 7. Bd. im § 7,3).

Das Vorkommen von Flüssigkeit in der foetalen Lunge führt also an sich noch nicht zu Erstickung (und Herztod, Asphyxie; das Wort von σφύζειν in heftiger Bewegung, Wallung sein, vom Blute, ἀσφυκτός pulslos, ἀσφυξία Aufhören des Pulses), sie muß nur eben in der Zeit, in der sich die Entwicklung mehr und mehr der Geburt, also dem Einsetzen der Luft-

atmung nähert und natürlich dann erst recht entfernt werden, d. h. die Lungen müssen die Flüssigkeit austreiben oder resorbieren (ganz ähnlich wie sich im foetalen Mittelohr Flüssigkeit befindet, die gleich nach der Geburt durch Luft ersetzt wird). Andernfalls ist das Neugeborene asphyktisch (Katheterismus der Bronchen gleich nach der Geburt!). Der Foet kann vor oder in der Geburt ersticken, falls sein Atmungsapparat abnormaliter schon intrauterin so funktioniert wie extrauterin, also Luftatembewegungen stattfinden, während Luft noch nicht vorhanden ist, z. B. bei vorzeitiger Unterbrechung der Plazentaratmung.

Die Tätigkeit der Lungen findet in ihren Anfängen — analog wie die Tätigkeit des Herzens und der anderen Organe — statt, bevor sich eigentliche Nervenfasern gebildet haben. Das Zustandekommen der „ersten" Lungenfunktion ist also nicht an das Vorhandensein der Reflexerregbarkeit gebunden, die Nervenfunktion ist auch hier nicht Ursache der Funktion des innervierten Organs (S. 155f.). Ursache (Reiz) ist auch nicht das etwa verschluckte Fruchtwasser noch die Luft noch die (etwaige) Venosität des Blutes, sondern die Lungenfunktion, der gesamte Atmungsapparat differenziert sich eben im biologischen Zusammenhange mit den übrigen Organen. Auch das Atemzentrum ist nicht „Erreger" der Atmung — derart daß es (als Dämon, von „Kräften" bewohnt) das Einsetzen der Atmung verfüge oder irgendwie bewerkstellige; es ist ja lediglich die nervale Zentralstelle, wie 1. Bd. S. 328, 333ff. dargelegt. Mit der Lunge und ihrer Funktion differenziert sich natürlich auch der zugehörige Nervenapparat, auch das zugehörige Zentrum aus; nur der Dämonist deutet in diese rein biologischen Vorgänge Ursächlichkeit hinein.

C. Der Stoffwechsel.

a) Die Eihüllen.

Das befruchtete Ei ist ein Ganzes. Es hat eine Hülle, die sich beim Säugetier und Menschen zum Chorion differenziert; zu dieser Hülle bildet sich näher dem Embryo eine zweite Hülle, das Amnion aus, und das Ganze wird von einer aus der Uterusschleimhaut entstehenden dritten Hülle, der Decidua umgeben. Der Embryo-Foet schwimmt im Fruchtwasser, es füllt mit ihm zusammen die Amnionhöhle. An die drei Eihäute schließen sich die Uterusmuskulatur, die Bauchhöhle der Mutter usf. an. Das Ei der oviparen Tiere ist weniger kompliziert, aber analog gebaut; es entwickelt sich außerhalb des mütterlichen Organismus. Die Hülle gehört zum Ei als Bestandteil des Ganzen, sie ist die Rundung, in der sich der Embryo-Foet als „Füllmaterial" befindet und im Verhältnis zu der er als das paßrechte Gerade anzusehen ist, — ein Einzelfall der allgemeinen (in 100% der Fälle vorkommenden) Anordnung: stets befindet sich das Gerade im (paßrechten) Runden, wir erleben nur Gerades und Rundes,

und alle Vor-gänge sind Über-gänge des Geraden aus einem Runden in ein anderes Rundes, Überschreitungen der Schwelle (1. Bd. §§ 26,4, 27,5).

Der Embryo-Foet wächst also in einer gewissen, in „seiner" (individual-artspezifischen) Umgebung, unter gewissen Umständen, im Verhältnis zu Partnern, die weiterhin zu äußeren Partnern im Verhältnis stehen usf., heran. Die Eihäute sind die peripheren Schichten der Partner, die noch zum Ei gehören. Auch die Decidua steht allenthalben zu ihrer Umgebung im Verhältnis: zwischen Hülle und Umgebung ist kein leerer Raum, die Abgrenzung ist insofern gegeben, als das koordinative Verhältnis der Teilchen der Hülle zueinander weniger leicht veränderlich, „fester" ist als das zur Umgebung — so hebt sich das Ei als Ganzes ab. Auch die Umgebung des Eies ist individual-artspezifisch. Das menschliche befruchtete Ei bettet sich normaliter in die Uterusschleimhaut ein und wächst dort, „im Mutterleibe" heran, niemals außerhalb des Mutterleibes, und eine Frühgeburt kann sich, falls überhaupt, nur unter Umständen, die den physiologischen möglichst ähnlich sind (Brütschrank, Couveuse), weiterentwickeln. Der Vogelembryo dagegen wächst nur im Ei, das unter dem brütenden Weibchen oder in einem möglichst ähnlichen Milieu liegt; die Wärmezufuhr, ebenfalls spezifisch, ist einer der Umstände, unter denen sich die Entwicklung vollzieht *).

Dies alles sind rein biologische Tatsachen — es gibt ja überhaupt keine andern, und eine weitere Erkenntnis als diese gibt es nicht. Es ist also müßig sich zu wundern, daß das Ei usw. sich gerade in dieser und nicht in einer anderen Umgebung befinde, warum diese Umgebung gerade so und nicht anders gestaltet sei usf. Man redet da in Tautologien, die sich an die Fiktion anknüpfen, das Ei usw. könne doch ebenso gut in einer anderen Umgebung sein; man fragt nun, warum es denn gerade in dieser Umgebung sei, und antwortet trostreich, weil es da am besten gedeihe und weil das nun eben die weise Mutter Natur oder die Vorsehung oder Gott so eingerichtet habe. Die Umstände werden als Ursachen gedeutet, die die Entwicklung des Eies, des Embryo-Foet bewirken und bezwecken. So sagt man, die Eihülle diene zum Schutz des Eies usw. gegen Schädlichkeiten, wenigstens „in erster Linie", d. h. man „begnügt" sich nicht mit der einfachen Tatsache, daß die Eihülle vorhanden ist, sondern fragt nach Ursache und Zweck. Diese Frage ist durchaus zu unterscheiden von der Frage nach den Eigenschaften und Funktionen. Die erste Frage, die dämonistische, setzt voraus,

*) Embryo, griech. ἔμβρυον = τὸ ἐντὸς τῆς γαστρὸς βρύον (Eustathius), βρύον zu βρύειν, βλύειν hervorsprossen, vgl. brühen, brüten, Brut usw. sowie blühen, Blüte (florere, flos) usw., s. im 3. Bde.

daß die Eihülle durch und nach Voraussicht und Zwecklichkeit eingerichtet worden sei und daß man dieses metaphysische Prinzip ermitteln könne. In diesem Sinne stellt man auch Experimente an: man untersucht z. B., was mit dem Ei usw. geschieht, nachdem man die Hülle beschädigt oder entfernt hat, findet so „Ursachen" der Entwicklungsstörungen und schließt, daß die Ursache der Schaffung der Eihülle, der Zweck ihres Daseins der Schutz des Eies sei. Aber diese Deutungen mit ihren irrealischen „Beweisführungen" sind nur Komplizierungen und bringen keinerlei Einsicht, die über die Tatsachen hinausreichte — wie der dämonistische Anspruch, auch in der kausalfinalistischen s. motivisch-teleologischen Denkebene lautet.

Realiter gehört die Eihülle als biologischer Bestandteil zum Ganzen „Ei". Sie steht zu ihrer Umgebung im Verhältnis, und auch hier vollzieht sich stetiger Verhältniswechsel: er besteht in bloßen Berührungen (mit Übergang koordinativer und thermischer Symbolkomponenten, also lokalen oder totalen Ortsveränderungen und Wärme-Kältezufuhr), in Aufnahmen ins Innere und Abgaben aus dem Innern (streng genommen, ist auch die Berührung eine Aufnahme — Abgabe, aber eine ganz oberflächliche). Im Verhältnis stehen nur Partner, Paßformen. Ein Verhältnis zwischen Partnern, die nicht zueinander passen, also — keine Partner („Paare") sind, ist nie erlebbar; der Satz, daß es doch möglich sei, ist eine leere Fiktion. Mithin kann auch die Eihülle nur Paßformen an- und aufnehmen, es besteht keine Möglichkeit einer ursächlichen Auswahl, andere Substanzen wie Paßformen kommen an die Eihülle (ganz allgemein: an irgend eine Substanz usw.) gar nicht heran. Die Paßformen — je nach Spezifität, also auch spezifischer Veränderung — berühren die Eihülle bloß und trennen sich dann wieder (sind dann „unpassend", nicht mehr passend) oder gehen durch Öffnungen ins Innere ein und können auch den Foet erreichen, ihn berühren oder in sein Inneres eingehen *). Die Partnerschaft ist natürlich eine eigen-

*) Geben wir einem Infusor (Paramäzium) rundliche und eckige Körnchen, die ersteren verdaulich, die letzteren unverdaulich, so werden zunächst alle unterschiedslos aufgenommen; was verdaulich ist, wird als Nahrung benutzt, das Unverdauliche, also auch die eckigen Körnchen ausgestoßen. Nach einiger Zeit werden diese Körnchen immer rascher entfernt, dann gar nicht mehr aufgenommen und schließlich abgestoßen, sobald sie mit den Wimpern des Infusors in Berührung kommen. Findet da nicht Auswahl statt, bewirkt durch „Mneme" (S. 127), durch eine Art „Wissen" von der Geeignet- und Ungeeignetheit der dargebotenen Stoffe und ihren Formen? Realiter ist „unverdaulich" svw. „auszuscheidend", d. h. die eckigen Körnchen berühren zwar das Infusor an bestimmten Stellen, sind also taktile Paßformen, aber eine biochemische Einverleibung findet nicht statt, insofern passen die Körnchen nicht zu den Stoffen des Infusors. Die Ausscheidung des Unverdaulichen ist eine taktil-koordinative Veränderung, der Weg nach außen, wobei die Veränderung des Unverdaulichen

schaftliche und funktionelle — was sonst! Doch ist die Beschaffenheit der Partner nicht die metaphysische Ursache für ihre Annäherung und ihr gegenseitiges Verhalten, nicht eine dämonische „Kraft" oder die Vorsehung, die Weltvernunft, das göttliche Walten treibt und führt sie zu einander und trennt sie wieder, sondern ihre Bewegungen sind die spezifischen koordinativen Veränderungen, sie sind so, wie sie sind, und sie sind eben die Annäherung, das Zusammentreffen, die Trennung, sie sind ebenso spezifisch wie die Eigenschaften der Partner, die ja eben als spezifisch beschaffen im Verhältnis stehen. Die Eihülle „sagt" also nicht: ei der tausend, da ist eine Substanz, die darf nicht herankommen, nicht passieren, damit „mein" Foet nicht ge- oder betroffen werde, ich muß doch aufpassen, daß nichts Schlechtes „passiert", ich wähle mir lieber jene andern Stoffe; es wirkt auch nicht in ihr ein „Schutzdämon" usw., sondern die Eihülle ist (wie jede Hülle) so beschaffen, so spezifisch, daß gewisse Stoffe sie berühren, gewisse andere aufgenommen werden und zwar eben Paßformen, Substanzen, deren Beschaffenheit zu der der Eihülle usw. paßt. Man kann die Eihülle (wie jede Hülle) als Filter für die ein- und ausgehenden Stoffe, man kann sie auch als Schutz bezeichnen, muß aber dann wissen, daß das Wort Schutz etwa den gleichen Sinn wie Hülle hat (Schutz, schützen, ahd. schüten, nhd. schütten, Schutt, also Angeschüttetes, Umwallung, Umrandung). Daß die Hülle hüllt, der Schutz schützt, die Hülle schützt, der Schutz hüllt, sind tautologische Formeln, wie sie gang und gäbe sind; sie werden dämonistisch gedeutet, also so: die Hülle hat die Aufgabe zu schützen, ihre Funktion ist Wirkung einer in und mit der Materie arbeitenden, von ihr wesensmäßig getrennten, eben metaphysischen „Kraft" usw.

---

zu der der Umgebung stimmt. Bei häufiger Wiederholung (Übung) wird diese taktil-koordinative Veränderung geschwinder, auch geht sie vom Magen auf den Mund über, der also das Unverdauliche abstößt. Wir wissen, daß chemische Umsetzungen nur zwischen bestimmten Stoffen (eben Paßformen) und in bestimmter Koordinatik vor sich gehen. Wir wissen ferner, daß die Aus- und dann Abstoßung (Ablehnung) des Unverdaulichen eine allgemeine Funktion der Organismen ist. Eine „Auswahl" findet dabei aber nicht statt, sondern lediglich eine spezifisch-spezielle Verlaufsweise der Bewegungen: gewisse Stoffe, also solche von gewisser Beschaffenheit (auch Gestalt) bewegen sich ins Innere und gehen in den Stoffwechsel ein („Verdauliches" nennt man das), andere passen nur taktil, verändern sich koordinativ anders wie jene („Unverdauliches" nennt man das). Wir klassifizieren also die Vorgänge, die realiter rein biologische sind, vom Dämonisten aber als Wirkung geheimnisvoller Mächte, der „Auswahl" usw. gedeutet werden, ohne daß mit solchen Deutungen, Fiktionen, Alsobs auch nur das Geringste an Erkenntnis gewonnen würde (es sind ja bloß Umschreibungen). Vgl. meinen Aufsatz „Über Psyche und Mneme", Psych.-Neur. Wschr. 1936 H. 16; ferner 5. Bd. § 7,3, c Anm.

Die Hülle soll vor Schädlichkeiten schützen. Da spukt die Fiktion, es könnten auch nicht paßrechte Substanzen oder Wirkungen an die Eihülle herankommen, also z. B. solche, die die an sich gesunde Eihülle zerreißen oder sonstwie beschädigen, oder solche, die nach Überwindung der Hülle ins Innere eindringen und den an sich gesunden Foet verletzen, krank machen könnten. Aber: nur Paßformen stehen im Verhältnis. Abnorme Vorgänge an und in der Eihülle (usw.) vollziehen sich nur an und in einer Hülle von entsprechend abnormer Beschaffenheit; daß sich abnorme Vorgänge vollziehen, ist ja gerade das Zeichen dafür, daß die Eihülle abnorm ist und entsprechend abnorme Partner hat, mag auch die Abnorm nur funktionell sein oder sonst chemisch-physikalisch nicht „nachweisbar" sein. Auch der Foet ist abnorm, sofern sich an oder in ihm abnorme Vorgänge abspielen, „Schädigungen" ihn treffen; auch diese gehören zum biologischen Geschehen und sind Paßformen für den — eben darin abnormen — Foet. Ist die Eihülle abnorm, so auch der Foet, das ganze Ei ist so beschaffen, daß sich (gewisse) abnorme Vorgänge, funktionelle oder anatomische, vollziehen. Schädigungen (Schädlichkeiten) können nur den treffen, für den sie Paßformen sind, der eine entsprechende Beschaffenheit hat. Das Ei, der Foet kann ebenso wenig wie ein anderer Organismus durch eine Schädlichkeit krank gemacht werden; trifft eine Schädlichkeit das Ei usw., so ist das ein Zeichen seiner entspr. abnormen biologischen Beschaffenheit, nicht aber ein Zeichen dafür, daß ein gesundes Ei beschädigt werden könne und daß in den normalen Fällen die Eihülle den Foet vor den Schädlichkeiten (die also allemal vorkommen können!) schütze.

Die realische Auffassung gilt für alle Hüllen; man kann sie auch Schutz, Schutzvorrichtungen nennen, z. B. das Fell, die Haut, die Kleidung, die Wohnhöhle, das Haus, den Burgwall, den Stadtgraben, die Grenzbefestigungen usw. Seine Hülle, Oberfläche, seine Grenzaktualitäten hat jedes Individuum, auch im Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, gemäß der Tatsache, daß wir nur Rundes und Gerades erleben. Die Hüllen, die den Menschen jeweils umgeben, sind genetische Analogien der Hüllen, die den Foet umgeben: an Stelle des Fruchtwassers tritt extrauterin die Luft (mit erheblichem Feuchtigkeitsgehalt), das Wasserbad, an Stelle der Eihüllen die Kleidung, an Stelle des Mutterleibes die Wiege, das Bett, die Behausung, die weitere Umgebung. Jede Hülle ist spezifisch für das Umhüllte und umgekehrt: Hülle und Umhülltes sind Partner. Jede Hülle ist ein Filter: was (von außen nach innen und umgekehrt) passiert, ist Kennzeichen der biologischen Beschaffenheit der Hülle und des Umhüllten. Eine normale Hülle umhüllt Normales, eine abnormale Hülle Abnormales. Zu einer normalen Hülle kann nur Normales Paßform

sein, zur abnormalen Hülle Abnormales *). Die Auffassung, daß an eine Hülle alle möglichen Einflüsse, Einwirkungen, Faktoren herantreten können und sie nun eine Auswahl treffe, in dieser Art also ein Schutzwächter sei, ist reine Fiktion — wie es Fiktion ist, daß statt dessen, was sie trifft, auch anderes die Hülle treffen könnte, wenn sie eben nicht aufpassen würde. Realiter sind die Vorgänge die, die sie sind, und können niemals andere sein. Die Hülle ist Schutz lediglich als Grenzbezirk des Individuums zur Umgebung.

b) Die Stoffaufnahme.

Die Keimzelle, also das befruchtete Ei wandert in den Uterus ein, falls es nicht schon drin ist, bis zu einer Stelle der Schleimhaut, die angedaut wird, sich so öffnet, das Ei aufnimmt und sich über ihm schließt. Die Schleimhaut wie der ganze Uterus beginnt sich mittels Zellteilungen gewaltig zu verdicken und zu vergrößern. Warum tut er das? fragt der Dämonist und antwortet: da muß doch eben ein Reiz da sein, ein geheimnisvolles Agens, das (im Auftrage der „Mutter Natur" oder der göttlichen Vorsehung usw.) solche ungeheuren Veränderungen zweckmäßig verursacht, sonst wären sie einfach unverständlich. Der Reiz wird in die Keimzelle oder in Hormone verlegt, sie selber gelten auch als Reize — und nun glaubt man, die Sache „erklärt" zu haben, wenn auch die Zweifel nicht verstummen. Hiernach hat also das Weib mit der Schwangerschaft eigentlich gar nichts zu tun, auf seinen Leib als Materie-Material wirkt der Reiz und zwar speziell auf den Uterus; denn wäre dieser Reiz nicht vorhanden und wirksam, so würde sich der Uterus nicht entfalten! Es muß schon ein großmächtiger Dämon sein, der den Uterus zur Schwangerschaftsentwicklung bringt, der die Schleimhaut- und Muskelzellen teilt und nach gutem Vorbedacht immer wieder teilt, der die Blutgefäße vermehrt usw. — ein unheimlicher Gast im Mutterleibe, der ohne diesen Gast nie Mutterleib werden würde.

Die Psychobiologie betrachtet die Schwangerschaftsentwicklung im ganzen wie in allen Einzelheiten als ein rein biologisches Geschehen, als eine biologische Veränderung des gesamten Organismus zur letztmöglichen Ausreifung. Dabei wächst der Uterus **),

*) Eine kranke Haut ist Symptom „des kranken Menschen", ein zerrissenes Kleid Zeichen seiner Altersschwäche oder der Abenteuer oder Unsorgfalt seines Besitzers, der liederliche Anzug kennzeichnet den Träger, die Landesgrenze kann normal oder zu schwach oder zu stark befestigt sein — je nach der Beschaffenheit des Volkes usf. Ein ganz anderer Fall ist der, daß die Hülle „nur" Behälter ist, z. B. kann ein pathologisch-anatomisches Präparat in einem normalen Glase aufbewahrt werden.

**) Das Wachstum des Uterus wie auch des Foetus erinnert gewiß an das Wachstum einer Geschwulst, aber im letzteren Falle wuchern kranke

dabei finden sich als Teile des Ganzen auch Hormone vor, auch solche, die sich nur in der Schwangerschaft bilden, aber sie sind ebensowenig die Ursache der Entwicklung des Uterus und des ganzen Organismus, wie diese Entwicklung die Ursache der Hormone ist (1. Bd. S. 145). Auch das Ei ist nicht die Ursache der Uterusveränderungen, sondern Glied der Reihe. Der Uterus wächst im ganzheitlichen Zusammenhange mit dem übrigen Teile des Organismus zur höchstmöglichen Entfaltung. Die Empfängnis ist kein mechanisch-regionärer, sondern ein biologischer Vorgang im Verbande der gesamten Ausreifung des Weibes. Es kann nicht nach Belieben empfangen, es muß warten, bis „es soweit ist", bis der Organismus die Empfängnisreife erreicht hat. Die Empfängnis ist ein zu einer biologischen Periode im Frauenleben gehörender Tatbestand, derjenige, der diese Periode kennzeichnet und aus dem ersichtlich ist, daß sich das Weib zur höchstmöglichen Leistung emporentwickelt hat. (Drastisch: ein Mädchen von 12 Jahren kann die Zeugungsvorgänge theoretisch wissen, aber empfangen kann es — normaliter in unsern Breiten — noch nicht.)

Zu diesen Veränderungen gehört auch die Bildung von Stoffen (Paßformen), die der Keimzelle zukommen (S. 115), die sie in ihren trophischen und genischen Stoffwechsel aufnimmt, zunächst durch die Zellwand hindurch, dann durch die Zotten der Zona pellucida des Mutterkuchens, die sich in das mütterliche Uterusgewebe einsenken und vom mütterlichen Blute umspült werden. Die Plazenta ist, wie John Mayow 1674 aussprach, nicht nur die Lunge, sondern auch das Ernährungsorgan des Foetus, und schon Aristoteles wußte, daß die plazentalen Säugetierembryonen durch den Nabelstrang hindurch ernährt werden.

Zunächst die Flüssigkeit. Sie ist quantitativ der Hauptbestandteil des Embryo-Foet (6. Woche 97,45%, 4. Monat 90—92%, 5. Monat 88—93% usw., Preyer, l. c. S. 262) — wie übrigens auch des geborenen Menschen (ca. 66%). Die Keimzelle enthält natürlich auch Flüssigkeit; sie nimmt weitere aus der Umgebung auf. Gegen Ende des 1. Monats findet sich im Ei schon etwas Fruchtwasser vor, und es mehrt sich dann rasch, indem es aus dem Fruchtkuchen transsudiert. Der Foet schwimmt schließlich im Fruchtwasser *). Er schluckt große Mengen und

Zellen, im ersteren mehren sich gesunde Zellen. Die Teilung der mütterlichen Zellen ist ein Beweis dafür, daß es auch im erwachsenen Organismus gesunde Zellen gibt, die ihre Teilungsreife relativ spät erreichen und zwar meist in periodischer Wiederholung (mehrere Schwangerschaften, dazwischen Rückbildung). Die menstruellen Veränderungen sind Analoga zur Schwangerschaft im kleinen. Der Foet kann mit einem Parasiten verglichen werden, doch ist ein Parasit niemals Kind seines Wirtes.

*) Damit ist aber der Foet nicht als Fisch gekennzeichnet, auch nicht durch die „Kiemenanlagen" usw. (S. 71). Er ist ein kleiner Mensch. Er

resorbiert sie vom Magen-Darm aus, ferner diffundiert viel Fruchtwasser durch die Haut, die anfangs viel leichter durchgängig ist als später (überhaupt als Vorstufe der extrauterinen Haut eine entsprechend andere Beschaffenheit hat wie diese, vgl. Abschuppung der foetalen Oberhaut, auch in Form ganzer Membranen, des Epitrichium Welckers, der Epitrichialschicht Kerberts, die Foetalhaut ist für Aufenthalt im Wasser geeignet, die postnatale Haut für Luftumgebung), und endlich gelangt Wasser von der Plazenta her mit Nährstoffen durch die Nabelvene in den Foetus. Soweit das Wasser nicht retiniert, zum Aufbau des Körpers verwendet wird, geht es durch die Nieren als Harn ins Fruchtwasser ab und wird vom Foet wieder getrunken, ein anderer Teil verläßt den Körper später im Hautsekret. Das im Blute der Nabelarterie weggeführte Wasser gelangt in der Nabelvene zum Foet zurück.

Das erste Getränk des Menschen ist also das harnhaltige Fruchtwasser, eine gelbliche, leicht trübe, flockige, schwach alkalische Flüssigkeit, in der abgestoßene Oberhautfetzen, Wollhaare und später auch Se- und Exkrete des Foetus schwimmen und das etwas Eiweiß, verschiedene Salze, Harnstoff, Kreatinin usw. enthält *). Auch die festen Stoffe nimmt der Foet beim Trinken mit auf, so daß sie sich neben Galle und Darmsekreten im foetalen Kot, dem Mekonium vorfinden. Alle späteren Getränke sind genetische Analogien (in dieser Art Abkömmlinge) des primären Getränks, des Fruchtwassers und haben auch vielfach eine nahe Ähnlichkeit, z. B. Tee, helles Bier, Weißwein, entfernter dunkles Bier, Kaffee, Rotwein usw. — und natürlich Wasser, während die Milch sich bes. durch Farbe, Geschmack, Fett-, Zuckergehalt usw. unterscheidet, aber auch alkalisch ist, Schwimmstoffe enthält usw. und übrigens der Uterinmilch ganz ähnlich zusammengesetzt ist (diese wird von Uterusdrüsen abgeschieden, mischt sich dem mütterlichen Plazentarblut bei und gelangt so

macht nicht ein „Fischstadium" durch, wie die Märchendichter behaupten. Es bestehen nur gewisse Analogien zwischen Foet und Fisch. Daraus gar den Schluß zu ziehen, daß der Mensch „einst" ein Fisch gewesen sei und im Wasser gelebt habe, dann ins Amphibienstadium übergegangen und schließlich — analog der Geburt — Landbewohner geworden sei, ist eine geradezu polizeiwidrige Phantastik. Wir betonen: die Phylogenese ist die syllogistische Analogie der Ontogenese und kann niemals über die Ontogenese hinausgeführt werden. Der Mensch war niemals ein anderes Wesen wie ein Mensch; alles andere ist dummes Zeug. 1. Bd. S. 641, 4. Bd. § 12.

*) In der Volksmedizin spielen Harn und Kot als Zaubermittel (Heil-, Liebeszauber) eine Rolle. Manche Neurotiker und Psychotiker trinken Harn und essen Kot, und es dürfte wenige Menschen geben, die nicht als kleine Kinder Harn und Kot gekostet haben — in Fortsetzung der foetalen Gepflogenheiten, auch mit Harn und Kot „geschmiert" haben. Auch das Weih- und Taufwasser ist ein Abkömmling des Mutterwassers, vgl. Weihe, Weihnacht ahd. ze wihen nahten, die Zeit der Geburt, der Wehen, der Weihe.

in den foetalen Kreislauf, ist ein nach G. v. Hoffmann wichtiges Nährmittel für den Foet). Die Zusammensetzung des Fruchtwassers ändert sich im Verlaufe der Schwangerschaft, gegen Ende der Schwangerschaft verringert sich die Menge.

Im übrigen nimmt der Foet aus dem mütterlichen Blute durch die trennende Gewebsschicht hindurch Sauerstoff sowie feste lösliche Stoffe, also Salze, Kohlehydrate, Albumine und Fette, diese wohl mittels Transportes in überwandernden Leukozyten u. a. Zellen, auf. Alle diese Stoffe gehen in den foetalen Stoffwechsel ein, der sich in allen Teilen grundsätzlich so vollzieht wie beim geborenen Menschen, nur eben vorstufig. Nur Paßformen werden aufgenommen; sie sind genische und trophische (1. Bd. S. 229f.), die genischen treten vw. in den Stoffwechsel der Zellkerne und der sich differenzierenden genischen Reflexsysteme, zu denen das Genitale als genisches Zentralorgan gehört, die trophischen vw. in den Stoffwechsel der Nährsubstanzen der Zellen und der sich differenzierenden trophischen Reflexsysteme, zu denen die Ernährungsorgane gehören, ein.

c) Die Stoffabgabe.

Im Gange der Differenzierung der Ausscheidungsorgane prägen sich auch die Hauptfunktionen mehr und mehr aus, also die Funktionen der Nieren, Harn abzuscheiden, des Magen-Darms, sich peristaltisch zu bewegen, Verdauungssekrete zu liefern, zu resorbieren usw. Zunächst münden der Enddarm und die Ausführungsgänge der Nieren und der Geschlechtsdrüsen in einen gemeinsamen Raum ein, die Kloake, die nach außen durch die Kloakenmembran abgeschlossen ist. Nach einiger Zeit reißt diese Membran ein, es entsteht eine Öffnung, durch die sich der foetale Harn ins Fruchtwasser entleert. Bei niederen Wirbeltieren (Amphibien, Reptilien, Vögeln) erhält sich die Kloake dauernd, bei höheren Säugetieren und beim Menschen wachsen Gewebswände ein und teilen den Kloakenraum in den Harnbehälter und den Mastdarm, zwischen denen der Ausführungsgang der Geschlechtsorgane in einer bei Mann und Weib verschiedenen Form angeordnet ist. Aus der Entwicklung wird verständlich, daß zwischen Blase, Genitale und Enddarm mannigfache nervale (Reflex-)Verbindungen entstehen, die sich später normaliter separieren, so daß jedes der Organe für sich funktioniert, abnormaliter aber z. T. erhalten bleiben, so daß z. B. genitale Funktionen „pervers" mit Darmfunktionen und umgekehrt verbunden sind (bei gewissen Neurosen).

Der Foet entleert also Harn; er ist ein Teil des Fruchtwassers. Dagegen wird der foetale Kot, das Mekonium (Kindspech) regelmäßig erst bei der Geburt entleert, vorher können höchstens

Sekrete des Enddarms und kleine Bröckelchen ausgeschieden werden. Es besteht aber schon früh eine Darmperistaltik, bei der das Mekonium, zusammengesetzt aus eingedickten Sekreten der Leber (Galle), der Bauchspeicheldrüse, der Darmdrüsen, verschluckten Haaren, Fetteilchen u. a. festen Bestandteilen des Fruchtwassers sowie Salzen, allmählich bis zum Mastdarm hinabrückt. Übrigens schluckt der Foet nicht unablässig Fruchtwasser, sondern rhythmisch, periodisch; bei den von Ahlfeld beobachteten Bewegungen des Foet (S. 157) wird Fruchtwasser wohl oft nur bis zum Rachen eingesogen und dann wieder ausgestoßen (eine Art Mundspülen).

Schweiß- und Talgdrüsen differenzieren sich im 5. Monat und zeigen im 7. Monat eine Höhlung mit feiner Öffnung nach außen, doch kann schon vorher sehr wohl eine Sekretion erfolgen (ähnlich wie die Nervenanlagen schon als Zellstränge primitiv leiten usw., überhaupt jede Zelle ab origine funktioniert). Dagegen spricht nicht die Ansicht, daß der Foet, der ja im warmen Wasser schwimme, es sozusagen nicht nötig habe, zu schwitzen und sich die Haut abzukühlen. Die Schweißausscheidung ist ein biologischer Vorgang, der nicht nur bei hohen Temperaturen auftritt, (vgl. z. B. den Angstschweiß); auch der Schweiß wird periodisch, also gemäß der spezifischen Funktionsperiode der Schweißdrüsen ausgeschieden. Das Analoge gilt für die Talgdrüsen. Der Foet ist, je älter er wird, um so reichlicher mit Talg bedeckt und kommt in der Regel tüchtig eingesalbt (mit „Vernix caseosa") zur Welt. Durch die Talgschicht kann das Fruchtwasser nicht eindringen, die Haut bleibt — nach den mancherlei Häutungen — intakt, und der gut eingesalbte Foet gleitet leichter durch den Geburtskanal, der übrigens auch feucht-schleimig ist*). Auch ist die Wärmeabgabe des gut gesalbten Kindes, das in der Geburt aus seinem Brutofen in eine um ca. 20° C kältere Umgebung eintritt, geringer (wenn auch noch erheblich) als die des schlecht gesalbten, eine rein biologische Tatsache, die wiederum der kausal-finalistischen Deutung nicht bedarf (als ob die Vorsehung oder die weise Mutter Natur usw. die Talgabsonderung eingerichtet hätte, um die Wärmeabgabe zu regulieren usw.). Das Fehlen der Vernix, das nicht ganz selten vorkommt, halte ich für pathologisch (mangelhafte Entwicklung der Drüsen, krampfiger Angstverschluß der Poren).

---

*) Vgl. das Einsalben der Ringer, das Salben der Könige, ursprgl. der Sieger im Pubertätskampfe, deren Wunden zunächst die natürliche Salbe, das Wundsekret trugen, dann mit Speichel, dann mit künstlicher Salbe bedeckt wurden, s. 3. Bd. Nr. 98, 569, dort auch Christus = der Gemarterte und somit Gesalbte (1. Bd. S. 676). Vgl. das Schmieren der Räder usw., der Schwellen und des sie Passierenden, „wer gut schmiert, der gut fährt", usw. Vgl. auch die Letzte Ölung.

Daß sich auch die foetalen Milchdrüsen bereits zur Verrichtung ihrer Hauptfunktion entwickeln, zeigt die Abscheidung der sog. Hexenmilch, eines milchähnlichen Brustdrüsensaftes bei Neugeborenen beiderlei Geschlechts; es ist biologisch dem Colostrum Schwangerer und Frischentbundener gleichzusetzen.

Auch die Verdauungsdrüsen usw. funktionieren schon in einer primitiven Weise, liefern also auch Stoffe, die als Vorstufen zu den späteren Sekreten aufzufassen sind. Daß der Magen des menschlichen Foet (im Unterschied vom z. B. Vogelembryo) noch nicht Eiweiß zu verdauen hat (abgesehen von den geringen Eiweißbestandteilen des verschluckten Fruchtwassers, die — es finden keine Fäulnisprozesse im foetalen Darme statt — verdaut werden), beweist nicht, daß die Magendrüsen überhaupt untätig wären und dann plötzlich nach der Geburt anfingen zu funktionieren. Ein solches plötzliches Einsetzen einer Funktion kommt überhaupt niemals vor, es anzunehmen, ist durchaus unbiologisch. Alle Drüsen, auch die Geschlechtsdrüsen usw. (alle Organe) funktionieren ab origine, aber zunächst in primitiver Art, ihre Sekrete, Fermente, Hormone usw. sind Vorstufen, die sich erst allmählich zu den reiferen und reifen Substanzen entwickeln.

Über die Kohlensäureabgabe des Foet an die Mutter s. S. 156. Auch andere Stoffe mögen ans mütterliche Blut abgegeben werden, ferner Stoffe aus dem Fruchtwasser ins mütterliche Blut übergehen. Es findet also ein ständiger Eronenaustausch zwischen Kind und Mutter statt, wobei der Zustrom von der Mutter zum Kinde den Rückstrom bei weitem übertrifft, wie das überaus rasche Wachstum des Foet anzeigt. Im Stoffaustausch bestehen auch qualitative Unterschiede, je nachdem der Foet ein Knabe oder ein Mädchen ist, je älter er wird, je nachdem ob die Partner gesund oder krank sind und welcher Art die Krankheit ist, je nach dem Alter der Mutter, der Häufigkeit ihrer Geburten usw. Das Verhältnis Mutter: Kind ist im Ganzen wie in allen Einzelheiten spezifisch, paßrecht.

Zum Stoffwechsel gehören auch thermische Veränderungen. Sie sind z. T. meßbar (1. Bd. S. 713f., 2. Bd. § 35,1, c u. d). Mindestens im letzten Monat vor der Geburt hat der Foet konstant eine etwas höhere Temperatur als die ihn umgebenden Teile der Mutter. Es besteht auch Wärmeaustausch zwischen Mutter und Kind, und zwar gibt das Kind Wärme an die Mutter ab, die Eigenwärme des Foet ist nicht von außen zugeführt, sondern steigt und fällt mit der Intensität des Stoffwechsels (der Oxydationen), also auch der Muskelbewegungen. Fiebert aber die Mutter, so auch das Kind. Die Temperatur des mütterlichen Genitales ist normaliter ca. 0,5° C höher als ihre Achselhöhlentemperatur, und zwar die des Uterus ca. 0,2° C höher als die

der Scheide, und die Temperatur des Foet ist wiederum ca. 0,2° C höher als die des Uterus.

D. Die Zeugungsorgane.

Wie jedes Organ entwickeln sich auch die Genitalien aus der „Anlage Keimzelle", dann aus einer sich sondernden Zellgruppe, der „Organanlage". Gewisse Epithelzellen der embryonalen Leibeshöhle differenzieren sich zum Keimepithel, von dem sich beim Manne die Ursamenzellen, beim Weibe die Ureier ableiten (§ $1_{,1,3}$). Schon früh treten Unterschiede auf, an denen erkennbar ist, ob sich aus der Anlage ein Hoden oder ein Eierstock entwickelt, d. h. ob die Anlage die eines Hodens oder die eines Eierstockes war und ist. Die Geschlechtsdrüsen wandern dann nach unten: die Hoden normaliter bis in den Hodensack, die Eierstöcke bis ins Becken (Descensus testiculorum et ovariorum). Zugleich differenzieren sich auch die Ausführungsgänge sowie Prostata und Uterus und die äußeren Genitalien. Letztere gehen aus dem Geschlechtshöcker hervor, der schon beim menschlichen Embryo von 11—13 cm Länge am vorderen Rande der Kloake bemerkbar ist und sich alsbald zu Formen ausgestaltet, die Geschlechtsunterschiede äußerlich zunächst noch nicht erkennen lassen. Erst vom 4. Monat an stellen sich größere Verschiedenheiten in der Entwicklung der männlichen und der weiblichen Genitalien heraus. Schließlich entsprechen dem Penis die Klitoris, dem Hodensack die großen Schamlippen, der Prostata der Uterus usw. (§ $3_{,4}$ Anm.).

Die Ursamenzellen und die Ureier sind die Vorstufen der späteren ml. und wbl. Keimlinge. Sie differenzieren sich in einem so langsamen Tempo aus, daß die Produktion der Keimlinge erst zur Pubertätszeit (erste Ejakulation, erste Menstruation) erfolgt. Eine relativ langsame Entwicklungsgeschwindigkeit ist aber nicht „Null"! Die Genitalien liegen nicht etwa wie Holzstücke im Organismus und fangen plötzlich, etwa durch Außenfaktoren (psychische Traumen, Anblick nackter Genitalien usw., Spielen an ihnen, lüsterne Lektüre oder Unterhaltung usw.) oder Innenfaktoren (dämonische Kräfte, endopsychische Einwirkungen, wollüstige Phantasien, hormonale Einflüsse, Druck des harten Kotes u. dgl. Spuk mehr) gereizt, vor- oder rechtzeitig an lebendig zu werden und In- und Sekrete zu erzeugen! Sondern die Genitalien funktionieren wie alle Organe, alle Zellen ab origine, und die Funktionen gehen aus primitiven Vorstufen in stetiger Linie bis in die Reifestadien vorwärts, und zwar ist das Entwicklungstempo der Genitalien und ihrer Nerven gemäß ihrer Spezifität relativ langsam mit periodischen Beschleunigungen (Schüben, Krisen). Vgl. §§ $2_{,2}$, $7_{,4}$ usw.

E. Das Gehirn.

Das Zentralnervensystem gehört zu den frühest angelegten Organen. Für das Rückenmark wie das Gehirn ist die Ausgangsform ein Rohr; die Wandung ist die Vorstufe der Rückenmarks- und Gehirnmasse, die Lichtung die Vorstufe des Rückenmarks- und Gehirnkanals. Das Hirn gliedert sich wachstumsmäßig schon frühzeitig in die drei Hirnbläschen, das Hinter-, Mittel- und Vorderhirnbläschen, den Vorstufen 1. des Verlängertes Markes, des Wurmes, des Kleinhirns und der Brücke, 2. der Hirnschenkel und der Vierhügel, 3. des Zwischenhirns mit dem Trichter, der Zirbel, der Sehhügel und des Großhirns. Am größten Teile der Wandungen der drei Hirnbläschen finden sehr lebhafte Zellteilungen statt, so entstehen da kleinere und größere Gruppen von Zellen (Ganglienzellen mit ihren Nervenfasern). Bei dem ungleichmäßigen Wachstum der einzelnen Hirnbläschen und einzelner Teile ihrer Wandungen sondern sich die Hirnteile morphologisch und tritt, beginnend im Laufe des 2. und 3. Monats, die Faltenbildung der Groß- und Kleinhirnrinde (mit dem Wurme) ein. Allmählich stellen sich auch die Verbindungen zwischen den Nervenzellen in Form der zu- und ableitenden Fasern her und zwar sowohl zwischen den kortikalen, subkortikalen und subzerebralen bzw. subzerebellaren (medullären, spinalen und extraspinalen) Nervenzellen wie auch zwischen den Nervenzellen der einzelnen Segmente. Es differenzieren sich also die Reflexsysteme und die sie verbindenden Fasern (Reflexkollateralen, Assoziationsfasern), also auch die Anschlüsse an die Empfangs- und die Ausdrucksapparate mehr und mehr aus. Alle diese Verbindungswege entwickeln sich aus Vorstufen, die in ihrer vorstufigen Art auch schon funktionieren, also leiten (S. 155f.). Gemäß der Differenzierung werden die assoziativen Verbindungen (auch die zwischen sympathischen und sensorischen Nerven) vielfältiger und „gängiger", mehr und mehr „ausgeschliffen", auch beginnen sich die Haupt- und Nebenwege, die kollokativen und dislokativen Anordnungen (1. Bd. § 15) zu sondern. Ferner stellt sich die Dreischichtung der kortikalen Nervenzellen heraus und entwickeln sich diese Zellen selber mit unterschiedlicher (je spezifischer) Geschwindigkeit in Richtung „Reifung zu aktueller Funktion", also derart, daß entsprechend der morphologischen Ausgliederung auch die Hauptfunktion der Denkzellen mehr und mehr in die Verlaufsweise übergeht, auf deren Höhepunkt das Bewußte, die Aktualität da ist.

Bis zur Geburt sind wahrscheinlich alle kortikalen Nervenzellen angelegt, d. h. es finden später keine generativen Zellteilungen mehr statt, sondern nur Ausdifferenzierungen bis zu dem mit „aktueller Funktion" gekennzeichneten Reifegrade. Wie gesagt, ist das Entwicklungstempo bis zu dieser Reife je

spezifisch, nur wenige Denkzellen — eine macht natürlich den Anfang — erreichen zunächst den aktuellen Funktionsgrad, später folgen weitere usw.; auch diese Denkzellen sind aber noch nicht zu Ende differenziert, sie können noch höhere Grade erreichen, also die Aktualitäten präziser werden. Die Hauptfunktion der Denkzellen hat also auch ihren Entwicklungsgang. Sie ist nicht an die sog. Markreifung, an die Herausbildung der Markhülle der Nerven gebunden, sie tritt nicht plötzlich, durch Wirkung irgendeines „Reizes" oder „Faktors", durch irgendwie zurechtfingierte göttliche Verfügung, Inspiration oder seelisch-geistige Dämonie usf. ein, sie ist ja selber mitsamt der Entstehung des Bewußten, der Anschauung ein rein biologisches Geschehen, wie das Bewußte, die Aktualität, das Angeschaute biologisch, ein Biologicum ist und gar nichts weiter. Die Markreifung ist lediglich ein Zeichen höherer Differenzierung morphologischer, also auch funktioneller Art. Nichts spricht dagegen, daß gewisse Denkzellen schon beim älteren Foet den aktuellen Funktionsgrad erreichen, wobei freilich das Bewußte noch ganz primitiv, eben foetal, Vorstufe des späteren Bewußten der gleichen Denkzelle ist, die sich weiterdifferenziert. Im Werdegange eines kortikalen Reflexsystems erreicht immer zuerst die Gefühls-, dann die Gegenstands-, dann die Begriffszelle den aktuellen Funktionsgrad (1. Bd. § 27,1). Unmittelbar nach der Geburt hat das Kind normaliter (ganz primitive, chaotische) gegenständliche Wahrnehmungen, wie sich aus der Analyse der Ausdrucksbewegungen sicher schließen läßt. Diesen Gegenständen müssen die je zugehörigen Gefühle vorausgegangen sein. Es ist kaum von Wichtigkeit zu erörtern, ob bei dem einen Kinde die ersten Aktualitäten etwas früher oder später auftreten, dieses Auftreten ist individuell verschieden, spezifisch. Wir sind überzeugt, daß der ältere (geburtsnahe) Foetus bereits ein „dunkles" Gefühls- und um die Geburt herum beginnend auch ein dunkles Gegenstandsbewußtsein hat und daß in und nach der Geburt eine stürmische Entwicklung von Denkzellen zu primitiv-aktueller Funktion einsetzt — nicht durch die Reize der Außenwelt oder durch eine Art Ausgießung des heiligen Geistes oder sonstigen Zauber verursacht, sondern rein biologisch sich vollziehend. S. weiter 5. Bd. §§ 6, 7,1.

F. Die Muskulatur.

Die fortschreitende Zellteilung des Embryos führt zu einem Entwicklungsstadium, auf dem drei (bzw. vier) Zellschichten, die drei (bzw. vier) Keimblätter, das innere, das mittlere (bzw. die beiden mittleren) und das äußere sich gebildet haben. Aus dem inneren Keimblatt gehen das Darmrohr mit seinen Anhängen (Leber usw., embryologisch gehören hierher auch Kehl-

kopf, Lunge, Schilddrüse, Thymus), aus dem mittleren die Skelettmuskulatur sowie das Urogenitalsystem (Harn- und Geschlechtsorgane), aus dem äußern das Nervensystem (einschl. Rückenmark und Gehirn) und die Sinnesorgane (die Haut mit ihren Differenzierungen Auge, Ohr usw.) hervor. Die Keimblätter sind epitheliale (eine Oberfläche bildende) Zellreihen. Zwischen den Keimblättern entwickelt sich schon früh eine Schicht nichtepithelialer Natur, die sog. Zwischenschicht oder das Mesenchym, das, ein Produkt hauptsächlich des mittleren Keimblattes, zunächst eine homogene Gallerte ist, dann sich zu einem selbständigen Gewebe weiterentwickelt, indem aus dem Epithel eingewanderte (amöboide) Zellen sich ununterbrochen teilen. Das Mesenchym gliedert sich zu den Bindesubstanzen (Schleimgewebe, fibrilläres, elastisches Bindegewebe, Knorpel, Knochen), der glatten Muskulatur, den Lymphorganen, den Blutgefäßen einschl. Herz und Blut aus. Wie also das mittlere Keimblatt über das Mesenchym Mutterboden für die elastischen Fasern und glatten Muskeln ist, stammt von ihm auch die Skelettmuskulatur (außer einem Teile der Kopfmuskeln) ab. Die Muskelzellen sind also allesamt gemeinsamen Ursprungs (1. Bd. § 12). Die primären Differenzierungsformen sind die Muskelkästchen und die Muskelprimitivbündel, und diese Zellen funktionieren ab origine (wie beim Herzen dargetan), in einer primitiven Weise, aber stets als kontraktile Elemente. Die primitiven Kontraktionen haben den Charakter von Zuckungen, vergleichbar den krampfigen (tetanischen) Muskelzuckungen geborener Menschen. Gemäß der fortschreitenden Differenzierung der Muskelzellen nähern sich auch die Kontraktionen allmählich der extrauterinen Verlaufsweise an.

Der Zeitpunkt, an dem die Kindsbewegungen von der Mutter selbst oder durch ihre Bauchdecken hindurch zuerst wahrgenommen werden (etwa Anfang des 4. Monats), fällt also nicht mit dem Beginn der Muskeltätigkeit des Foet zusammen. Niemals sind die Muskeln funktionslos. Sie funktionieren aber nicht etwa, wie die finalistische Deutung lautet: „weil sie sonst degenerieren würden" (der Zweck gilt da als Ursache der Funktion!), oder wie die kausale Deutung lautet, „weil ein Reiz, ein Innen- oder Außenfaktor die Funktion bewirkt", sondern die Funktion gehört auch hier zur biologischen Beschaffenheit. Auch durch oder nach Differenzierung der zu jeder Muskelzelle gehörenden Nervenfaser wirkt nicht ein neuer „Reiz", ein neuer deus ex machina auf die Muskelzelle funktionschaffend ein, sondern es vollziehen sich lediglich koinzidente genetische Ausgliederungen der Nerven-Muskeln, der Reflexsysteme, also ihrer Eigenschaften und Funktionen.

Es ist sonach müßig, nach Ursachen der (ersten) Muskel-

bewegung zu fragen, — so als ob „die Funktion" in den bis dahin „funktionslosen" Muskel hineinfahren und den Muskel — in Funktion setzen könnte! Woher soll „die Funktion", die in den Muskel fährt, kommen, wer schickt sie hinein — es könnte nur ein Dämon, ein Zauberer, ein Gott, eine metaphysische „Kraft" oder „Macht" sein —, wie geschieht das Hineinschicken, die „Beseelung des Muskels", so daß der Foet nunmehr „beseelte Bewegungen" ausführt, d. h. „sich bewegt" und damit sein „Beseeltsein" dokumentiert? „Die Funktion" ist wohl selber Ursache und Zweck — der Funktion! Das sind alles dämonistische Fabeleien. Zu ihnen gehört auch die Annahme, „der Instinkt" sei die Ursache der Muskelbewegungen des Foet; es gibt „instinktive" Bewegungen (S. 176), diese sind aber nur eine Bewegungsart, nicht vom Dämon Instinkt verursacht. Man kann gewiß die Umstände studieren, unter denen die mannigfachen Verlaufsweisen der Muskelaktionen vorkommen, z. B. beobachten, wie sich die Muskelaktionen bei Abkühlungen, bei Fieber, bei Erregungen der Mutter, bei bestimmten Lagen usw. vollziehen; es ist klar, daß alle Bewegungen im Zusammenhange mit denen der Umgebung stehen, wie genugsam dargelegt, aber da wirkt keine Ursächlichkeit und auch keine andersbenamste Dämonie, sondern die Bewegungen verlaufen rein biologisch in zeiträumlicher Abfolge.

Aus der Anlage differenzieren sich die Reflexsysteme auch der Spezies nach. Wir bezeichnen die Spezies (Sorten, Klassen) nach der Gefühlsaktualität, sprechen also von Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudereflexsystemen (1. Bd. § 9). Zunächst sind die embryonalen Zellen auch hierin implikat, indifferent, aber auch auf dieser Stufe können die Vorgänge (Aufnahme-Abgabe, Zellteilung, S. 81), wenn auch noch in magmatischer Verschwommenheit, nur nach dem Schema alles Geschehens, je als HASTF-Reihe (S. 64), als Verengung-Drehung-Erweiterung erfolgen. Bei der Differenzierung sondern sich die Zellen mehr und mehr zu solchen, die mehr runde als gerade, und solchen, die mehr gerade als runde Anordnungen haben; jene sind — je nach der Weite der vorwiegenden Rundungen — Hunger- oder Angstzellen, diese — je nach der Länge der vorwiegenden Geraden — Trauer- oder Freudezellen; die Schmerzzellen sind Zellen, deren schräge (gedrehte, oblique) Anordnungen überwiegen (s. 1. Bd. S. 232f., 621ff., 627f.). Es bilden sich hierbei Gefüge (Strukturen) partnerischer Zellen der einzelnen Spezies heraus, Einzelgefüge und Gruppen solcher, Organteile, Organe, Organsysteme im organismischen Zusammenhange, wie im II. Teil des 1. Bds. beschrieben. Besonders deutlich zeigt sich die grundsätzliche Struktur aus rund, schräg und gerade bei den Anordnungen der kontraktilen Elemente, also der elastischen Fasern

und der Muskelfasern (streng genommen sind alle Zeilen kontraktil, doch ist bei jenen die Kontraktion die Hauptfunktion); demgemäß sind die inneren Funktionen wie die äußeren, d. h. die Funktionen der Skelettmuskeln, Verengungen, Drehungen, Erweiterungen bzw. Beugungen, Drehungen, Streckungen. Koinzident mit der Differenzierung der Organzellen differenzieren sich auch die je zugehörigen Nerven, ihre (Kontakt-) Verbindungen miteinander, also die Reflexsysteme, ihre Einzelgefüge und deren Gruppierungen zu Gefügen größeren Umfanges (Großgefügen) mit ihren Haupt- und Nebenwegen, alles zunächst in foetalen Vorstufen, aber in stetig fortschreitender Organisation begriffen. Dies gilt auch für die Sonderung der trophischen und genischen Zellen, Reflexsysteme, Organe, Organsysteme wie für ihre mannigfache Verflechtung. Es handelt sich immer nur um Explikationen der „Anlage Keimzelle".

Die Psychobiologie lehrt, daß alle Funktionen des menschlichen Organismus (der Hirnwesen) Reflexe sind; wir fassen diese biologisch, nicht „vitalistisch" (wie Descartes [Lebensgeister] u. a.), auch nicht physikalisch-mechanistisch (wie Pawlow u. a.) auf. Die Reflexe teilen wir in intergangläre, spinale, medulläre, subkortikale und kortikale ein — je nach der „Etage" des Zentralnervensystems, über die die Reflexbahn läuft. Entwicklungsgeschichtlich sind zunächst die intergangliären Reflexsysteme mehr ausdifferenziert als die spinalen usw., dann die spinalen mehr als die medullären usw., dann diese mehr als die subkortikalen, endlich diese mehr als die kortikalen. Unter den kortikalen erreichen wieder die Gefühlszellen früher einen höheren Differenzierungsgrad als die Gegenstandszellen und beide früher als die Begriffszellen (die erst einige Zeit nach der Geburt in zunächst wenigen Exemplaren zum aktuellen Funktionsgrad gedeihen.)

Über willkürliche und unwillkürliche Bewegungen s. 1. Bd. S. 219f. Mit dem Worte „Willkür" ist angegeben, daß man einen mystischen „Willen" als Ursache der Bewegung, die man sonach „Willenshandlung" nennt, fingiert. Es ist aber nicht einzusehen, wieso „der Wille" nicht auch die sog. unwillkürlichen Bewegungen verursachen sollte, wieso er sich auf eine Sorte von Bewegungen beschränkt und beschränken könnte. Unterstehen die unwillkürlichen Bewegungen anderen Dämonen? wie wäre deren Verhältnis zum „Willen"? Man muß nur wollen, dann geht alles, der Wille ist allmächtig, er triumphiert über alle Widerstände, fabelt man drauflos. Aber über die inneren Vorgänge*), die Herztätigkeit, die Magendarmbewegung, die Genital-

*) Manche Menschen, z. B. Fakire, Yogins, aber, weniger geübt, auch viele andere Menschen sind zu gewissen „willkürlichen", d. h. absichtlichen inneren Bewegungen fähig, also so struktuiert, daß gewisse Überlegun-

funktionen usw., die doch „lebenswichtige Prozesse" sind, hat der Allmächtige keine — Macht? Wie steht es denn mit Ihrer Stuhlverstopfung, Ihrer Impotenz usw., Herr Willensanbeter? Da sitzen wohl in den Organen „Organdämonen", „Teilseelen", „Wesenheiten des Selbst" (nach G. R. Heyer, s. 6. Bd. § 1,4, B) und zaubern sie in Bewegung? Aber sind diese Dämonen, auch die „kleinen", nicht auch (!) allmächtig — eben als Dämonen? Wie vertragen sie sich mit dem Oberdämon „Wille"? Da stimmt was nicht, aber die Dämonisten glauben nun mal an ihre Dämonen. Realiter ist „Wille" der Hungerreflex, das Hunger-, also Anfangsstadium jedes Ablaufes als einer HASTF-Reihe, auch der sog. unwillkürlichen. Realiter ist die Aktion, die man psychologisch als „Willenshandlung" von der „Triebhandlung" zu unterscheiden pflegt, eine Bewegung, an der die Begrifflichkeit im Sinne der Ideogenität überwiegend teil-hat, und zwar wird die Handlung nach dem einleitenden Hungerstadium („Wille") gekennzeichnet, in dem das gemäß der Spezifität des Hungers erstrebte Ziel sowie der Weg (der Plan) dahin vorgestellt wird und auf das Überlegungen mit Entschluß (als Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudestadien) folgen. Realiter liegt da auch „nur" ein Reflexablauf vor, und zwar ein solcher, der über die Begriffssphäre läuft. Wir nennen solche Bewegungen absichtliche und unterscheiden sie von den unabsichtlichen. Absichtliche Bewegungen sind also diejenigen, die einer Absicht (einem Plan), also einer begrifflichen bewußten Zielsetzung und der entspr. Wortreihe (reflexmäßig) entsprechen; unabsichtliche diejenigen, bei denen das nicht der Fall ist. Die inneren Bewegungen sind unabsichtliche („autonome"), die äußeren (die der Skelettmuskeln) sind z. T. absichtliche, z. T. unabsichtliche. Der Foet und das Neugeborene hat noch keine Begriffe, führt also auch keine absichtlichen Bewegungen aus.

Die sympathischen (einschl. parasympathischen) Bewegungen sind die Aktionen der Ausdrucksapparate, die vom Sympathikus (einschl. Parasympathikus) innerviert werden (glatte

---

gen (Meditationen, Versenkungen, Konzentrationen) reflexmäßig gewisse (die „gedachten", „gewollten") innere Vorgänge, z. B. Änderungen der Herzaktion usw., in gewissem Grade entsprechen. Diese hypnoid-suggestiven Zustände sind abnorme Funktionen (s. 6. Bd. § 7,2; über „Gefühl und Begriff" s. 1. Bd. § 28,3); ihre periodische Wiederholung nennt man „Übungen" (gewisse Yogaübungen, autogenes Training J. H. Schultz'). Der Dämonist schreibt da den Gedanken (dem Geist, Intellekt) die Dämonie zu, auch die inneren Organe zu beherrschen. Nicht zu verwechseln mit normalen Zuständen der „Versenkung", des intensiven Denkens an und über gewisse (z. B. wissenschaftliche, religiöse usw.) Dinge, anderseits des allgemeinen Absinkens der Funktionsintensität der Reflexsysteme einschl. Denkzellen bis zu Graden, die, ohne Schlaf oder gar Hypnose zu sein, ein Ausruhen und auch ausdrucksmäßig eine Entspannung sind.

Muskeln, Herz — dessen Muskeln einen Übergang zur querstreifigen Beschaffenheit darstellen —, Drüsen). Die sensorischen Bewegungen sind die Aktionen der Skelettmuskeln. An ihnen sind — je nach der Reflexschaltung, aber auch je nach der Entwicklungsstufe des Menschen — mehr minder zahlreiche sympatho- bzw. ideogene Eronen beteiligt (1. Bd. § 12), und so sind zu unterscheiden:

gefühlsmäßige Bewegungen (sympathogene, emotionale, impulsive, auch triebhafte, instinktive *) genannt; sie sind unabsichtliche und heißen so auch unüberlegte, unbesonnene usw.) und

begriffsmäßige Bewegungen (ideogene, verständige, vernünftige; bei unaktueller Begrifflichkeit sind sie unabsichtliche, bei aktueller Begrifflichkeit absichtliche, auch überlegte, besonnene usw. genannt).

Die Appendix „mäßig" bezeichnet hier den sympathogenen bzw. ideogenen Gehalt der sensorischen Bewegungen. Sie heißen bei größtem sympathogenem bzw. ideogenem Gehalt (sensorische) Gefühlsausdrücke (in pathologischer Steigerung Gefühls-, Affektausbrüche) bzw. Begriffsausdrücke (pathologisch: kalte, berechnete, ausgeklügelte usw. Bewegungen) (zur Terminologie s. 1. Bd. S. 250 Fn.). Von den Gefühls- zu den Begriffsausdrücken gibt es stetige Übergänge quoad sympatho- und ideogenen Gehalt. Die embryonal-foetalen sensorischen Muskelaktionen sind stets sog. Gefühlsausdrücke, also vw. sympathogen gespeist; die Differenzierung der sympathischen, sensorischen und idealischen Nervensysteme voneinander vollzieht sich eben erst allmählich, gemäß der Differenzierung der idealischen (kortikalen) Neuronen mehren sich die ideogenen Ein-flüsse ins Sensorium.

---

*) „Mit Trieb" s. „Instinkt" (instinctus Antrieb) wird da realiter das in der Bewegung zum Ausdruck kommende Gefühl, speziell das einleitende Hungergefühl bezeichnet (s. 1. Bd. S. 636ff.); an der sog. „Triebhandlung" ist also die Begriffssphäre im Sinne des ideogenen Ein-flusses wenig oder kaum beteiligt, wenigstens aktuell unbeteiligt, so daß auch ein Bewegungsziel begrifflich nicht bewußt ist; gleichwohl erreicht natürlich die (gesunde bzw. kranke) Triebhandlung „ihr" (gesundes bzw. krankes) Ziel. Von der „Triebhandlung" unterscheidet die Psychologie die „Willenshandlung", wie S. 174 dargelegt. Je höherdifferenziert die Begrifflichkeit eines Menschen, desto mehr sind seine Bewegungen „Willenshandlungen", also absichtliche Aktionen. Der Mann unterscheidet sich darin vom Weibe, das eine reichere Gefühlssphäre hat, also mehr instinktiv handelt. Alle Bewegungen, die inneren wie die äußeren, sind Reflexausdrücke, und man kann nur eben die strukturell verschiedenen Reflexabläufe terminologisch voneinander trennen. Die dämonistische Deutung von Trieb, Instinkt, Wunsch, Wille usw., zusammen auch Motive genannt und als „seelische, geistige Kräfte, metaphysische Mächte" fingiert, entfällt. „Der Wille soll den Trieb beherrschen" heißt realiter: bei hinreichender Differenzierung des Menschen tritt die „Willenshandlung" an die Stelle der „Triebhandlung". Usw.

Die sympathisch-sensorisch-idealischen Kontakte (in zusammengehörigen Reflexstrecken), also Konfunktion s. Synergismus (1. Bd. S. 247) sowie die je nach der Funktionsperiodik (Reflexschaltung 1. Bd. S. 400) mehr minder intensiven Übergänge sympatho- bzw. ideogener Eronen ins sensorische Gebiet usw. sind nicht etwa „vom Bewußtsein abhängig" oder „bewirkt", sondern rein biologisch-genetisch schon immer vorhanden, bevor die erste Denkzelle den aktuellen Funktionsgrad erreicht; dieser Grad ist ja nichts weiter als die akmetische Funktionsintensität der jeweils präfungenten Denkzelle auf gewisser Differenzierungshöhe, „das Bewußtsein" ist also nicht Ursache oder Direktor der Reflexe (und wohl gar — des Bewußtseins!), sondern die Reflexe verlaufen nach Intensität (unaktuell oder aktuell, unbewußt oder bewußt), Periodik, Schaltung usw., kurz in jeder Hinsicht in rein biologischer Automatie.

Über das Wesen der aktiven und passiven Bewegungen s. S. 53f. An die Stelle komplizierter Einteilungen der menschlichen Bewegungen (vgl. z. B. Preyer, l. c. S. 444f.*) setzen wir das einfache System:

A. Aktive Bewegungen (egogene, spontane, Preyer: autokinetische)

a) innere (sympathisch-parasympathische) Bewegungen

b) äußere (sensorische) Bewegungen und zwar gefühlsmäßige bis begriffsmäßige.

B. Passive Bewegungen (allogene, Preyer: allokinetische). Die sog. irritativen Bewegungen, z. B. die bei Quetschungen des Muskels mittels Hammerschlages usw., Vergiftungen mit Blausäure, Strychnin usw. oder Elektrisation des Nerv-Muskelpräparates auftretenden Kontraktionen sind experimentell oder sonstwie pathologisch, sie rechnen zu den passiven Bewegungen und zeigen, daß Kontraktionen auch unter solchen Umständen eintreten können.

Nach der hier vorgetragenen Lehre ist es selbstverständlich, daß innere und äußere Aktionen schon vor Ausdifferenzierung, ja (bei Akraniern) ohne Vorhandensein des Gehirns stattfinden. Auch alle diese Bewegungen sind als reflektorische zu kennzeichnen, sobald wir die Entwicklung des Nervensystems aus Zellbrücken in Betracht ziehen. Die Bewegungen der nervenlosen Wesen sind Reaktionen, reaktorisch. Die Bezeichnungen reflektorisch und reaktorisch klassifizieren die Bewegungen, geben aber keinen wesentlichen Unterschied an: dem Wesen nach sind alle Bewegungen koordinative Veränderungen (Ver-

*) Man lese z. B.: „Instinkt-Bewegungen: eine innere durch ererbte Erinnerung bedingte Veränderung verursacht ohne oder mit unmittelbar vorausgehender peripherer Ursache bei gewisser psychischer Verfassung (Stimmung) der Zentren die Muskelkontraktionen" (Preyers Definition).

änderungen der koordinativen Symbolkomponenten). Reaktionswesen sind eben Wesen ohne Nervensystem, Reflexwesen sind Wesen mit Nervensystem (über ihre „Reaktion" s. § 7,1, B). Und indem sich das Nervensystem ebenfalls aus der „Anlage Keimzelle" differenziert, sind alle Bewegungen der Reflexwesen ab ovo Reflexe. Bei passiven Bewegungen verhält sich das Bewegte grundsätzlich als Reaktionswesen, doch sind bei den Reflexwesen mit allen passiven Bewegungen aktive verbunden, z. B. auf einen Stoß (2. Bd. S. 212) fällt ein Mensch anders wie ein Stein: die passive Lokomotion ist beim Reflexwesen mit zahlreichen Aktionen einzelner Muskeln und Muskelgruppen kombiniert. Aktive Bewegungen bezeichnet man als „bewegen" (transitiv) oder „sich bewegen", passive als „bewegt werden". Auch der Stein kann „sich bewegen" (z. B. beim freien Fall), auch der Mensch kann „bewegt werden"; es handelt sich da nur um verschiedene Abläufe der koordinativen Veränderung, nicht etwa um „psycho-logische Probleme" (wohl gar um Beweise für die Existenz einer Seele im Menschen, worum E. Straus *) allerlei spekuliert).

Der Foet bewegt sich also reflektorisch in einer der jeweiligen Ausgliederung der Reflexsysteme entsprechenden Verlaufsweise; sie ist noch ganz primitiv (Zuckungen, impulsiv, unsicher gerichtet und zusammengeordnet usw.). Mit den Armen und Beinen berührt er sich selbst, die Nabelschnur, die Uteruswand, und auf diese Berührung folgen taktile Reflexe, ohne daß taktile Aktualitäten vorhanden sind und zu sein brauchen, ja ohne daß in den frühen Stadien die Reflexe über die höheren Zentren laufen. Die sensorischen Reflexe sind, wie gesagt, vw. sympathogen gespeist, aber auch die sympathogenen Eronen sind sensorische, und je mehr sich die sensorischen Bahnen abheben, um so geringer wird im allgemeinen der sympathogene Anteil; er kann freilich bei besonders hohen Intensitäten der sympathischen Reflexe und Zuschaltung zu sensorischen Bahnen akut ansteigen, wie das ja auch im extrauterinen Leben geschieht, und solche Anstiege werden nicht (von außen oder innen) „verursacht", sondern sind biologische Ereignisse gemäß der je spezifischen Funktionsperiodik der Reflexsysteme. So koinzidieren „erregte" Herzaktionen, also rel. hochintensive kardiale Reflexe mit erregten, also rel. hochintensiven äußeren Bewegungen usw.,

*) Vom Sinn der Sinne. Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie. Berlin 1935. Es wird da eine Reihe von Problemen herausgestellt, die die Psychobiologie längst gelöst hat. Von einer „Grundlegung" kann im Ernst nicht die Rede sein, sondern nur von Ausführungen innerhalb der Voraussetzung der Existenz des Seelischen (petitio principii, circulus fictionalis, Scheinbeweise). Die Fiktion ist nicht „grundzulegen", sie ist ja bloß Deutung.

können ihnen auch raumzeitlich vorausgehen oder folgen (1. Bd. S. 577). Alle Reflexsysteme und Reflexe differenzieren sich nach und nach zu höheren foetalen, also immer noch ganz primitiven Formen aus.

So entwickelt sich auch das Saugen und Schlucken. Zunächst füllt Fruchtwasser die Mundbucht; mit ihrer Differenzierung und der des Schlund-Magen-Darmrohres gehen die primären Zuckungen der Muskeln allmählich in schon geordnetere, aber doch noch unsicher-geordnete („ungeordnete") und umfangreichere Aktionen über und formt sich der Sauge- und Schluckakt, ein taktil-gustatorisch-olfaktorisches Reflexgefüge, koinzident mit den zugeordneten sympathischen gastralen und vasalen Reflexen. Von einem „ersten" Sauge- und Schluckakt kann streng genommen wieder nicht die Rede sein, sondern nur von der Entwicklung dieser Aktionen aus Vorstufen. Selbstverständlich saugt und schluckt der Foet — genau wie die geborenen Menschen — nur „bei Bedarf", d. h. gemäß der spezifischen Funktionsperiode der Sauge- und Schluckreflexe. Man braucht sich also nicht zu wundern, daß auch die Neugeborenen nicht ständig oder wann es dem Untersucher gefällt, die Lippen zu berühren usw., saugen und schlucken. Der gesättigte Säugling saugt nicht, und mancher kranke saugt in abnormaler Periodik und Intensität. Die dämonistischen Deutungen dieser Tatsachen (Instinkt, Stimmung usw. als wirksame Faktoren) entfällt ebenso wie die Erörterung, ob der Sauge- und Schluckreflex ererbt oder durch Reiz des Fruchtwassers usw. bewirkt, also erworben sei. Das Saugen am Finger beginnt der Foet, natürlich reflektorisch, schon frühzeitig zu üben, und nicht ganz selten wird das Kind „mit dem Finger im Munde" geboren (2. Bd. S. 553).

Mutter und Kind sind ein Ganzes. Das Kind ist ein Teilganzes, ein Organismus für sich, mit eignem Blut, eignem Nervensystem usw., ein Mensch im Menschen, von ihm abgegrenzt durch die verbindenden Eihüllen (die den Zellwänden entsprechen), aber ihm in einer einzigartigen Weise verwandt: es ist die Eizelle dieses Weibes, die nach Verschmelzung mit der partnerischen Samenzelle in eben diesem Weibe, dieser Mutter zu diesem Kinde heranwächst. Jedes Kind ist das Kind seiner Eltern — und niemals anderer. Jedes Kind wächst in seiner Mutter heran — und niemals in einer anderen. So lebt das Kind als Erbe seiner Eltern das Leben der Eltern, als Sproß seiner Mutter das Leben der Mutter mit, wie Vater und Mutter das Leben des Kindes mitleben. Alle Einzelvorgänge sind integrierende Teile des ganzheitlichen Geschehens. Auch die ei-entfernten Vorgänge sind mit ei-nahen verbunden, alle Vorgänge der Partner Ei-Foet und Mutter stehen in stetigem

Zusammenhang als koinzident, prä- und sukzedent. Nerven-Muskelfunktionen der Mutter gehen also nicht unmittelbar auf das Nerven-Muskelsystem des Foet über und umgekehrt: beide Systeme sind ja getrennt, aber keine Funktion der Mutter ohne entsprechende (mehr minder merkliche) Beteiligung des Foet und umgekehrt. Gefühlserregungen der Mutter koinzidieren mit gleichnamigen Gefühlserregungen des Kindes oder gehen ihnen voraus oder folgen ihnen in zeiträumlicher Reihe, sie sind Gemeinsamkeiten nächstverwandter, gleichlebiger Wesen. Das Kind weint und freut sich mit der Mutter, es ist mit ihr traurig, zornig, heiter, es erschrickt mit ihr, dem unerwünschten Kind ist auch die Mutter unerwünscht. Sein Stoffwechsel vollzieht sich gemäß (im Einklang mit) dem der Mutter und umgekehrt; hungert z. B. die Mutter (in neurotischer Angst, das Kind könne zu groß und so die Geburt zu schwer werden), so hungert auch das Kind und ist wie die Mutter ernährungskrank. Es verändert seine Lage (passiv-aktiv) gemäß der Lageveränderung der Mutter. Aber die Mutter wirkt nicht kausal auf das Kind oder umgekehrt, es besteht nicht eine mystische Wechselwirkung zwischen beiden, es bestehen lediglich zeiträumlich-biologische Zusammenhänge. Das Kind bekommt nicht ein Feuermal, weil die Mutter vor einem Feuer erschrickt; die Mutter kann dem Kinde auch keinen Klumpfuß oder Buckel anhexen. Sondern das Kind bekommt erbbiologisch sein Feuermal oder andere Anomalien, aber den Schreck der Mutter erlebt auch das Kind, die charakterlich-weltanschaulichen Eigentümlichkeiten, die gesunden und die kranken, hat auch das Kind dominant oder rezessiv geerbt. Die Kindsbewegungen sind natürlich — Bewegungen des Kindes, aber sie stehen im Zusammenhange mit inneren oder äußeren Bewegungen der Mutter, sie sind wie diese Hunger- oder Angst- oder Schmerz- oder Trauer- oder Freudeausdrücke usw. (z. B. freut sich die Mutter, so „hüpft" das Kind, oder hüpft das Kind, so freut sich die Mutter). Die Schwangerschaftswehen macht das Kind mit, und immer mehr reifen die beiderseitigen Funktionen zum gemeinsamen Geburtswerk heran.

§ 5. Das Kind in der Geburt.

1. Die Geburtsreife.

Sobald die spezifische gestative Wachstumsgrenze der Schwangeren erreicht ist, setzt die Geburt ein. Das Wachstum vollzieht sich normaliter nicht bloß am Uterus, sondern auch an den übrigen Genitalteilen (Auflockerung, reichere Durchblutung) usw., an den Brüsten, am gesamten Organismus: die Frau „blüht auf". Auch das Nervensystem einschl. Hirnrinde differenziert sich während der Schwangerschaft normaliter

derart, daß auch im Bewußtsein das Weib zur Mutter ausreift. Koinzident mit der allgemeinen Umwandlung des Weibes zur Mutter geht auch die Entwicklung des Foetus bis zur Geburtsreife stetig vor sich. Die Geburt ist die Teilung des Weibes im Sinne der Fortpflanzung, eine generative Teilung. Sie ist das biologische Ende der Schwangerschaft, sie schließt sich an die vorhergehenden Entwicklungsstadien stetig an, das letzte Stadium geht in die Geburt über, die erste Wehe ist die Fortsetzung der Schwangerschaftswehen, und diese sind aus wiederum vorstufigen Kontraktionen der Uterusmuskulatur hervorgegangen und periodisch manifeste Anzeichen der stetig fortschreitenden Entwicklung (sozusagen Vorübungen). Analog geht die Entwicklung der Muskulatur des Kindes von statten: auch sie reift zur Leistung des Geburtswerkes aus.

Die Geburt setzt also nicht „plötzlich" ein — derart, daß bis dahin Mutter und Kind auf einer gewissen Stufe stehen geblieben wären und nun mit einem Male die schwere Stunde hereinbräche, sondern die ganze Schwangerschaft ist die Vorbereitung zur Geburt. Natürlich muß ja die Geburt — als Teilungsvorgang — eben einmal anfangen, und der Anfang kann ein relativ steiler Anstieg der Geburtsreflexe sein, in dieser Art also „plötzlich" eintreten, aber auch da ist er nicht aus der stetigen Entwicklungslinie lückenmäßig abgesetzt. „Unvorbereitet" kann man Mutter und Kind nur insoweit nennen, wie sie bei der Geburt die Gebär-Geburtsreife noch nicht erreicht haben, also in allen Fällen von Krankheit, bei der gewisse Reflexsysteme — ihrer Spezifität gemäß — auf einer relativ geringen Entwicklungsstufe verblieben sind, während die übrigen bis zur Geburtsreife gediehen sind. Alle abnormen Geburten sind Zeichen nur partieller Geburtsreife. Die Geburt ist Funktion der gebär-geburtsreifen Reflexsysteme, die „Störungen" sind die Funktionen der unreifen Reflexsysteme. Insoweit das Kind unreif ist, müßte es „eigentlich" noch im Mutterleibe verbleiben; insoweit die Schwangere, müßte sie „eigentlich" noch warten. Mutter und Kind sind aber je ein Organismus, der im ganzen funktioniert, und so findet eben die kranke Geburt statt. Sie kann der normalen Variationsbreite so nahe liegen, daß — besonders bei der üblichen mechanistischen Denkweise — die Diagnose nicht gestellt wird (§ 5,3). Wir wissen aber, daß der Kranke abgesehen von seinen kranken Anteilen (Reflexsystemen) bestenfalls nur fastgesunde Anteile hat, also auch bestenfalls nur fastgesund gebären oder geboren werden kann. Auch falls die Genitalien — anatomisch oder funktionell — krank sind, können (bestenfalls) scheinnormale, normnahe Geburten stattfinden und scheinnormale, normnahe Früchte geboren werden; es wird sich dann später manifest herausstellen, daß solche Kinder nur partiell geburtsreif waren. Fehl- und

Frühgeburten sind Funktionen hypertropher kranker Reflexsysteme (s. im 6. u. 7. Bd.).

Die Geburt vollzieht sich natürlich allemal unter gewissen Umständen, als großer Komplex von Tatsachen, ja immer ist die ganze Mutter und das ganze Kind in der Geburt (sie ist nicht bloß „Teilfunktion", etwa des Uterus, während „die übrige Mutter" unbeteiligt wäre, usw.). Zwischen diesen Tatsachen, diesen Umständen besteht realiter kein Kausalnexus, sondern sie sind Glieder eines Gesamt, die Einzelfunktionen sind Glieder der Gesamtfunktion, des Gesamtvorganges. Auch besteht zwischen den Vorstadien und der Geburt kein Ursachzusammenhang, sondern die Geburt ist lediglich das Ende einer Entwicklungsreihe.

Der Dämonist „begnügt sich" freilich nicht mit der einfachen Tatsächlichkeit. Er fragt nach der Ursache, d. h. er deutet in die realiter rein biologischen Abläufe die Ursächlichkeit (Zwecklichkeit) hinein, die er Schicksal, Vorsehung, Verhängnis, Fügung, Weltvernunft, Leben-Tod, Gott-Teufel, Seele-Geist, Kraft usw. nennt und deren Wirksamkeit eben die dämonische „sein muß", „nur sein kann". So fragt er auch: warum gebiert die Frau, warum wird der Foet geboren, warum verläßt er sein gemütliches Heim, warum „exmittiert" ihn die Mutter, wer oder was treibt beide an, sich zu trennen, warum kontrahiert sich der Uterus, welchem Reiz gehorcht er? usw. — kurz er fragt nach der Ursache der Geburt. Diese Frage faßt wiederum den Leib der Mutter und des Kindes als „Material" für die Wirksamkeit des Metaphysischen auf; um z. B. den Uterus zur Kontraktion zu bringen, mittels ihrer den Foet herauszutreiben, das „Wunder der Geburt" zu vollführen, trifft die irgendwie benannte Dämonie ihre Verfügungen, bedient sich z. B. auch der Hormone, die eben vermöge geheimnisvoller Kräfte, deren Rätselhaftigkeit unlösbar ist, den Uterus wachsen lassen und an einem gewissen (verfügten) Zeitpunkt „erregen". Ohne die metaphysische Ursache der Geburt würde hiernach die Schwangerschaft „ewig" dauern, es wäre ja gar nicht einzusehen, warum die Geburt stattfinden sollte, wenn doch die Ursache sie nicht verursachte, die Ursache ist — die Ursache der Geburt, ohne Ursache hätte die Geburt keine Ursache und könnte nicht stattfinden. Die Ursache wirkt auf den ahnungslosen Uterus ein und „läßt" ihn sich kontrahieren und wirkt so über den Uterus auf den Foet ein — derart, daß er „ausgetrieben" wird. Natürlich kann sich die Wirkung des Dämonischen nur in eigenschaftlichen und funktionellen Veränderungen der von ihm geschaffenen Dinge „offenbaren"; die Funktion ist also eine Wirkung des Dämonischen, aber doch wohl — vielleicht als „Wirkung"? — das Dämonische selber, und sie wirkt nun ihrerseits, die Funktion

funktioniert, sie ist nicht bloß (wie realiter) Funktion, sondern sie hat obendrein noch eine (ihre) Funktion, sie ist dämonisch-autonom und kann sich (somit) selber in Gang setzen, kontrollieren, an die Kandare nehmen oder locker lassen, sich fördern oder hemmen, dahin oder dorthin richten (die Funktion sich selbst!), sie kann also auch auf andere Dinge (als Reiz oder „im" Reiz, Faktor usw.) wirken, deren Funktion verursachen (vorher war keine darin!), lenken und leiten usw. Die Hormone funktionieren nicht nur (realiter: verändern sich vw. koordinativ), sondern ihre Funktion „wirkt", tut etwas, nämlich bewirkt das Wachstum des Uterus usw., das Einsetzen der Wehen, und die Wehen als Uterusfunktion sind nun wieder die Ursache der Austreibung des Kindes (beileibe nicht diese Austreibung selber!), das somit „Material" ist, an dem sich die Uterusfunktion „betätigt". So wird die einfache Tatsache zerdeutet, daß sich eine Funktion (als vw. koordinative Veränderung) an die andere zeiträumlich anschließt! Der Dämonist wird über die oft bizarr-verfilzte und in Tautologien schwelgende Kompliziertheit seines Denkens erstaunt sein; er ist ja an dieses Denken gewöhnt, und es wird ihm gewiß nicht leicht fallen, „das ewige Deuten des Deutens" als Wesenseigentümlichkeit seiner wie aller dämonistischen (also unklaren), zweifeligen Weltanschauung zu erkennen — und insoweit schon aufzugeben. Besonders schwer wird es dem Neurotiker, diese Erkenntnis zu gewinnen: Neurose ist ja Hypertrophie im dämonistischen Denken, also zu absonderlichem Gespinst vervielfältigte Deuterei (Zweifelei), der Neurotiker lebt in dieser Verwirrung, er kann sie nicht entwirren, aber sein einziges Heil ist die Erkenntnis seiner Verwirrung und die Entwirrung, d. h. die real-biologische Erkenntnis der Welt, (daher Methode und Name „Erkenntnistherapie").

In der real-biologischen Weltanschauung existieren die Deutungen nur noch historisch. Die Geburt ist realiter das Ende einer Entwicklungsreihe, sie hat keine mystische Ursache, sie vollzieht sich im rein biologischen Geschehen. Man kann den Anfang der Reihe als Ur-Sache bezeichnen, also etwa sagen: die Empfängnis ist die Ur-Sache der Geburt, man kann die Geburt selber als Reihe herausgreifen und sagen: die ersten Wehen sind die Ur-Sache im Vollzug der Geburt, sie leiten die Geburt ein, die weiteren Wehen usw. folgen, aber hiermit verwendet man das Wort „Ur-Sache" in einem ganz anderen, nämlich zeiträumlichen Sinne wie üblich, nämlich im dämonistisch-kausalen Denken üblich, ja ihm wesenseigentümlich. Im Gange der gestativen Entwicklung entwickelt sich auch der hormonale Status, ohne normale Hormone gibt es keine normale Geburt, wie es — ohne Uterus oder ohne Foet usw. keine normale Geburt gibt. Die Wehen treiben das Kind nicht mechanistisch aus,

sondern stehen koinzident, prä- und sukzedent im zeiträumlichen Zusammenhange mit den geburtlichen Kindsbewegungen (man könnte sagen: mit den Kindswehen) usw. — wie 1. Bd. S. 144ff. dargelegt.

Streng genommen ist nicht die Funktion (oder die Eigenschaft) als Ursache bzw. Ur-Sache zu bezeichnen: Funktion (Eigenschaft) ist keine Sache, sondern die Sache (das Ding) funktioniert (und hat Eigenschaften). Also nicht die Wehen sind Ursache der Kindsbewegung bzw. Ur-Sache im Vollzug der Geburt, sondern der funktionierende Uterus ist Ur-Sache (das Runde), das austretende Kind ist das Folgende (das Gerade). Indes ist es Brauch, die Ur-Sache auch nach ihrer Funktion und somit die Funktion selber als Ur-Sache anzugeben, man darf nur nicht, wie das der Dämonist-Kausalist tut, die Ur-Sache als Ursache ihrer Funktion (oder umgekehrt die Funktion als Ursache der Ur-Sache, vgl. S. 127ff.) ausdeuten.

Jeder Vor-gang ist Ent-wicklung: Hervor-gehen eines Geraden aus seinem Rund (seiner Umgebung), Über-gehen in das andere Rund (die neue Umgebung). Die Ontogenese ist ein Einzelfall der Entwicklung überhaupt. Die ontogenetischen Entwicklungen sind von den episodischen zu sondern (vgl. 1. Bd. S. 66 Fn.), beide Klassen aber sind „Genesen", Entwicklungen. In dem Vor-gange „Geburt" ist die Reihe Uterus-Kind episodisch (im Ablaufe der Ontogenese): der Uterus ist die Ur-Sache, das Kind das Folgende, so wie das Weinglas die Ur-Sache, der ausfließende Wein das Folgende (austretende Gerade) ist usw. Ontogenetisch ist die Keimzelle die Ur-Sache, das Kind das Folgende, wie die Weinbeere die Ur-Sache, der Wein das Folgende ist usf. Hier sagt man auch: die Keimzelle ist die Ur-Sache des Kindes, die Beere die Ur-Sache des Weines, während diese Formulierung in der Beschreibung episodischer Vorgänge nicht gebräuchlich ist (man sagt nicht: der Uterus ist die Ur-Sache des Kindes, das Weinglas ist die Ur-Sache des Weines). Der Satz „die Glocke klingt" gibt einmal die spezifische Funktion der Glocke, sodann die mit der Glocke als optischem Gegenstand assoziierte akustische gegenständliche Reihe (Lautreihe) an; die Glocke ist natürlich nicht Ur-Sache oder Ursache ihrer Funktion (Ur-Sache ist der Klöppel, die Hand usw.), sie ist aber Ur-Sache (Ausgangspunkt) in der Reihe: Glocke—Klang. Der schlagende Klöppel ist episodisch Ur-Sache: an seine Bewegung (vw. koordinative Veränderung, die der Bewegung der Hand usw. entspricht) schließt sich die Bewegung (Erschütterung) der Glocke an, bei der die akustophilen Paßformen für die akustischen Gegenstandszellen, deren Aktualitätenreihe der spezifische Glokkenklang ist, austreten, vgl. 2. Bd. S. 339ff. Das Ausgangsmaterial, der Schmelzfluß ist ontogenetisch Ur-Sache der Glocke.

Der Glockengießer ist episodisch Ur-Sache: an seine Bewegungen (seine Arbeit) schließen sich die Veränderungen des Materials an. Die Glocke ist episodisch Ur-Sache, von ihr geht der Klang aus. Die Ontogenese ist die Entwicklung aus Vorstufen, sie findet also im einzelnen Sinnesbezirk statt. Episodische Zusammenhänge sind auch interzentral (Glocke—Klang), aber auch sie sind, wie gesagt, genetische, wie das auch Sätze wie „die Glocke erzeugt den Klang", „die Blume bringt den Duft hervor" usw. angeben. Es kommt mir (auch) hier darauf an darzutun, daß alle Vorgänge rein biologisch-zeiträumliche und erst bei dieser realischen Auffassung vollkommen verständlich sind, während das Hineinfingieren der dämonistischen Ursächlichkeit keinerlei Erkenntniswert hat.

2. Die Geburt als Entwicklungsschub.

Unter Entwicklungsschub verstehen wir einen besonders raschen Anstieg der Entwicklungsgeschwindigkeit. Ein solcher Anstieg von größtem Ausmaße ist die Geburt, sie ist ein hochkritisches Ereignis, vergleichbar nur dem Pubertätsübergang (dem Beginn und dem Abschluß der Pubertätsperiode) und dem Tode. Andere kritische Ereignisse, aber von geringerer Intensität sind z. B. das Absetzen von der Mutterbrust, der Eintritt ins Schulalter, die Versetzungen, allerlei Prüfungen in Beruf und Liebe, Vermögensgewinne und -verluste usw. Bei jedem kritischen Ereignis sind alle Reflexsysteme in hoher Funktion, speziell gewisse Gruppen, die sozusagen das Zentrum des kritischen Erlebnisses ist. Vgl. hierzu 1. Bd. § 20. In der Geburt sind alle Reflexsysteme in der z. Z. höchstmöglichen Funktion. Für „kritisches Ereignis" möchte ich lieber sagen „krisisches Ereignis"; das Wort „kritisch" findet vorzugsweise in einem anderen Sinnzusammenhang Verwendung (jem. ist kritisch eingestellt, jem. kritisiert ein Buch usw.). Das Wort Reflexsystem kürze ich künftig RS, Mehrzahl RSe ab.

Gegen Ende der Foetalzeit steigt also das Entwicklungstempo, das auch während der Schwangerschaft periodisch-krisische Erhebungen zeigt, steil an, koinzident mit dem letzten Anstieg der mütterlichen gestativen Entwicklungsstrecke. Kind und Mutter bereiten sich mit allen Kräften auf die Ent-scheidung, den Ab-schied, die „schwere Stunde" vor. Die Intensität der Reflexe, die Höhe ihrer Funktionskurven nimmt zu, eine allgemeine Erregung, d. i. Intensitätssteigerung der Reflexe, mit wechselnd aufwellenden Erregungsgipfeln, mit stürmischen inneren und äußeren Ausdrucksbewegungen kennzeichnet den Geburtsvorgang. Auch dieser Vorgang ist eine HASTF-Reihe (S. 64): das Hungerstadium reicht bis zum Heranrücken des Kindes an die Öffnung des Geburtskanals, das Angststadium

von da bis zum Erreichen der Schwelle in „die neue Welt", das Schmerzstadium ist das „Durchschneiden" des Kindes, die Überschreitung der Schwelle, das Trauerstadium das des Abgekämpftseins, des Ausruhens mit allmählich zunehmender Erholung, das Freudestadium ist die Vollendung (Sättigung mit Luft, Nahrung; Wohlbefinden). Die einzelnen Stadien sind nicht scharf voneinander getrennt, sondern gehen ineinander über (1. Bd. S. 213). Während der einzelnen Stadien sind auch die RSe der anderen Spezies in Funktion, nur präfungieren im Hungerstadium die Hungerreflexe, im Angststadium die Angstreflexe usw. Im einzelnen sei Folgendes mitgeteilt, wobei ich betone, daß ich hier — wie überall — nur Beispiele geben und kursorisch beschreiben kann: es kommt mir auf Darlegung des Grundsätzlichen an.

Ich kürze künftig ab: Hungerreflexsystem HRS, Angstreflexsystem ARS, Schmerzreflexsystem SRS, Trauerreflexsystem TRS, Freudereflexsystem FRS, ferner Hungerstadium usw. Hstadium, Astadium, Sstadium, Tstadium, Fstadium, ferner Hnerven, Anerven usw., Hzellen, Azellen usw.

A. Das Herz.

Die Frequenz der foetalen Herztöne, die man bisweilen von der 18. oder 20. Woche an, meist erst später auskultieren kann, beträgt bei der großen Mehrzahl der Foeten in der Minute ca. 140, also das Doppelte der Pulsfrequenz der Erwachsenen, also auch der Mutter (65—75). Bei lebhaften Bewegungen des Foet (nicht „durch" sie!) steigt die Frequenz vorübergehend an, wie das ja auch beim geborenen Menschen der Fall ist; es besteht da Gleichläufigkeit (Konfunktion) der sensorischen und sympathischen Reflexe, ihre kausale Deutung entfällt. Während der Wehen, besonders auf ihren Höhepunkten beobachtet man häufig eine akute Abnahme der foetalen Pulsfrequenz (um 12 bis 60 Schläge in der Minute), in anderen Fällen bleibt die Abnahme aus, und manchmal steigt die Frequenz an. Nach Ahlfeld nimmt die Herzfrequenz des Kindes während der Austreibungsperiode stetig ab und steigt nach der Geburt des Rumpfes, also während der ersten Atemzüge vorübergehend wieder an; sie senkt sich dann um 20—30 Schläge (je nach der Höhe der vorgeburtlichen Pulszahl) und erhöht sich nach einigen Tagen um etliche Schläge bis auf etwa 100, dann geht sie im Laufe der Zeit auf die übliche Zahl von ca. 70 herab.

Wir sehen auch hier lediglich biologische Tatsachen. Zur foetalen Differenzierung gehört auch der Ausbau der Herzreflexe; er geht in der Geburtsperiode ebenfalls in krisischem Tempo und mit gewissen Schwankungen, die in die einzelnen Geburtsstadien fallen, vor sich. Wir wissen, daß sich die Muskel-

zellen ab origine kontrahieren, also noch ehe sich eigentliche Nervenfasern differenziert haben (S. 154), ferner daß sich bei der Differenzierung der Muskelzelle und der Nervenzelle mit ihren Fasern natürlich auch die Funktion beider ausdifferenziert derart, daß in vivo die Kontraktionswelle gemäß dem Eronenzufluß aus dem Nerven steigt und fällt, wobei aber dieser Zufluß nicht etwa die Ursache der Kontraktion ist (S. 155). Diese „Automatie" prägt sich am Herzen besonders aus. Zwischen den Muskelzellen finden sich reichlich sympathische Nervenzellen, die den Eronenstrom im Sinne der intergangliären Reflexe leiten, so daß das Herz auch nach Abtrennung aller zu ihm hin- und von ihm wegleitenden Nerven längere Zeit weiterschlägt, falls es nur die ihm spezifischen Stoffe, also Blut oder einen zureichenden Ersatz (Ringersche Lösung) erhält. Die über spinale, medulläre usw. Nervenzellen führenden sensibeln und motorischen Herznerven sind also lediglich Anreicherungen der Nervatur, mit deren Differenzierung sich auch die Funktion des Herzens expliziert: auch über diese Nervenbahnen, deren letzte Neuronen kortikale Gefühlszellen sind, fließen dem Herzen Eronen zu.

Mit der Differenzierung der Organe und Organsysteme aus der ursprünglichen Indifferenz heraus gruppieren sich auch die je zugehörigen Nerven, so daß sich nach und nach organgemäße Gefüge von RSen sondern, somit auch die Kontaktverbindungen zwischen den Gefügen sich immer mehr organisieren. Mit dem Ausbau der kardialen RSe ordnen sich also mehr und mehr die Reflexverbindungen zu den Gefäßen sowie die zur Lunge usw., so daß sich bei aller Selbständigkeit der einzelnen Organe doch ein bestimmtes Zusammenarbeiten herausbildet, ein solches, das wir eben als geordnet, ordnungsmäßig erleben und beschreiben. Die Reflexverbindungen zwischen den zu einem Organsystem gehörenden Organen sind und bleiben dabei zahlreicher und inniger als die zwischen Organen verschiedener Organsysteme. Zugleich differenzieren sich die sympathisch-sensorischen Kontakte, hier also die Kontakte zwischen den sympathisch-parasympathischen kardialen Nerven und den sensorischen, mit denen sich Konfunktion herausbildet. Diesen mehr peripheren Verbindungen entsprechen in der Hirnrinde die Assoziationen zwischen den kardialen Gefühlszellen und gewissen Gegenstands- und Begriffszellen. Kardiale Gefühlszellen — wie Gefühlszellen, die den einzelnen anderen Organen zugeordnet sind, — finden sich in jedem Sinneszentrum (1. Bd. § 26,2), also auch jene Systeme, die die kortikalen Anteile der fertigen RSe sind. Die Konfunktion ist Koinzidenz der Funktionswellen in den sympathisch-sensorisch-idealischen Reflexstrecken, und zwar kann die höhere Intensität in der einen Strecke der höheren Intensität in der anderen vorangehen oder folgen (prä- oder sukzedieren),

mögen die Denkzellen unaktuell oder aktuell funktionieren Die aktuell funktionierende Denkzelle ist allemal vom rel. stärksten Eronenstrom durchflossen. Es kann also ein gewisses gegenständliches oder begriffliches Erlebnis im optischen oder akustischen oder taktilen usw. Sinnesgebiet mit hohen Herzerregungen (kardialen Gefühlserregungen) einhergehen, und diese können interkurrent auch den aktuellen Grad (je nachdem Herzhunger, Herzangst usw.) erreichen. Genetisch ist immer zuerst die Gefühlszelle zu aktueller Funktion ausgereift, dann erst die Gegenstands- und zuletzt die Begriffszelle, doch treten im fertigen System Gefühl, Gegenstand und Begriff in bunter Reihe, d. h. je nach Funktionsperiodik der Denkzellen, also der Intensität der Funktionswellen auf; diese Wellen laufen aber niemals „rückwärts", z. B. von der Gegenstands- zur Gefühlszelle, sondern immer „sensibel → motorisch". Die Ordnung aller Teile des Organismus als genetischer Vorgang ist die Organisation, ein rein biologisches Geschehen, nicht die Wirkung einer „über" dem „Material" stehenden „Ordnung", die „Ordnung" schafft, eines dämonischen „Ordnungsprinzips", das aus dem Chaos Gebilde — bildet und ohne dessen Wirken der Dämonist es für unerklärlich — erklärt, daß und warum überhaupt Ordnung „herrscht" und nicht alles durcheinandergeht (die Ordnung schafft Ordnung — reine Tautologie für die einfache Tatsache, daß die Dinge zueinander in ihrem koordinativen, also lage-, kraft- und richtungsmäßigen Verhältnis stehen, also gemäß ihrer je spezifischen koordinativen Sk. struktüriert sind).

Die Herz-Gefäßfunktion ordnet sich in der Weise, daß die Pulswelle peristaltisch verläuft (s. 1. Bd. S. 242ff.). Man spricht von Hemmungs- und Beschleunigungsnerven; ich habe aber im 1. Bd. S. 234ff. dargelegt, daß diese Bezeichnungen unklar sind. Richtig ist, wie bei allen Organen so am Herz-Gefäßsystem Verengerer (Konstriktoren), Dreher (Rotatoren) und Erweiterer (Dilatatoren) zu unterscheiden. Die Konstriktoren sind auch hier H- und ARSe, die Rotatoren SRSe, die Dilatatoren T- und FRSe, also Nerven mit ihren Muskeln bzw. elastischen Fasern. Die Herzaktion ist als Einzelfall wieder die Reihe HASTF, also Verengung-Drehung-Erweiterung, Systole-Diastole, und das Gleiche gilt für jeden Gefäßpuls. Die Herz-Gefäßfunktion verläuft derart, daß, während der eine Abschnitt eng ist, der benachbarte weit ist und umgekehrt, kurz gesagt: Herz eng, Arterie weit, Herz weit, Arterie eng. Dieser Zusammenhang ist ohne weiteres verständlich daraus, daß das Herz ja nichts anderes wie ein besonders entwickeltes Stück Hauptblutgefäß (§ $4_{,3,A}$) ist, wie der Magen ein besonders entwickeltes Stück primitives Darmrohr usw. (Zentrierung, S. 154). Die Herz- und die Gefäßnerven laufen je zu Zentren im Ver-

längerten Marke zusammen (Integration, 1. Bd. S. 396) und zwar die Herznerven zu ihrem sympathischen und ihrem parasympathischen Zentrum (letzteres: Vaguszentrum), die Gefäßnerven zum Vasomotorenzentrum; die Zentren sind miteinander leitend verbunden, über die Verbindung zum Atmungszentrum s. 1. Bd. S. 328ff. So wie die vasalen RSe über ihr Vasomotorenzentrum mit dem Atmungszentrum und so den pulmonalen RSen kontaktmäßig verbunden sind, so auch über ihr Zentrum mit den medullären Herzzentren und somit den Herznerven. Auf diesen Wegen treten aus Herznerven Eronen in Gefäßnerven über und sind an der Funktion der betr. Gefäßabschnitte beteiligt, und umgekehrt treten vasale Eronen in Herznerven über; ebenso sind kardial-vasale Eronen an der Lungenfunktion und umgekehrt pulmonale Eronen an der Herz-Gefäßfunktion beteiligt, so daß zwischen diesen organgemäßen Gefügen von RSen, also den Organen ein Zusammenspiel stattfindet, das sich im Gange der Differenzierung mehr und mehr präzisiert (kollokative und dislokative Zuordnung, 1. Bd. § 15).

Jedes RS hat seine spezifische Funktionsperiode, so auch jedes Herz- und Gefäß-RS; die Periode ist wieder eine biologische Tatsache, sie wird nicht verursacht, auch nicht von den aus anderen RSen zufließenden Eronen. So wird auch die Gefäßfunktion nicht „vom Herzen her" oder von den medullären Kernen verursacht, sondern es besteht nur ein zeiträumlicher, funktioneller Zusammenhang. Während der Phase „Herzverengung" sind die Herzverengerer in hoher Funktion, die Dreher und Erweiterer in rel. niedriger Funktion, doch schließt sich ihre Hochfunktion nacheinander an die der Verengerer an, während diese absinkt. In die Verengerung des Herzens fällt die Erweiterung des anschließenden Arterienstückes usw. Kardiale Hnerven sind mit vasalen Hnerven, kardiale Anerven mit vasalen Anerven usw. kontaktverbunden. Über die Einordnung der verschiedenen Spezies in das sympathische und das parasympathische (Vagus-) System s. 1. Bd. S. 234. Die medullären Zentren sind mit ihren höheren, letztens kortikalen Zentren desintegrativ (1. Bd. S. 396) in Verbindung, so daß die kortikalen Funktionen, die unaktuellen wie die aktuellen, in den einzelnen Sinnesgebieten mit den peripheren in einem je nach der Periodik, also Reflexschaltung (S. 177) mehr minder intensiven Zusammenhang stehen (S. 187).

Mit der Funktion des Herzens und der Blutgefäße koinzidiert die Blutbewegung (S. 153), also der Transport von Stoffen aus Lunge (Sauerstoff), Magen-Darm, Drüsen (Hormone usw.) zu den Geweben und der Abtransport von Stoffen (Kohlensäure, Stoffwechselschlacken, Hormone usw.). Die Herz-Gefäßtätigkeit korrespondiert also mit der Tätigkeit der anderen Organe in den

reflexmäßigen Zuordnungen. Auch da ist keine geheimnisvolle irgendwie benamste Ursächlichkeit am geheimnisvollen Wunderwerke. Die kardialen RSe konfungieren z. B. mit gleichnamigen vasalen RSen, also die kardialen HRSe mit vasalen HRSen, die kardialen ARSe mit vasalen ARSen usw.; diese gleichnamigen RSe sind in gewisser Weise unmittelbar bzw. mittelbar, über zentrale Kerne, über die medullären Kerne, also über die dortigen Herz- und Vasomotorenzentren zusammengeschaltet, so daß z. B. kardiale Hungereronen in vasale HRSe, kardiale Angsteronen in vasale ARSe usw. übergehen und an ihren Funktionen teilnehmen und umgekehrt vasale Hungereronen in kardiale HRSe usw. übergehen und an ihren Funktionen teilnehmen. In dieser Weise gleichläufig und über die medullären Schaltstellen kontaktverbunden sind auch die kapillaren und die kardialen RSe; zu den Kapillaren gehören natürlich auch die des Herzens selber. Der Übergang von Stoffen, z. B. von Sauerstoff aus dem Blute ins Gewebe (ebenso wie die Abgabe von Kohlensäure ins Blut) ist eine HASTF-Reihe. Die Diastole der arteriellen Kapillaren fällt mit dem Gewebshunger zusammen: die Stoffe, die das Gewebe braucht, stehen reichlich zur Verfügung und wandern über. Je mehr sich in jedem Pulsverlaufe das Gewebe sättigt, desto mehr verengen sich die Kapillaren (H- und Areflexe), dann folgt über eine Drehbewegung (Sreflexe) die Erweiterung (T- und Freflexe), eine Welle frischen Blutes ist eingetroffen. Die Verarmung des Blutes an Sauerstoff usw. fällt also in die kapillare Systole — und gemäß dem Zusammenspiel der kardial-vasalen RSe in die kardiale Diastole, an die sich die neue Pulswelle anschließt.

Die kardial-vasale **Reflexverbindung über die medullären Zentren** ist so: an der vasalen Systole sind Eronen beteiligt, die aus sensibeln Strecken kardialer H-, A- und SRSe über das sympathische Herzzentrum in angeschaltete Zellen des Vasomotorenzentrums und so in die motorischen Strecken vasaler H-, A- und SRSe übergehen, an der vasalen Diastole sind auf dem Wege über das Vagus- zum Vasomotorenzentrum Eronen aus kardialen S-, T- und FRSen beteiligt; an der kardialen Systole sind Eronen beteiligt, die aus sensibeln Strecken vasaler H-, A- und SRSe über das Vasomotorenzentrum in angeschaltete Zellen des sympathischen Herzzentrums und so in die motorischen Strecken kardialer H-, A- und SRSe übergehen, an der kardialen Diastole sind auf dem Wege über das Vasomotoren- zum Vaguszentrum Eronen aus vasalen S-, T- und FRSen beteiligt. Die so überwandernden Eronen verstärken die Intensität der Reflexe, an denen sie teilnehmen, um so mehr, je größer ihre Menge ist (also gemäß der Funktionsperiodik der beteiligten RSe). Der arterielle Kapillarpuls pflanzt sich in den

venösen Kapillarpuls fort, s. 1. Bd. S. 243f.; der Einzelpuls fällt da mit der Aufnahme von Kohlensäure usw. aus den Geweben zusammen. Durchschnittlich vier Pulse finden während einer Atemperiode, einer Ex-Inspiration statt; sie entspricht der optimalen Kohlensäureabgabe aus dem Gewebe ins Blut und der optimalen Sauerstoffaufnahme aus dem Blut ins Gewebe. An den exspiratorischen Reflexen, also den pulmonalen H-, A- und Sreflexen, sowie an den inspiratorischen Reflexen, also den pulmonalen S-, T- und Freflexen, sind Eronen aus gleichnamigen vasalen RSen beteiligt, die über das Vasomotoren- zum Atmungszentrum und so in die angeschalteten pulmonalen RSe übergehen, wie im 1. Bd. S. 328 berichtet.

Die Verarmung des Blutes an Sauerstoff usw. ist nicht die Ursache der kapillaren Systole und kardialen Diastole, ebenso wenig wie die Sättigung mit Sauerstoff usw. die Ursache der kapillaren Diastole und der kardialen Systole ist. Die Reflexe verlaufen automatisch gemäß der spezifischen Periodik, ihr Ablauf entspricht lediglich der Blutbeschaffenheit und Blutbewegung. Natürlich nehmen die RSe ihre Paßformen aus der Umgebung auf, diese muß also so beschaffen sein, daß die Paßformen gemäß der jeweiligen Funktionsintensität der RSe zur Verfügung stehen, aber die Paßformen sind nicht Ursachen der Funktion der RSe, sondern eben Teilnehmer, ihre Bewegung insgesamt ist die Funktion des RSs, sie können sie also nicht verursachen, sondern nur eben sich bewegen, ihre Zahl und somit die Funktionsintensität des RSs nimmt zu und ab gemäß der periodischen an- und absteigenden Aufnahmefähigkeit des RSs. Die Eronen sind spezifisch wie die RSe, d. h. jedes RS nimmt nur Paßformen auf. Je nachdem welcher Stoff im Blute und Gewebe (Blut selber ist ein flüssiges Gewebe) mangelt und dann vorhanden ist, sind verschiedene RSe, verschiedene HASTF-Gefüge in hoher, auch in aktueller Funktion, aber es handelt sich immer um zeiträumliche Zusammenhänge, die Ursächlichkeit wird eben nur hineingedeutet.

Schwankungen der Pulszahl kommen normaliter periodisch vor; so ist die Pulszahl geringer bei Ruhe, in horizontaler Lage, am geringsten in den frühen Morgenstunden des Schlafes, sie ist am größten in den Nachmittagsstunden. Die Herztätigkeit korrespondiert in ihren mannigfachen Verlaufsweisen, also auch ihrer Frequenz mit den Funktionskurven der anderen Organe. Erhöhung der Pulszahl findet sich also bei beschleunigter Atmung, bei gastralen Hochfunktionen (Verdauung, bes. in den ersten Stadien), bei rascher Arbeit, bei genischen Erregungen. Hierbei laufen die HASTF-Reflexe gleichmäßig ab. Es kommt aber auch in der normalen Var.-B. oft ein funktionelles Überwiegen einzelner Spezies von RSen vor, also ein relativ inten-

sives und langanhaltendes H- oder Astadium usw. Bei überwiegendem Hstadium vollzieht sich die Muskelaktion eines Gefüges, hier also die Herzaktion vw. in Hungerweite, bei Überwiegen der Areflexe vw. in Angstenge, der Sreflexe in Schmerzenge, der Treflexe in beginnender, der Freflexe in vollendeter Erweiterung. Es finden also keine „vollen" Aktionen statt, sondern die Aktionen, die Pulse also bleiben vw. in dem dominierenden Stadium. Hierbei kann es zu einer Beschleunigung, aber auch Verlangsamung der Aktionen kommen, letzteres in der Art, daß die dominierenden Reflexe und ihre Ausdrücke in einer krampfartigen, den pathologischen Spasmen nahekommenden Art und Weise (sehr zahlreich, kurz zuckend usw.) ablaufen. Bei Sauerstoffhunger z. B. (Aufenthalt in dünner Luft [Flieger, Bergsteiger]) findet beschleunigte Atmung und Herzaktion vw. in Hweite statt; mit der Mehrung der Pulsfrequenz geht eine Steigerung der Kreislaufsgeschwindigkeit einher, und so wird dem Gewebe in der Zeiteinheit mehr Blut und mehr Sauerstoff zugeführt. In anderen Fällen sinkt die Atem- und Pulsfrequenz, sofern man sie nach den „vollen" Atemzügen und Pulsen zählt, die Aktionen bleiben in geringen Ausschlägen in der Hweite, und nur in kürzeren oder längeren Pausen „bricht" ein tiefer Atemzug, ein voller Puls „durch". Zu- und Abnehmen der Pulsfrequenz kann wechseln. Abnormaliter kommt es zu erstickungsnahen Zuständen mit weiterem Absinken der Atem- und Pulsfrequenz, ein Symptom auch der zunehmenden Dysfunktion der Atmungs- und Herzmuskeln bei Sauerstoffmangel (Ernährungsstörung). Oft ist Sauerstoffhunger mit Sauerstoffangst, also Lungen- und Herzangst verbunden: gehäufte Atemzüge und Pulse in der Angstenge (Erstickungsangst, Japsen nach Luft, rasendes Herzklopfen, erhöhter Blutdruck) oder Minderung der Atem- und Pulsfrequenz zu krampfartigen und in abnormen Fällen krampfigen Kleinzuckungen. Auch bei anderen Hunger- oder Angsterlebnissen treten diese Erscheinungen auf — und ebenso in je spezifischer Art und gemäß den je spezifischen Reflextemperamenten bei schmerzlichen, traurigen und freudigen Erlebnissen, mögen sie sich im engeren Gebiete des trophisch-genischen Stoffwechsels oder in kortikalen Regionen, also Gefühls-, Gegenstands- oder Begriffserlebnissen in den einzelnen Sinnesbezirken vollziehen (wobei allemal auch die medullären Schaltstellen zu- und ableitend „eingeschaltet" sind). Dies möge hier genügen; weitere Darlegungen im 5. Bd. § 13 und 6. Bd. § 4.

Aus den kursorisch mitgeteilten Tatsachen verstehen wir das Verhalten des foetalen Pulses vor, in und nach der Geburt. Die 140 Pulse der vorgeburtlichen Zeit sind nicht irgendwie z. B. durch Sauerstoffmangel verursacht, sondern sind eine

entwicklungsbiologische Eigentümlichkeit des Foet, dessen gesamte Aktionen ja einen krampfartigen, kurz-rasch zuckenden Charakter haben. Die Pulse „reichen" für den Stoffaustausch zwischen Kind und Mutter „aus"; die Mutter „braucht" hierzu als erwachsener Organismus nur die Hälfte Pulse. Es ist geradezu naiv zu denken und zu sagen, der (gesunde) Foet leide an irgendetwas Not, und diese Not verursache die hohe Pulsfrequenz usw., und man müsse als anständiger Mensch eigentlich diese Not beheben, auf daß es der arme Kerl nicht so schwer habe (damit würde man freilich der Vorsehung oder der weisen Mutter Natur usw., die diese Not „verhängt" hat, ins Zeug reden, aber wozu ist man selber dämonisch!).

Mit dem Eintritt in die Geburtsperiode beginnt die entwicklungsbiologische Ausgestaltung der Herz-Gefäßtätigkeit — wie die der Lungenfunktion wie die des gesamten Organismus. Die Ausgestaltung des Herz-Gefäßsystems geschieht zu den Organisationsstufen, wie sie vorstehend angegeben sind, also für die nachgeburtliche Existenz. Sie geht krisisch vor sich, aber erreicht doch noch erst die infantilen Stufen: die Pulsfrequenz sinkt eben zunächst bis auf ca. 100 ab, späterhin erst auf ca. 90, 80 und weniger, und natürlich ist das Herz ebenso kindlich wie der ganze Organismus. Die Umstellung steht im Einklang mit der Tatsache, daß nunmehr die Nabelschnur wegfällt, also die Nahrungszufuhr durch den Mund, die Atmung durch die Lunge stattfindet. Aber auch hier waltet keine Ursächlichkeit, etwa so, daß die Herabsetzung der Pulsfrequenz durch die vermehrte Sauerstoffzufuhr bewirkt werde, daß also die vielen Pulse nicht mehr nötig seien, weil ja durch die Lungenatmung beliebig viel Sauerstoff zur Verfügung stehe. Der Foet sowohl wie der geborene Mensch hat normaliter so viel Sauerstoff usw., wie er braucht; nicht weil er durch Mangel oder andere „Mächte" gezwungen wird, zu atmen und Herzpulse zu leisten, auch nicht weil der Sauerstoff oder die Kohlensäure einen „Reiz" auf das Atem- und das Herzzentrum ausübt usw., sondern er hat eben seine Reflexe und hat „seinen" Sauerstoff.

Die krisische Umstellung geht mit allerlei Unsicherheiten und Schwankungen vor sich; sie entsprechen den einzelnen Geburtsstadien. Die Herabsetzung der Pulsfrequenz in der Wehe fällt ins Angst- und Schmerzstadium der Mutter und des Kindes; den Kontraktionen des Uterus (usw.) entsprechen die Kontraktionen des Foet, also auch die Angst-Schmerzverengungen des Herz-Gefäßsystems, meist mit mehr weniger weitgehender Minderung der Pulsfrequenz, oft aber auch ohne diese Minderung und manchmal sogar mit Zunahme (in der Art des „Herzklopfens") — je nach der spezifischen Funktionsweise des einzelnen Foet, auch je nach der Intensität der A- und Sreflexe usf. In der

Wehe ist überdies der Uterusraum verengt, also der Berührungsdruck auf den Foet stärker („Preßwehen"), und auch diesem taktilen (unaktuellen oder schon schwachaktuellen) Vorgange entspricht die ängstlich-schmerzliche vegetative Kontraktion, also auch die des Herz-Gefäßsystems (vgl. Schock S. 195). Auch der plazentare Stoffaustausch ist in der Wehe herabgesetzt bis unterbrochen, derart auch die Kohlensäureabgabe und die Sauerstoffaufnahme beeinträchtigt, oft bis zum Grade einer Art von momentaner Erstickung, also mit einer je nachdem noch normalen oder schon abnormalen Erstickungsangst mit krampfartigen oder krampfigen Verengungen auch des Herz-Gefäßsystems, somit auch Minderung der Pulsfrequenz; in pathologischen Fällen kann das bis dahin „frischlebendige" Kind ersticken, den Herztod sterben (je nachdem in krampfiger Systole des Herzens bei ebenfalls engen oder auch bei weiten Arterien oder in Diastole des Herzens bei krampfverengten Gefäßen). Der Anstieg der Pulsfrequenz nach Geburt des Rumpfes zeigt an, daß „das Schlimmste überstanden" ist, die intensivsten Angst- und Schmerzreflexe vorüber sind, ein „Aufatmen" nach dem Kampf stattfindet, eine gewisse Beruhigung eintritt (Trauerstadium). Dann freilich zeigt sich, daß sich die Ausgestaltung auch der Herz-Gefäßfunktionen auf das extrauterine Leben stetig fortsetzt: die Pulsfrequenz sinkt weiterhin ab.

Anmerkung 1. Physiologische Deutungen.

Der Vagus soll die Herztätigkeit und somit die Blutzirkulation „regulieren", er gilt als der „Hemmungsnerv des Herzens". Man schließt das aus der experimentellen Beobachtung: Durchschneidung beider Herzvagi hat Pulsbeschleunigung und Erhöhung des Blutdruckes zur Folge. Realiter bleibt bei Durchschneidung der Vagi, also der Herzerweiterungsnerven nur die Funktion der Herzverengerer übrig, also Herz-Gefäßkonstriktion mit Erhöhung des Blutdruckes (im verengten Rohr!), und die Erhöhung der Pulsfrequenz ist lediglich ein Symptom des Eingriffs, der ganz rohpathologisch ist. Bei Elektrisation des Vagusstumpfes tritt natürlich wieder Herzerweiterung, Verlangsamung der Pulsfrequenz und Herabsetzung des Blutdruckes ein. Der Versuch beweist ganz und gar nicht, daß der Vagus „Hemmungsnerv" sei, sondern nur daß er Herzerweiterer ist. Daß der Vagotoniker zu Pulsverlangsamung (Bradykardie), der Sympathikotoniker zu Pulsbeschleunigung (Tachykardie) neigt, verstehen wir aus der Verschiedenheit der Reflextemperamente (5. Bd. § 13, 6. Bd. § 4). Der Vagus führt vw. T- und Fnerven, der Trauerausdruck ist träge, und, soweit der Vagotoniker „depressiv" ist, hat er auch rel. langsamen Puls; der Herzsympathikus führt vw. H- und Anerven, ihr Ausdruck ist springend, der Angstausdruck kurzzuckend, und so neigt der Sympathikotoniker zu raschem Puls usw., doch kann es auch bei ihm zu Pulsverlangsamung kommen, falls nämlich die Reflexe so intensiv und so rasch aufeinander folgen, daß die spastische Verengung immer eine Zeitlang bestehen bleibt. Umgekehrt kann auch der Vagotoniker Pulsbeschleunigung haben, falls er sich nämlich auf seine Weise freut. Überdies kommen beim Vagotoniker auch sympathikotonische Symptome vor und umgekehrt.

Thiry hat beobachtet, daß bei experimentellen Erstickungszuständen zunächst Verlangsamung und vorübergehender Stillstand, dann eine ge-

wisse Beschleunigung und schließlich Erlöschen der Herztätigkeit eintritt, und daß Verlangsamung und Stillstand ausbleiben, falls man die Vagi durchschnitten hat (er experimentierte an einem durch Lufteinblasen apnoisch gewordenen Tier, die künstliche Atmung wurde dann unterbrochen). Aus dem Ergebnis dieses wiederum ganz roh-pathologischen Versuchs hat man geschlossen, daß durch das sauerstoffarme-kohlensäurereiche Blut ein Reiz auf das Vaguszentrum ausgeübt werde, dieses also überhaupt vom Blute aus gereizt und in Erregung und somit in die Lage versetzt werde, die Herztätigkeit zu „regulieren". Im Gegensatz dazu sagt man nun aber wieder, daß die postnatale Minderung der Pulsfrequenz durch die Überflutung des Blutes mit Sauerstoff (bei einsetzender Lungenatmung) verursacht werde. Weiter: das Vaguszentrum sei beim Foet noch unerregbar, daher die hohe Pulszahl, die hemmende Wirkung der Vagi falle noch weg; nun aber werde durch die Geburtsreize, in Sonderheit durch die Lungenatmung das Vaguszentrum in Gang gesetzt, und nun „hemme" der Vagus und reduziere die Pulse auf 100 und weniger. Auch hier wieder Deutungen der einfachen entwicklungsbiologischen Tatsachen. Die Reiztheorie ist realiter hinfällig. Wie im 1. Bd. S. 333f. dargelegt, ist es gänzlich unverständlich, wie eine solche „Reizung" des Vaguskernes vom Blute aus (oder „durch erhöhten Blutdruck" oder „durch Gehirndruck" usw.) vor sich gehen sollte — außer durch Zauber; es ist l. c. die Rede vom Atmungszentrum, das auch erst funktionslos sein und durch Reize in Funktion gesetzt werden soll, die dortigen Ausführungen gelten auch für das Vagus- und jedes andere Zentrum. Es ist auch ferner gänzlich unverständlich, wie das nunmehr gereizte Vaguszentrum seine „Regulation" ausüben solle; ganz allgemein faßt man die Zentren als Sitze einer Art von dämonischer Direktion (ähnlich wie Spemann seinen Organisator, s. S. 97f.) auf, ihre vermeintliche „Wirkung" kann gar nicht anders wie magisch sein (vgl. das Schlafzentrum v. Economos, das den Organismus „einschläfert", 1. Bd. S. 482, usw.). Den biologischen Reflexmechanismus habe ich oben dargelegt; auch das Vaguszentrum funktioniert ab origine, die Funktion fährt nicht bei der Geburt in das bis dahin „tote" Zentrum, wie die Seele, das Leben nicht in den bis dahin „toten" Leib fährt (nach kanonischem Recht geschieht das aber schon im 4. Monat der Schwangerschaft, wann die ersten Kindsbewegungen „stattfinden", weshalb von da an die Abtreibung als Mord, als Todsünde gilt).

Schock ist ein pathologischer Schreck, z. B. hat ein heftiger Stoß gegen den Leib krampfige vegetative Angst- und Schmerzkontraktionen zur Folge, auch solche im Herz-Gefäßsystem, d. d. die abnorm kräftige taktile Gegenstandsreihe (2. Bd. S. 178) geht zeiträumlich den systemgenetisch zugehörigen sympathischen Erregungen voraus, und zwar Gefäßkrämpfen, denen eine Herzerweiterung entspricht — gemäß dem Zusammenspiel: Herz eng, Gefäße weit, Herz weit, Gefäße eng. Es kann also auch Gefäßkrampf mit Ischämie im Hirn auftreten, also Funktionsminderung der Denkzellen, Trübung bis „Verlust" des Bewußtseins, Ohnmacht, dazu Pulsverlangsamung mit Herzschwäche, ja Tod. An diese Funktionsstörungen können sich also organische, anatomische tödliche Veränderungen anschließen — natürlich nur bei den Individuen, die entsprechend biologisch beschaffen, d. h. entsprechend latent oder schon manifest krank sind. Zum gesunden Erleben gehört der „Nervenschock" nicht. So wird der Goltzsche Versuch verständlich: klopft man einem Frosch, dem das Herz bloßgelegt ist, mit einem Stabe mehrfach gegen den Bauch, so sieht man Herzstillstand in Diastole. Das hat natürlich wieder nichts mit „Reizen", etwa auf den Vagus oder sein Zentrum zu tun, sondern ist ein rein biologischer Zusammenhang. Schockähnlich sind auch Umschlingungen, Einschnürungen, Gefangenschaft (bes. in ganz engem Raume), heftige Angsterlebnisse von plötzlich aufsteigender Intensi-

tät usf., mögen sie Einzelne oder Gruppen, ja ein ganzes Volk betreffen: es kommt dabei zu inneren und äußeren Verkrampfungen, die als „Gegendruck" dem äußeren „Druck" entsprechen, d. h. der innere Angst- und Schmerzkrampf entspricht an Intensität dem „Druck", der „Schwere" der gegenständlichen (äußeren) Aktualitätenreihen. All das ist pathologisch, der Gesunde hat solche Erlebnisse nicht, er hat eben gesunde RSe. Die Umschnürung des Foet (vgl. Sphinx, zu σφίγγειν umschnüren, als Name für Weib-Mutter, 3. Bd. S. 40) in der Wehe ist normaliter kein Schock, wohl aber kann sie sich dem Schock nähern; bei kranken Foeten, die ja allemal auch kranke Mütter haben, kann aber die Wehe Schock sein, also mit spastischer Herz-Gefäßlähmung oder mit spastischer Gefäßlähmung und Herzstillstand in Diastole, auch mit Tod verbunden sein. S. auch § 6,9 Anm.

Anmerkung 2. Der Ikterus neonatorum.

Bei 80% der Neugeborenen findet sich eine ausgesprochene ikterische, bei 20% eine subikterische Hautverfärbung, „ein äußeres Zeichen gewisser normaler Vorgänge im kindlichen Organismus" (J. Veit). Im Anschlusse an ältere Autoren (Breschet, Porak, Violet, Epstein, Hofmeier, Cattaneo u. a.) haben neuerdings K. J. Anselmino und F. Hoffmann (Münch. Med. Wschr. 1932 H. 31) den Ikterus aus dem postnatalen Zerfall von foetalem Hämoglobin erklärt. Sie glauben, daß der Foet an einem „extremen Sauerstoffmangel" zu leiden habe, dieser verursache die hohe Pulsfrequenz, wobei das reichlich vorhandene Hämoglobin hinreichend Sauerstoff aufnehme; nach der Geburt werde durch die Lungenatmung das Blut genügend arterialisiert, so daß die Pulszahl sinke und eine Menge Hämoglobin entbehrlich und zu Bilirubin umgewandelt werde, so entstehe der Ikterus. Realiter leidet der Foet natürlich nicht an — gar noch extremem! — Sauerstoffmangel, er würde ja auch durch seine eignen „Wirkungen" (Erhöhung der Pulszahl, wohl auch Produktion von Hämoglobin) behoben; man könnte auch umgekehrt sagen: die hohe Pulsfrequenz verursache den Sauerstoffmangel, weil bei der raschen Blutgeschwindigkeit nicht genug Sauerstoff aufgenommen werde, und dies wieder verursache die reichliche Produktion von Hämoglobin. Realiter ist die Geburtskrise auch mit einer Entwicklung des Blutes verbunden, ähnlich der Ausreifung auch des Blutes in der Pubertätskrise (normale und abnormale Formen der Bleichsucht usw.); hierbei wird foetales Hämoglobin zu Bilirubin, ein Vorgang, der nicht verursacht wird, sondern ein Glied in der Reihe der Geburtsveränderungen, speziell des Blutes ist; auch die Blutbildner nehmen an dem allgemeinen Entwicklungsschub teil, so daß nachgeburtlich auch die „ausreichende" Menge Blutfarbstoff entsteht, wie das vorgeburtlich für die foetalen Verhältnisse der Fall war.

B. Die Lunge.

Auch die Lunge funktioniert ab origine, der Übergang der intra- zur extrauterinen Lungenfunktion ist ein krisisch-entwicklungsmäßiger. Bezeichnet man freilich nur die extrauterine Lungenfunktion als „Atmung", dann findet „der erste Atemzug" während der Geburt oder unmittelbar nach ihr statt, ist aber nicht etwa identisch mit der „ersten Lungenfunktion", sondern eben Differenzierung der embryonal-foetalen Lungenfunktion. Die Frage nach der Ursache des „ersten Atemzuges", nach dem Reiz, der in die bis dahin vermeintlich funktionslose Lunge „die Funktion" hineinzaubert, entfällt für uns. In der Geburt mag der Sauerstoffgehalt des foetalen Blutes absinken (wiewohl

nach den Arbeiten von Haselhorst und Stromberger, Eastman, Bell der Sauerstoffgehalt des Nabelschnurblutes in der Wehe sogar zunimmt), aber die Venosität des Blutes ist nicht, wie man annimmt, die Ursache des Einsetzens der Atmung, sondern sie koinzidiert mit der im geburtlichen Entwicklungsschub steil ansteigenden Intensität der pulmonalen Reflexe, vorab Lufthungerreflexe; diese RSe müssen bis zu der als „Luftatmung" bezeichneten Funktionsweise differenziert sein, und diese Differenzierung, diese Funktionsweise kann ihnen keine noch so große Sauerstoffarmut des Blutes, geschweige der normale Sauerstoffgehalt anhexen. Daß auch das Atmungszentrum weder „vom Blute aus gereizt" und so in oder nach der Geburt aus einem funktionslosen Gebilde in ein funktionierendes umgezaubert wird, noch daß es nunmehr, also „gereizt", die Atmung plötzlich verursacht (was ja auch nur durch Zauber erfolgen müßte), ist S. 189f. und 1. Bd. S. 333 dargelegt. Haben die kindlichen vasalen und pulmonalen RSe im geburtlichen Entwicklungsschub die hinreichende Funktionsintensität erreicht, so findet der Gasaustausch zwischen Blut und Gewebe mit entspr. erhöhter Intensität statt, dazu auch die rasche Reinigung der Lunge von Fruchtwasser und Schleim, die Exspiration und darauf die Inspiration, bei der nunmehr normaliter Luft in die Lunge gelangt.

Diese Vorgänge vollziehen sich normal nur bei geburtsreifen Lungen- sowie Herz-Gefäß-Traktus. Sind die pulmonalen RSe noch nicht geburtsreif, wohl aber der übrige Organismus, dann vollzieht sich die Lungenfunktion noch auf der erreichten foetalen Entwicklungshöhe und zwar als Hypo- oder Hyperfunktion. Im ersten Falle kommt das Kind nicht zur Luftatmung, im Falle der Hyperfunktion, die sich gemäß dem Entwicklungsschub, aber „horizontal" (S. 144) einstellt, kommt es in der Geburt zu den als „vorzeitige Atmung" bezeichneten Lungenfunktionen mit Aspiration von Fruchtwasser, Schleim und Blut oder zu krampfigen Verengungen der Luftwege (H-, A-, S-Spasmen), die auch über die Geburt hinaus anhalten können, so daß die Inspiration unterbleibt, bis der Krampf sich löst. Das Kind erstickt oder kommt verspätet zur Luftatmung, entweder indem der Krampf sich „von selbst" löst, oder unter gewissen Umständen wie Katheterismus der Luftwege, kalt-warme Übergießungen, Schlagen und Schwingen, Maßnahmen, die natürlich die Funktion der pulmonalen RSe oder ihre Entwicklung nicht verursachen können, sondern die vielmehr dem Entwicklungsniveau der kranken Luftwege angemessen sind, auf die also erfahrungsgemäß in vielen solchen Fällen eine Luftatmung folgt (Konfunktion taktiler, thermischer usw. sensorischer und pulmonaler RSe, „Reflexe auf die Lunge"), in anderen Fällen frei-

lich nicht. Solche Luftatmung ist und bleibt allemal krank bis bestenfalls normnah. Weiteres im 6. u. 7. Bd. Übrigens zeigt sich bei der sog. „vorzeitigen Atmung", daß der Sauerstoff (der ja dabei nicht geatmet wird) nicht Ursache der Atmung ist, und bei der Asphyxie, daß die Venosität des Blutes die Atmung („Reiz auf das Atemzentrum") nicht verursacht!

Krankheit wird nicht verursacht, sondern ist spezifische Entwicklungstatsache. Die anatomisch oder funktionell kranke Lunge ist „den Anforderungen der Geburt, des extrauterinen Lebens nicht gewachsen", sie „versagt" oder hält krank (mit Überanstrengung, d. h. Krampf) durch, oft in einer scheinnormalen Art. Das Analoge gilt für alle Organe, alle RSe, also auch das Herz-Gefäß-System, dessen enge Reflexverbundenheit mit dem Atmungssystem bei der Geburt besonders sinnfällig ist. Mehr oder minder nehmen Herz und Gefäße an kranken Atmungsfunktionen im Sinne der Entsprechung teil und umgekehrt. Asphyxie (S. 157) ist Puls- und Atemlosigkeit. Der Ausgang ist oft tödlich, ein bis zum Einsetzen der Geburt „gesundes" Kind mit guten Herztönen kann in der Geburt sterben, ein Zeichen, daß es eben nicht gesund war. Oft gibt's komplizierende Umstände wie Krampfwehen der Mutter, Schock, übersteigerten Hirndruck bei Passage des harten Beckens usw. Woran immer das Kind vor oder in der Geburt sterben mag, der Tod ist — wie immer, so hier als kranker, vorzeitiger — lediglich das Ende der Lebenskurve, der Existenz des Organismus, deren Dauer erbbiologisch, also „ab ovo" determiniert ist. Der Tod wird nicht verursacht — derart, daß entgegen der Erbdeterminiertheit die Lebensdauer durch Innen- oder Außenfaktoren beendet werden könnte; man stirbt nicht „durch" eine Krankheit, sondern „an" einer Krankheit, man stirbt „unter gewissen Umständen", aber nicht „durch Todesursachen".

Ob man, wie manche Physiologen es tun, jedes Kind bis zum „ersten Atemzuge" asphyktisch nennen oder Asphyxie nur als Krankheitsbezeichnung gelten lassen will, hängt davon ab, wie weit man den Wortsinn faßt.

Den Atemtypus des soeben geborenen Kindes hat zuerst Ahlfeld genau untersucht und graphisch dargestellt. Es sind zu unterscheiden: 1. die oberflächliche Atmung (geringe Luftinspiration, meist keine Extremitätenreaktion, d.h. die Glieder bleiben fast bewegungslos in mäßig adduzierter Haltung am Körper liegen, auch die Gesichtsmuskeln sind nur gering beteiligt); 2. die forzierte Atmung (tiefe Inspirationen wechseln mit ganz unregelmäßig ausgedehnten, sehr oft unterbrochenen, abgesetzten Exspirationen, die zeitliche Verteilung zwischen In- und Exspirium ist eine sehr schwankende, doch zeigen diese Kurven bisweilen große Regelmäßigkeit, meist sehr lebhafte Gliederreaktion: die Extremitäten werden bei der Inspiration stärker an den Leib gezogen und in unregelmäßiger Weise wieder abgestoßen und angezogen; in der Regel heftiges Schreien, lebhafte Bewegungen der Gesichtsmuskeln). Wir sehen also die Funktions-

periodik mit wechselnden Intensitäten zunächst, d. h. während der Aufregungen der Geburt und in ihren abebbenden Ausklängen noch ziemlich unregelmäßig, alsbald aber in geordneten Rhythmen verlaufen; vgl. das Pulsverhalten. Die oberflächliche Atmung kann so klein sein, daß sie mit bloßem Auge unwahrnehmbar, wohl aber kymographisch aufzuzeichnen ist; so kann der Irrtum entstehen, daß das Kind asphyktisch sei. Auch das ältere Kind und der Erwachsene atmen in der Regel „oberflächlich", nur hin und wieder finden tiefe Atemzüge (seufzerähnlich) mit umfangreicherem Gaswechsel in Alveolen und Acini statt, abgesehen von den Erregungen bei rascher Arbeit usw., wobei auch die Pulsfrequenz zunimmt.

Der erste Schrei ertönt normaliter in oder gleich nach der Geburt, d. h. sobald Luftatmung einsetzt, abnormaliter schon im Mutterleibe oder verspätet. Der Stimmapparat mit seinen Nerven ist also soweit entwickelt, daß nunmehr die erste zur Stimmbildung hinreichende Einstellung (1. Bd. § 14,8) stattfindet. Der Schrei lautet „uae", ist also phonetischer H-, A- und S-Ausdruck mit Betonung des Schmerzlichen; sehr reichlich sympathogen gespeist (Gefühlsausdruck). Auch der erste Schrei wird nicht verursacht, sondern ist Entwicklungstatsache.

C. Der Stoffwechsel.

Der geburtliche Entwicklungsschub umfaßt auch die Stoffwechselprozesse. Der ganze Organismus ist während der Geburt in hoher Funktion, alle innern Organe, alle Muskeln sind intensiv im Fortgange der Differenzierung tätig. So vollzieht sich auch der Übergang der Verdauungsorgane von der intra- zur extrauterinen Funktion: die foetale Nahrung geht zur Neige, an ihre Stelle tritt alsbald nach der Geburt Colostrum (evtl. ein oder zwei Tage Fencheltee usw. als Übergangsstoff vom Fruchtwasser zur Milch) und Muttermilch. Demgemäß baut sich auch der intermediäre Stoffwechsel um und aus, eine steil aufsteigende Weiterentwicklung der foetalen Stoffwechselvorgänge. Die foetale Darmfunktion ist fertig geworden zur Entleerung des Mekoniums; an ihr ist als konfugent die Bauchpresse (1. Bd. S. 337) beteiligt; bei der Passage der Beckenenge (intensiver Berührungsdruck) mag der Darminhalt auch passiv nach außen bewegt werden, natürlich nur falls der Kopf vor dem Rumpfe geboren wird. Vgl. im übrigen S. 166f. Dort auch über „Hexenmilch"; bei den Mädchen findet nicht ganz selten auch schon eine genitale Sekretion statt, manchmal mit Blutbeimengungen, bei beiden Geschlechtern zeigt sich eine Anschwellung der Genitalien, sie geht wieder zurück (7. Bd. § 4,1, A), ist aber doch ein Entwicklungszeichen.

Vom Augenblick des Austritts aus dem Mutterleibe an sinkt die „in der Hitze des Gefechts" (intensive Geburtsarbeit mit Freiwerden thermischer Eronen hoher Schwingungszahlen, s. 2. Bd. S. 515) angestiegene Temperatur des Kindes (auch im warmen Bade) rasch bis auf ca. 35° C ab und erhöht sich erst

nach etwa einem Tage wieder auf 37° C. Die Brutwärme des Uterus wird abgelöst von der wesentlich (um ca. 20° C) kühleren Lufttemperatur, aber dieser Unterschied der Temperatur der Umgebung allein macht das Absinken der Eigenwärme des Kindes nicht verständlich (es geht natürlich Wärme vom Kinde in die Außenluft über), es läßt in der Zeit gleich nach der Geburt (im Tstadium) auch die Intensität der Muskelaktionen und der Stoffwechselprozesse nach, wobei thermische Eronen niedrigerer Schwingungszahlen frei werden, also die Eigenwärme absinkt. Mit der ersten Nahrungsaufnahme beginnt die Eigenwärme wieder anzusteigen. Wird das Kind nicht eingehüllt usw. (Nest-, Bett-, Badwärme, Kleidung), dann sinkt die Eigentemperatur noch weiter ab. Bekanntlich geht auch das Gewicht der Neugeborenen, auch bei guter Ernährung, in den ersten Tagen bis auf ca. 200 g Verlust zurück, dann erst setzt die Zunahme ein

D. Das Nervensystem.

Auch die Entwicklung der Nerven und des Gehirns steigt in der Geburtsperiode in krisischer Unregelmäßigkeit steil an. Die Differenzierung führt auch zu — noch unscharfen — morphologischen Verschiedenheiten der einzelnen Zellen, zur Herausbildung der organgemäßen Gefüge von RSen einschl. der zugehörigen Hirnrindenzellen, zu Gruppierungen morphologisch nächstähnlicher Zellen mit besonders innigen Assoziationen, zur Felderung der Hirnrinde *), Abgrenzung von Sinneszentren mit interzentralen Einzelgefügen (assoziativen Systemen), deren Zellen sich allmählich inniger miteinander assoziieren als mit Zellen anderer Gefüge, auch mit solchen anderer Zentren. Den morphologischen Verschiedenheiten entsprechen die funktionellen; jede Zelle ist ab origine spezifisch, damit später auch quoad ihr Bewußtes, ihre Aktualität. Etliche Denkzellen erreichen schon beim älteren Foet den aktuellen Funktionsgrad, in der Geburtsperiode nimmt ihre Zahl rapide zu, wobei immer die Gefühls- den Gegenstandszellen vorangehen. Wie die Unterschiede der einzelnen Zellen, so sind auch die ihrer Aktualitäten noch ganz unscharf — hierüber Genaues im 5. Bd. §§ 6, 7,1.

Wie schon früher (S. 170) angegeben, ist der aktuelle Funktionsgrad eine reine Entwicklungstatsache; auch leiten die Nerven einschl. der kortikalen Neuronen schon vor der Aus-

*) Neuerdings (Aug. 1937) morphologische Bestätigung bei C. und O. Vogt: Sitz und Wesen der Krankheiten im Lichte der topistischen Hirnforschung und des Variierens der Tiere. 1. Teil: Befunde der topist. Hirnforschung als Beitrag zur Lehre vom Krankheitssitz. Leipzig, J. A. Barth. Die Verf. sprechen von „Griseum" = topistischer Einheit und von „Area" = Rindenfeld, wie ich von „Gefügen" und „assoziativen Systemen".

reifung zu diesem Funktionsgrade. Die (Mark-) Reifung ist nicht etwa die Ursache der Leitung, Leitfähigkeit, der Fähigkeit zu aktueller Funktion, sondern die Differenzierung der RSe ist die Differenzierung ihrer Eigenschaften und Funktionen, auch ihrer Hauptfunktion.

E. Die Muskulatur.

Die Geburt ist das gemeinsame Werk von Mutter und Kind (S. 180, 1. Bd. S. 316ff.). Die foetalen Muskeln und ihre Funktionen differenzieren sich in krisischem Tempo weiter, die Bewegungen erfolgen gemäß der allgemeinen Erregtheit (Hochfunktion) in stürmischen Rhythmen, und so arbeitet sich das Kind aus der Geburtshöhle durch den Geburtskanal heraus, „gebiert sich selbst". Hierbei findet (auch) koordinativer Eronenaustausch zwischen Mutter und Kind statt, die Reihen der Bewegungen gehen also teils von der Mutter (Wehen), teils vom Kinde aus, prä- und sukzedieren, aber verursachen einander nicht. Die geburtlichen Muskelaktionen des Kindes sind freilich noch in einer ganz primitiven Weise koordiniert, man nennt sie unkoordiniert, ungeregelt, asymmetrisch, arhythmisch usw., doch wird mit „un" realiter nur die Frühstufe der Koordination angegeben, und diese liegt schon erheblich über den früheren foetalen Stadien. Die Beschaffenheit der Muskeln (usw.) ist für die Geburtsarbeit normaliter „gerade richtig", die Kraft reicht aus, sie „dürfte nicht geringer oder größer sein", und wie groß sie ist, kann man eben an der Leistung der Geburtsarbeit, auch wohl daran erkennen, wie das Neugeborene mit seinen Händchen einen Gegenstand festhält usw. Mutter und Kind passen immer zueinander, auch in der Muskelfunktion. Schwäche der Kindsmuskeln stimmt zur Schwäche der Muttermuskeln. Die Schwäche kann Hypo- oder Hyperfunktion sein, wobei Hyperfunktion = addierte Schwäche, also keine Stärke ist. Beide Partner können hypo- oder hyperfunktionieren oder der eine hypo-, der andere hyperfunktionieren, auch abwechselnd. Bei mütterlicher Hyperfunktion wird das hypofungente Kind mehr passiv bewegt, mehr ausgetrieben (klassisches Beispiel: die krampfige Frühgeburt, im Unterschied von der schlaffen Frühgeburt) oder zurückgehalten (falls Krampfverschluß des Muttermundes usw.); gegen den Krampfverschluß kann kindliche Hyperfunktion gerichtet sein: krampfige Anstrengung, den Verschluß zu sprengen; mütterliche Hypofunktion (Wehenschwäche) kann mit kindlicher Hyperfunktion derart zusammentreffen, daß die Geburt scheinnormal verläuft, usw. (s. im 6. u. 7. Bd.).

Bei den Bewegungen ändert sich Haltung, Lage und Stellung des Foet. Die gewöhnliche Haltung ist diese: die Brust über die Bauchfläche gekrümmt, das Kinn der Brust genähert,

die Oberschenkel an den Leib gezogen, die Unterschenkel gebeugt und die Füße dorsalflektiert, so daß die Ferse am tiefsten steht, die Oberarme liegen seitlich vorn an der Brust und die Unterarme gekreuzt oder nebeneinander vor der Brust; die Nabelschnur liegt in dem Raume zwischen den obern und den untern Extremitäten (Analogie zur Haltung des Schläfers im Bett, des Beters, der Leiche in Hock- und Baumgräbern). Diese Haltung verändert sich sehr oft, es finden Drehungen und Streckungen, schon früh auch Kopfstreckungen statt. Bei den Bewegungen windet sich öfters die Nabelschnur um einen Körperteil, auch manchmal um den Hals; die Verwicklungen können sich wieder lösen, der Foet kann „den Kopf aus der Schlinge ziehen", in anderen Fällen kommt es zu Abschnürungen, hängt sich der Foet auf (Analogie zum Gehängtwerden, auch als Pubertätsprobe, woher der siegreiche Prüfling auch „ein Gehängter" heißt).

Bei den Bewegungen wechselt der jüngere Foet auch die Lage (das Verhalten seiner Längsachse zum Uterus). Er schwimmt zunächst an der Nabelschnur (vgl. Schwimmseil) frei im Fruchtwasser, je älter (größer, schwerer) er wird, desto beschränkter ist der „Wohnraum", desto seltener sind die Lageveränderungen. Meist liegt der Kopf dem Uterusmund zu (Kopfendlage). Daran soll „der Instinkt", der geheimnisvoll wirkende Dämon, schuld sein (S. 173); wo bleibt er aber im Falle der abnormen Lage des Kindes (Querlage usw.)? hat er da den Foet verlassen, oder ist da ein böser Instinkt am Werke? — Oder man nimmt an, daß die Schwere des Kopfes die übliche Kindslage bestimme (J. Veit). Aber auch bei Beckenendlage ist der Kopf der schwerste Kindsteil — und steht doch nach dem Uterusfundus zu; und auch da ist der Uterus flaschenförmig, hat also die gleiche Form wie bei Schädellage. Der Uterusform an sich würde ja die Fußlage entsprechen (Kopf oben im Fundus, wo der meiste Platz ist). Der Kopf mag der schwerste Körperteil sein, aber er liegt in der Tulpe der Kopfbeweger, und wenn auch diese Muskeln noch schwach sind, so daß auch der junge Säugling den Kopf noch nicht aufrecht halten kann, so sind doch eben die aktiven Kopfbewegungen für die Geburt in Schädellage unerläßlich. Also weder die Schwere des Kopfes noch die Uterusform reichen aus, um die Kopfendlage verständlich zu machen. Der Foet ist eben nicht ein Stück Holz, sondern ein Reflexwesen, und so ist auch die Lage des Kindes im Mutterleibe nur als reflektorische zu verstehen. Im allgemeinen haben die Wesen mit Kopf normaliter den Kopf nach der Öffnung des Raumes, den sie zu verlassen trachten, gerichtet. Der Kopf des Menschen ist mit den Sinnesorganen Auge, Nase, Mund (Lippe, Zunge als Tast-, Schmeck- und thermische Organe), Ohr, Haut (als Tast- und thermisches Organ) ausgestattet, er beherbergt das Gehirn in (erst knor-

peliger, dann) knöcherner Kapsel, die „einen Puff verträgt", und auch die Sinnesorgane bis auf die Haut liegen in Knochenhöhlen; also die wichtigsten Empfangsapparate der Sinne und das Gehirn selbst sind am (im) Kopfe angeordnet und zwar knöchern umhöhlt, sicherer geschützt als irgendein anderer Körperteil (eine für teleologische Deutungen prächtig geeignete, realiter lediglich biologische Tatsache; zu „Schutz" s. S. 159). Der Kopf geht voran, ob wir das Zimmer, das Haus usw. verlassen, uns auf der Straße bewegen, im Kampfe stehen (vgl. Boxerhaltung) usw., und so trägt auch der Kopf den Hut, den Helm, einen genetischen Abkömmling des foetalen Schutzes Uterus-Becken, eine Art Verdoppelung der Knochen-Hautkapsel (vgl. nach dem 3. Bd. Hut, hüten, Hütte, Hülle, Höhle, Haut, Haus usw.). Auch einer (organisierten) Gruppe geht der Kopf, das Haupt (Oberhaupt), der Her-zog, der Führer voran. Alle Organisationen — die anorganischen wie die organischen (1. Bd. S. 604) — haben eine Spitze, einen Kopf. So sprechen wir vom Brückenkopf, vom Kopf von Maschinen und Geräten usw., und für Kopf stehen oft Synonyma wie Koppe, Kuppe, Kolm, Kulm, Kofel usw., ferner Bock (Prellbock) usf.; der „Starrköpfige" geht „mit dem Kopf durch die Wand" (ein neurotisches Symptom: der Gesunde geht durch die „Öffnung, die der Tischler gelassen hat", usw.). Hat das alles mit der Schwere etwas zu tun? Doch keineswegs. Die Tatsache, daß der Kopf „in die Bresche geht", ist Eigentümlichkeit der biologischen Reflexfolge: die Reihe ist HASTF, sie beginnt mit der Vorbewegung des Kopfes als Beugung des Halses, des Oberkörpers, also mit dem Hungerausdruck.

Verlaufen also die Reflexe des Foet ordnungsmäßig, normal, so ergibt sich als ihr Ausdruck schließlich die Schädellage; er mag sich in den frühen Monaten noch so viel drehen und wenden, je näher der Termin der Ausreise rückt, um so beständiger und in den letzten Wochen überhaupt nur noch hält er den Kopf dem Ausgange zugewendet — nicht in Wirkung irgendwelcher zauberhaften Ursachen, die den Kopf „zweckmäßig" einstellen, sondern rein reflektorisch. Und so wie es abnorm ist, daß jemand mit den Beinen oder Armen oder dem Steiß voran einen Raum verläßt (selbst in den Fällen des „Hinausdienerns" wird, bes. in ungewohntem Raume, ein Blick zur Tür eingeschaltet) oder „verkehrt" die Treppe hinuntergeht (wie das manche Neurotiker zwanghaft tun), so ist es auch abnorm, daß bei der Geburt zuerst die Füße oder ein Arm oder der Steiß des Kindes erscheint oder das Kind querliegt. Dabei laufen Reflexe ab, die noch auf früherer Stufe stehen geblieben sind, also an die Bewegungsweisen des jüngeren Foet erinnern. Selbst in der Geburt kann sich ein solches Kind noch — wie einst — umdrehen oder schräg legen usf.

Wie die Haltung und Lage, so wechselt auch die Stellung des Foetus (Rücken links oder rechts usw.) als Ausdruck der Muskelbewegungen, die wie immer zu denen der Mutter stimmen; sie wird erst konstant, wenn der Kopf ins kleine Becken eingetreten ist.

3. Die Geburt als Übergang.

Die Geburt ist als HASTF-Reihe — vgl. 1. Bd. S. 316f. — eine Analogie zu allen übrigen vorangehenden und folgenden Übergängen des Individuums, ein Einzelfall „des Überganges". Wir können also die Geburt insofern auch gar nicht anders beschreiben wie jeden Übergang, wobei es gleichgültig ist, ob es sich um ein Reaktions- oder ein Reflexwesen handelt, ob das Reflexwesen schon Bewußtsein, d. h. aktuell funktionierende Denkzellen hat oder noch nicht. Der Foet „weiß" selbstverständlich nicht, daß er sich im Mutterleibe befindet und in der Geburt ihn verläßt; sein Bewußtsein ist eine Reihe von noch ganz verschwommenen Gefühls- und wohl auch schon Gegenstandsaktualitäten (5. Bd. §§ 6, 7_1), sie „entsprechen" gewiß der Umgebung, wie wir als erwachsene Beobachter sie kennen, sie sind nur in dieser Umgebung möglich, aber sie sind nicht etwa „Wahrnehmungen des Uterus", so daß der Foet sich bewußt wäre, daß er im Genitale seiner Mutter lebt. Jedenfalls hat der Foet die gleichen Arten von RSen wie der geborene, der erwachsene Mensch, und diese funktionieren, der Foet macht seine Geburt genau so durch, wie er die früheren Übergänge durchgemacht hat und wie die späteren durchlebt werden, nur ist die Geburt ein hochkrisisches Ereignis und viel reicher ausgegliedert als die früheren Übergänge, deren Reihe die intrauterine Entwicklung ist. Man kann also mit vollem Rechte sagen: das Kind erlebt seine Geburt, nur ist das Erleben so gut wie ganz unbewußt (1. Bd. § 20) und läuft auf einer primitiven Entwicklungsstufe. Sprechen wir also von einem foetalen Hungerstadium, so ist nur gesagt, daß die HRSe in hoher Funktion sind (d. h. die RSe, die wir gemäß dem später aktuellen Gefühl „Hunger" bezeichnen). Sagen wir, der Foet ist in einem entwicklungsgemäß zunehmenden Maße hungrig, so lassen wir es hier dahingestellt, ob und wann er aktuelles Hungergefühl hat. Wir sagen, er zögert, in den harten Beckenring einzutreten, und es ist hierfür gleichgültig, ob er bewußtes Angstgefühl hat oder nicht. Wir sagen, der Foet spielt mit der Nabelschnur, aber damit ist nicht gesagt, daß er es „mit Absicht" tue. Diese Beschreibung ist nicht etwa fiktional („als ob der Foet Bewußtsein hätte"), sie ist durchaus realisch: es interessiert uns hier gar nicht, ob der Foet Bewußtsein hat oder nicht, wir können aber gar nicht anders beschreiben wie mit Worten, mit denen wir auch die mit Bewußtsein verlaufenden

Geschehnisse beschreiben. Über die Entwicklung des Bewußtseins, der Anschauung handelt der ganze 5. Bd.

Im Hungerstadium der Geburt sind die HRSe mit einer dem geburtlichen Entwicklungsschub gemäßen Intensität in Präfunktion. Es überwiegt also in den sympathisch-sensorischen Bewegungen der Hungeranteil, sie verlaufen vw. in Hungerweite, also im Rahmen einer mäßigen Verengung bzw. Beugung. Entsprechend überwiegt in der mütterlichen Wehe die mäßige Einengung vom Fundus her. Das Kind rückt mehr und mehr an die Öffnung des Geburtskanals heran. Wir sagen also: das Kind hungert nach Luft, nach Nahrung usw., nach Freiheit, Erlösung aus dem bisherigen Wohnraume, der allmählich zum Gefängnis geworden ist, es wünscht seine bisherige Lebensgewohnheit zu verlassen, sehnt sich nach der neuen „Lebenssphäre", nach dem „Jenseits", es vollführt stürmisch auslangende Bewegungen, kurz: es hat den geburtlichen Entwicklungshunger. Wir sagen so, ohne behaupten zu wollen, daß das Kind seine etwa dunkel aufdämmernden Hungergefühle in dieser Art begrifflich oder gegenständlich beschreiben könnte, daß „es so dächte, wie ihm untergeschoben würde"; es geniert mich wirklich, dies — gegenüber gewissen Kritikastern — betonen zu müssen (wozu aber wäre ein rechter Kritikaster nicht fähig!). Es muß aber auch betont werden, daß sich im Gange der Entwicklung eine gewisse Zusammenordnung der sympathischen und der sensorischen RSe herausbildet, daß also die etwa aktuellen Hgefühle zwar noch ganz diffus, aber doch eben in dieser Art keimhaft gerichtet sind auf ein ebenso diffuses Gegenständliches, ja, ohne daß ein Gegenständliches überhaupt schon aktuell zu sein braucht (1. Bd. S. 579). Die später sich ausprägenden systemgenetischen Zusammenhänge: bestimmtes Gefühl, bestimmter Gegenstand und Begriff sind eben noch implikat, in dieser Art vorbereitet. Die pulmonalen Hreflexe können ja auch gar nicht anders wie auf Luft, die gastralen auf Nahrung, die vasalen auf Flüssigkeit, die äußeren Muskelaktionen auf ein Weiterkommen gerichtet sein. Unsere Beschreibung ist also vollkommen korrekt. „Wunsch" und „Wille" sind synonym mit Hunger (1. Bd. § 26,1); wir können also das Hstadium der Geburt beschreiben: „das Kind wünscht, den Mutterleib zu verlassen, es will hinaus", ohne dabei Wunsch und Wille als dämonische (seelische, metaphysische) Mächte, auch Instinkt oder Trieb usw. genannt, zu fingieren oder Bewußtsein vorauszusetzen. Das Analoge gilt natürlich auch für die Beschreibung der übrigen Stadien. — Abnorme H-bewegungen sind entweder ganz fehlgerichtet: seitwärts („Kopf durch die Wand") oder aufwärts, günstigstenfalls normnah, dem Uterusmund zu gerichtet, wobei es zu einer überstürzten Geburt (Sturzgeburt) kommen kann. Im Falle der Hypofunktion sind

die Bewegungen zu spärlich und schlaff, das Kind „will nicht recht", es leidet an Willensschwäche (aber auch Hyperfunktion ist nur „addierte Schwäche"), insofern ist das Kind noch nicht geburtsreif, wie die Mutter nicht gebärreif, auch falls sie „das Kind verliert". Usw.

Während des Angststadiums sind die Angstreflexe in Präfunktion. Die innern und äußern Bewegungen verlaufen vw. in Angstenge; entsprechend ist der Geburtsraum verengt, das Kind geht in die Uterus-Beckenöffnung ein, nähert sich der Schwelle. Der Kopf wird festgestellt, eingezogen, das Kinn rückt dichter an den Hals heran (das Kind „duckt sich"), Brust und Rumpf verengen sich (das Kind „macht sich dünne"), die vorher auslangenden Bewegungen der Extremitäten gehen in eine engere Beugung über, all das natürlich in der Art der geburtlichen Primitivität. Die Vorwärtsbewegung verlangsamt sich, geht in eine Hemmung, ein Zögern über. Wir sagen (s. o.): das Kind hat Angst vor der Schwelle, Angst vor der zu leistenden Aufgabe, vor dem Kampfe mit den Hindernissen auf dem Wege zur Freiheit, also — wie wir wissen! — vor dem Kampfe mit der Mutter, die rein reflektorisch und strukturgemäß (hartes Becken!) dem Kinde „die größten Schwierigkeiten in den Weg legt"; es hat Angst vor der Trennung von der Mutter, vor dem Abschied, vor der Zukunft, es ist bedrängt, beengt, in Bedrängnis usf. *). Sind Areflexe „zurückgeblieben", also noch nicht geburtsreif,

*) Man bezeichnet die Areflexe oft indirekt nach dem Verhältnis zum Hunger als Nicht-mehr-wollen oder Nicht-wollen, z. B. kann man das Zögern des Foet in der Geburt beschreiben mit den Worten: der Foet will nicht heraus (auch: er weigert sich usw.), oder: erst hat er gewollt, jetzt will er nicht mehr. In der Tat hat die Angsthemmung sozusagen etwas Zwiespältiges an sich: die Bewegung geht weiter, aber eben gehemmt, langsamer, man könnte zur Charakterisierung sagen, sie sei aus Wollen und Nicht-wollen zusammengesetzt. Indes ist die Angst ein einheitliches Gefühl. Es folgt auf den Hunger, und während die Angst aktuell ist oder die Areflexe präfungieren, ist der Hunger nicht mehr aktuell, treten die Hreflexe mehr oder minder weit zurück; insofern kann man die Areflexe als Nicht-mehr-wollen bezeichnen, hat damit aber die Angst als solche nicht gekennzeichnet. Es kann ja auch ein gewisser Hunger abflauen und ein anderer aufkommen, z. B. ich will ins Theater gehen, aber schließlich bleibe ich doch „lieber" zu Hause. Es ist ein großer Unterschied, ob jem. nicht über die Straße gehen will oder in Angst an der Bordschwelle halt macht. Mit „nicht-wollen" bezeichnet man, wiederum nicht ganz korrekt, auch einen normal oder abnormal geringen, schwachen Hunger, z. B. mir liegt nicht viel an einer gewissen Bekanntschaft = ich will den Menschen nicht kennenlernen, jem. leidet an Willensschwäche. — Übrigens ist die „gehemmte Bewegung" — es gibt Angst-, Schmerz- und Trauerhemmung — nicht eine von jem. oder einer „Macht" gehemmte Bewegung und hemmt auch ihrerseits nicht (etwa die Hungerbewegung, den „Trieb" usw.), sondern mit „gehemmt" ist lediglich ein spezifisches Tempo bezeichnet (wie auch mit „rasch", „geschwind", „beschleunigt", „langsam" usw.) vgl. 5. Bd. § 13,3, 6. Bd. § 4.

dann finden ungeschickte Bewegungen statt, die zu ähnlichen Lagen führen wie die kranken Hreflexe. Das Kind benimmt sich als jemand, der aus der Höhle zwar hinausmöchte (Hunger), aber sich um so mehr (bis zur Angststarre) sträubt, je näher die Entscheidung heranrückt. So weicht das schon angstneurotische Kind vor dem Beckenring zurück oder aus, dreht sich um oder legt sich quer oder geht günstigstenfalls erst nach zu langem Zögern über die Schwelle, es muß „geholt" werden, die Geburt verläuft unter den abnormen Umständen der Zange oder der Wendung oder des Kaiserschnitts usw. Den äußeren Bewegungen entsprechen die innern (Asphyxie usw.) — und natürlich auch die der Mutter, speziell der Geburtswege, die übrigens auch anatomisch verengt sein können (enges Becken).

Nun folgt das Schmerzstadium: die Schwelle wird überschritten, und sie ist mehr minder eng, gefährlich, schwer zu überwinden, und in seinen Anfang spielen noch die ausklingenden Areflexe hinein. Einem Sturmbock vergleichbar geht das Kind mit dem Kopfe gegen den Beckenring an, das schwerste Hindernis auf dem Wege ins Freie; wie eine harte Krone, wie eine Dornenkrone stemmt sich der Beckenring gegen das Haupt des Kindes: das Kind „steht in der Krönung" — und alle Krönungen, auch die mit der Dornenkrone sind Analogien zur Geburtskrönung, Zeichen der „Wieder-geburt" in eine neue, höhere Lebenssphäre. Zwar ist der Kopf des Kindes zunächst noch von dem ihn überragenden Teil der Fruchtblase wie von einem Polster geschützt, aber die Blase platzt *), das Fruchtwasser entleert sich, und nun knirscht der Kopf gegen den so gut wie unnachgiebigen Knochenring, es bildet sich die Kopfgeschwulst, zahlreiche kleine Blutgefäße am Kopfe zerreißen (Ekchymosen), die Schädelknochen verschieben sich, der Schädel, weicher als das Becken, deformiert sich also in mehr minder erheblichem Maaße (er nimmt nach der Geburt, öfters mittels Handgriffs der Hebamme, die ursprüngliche Form wieder an), endlich ist das schwerste Hindernis genommen, die sich anschließenden Weichteile sind normaliter nicht mehr so gefährlich. Vw. sind die Drehmuskeln in hoher Funktion, das Kind dreht, bohrt, windet sich durch die Schwelle, „schneidet durch", der Geburtskanal zieht sich in Angst und Schmerz („Wehen" — wehe, wehen, winden usw.) zusammen, dreht sich, spannt sich zum Zerreißen und reißt nicht selten ein (Dammriß). Die Geburt ist die erste große Prüfung des Kindes auf Lebens- und Leistungsfähigkeit, auf Reife, ins „andere" Leben, in die „Lichtwelt" einzutreten, auf Standhaftigkeit, Tauglich-

*) Selten wird der Foet in der geschlossenen Blase (im Amnion), „in der Glückshaube" geboren, solche Foeten „haben es bequemer", sie brauchen sich nicht so zu plagen wie andere, aber die wenigen Fälle, die ich kenne, waren Neurotiker, und ich halte den „Partus capite geleato" für abnorm.

keit (Tüchtigkeit, Tugendlichkeit zu ahd. tugan, also verwandte Wörter), Widerstandskraft, Heldentum. Und so ist das Kind, das die Geburtsprobe bestanden hat, ein Geschundener, Gemarterter, Verletzter, (mit Vernix) Gesalbter, ein Held und König (zu können), ein χριστός (S. 167 Fn.), ein Christ-kind, — ganz so wie Jüngling und Jungfrau, die die Pubertätsprüfung bestanden, sich die „Weihe" (vgl. Wehe), die Ein-weihung verdient haben, Helden, χριστοί sind, wie Vater und Mutter als Zeuger des Kindes (genische) Helden sind. Schwer ist die Prüfung, aber nicht so schwer, daß sie normaliter nicht bestanden werden könnte; es gibt nur menschliche Aufgaben, und das gesunde Kind, die gesunde Mutter lösen eben ihre gemeinsame Aufgabe, mag sie auch schwer sein. Nur Kranke lösen die Aufgabe mit allzu großen Anstrengungen und Aufwendungen — oder lösen sie nicht. Die abnormen Sreflexe äußern sich in einem allzu stürmischen Passieren der Schwelle, einem Durch-reißen der Weichteile, in zu heftigen Drehungen (mit Verletzungen, mit wilden Deformierungen des Schädels usw.) — oder in einem zu langen Verweilen in der Schwelle, in einem Steckenbleiben (Entbindung mit mechanischen Mitteln), in einem Krampf, der sich gegen die Schwelle richtet und auch krampfige Lähmung sein oder werden kann. Analog hat die kranke Gebärende zu heftige Schmerzen, zu schmerzliche Wehen, schmerzliche Krampfverschlüsse (evtl. mit Zerreißungen), zu stürmische innerliche und äußerliche Drehungen und Windungen, sie hat oft Angst vor den Wehen, gerät in einen ohnmachtsähnlichen Zustand (Gefäßspasmen im Gehirn, S. 195) oder bekommt einige Tropfen Chloroform usw., sie macht es falsch, indem sie gegen die Entbindung kämpft, als ob es nur auf den Kampf, nicht auf den Sieg ankomme. Natürlich gibt es auch anatomische Geburtshindernisse pathologischer Art. So ist das Sstadium, der Höhepunkt der Geburt eine Probe „auf Leben und Tod", die der Gesunde besteht, die der Kranke mit zu viel Aufwand oder überhaupt nicht besteht. Diese Probe wird nicht von irgendwelchen mystischen Mächten über Kind und Mutter verhängt (z. B. als Strafe für die begangene „Geschlechtssünde", die nun auch gleich am Kinde „heimgesucht" wird, vgl. „Erbsünde"), sondern ist eine rein biologische (normal oder abnormal geartete) Tatsache wie das Sstadium jedes Überganges.

Trauerstadium. Das Kind hat die Schwelle über-wunden (wunden zu winden, 3. Bd. Nr. 64), ist aus der mütterlichen Höhle-Hülle hervor-gegangen, ist ent-wickelt, hat das Paradies, das Schlaraffenland, wo es nicht um Nahrung, Wärme, Liebe zu sorgen brauchte, wo es geborgen, behütet, „beschützt vor der rauhen Außenwelt" war, wo es bis in die letzte Zeit hinein schlafen konnte, verlassen und ist in eine neue, eine ungewohnte, eine

kalte, unwirtliche Welt (aktiv-passiv) ausgezogen-herausgezogen-ausgetrieben, in eine Fremde, in der es sich die Nahrung suchen und ersaugen, in der es selber Luft atmen und die Eigenwärme erarbeiten muß usf. Und wie es die Mutterhöhle verlassen hat, so ist es nun verlassen, ab-, ausgeschieden, abgeschnitten von der Mutter und damit von der „guten alten Zeit", und keine Brücke führt ins Paradies zurück. Die Treflexe dominieren. So liegt das Kind da, „ein Häufchen Unglück", ermattet vom schweren Kampf, zerknirscht, zerschunden, zerschlagen (auch die Hebamme schlägt noch zu!), verwundet, verstümmelt (Nabelwunde!), zermürbt, vergrämt, zusammengesunken („deprimiert"), kann sich kaum rühren und das nur in langsamen, kurzen Rhythmen, — ein Teil nur noch von der bisherigen Einheit, ein Stück nur und doch als Stück ein Ganzes selbst. Könnte es erzählen, das Neugeborene, so würde es in der Trauer jammern über den unersetzlichen Verlust, würde die überstandenen Gefahren und Leiden schildern, die wie eine Katastrophe, ein Verhängnis hereinbrachen, den Kreuzweg (Weg am Kreuze der Mutter mit dem Promontorium vorüber, durch diese engste Stelle des Geburtsweges hindurch), den Kreuzigungsweg, den Passionsweg beschreiben, der zwar in die Freiheit führte, aber durch tausend Nöte hindurch und in eine Freiheit, die die Wonne der Vergangenheit nicht vergessen läßt. Die Prüfung ist bestanden, aber wie! Warum mußte das sein — und was soll nun werden? Das Neugeborene kann noch nicht Worte sprechen, aber es faßt all seinen Kummer zusammen im schmerzlich-traurigen Schreien, Nuancen des ersten Schreis. Auch das Tstadium kann abnorm lang und intensiv sein, Kind und Mutter „können sich gar nicht erholen", nicht selten sind ausgesprochen depressive, ja melancholische Zustände.

Der Übergang ins Freudestadium kennzeichnet sich in einer allgemeinen Erweiterung, Erhebung, Aufrichtung, Streckung, die Trauer wird mehr und mehr freudehaltig (Trost), das Kind erholt sich, die Freflexe kommen zur Präfunktion, die Atmung, die Ernährung führt zur Sättigung, der Stoffwechsel belebt sich, die Eigenwärme steigt an, die Außentemperatur ist behaglich usw.: es ist eigentlich doch recht schön auf dieser Welt. Das Fgefühl, das sich schon ganz früh in Andeutungen von Lächeln und guter Laune äußert (ausgeprägtes Lächeln und Lachen erst nach einigen Wochen), ist das Gefühl des Sieges: das Werk ist vollbracht. Auch die Freude kann übermäßig sein, Kind und Mutter sind alsbald gar zu guter Laune, haben die Mühen, die ihnen zu leicht geworden sind, zu rasch vergessen: Freudeneurose.

Die intrauterine Entwicklung ist die Differenzierung des biologischen Symbols Keimzelle, somit erbbiologisch determiniert. Also ist auch der Verlauf der Geburt spezifisch

(individual- und gruppenspezifisch), ist als Gesamt wie in allen Einzelheiten Merkmal der Konstitution des Kindes — und natürlich auch der Mutter. So wie jemand gezeugt wird, im Mutterleibe heranwächst und geboren wird, so „ist" er — und so „ist" er immer. Die Geburt wie alle vorhergehenden und folgenden Übergänge sind für jedes Individuum spezifisch. Ist es gesund, so gehen alle Übergänge, die leichteren und die schwereren und die schwersten, „glatt" von statten, mit gesunder Mühe gewiß, als HASTF-Reihen in ungefähr gleichmäßiger In- und Extensität der einzelnen Stadien — so die Amphimixis, die uterine Periode, die Geburt und alles fernere Leben. Ist das Individuum krank, dann zeigt sich das und kann sich ja nur zeigen an der abweichenden Art der Übergänge. Hat es z. B. das Spermium zu schwer, das Ei zu erreichen und in es einzudringen, hat es also das Ei ebenso schwer, vom Partner gefunden zu werden (es muß zu lange warten usw.) und ihn aufzunehmen, dann wird auch die weitere intrauterine Entwicklung, die Geburt, das ganze fernere Leben im Zeichen der Überanstrengung stehen, der Mensch wird nur mit zu großer Mühe seine Ziele erreichen, sich und den andern „das Leben zu schwer machen", vielfach und vielleicht endgültig versagen, zusammenbrechen und gerade die hohen Ziele „nicht schaffen". Ist die intrauterine Nahrung knapp, wird der Hunger nicht recht gestillt, d. h. sind die Hreflexe schon in magmatischer Frühstufe „akzentuiert", dann wird dieser Mensch in seiner spezifischen Art und Weise immer Hungerleider bleiben; er ist ein Wesen, das ab ovo in dieser spezifischen Art und Weise konstituiert ist, sein Hunger ist intensiver als die mögliche Sättigung, als der Erfolg in Beruf und oft auch Liebe, und ein solches Wesen stammt von Eltern, die in einer sich partnerisch-ergänzenden Art und Weise, dominant oder rezessiv, manifest oder latent „an Hunger leiden", „ein Hungerdasein führen" — auch im Überfluß. Der Zangengeborene wird sein Lebtag „mit der Zange" geholt werden müssen, sich überängstlich weigern, seine Gewohnheit zu verlassen, Fort-schritte zu machen; wer in Steißlage zur Welt kommt, dem geht's immer verkehrt; die Sturzgeburt wird's immer zu eilig haben; wer als „halber Mensch", vier Pfund schwer, geboren wird, bleibt auch ein „halber Mensch" — usf. Alle diese Zusammenhänge liegen freilich dem naiven Blick nicht offen zutage, sondern werden erst bei psychobiologischer Einsicht erkennbar.

Ganz allgemein wird die Geburt nur als rein mechanischer Vorgang aufgefaßt. Auch der Geburtshelfer ist in erster Linie Techniker, er muß es auch sein: seine Aufgabe ist, die Geburt nach den Regeln der Technik zu beenden. Die Mechanik — die normale und die abnormale — wird nicht als Kennzeichen der

Persönlichkeit betrachtet, sondern als eine Art Akzidens zur Persönlichkeit, die auch gar nicht interessiert. Der Geburtshelfer sagt z. B. „ich habe mit der Zange ein gesundes Kind entwickelt"; es ist aber ein vollkommener Widerspruch, daß ein Zangenkind und seine Mutter gesund seien; niemals wird ein gesundes Kind mit der Zange oder sonstwie „künstlich" geholt, eine gesunde Mutter „künstlich" entbunden werden müssen. Stellen sich bei dem Kinde Symptome ein, die richtig diagnostiziert werden, dann sagt man seien allerlei widrige äußere Einflüsse, Erziehungsfehler oder endogene, psychogene „Faktoren" schuld: sie hätten aus dem gesunden Kind ein krankes „gemacht". Der Foet aber, der vor der Geburtsschwelle derart zurückweicht, daß er mit der Zange (usw.) herausgezogen werden muß, ist allemal schon manifest angstneurotisch, insofern noch nicht geburtsreif, zurückgeblieben — und dieser Mensch bleibt angstneurotisch, er braucht es gar nicht erst zu werden, er ist es ab origine, von der „Anlage Keimzelle" her, er muß sein Leben lang „herausgezogen" werden, wer in Steißlage geboren wird, zeigt sein Lebenlang der Welt die Kehrseite usf. Mangels psychobiologischer Einsicht diagnostiziert man die Geburten nur „im groben", stellt viele feinere Abweichungen, die schon pathologisch sind, in die normale technische Variationsbreite; für die Praxis des Geburtshelfers reicht die grobe Diagnostik im allgemeinen aus. Zudem gehen bei der noch rel. geringen Ausgliederung des Foet kranke Reflexe leicht in das große Gesamt des Geburtsverlaufes unbemerkt ein; und auch gewisse manifest kranke Foeten können eine scheinnormale Geburt haben, z. B. kann eine „normal" rasche Geburt die eines normnah gerichteten hungerneurotischen Foet sein, also eines solchen, der „es zu eilig hat". So ist eine vom Standpunkte des Geburtshelfers „glatte" Geburt noch kein Beweis für Gesundheit oder Krankheit von Mutter und Kind.

Anderseits wird die Geburt als „Außenfaktor" oder Reihe von Außenfaktoren gedeutet, die auf den Foet einwirken, auch aus dem gesunden Foet einen kranken „machen" können. Die Geburt gilt als „Trauma" nicht nur für den Leib, sondern auch für die Seele (es heißt dann „psychisches Trauma"). „Es unterliegen alle Kinder dem Geburtstrauma, selbst die Kaiserschnittkinder sind nicht frei davon", sagt A. Peiper (Die Hirntätigkeit des Säuglings, S. 80), und O. Rank hat ein Buch „Das Trauma der Geburt" geschrieben. Das „psychische Trauma" spielt in der neueren Psychologie eine große Rolle, ja in der Psychoanalyse die Hauptrolle als Ursache psychischer Erkrankung, also der Erkrankung der bis zum Eintritt des Traumas (vermeintlich) gesunden Seele. Nach Ph. Schwartz werden 65% — also die Mehrzahl! — aller Neugeborenen in der Geburt

traumatisch geschädigt. Die Auffassung ist wieder dämonistisch-mechanistisch mit allen zugehörigen Zweifeln um das Warum und Wozu, um die Art, wie das Trauma einwirken soll (sie kann nur eine magische sein, sonst ist es ja „unerklärlich", wie das Trauma einen gesunden Foet krank machen kann); die Erblichkeit bleibt ganz außer acht, man nimmt an, daß ein gesunder Foet eine kranke Geburt erleben könne, wobei vielleicht nicht einmal die Mutter krank zu sein brauche. Gewiß kann man jede Passage einer engen Schwelle und die dabei auftretenden Verletzungen als Trauma bezeichnen, muß aber normale und abnormale Traumen unterscheiden und wissen, daß ein normaler Foet nur ein normales Trauma, ein abnormaler Foet nur ein abnormales Trauma erleben kann — jeder gemäß seiner erbdeterminierten biologischen Beschaffenheit; das Trauma ist also realiter nicht Ursache, sondern rein entwicklungsbiologische Tatsache und in seiner Art spezifisch für diese Mutter, für dieses (ihr) Kind. Das „psychische Trauma", das „die Urangst" verursachen soll, ist ein wissenschaftliches Märchen, auch in der Form, daß dieses Trauma und die von ihr angeblich bewirkte Urangst eine phylische Erinnerung an die vorzeitliche Umbildung von Wassertieren zu Landtieren — als Vorfahren der Menschen — sei (Ferenczi); vgl. S. 71, 164 Fn.

Jeder Vorgang, so auch die Geburt ist realiter auch technisch, d. h. koordinativ, nach der Koordinatik und Koordination (der koordinativen Sk.) zu beschreiben, aber ist nicht nur technisch, sondern eine gesamtbiologische Veränderung und nur als solche völlig zu verstehen. Die Geburt ist nicht ein technisches Verfahren, das mit der biologischen Beschaffenheit der Beteiligten sozusagen gar nichts zu tun hätte, sich nur „an" ihnen — etwa als Wirkung metaphysischer Techniker, dämonischer Künstler-Mechaniker — vollzöge, sondern die Geburt ist in jeder Hinsicht Merkmal, Kennzeichen der Gesamtbeschaffenheit, wie sie sich ab ovo entwickelt hat und wie sie sich weiterhin entwickeln wird.

§ 6. Der Säugling.

1. Allgemeines über den Ausbau der Reflexsysteme.

Die nachgeburtliche Entwicklung ist die stetige Fortsetzung der vorgeburtlichen und geburtlichen. Der Mensch ist eine spezifische Organisation von RSen, seine Entwicklung ist die Entwicklung seiner RSe. Sie geht auch weiterhin zunächst so vor sich, daß die Ausgliederung der sympathischen (einschl. parasympathischen) Anteile der der sensorischen und beider der Ausgliederung der idealischen Anteile vorauseilt; erst in den späteren Kinderjahren beginnt sich dieses Verhältnis zugunsten

der sensorischen und noch später der idealischen Anteile zu verschieben. Dies trifft auch für die Denkzellen, also auch ihre Aktualitäten, die Gefühle, die Gegenstände und die Begriffe zu. Demgemäß sind auch weiterhin zunächst die sympathischen, sensorischen und idealischen Anteile noch wenig voneinander abgehoben, wenn auch schon mehr als in früheren Entwicklungsstufen; die Aktualitäten sind zunächst noch magmatisch, verschwommen, chaotisch, entspr. der Beschaffenheit der Denkzellen, die auf primitiver Stufe bis zur aktuellen Funktionsweise ausgereift sind. Der sympathogene Anteil an den sensorischen Reflexen ist noch so hoch, daß die sensorischen Muskelaktionen noch „sensorische Gefühlsausdrücke" sind (S. 176); erst allmählich nehmen sie einen mehr „rein-sensorischen" Charakter an, und erst allmählich nimmt der ideogene Anteil zu. Dieser Tatbestand ist der grundsätzliche. Im einzelnen ist der sympatho- bzw. ideogene Anteil an den sensorischen Reflexen verschieden je nach der Reflexschaltung (S. 176), d. h. je nach der Funktionsperiode der zum RS gehörenden sympathisch-sensorisch-idealischen Anteile.

Die Funktionsperiode jeder Zelle, jedes Neuron ist spezifisch, somit auch die der Verbindungsfasern zu anderen Zellen, Neuronen; diese Fasern sind ja Fortsätze der Zellkörper, und je nachdem der Eronenstrom mehr in diese oder mehr in jene Faser und weiterhin in diese oder jene mit der Faser kontaktverbundene Faser oder Zelle übertritt, ist eben die Reflexschaltung verschieden. Es stimmt also die Funktionsperiodik der Reflexbahn mit der Reflexschaltung überein. Die Schaltung ist sozusagen die Aktivierung der Kontaktverbindung; mit ansteigender Funktionsintensität wird der Kontakt der aneinander liegenden Fasern oder der Faser mit der berührten Zelle immer enger, die Zahl der überfließenden Eronen immer größer — bis zu einem Höhepunkte, von dem an die Periode absinkt, die Zahl der übertretenden Eronen geringer wird, der Kontakt sich lockert. Diese Lockerung kann bis zur Diastase gehen: die Fasern ziehen sich voneinander bzw. von der assoziierten Zelle soweit zurück, daß Eronen kaum noch oder gar nicht mehr übergehen, der Kontakt ist unterbrochen. Bei ansteigender Funktion nähern sich die Fasern wieder einander bzw. der Zelle, der Kontakt wird wiederhergestellt und immer enger. (Nach C. L. Schleich ist die Glia Isoliermembran, indes nicht, wie ich betone, bloß elektrische Isoliermembran, sondern eine solche für die Eronenströme ganz allgemein; schließlich „isoliert" jede Zellmembran, jede Hülle.) Diese Gestaltveränderungen der Zellfortsätze und der Zellen überhaupt sind nichts „Wunderbares", nichts Besonderes; viel gröbere Veränderungen beobachten wir als „amöboide Bewegungen" vieler Zellen, z. B. der Wanderzellen, aber auch die fest-

eingefügten Zellen sind nicht starr", sie verändern sich — als „kontraktil" — auch gestaltlich gemäß ihrer Funktionsperiode, also ihrem H-, A-, S-, T-, Fstadium (1. Bd. S. 229). In pathologischen Fällen kann die Funktionsperiode manifest abnorm sein, z. B. die Diastase als „Sensibilitätsstörung", abnorme Leitungsunterbrechung vorkommen, und immer finden sich da auch verkehrte Kontakte, „perverse" (= verdrehte) Leitungen.

Die Differenzierung des Nervensystems einschl. Hirnrinde, wie sie S. 200f. angegeben ist, schreitet mehr und mehr fort, demgemäß auch die der Empfangs- und Ausdrucksapparate der RSe, also der Organe. Der Organismus entwickelt sich im Laufe der Jahre aus seinen primitiven Stadien heraus, doch geht die Entwicklung nicht insgesamt in einer glattaufsteigenden Linie, sondern in Kurven der einzelnen Teile, die in die Gesamtkurve eingehen, vor sich. Die jeweilige Entwicklungsfront ist nicht eine mathematische gerade Linie, sondern noch ungleichmäßig innerhalb einer normalen Var.-B., in pathologischen Fällen außerhalb ihrer, also zunehmend zerklüftet (zurückgebliebene RSe im sonst weiterdifferenzierten Organismus). Ein „Entwicklungsschritt" ist immer von einer Art Pause gefolgt, in der zwar die Entwicklung stetig weitergeht, aber in langsamerem Tempo. Eine Reihe von Entwicklungsschritten kann man als Entwicklungsperiode abgrenzen. Somit lassen sich jeweilige Entwicklungsstufen oder -ebenen, z. B. A und B miteinander vergleichen. Die Strecke von A bis B ist im ganzen ein vertikaler Vorgang, ein Aufstieg, Ausbau in der Ordinate; sie setzt sich zusammen aus Einzelabläufen, deren jeder zwar nicht aus der stetigen Entwicklung herausfällt, aber doch mehr in die Horizontale geht, mehr ein Ausbau des Gefüges in der Fläche, in der Abszisse ist. Die Entwicklung des Herzens z. B. geht stetig weiter, jede einzelne Herzaktion ist aber ein solitärer Vorgang, der mit einer Zunahme der Muskulatur usw. auf der jetzigen Entwicklungsstufe identisch ist, doch ist auch eine solche Stufe in stetiger Veränderung; eine Reihe solcher Einzelaktionen ist ein Entwicklungsschritt oder eine Entwicklungsperiode, die sich von vorangehenden und folgenden deutlicher abhebt als eine Herzaktion von der andern.

Die Entwicklung geht stetig mit interkurrenten „Schüben", „Krisen" (S. 185) vor sich. Auch die Entwicklungsschritte und -perioden vollziehen sich in einem rascheren Tempo als die dazwischenliegenden Stadien, die Geschwindigkeitskurve ist mit der Kurve einer ansteigenden Bergstraße zu vergleichen, die in gewissen Abständen gewisse Einsenkungen aufweist, oder mit der Kurve eines Gebirges, das auch nicht in einfach-glatter Linie, sondern in Erhebungen und Senkungen immer höher ansteigt, oder mit der Kurve einer Frontverschiebung, bei der auf

ein rascheres Vorgehen eine Art Pause zur Organisation der rückwärtigen Verbindungen folgt, usw. Diese Entwicklungsschritte oder -perioden nehmen — wiederum periodisch, also in Abständen — einen so großen Umfang und eine so hohe Geschwindigkeit an, daß man eben von Entwicklungskrisen spricht; auch da richtet sich nach dem Abklingen der akuten hohen Intensitäten, des stürmischen Tempos die spezifische Periodik zu ruhigeren, gleichmäßigeren Abläufen ein.

Alle Entwicklungsschritte sind Übergänge, sind HASTF-Reihen. Sie setzen also mit der beschleunigten Entwicklung der beteiligten HRSe ein, dann folgen die ARSe usw., und jede Spezies von RSen hat ihr spezifisches Tempo (5. Bd. § 13), das in das Gesamttempo integrierend eingeht. Die Hreflexe und somit auch ihre Aktualitäten, bes. die Hgefühle kann man mit Entwicklungshunger, entsprechend die A-, S-, T- und Freflexe mit Entwicklungsangst, -schmerz, -trauer und -freude bezeichnen. Alle Entwicklungsschritte sind Fortschritte. Die gesamte Entwicklung ist ab ovo auf Verselbständigung des Kindes gerichtet, immer weiter entfernt es sich genetisch von der Mutter, immer mehr verdünnt sich die unmittelbare Abhängigkeit, die sich während der embryonal-foetalen Zeit im Eingebettetsein in den Mutterleib und der funikulär-plazentaren Verbundenheit mit ihm zeigte, dann mit der Geburt-Abnabelung eine erhebliche Schmälerung auf Stillung und Pflege erfuhr und weiterhin sich stetig und krisisch lockert. Ein Fort-schritt ist ein Schritt aus dem Bisherigen in ein Neues, ein Aus-tritt aus dem bisherigen Entwicklungsniveau in ein höheres, eine Abgabe aus jener Sphäre und zugleich eine Aufnahme in die neue, ein Verlust und Gewinn zugleich, wobei der Gewinn normaliter allemal größer ist als der Verlust. Wie im einzelnen jeder Fortschritt ein Übergang eines Geraden aus dem einen Runden (Milieu, Umgebung) in ein neues Rundes ist, so der Fortschritt des ganzen Kindes ein Übergang aus der einen — nunmehr vergangenen — Lebenssphäre in die — bisher künftige, nunmehr gegenwärtige — neue Lebenssphäre. Der Fortschritt des ganzen Kindes ist die Gesamtheit der Fortschritte seiner Teile; er ist die gesamte Veränderung des Kindes und seiner Umwelt. Weder bleiben das Kind noch die Umwelt auch nur den allergeringsten Bruchteil einer Sekunde „dieselben", und zwar weder für das Kind, dessen Welt ja die Gesamtheit seiner Aktualitäten ist, noch für den Beobachter, für den das Gleiche gilt. Genetische Rückschritte derart, daß eine durchlaufene Entwicklungsstufe wieder erreicht werden könnte, gibt es nicht. Niemand kann wiederum in seiner Mutter Leib kriechen oder nach dem 20. Jahre wieder 19 oder nur im allergeringsten jünger werden. Auch rückwärts gerichtete Schritte sind Fort-schritte. Auch die In-

volution, deren einzelne Positionen den evolutiven homolog-analog sind, ist kein Rückwärts, sondern ein Abwärts-Vorwärts von der Lebenshöhe an.

All das sind rein biologische Tatsachen, nicht Wirkungen irgendwie benannter metaphysischer Ursachen. An einem besonders auffälligen Entwicklungsvorgang des Säuglings, der Dentition (Entwicklung der Zähne) soll der Sachverhalt noch erläutert werden.

Im 2. Embryonalmonat wird die Zahnbildung ersichtlich. Die Schleimhaut der Kieferränder erhebt sich zu einem Wulste (Kieferwall), in diesem vollzieht sich dann eine Einsenkung der tieferen Schichten des Epithels, und aus dieser Epithelleiste sowie dem umgebenden Bindegewebe bilden sich nach und nach die Schmelzkeime (Schmelzorgane) bzw. die Zahnsäckchen und Zahnpapillen, also die Gewebseinheiten, deren jede (zusammen mit dem späteren alveolären Knochen) ein Organum dentale (Oscar Weski), also Zahn plus Parodontium ist. Alle diese Vorgänge sind natürlich Zellteilungen. Die weitere Entwicklung der Organa dentalia geht so vor sich, daß zur Zeit der Geburt die Kronen der vorderen Milchzähne vollständig ausgebildet in den Zahnsäckchen liegen und die Bildung ihrer Wurzeln beginnt, ferner daß nach weiteren 7 Monaten (normaliter) der erste Zahn, dann bis gegen Ende des 2. Lebensjahres die übrigen Milchzähne durchbrechen. Die Bildung des durchbruchreifen Zahnes ist ein stetiger Ablauf ohne merkliche Krisen; der Durchbruch dagegen ist ein krisisches Ereignis, nicht nur die dentalen RSe sind in rel. sehr hoher Funktion, es besteht auch eine allgemeine Erregung mit dem Ausdrucke der Unruhe, des Weinens, mit Temperatursteigerung usw., in abnormen Fällen mit Krämpfen („Zahnkrämpfen"), Fieber, allgemeiner Abgeschlagenheit usw. Der Durchbruch der ersten Zähne ist das sinnfälligste lokale Ereignis im Rahmen des hochkrisischen Überganges, der als „Entwöhnung" (Abstillen, Absetzung von der Brust) gekennzeichnet wird.

Alle Vorgänge sind HASTF-Reihen, also Analoga. Im Vergleich zu andern ontogenetischen Vorgängen springt die Ähnlichkeit der Entwicklung der Zähne (sowie der Haare und Nägel) mit der Entwicklung des Embryo-Foet bes. in die Augen. Die Bildung des Zahnwalls entspricht der Aufbereitung der Uterusschleimhaut für die Aufnahme des befruchteten Eies, die Einsenkung des Epithelkeimes (der Zahnleiste) in die Kieferschleimhaut entspricht der Einbettung des befruchteten Eies in die Uterusschleimhaut, die Veränderungen des Organum dentale mit dem Wachstum des Zahnes entsprechen den gestativen Veränderungen des wbl. Genitales und der embryonal-foetalen Entwicklung, der Durchbruch des Zahnes entspricht der Geburt des Kindes, wobei freilich der Zahn zunächst nur bis zum Zahnhals hervorsprießt und erst später — unter Nachrücken des bleibenden Zahnes (dessen Entwicklung der der Milchzähne gleicht) — ganz ausfällt. Wie der Foet, so wächst der Zahn der „Geburt" entgegen, und wie der reife Foet aus dem Uterus, so wird der reife Zahn aus dem Zahnsäckchen „geboren". Je größer der Zahn (und damit die ganze Anlage) wird, desto mehr hebt und verdünnt sich das Zahnfleisch der Kieferränder, bis schließlich der junge Zahn durchbricht. Der wachsende Zahn schiebt sich also mit seiner Krone gegen die Oberfläche vor, während die Wurzel nach dem Alveolengrund zu wächst. Der Durchbruch ist ein Ergebnis des Wachstums und der Auswärtsbewegung des Zahnes, koinzident mit wehenartigen Kontraktionen des Zahnsäckchens (also Verengungen, Drehungen, Erweiterungen) als Ausdrücken hochintensiver sympathischer Reflexe, in deren Ablauf auch Aktualitäten (Hunger nach „Zahnkriegen", Angst vor dem Durchbruch, Schmerz beim Durchbruch, Trauer und dann

Freude über das Geschehene) auftreten. Das ganze Organum dentale mit seinen Nerven ist dabei in hoher Funktion, verbunden mit anderweiten, ja allgemeinen Erregungen — wie die Geburt unter hohen genitalen, aber auch allgemeinen Erregungen verläuft. Auch der Durchbruch des Zahnes setzt sich aus den bekannten fünf Stadien zusammen: das Vorrücken der Zahnes zur Oberfläche fällt in das H- und das Astadium (Kontraktion der H- und Afasern der kontraktilen Gewebe des Organum dentale, bes. des Zahnsäckchens), das Durchbohren des Zahnfleisches fällt in das Schmerzstadium (Kontraktion der Sfasern des Org. dent.), das stückweise Vorrücken des Zahnes über die Oberfläche gehört zum Tstadium-(Kontraktion der Tfasern des Org. dent., also beginnende Erweiterung), und die Vollendung des ganzen Vorganges, wobei der Zahnhals die Zahnfleischgrenze erreicht, zum Fstadium (Kontraktion der Ffasern des Org. dent. mit voller Erweiterung). Nun setzt — analog der Rückbildung des Uterus — die Resorption an den bis zur „Ausstoßung" des Zahnes stark gemehrten Geweben des Org. dent. ein, dann vollendet sich die Umorganisation auf den fortan zunächst in geringeren Kurven sich ändernden Status; vgl. 1. Bd. S. 320f.

Es sei hier gleich angefügt, daß sich analog auch die Ausreifung der bleibenden Zähne und die Ausstoßung der Milchzähne vollzieht. Letztere leitet sich ein mit einer fortschreitenden (normalen) Atrophie der Knochen-(Zement-)Wandung der Zahnwurzeln und der Weichteilumgebung des Zahnes, also mit Auflösung, Zerfall, Abgabe von Substanzen, die in die Säfte und in zellige Elemente (Osteoklasten usw.) aufgenommen und abtransportiert werden. Schließlich löst sich auch der schmale Zahnfleischrand, in dem der Zahnhals noch festsitzt, und der Zahnrest fällt aus. Solche Ablösungen kennzeichnen die HAS-Stadien aller Abgaben, also auch aller normalen und abnormalen Atrophien (übrigens sonst nur ein pathographisches Wort), allen Sterbens, das ja auch Auflösung ist und heißt. Auch beim Vorrücken des Zahnes lösen sich die bisherigen Verbindungen, und ganz allgemein: das Abzugebende, Abgehende muß sich eben aus der bisherigen Umgebung lösen, der Weg zur Schwelle ist die stetige Ablösung, bis der Austritt, der Verlust, das Verlieren (vgl. to lose, los werden, los gehen usw.) erfolgt; auf die Überschreitung der Schwelle folgt die Trauer über den Verlust und auf das Tstadium die Freude über die Vollendung des Werkes, den Gewinn, der normaliter größer ist als der Verlust. Mit den Stadien des Abganges des Milchzahnes koinzidieren die entspr. Stadien des Vorrückens des bleibenden Zahnes, nur findet hierbei ein Wachstum dieses Zahnes — im Unterschied von der Atrophie des Milchzahnes — statt. Das Tstadium ist Verlust des Milchzahnes und stückweises Einrücken des bleibenden Zahnes an seine Stelle. Das Fstadium ist die Vollendung dieses Überganges, der mehr minder krisisch ist.

Der Verlust eines bleibenden Zahnes ist wiederum ein Analogon zum Verlust des Milchzahnes (Atrophie der Alveole usw.). Jener ist normal im Spätstadium der Involution (in vorgerücktem Alter), braucht aber auch da nicht stattzufinden; pathologisch ist er Kennzeichen lokaler Involutio praecox, abnormer Atrophie (wie bei Parodontose, Caries usw.) oder Hypertrophie (Entzündungen usw.), wobei die kranken dentalen Reflexe aktuell verlaufen (z. B. Zahnschmerzen als Neuralgie, bei Caries, Depressionen bei Parodontose usw. — vgl. meinen Aufsatz zur Parodontose in Dt. Mon. f. Zahnhlkde. 1925 H. 19).

Die Entwicklungsstufe (aller RSe) des Säuglings ist höher als die des Foetus und erhöht sich stetig weiter; sie ist noch primitiv. Primitiv sind auch noch die Ausdrucksbewegungen, und zwar sind sie noch Gefühlsausdrücke, unscharf voneinander abgesetzt und unsicher koordiniert, von unausgeprägter Periodik

und schwankendem Rhythmus (S. 201); allmählich — gemäß der weiteren Differenzierung der RSe — gewinnen sie an Präzision.

2. Die optischen Reflexsysteme.

Der Beobachter stellt fest, daß der Foetus im Dunkel des Mutterleibes lebt und dann in die Lichtwelt eintritt. Vom Standpunkte des Beobachters vollzieht sich also in der Geburt (auch) ein sehr erheblicher optischer Übergang und nehmen diese optischen Übergänge ihren Fortgang, indem Tag und Nacht wechseln und sich die Umgebung des Kindes fortwährend ändert. Aus der Einsamkeit des uterinen Aufenthaltes tritt das Kind bei der Geburt in die Zwei- und Mehrsamkeit, in die menschliche Gesellschaft, und auch die übrige Umgebung ist reicher gegliedert als die uterine und gliedert sich immer mehr aus, je weiter das Kind heranwächst, immer neue Gegenstände ordnen sich in die Umgebung des Kindes ein, an einen Übergang schließt sich der folgende an. So erlebt der Beobachter: er sieht das Kind in den Händen der an der Geburt beteiligten Personen, dann der Mutter, des Vaters, der Geschwister, anderer Pflegepersonen usw., er sieht es im Bade, im Bettchen, im Wagen liegen, in diesem oder jenem Zimmer, auch im Freien, er sieht es in der Kirche bei der Taufe usf., er weiß, daß es gesäugt wird, daß und wie lange es schläft und wacht, daß es schreit und lächelt, er sieht es spielen usw. — kurz er erlebt die Reihe der kindlichen Übergänge, die sich aus seinen, des Beobachters, Aktualitäten zusammensetzen, derart, daß er das Kind im Verlaufe seiner Entwicklung in immer neue Umgebungen eingehen sieht und daß sich zu diesen optischen Reihen auch akustische, taktile usw. hinzugesellen — wohlverstanden: Aktualitäten des Beobachters. Er nimmt hierbei auch wahr, daß sich das Kind verändert, daß es Ausdrucksbewegungen macht und daß diese sich entwicklungsmäßig verändern, und schließt daraus auf Vorgänge im Innern des Kindes, die sich der unmittelbaren Beobachtung entziehen und deren Tatsächlichkeit sich übrigens aus Vergleichen ergibt. Er beschreibt also sein Erleben, mag er das unversehrte Individuum beobachten oder operativ usw. in sein Inneres schauen, und er kann niemals etwas anderes wie sein Erleben, die phänomenalen Aktualitäten seiner Hirnrinde beschreiben, er kann aber aus seinem Erleben auf das des Kindes, z. B. aus einem beobachteten Verhalten des Kindes auf ein Erlebnis des Kindes schließen und so sein Erleben als Analogie zu dem logisch erschlossenen Erleben des Kindes beschreiben. Er erlebt z. B. das schmerzlich verzogene Gesicht und schmerzliche (d. h. schmerzgefühlige) Laute des Kindes und schließt daraus, daß in dem Kinde Sreflexe ablaufen, deren Ausdruck eben die beobachtete, erlebte optisch-akustische Reihe ist, — ein Schluß, der aus unzähligen

Vergleichen bestätigt wird. Er kann sogar bei hinreichender Erfahrung eine weitgehende Sonderung und damit Klassifikation vornehmen, z. B. ermitteln, ob ein gewisser Ausdruck des Kindes Enderscheinung taktiler oder optischer oder akustischer usw. Reflexe ist, ob der sympathogene Anteil größer oder kleiner ist und woher im besonderen er stammt (ob aus Magen oder Darm oder Auge oder Haut usw.). Hierbei bleibt zunächst die Frage, ob das Kind Bewußtsein habe und wie es beschaffen sei, also ob gewisse Denkzellen und welche den aktuellen Funktionsgrad schon erreicht haben, außer Betracht; dieser Schluß wird erst sekundär gezogen. Wir beschreiben auch hier zunächst das eigene Erleben unter ständiger Einordnung der Mitteilungen anderer Beobachter über ihı Erleben (mündliche und schriftliche-gedruckte Angaben), und erst im 5. Bde. werden die Schlüsse auf das Bewußtsein des beobachteten Menschen, auf seine Weltanschauung und ihre Entwicklung gezogen (zur Methode vgl. 5. Bd. § 7,2).

Es sei hier nochmals betont, daß die Methode des logischen Schlusses, des phänomenologischen Beweises zum naiven wie wissenschaftlichen Denken gemäß der biologischen Struktur und Funktion der Hirnrinde gehört; s. 1. Bd. § 2 Anm. Unrichtig ist es also, den Analogieschluß in dem speziellen Falle der Beschreibung des Bewußtseins anderer Menschen (und in entspr. weiterentfernter Analogie auch des Bewußtseins anderer Hirnwesen) als eine Art theoretische Spielerei zu verpönen und in der phänomenalen Beobachtung die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis erblicken zu wollen, wie das viele „exakte" Forscher, hier z. B. A. Peiper (Hirntätigkeit des Säuglings, S. 2) tun. Gewiß gibt es Beschreibungen des fremden und bes. des kindlichen Bewußtseins, die „durch keine Tatsachen gestützt" sind, und für diese hat Peiper recht. Meine psychobiologische Beschreibung ist aber nur auf Tatsachen gestützt, sie sind der alleinige Ausgangspunkt meiner Beschreibung, also auch der logischen Schlüsse auf das fremde Bewußtsein, und eben darin liegt der Beweis für die Richtigkeit meiner Lehre, daß es keine Tatsache gibt, die mit ihr im Widerspruch stünde oder zu ihr — und sei es auch nur im Sinne einer „anderen Möglichkeit", einer „restierenden Unklarheit" — nicht stimmte. Die Angabe, daß der Mensch ein Gehirn, eine Lunge, eine Leber usw. hat und daß diese Organe funktionieren, ist „auch nur" ein logischer Schluß aus gewissen phänomenalen Erfahrungen, und kein halbwegs vernünftiger Mensch zweifelt an der Richtigkeit dieser Angabe, obwohl sie unmittelbar-phänomenal normaliter unbeweisbar ist. An der Zulässigkeit des logischen Schlusses kann nur zweifeln, wer den Sachverhalt ungenügend durchdacht hat, und merkwürdigerweise bedienen sich hierbei solche Zweifler — des logischen (als unlogischen) Schlusses!

Wie sehr auch der Forscher auf den logischen Schluß angewiesen ist, zeigt sich in dem hier behandelten Zusammenhange z. B. bei der Erörterung der Frage, ob schon der Foet eine „Sinnestätigkeit" aufweist oder diese erst nach der Geburt „erwacht". Mag man das eine oder das andere annehmen, ohne logischen Schluß kommt man nicht aus, und Peiper widerlegt sich selber, indem er, obwohl er eben erst den logischen Schluß auf ein Bewußtsein anderer Hirnwesen verworfen hat, nunmehr auf das „Erwachen der Sinnestätigkeit" beim Säugling schließt. Aus der allgemeinen Tatsache, daß alles, was ist, sich entwickelt hat, schließen wir, daß die Aktualität ihrem anschauungsgemäßen Immer-anders-sein entsprechend als geworden zu beschreiben ist und nicht anders beschrieben werden kann. Wir schließen, daß auch die Sinnestätigkeit nicht plötzlich bei der Geburt in die Sinnesorgane hineinfahren kann, sondern daß jedes RS, jede Zelle ab origine funktioniert, also auch schon im embryonal-foetalen Alter die Reflexe, natürlich in der entspr. primitiven Art und Weise ablaufen. Wir schließen, daß auch die optischen RSe ab origine funktionieren, also Aktionen der Pupille, des Ziliarkörpers usw. sowie der äußeren Augenmuskeln, der Augenlider und weiterhin anderer vom optischen Gebiet her innervierbarer Muskeln stattfinden, natürlich in entspr. primitiver Weise. Die Geburt ist das sichere Zeichen, daß die RSe zur Leistung der Geburt, also zum Eintritt in die neue Welt reif sind, normaliter alle RSe, abnormaliter jedenfalls die Mehrzahl.

Die Pupille ist ein sympathisches Ausdrucksorgan. Es ist ein Denkfehler im dämonistisch-mechanistischen Denken, anzunehmen, daß ihre Funktion „durch Lichteinfall", d. h. durch einen sensorischen Vorgang oder durch das sog. „objektive Licht" erstmalig und dann jedesmalig verursacht werde. Wie stellt man sich das eigentlich vor? Man kann es sich gar nicht vorstellen, man flüchtet sich ins Ignoramus und weitet diese Flucht gleich noch ins Ignorabimus aus. Nur ein Dämon, der Dämon Licht könnte in unerklärlicher Wirksamkeit ein sympathisches Ausdrucksorgan, das bisher funktionslos, „tot" ist, in Funktion setzen. Was Licht realiter dem Wesen nach ist und wie sein Verhältnis zur Pupillenfunktion ist, habe ich im 1. Bd. § $14_{,1}$ und im 2. Bd. § $32_{,1,e}$ mitgeteilt. Realiter koinzidieren (auch) die optischen sympathischen und sensorischen Reflexe ab origine, und zwar ist zunächst der sympathogene Anteil der sensorischen Reflexe sehr hoch und geht die Funktion der RSe in primitiver Art und Weise vor sich, wie früher (S. 176 usw.) beschrieben. Daß sich der Foet, vom Beobachter aus, im Dunkeln aufhält, ist kein Beweis gegen die Funktion seiner optischen RSe, und das finalistische Argument, diese Funktion hätte ja keinen Zweck,

also sei sie nicht vorhanden, ist nur ein Beweis für eine gewisse Denkschwäche dessen, der es vorbringt. Die Eronen, die in die sensorischen optischen RSe des Foet eintreten, sind eben nicht aktuelles Licht, sondern — genau wie beim geborenen Menschen — prämodale optische Eronen. Die Funktion des Nervus opticus ist also gar nicht „abhängig vom Vorhandensein aktuellen Lichtes", vielmehr ist „Licht" ja selber Aktualität, tritt also erst bei Ausreifung optischer RSe zu aktueller Funktionsweise und auch nur auf der Funktionsakme des präfungenten optischen Reflexes auf, kann also diesen Reflex und somit etwa gar sich selber nicht verursachen. Die Tatsache, daß der Beobachter Licht wahrnimmt, beweist keineswegs, daß da auch der Beobachtete, hier der Neugeborene oder Säugling entsprechende optische Funktionen, und zwar verursacht durch dieses Licht, demnach der Foet, „weil" er im Dunkeln lebe, keine optischen Reflexe habe. Das sog. „objektive Licht", das, von Gottes Zauberwort oder durch naturwissenschaftlich fingierte Dämonie geschaffen sein muß wie die übrige Welt, existiert realiter ebenso wenig wie die übrige „vom Bewußtsein unabhängige Welt". Übrigens treten ja auch im Traume u. a. optische Gegenstände, unter ihnen auch Licht auf — und dies geschieht, während sich der Träumer in tiefster Dunkelheit (Nacht, verdunkeltes Zimmer) befindet; vgl. auch die Halluzinationen (1. Bd. §§ 21,22). Ganz allgemein: die sensorischen Reflexe werden ebenso wenig von den Gegenständen (Außenfaktoren usw.) verursacht wie die sympathischen durch die Gefühle; sie sind vielmehr rein biologische Abläufe von je spezifischer Periodik, und die Aktualitäten sind in diese Abläufe in der beschriebenen Art eingeschaltet, sind die akmetischen Funktionseigentümlichkeiten der Denkzellen *).

Die Pupillenverengung und -erweiterung koinzidiert normaliter mit sensorischen optischen Reflexen, mögen sie aktuell

---

*) E. Scharrer hat neuerdings (1937, Nov., Klin. Wschr.) ein „vegetatives optisches System" gefunden, d. s. Nervenfasern, die vom Auge in die Gegend des sagenhaften „Schlafzentrums" (v. Economo, 1. Bd. S. 482) ziehen. Auf diesen Bahnen soll „das Licht" in dieses Zentrum einstrahlen, und daher müsse man die Augen schließen, um einzuschlafen! Wilde Dämonie! „Das Licht" soll offenbar den Menschen wachhalten durch Einwirkung auf das Schlafzentrum! Wie es das bloß fertig kriegt! Was „Licht" ist, wie es „wirkt", darüber wird kein Wort gesagt. Viele Menschen schließen die Augen und schlafen doch nicht; andere schlafen bei hellstem Lichte ein, die Augenlider sinken beim Einschlafen nieder — als Zeichen des Absinkens der Funktionsintensität (auch) der optischen RSe; im Traume sehen wir oft helles Licht usw. Das Licht weckt auch nicht den Menschen aus dem Schlafe (es müßte denn ein Zauberer sein!), sondern der Mensch wird wach gemäß dem Anstieg der Funktionsintensität seiner RSe (1. Bd. § 21). Ebenso wenig weckt der Wecker den Schläfer (S. 229). Wann werden die Märchen aus der Wissenschaft verschwinden?

verlaufen oder nicht; vgl. hierzu 1. Bd. § 14,1 Anm. Die Intensität der sympathischen Reflexe, deren Ausdruck die Pupillenaktion ist, entspricht in gewisser Weise der Intensität der sensorischen photischen Reflexe, deren Ausdruck (auch) die Lidaktion ist: mit einer starken Kontraktion der Lidspaltenverengerer (Angstmuskeln) z. B. koinzidiert eine entspr. Pupillenverengung. Wir beobachten diese Zusammenhänge beim Lichteinfall, also koinzidiert hier diese sympathisch-sensorische Hochfunktion beim Säugling mit dem Erlebnis des Beobachters „Licht fällt ins Auge des Säuglings"; diese Koinzidenz (Gleichläufigkeit, 2. Bd. S. 176) optischer Reflexe des Beobachters und des Beobachteten ist ein Einzelfall unter unzähligen. Es handelt sich da um gleichläufige Hochfunktionen, um nichts anderes; auch da ist die Ursächlichkeit bloß hineinfingiert, realiter ist das Licht nicht die Ursache der optischen Reflexe oder ihrer Intensität, sie verlaufen nicht hochintensiv durch, sondern bei Lichteinfall, die hohen Funktionsgrade koinzidieren mit dem beobachteten Lichteinfall, die höchsten (akmetischen) mit der Aktualitätenreihe „Licht". Ständig werden Eronen (prämodale optische Paßformen) ins Auge usw. aufgenommen, die optischen RSe wie alle anderen sind stets in Funktion, sie steigt periodisch an und fällt wieder, sie schwankt auch in kleineren Kurven, die auf die größeren sozusagen aufgesetzt sind (man denke z. B. an die ständige Unruhe des Irissaumes, also an die ständigen oszillatorischen Kontraktionen der Irismuskeln, ferner an das stärkere Schließen der Augenlider im Schlafe bei Belichtungen usw.). Es werden eben immer nur so viele Paßformen aufgenommen, wie der jeweiligen Kapazität des RSs entspricht; mehr gehen nicht hinein und weniger auch nicht. Nicht bewirkt das Licht den reflektorischen Lidschluß, sondern er erfolgt, natürlich reflektorisch (wie denn sonst!), bei Einfall grellen Lichtes. Der Irrealis „fiele das Licht nicht ins Auge, bliebe der Lidschluß aus", der als Beweis für den Kausalnexus dienen soll, ist wieder reine Tautologie: der Lidschluß findet nur bei hinreichend intensiver Funktion der betr. optischen RSe statt und diese eben nur bei Lichteinfall, d. h. Aufnahme rel. zahlreicher optischer Paßformen (falls die RSe hierzu fähig sind), also der Lidschluß findet bei — Lidschluß statt, das ist die ganze Weisheit!

Wie verträgt sich die Behauptung, daß das Licht die Ursache der Pupillenverengung sei, mit der anderen, daß (beim Erwachsenen) die Pupillen um so enger werden, je tiefer er schläft? Im letzten Falle ist doch kein Licht vorhanden, und die Pupille verengt sich doch! Vielleicht wird man darin einen „Beweis" für die Wirkung des mysteriösen Schlafzentrums finden! Realiter ist der Sachverhalt so: beim Einschlafen und Schlafen sinkt die Intensität aller Reflexe ab (1. Bd. § 21), es besteht „Ruhe", auch die Pupille „ruht", sie ist nicht stark kontrahiert, sondern

mittelweit, bei ängstlichen Menschen kann sie aber angstverengt sein, wie ja angstnervöse Menschen auch und gerade im Schlafe eine Angstspannung beibehalten, auch nur oberflächlich, zu kurz usw. schlafen. Das Erwachen beginnt (auch) mit Sehhunger, dann folgt Sehangst usw. mit den entspr. Einstellungen auch der Pupille und der Lider. Jedenfalls ist die Pupille oft angstverengt, ohne daß Licht einfällt; sie ist es auch im Ablaufe der Akkommodation. In gewissen Fällen, z. B. bei Tabes „reagiert" aber die Pupille nicht auf Licht, wohl aber auf Akkommodation (1. Bd. S. 262 Fn.). Falls das Licht Ursache der Verengung sein soll, muß verlangt werden, daß es dies immer ist, und falls man einwendet, nur normalerweise, dann muß man verständlich machen, wieso seine ursächliche Macht in abnormen Fällen versage — und wie überhaupt die „Wirkung" zu denken sei.

„Licht" ist nicht der einzige optische Gegenstand. Nähert sich ein anderer Gegenstand rasch dem Auge, so schließt der Erwachsene die Lider (oder biegt den Kopf weg usw.: Areflexe), also, deutet man, ist der Gegenstand oder die Annäherung die Ursache des Lidschlusses. Aber der Neugeborene schließt hierbei die Lider noch nicht. Wo bleibt da die Ursächlichkeit? Wenn das Licht auch beim Säugling die Ursache der Augenreflexe sein soll, wieso nicht ein anderer Gegenstand? Die sensorischen optischen RSe sind realiter beim Neugeborenen und jungen Säugling noch nicht so weit entwickelt, daß ihre Hochfunktion mit der entspr. Annäherung dieses Gegenstandes koinzidiert. Wir wissen, daß eine plötzliche dichte Annäherung später ins optisch-taktile Astadium fällt; der junge Säugling erlebt unbewußt oder bewußt, d. h. mag er den Gegenstand noch nicht oder doch schon (auf seine primitive Weise) wahrnehmen, dieses Astadium noch nicht oder doch noch nicht in der zum Lidschlusse führenden Intensität, diese RSe müssen sich erst noch hinreichend differenzieren, und das ist ein rein biologischer Vorgang, den kein Gegenstand verursachen kann. — In die optischen RSe können auch von anderen Sinnesgebieten her Eronen einfließen, und es kann dann Pupillenverengung und Lidschluß erfolgen, z. B. nach angstgefühligen akustischen oder taktilen Aktualitäten. Es findet da ein „Reflex aufs Auge" statt, mag er mit Bewußtsein einhergehen oder nicht. Auch für diese Reflexe gelten obige Darlegungen.

Man sagt, die fortschreitende Entwicklung des Großhirns „wirke hemmend" auf die Reflexe. Realiter handelt es sich aber gar nicht um eine „Hemmung", deren Wesen ja auch nur irgendwie dämonistisch zu deuten und zu benennen wäre (z. B. als Wirkung des Geistes, des Bewußtseins, des Willens, der Selbstbeherrschung usw.), sondern um den rein biologischen Ausbau der RSe mit ihren Assoziationen: der vorher als „Kurzschluß" über das Rücken- oder Halsmark oder über Basalganglien verlaufende Reflex macht nunmehr einen größeren Weg, ein Teil der Eronen (die so-spezifischen) geht in die idealische Form über, bei weiterer Entwicklung tritt der sympathogene

Anteil der sensorischen Reflexe zugunsten des ideogenen mehr und mehr zurück, die Ausdrucksbewegungen verlieren demnach an Impulsivität, sie werden „besonnener" (S. 176). Man kann aber diese entwicklungsmäßige Ausgliederung und somit Modifikation der Reflexabläufe nicht als „Hemmung" bezeichnen.

Die Aktionen der Orbitalmuskeln sind zunächst ebenfalls noch primitiv, also unsicher koordiniert (S. 201), jedes Auge kann sich für sich bewegen, und auch konjugierte Bewegungen sind noch nicht genau symmetrisch. Das Neugeborene kann also auch noch nicht binokular akkommodieren, noch nicht fixieren, es lernt das erst in den nächsten Wochen und (etwa drei) Monaten, indem sich die Koinzidenz von Pupillenverengung, Spannung des Ziliarmuskels und Konvergenz herausbildet usw. — und zwar rein entwicklungsmäßig, nicht als Wirkung innerer oder äußerer Ursachen, auch nicht als Wirkung einer „übergeordneten Stelle", in der die Eindrücke verarbeitet werden (Peiper, l. c. S. 15) oder eines „Willensaktes" (Preyer, Seele des Kindes, 9. Aufl. S. 23).

An den Augenbewegungen Neugeborener suchte man die alte Streitfrage zu klären, ob „der Raumbegriff" angeboren sei, unabhängig von aller Sinnestätigkeit, oder erst durch Einzelerfahrungen erworben werde. Die Psychobiologie hat das Rätsel Raum und Zeit gelöst, s. 2. Bd. S. 104ff., und eine Streitfrage wie die angeführte mutet uns gar sonderbar an. Man spricht da von „Raumbegriff" und meint doch wohl „Raumsinn", „Fähigkeit zu räumlicher Wahrnehmung" und erörtert allen Ernstes, ob diese Fähigkeit oder gar der „Raumbegriff" „angeboren" und zwar „unabhängig von aller Sinnestätigkeit" sei! Wie soll wohl räumliche Wahrnehmung „unabhängig" von den Dingen, also den Aktualitäten denkbar sein!! Da spukt die alte Spekulation, daß die Dinge da wären und dazu „der Raumbegriff", nach Kant „der äußere Sinn", der nun die Dinge (wie macht er das, der Hexenmeister?) räumlich lokalisiere wie der angebliche ebenfalls apriorische „innere Sinn" zeitlich. Wir sagen: die Aktualität ist anschauungsgemäß gegenwärtig, jetzt und hier, d. h. ihr wird das „räumlich" und „zeitlich" nicht von zwei besonderen geheimnisvollen apriorischen Sinnen beigelegt, sondern sie ist ea ipsa lokalisiert, sie ist „zeiträumlich". Diese Lokalisiertheit ist ebenso wie die Entfernung (1. Bd. § 27,3) im primitiven Alter des Menschen noch unpräzis, sie präzisiert sich um so mehr, je mehr sich die Denkzellen differenzieren, und dies gilt auch für die Reihen der Aktualitäten, auch für ihr koordinatives Verhältnis zueinander (einschl. Perspektive), das räumlich und zeitlich beschrieben wird, das ebenfalls nicht Wirkung einer metaphysischen Macht, sondern die je spezifische koordinative Symbolkomponente anzeigt.

Peiper meint (l. c. S. 11), das Auge des Neugeborenen sei um 2—3 Dioptrien weitsichtig, weil die Hornhaut stärker gekrümmt und die Linse stärker gewölbt sei als beim normalsichtigen Älteren. Diese Gestaltung findet sich aber gerade beim Kurzsichtigen, und auch bei der Akkommodation auf die Nähe ist die Linse stärker gewölbt. Elschnig hat denn auch skiaskopisch beim ganz jungen Säugling eine Kurzsichtigkeit von 4—7 Dioptrien festgestellt. Man vergleiche auch die Tatsache, daß das Auge der Fische eine stark (bis fast zur Kugel) gewölbte Linse hat: es ist auf Nahsehen eingestellt. Wir sagen also: das Auge des Foet und des Neugeborenen ist auf die Nähe eingestellt, die ersten optischen Gegenstände sind ganz nahe lokalisiert, erst allmählich „erweitert sich der Horizont". Diese Einstellung des ganz jungen Kindes ist aber ebenso wenig pathologisch wie die Altersweitsichtigkeit.

„Ob der Farbensinn des Säuglings angeboren ist oder sich erst allmählich bildet, ist ebenso wenig geklärt wie die Frage des Raumsinnes" (Peiper, S. 18). Ja freilich — sofern man einen besonderen „Farbensinn" annimmt und noch nicht weiß, daß es so etwas gar nicht gibt, sondern daß jede optische gegenständliche Aktualität ea ipsa farbig ist, wie im 2. Bd. § 32,1, h dargetan. Die „Wirksamkeit" eines „Farbensinnes" kann doch nur so aufgefaßt werden, daß die Dinge zunächst farblos seien und dann vom Farbensinn mit Farbe sozusagen belegt werden, daß also ohne Farbensinn die Dinge farblos wahrgenommen würden, — ganz so, wie die Dinge ihre Räumlichkeit und Zeitlichkeit erst durch den Raum- und Zeitsinn zugelegt, lies: angezaubert kriegen. Nach den angestellten Untersuchungen „liegt kein Anhalt dafür vor, daß die Farbenempfindungen des Säuglings von denen des Erwachsenen abweichen" (Peiper, S. 21). Wir sagen hierzu: so wie die primitiven Aktualitäten noch verschwommen sind, so auch ihre Farbigkeit, und insofern besteht allerdings ein Unterschied (auch) der Farbigkeit der primitiven und der höherdifferenzierten Aktualitäten. Im einzelnen s. 5. Bd. § 57,3, B, c.

Vom Standpunkte des Beobachters aus ist jeder Übergang, auch des Säuglings, jeder Wechsel der Umgebung, auch jedes Auftreten neuer Gegenstände eine HASTF-Reihe. Aus dem optischen Verhalten des Säuglings ist zu erschließen, daß auch seine Reflexe im Sinne dieses Schemas ablaufen, also neuen optischen Gegenständen sowie eigenschaftlich-funktionellen Veränderungen „alter" (bekannter, gewohnter) zunächst H-, dann A-, dann Sreflexe usw. entsprechen. Das Kind hat also zunächst hungrige (suchende, neugierige), dann ängstliche (erstaunte, erschrockene, blinzelnde *), dann schmerzliche (forscherische, eindringende,

*) Angstausdruck ist Verengung bis Verschluß (auch in der Art des scheuen Wegsehens usw.). Man beobachtet aber als Schreckausdruck auch

zerlegende, auch verdrehte, schmerzlich geschlossene), dann traurige (sich langsam stückweise erhebende, trübe blickende), dann freudige (weit offene, blanke, glänzende, strahlende, das Ganze erfassende) Augen und macht demgemäß auch andere, assoziierte und mit den einzelnen Stadien koinzidente Bewegungen (der Miene, der Hände, Füße usw.). Hierbei können, wie auch sonst in Bewegungsgefügen, einzelne Stadien vor den andern mehr minder weit zurücktreten.

3. Die akustischen Reflexsysteme.

Wie alle anderen RSe funktionieren auch die akustischen ab origine, und mit ihnen differenziert sich auch ihre Funktion. Die vom Beobachter wahrnehmbare akustische Gegenständlichkeit um und an dem Foet besteht aus dem Aortenpuls und den fortgeleiteten Herztönen der Mutter, dem Uteringeräusch, den mütterlichen Darmgeräuschen (Gasentwicklung, Peristaltik), den Muskelgeräuschen, dem Nabelschnurgeräusch, den foetalen Herztönen, den Geräuschen der foetalen Muskelaktionen, dazu kommen die Stimme der Mutter und äußere Reibegeräusche (z. B. Kleidung gegen Haut). Zu diesen gewöhnlichen Geräuschen können sich noch besondere Geräusche gesellen, die durch die Bauchdecken der Mutter hindurch geleitet werden, z. B. das Tuten einer Autohupe (mit der Peiper experimentierte), laute Musik usw. Wie verhält sich diesen Geräuschen gegenüber der Foet? Preyer schließt aus seinen Beobachtungen (Spez. Phys. d. Embryo, S. 480): „Der menschliche Foetus hat vor seiner Geburt keinerlei Schallempfindungen; der ganze Komplex der zum Hörorgan gehörigen Teile bleibt bis nach dem Beginn des Luftatmens funktionslos wie das Auge. Soviel läßt sich mit einer die Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit behaupten. Aber die Erregbarkeit des Hörnerven und die Fähigkeit Schall zu empfinden oder wenigstens auf Schallreize in unzweideutiger Weise zu reagieren, ist schon einige Zeit vor der Geburt vorhanden ..." Hier wie an anderen Stellen meint also der Physiologe Preyer, ein ganzer Sinnesapparat wie das Hörorgan mit seinen Nerven und Muskeln (ebenso das Sehorgan usw.)

---

eine Erweiterung der Pupillen, der Augen überhaupt. Es handelt sich da entweder um stark angsthaltigen Hungerausdruck (plötzlich ansteigende ängstliche Neugier), also Einstellung auf angsthaltige Hungerweite, oder um stark hungerhaltigen Angstausdruck, also Einstellung auf eine zur Hungerweite tendierende Angstenge, oder um stark freudehaltigen Angst- oder Schmerzausdruck, also Einstellung auf eine zur Freudeweite tendierende Enge, oder um einen Freudeschreck, also Ausdruck plötzlich-intensiv ansteigender Freudereflexe, oft mit hohem Angstgehalt. Schreckausdrücke sind allemal krampfartig, abnormaliter krampfig. S. auch 1. Bd. S. 251 ff. sowie im 7. Bde. Das Analoge gilt für die übrige Mimik und Gestik.

könne bis zur Geburt funktionslos bleiben und doch (oder nur sein Nerv?!) erregbar und fähig sein, Schall zu „empfinden"; er huldigt also der dämonistisch-mechanistischen Auffassung, daß ein Organ zwar vorhanden sei, aber funktionslos sein könne, und daß es zwar funktionsfähig sein könne, aber nicht zu funktionieren brauche, und daß es von dem äußeren „Reiz" abhänge, ob und wann es funktioniere oder nicht. Diese Auffassung ist auch heute noch allgemein gültig. Wir sagen dagegen: auch das Hörorgan mit seinen Nerven und zugeordneten Ausdrucksorganen kann niemals nicht funktionieren; ferner: Fähigkeit zur Funktion und dabei Funktionslosigkeit — so etwas gibt es nicht, das ist ebenso fehlgedacht wie Existenz und Funktionslosigkeit, tatsächlich differenziert sich nur eben die Funktion mit dem Organ aus und nimmt die Funktionsintensität in je spezifischer Periodik zu und ab und erreicht bei entspr. Reifung der RSe einschl. Denkzellen den aktuellen Grad; endlich: diese Kurven und ihre Ausreifung sind nicht verursacht oder abhängig von äußeren „Reizen", sondern entsprechen äußeren Umständen in gewisser Weise, wie oben von den optischen Reflexen ausgeführt. Auch hier bleibt es zunächst unerörtert, ob foetale akustische Reflexe schon aktuell verlaufen oder noch nicht.

Wie allen andern sind auch den akustischen RSen gewisse Ausdrucksorgane zugeordnet, zunächst die Muskeln des Sinnesorgans, also des Ohrs, dann — je nach der Reflexschaltung — andere Muskeln, „auf die" der Reflex stattfindet (1. Bd. § 15). So können optische usw., also auch akustische Reflexe ihren Ausdruck in phonetischen Aktionen, in Kopf-, Arm-, Bein-, Rumpfbewegungen finden. Zu hohen Funktionsintensitäten gehören entspr. intensive Muskelaktionen. Es wird kaum sicher zu ermitteln sein, welche foetalen Bewegungen optisch, welche akustisch usw. innerviert sind, vermutlich sind sie zunächst vw. taktil innerviert, alle sind sie primitive (sensorische) Gefühlsausdrücke (zuckend, „ausfahrend" usw.). Bei manchen außergewöhnlichen Muskelaktionen ist die Diagnose leichter zu stellen, so finden z. B. heftigere Zuckungen statt bei plötzlichen lauten Geräuschen, die durch die Bauchdecken der Mutter weitergeleitet und somit gedämpft werden, also zu einer Zeit, in der auch der Beobachter intensive Hörfunktionen hat (Koinzidenz der Funktion analoger RSe, wie sie ja fortwährend bei allen Mitgliedern einer Gruppe, mag sie auch nur aus zwei Individuen bestehen, zu konstatieren ist). Eine solche akustische Schreckaktion kann man schon beim Foet beobachten, ohne daß bei ihm die Schreckreflexe in aktueller Funktion sind oder zu sein brauchen. Aber auch bei intensiven andersgefühligen Erlebnissen, die mit hohen Gefühlserregungen einhergehen, verspürt die Mutter stärkere Kindsbewegungen (z. B. bei intensiver Freude).

Die akustischen Reflexe laufen also schon beim Foet in einer zu Muskelaktionen führenden Intensität ab. Das im Mittelohr befindliche Material (Gallerte, lockeres Gewebe, das sich in und gleich nach der Geburt resorbiert — ähnlich wie das in den Bronchen befindliche Material) kann ebenso wie der Knorpel-Knochen und das den Foet umgebende Fruchtwasser „den Schall", d. h. prämodale akustische Paßformen leiten; Wasser ist ja bekanntlich ein besserer „Schalleiter" als Luft (Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in trockener Luft von 0° = 332,8 m/sek., in Wasser von 8° C 1435 m/sek.); vgl. 2. Bd. §§ $33_{,1,\,d}$. Das Neugeborene ist also keineswegs „taub". Daß nach Preyer „die meisten Neugeborenen in den ersten Stunden nach der Geburt in keiner Weise auf die lautesten Geräusche reagieren", zeigt nur, daß so laute Geräusche für „die meisten" Neugeborenen noch inadäquat sind, die akustischen Funktionen einschl. Ausdrucksbewegungen ihnen also noch nicht entsprechen, insbes. nicht im geburtlichen Tstadium, in dem das Kind ähnlich wie der erwachsene Traurige, bes. der Trauerneurotiker oder Melancholiker, sozusagen „nichts sieht und hört", teilnahmslos in sich versunken ist. In dieser Situation koinzidieren also die akustischen Reflexe des Beobachters und des Säuglings nicht als hochfungent. Die dem jungen Säugling adäquaten Geräusche sind Flüstern, Zischen, leises Singen (also nicht Schreckgeräusche), wie wir ja im allgemeinen auch die akustische Gegenständlichkeit in utero als ein diffuses, von einzelnen schwachen Akzenten unterbrochenes Rauschen (vgl. Waldes-, Meeresrauschen) aufzufassen haben (vgl. 5 Bd. §§ $6, 7_{,\,B,\,b}$).

In der Folgezeit reichert sich auch die akustische Umgebung des Säuglings ständig an, differenzieren sich auch die akustischen RSe und ihre Assoziationen, auch die kortikalen Neuronen, auch die Wortbezirke. Daß auch während des Schlafes akustische Reflexe von gewisser Intensität mit entspr. Ausdrucksbewegungen ablaufen, zeigte Canestrini und lehrt übrigens die alltägliche Erfahrung. Intensive sensorische Reflexe koinzidieren regelmäßig mit intensiven sympathischen, wie sich z. B. daran zeigt, daß bei bes. lauten Geräuschen, also bei hochintensiven sensorischen akustischen Reflexen nicht nur Augenzwinkern, Erschrecken, Schreien usw., sondern auch Weinen, Beschleunigung der Atmung und des Pulses, Hirnpulserregung usw. eintritt, Ausdrucksweisen, wie wir sie analog auch bei älteren Kindern und Erwachsenen beobachten. Daß die Geräusche usw. nicht Ursache der akustischen Funktionen (sondern eben die akmetisch auftretenden Aktualitäten) sind, zeigt sich übrigens auch daran, daß viele Kinder und Erwachsene trotz lauter Geräusche einschlafen, also der Abstieg der Funktionsintensität auch der

akustischen RSe trotz der Geräusche stattfindet. Und nicht der Wecker weckt den Schläfer, sondern der Schläfer erwacht beim Rasseln des Weckers, und dann hört er ihn, d. h. steigen die betr. akustischen RSe zu aktueller Funktion an; mancher schläft aber auch weiter — da schläft wahrscheinlich die Ursächlichkeit ebenfalls noch!

4. Die gustatorischen Reflexsysteme.

Wie alle anderen RSe sind auch die gustatorischen ab origine in Funktion. Sie sind ebenfalls HASTF-Systeme, die bei hinreichender Differenzierung auftretenden modalen Aktualitäten sind also die sog. schlechten und guten Geschmäcke Sauer, Laugig, Bitter, Süß und Nuancen, wie im 2. Bd. § 36 beschrieben. Die foetalen Schmeckreflexe entsprechen als primitive den differenzierten Schmeckreflexen des Beobachters, unter ihnen speziell denjenigen, deren Aktualitäten mit dem Fruchtwasser assoziiert, also die Geschmäcke des Fruchtwassers sind (der Forscher hat da also Fruchtwasser gekostet); ob die foetalen Schmeckreflexe auch schon aktuell ablaufen, ist eine Frage für sich (s. im 5. Bde.), keinesfalls „weiß" der Foet, daß er Fruchtwasser schmeckt. Es enthält säuerlich und laugig, bitterlich und süßlich schmeckende Stoffe in Lösung (vgl. S. 165). Der Foet schluckt es, das Schlucken ist Ausdruck der gustatorischen, dazu auch taktiler und thermischer RSe. Er schluckt aber nicht fortwährend, obwohl er ständig Fruchtwasser im Munde hat; geschluckt wird nur, sobald die gustatorischen usw. RSe im Ablaufe ihrer Periodik einen entspr. hohen Funktionsgrad erreichen, das Fruchtwasser und der spärliche Speichel sind also nicht die Ursache der Schluckreflexe.

Das Schlucken ist eine peristaltische Bewegung (HASTF-Reihe). Auch antiperistaltische Bewegung kommt vor: Ausspucken des Fruchtwassers ausgehend vom kontrahierten Gaumen-Rachenring, eine Art Brechreflex. Diese Akte sind von dem rhythmischen Einsaugen und Ausstoßen von Fruchtwasser, Aktionen, die zur foetalen Lungenfunktion gehören (§ $4_{,3,\,B}$), noch so wenig differenziert, daß man beiderlei Saugen als Vorstufe des extrauterinen Saugens anzusehen hat. Die Beschaffenheit des Fruchtwassers ändert sich während der foetal-gestativen Entwicklung, auch je nach dem Befinden von Kind und Mutter (Gefühlserregungen, Krankheit); demgemäß ändert sich auch der Geschmack, und diesen Änderungen (die der Foet noch nicht bewußt erlebt) mögen zunächst auch gustatorische antiperistaltische Bewegungen entsprechen, auf die dann — nach Gewöhnung „an den neuen Geschmack" — wieder Schluckreflexe einsetzen. Diese Reflexe sind die Vorstufen der späteren analogen Abläufe, also kurz gesagt: des geschmacklichen Prüfens der Stoffe

mit Schlucken der gut- und Ausstoßen der schlechtschmeckenden*), begleitet von mimischen usw. Ausdrucksbewegungen (hungriges, begehrliches, „gespanntes", erstauntes, überraschtes, schmerzlich verzogenes, verkniffenes, trauriges, behagliches Gesicht usw.). Die Ausführungen des 2. Bds. § 36 über den Ablauf der Schmeckreflexe nach den Gefühlsstadien gelten auch für Foet und Säugling, gelten allgemein.

Auch die sensorischen Schmeckreflexe sind zunächst Gefühlsausdrücke. Sympathogene Eronen fließen auch aus gastralen und vasalen RSen zu, und es besteht eine Koinzidenz zwischen den Saug- und Schluckreflexen einer- und den gastralen und vasalen Reflexen anderseits derart, daß das Saugen und Schlucken von Nahrungsmitteln während des gastral-vasalen Hungerzustandes, also während des Übertritts der Nährstoffe vom Blute in die Gewebe stattfindet und während der Sättigung des Magens und der Gefäße, also während des Verbrauches der Nährstoffe im Gewebe (Oxydation, Assimilation) pausiert (vgl. den analogen Zusammenhang zwischen pulmonalen und vasalen Reflexen, wie § 5,2, A u. B geschildert; daß die Mechanismen der Aufnahme der festen, flüssigen und gasigen Nahrungsmittel ganz analog strukturiert sind und funktionieren, ist ja ohne weiteres verständlich).

Die Geburtsperiode ist auch ein Entwicklungsschub der gustatorischen RSe gemäß der Tatsache, daß an die Stelle des Fruchtwassers die Milch tritt. Besonders häufig in hoher Funktion sind die Schmeckreflexe, deren Aktualitäten die Geschmäcke Süß sind, aber auch die übrigen RSe differenzieren sich weiter aus, wie sich daran zeigt, daß schon bei feineren Geschmacksunterschieden, die der Beobachter konstatiert, beim Säugling Schluck- oder Spuckaktionen stattfinden. Diese und alle späteren Differenzierungen und jeweiligen Funktionsgefüge gehen auch hier in der Reihe HASTF vor sich. Das gustatorische Kennenlernen neuer Nahrungsmittel (z. B. Milchsorten, „Pappchen", Fruchtsäfte, später Obst, Gemüse usw.) ist immer ein Fort-schritt aus der Gewohnheit, ein Entwicklungsschritt, erfolgt also mit rel. hohen Funktionsintensitäten: Hunger nach ..., Angst vor ... (Vorsicht, Mißtrauen), Schmerz = Zerlegen, Probieren, Prüfen (wonach der ganze Vorgang bezeichnet wird), dann je nachdem Trauer und Freude = stückweises Schlucken bis zur Vollendung oder (oft nur zunächst) Ablehnung schon am Munde oder am Gaumen-Schlunde (Antiperistaltik mit stückweiser, dann ganzer

*) Vgl. auch S. 160 Fn. Bewegungen der per os aufzunehmenden-aufgenommenen bzw. auszuscheidenden Stoffe entsprechen beim Hirnwesen auch unbewußten oder bewußten gustatorischen Reflexausdrücken, sind also auch da nicht von einer „auswählenden" (metaphysischen) Instanz verursacht.

Entfernung und Freude über diese Art der Vollendung). Also auch für das Frühalter des Menschen gilt schon der Spruch: was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht — oder doch erst nach Prüfung (Kosten); so verhalten sich auch die Tiere. Die Nahrung, die geschluckt wird, ist für das Kleinkind und im allgemeinen auch für den älteren Menschen wohl- oder gutschmeckend, die ausgespuckte Nahrung oder sonstige geschmacklich geprüfte und verworfene Stoffe sind schlechtschmeckend, manche von ihnen werden aber dann doch noch geschluckt, d. h. es geht da rein entwicklungsmäßig (bei wiederholter Prüfung) die bisherige Antiperistaltik in Peristaltik über, diese Stoffe erweisen sich schließlich doch als gutschmeckend. Bei sehr intensivem Hunger werden oft auch schlechtschmeckende Stoffe geschluckt, sind also die peristaltischen Reflexe intensiver als die antiperistaltischen: „Hunger ist der beste Koch". Die auf jeder Entwicklungsstufe aufgenommenen Stoffe entsprechen (auch) den gustatorischen Reflexen dieser Stufe, der Säugling ist „eingestellt" auf die normaliter „zuständige" Nahrung, also flüssige (in erster Linie Muttermilch), dann breiige Kost (Pappchen usw.), diese schmeckt ihm, wie dem Kinde beim Heranwachsen die jeweils zuständige Kost schmeckt; dazu kommen übrigens genische Schmeckstoffe (2. Bd. § 36,1, f) beim Saugen am Finger, an der Mutterbrust. Die Kaureflexe sind beim Säugling noch wenig differenziert, sie äußern sich in primitivem Öffnen und Schließen der Kiefer; sie differenzieren sich gemäß der Entwicklung der Zähne, so daß schon die noch zahnlosen Kieferränder „kneifen" können (z. B. die Mamille), dann mit dem Durchbruch der ersten Zähne das vorstufige in das eigentliche Kauen (Beißen usw.) übergeht, insoweit ist dann entspr. feste Nahrung (Zwieback usw.) zuständig. Der Mensch hat immer, was er braucht; er braucht auch das „Brauchen" (den Hunger nach ..), mag es normal sein und dann die Erfüllung finden oder abnormal sein und dann unerfüllt bleiben (dies nach Goethe: „Was man nicht hat, das eben bräuchte man, und was man hat, kann man nicht brauchen").

Die Formel „geschmackliche Prüfung" (Kosten) ist nicht so zu verstehen, als ob der Schmecksinn eine dämonische Instanz sei, die den Geschmack der einzelnen zum Munde und in den Mund geführten Stoffe prüfe und nach unerforschlichem Ratschluß entscheide, ob der Stoff gut oder schlecht schmecke und geschluckt werden solle oder nicht, also eine Auswahl treffe (vgl. S. 160), sondern die Formel ist realisch zu verstehen. Jeder Stoff schmeckt und zwar spezifisch, d. h. es sind mit jedem Stoff gewisse gustatorische Aktualitäten assoziiert. Koinzident mit dem Einbringen von Stoffen in den Mund laufen gustatorische Reflexe ab, solche, deren Aktualitäten eben „der Geschmack" des eingebrachten Stoffes sind, also dessen gustatophilen Skn.

(Geschmackskomponenten) entsprechen. Diese Koinzidenz findet auch in dem Zeitalter statt, in dem diese Reflexe den aktuellen Funktionsgrad noch nicht erreicht haben. Die gustatorischen RSe des Foet, des Säuglings, des Kleinkindes usw. differieren natürlich entwicklungsgemäß, im Gange stetiger Veränderung, so wie sich die Nahrung und die sonstigen an und in den Mund gebrachten Stoffe unterscheiden. Welche Stoffe also der Mensch auf jeder Entwicklungsstufe aufnimmt und welche ihm gut oder schlecht schmecken, das ist lediglich Merkmal seiner jeweiligen biologischen Beschaffenheit, seines Differenzierungsgrades, nicht „Verordnung" einer teleologisch prüfenden Instanz. Nicht ganz selten weist z. B. ein Säugling, der zunächst Kuhmilch erhalten hat, die alsdann dargebotene Frauenmilch zurück. Dies besagt aber nicht, daß hier der Geschmackssinn als prüfende Instanz versage (wie soll er denn „versagen"!), daß also dieser oder gar „der" Säugling „keineswegs imstande sei, durch den Geschmack zweckmäßige und unzweckmäßige Nahrung zu unterscheiden "(Peiper, l. c. S. 25), sondern der Sachverhalt ist realiter lediglich Kennzeichen der Spezifität dieses Säuglings: so ist seine Struktur, daß er in der genannten ungewöhnlichen, ja abnormen Weise ernährt wird und „solche" gustatorischen RSe hat; ein anderer Säugling ist eben anders strukturiert, erhält demgemäß andere Nahrung, hat andere gustatorische RSe, nämlich „seine". Man kann als Beobachter nur aus vielen Vergleichen die normale und die abnormale Ernährung unterscheiden und dann von einem Säugling, der z. B. nach gewohnter Kuhmilch Frauenmilch ablehnt, sagen, er ist abnorm ernährt und hat abnorme gustatorische RSe; seiner Struktur sind diese Nahrung und diese Schmeckreflexe gemäß, für ihn ist die abnorme Ernährung paßrecht, die normale Kost lehnt er als unpassend ab. Der normale Säugling erhält immer die normale Kost und hat normale Schmeckreflexe, die zu normaler Zeit auch aktuell funktionieren. Die normale Kost des Säuglings ist die Milch seiner Mutter; er saugt sie sich selbst aus der Mutterbrust; sie schmeckt ihm gut. Alles andere ist abnorm (bei Kind und Mutter), und alle solche Säuglinge sind ernährungskrank und entwickeln sich weiterhin stetig und krisisch zu anatomisch oder funktionell (neurotisch) ernährungskranken Jugendlichen-Erwachsenen. Selbst das Einlöffeln abgedrückter Muttermilch ist abnorm, und die Saugeschwäche ist stigmatisch auch für die künftige Ernährungs- und Eßweise. Muß ein Säugling (usw.) gezwungen werden, die von ihm abgelehnte (normale oder für normal oder heilsam gehaltene) Kost zu nehmen, z. B. derart, daß man sie dem Hungrigen immer wieder anbietet, so ist er schon zwangskrank; man kann ihn natürlich nicht unernährt lassen, aber durch Zwang wird man ihm oder sonstwem niemals

die Gesundheit beibringen, Zwang ist kein Heilmittel des Zwanges. Usf.

Bekanntlich führen Säuglinge und Kleinkinder alle möglichen Gegenstände zum Munde, „stecken alles in den Mund" (2. Bd. S. 549). Diese Arm-Handbewegungen sind vw. Ausdrücke labio-oraler taktiler und thermischer sowie gustatorischer und olfaktorischer Hunger-, dann Angstreflexe; an sie schließen sich die Schmerzreflexe an, deren Ablauf eben „die Prüfung" (das Kennenlernen, Schwellenstadium) ist und heißt: der Gegenstand wird mit Lippen und Zungenspitze abgetastet, dringt als taktil gerade über die Lippen-Kieferschwelle ein oder ist als taktil rund unaufnehmbar, kann aber seinerseits die gespitzten Lippen oder die Zungenspitze aufnehmen. Dann folgen labiale T- und Freflexe sensorischer Art: stückweises, dann ganzes Abtasten mit Erweiterungsbewegungen — oder sympathischer Art: der Gegenstand berührt die Lippen nicht mehr, ist je nachdem in die Mundhöhle übergegangen oder vom Munde entfernt worden, letzteres in brachialem Ausdruck sensorischer Treflexe (Wegwerfen mit beginnender Streckung des Armes) und Freflexe (Werk vollbracht), beides koinzident mit sympathischen T- und Freflexen (Mienenspiel, betrübt, dann jauchzend). Je nach dem Ablauf der Prüfungsreflexe ist der Gegenstand aufnehmbar oder nicht, schmackhaft oder nicht, ist Nahrung oder nicht, und so sondern sich gemäß der stetig fortschreitenden Differenzierung der gustatorischen usw. RSe die Gegenstände. An das Fruchtwasser schließt sich — über den ihm ähnlichen Tee — die Milch, und die Mutterbrust ist als Saugegerät das erste Trinkgerät, Vorläufer und Konkurrent ist der Lutschfinger, dann Ersatz auch der Schnuller, die Milchflasche, später wird daraus genetisch Löffel, Becher, Tasse usw. In abnormen Fällen erhält sich der Finger, der Nuckel, die Nuckelflasche als Saugapparat noch lange, selbst bis ins erwachsene Alter. Von diesen Gegenständen sondern sich solche ab, die man zwar in den Mund nehmen, zwischen die Kiefer klemmen und beißen, auch zerbeißen kann, die aber ausgestoßen werden und später mit vielen andern Gegenständen überhaupt nicht mehr an und in den Mund gelangen, quoad Geschmacklichkeit also ästhetisch beschrieben werden (3. Bd. S. 357). Im Laufe der gustatorischen Entwicklung scheiden auch solche Stoffe, die vorher in den Mund genommen und geschluckt wurden, als Nahrungsstoffe aus. Der bedeutsamste Übergang des Säuglings ist hierin die Absetzung von der Mutterbrust. Bis dahin nimmt das Kind die von der Mutter gelieferten Nährstoffe zu sich, „lebte unmittelbar von der Mutter"; die Absetzung ist der Übergang zur Fremdnahrung, und auch er vollzieht sich als HASTF-Reihe und zwar als krisisches Ereignis, also unter

hohen Gefühlserregungen (vgl. Zahndurchbruch S. 216). Nachdem schon das Heranreifen zur Geburt, dann diese selber zunehmende genetische Entfernung des Kindes von der Mutter sind, vergrößert sich diese Entfernung wiederum krisisch mit dem Abstillen, Ent-wöhnen (svw. aus der Ge-wohnheit herausbringen), ist eine neuerliche Trennung, ein neuerlicher Fortschritt zu primitiv-selbständiger Existenz.

Die Nahrungsaufnahme (das Saugen) und so auch die entspr. gustatorischen Funktionen erfolgen — wie alle andern Vorgänge — periodisch, also in gewissen Abständen, wie ja schon das Trinken von Fruchtwasser periodisch erfolgte. In den Zeiten zwischen den Mahlzeiten sind die labio-oralen Reflexe (auch die gustatorischen) „in Ruhe" (in geringer Funktion) oder verlaufen als Lutschreflexe (2. Bd. S. 552). Wie schon S. 179 mitgeteilt, führt schon der Foet den Daumen in den Mund und lutscht an ihm; kräftiger tut dies der Säugling. Beim Lutschen werden gewisse trophische Schmeckstoffe ausgesaugt, und insofern ist das Lutschen trophisch wie das Saugen an der Mutterbrust, der Flasche usw. Es werden aber auch genische Schmeckstoffe ausgesaugt, und insofern ist das Lutschen Ausdruck genischer Reflexe, diese treten hinter den trophischen Reflexen weit zurück. Lutschen ist wie Saugen vw. trophisch, und der befriedigte Gesichtsausdruck des beim Lutschen einschlafenden Kindes ist nicht, wie Havelock Ellis und nach ihm Freud wollen, als orgastische Freude aufzufassen, sondern Ausdruck trophischer Freude (Sättigung), wie er auch nach dem Stillen auftritt. Übrigens sind beim Säugling die trophischen und die genischen RSe als solche, d. h. als „andersartig" noch kaum differenziert, wenn auch mehr als im Foetalleben. Normal ist nur das Lutschen junger Säuglinge, der Ausklang des foetalen Lutschens am Daumen, an dessen Stelle ja eben die Mutterbrust usw. tritt; später schließen sich der Zuckerstengel usw., noch später die Zigarette, Zigarre, Pfeife usw. an. Der genische Anteil entwickelt sich weiterhin zum Kuß („kosten" und „küssen" engverwandte Wörter). Über die neurotischen Ausformungen der Lutsch-Saugreflexe, z. B. als Persistieren des Lutschens bis in spätere Jahre, oft mit Wundsaugen und -beißen des Fingers (oder der Zehe), mit Nagelkauen usw., ferner als genisches Saugen an der Haut („Lutschflecke"), als Fellatio usw. s. im 7. Bd.

Geschluckt werden normaliter nur feste und flüssige Stoffe; nur die zwischen ihren Teilchen befindliche Luft wird mitgeschluckt. Anderseits werden feste und flüssige Stoffe nicht geatmet, sondern nur Luft. Die oro-gastralen und die naso-pulmonalen RSe sind also getrennt und funktionieren in getrennten Perioden: während des Schluckens wird nicht geatmet, und während des Atmens wird nicht geschluckt. Dies ist die end-

gültige Ordnung. Beim Embryo entwickeln sich Kehlkopf, Luftröhre und Lunge aus dem Schlunddarm, und auch beim Foet sind Schlund und Kehlkopf noch so wenig funktionell getrennt, daß bei den Lungenfunktionen Fruchtwasser in Kehlkopf, Luftröhre usw. gelangt, es also nicht bloß geschluckt wird. In der späteren Foetalzeit und besonders in der Geburt differenzieren sich die oro-pharyngealen und die naso-trachealen RSe so weit, daß im allgemeinen Schlucken und Atmen schon getrennt voneinander stattfinden, doch bestehen noch nervale Verbindungen zwischen Schluck- und Atmungsapparat derart, daß sich nicht selten beim Schlucken der Kehlkopf in Atmungsstellung (offener Kehldeckel), beim Atmen Schlund und Speiseröhre in Schluckstellung befinden, im ersten Falle also der Säugling „sich verschluckt", im zweiten Falle Luft schluckt (S. 157). Auf das Verschlucken folgt eine pulmonal-tracheale usw. Antiperistaltik (Husten), auf das Luftschlucken und die Luftansammlung im Magen eine gastral-ösophageale usw. Antiperistaltik (Aufstoßen, Käsen, Erbrechen). Ältere Fehlschlucker („habituelles Verschlucken", oft mit starkem Husten, mit Erstickungsangst usw.) und Luftschlucker (geblähter Magen, Blähsucht usw.) sind insoweit noch auf infantiler Entwicklungsstufe stehen geblieben, es finden noch Schluckreflexe auf den Kehlkopf bzw. Atmungsreflexe auf den Schlund statt; diese Neurotiker haben Schlucken und Atmen noch nicht ordentlich „gelernt".

5. Die olfaktorischen Reflexsysteme.

Über das Zustandekommen der mit den optischen (usw.) Gegenständen assoziierten Gerüche (Düfte) auf dem Luftleitungswege habe ich im 2. Bd. S. 359 (usw.) gesprochen. Die Tatsache, daß beim geborenen Menschen der olfaktorische Bezirk von andern Bezirken her immer nur auf dem Luftleitungswege zugänglich ist, beweist nicht, daß der Foet kein „Geruchsvermögen" habe, da er im Wasser schwimme, oder daß er (Preyer, l. c. S. 478) zwar die Fähigkeit zu Geruchsempfindungen, aber keine Gelegenheit, sie zu verwerten (sic! L.), habe, sondern beweist nur, daß die olfaktorische Funktion des Foet in der Art des Vorstufigen anders ist wie die des geborenen Menschen, ganz analog wie das für die übrigen Funktionen zutrifft. Daß ein Organ niemals nicht funktionieren kann, habe ich genugsam dargelegt; daß ein Organ die Fähigkeit zur Funktion habe und dennoch nicht funktioniere, ist ein gar krauser Gedanke, — worin soll denn diese Fähigkeit bestehen, wie soll sie denkbar sein ohne Funktion! —; realiter handelt es sich lediglich um (genetische und episodische) Unterschiede der Funktionsintensität. Die foetale Nasenhöhle ist mit Fruchtwasser gefüllt, aber man bedenke, daß auch viele Wassertiere echte Riechorgane haben

und Riechaktionen ausführen, daß also Riechen auch im Wasser stattfindet, ferner daß auch das foetale Mittelohr mit Gallerte usw. gefüllt ist und der Foet doch Höraktionen, z. B. auf extrauterinen lauten Schall vollführt. Unverständlich ist es schließlich, daß und wie das Riechorgan, bis dahin funktionslos, plötzlich bei der Geburt (auch der vorzeitigen!) in Funktion geraten solle. Man weiß ja obendrein, daß der foetale Riechlappen des Gehirns relativ umfangreich ist und sich erst später „zurückbildet" (woraus man mit allzu kühner Phantasie den irrigen Schluß zieht, daß der Mensch dermaleinst ein Riechtier, etwa Hund, gewesen sei!); realiter ist die „Zurückbildung" zwar eine Masseverringerung, aber eine solche, die mit der Differenzierung der Nervenzellen, also nicht etwa mit einer Verkümmerung des Riechorgans und seiner Funktion, sondern im Gegenteil mit einer zunehmenden Verfeinerung koinzidiert.

Die gültige Annahme, daß „der Foet nicht riechen könne", hängt mit der Deutung zusammen, wonach die Riechnerven der Nasenhöhle durch Gase „chemisch gereizt" würden und erst durch diese Reize in Funktion gesetzt würden; daß diese „Erklärung" ganz abwegig ist, habe ich l. c. (auch 2. Bd. S. 539 Fn.) dargelegt. Wir sagen: auch die Riech-RSe funktionieren ab origine — genau wie alle andern, nur natürlich spezifisch, d. h. es sind solche RSe, deren Funktionsakme später mit der Aktualität Duft (je spezifischer Duftpunkt) koinzidiert. Die Verbindungen zu anderen Sinnesbezirken bilden sich aus Vorstufen erst allmählich aus und mehren und präzisieren sich weiterhin im extrauterinen Leben; zunächst bestehen nur primitive Zusammenhänge. Dazu sind die sensorischen RSe sehr reichlich sympathogen gespeist, die sensorischen Paßformen „von außen" können nur der Geruchskomponente der Umgebung, also beim Foet des Fruchtwassers entsprechen, d. h. die Duftaktualitäten des älteren Foet, falls sie schon vorkommen, entsprechen — natürlich in primitiver Beschaffenheit — den vom Beobachter konstatierten Düften des Fruchtwassers, in der Geburt denen der mütterlichen Genitalien, ihres Blutes, Harnes, Kotes (inter faeces et urinas nascimur), selbstverständlich ohne daß der Foet „weiß", daß er diese Stoffe riecht. Nach der Geburt treten fortwährend neue Stoffe auf, die (auch) duften, denen also bestimmte Riechreflexe des Säuglings entsprechen; diese können auch aktuell verlaufen, also mit Aktualitäten, die für den Säugling die Düfte jener Stoffe sind. Diese Entwicklung setzt sich weiterhin fort, wobei sowohl weitere Riech-RSe sich bis zu aktueller Funktion differenzieren als auch schon aktuell funktionierende sich weiterdifferenzieren, anderseits gewisse RSe veröden, zu dauernd unaktueller Funktion absinken oder sich ganz auflösen.

Die optischen (usw.) Gegenstände, die der Beobachter als duftend erlebt, braucht der Säugling noch nicht wahrzunehmen, dennoch fließen von seinen optischen Zellgefügen, gleichgültig also ob sie aktuell funktionieren oder noch nicht, olfaktophile Paßformen in Richtung auf und in assoziierte Riech-RSe, gleichgültig wiederum, ob diese aktuell funktionieren oder noch nicht. Auch umgekehrt gehen Assoziationen: vom Riech- zum Sehbezirk. Demgemäß verlaufen auch die Ausdrucksbewegungen der jeweils hochfungenten Riech-RSe und zwar als HASTF-Reihen, wie im 2. Bd. § $37_{,1,\ e}$ beschrieben. Zu diesen Aktionen der Nasenöffnung-höhle gesellen sich assoziierte Gesichts-, Kopfbewegungen usw., koinzident natürlich immer mit sympathischen olfaktorischen Reflexen (mit Abscheidung der betr. Sekrete, Gefäßaktionen usw.). Diese Bewegungen sind — wie alle Bewegungen — gerichtet, freilich noch ganz unsicher, wie das eben den primitiven Stadien eigentümlich ist. So sucht und findet der Säugling, zunächst auch ohne optische Aktualitäten „Mutter", wenn auch anfangs unsicher, die Mutter und die Mutterbrust olfaktorisch, falls sie in einer gewissen Nähe ist; auch taktile Reflexe sind da beteiligt (der Säugling erriecht und ertastet die Mutter, auch falls er sie nicht sieht). Je nach der Art der Riechreflexfolge wendet sich das Kind zu, z. B. zur Mutter, oder ab, z. B. von einer anderen Frau, Bewegungsweisen, die der gustatorischen usw. Peristaltik und Antiperistaltik an die Seite zu stellen sind. Im Falle der Zuwendung (Zu-neigung) sind am Vorgange solche olfaktorische T- und FRSe beteiligt, deren Aktualitäten, falls vorhanden, gute, angenehme (= an-, aufzunehmende) Gerüche sind; im Falle der Abwendung (Ab-neigung) sind vw. H-, A-, SRSe beteiligt, deren Aktualitäten, falls vorhanden, schlechte, unangenehme Gerüche sind, die zugehörigen sensorischen T- und FRSe treten zurück, bleiben unaktuell, die Riech-Befriedigung fehlt. Man kann also das „Beriechen" ganz wie das „Beschmecken" (usw.) als Prüfung bezeichnen, realisch, nicht mehr dämonistisch verstanden. Im Gange der Entwicklung findet ein Um- und Ausbau der Riech-RSe statt, auch derart, daß Stoffe, die bis zu einer gewissen Zeit als gutduftend galten, nach und nach zu schlechtduftenden werden, z. B. Harn, Kot, Genitalprodukte; andererseits wandeln sich schlechtduftende, also abgelehnte Stoffe zu gutduftenden, annehmbaren, angenehmen. Ein neuer Duft wird zunächst begehrt, dann vorsichtig (zurückhaltend, mißtrauisch usw.) wahrgenommen, dann geprüft, kennen gelernt und für gut oder schlecht befunden, d. h. auch dieser Übergang ist eine HASTF-Reihe.

6. Die thermischen Reflexsysteme.

Wie im 2. Bd. § 35 dargelegt, unterscheiden wir die thermischen RSe, deren Aktualitäten die extroversen thermischen Punkte (die Außentemperatur) und die thermischen RSe, deren Aktualitäten die introversen thermischen Punkte (die Eigentemperatur) sind. Diese beiden Arten von RSen sind auch schon beim Embryo-Foet vorhanden und funktionieren, natürlich primitiv-vorstufig. Die Außentemperatur, der diese thermischen Reflexe entsprechen (sie funktionieren bis um die Geburtsperiode unaktuell), ist die uterine Wärme; sie schwankt innerhalb geringer Grenzen, eine Kälte (wie im extrauterinen Leben) kommt normaliter nicht vor, dennoch müssen auch die RSe, deren spätere Aktualitäten „Kalt" sind, außer denen, deren spätere Aktualitäten „Warm" sind, vorhanden und somit in Funktion sein. Wie S. 168 mitgeteilt, ist die foetale Eigentemperatur etwa 0,2° C höher als seine Außentemperatur, so daß der Foet Wärme an die Umgebung abgibt. Seine Eigenwärme schwankt natürlich auch in der Tageskurve wie die der Mutter, abnormaliter auch in Fieberkurven usw. Man kann sich also vorstellen, daß im Ablaufe solcher Schwankungen auch die thermischen RSe, deren spätere Aktualitäten „Kühl" sind, entsprechend einem rel. großen Unterschied zwischen der Eigen- und der Außentemperatur funktionieren, ohne daß der Foet thermische Aktualitäten überhaupt zu erleben braucht und ohne daß er gar schon eine thermische Distanz zwischen extro- und introversen thermischen Punkten erleben könnte. Auch beim geborenen Menschen sind oft extroverse thermische Punkte „Kühl" aktuell, während das Thermometer Grade „Warm" anzeigt, und noch weniger brauchen die primitiven thermischen Reflexe zu den Thermometergraden zu stimmen.

Die Geburtsperiode ist auch ein hochkrisischer thermischer Entwicklungsschub; die Entwicklung vollzieht sich weiterhin in der üblichen Art: bereits zu aktueller Funktion gereifte RSe differenzieren sich höher, andere reifen früher oder später erst noch zu aktueller Funktion aus usw. Es ist aber wiederum durchaus abwegig anzunehmen, daß der Foet keine thermischen Funktionen habe und daß speziell die thermischen RSe, deren Aktualitäten „Kalt" sind, erst in der Geburt „gegründet" würden, entstünden oder plötzlich anfingen zu funktionieren, etwa gar gleich aktuell (eine Ansicht, die damit „begründet" wird, daß solche RSe für den Foet, weil er warm habe, „zwecklos" seien usw.). Die Entwicklung kann auch nicht derart „explosiv" vor sich gehen, daß der Neugeborene die gegenüber der uterinen Wärme um ca. 20° C niedrigere Außentemperatur in diesem Ausmaße thermisch registriert. Die Aktualitäten jener Frühzeit, also auch die thermischen Punkte sind noch ganz diffus, ver-

schwommen, erst allmählich differenzieren sich (auch) die thermischen RSe dahin aus, daß sie denen der älteren Kinder usw. näherkommen. Auch thermisch ist die Geburt eine HASTF-Reihe, sie hat sich in den foetalen Kurven vorbereitet, und sie ist zu beschreiben als Hunger nach thermischer Veränderung, Angst vor ihr, Schmerz beim Übergang, Trauer über die verlassene thermische Welt und Freude über den vollzogenen Fortschritt, über das neue thermische Milieu. Auch ausdrucksmäßig sind natürlich die thermischen RSe an der Geburt beteiligt, so ist z. B. die Zusammenziehung der Hautkapillaren, also je nachdem Erblassen, Erröten, Blauwerden usw., das Zittern und Schreien des Neugeborenen auch Ausdruck thermischer A- und Sreflexe, ebenso wie „die Beruhigung", z. B. das gleichmäßiger anlaufende besondere Rot der Haut bei Gefäßerweiterung, die Streckbewegungen mit beginnendem Lächeln usw. Ausdruck auch thermischer T- und Freflexe sind. Die intensiven Stoffwechselvorgänge der Geburt werden auch thermisch registriert und können auch thermometrisch festgestellt werden (erhöhte Eigentemperatur) — wie das ja auch sonst bei schwerer Arbeit der Fall ist. Nach der Geburt folgen mildere bis warme Außentemperaturen und die entsprechenden thermischen Reflexe, also Trauer über die verlassene Brutwärme, Freude beim Aufenthalt im warmen Bade, in warmer Umhüllung usw., weiterhin folgen die Reihen der thermischen Übergänge extro- und introverser Art, also der übliche Wechsel der Außentemperatur, z. B. beim Aus- und Ankleiden, Baden, Verlassen des Zimmers, der Wohnung, im Ablaufe der Tages-, der Jahreskurve usw., und die mit der sich immer mehr ausgliedernden Periodik der Ernährung, der Stoffwechselvorgänge, der Ruhe und der Tätigkeit, des Schlafens und Wachens koinzidenten Kurven der Eigenwärme, die sich ebenfalls mehr und mehr ausgliedern und präzisieren, auch derart, daß sich die Zuordnung der intro- und der extroversen thermischen Punkte zueinander, also die Entsprechung der Eigenwärme (des „Wärmehaushaltes") und der Außentemperatur einreguliert (vgl. 2. Bd. § 35,1, d). Die Geburt ist auch eine thermische hochkrisische Prüfung (S. 207): das gesunde Kind übersteht gesund die erhebliche Umstellung, die einem vom Beobachter gemessenen Unterschied von ca. 20° C entspricht (bei manchen Völkern ist es üblich, den Unterschied zu vergrößern, indem man das Neugeborene auf Leben oder Tod in kaltes Wasser taucht, mit der Deutung, es „abhärten" zu wollen, vgl. kalte Übergießungen bei Asphyxie, ferner die Taufe = Analogie zum Geburtsvorgang, Tauf- s. Tauchwasser analog dem Fruchtwasser, Weih-Weh-Mutterwasser, heiliges Wasser, aus dem der Mensch „wird", ἐν τῇ ἀρχῇ ἦν τὸ ὕδωρ, usw., S. 242f.), das kranke, hier also thermisch noch nicht geburtsreife Kind

„erkältet sich", kann „den Witterungsumschlag" nicht ver- oder ertragen, nicht aushalten *) — und wird das auch späterhin, bei den späteren thermischen Proben — im Unterschied vom gesunden Menschen — nicht können.

7. Die taktilen Reflexsysteme.

Die taktilen Reflexe eines Individuums, mögen sie aktuell oder unaktuell ablaufen, entsprechen gewissen optischen Gegenständen, die das Individuum berührt oder die es berühren; der Gegenstand ist oftmals Luft; vgl. 2. Bd. § 34,1, c. Die den Embryo-Foet nach der Erfahrung des Beobachters berührende und von ihm berührte Umgebung ist das Fruchtwasser, die Nabelschnur, Körperteile, die sich gegenseitig berühren (z. B. Hand berührt Hand, Brust, Mund, Nabelschnur usw.), die (getastete) Uteruswand, in der Geburt das harte Becken, die Scheide der Mutter. Auch die taktilen RSe funktionieren ab origine, zunächst unaktuell, später in der Geburt oder gleich darauf vereinzelt, dann sich mehrend aktuell usf. Der Beobachter nimmt also gegenständlich oder begrifflich wahr (er weiß), daß der Foet im Fruchtwasser schwimmt, also von ihm berührt wird, gleichgültig ob er schon taktile Aktualitäten hat oder noch nicht; die möglichen taktilen Aktualitäten entsprechen den berührten s. berührenden Gegenständen, die der Beobachter kennt, ohne daß der Foet „weiß", daß er den mütterlichen Uterus usw. berührt. Über die Assoziationen der übrigen Sinneszentren zum taktilen Bezirk ist l. c. berichtet.

Gegen die ab origine vorhandene Funktion der taktilen RSe beweist nichts die Mitteilung Preyers (l. c. S. 470), daß beim Hühnerembryo „kein noch so starker elektrischer, chemischer, thermischer, traumatischer Hautreiz vor dem 10. Tage der Inkubationszeit auch nur die geringste Reflexbewegung zur Folge habe". Aus der Beobachtung folgt nur, daß die gen. experimentellen (!) Maßnahmen noch nicht mit höheren taktilen Funktionen des Hühnerembryos koinzidieren, insofern noch inadäquat für ihn sind, für ihn taktil noch nicht existieren, sondern nur „experimentell-mechanisch" passen und zwar in der Art abnormer physikalischer Vorgänge; gegenüber der physiologischen Umgebung kann, ja muß sehr wohl „Hautempfindlichkeit" bestehen, d. h. den normalen Berührungen entsprechen normale taktile Reflexe. Insofern geht auch der Schluß Preyers fehl,

*) Vgl. die Kälteeinbrüche im Frühling als Ausmerze lebensschwacher Knospen usw., die tellurischen Kälte- und Eiszeiten als phylische Ausmerze, die „Erkältungen" als vorübergehende oder dauernde (Bettlägerigkeit, Tod) Ausmerze der schwachen Menschen. Analog Hitzeeinbrüche. Beides thermische Hochfunktionen, beim Gesunden gesunde, beim Kranken kranke (vgl. 2. Bd. § 35).

daß die Bewegungen zunächst „aus inneren physischen Ursachen", „ohne periphere Reize da sind oder ohne daß solche, wenn sie auftreten, wirksam werden können" (l. c. 471); richtig ist nur (was Preyer nicht meint), daß die sensorischen Bewegungen, wie hier mehrfach dargelegt, sehr reichlich sympathogen, „Gefühlsausdrücke" sind, der Anteil der von außen in die sensorischen RSe aufgenommenen Eronen rel. gering ist und erst nach und nach zunimmt. Ebenso fehl geht der Schluß Preyers, daß „die Sensibilität des Embryo später auftritt als die Motilität" („eine der wichtigsten Tatsachen aus dem gesamten Gebiete der Physiologie des Embryo"!); wie soll wohl eine Bewegung zustandekommen, ohne daß die sensible Strecke des RSs funktioniert! und falls Preyer mit „Sensibilität" die Taktilität meint, so wäre er, wie oben gesagt, im Irrtum, würde auch übersehen haben, daß die Bewegungen nicht nur vom taktilen Sinnesbezirk her innerviert werden. Die embryonalen RSe sind eben noch — embryonal, sie „sprechen auf gewisse (die inadäquaten) Reize noch nicht an", d. h. realiter: ihre Funktionen entsprechen ihrer physiologischen Umgebung, noch nicht aber gewissen Umständen, die zur physiologischen Umgebung älterer oder anderer Individuen gehören und nur in der Art physikalischer Zusammenhänge zu dem Embryo passen; diese physikalischen Vorgänge sind da pathologisch, starke Elektrisation usw. gehört nicht zum normalen Leben des Embryo, und der Embryo, dem das geschieht, kennzeichnet sich hierin schon als abnorm, krank.

Die foetalen Bewegungen sind nicht bloß vom taktilen Bezirk her innerviert, sondern auch von allen anderen Sinnesbezirken her, doch ist das taktile Gebiet (Sinnesorgan: die gesamte Haut) besonders ausgedehnt, und so nehmen die Tastbewegungen einen entspr. breiten Raum unter den Bewegungen überhaupt ein. Die Geburt ist auch taktil ein hochkrisischer Entwicklungsschub. An Stelle des Fruchtwassers tritt die Luft als berührendes-berührtes Medium, und nur im Bade, beim Waschen, ferner beim Einnässen und Einkoten usw. ist total oder partiell die flüssige Berührung analog der intrauterinen Gewohnheit. An die Einhüllung des Foetus in Eihäute und Uteruswand schließt sich während der Geburt die Einschnürung (Mutter als Umschlingerin, Sphinx, S. 196) in Uteruswand, hartes Becken, Scheide, dann die Einhüllung in Windeln, Steckkissen, Bett, Wiege, Wagen, die Umhegung mit Händen, Armen, Brust, Kleidung, Hauch, Wärme usw. der Mutter (auch das Hegen ist ein σφίγγειν, ein Umschließen) an, dann modifiziert sich genetisch die Kleidung wie bekannt, die mütterliche Umhegung wird lockerer, weiträumiger usf.; es finden also fortwährend (auch) taktile Übergänge, HASTF-Reihen statt. An Stelle der Berührung des Fruchtwassers mit Lippen und Mund tritt die der Brust, Brustwarze,

Milch der Mutter, dann die der Flasche, ihres Gummis, des Nuckels und dann die Berührung von allerlei Gegenständen, die taktil (sowie thermisch, gustatorisch und olfaktorisch) geprüft werden, darunter auch die von neuen Nahrungsmitteln. Schließlich wird das Kind abgesetzt, wächst aus dem Säuglings- ins Kleinkindalter. Nach dem Einnässen wird der Säugling trocken gelegt, und dies ist jedesmal ein Übergang von nicht geringer Bedeutung, eine Entfernung aus der altgewohnten Umgebung, eine Art taktiler Ent- und Umgewöhnung, deren Fortschreiten mit dem Ausbau der Darm- und Blasen-RSe, auch quoad Periodik, koinzidiert. Allmählich gewöhnt sich rein genetisch (d. h. nicht „durch" das Trockenlegen) das Kind an diese Übergänge, es schreit nicht mehr ängstlich-schmerzlich beim Herausnehmen aus den nassen Windeln, sondern beim Verweilen darin, es wächst aus der Windelzeit in die Zeit der primitiven Wäschebekleidung. Etwa im 5. Monat erlebt es zum ersten Male „das Töpfchen", eine gänzlich neue Methode der Harn- und Kotentleerung und -versorgung, ein immerhin krisischer Übergang, der sich übrigens nicht sogleich komplett, sondern in mehr und mehr zunehmenden Anteilen vollzieht, so daß noch bis ins zweite Jahr hinein ausklingend hin und wieder mal Bettnässen stattfindet; Bettpisser sind Menschen, die diesen Übergang noch nicht vollzogen haben (s. im 7. Bd.).

Wie das erste Bad die analoge Wiederholung des Aufenthaltes im Fruchtwasser ist, so auch die kultische Taufe (S. 239, 3. Bd. S. 105), das mehr minder vollständige Eintauchen ins geweihte (Weib-)Wasser, in höheren Kulturen das aus jenem Eintauchen differenzierte Besprengen mit Weihwasser; das Benetzen des Fingers mit Weihwasser und Bekreuzigen ist die analoge Wiederholung der Taufe, der Geburt als des ersten Kreuz- und Passionsweges, dem viele andere, insbes. der Pubertätsübergang mit seinen schweren Prüfungen folgen, der Anerkennung des Menschseins (Mensch ein Kreuz, 1. Bd. S. 690ff.), der Aufnahme in die Gemeinde mit Vornamengebung (3. Bd. S. 70ff.). Wie das Kind aus der Mutter, so wird es aus der Taufe gehoben (vgl. Hebamme, Gote, Gottsohn, 3. Bd. Nr. 521, 522). Die Taufe ist eine Lebensprobe, eine Probe, ob das Kind lebt, lebensfähig ist; bei der Berührung mit dem Wasser laufen taktile Reflexe ab, deren Ausdruck tieferes Atmen, Schreien, allerlei Abwehrbewegungen, also „Lebensäußerungen" sind. Eine solche Probe ist auch das Anblasen, Anhauchen, das die Hebamme besorgt, eine Intensivierung der Luftbewegung zum Hauch, Wind, bei dessen Anprall ebenfalls jene taktilen Reflexe ablaufen; ferner das Schlagen, eine analoge sanftere Wiederholung der geburtlichen „Schindungen" (Wehen, Passage des harten Beckens usw.); die Beschneidung, die von manchen

Völkern geübt wurde und wird, ist ebenso eine analoge Wiederholung der Abnabelung wie ein frühes Analogon zur Pubertätsbeschneidung (urspr. Kastration im Pubertätskampf) und insofern auch eine Lebensprobe. Alle diese Gebräuche sind bei primitiven Völkern sehr roh und führen nicht selten zum Tode des Kindes, das sich somit als unfähig erweist, an dem primitiven Leben teilzunehmen; das so gestorbene-getötete Kind wurde urzeitlich aufgefressen, im Menschen „beerdigt", später verscharrt, in die Erde „beerdigt", aber das Beißen selber war ursprünglich auch Analogie zu den Geburtsverletzungen, also eine Art Prüfung „auf Leben oder Tod" und wurde zum Totbeißen insbes. der Erstgeborenen (vgl. § 8,3, c), zum Kindesmord (mordere beißen, 3. Bd. Nr. 25, 27) — wie er von atavistischen Vätern und Müttern auch heute noch, wenn auch nicht gerade mit den Zähnen vollführt wird (er findet sich übrigens auch bei Tieren). Mit steigender Kultur haben sich die urtümlich rohen Sitten zu den milderen Methoden der (auch kultischen) Behandlung des Neugeborenen und Säuglings verfeinert (vgl. die Pubertätssitten, § 8,2 u. 3), sie sind aber weder damals noch heute „ersonnen", sondern sie sind Reflexabläufe, die zu dem hochkrisischen Ereignis der Geburt biologisch gehören und erst sekundär gedeutet werden, zunächst rohdämonistisch, später verfeinert-metaphysisch, z. B. soll das Anblasen, Schlagen usw. das Neugeborene magisch „beleben", „segnen" (3. Bd. S. 262) usf.; bei realischer Einsicht entfallen alle Deutungen, wir erkennen die Tatsachen und ihre Gefüge als rein biologische.

Auch die Selbstberührungen des Säuglings modifizieren sich genetisch. So tritt an die Stelle der foetalen Nabelschnurberührung die der „Nabelwunde", d. h. der nach Verheilung entstandenen Nabelbucht, und die der Genitalien, überhaupt gliedert sich das „Studium" der eigenen Körperlichkeit aus, alle Öffnungen werden untersucht, die Finger eingeführt, alle Vorragungen umfaßt, das Kind geht auf taktile Entdeckungsreisen aus und entdeckt auch immer Neues, je im Vollzug einer HASTF-Reihe. Diese Entdeckungen ergänzen sich mit den Fremdberührungen. Das Kind ist ein vw. trophisches Wesen (§ 2,2), die Ausgliederung der Trophik eilt der der Genik, bes. der Sinnlichkeit voraus, die Genik ist also noch „implikat", es kommt aber schon zu Erektionen, auch im Zusammenhang mit Eigen- und Fremdberührungen (beim Säubern), doch kann von Onanie normaliter noch nicht gesprochen werden, nur bei sinnlicher Hypertrophie, die schon im Säuglingsalter vorkommt, also in so gearteten Krankheitsfällen findet Onania (praecox) statt, s. 7. Bd. § 4,1, A. u. B, c. Innerhalb der Genik eilt die Ausgliederung der Platonik (Liebe zu Mutter, Vater usw.) der der

Sinnlichkeit voraus; es kommt also auch zu vielen zärtlichen Berührungen, sie sind platonischer Art.

Gemäß der fortschreitenden Differenzierung (auch) der taktilen RSe und der interzentralen Assoziationen gewinnen die Muskelaktionen an Sicherheit der Richtung, z. B. derart, daß schon frühzeitig auf eine kitzliche Berührung eine Kratzbewegung folgt, zunächst mehr angedeutet, dann noch ausfahrend, dann genauer auf die gekitzelte Stelle gerichtet und sie schließlich erreichend. Hierzu bedarf es keines „erwägenden Verstandes" oder andersbenannten kausal-finalistischen Dämons, der die Bewegungen auf das Ziel lenke, sondern auch die zunehmende Zielsicherheit ist lediglich Entwicklungstatsache. Zur Prüfung der sog. Hautsensibilität (d. h. der taktilen Reflexerregbarkeit) verwendet man u. a. Stechen mit der Nadel. Genzmer beobachtete bei Frühgeburten in den ersten Tagen keine Reaktion auf Nadelstiche an der Nase, Oberlippe, Hand, obwohl die Nadel so tief eindrang, daß ein Bluttröpfchen austrat; auch reife Neugeborene reagieren erst ein bis zwei Tage nach der Geburt auf Stich mit örtlichen Bewegungen. Während andere Autoren (Preyer, Kroner, Canestrini, Koffka) diese Angaben bestätigen, auch schwache Reaktionen vorfanden, berichtet Peiper, daß es kein gesundes Kind, Frühgeburten eingeschlossen, gäbe, das nicht durch Nadelstiche zu einer Reaktion zu bringen sei. Wir betonen, daß weder Foet noch Neugeborenes normaliter mit Nadeln gestochen werden, daß also die taktilen Funktionen einem derartigen Eingriff noch nicht in einer zu der erwarteten Bewegung ausreichenden Intensität zu entsprechen brauchen, aber wohl entsprechen können; adäquat sind die üblichen Berührungen. Auf Kitzeln der Handinnenfläche und der Fußsohle erfolgen bestimmte Reflexbewegungen (Kussmaul); nach Minkowski tritt auf Kitzeln der Fußsohle ein untypisches, oft an das Babinskiphänomen erinnerndes Spiel der Zehen ein. Auf Streichen der Wange erfolgt ein Suchreflex (Wenden des Kopfes nach der gestrichenen Seite), auf Berührung der Lippen ein Saugreflex usw. Gegen elektrischen Strom ist der junge Säugling wenig empfindlich, selbst bei starken Strömen, die für den Erwachsenen unerträglich wären, erfolgen keine Schmerzreaktionen (Soltmann, Westphal, Czerny u. a.); auch hier zeigt sich, daß die taktilen RSe des jungen Säuglings (wie alle anderen) genetisch verschieden sind von denen des älteren Säuglings und Kindes, ihre Funktionen also noch nicht jenen — somit inadäquaten — Elektrisationen entsprechen (S. 240).

8. Die koordinativen Reflexsysteme.

Die bisher gültige Auffassung ist die, daß „die Organe des Lage- und Bewegungssinnes" „dem Erwerb statischer Fähig-

keiten dienen", daß „von ihnen die Körperstellung im Raume bei Ruhe und Bewegung sowie die Stellung der einzelnen Glieder zueinander wahrgenommen und geregelt wird" (Peiper, l. c. S. 35). Wir wissen dagegen (2. Bd. §§ 30,31), daß die koordinativen Reflexe, die unaktuell wie die aktuell ablaufenden, lediglich Registrierungen der Muskelaktionen nach Lage, Kraft und Richtung sind, ferner daß die koordinativen RSe keine eigenen motorischen Nerven bis zur Muskulatur haben, sondern daß ihre motorischen Eronen subzerebellar in die motorischen Nerven anderer Sinnesgebiete einmünden und als „syntonische Eronen" (neben den „idiotonischen") am Innervationsstrom beteiligt sind. Von einer „Regelung" der Körperstellung usw. „durch die Organe des Lage- und Bewegungssinnes" kann realiter keine Rede sein, zumal diese Regelung für die Wirkung des Bewußtseins oder des Seelisch-Geistigen oder des Instinkts oder des Willens (Preyer, Seele des Kindes, S. 148f.) usw. als einer direktorialen dämonischen Instanz gehalten wird. Zur dämonistischen Denkweise gehören somit auch Formulierungen wie diese: „Dem Neugeborenen geht die Fähigkeit, seine Lage den äußeren Bedingungen anzupassen, vollkommen ab; er ist zunächst nicht einmal imstande, seinen Kopf im Raume richtig zu stellen" (Peiper, l. c. S. 35; dagegen ist S. 63 zu lesen: „Der junge Säugling, der die Außenwelt noch nicht beeinflussen kann, paßt sich reflektorisch ihren Reizen an" — ein Widerspruch, wie er im dämonistischen Denken, das ja grundsätzlich im Zweifel verläuft, nicht überraschen kann). Damit wird unterstellt, daß die „richtige" Kopfhaltung des Säuglings „im Raume" (!) die des älteren Kindes und des Erwachsenen sei. Das ist aber ganz schief gedacht. Realiter kann der Neugeborene und der junge Säugling den Kopf noch nicht frei aufrecht erhalten, die Kopfstellmuskeln sind dafür noch zu schwach und ihr Zusammenspiel ist zu unsicher, er ist physiologisch noch fürs Liegen „eingerichtet", wobei sich der Kopf in primitiven Aktionen nach vorn hebt (also beugt), dreht und nach hinten drückt (also streckt) und zwar mit einer bei den Wiederholungen („Übungen") rasch zunehmenden Kraft, so daß alsdann beim Aufrichten des Körpers auch der Kopf aufgerichtet und so gehalten werden kann (13. bis 16. Woche). So ist der normale Tatbestand, und so ist die richtige Kopfhaltung des jungen Säuglings, das Liegen ist seine richtige, normale Lage, die er auch beim Saugen usw. einnimmt (er liegt im Arm der Mutter), d. h. eben er „braucht" und hat eine (seine) Unterlage, Stütze. Es ist irrig, auch gänzlich unbiologisch, vom Säugling (überhaupt vom Menschen usw.) mehr, überhaupt etwas anderes zu verlangen als seiner Entwicklungsstufe entspricht, also seine normalen, richtigen Verhaltensweisen als „unrichtig" von den entwickelteren Verhaltensweisen zu

unterscheiden; unrichtig wäre vielmehr eine Kopfhaltung usw. des jungen Säuglings, die der des älteren gliche. Will man von „Anpassung" sprechen, so ist zutreffend zu sagen, daß für den Neugeborenen die Umgebung (die sog. „äußeren Bedingungen") des älteren Säuglings und Kindes usw. noch nicht paßt, daß aber seine Umgebung für ihn paßt und er zu ihr, nicht aber ist es zutreffend zu sagen, es gehe ihm die Fähigkeit, sich anzupassen, vollkommen ab. Diese „Fähigkeit" gilt als der Dämon, der die Anpassung bewirkt, befiehlt, vollzieht und beim Neugeborenen wohl noch nicht vorhanden oder tätig ist!?

Das Kind soll nun — nach Peiper — „bestrebt sein, sich die Herrschaft im Raume zu erwerben", und dazu „kommt ihm eine Reflexgruppe zu Hilfe, die sich allmählich bildet und ihm seine Aufgabe wesentlich erleichtert, weil es dadurch vor dem Umfallen geschützt wird". Statt dieser dämonistischen Phrase sagen wir schlicht und einfach: das Kind richtet sich allmählich auf (s. § $6_{,10}$). Diese Entwicklung erfolgt als HASTF-Reihen, d. h. es überwiegen zunächst (episodisch wie genetisch) die H-reflexe, dann die Areflexe usw., also das Kind macht erst vw. Beugungen (Kriechen, Aufsitzen), dann vw. Streckungen (Aufrichten); natürlich sind die einzelnen Stadien quoad Entwicklung der einzelnen RS-Gruppen nicht scharf getrennt, sondern alle RSe entwickeln sich gleichzeitig, aber die eine Spezies eilt den anderen in der HASTF-Reihe voraus und ist demnach jeweils in Präfunktion. Hierbei differenzieren sich die Muskelaktionen aus der primitivsten Unsicherheit und Ungeordnetheit zu „versuchsartigen" und dann immer präziser werdenden Verlaufsweisen, die Koordinatik und die Koordination (also die Aneinanderreihung der Aktionen der einzelnen Muskelzellen), somit auch ihre Registrierung in Form der koordinativen Reflexe wird zunehmend genauer, arbeitet sich mehr und mehr aus — wohlverstanden immer noch in der infantil-primitiven Entwicklungsstrecke. Diese Reflexgruppe „erleichtert" aber dem Kinde keineswegs „wesentlich seine Aufgabe", „weil es dadurch vor dem Umfallen geschützt wird"; vielmehr fällt das Kind unzählige Male, es muß sich in das Aufrechtstehen hineinentwickeln, und diese Entwicklung verläuft in der Form von fortgesetzten analogen Wiederholungen, die man „Übungen" nennt und die nicht etwa bloß koordinative Funktionen sind (diese reichen ja zur Innervation der Muskeln gar nicht aus, 2. Bd. S. 156f.), sondern auch idiotonisch aus anderen Sinnesbezirken gespeist und koordinativ lediglich registriert werden. Die Gegenbewegungen, die das Kind in der Gefahr des Stürzens macht, sind nicht von den „Organen des Lage- und Bewegungssinnes" verursacht, sondern sind einfach an die Fallbewegung sich anschließende (assoziierte) Reflexausdrücke. Die RSe gliedern sich

eben genetisch derart aus (vgl. partielle Kreuzung der zentralen Nervenbahnen), daß ihre Funktionen gemäß ihrer Periodik als „Kettenreflexe" aufeinander folgen — in einer sich mehr und mehr präzisierenden Ordnung, wie wir das ja immer, nicht bloß beim Gehen und Stehen, erfahren.

9. Die Reflexausdrücke.

Differenzierung ist Explikation der Eigenschaften und Funktionen; sie vollzieht sich innerhalb der Spezifität. Je älter der Säugling wird, desto mehr sind Ausgliederungen der ursprünglichen Verschwommenheit zu beobachten, zunächst noch erst in Andeutungen, die dem Allgemeinen noch ganz nahe stehen und ins Allgemeine verfließen, dann in Formungen von stetig zunehmender, aber doch noch im Unbestimmten bleibender Sonderung. Mehr und mehr wird die Zugehörigkeit des Säuglings zu seiner Familie, die Familienähnlichkeit im vagen Spiel der Züge, des Gebahrens errätlich, dann ersichtlich. Mehr und mehr werden die Merkmale der Konstitution, des Charakters, des Temperaments (5. Bd. § 13) in ihren spezifischen Abwandlungen kenntlich, und obwohl sie noch über das Säuglingsalter hinaus die biologische Stufe der unscharf-schwebenden Verdichtung des Chaotischen nicht verlassen, sind sie doch für den Beobachter faßbar, um so eher und sicherer, je mehr der Beobachter Menschenkenner ist. Der geschulte Psychobiologe kann auch schon sehr frühe einzelne Verhaltungen als normal oder abnormal unterscheiden und hieraus die Persönlichkeitsdiagnose stellen; er hört z. B. „aus dem Schreien den Eigensinn heraus", er erkennt an leisen Akzenten im Mienenspiel, im Verhalten des Säuglings zur Mutter, zur Mutterbrust, zur Nahrung, an der Ablehnung des Töpfchens usw. usw. die vorstufigen Stigmen der Neurose (und welcher Art). Gröbere funktionelle Störungen (z. B. Darmkatarrhe, anhaltendes Brüllen oder Wimmern, Scheuern des Hinterkopfes auf der Unterlage usw. usw.) sowie die „organischen" (anatomischen) Krankheiten des Säuglingsalters sind leichter oder leicht von der Norm zu unterscheiden.

Die Differenzierung der Reflexausdrücke gehört zur Differenzierung der RSe. Sie wird nicht von Innen- oder Außenfaktoren verursacht, sondern ist reine Entwicklungstatsache. Wir schließen von den beobachtbaren Ausdrucksaktionen auf die inneren Vorgänge, ein anderes Verfahren gibt es nicht; die Schlüsse werden an Hand von operativen usw. „Autopsien" kontrolliert. Die fortschreitende Differenzierung s. Harmonisierung der Bewegungen kennzeichnet sich folgendermaßen.

a) Ausgliederung der Bewegungen. Sie werden mannigfaltiger und zentrieren sich dabei, d. h. es heben sich in einem

Gefüge mehr und mehr die Haupt- von den Nebenbewegungen ab, doch sind letztere integrierende Bestandteile des Bewegungsgefüges, wenn sie auch bei zunehmender Zentrierung mehr und mehr zurücktreten; die Bewegung wird so als Ganzes zielsicherer, auf eine bestimmte Verlaufsweise (Methode) „eingeschliffen" und somit abgekürzt.

Alle späteren Bewegungen und Bewegungsgefüge (Ausdrucks-, Verhaltensweisen), die sich jeweils als präfungente Reflexbündel (1. Bd. S. 180) aus dem organismischen Funktionsgesamt herausheben, sind Differenzierungen der früheren, infantil-indifferenten Bewegungen, des ursprünglichen Bewegungschaos. Diese Herausbildung funktioneller Zusammenhänge ist die Systemgenese. So assoziieren sich schon ganz früh z. B. oral-gastrale vegetative Reflexe mit sensorischen Reflexen z. B. des Gesichts, so daß die Mimik im Sinne der Sympathogenität Ausdruck (auch) dieser inneren Funktionen ist, ferner mit den oralen Bewegungen „Nahrungsaufnahme", ferner mit anderen sensorischen Bewegungen, die sich später zu Spiel-, dann zu Arbeitsreflexen, also Bewegungen „Nahrungserwerb" differenzieren. Weiterhin assoziieren sich diese letzteren sensorischen Bewegungen ihrerseits mit mimischen Bewegungen, auch solchen des Mundes, die den Bewegungen „Nahrungsaufnahme" ähneln, aber situationsgemäß von ihnen verschieden sind, z. B. läuft die Mitinnervation der Gesichtsmuskeln das eine Mal beim Anblick einer Speise, das andere Mal beim Anblick einer einzukaufenden Ware, das dritte Mal beim Anblick eines Arbeitsgerätes oder -stoffes oder -genossen ab usw. Man darf also nicht sagen, daß die arbeitliche Mimik, bes. die Aktionen des Mundes, die bei der Arbeit stattfinden, „szenisch" die Nahrungsaufnahme darstellen und somit ein „Rückfall" in infantil-primitive Entwicklungsstufen seien, z. B. eine begehrliche oder ablehnende Miene oder Mundbewegung bei der Arbeit „eigentlich" die Speise und nicht die Arbeitsaufgabe „meine", oder eine zornige Miene mit entspr. Worten gegen einen Arbeitsgenossen „eigentlich" den phylisch-urtümlichen Kampf der Partner „darstelle" usw.; man sagt zwar „die Arbeit schmeckt" oder „beim Anblick dieser Kost-barkeit (!) läuft einem geradezu das Wasser im Munde zusammen" (es läuft aber tatsächlich nicht zusammen) usw., aber das sind Als-ob-Vergleiche (auch ästhetischer, also „geschmacklicher" Art, s. 3. Bd. S. 356ff.), und es wird keinem Gesunden einfallen, ein Arbeitsgerät oder ein kostbares Gemälde in den Mund zu stecken (etwa wie das Kleinkind „alles kostet"). Aus derartigen Mißverständnissen schließt man unrichtig auf die „Schichtung" des (jedes) Menschen, der also aus primitiven bis rezenten Schichten bestehe (S. 40). Es kommt hinzu, daß die Muskeln des Gesichts wie alle anderen Muskeln nicht nur über den optischen, sondern

auch über jeden anderen Sinnesbezirk je nach der Reflexschaltung, also der spezifischen Funktionsperiodik der RSe kontraktiv innerviert werden können, so daß z. B. die Mimik auch eine akustische, taktile, thermische usw. Ausdrucksform sein kann. Und ferner sind die koordinativen vegetativen (also Gefühls-) Reflexe ebenfalls mit „ihren" sensorischen Reflexen assoziiert, z. B. gibt es den Arbeitshunger, der mit dem Magenhunger gar nichts zu tun hat, usw., und auch diese Arbeitsbewegungen sind begleitet von mimischen Aktionen, übrigens auch von systemgenetisch zugeordneten vegetativen Funktionen. Gewiß klingen die Deutungen manchmal einleuchtend, und die Deuter berufen sich gern auf das Gefühl oder die „instinktive Idee", so sei es richtig, doch ist diese Überzeugung manchmal eine „unlogische Evidenz" und beruht auf einer ungenügenden Kenntnis der Tatsachen und auf „dichterischer Lizenz". „Geschichtet" ist nur der Kranke: seine kranken (krampfigen) Funktionen laufen hypertrophiert und ausgealtert im infantilen Entwicklungsraum, z. B. erlebt der Eßneurotiker die unannehmbare Speise als dämonisch-tödlich, hat der „verbissene" Arbeiter nicht nur die Arbeitsaufgabe, sondern auch den, der sie stellt, den vermeintlichen Feind-Dämon „zwischen den Zähnen", tobt der Zornmütige (Zornneurotiker) los wie „der Wilde", der mit dem Gegner auf Leben und Tod kämpft, usw. Und so ist das kranke Verhalten nur bei Datierung ins analoge primitive Verhalten verständlich. Vgl. 6. u. 7. Bd.

b) Ausprägung der Bewegungsgestalten oder -typen (s. 1. Bd. S. 308, 5. Bd. § $13_{,1,\,B}$, 6. Bd. § $4_{,1}$). Mehr und mehr heben sich also die Hbewegungen von den A-, beide von den S-bewegungen usw., also die Verengungen-Beugungen, Drehungen und Erweiterungen-Streckungen voneinander ab. Sie gehen zwar jederzeit in der Reihe HASTF ineinander über, aber jede Spezies (nach der Gefühlspezies bezeichnet wie die RSe überhaupt) wird mehr und mehr in ihrer Eigenart kenntlich. Somit prägen sich auch die Bewegungsgestalten eines HASTF-Gefüges oder von Reihen solcher Gefüge mehr und mehr aus, heben sich von anderen Bewegungsgestalten ab.

Natürlich ist an diesen Gefügen nicht etwa bloß ein H- oder ein A-Reflexsystem usw. beteiligt, sondern deren mehrere. Ein Reflexsystem ist weder anatomisch noch funktionell von Nichts umgeben, sondern steht in direkter und indirekter Verbindung (Assoziation) mit den übrigen Reflexsystemen des Organismus. Die Einzelstrukturen, in die das ursprünglich diffuse Gesamt genetisch übergeht, ordnen sich assoziativ zu größeren Verbänden, die auch von dem einen auf die anderen Sinnesgebiete übergreifen. Eine Hbewegung (usw.) ist also niemals Ausdruck eines einzelnen Hreflexes, sondern einer Anzahl, die zu einem

HASTF-Gefüge gehört, und dieses gehört wiederum zu einem größeren Verbande, dessen assoziative Ordnung sich mehr und mehr ausprägt und abgrenzt. So heben sich mehr und mehr „Bewegungsganze" innerhalb des „Funktionsganzen" des Organismus voneinander ab — ebenso wie „Erlebnisse" kleineren und größeren Umfanges, „Erlebnisganze" innerhalb des Gesamterlebens eines Menschen. Hierbei werden von einem gewissen Gefüge aus gemäß der Reflexschaltung gewisse, d. h. die zugeordneten inneren und äußeren motorischen (einschl. sekretorischen) Apparate in gewisser Reihenfolge und in gewissen Intensitäten innerviert, und anderseits werden die gleichen Apparate von verschiedenen Gefügen aus, denen sie zugeordnet sind, jeweils innerviert. Mit „essen" bezeichnen wir eine große Gruppe von Ausdrucksbewegungen (Augen-, Arm-, Mund-, Gaumen-, Speiseröhre-, Magenbewegungen), anderseits sind Augen-, Arm-, Mund-usw.aktionen auch Ausdruck anderer Reflexgruppen, z. B. genischer (Umarmung, Küssen usw.). „Hunger nach einer Reise" ist Hunger nach den einleitenden usw. Bewegungen, dazu Seh-, Hör-, Tasthunger usw.; analog die sich anschließende Angst usw. Die einzelnen Aktionen bzw. Aktualitäten eines solchen Teilganzen innerhalb des Ganzen „Organismus" sind biologische Symbole zunächst „ihres" Teilganzen (Gefüges) und finden oft als „pars pro toto" an Stelle des ganzen Ablaufes statt (gemäß der jeweiligen Funktionsperiodik einschl. -intensität des Gefüges), darüber hinaus ist jede Einzelheit das biologische Symbol des Funktions- und Erlebnisgesamtes, ist der Mikrokosmos Symbol des Makrokosmos, wie vielfach dargetan (1. Bd. S. 34 usw., 4. Bd. § $1_{,2}$). Es gibt also vollständige und unvollständige Funktions- und Erlebnisganze (1. Bd. S. 479). Welchem unvollständigen Funktions- und Erlebnisganzen eine Einzelheit angehört, ist an ihrer Nuance sowie am Zusammenhang zu diagnostizieren.

c) Präzisierung der Periodik (Rhythmik), also auch der Koordinatik und der Koordination (S. 246). So verläuft die Atmung des Säuglings in den ersten Wochen sehr unregelmäßig, „bald stürmisch, bald ganz schwach, von apnoischen Pausen unterbrochen, dann rhythmisch, kurze Zeit darauf wieder abwechselnd tief und flach, nähert sich die Atmung nur langsam dem späteren Typus" (Preyer, Seele d. Kds., S. 123). Ähnlich verhält es sich mit der Herztätigkeit usw. Die in utero in unscharfer Rhythmik stattfindende Ernährung ordnet sich alsbald zu vierstündigen Perioden, dann vereinigen sich die beiden Nachtperioden zu einer achtstündigen, so daß nur noch fünfmal angelegt wird. Demgemäß bauen sich auch die In- und Sekretionen der Drüsen zu regelmäßigerer, aber noch keineswegs regelmäßiger Periodik aus. Ebenso die Exkretionsreflexe: auf

die Zeit der prärhythmischen Ausscheidung von Harn und Kot („Windelfreiheit") folgt genetisch die Zeit, in der beides in mehr und mehr bestimmten Abständen vonstatten geht. Die Perioden s. Bewegungskurven heben sich freilich noch wenig aus dem Bewegungschaos heraus und zwar nicht nur im Säuglingsalter, sondern noch bis ins 3. Lebensjahr hinein, aber in immer zunehmender Präzisierung. Dies gilt auch für die äußeren (sensorischen) Bewegungen. Das „bald rasche, bald langsame, meist unkoordinierte, manchmal koordinierte Ausstrecken und Beugen der Arme und Beine" (Preyer, Seele, S. 118) der Neugeborenen, ihr Zucken im Schlafe oder die trägen Kontraktionen mit Spreizen und Beugen der Finger des Schlafenden wie das Recken der Glieder beim Erwachen wie das zwecklose Umherschlagen mit den Armen und Strampeln mit den Beinen, die verschwommenen mimisch-gestischen Bewegungen usw. gehen in eine zunächst nur angedeutete, im Laufe der Zeit ausgeprägtere, aber noch keineswegs ausgeprägte Periodik über, mit der zunehmenden Präzisierung des Kontraktionsverlaufes der einzelnen Muskelzelle bildet sich auch der Zusammenschluß solcher Einzelaktionen zu reihenmäßigen Abfolgen, die Koordination heraus, und die Einzelfunktionen gehen in die sich mehr und mehr ausfestigende Periodik einer „Muskelaktion" ein. So gewinnen das Schlafen und Wachen an Rhythmik, also das An- und Absteigen der allgemeinen Funktionsintensität, und innerhalb der allgemeinen Kurve die Einzelvorgänge und ihre Gefüge, z. B. die phonetischen Ausdrucksweisen, die sich auch deutlicher als Äußerungen des Hungers oder der Angst oder des Schmerzes oder der Trauer oder der Freude usw. abheben und sich mit entsprechenden mimisch-gestischen Aktionen (in der Art von Kettenreflexen) assoziieren, das Auslangen, Greifen, In-den-Mund-führen, Halten oder Wegwerfen usw. Allgemein: die Periodizität ist die Differenzierung aus der raumzeitlichen Indifferenz.

All das sind rein biologische Entwicklungstatsachen. Die Erziehung, hier also die Säuglingspflege kann die Reflexe ebenso wenig rhythmisieren, wie sie die RSe und ihre Funktionen überhaupt verursachen kann. Das Trockenlegen z. B. kann den Säugling nicht zur Sauberkeit „bewegen", er kann aus der Windelzeit nur herauswachsen, dies geschieht freilich allemal unter gewissen Umständen, aber sie sind nicht Ursachen. In vielen Fällen besteht eine Koinzidenz, Prä- und Sukzedenz gewisser Reflexe des Säuglings und der Mutter (oder anderen Pflegeperson), z. B. der Magenhungerreflexe des Kindes, deren Ausdruck Magenbewegungen, Drüsenausscheidungen usw. sowie Schreien, Auslangen der Arme, Unruhe der Beine usw. ist, — und solcher Reflexe der Mutter, deren Ausdruck das Annähern zum Säugling, Aufnehmen und Anlegen ist (akustische, optische,

taktile Reflexe). Solche Reflexe der Partner stehen mit einander im zeiträumlichen Zusammenhange, sie laufen gleichzeitig ab (die Mutter hat das Bedürfnis, den Hunger, ihre Milch abzugeben, der sensorische Ausdruck des Milchdranges [vgl. Stuhl-, Harndrang usw.] ist das Hingehen zum Säugling, während er Hunger hat und aus Hunger schreit) oder folgen aufeinander (der Säugling schreit, und dann kommt die Mutter und bringt die Flasche). Die Reflexe der Partner stimmen normaliter zueinander, sie gehören in der Art zeiträumlicher Reihen zu einander, die gesunde Mutter kriegt es eben gemäß ihrer Partnerschaft zu ihrem Kinde gar nicht fertig, etwas zu versäumen oder sonstwie falsch zu machen, sie „kann" die Säuglingspflege, auch ohne sie theoretisch gelernt zu haben, sie lebt mit ihrem Kinde wie das Kind mit ihr. Aber Ursächlichkeit besteht auch in diesem Verhältnis realiter nicht: der Hungerschrei des Kindes zaubert die Mutter nicht herbei, sondern sie hört ihn, die betr. akustischen RSe sind in aktueller Funktion und finden ihren Ausdruck in den Bewegungen „Hingehen", in dieser Reihe kann das Schreien nur als Anfang, auf den das Weitere folgt, bezeichnet werden; sind die betr. akustischen RSe der Mutter nicht in aktueller Funktion, so hört sie eben das Schreien nicht und geht nicht zum Kinde oder das Hingehen ist Ausdruck unaktueller Reflexe. Der Säugling kann ebenso wenig die Reflexe der Mutter verursachen wie umgekehrt.

d) Intensivierung der Bewegungen. Die Kontraktionsintensität ist die Kraft (2. Bd. § $30_{,3\,b}$), sie wächst gemäß dem Wachstum des Kindes, ihre Größe ist für das jeweilige Entwicklungsstadium normaliter richtig, das Kind ist also „schwach" im Vergleiche mit dem Erwachsenen, aber für seine Lebensverhältnisse ist es gerade so kräftig, wie es sein „muß". Vom Kinde eine größere Kraft zu „erwarten", als es jeweils hat, ist sehr töricht. Die Zunahme der Kraft ist mit der Entwicklung auf ein höheres biologisches Niveau verbunden; diese Entwicklung findet in Form von Muskelaktionen statt, also von Übungen, die auch Vorstufen des Turnens sind, aber die Funktion stärkt den Muskel nicht wie eine dämonische Kraft, die „auf" den Muskel (von außerhalb oder in ihm) wirkt und ihn entwickelt, sondern der Muskel funktioniert (kontrahiert sich), und gemäß seiner Weiterentwicklung, die eben als Reihe von Muskelfunktionen vor sich geht, nimmt auch die Kontraktionsintensität, die Kraft zu. Das Turnen ist nicht die Ursache der Entwicklung, des Kräftigerwerdens, sondern das Kräftigerwerden selber, die Reihe der Funktionen, mit deren Ablauf die Kraftzunahme koinzidiert, deren Ablauf die Kraftzunahme selber ist. Kann der Muskel gemäß seiner biologischen Beschaffenheit nicht kräftiger werden, so turnt sein Besitzer eben nicht, oder auch

falls er „turnt", bewegt er sich bloß auf dem schon erreichten Niveau, mag er auch massige Muskeln bekommen.

Der Anstieg der Funktionsintensität des RSs, also auch seines Ausdrucksorgans ist die „Erregung", die Zunahme der Erregung in der Zeiteinheit gibt der „Erregbarkeitsindex" an. Auch die Erregbarkeit geht aus der Diffusität des Bewegungschaos mehr und mehr zu erst angedeuteten, dann merklicheren Abstufungen über.

Die Erregbarkeit modifiziert sich nach der Länge des Reflexweges. Je mehr sich das Großhirn, insbes. die Hirnrinde differenziert, desto mehr Reflexe gehen den Weg über die Hirnrinde, also über die zum RS gehörigen Hirn- und Hirnrindenzellen und ihre Assoziationen; dieser Weg ist länger als der über die spinalen usw. Kerne (s. S. 223). In einem gewissen Maße sind auch die Neuronen, die die höheren Strecken der RSe ausmachen, schon ab origine gangbar, mit ihrer Differenzierung nimmt aber diese Gangbarkeit, die Leitfähigkeit, die Zahl der Assoziationen, die Bildung von Gefügen kleineren und größeren Umfanges, auch interzentraler Ausdehnung, das Strömungsgebiet der Eronen zu. Gemäß der Zunahme der Reflexdauer (falls nicht entspr. der Reflexschaltung „Kurzschluß" über spinale oder medulläre usw. Zentren stattfindet) rückt die Muskelaktion vom Beginn des Reflexes, gerechnet von der Empfangsstelle (der sensibeln Nervenendigung), zeitlich ab. Beim jungen Kinde ist „der längere Weg" gewiß noch nicht viel länger als der kürzere, doch ist die Abstufung der Erregbarkeit in beiden Fällen schon leise merklich und wird es um so mehr, je mehr sich die Begriffssphäre der Hirnrinde — es fehlen von jener die direkten Verbindungen zur Motorik (1. Bd. S. 170, 218) — differenziert. Später sind dann Kurzschlußbewegungen von den über höhere Zentren innervierten Bewegungen wohl zu unterscheiden, bes. in pathologischen Fällen von Leitungsunterbrechung usw.

e) Präzisierung des sympathisch-sensorisch-idealischen Synergismus. Die sympathischen (einschl. parasympathischen) Reflexstrecken heben sich in ihrer biologischen Beschaffenheit mehr und mehr von den sensorischen, beide dann auch von den idealischen ab, wobei die Sympathogenität der sensorischen Bewegungen zugunsten der Ideogenität sich mindert, auch mehr und mehr die sympathischen Nervenbahnen sich von den systemgenetisch zugehörigen sensorischen abschalten (die „Erregungen" verlaufen also vw. im Innern bei relativer „äußerer Ruhe", s. 1. Bd. S. 219 Fn. usw.), dann auch wieder zuschalten können usf. Diese Merkmale der fortschreitenden Differenzierung sind freilich beim jungen Kinde noch erst leise Akzente im Bewegungschaos und werden erst nach und nach prägnanter; lange Zeit hindurch, bis ins 3. und 4. Jahr

hinein sind die Bewegungen zu den sympathogenen (Gefühlsausdrücken) zu rechnen, aber eben in einer stetig fortschreitenden Minderung der „Impulsivität", s. S. 176f. Mit der Abhebung der sympathischen, sensorischen und idealischen Gebiete koinzidiert die Herausbildung bestimmter Systeme, also kompletter RSe und assoziativer Gefüge, so daß eine gewisse sympathische zu einer gewissen sensorischen und beide zu einer gewissen idealischen Strecke gehören, also auch gewisse idealische Vorgänge (Erregungen) mit gewissen sensorischen und sympathischen sowie gewisse sensorische Vorgänge (Erregungen) mit gewissen sympathischen und idealischen Vorgängen (Erregungen) im Verhältnis stehen in der Art der Koinzidenz, Prä- und Sukzedenz, in der Art also der Konfunktion s. des Synergismus (vgl. z. B. 1. Bd. § 14,1 Anm.). Auch hier handelt es sich beim jungen Kinde erst um Vorstufen der Organisation, aber doch eben um die fortschreitende in und aus dem Chaos sich formende Systemgenese. Impulsive Bewegungen sind übrigens nicht mit Kurzschlußbewegungen, die mehr und mehr zunehmende Ideogenität der Bewegungen nicht mit der Modifikation, die sich bei Verlängerung des Reflexweges einstellt, zu verwechseln.

Die Ausdrucksbewegungen (zu denen auch die Sprechbewegungen gehören) sind im einzelnen vielfach studiert und beschrieben worden, außer Genzmer, Kußmaul, Preyer, Bechterew, Pawlow, Canestrini, Magnus, C. und W. Stern, Peiper haben viele andere Forscher in mühsamer Kleinarbeit die Bewegungen des Säuglings und des älteren Kindes, dazu die des Erwachsenen, dazu die von Tieren beobachtet, experimentell untersucht, registriert und klassifiziert und so eine Art Katalog zusammengestellt; auf diese Veröffentlichungen sei verwiesen. Die Psychobiologie sieht alle diese Einzeldaten in einheitlichem biologischem Zusammenhange, zeigt also die Muskelbewegungen als Äußerungen des Organismus als eines rein biologischen Reflexwesens und ihre jeweiligen Verlaufsweisen an ihrem biologischen Orte in der stetigen Linie der Entwicklung auf.

Anmerkung. Über den Schreckausdruck. Über Turnübungen.

Die einzelne Bewegungsfolge verläuft als HASTF-Reihe, die einzelnen Stadien sind normaliter ungefähr gleichmäßig, doch gibt es auch hier eine Variationsbreite: das eine Stadium kann vor den anderen zurücktreten usw. (vgl. 1. Bd. S. 479, 578, 5. Bd. § 13,2 usw.). Im Schreckerlebnis dominiert in dieser Weise (innerhalb oder außerhalb der normalen Var.-B.) die Angst. Schreck ist also plötzlich anschwellende Intensität von Areflexen, ihr Ausdruck ist eine krampfartige (abnormaliter: krampfige) Averengung-beugung, ein „Zusammenfahren" usw., kurz eine Schreckaktion; sie heißt im Verhältnis zur vorangehenden Aktion des Partners Schreckreaktion (vgl. § 7,1, B). Sie wurde beim Säugling, auch experimentell, beobachtet und studiert von Preyer, K. Müller, Canestrini, Cemach, Moro, Peiper u. a. „Der ganze Körper zuckt zu-

sammen, die beiden Arme fahren erst auseinander und dann wieder, im Ellbogen halb gestreckt, auf einander zu. Die Finger werden erst gespreizt, dann geschlossen. In ähnlicher Weise, nur etwas undeutlicher, bewegen sich die Beine" (Peiper, l. c. S. 4). Ein solcher Schreckausdruck kann von jedem Sinnesgebiet her erfolgen, also auf plötzliche grelle Belichtung der Augen, plötzliches Klopfen auf das Brustbein, den Bauch, Erschütterung der Unterlage, Nadelstiche, Kitzeln in der Nase (mit Niesen), plötzliche Geräusche und Laute, plötzliche Hitze-Kälte (Übergießen mit kaltem Wasser usw.) usw., d. h. diesen dem Beobachter bewußten gegenständlichen („äußeren") Vorgängen entsprechen beim Säugling hochintensive Areflexe, deren Ausdruck, mögen sie aktuell oder unaktuell verlaufen, die Kontraktion der zugeordneten Angstmuskeln, die Schreckbewegung ist. Akustische Schreckbewegungen kommen schon intrauterin vor (S. 227f.). Bei niederen Tieren sind z. B. bei entsprechenden Berührungen auch Schreckbewegungen zu beobachten; sie sind also nicht an das Bewußtsein „gebunden", werden nicht „vom Bewußtsein verursacht". S. auch S. 195.

Auch auf plötzliche Erschütterungen des Kopfes, beim Hin- und Herschwingen des Säuglings in Kopfhängelage oder plötzlichen passiven lokomotorischen Bewegungen tritt eine Schreckbewegung der angegebenen Art ein. Es ist aber unrichtig, sie in diesen Fällen als „Labyrinthreflex auf die Glieder", als „reine Bogengangsreaktion" aufzufassen. Über die Funktion des Labyrinths s. 2. Bd. S. 41ff., S. 61ff., S. 81ff.; die koordinativen RSe registrieren lediglich und sind an der Motorik nur mit den syntonischen Eronen beteiligt, können allein eine Muskelaktion nicht innervieren (2. Bd. § 30,5). Die labyrinthären Reflexe registrieren auch nur die Haltung, Stellung und Richtung des Kopfes als Ganzen; sie sind von den koordinativen Reflexen verschieden, die die Aktionen der Kopfbeweger registrieren, und die Kopfbeweger sind auch bei passiven Kopferschütterungen oder -schwingungen in einer gewissen Funktion, wenn auch in einer geringeren als bei aktiven Kopfbewegungen (vgl. 2. Bd. S. 54), und auch in der Abfolge von Kettenreflexen (2. Bd. S. 158), so daß z. B. auf eine (aktive oder passive) Beugung des Kopfes eine antagonistische Streckung, auf eine Linkswärtsbewegung eine antagonistische Kontraktion der rechten Beuger, auf ein Zurücksinken des Kopfes in der Rückenschwebehaltung eine allmählich stärker werdende Kontraktion der Kopfbeuger folgt usw. — und an diese Muskelaktionen können sich nun auch Mitbewegungen anderer Muskeln gemäß der assoziativen Reihenfolge der RSe, also ihrer spezifischen Funktionsperiodik, ihrer Schaltung anschließen, ebenfalls also in der Abfolge von Kettenreflexen. Einen solchen Ablauf kann eine aktive, aber auch eine passive Bewegung einleiten. Die von der Erschütterung usw. des Kopfes ausgehende Schreckbewegung ist nur ein Einzelfall der Schreckbewegung überhaupt (Angriffspunkt: der Kopf), nicht eine grundsätzlich andere (nämlich labyrinthäre) Art; natürlich sind die labyrinthären Reflexe daran beteiligt.

Die auf die Erschütterung des Kopfes, der Unterlage usw. folgende Schreckbewegung hat Moro „Umklammerungsreflex" bezeichnet. Peiper, der diese Bewegung von der Schreckreaktion unterscheidet (zu unrecht), meint, in stammesgeschichtlich weit zurückliegenden Zeiten hätte jede Erschütterung den Säugling, der sich am Leibe der Mutter festgehalten hätte, gefährdet, und die damals auf solche Erschütterungen folgenden Bewegungen wären im Laufe der Entwicklung zur allgemeinen Schreckreaktion geworden. Dazu ist zu sagen: woher weiß man, daß sich jemals die Säuglinge am Leibe der Mutter festgehalten haben? Woran sollen sie sich denn festgehalten haben? Sie (auch die Neugeborenen!) könnten doch nur am „Fell" der Mutter gehangen haben — wie die Affenkinder. Aber haben die menschlichen Vorfahren, die doch realiter immer

Menschen waren, jemals „ein Fell" gehabt? Sie mögen stärker behaart gewesen sein, aber ein Fell, an dem sich die Säuglinge hätten festhalten können, haben sie nie gehabt. Wer das doch annimmt, also auch annimmt, daß sich die Säuglinge ans Fell geklammert hätten, mag bedenken, daß sie das doch auch ohne Erschütterung getan haben müssen, der Umklammerungsreflex also nicht erst bei Erschütterungen aufgetreten sein kann, höchstens könnten sie sich bei Erschütterungen fester angeklammert haben. Überdies weist die Tatsache der Polythelie und der mehrfrüchtigen Geburten (Zwillinge usw. bis Siebenlinge) darauf hin, daß die Urmütter bei jeder Geburt mehrere Kinder (bis zu zehn, s. EdS. S. 127) zur Welt brachten; sollen diese nun alle am Fell oder irgendeinem Körperteil der Mutter gehangen haben? (Die Formel „an der Mutter hängen" gibt das innige platonische Verhältnis Kind: Mutter an, in Analogie zum foetalen Hängen an der Nabelschnur, dem „Hängen" des Säuglings in den Armen *), der Obhut der Mutter, auch unter Festhalten an Kleidungsstücken; später hält sich das Kind gern am Rock, an der Schürze, an der Hand der Mutter fest.) Ferner sind am Umklammerungsreflex auch die Beine und Zehen beteiligt; will man annehmen, daß diese „damals" noch Greiffüße waren?! Die Herleitung Peipers ist eine unzulässige Übertragung gewisser tierischer Gewohnheiten auf den Menschen, die unter der unzulässigen Voraussetzung erfolgt, daß der Mensch ursprünglich ein Tier, etwa ein Affe gewesen sei und dessen Gewohnheiten geerbt habe; hierfür ist nicht der allergeringste Anhalt gegeben; die Analogien zwischen Menschen und Tieren (auch Pflanzen und Mineralien) als Beweise für die Abstammung des Menschen vom Tiere oder des Tieres vom Menschen anzusehen, ist ein dem dämonistischen Denken angehörender Irrtum, an den sich auch eine Fülle erbwissenschaftlicher Ungereimtheiten knüpft.

Realiter ist der sog. Umklammerungsreflex auch nichts anderes wie eine Schreckbewegung. Er unterscheidet sich von andern Schreckreaktionen darin, daß er sich immer wieder hintereinander bei Erschütterung des Kopfes einstellt, doch teilt Peiper selbst mit, daß er bei einigen Frühgeburten „durch einen leichten Schlag auf den Bauch eine Schreckreaktion ohne refraktäre Phase" habe hervorrufen können. Es sind also auch die andern Schreckreaktionen ursprünglich beliebig oft „auszulösen", später tritt aber eine Gewöhnung derart ein, daß der Schreck nur ein- oder zweimal hintereinander abläuft, alsdann die Schreckreflexe auf geringere Funktionsintensitäten absinken, wie wir das ja auch beim älteren Kinde und Erwachsenen beobachten: man erschrickt z. B. auf einen Knall nur einmal, bei Wiederholungen nicht mehr so sehr oder gar nicht mehr (ältere Kinder üben sich im Aushalten von lautem Knall usw., das erste Mal „darf" man erschrecken, wer aber das zweite Mal erschrickt, „ist eine Memme", sie üben sich auch auf andere Weise im Ertragen des Plötzlichen, z. B. mit plötzlichen Berührungen, Anrufen, mit Vorschnellen aus dem Versteck, dem Dunkel usw.). Beim Umklammerungsreflex tritt offenbar diese Gewöhnung nicht ein, so lange er überhaupt in seiner Eigenart besteht; nach Peiper wird er im zweiten und dritten Lebensvierteljahr schon seltener, im vierten ist er nicht mehr vorhanden (außer bei Idioten, Moro), d. h. realiter: er geht in andere Formen über, wovon gleich die Rede.

Die Schreckbewegung der Arme und Hände, Beine und Zehen ist lediglich ein besonders intensives Stadium im Ablaufe einer Bewegungsreihe; diese findet gewöhnlich anders statt, d. h. ohne dieses intensive Astadium. Diese Bewegungen des Säuglings sind (wie alle andern) Entwicklungsformen embryonal-foetaler Bewegungen, sie gliedern sich weiterhin aus, auch zu den Greifbewegungen (Bewegungen zum Ergreifen eines Haltes), zu Schutzbewegungen wie Einhöhlen, Einengen des

*) So ist auch die Fn. in EdS. S. 179 zu verstehen.

Armes oder der Arme über den eingezogenen Kopf, Zusammenfahren des Rumpfes sowohl in Form der Verengung der Leibeshöhle, also der Kontraktion der Musculi transversi abdominis zu einer Art Panzer, wie auch in Form der geduckten Haltung bei angstgebeugten Beinen oder in Form der Fechterstellung (die auch schon der Säugling und zwar auf ruckartiges passives Seitwärtsdrehen des Kopfes hin einnimmt). Die als Umklammerungsreflex bezeichnete Schreckbewegung der Arme ist eine Vorstufe der späteren schreckhaften Greifbewegung und Kopfschutzbewegung; solche „Umklammerungsreflexe" finden das ganze Leben hindurch statt. Die Greifbewegung ist — wie jede Bewegung — natürlich auf einen Gegenstand gerichtet, in ihren Vorstufen ist sie aber eben noch ganz unsicher gerichtet, ein vages Umherfahren als Ausdruck unaktuell ablaufender Reflexe; sie findet also nicht erst statt (wie Preyer meint), wann das Kind den zu greifenden Gegenstand sieht, und wird auch nicht durch diesen Gegenstand und die „Intention", ihn zu ergreifen, verursacht, sondern sie findet ab origine statt, und erst später, nach Differenzierung der zugehörigen optischen Gegenstandszellen zum aktuellen Funktionsgrade nimmt das Kind den Gegenstand wahr, auf den sich die Bewegung, wenn auch noch ganz unsicher, richtet.

In vielen Schreckerlebnissen ist auch das Schmerzstadium akzentuiert. ja nicht selten steht es im Vordergrunde, so daß man von Schmerzschreck und seinem Ausdruck (zuckende Drehungen, Wendungen, bei Kontraktion der beidseitig homologen Dreher, z. B. am Bauche oder am Rücken schnellende Beugungen bzw. Streckungen, die sich von den übrigen Beugungen und Streckungen durchaus unterscheiden, Abwehrbewegungen) sprechen muß. So folgen beim Säugling Schmerzschreckäußerungen auf plötzlich - grelles Licht, auf schrille Geräusche, auf Stechen, Schneiden der Haut usw. Die Schmerzreflexe können bei dominantem (und bes. bei hypertrophem) Angststadium derart angsthaltig (angstnuanciert) sein, daß die ganze Schreckbewegung den Angstcharakter hat; ein etwa aktuelles Sgefühl ist dann auch stark ahaltig, oft nur eine „Andeutung" von Schmerz (z. B. Zurückfahren bei leichtem Stich). Beim Säugling führt das passive Drehen des Kopfes in Rückenlage kettenmäßig zu einer Drehung des ganzen Körpers (Halsstellreflex auf den Körper) und umgekehrt (Körperstellreflex auf den Kopf). Der Säugling, der Kopf nach unten an den Beinen gehalten wird, hebt im zweiten Lebensvierteljahr den Kopf nach hinten, oft krampfartig (pathologisch: krampfig), später nach vorn; die Kontraktion der dorsalen Angst- und Schmerzmuskeln ist nicht mit einem freudigen Heben des Kopfes zu verwechseln, später kontrahieren sich vordere Angst- und Schmerzmuskeln. Beim Hängen des Kopfes nach unten besteht eine allgemeine — zunächst geringere, dann intensiver bis zur Krampfigkeit werdende — Kontraktion s. Spannung der innern und äußern Muskulatur, „als solle der Körper nicht auseinanderfallen"; die Innervation erfolgt dabei nicht bloß über das koordinative Zentrum, ist noch weniger bloß Labyrinthreflex, sondern erfolgt bes. über das taktile Sinnesgebiet und zwar über die taktilen RSe, deren Aktualitäten die Berührungspunkte der Beine, die ja vom Experimentator festgehalten werden, und ferner die binnenlokalisierten Berührungspunkte sind, die den Verlagerungen der Organe beim Hängen nach unten entsprechen. Auch vom optischen Sinnesgebiet („verkehrte Welt", was sonst oben, ist unten usw.) und vom akustischen („verkehrte" Lokalisation der Geräusche, Auftreten entotischer Geräusche wie Sausen in den Ohren usw.) fließen motorische Eronen zu. Im ganzen genommen ist diese Haltung eine ängstlich-schmerzliche: (aktuelle oder unaktuelle) Angst vorm Fallen, Abwehr dieser Gefahr. Die koordinativen Registrierungen sind hierbei natürlich entsprechend intensiv.

Ähnlich das Schwebenlassen des Säuglings in wagrechter Lage (Rücken oben oder unten), in schräger Seitenlage usw. Hierbei bleibt

zunächst der Kopf ziemlich schlaff, dann in gewisser Spannung nach unten hängen und schreit der junge Säugling oder macht ein angstlich-schmerzliches Gesicht, auch solche Armbewegungen usw.; nach wenigen Monaten aber haben sich die RSe und ihre Muskeln soweit entwickelt, daß immer kräftigere Balanzierbewegungen stattfinden, also bei wagrechtem Schweben in Rückenlage Hebung des Kopfes und der Brust (Kontraktion der Kopf- und Rumpfbeuger) usw. Es schließen sich also an gewisse Ausgangsreflexe kettenmäßig, d. h. gemäß der sich mehr und mehr ausgliedernden Schaltung, andere Reflexe an, deren Ausdruck die Balanzierbewegungen sind. Hierbei auftretende Aktualitäten sind Funktionseigentümlichkeiten der Denkzellen, über die diese Reflexe laufen, nicht aber die Ursachen dieser Reflexe und ihrer Ausdrücke. Solche Kettenreflexe, solche Systeme regelmäßig gekuppelter Reflexe, solche in sich geschlossene Bewegungsgefüge differenzieren sich mehr und mehr heraus, sind aber noch primitiv-verschwommen, unklar abgesetzt, doch schon merkbar. Alles Spätere ist Entwicklung des Früheren.

Derartige primitive „Turnübungen" vollzieht jeder gesunde Säugling, sie gehören, wenn auch nicht in experimenteller Ausarbeitung, zur Säuglingspflege, also zur normalen Entwicklung. Sie sind nicht allesamt Angst- und Schmerzerlebnisse, haben aber natürlich alle je ein Angst- und Schmerzstadium. Beim Ein- und Auswickeln, Baden, Abtrocknen, Anlegen usw. finden Lage-, Kraft- und Richtungsveränderungen des ganzen Säuglings oder seiner Glieder statt, ebenso beim Spielen in Form von Schwingen, Schaukeln, „Fliegenlassen" *), Hochheben, „Fallenlassen", Wegnehmen eines gefaßten Gegenstandes usw., ferner beim Umhertragen, Fahren usw. Mit den passiven Veränderungen sind immer aktive Muskelaktionen verbunden, die sich mehr und mehr ordnen. Auch aktiv „turnt" — in genetischer Fortführung des embyronal-foetalen „Turnens" — das Kind, indem es allerlei Muskelaktionen, die rel. reichlich koordinative Anteile haben, also Übungen der koordinativen RSe sind, ausführt, sowohl als „Freiübungen" wie als „Geräteübungen" (Kraft- usw. Übungen am Finger der Pflegeperson, am Bord des Kinderwagens, an ergriffenen Gegenständen); hierher gehören auch allerlei Kopfbewegungen, Strampeln mit Armen und Beinen, Schreitbewegungen des unterstützten Säuglings, versuchte und gelungene Drehungen um die Längsachse, Drehen auf den Bauch, Hochstemmen mit den Armen, Kriechen, Aufrichten des Kopfes, dann des Rumpfes usw. — all das in primitiven Anfängen. Die Turnübungen sind — als vw. koordinative Übungen, d. h. als rel. reichlich syntonisch innervierte Muskelaktionen — von den mehr als jene idiotonisch, also über die andern Sinnesgebiete innervierten Muskelaktionen zu unterscheiden, doch ist diese Differenz beim Säugling noch erst angedeutet und auch in den ersten Jahren wenig ausgeprägt. S. weiter § 7,5, D.

10. Der aufrechte Gang.

Der junge Säugling kann sich noch nicht aktiv, „selbst-ständig" fortbewegen, er liegt, und alle seine lokomotorischen Veränderungen sind passiv. Im Laufe des ersten Lebensjahres entwickelt sich der Organismus derart, daß der aufrechte Gang und damit die infantil-selbständige Fortbewegung erreicht wird. Auch die Gehbewegungen sind im Sinne der biologischen Symbolik in den primitivsten Aktionen der Extremitäten, letztens in der „Anlage Keimzelle" genetisch vorbereitet und lediglich entwick-

*) Vgl. Flugträume 2. Bd. S. 250.

lungsmäßige Ausgliederungen, nicht etwa „eine erworbene Eigenschaft", die zu der biologischen Beschaffenheit des Säuglings durch irgend einen Innen- oder Außenfaktor, z. B. durch Gottes Weisheit, die das Antlitz des göttlichen Ebenbildes zur Sonne richte, oder durch den Zwang zur Nahrungssuche usw. hinzugefügt würde — so, daß der Säugling-Mensch „eigentlich" auf allen Vieren ginge, aber eben durch die dämonistisch-mechanistische Wirkung des „Faktors" auf die Beine gestellt würde!

Zunächst entwickeln sich die Sitzreflexe. Der Versuch, den Kopf aus dem Liegen zu heben, beginnt die Reihe dieser Entwicklungsphasen (in Fortführung der vorhergehenden): Beugung (H- und Areflexe), Drehversuche (Sreflexe), dann Zurücksinken (T- und Freflexe von mäßigen Intensitäten). Die „turnerische" Aufgabe wird häufig wiederholt, d. h. die Reflexfolge läuft häufig ab (gemäß ihrer biologischen Periodik, nicht „verursacht durch..."). Beugungen des Oberkörpers, dann Hüftbeugungen schließen sich an, die Arme unterstützen den gehobenen Oberkörper; auch hier zunächst vw. H-, A-, Sreflexe, die T- und Freflexe sind noch weniger intensiv, das Strecken ist noch mehr ein Zurücksinken. Mit 5—6 Monaten sitzt das gesunde Kind sich mit den Armen stützend, dann frei, dann vermag es sich zum Sitzen selbst „aufzurichten": die Beuge-, Dreh- und Streckmuskeln sind soweit entwickelt, daß „das Gleichgewicht" (2. Bd. S. 71 ff.) beim Sitzen etwa erreicht ist, die Aufgabe „sitzenlernen" ist insoweit gelöst, ein wichtiger Übergang vollzogen, das Kind ist stolz auf das geleistete Werk (Fstadium). Gleichzeitig gelingt nach vielen Übungen das Rückwärtsbeugen und Aufrichten des Kopfes und des Oberkörpers (mit Unterstützung der Arme) aus der Bauchlage. Alle Bewegungen sind noch primitiv-unsicher.

Das Aufstehen erfolgt nicht unmittelbar aus dem Sitzen, vielmehr finden Drehungen derart statt, daß das Kind sich aus der Hockstellung erhebt. Vorstufen hierzu sind das Wälzen aus der Rücken- in die Bauchlage und das Hocken auf allen Vieren. Auch das ältere Kind und der Erwachsene erheben sich aus der Rückenlage in analoger — natürlich ausgegliederter — Weise, also in der Reihe: Anheben (Beugen) des Rumpfes, evtl. bis zum Sitzen, dann Beugen der Beine, Rumpfdrehungen usw. zur Seite, Strecken, also HASTF. Viele Tiere richten sich analog auf, aber diese Analogien sind keineswegs, wie man immer noch meint, Beweise, daß der Mensch vom Vierfüßer abstamme.

Die Beine hat das Kind in der Ruhelage auf dem Rücken an den Leib gezogen. Bei entspr. Innervation finden Streckbewegungen statt und bleiben die Beine längere Zeit ausgestreckt; dieses Ausstrecken ist zunächst mehr Nachlassen der Beugung, dann (auch) aktive Streckung. Die Beinreflexe können

gleichsinnig (beide Beine beugen sich usw.) oder gegensinnig (Strampeln, Gehen) ablaufen, je nach der Funktionsperiodik, also Schaltung der Reflexe. Hält man die Hände gegen die Fußsohlen des auf dem Bauche liegenden Säuglings, dann macht er Kriechbewegungen: Anziehen und Strecken der Beine, also Abstoßen von den Händen des Beobachters, und analoge Armbewegungen. Der Kettenreflex ist taktil, er beginnt mit der H- und Abeugung der Beine, dann folgen Drehungen, endlich T- und Fstreckungen — und die entspr. Armreflexe schließen sich in der Kette an. Diese Aktionen sind Vorstufen des Stehens und Gehens. Hält man den Neugeborenen mit den Beinen nach unten, dann zieht er sie hungrig-ängstlich an den Leib, bald aber beginnen auch in dieser Haltung die Streckungen, und es kann schon früh zu initialen Schreitbewegungen kommen. Mit solchen Übungen vergesellschaften sich die gen. Kriechbewegungen, Rutschen, Strampeln, Stampfen usw., bis dann unterstütztes, später freies Stehen und Gehen stattfindet. Hierbei ist zunächst noch der Oberkörper etwas nach vorn geneigt, Hüft- und Kniegelenke sind etwas gebeugt, dann tritt völlige Streckung, das Geradegehen auf. Das Stehen und Gehen ist zunächst noch ganz unsicher, das Kind geht breitbeinig, schwankend und balanziert mit den Armen, d. h. es geht sozusagen noch auf allen Vieren, nur bewegen sich die Arme in der Luft bzw. an Gegenständen. Das Kind fällt häufig. Jeder Fort-schritt, jede Bewältigung einer Aufgabe endet in der Freude.

Daß der Mensch vom Vierfüßer abstamme und in seiner phylischen Entwicklung zum aufrechten Gang gekommen sei, ist, wie gesagt, Fiktion und Irrtum: man deutet die Analogien zwischen Mensch und Tier genetisch aus, ohne den geringsten tatsächlichen Beweis erbringen zu können. War aber vielleicht der Mensch dereinst ein vierfüßiges Wesen und hat er allmählich den aufrechten Gang „erworben", so wie ihn jeder Säugling allmählich annimmt? Auch dies kann ich nicht anerkennen. Ich sage: der Mensch war immer Mensch, Zweifüßer und Zweihänder, und es ist keine Tatsache bekannt, aus der wir mit Recht folgern könnten, daß „der Urmensch" Vierfüßer gewesen sei, wohl aber werden gewisse Tatsachen irrig als Beweise dafür ausgelegt (vgl. z. B. B. Klotz, einen Leipziger Maler, der aus der Gestaltung der Genitalien den Schluß zieht, daß der Mensch eigentlich more bestiarum koitieren müsse — und somit ursprünglich Vierfüßer gewesen sei, usf.). Auch der Urmensch lebte als Keimzelle und Embryo-Foet im Mutterleibe (Fruchtwasser), wurde in die Luft geboren und entwickelte sich zu einem aufrecht stehenden und gehenden Wesen — genau so wie der heutige Mensch, nur war jener eben primitiv und ist dieser differenziert (Urmensch-Kulturmensch). Daß der Urmensch zunächst Ein-

zeller (der noch dazu irgendwo, z. B. im Meere gelebt habe, vgl. Haeckels Bathybios), Urschleim usw. gewesen sei, dann spätere Geschlechter sich zum Fisch, dann zur Amphibie, dann zum Landtier entwickelt haben, ist ein (auch wissenschaftliches) Märchen — ebenso, daß der Mensch von solchen tierischen Vorfahren irgendwie abstamme. Die Phylogenese des Menschen kann niemals über den Menschen hinaus zurückgeführt werden. Vgl. S. 65, 71, 164.

11. Das Sprechenlernen.

Auch das Sprechenlernen ist reine Entwicklungstatsache. Es wird nicht durch „den Geist" oder durch Vorsprechen usw. verursacht. Wo sich die Sprech-RSe nicht entwickeln, nützt selbstverständlich alles Vorsprechen nichts. Wohl aber entwickeln sich die Sprechreflexe des Kindes normaliter im zeiträumlichen Zusammenhange mit sprachlichen Äußerungen älterer Menschen. Die Frage, ob ein Kind auch sprechen lernen würde, wenn es allein bliebe, ist rein fiktional; man glaubt, vereinzelte pathologische Fälle „erklärend" auf die Norm übertragen zu dürfen. Ein Kind, das nicht sprechen lernt, dessen Sprech-RSe sich also nicht normal entwickeln, ist eben abnorm — und ob ein solches abnormes Kind isoliert oder in der Gemeinschaft aufwächst, ist quoad Phonetik natürlich gleichgültig. Ebenso ist ein Kind abnorm, das isoliert (etwa von unmenschlichen Eltern im finstern Kellerloch gehalten) aufwächst, und ein solches Kind (vgl. den — fragwürdigen — Kaspar Hauser) kann auch sprachlich unentwickelt bleiben — nicht etwa, weil ihm nicht vorgesprochen wird, weil der „äußere Reiz" fehlt, der sonst auf nur dämonistisch „erklärbare", somit unerklärliche Weise das Kind angeblich zum Sprechen bringt, sondern eben als auch phonetisch abnormes Wesen. Ein normales Kind wächst niemals isoliert auf, es ist also eine ganz müßige Frage, ob das normale Kind sprechen lernen würde, wenn es isoliert bliebe, — müßig insofern, als ja dann dieses Kind eben nicht normal ist!

Auch die Aktionen des Sprechapparates (1. Bd. § $14_{,8}$) sind zunächst Gefühlsausdrücke: Schreien, Weinen, Wimmern, Schluchzen usw. als H- oder A- oder S- oder T-Ausdruck und je nachdem nuanciert, Krähen, Jauchzen, Vorstufen des Lachens als F-Ausdruck. Allmählich wird auch hier der sympathogene Anteil der sensorischen Reflexe etwas geringer: das Lallen setzt ein, ebenfalls als HASTF-Ausdruck und demgemäß spezifisch, auch quoad Periodik. Der sympathogene Anteil ist aber noch sehr groß und steigert sich gemäß der schwankenden Intensität der Reflexe zeitweise zu den hohen Graden des Schreiens usw., begleitet von konsensuellen mimischen und gestischen Bewegungen. Die Sprechmuskeln werden über die verschiedenen

Sinnesgebiete innerviert. Es bilden sich auch die kortikalen Assoziationen von den einzelnen Rindenzentren zum motorischen Feld, also auch zu den Neuronen, die zu den Sprechmuskeln leiten. Die begleitenden (kettenmäßig angeschalteten) mimisch-gestischen Bewegungen nennt man Gebärdensprache, auch sie differenziert sich aus Vorstufen allmählich heraus, bleibt aber noch lange im Niveau des Unklar-Vagen. Diese Bewegungen unterscheiden sich nach Reihenfolge, Intensität, Rhythmus usw. von sonstigen Aktionen der gleichen Muskeln, z. B. beim Spiel, später bei der Arbeit.

Schließen sich an phonetische Reflexe der Mutter (usw.) die analogen Reflexe des Säuglings an, so nennt man den Vorgang Nachahmung (s. § 7,1, B). So spricht die Mutter eine Lautreihe, ein Wort „vor", und der Säugling ahmt die Lautreihe, der ältere das Wort in seiner primitiven Weise „nach"; hierbei sind „vor" und „nach" zeiträumlich, als Bezeichnungen der Prä- und Sukzedenz zu verstehen: der Anfang, Ausgangspunkt, die Ur- oder Vor-Sache in dieser zeiträumlichen Reihe ist das Sprechen der Mutter, daran schließen sich die akustischen Aktualitätenreihen „Wort der Mutter" bei Mutter und Kind, dann folgt das Sprechen des Kindes und zuletzt sein „Wort" (die Nachahmung) als seine und der Mutter akustische Aktualitätenreihe, die der ersten (dem Worte der Mutter) bei aller Primitivität so ähnlich ist, daß wenigstens Mutter und Kind sie als nachgeahmt erfassen. Falls die betr. akustischen RSe des Säuglings noch nicht bis zum aktuellen Funktionsgrad entwickelt sind oder falls sie nur jetzt unaktuell funktionieren, hört natürlich der Säugling weder das Wort der Mutter noch sein eigenes „Wort", gleichwohl kann eine Koinzidenz der beiderseitigen akustischen Reflexe vorliegen und der Säugling primitive phonetische Bewegungen ausführen, Vorstufen der späteren, die dann auch mit akustischen Aktualitäten verbunden sind. Daß die Reflexe des Menschen, also in primitiver Weise des Foet und des Säuglings usw. den Vorgängen der Umgebung, also akustische Reflexe bestimmten akustischen Vorgängen entsprechen, wurde schon früher gesagt (vgl. auch 1. Bd. S. 520), und daß auch die Hochfunktionen analoger RSe vielfach bei mehreren und vielen Menschen, bes. denen, die zusammen eine „Masse" (Gemeinschaft) bilden, ungefähr koinzidieren, ist nicht ein Wunder, sondern eine Tatsache, die uns aus der Gleichartigkeit der menschlichen Organisation verständlich ist (umgekehrt wäre es ein „Wunder", wenn die Koinzidenz nicht vorkäme!).

Bemerkenswert ist es, daß sich nur an die phonetischen Reflexe (die Sprechbewegungen und ihre Vorstufen) die akustischen Reflexe, deren Aktualitäten die Sprachlaute (Buchstaben und ihre

Reihen) sind, anschließen, nicht an andere Muskelaktionen. Ferner: (auch) die phonetischen Reflexe laufen im primitiven Alter sehr oft, im späteren Alter weniger oft zwei- oder mehrmal hintereinander ab, es werden also die gleichen Buchstaben, Silben, dann auch Wörter, später Sätze (meist bestimmte Formeln, aber bei gewissen Neurotikern auch „gewohnheitsmäßig" ganze Sätze) entspr. oft wiederholt: Vorstufen des Reimes. Ferner: die phonetischen Reflexe sind ebenfalls HASTF-Reihen, wobei das eine oder andere Stadium mehr minder überwiegen kann (phonetische Hunger- oder Angst- usw. Erlebnisse, vollständige und unvollständige, 1. Bd. § 20, 2. Bd. S. 43f.). Man sieht es dem Kinde oft an, daß es sprechen möchte, also Sprechhunger hat, aber „es kommt nicht dazu"; hier liegt entweder eine noch zu geringe Entwicklungsstufe des sensorischen Sprechapparates vor, oder die Hochfunktion läuft vw. im zugehörigen sympathischen Gebiet mit innern und mimisch-gestischen Ausdrucksweisen ab, oder an das Hstadium schließt sich ein intensiveres A- oder Sstadium an, also Sprechangst und Sprechschmerz mit solchen sympathisch-sensorischen Ausdrucksweisen, bei denen „kein Laut zustandekommt". Solche Sprechversuche finden oft statt, wann die phonetischen Reflexe in eine neue Reihenfolge (Koordination), entspr. neuen Buchstaben oder neuen Silben oder Wörtern, übergehen; der Versuch wird normaliter wiederholt, bis er gelingt, d. h. die neue Reihe komplett abläuft, abnormaliter wird „das Neue" überhaupt nicht oder mit zu viel Mühe bewältigt: Vorstufen zu später manifesten Sprechstörungen (Stottern usw.) oder schon solche manifeste Störungen (s. im 7. Bd.).

12. Die Ruhehaltung.

Die gekrümmte Haltung des Embryo-Foet ist wie die Haltung der Extremitäten Wachstumstatsache. Von der „Anlage Keimzelle" her geht die Wachstumskoordinatik in die S. 201f. geschilderte Haltung hinein; es handelt sich also um die spezifische Differenzierung (auch) des lage-, kraft- und richtungsmäßigen Verhältnisses der Teile des Ganzen zueinander, die Haltung wird nicht durch Überwiegen der Beuger an Masse (im Gegenteil überwiegen die Strecker nach Ritter) oder Funktionsintensität oder durch die Form des Uterusraumes (S. 104) verursacht, sie wird überhaupt nicht verursacht. Die Beugungen, Drehungen und Streckungen der Extremitäten werden gemäß der Entwicklung der Muskeln und Gelenke — im Rahmen des Bewegungschaos — kräftiger, und immer wieder kehren die Extremitäten in die Ruhehaltung zurück. Kopf und Rumpf richten sich allmählich auf, und es finden auch muskulär-gelenkige Beugungen, Drehungen und Streckungen des Rumpfes statt. Die Ruhehaltung ist auch nach der Geburt ganz ähnlich der intrauterinen,

eine entwicklungsmäßige Analogie zu jener: in der Ruhe hat der Säugling in Rückenlage den Rumpf leicht nach vorn gebeugt, die Beine angezogen, die Hände (Fäuste) bei stark pronierten Vorderarmen zu beiden Seiten des Kopfes auf die Unterlage gelegt. Dies ist auch die Haltung im Schlafe, allgemein die Grundhaltung, aus der Muskelaktionen erfolgen und in die das Kind zurückkehrt. Allmählich modifiziert sich die Ruhehaltung zu variabeln Formen, doch ist auch beim Erwachsenen die Schlafhaltung noch eine ganz klare Analogie zur foetalen Haltung, insbes. sobald der Schläfer auf der Seite liegt: Rumpf leicht gekrümmt, Beine angezogen, Arme etwa gekreuzt oder die untenliegende Hand nach oben zu bis ans Gesicht gehalten usw. (Zusammenkuscheln), Kopf ganz oder zum Teil über die Bettdecke (Bett = Mutterleib, aus dem der Kopf in der Geburt austritt) oder unter die Bettdecke gesteckt; wie der Foet so wechselt auch der Schläfer des öfteren die Haltung. Entwicklungsmäßige Modifikationen der foetalen Haltung sind ferner die Sitzhaltung (bes. deutlich die orientalische, der Schneidersitz), die Beterhaltung (bes. beim Knien), das Hocken (als Sitzen bei der Kotentleerung, bei der Harnentleerung des Weibes, der Hockgeburt, als Totenhaltung im Hockergrab usw.). Es handelt sich bei alledem nicht etwa um eine „Rückkehr" zu foetalen Haltungen, sondern um ihre differenzierten Modifikationen; eine sog. Regression (Freud), d. h. eine Rückkehr von höherer auf tiefere, bereits durchlebte Entwicklungsstufe gibt es überhaupt nicht. Die Ruhehaltung wird mittels Aktionen der Beuger erreicht, sie ist als Hunger-Angsthaltung (bald mehr H, bald mehr A), freilich ohne fortdauernde Innervation, als Bereitschafts- und Schutzhaltung zu qualifizieren: von ihr aus finden die HASTF-Reihen der Bewegungen, notfalls aktive Schutz- oder Abwehrbewegungen statt. Vgl. die Ruhehaltung der Tiere (sie ringeln sich zusammen), die Wagenburg der Nomaden und Kriegsvölker, die Burg- und Stadtmauer, das Verschließen der Wohnung beim Schlafengehen, das „Zumachen" der Öffnungen-Schwellen usw. — alles Einengungen, Schutzvorrichtungen und -verrichtungen; vgl. ferner die Verkrampfung innerer und äußerer Muskeln bei angstneurotischen Schläfern, die alle ihr Öffnungen „verrammeln", übertrieben sichern, wie umpanzert sind, auch im Schlafe auf der Lauer liegen, kampfbereit gegen „die Nacht", und auch allerlei nächtliche Kämpfe bestehen: nächtliches Aufschrecken, epileptische Anfälle, Schlafstörungen bis zur Schlaflosigkeit („Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!") usw.

Auch die Kletterhaltung ist natürlich eine genetische Modifikation der foetalen Haltung und Bewegung. Sie beweist nicht etwa, daß die Urmenschen einmal Klettertiere gewesen

wären und so die Stammesgeschichte des Menschen über den Menschen hinausgeführt werden könnte und müßte. Alle jungen Kinder klettern, schon das Aufrichten an Gegenständen ist ein Klettern, und weiterhin klettern die Kleinen auf Stühle, Bänke, die Treppe hinauf, an Muttern und Vatern in die Höhe — und sind stolz auf die vollbrachte „Klettertour". Dann werden Bäume er-, Zäune überklettert usw., in der Turnstunde das Klettern geübt, zu manchen Berufs- und Sportarten gehört das Klettern, ja das ganze Leben als stetige Reihe von Entwicklungsschritten wird gern als Klettern bezeichnet. Im allgemeinen nimmt das Klettern die Form des Steigens an (das kleine Kind klettert die Treppe hinauf, das ältere Kind usw. steigt hinauf), das Steigen ist das Klettern bei aufrechtem Gange. Das Klettern mancher Tiere ist lediglich eine Analogie zum menschlichen Klettern. — Die der Hock- und Kletterhaltung (auch der der Halbaffen, Förster) ähnliche Zwangshaltung von Kranken mit Ausfall der Funktion des Corpus striatum (Streifenhügels des Großhirns) beweist keineswegs, daß die Schlafhaltung des Säuglings durch die Arbeitsunfähigkeit des Striatum verursacht werde, wie das Peiper (l. c. S. 50) annimmt, sondern beweist nur, daß bei pathologischem Ausfall der Striatumfunktion eine infantilistische Haltung, eine der infantilen Ruhehaltung ganz ähnliche Zwangshaltung eintritt. Es trifft ja auch gar nicht zu, daß beim Säugling das Striatum noch nicht funktioniere, und schließlich nimmt ja auch der Erwachsene die analoge Ruhehaltung ein. Obendrein müßte ja der Säugling, falls sein Striatum noch nicht funktionierte und diese „Funktionslosigkeit" die Ursache der Schlafhaltung wäre, sich immer in dieser Haltung befinden, tatsächlich aber wechselt er die Haltung und bewegt sich eifrig. Man sieht hier mal wieder, wohin „die Suche nach der Ursache" führt und verführt. Wir sagen ohne Deutung: die Schlafhaltung des extrauterinen ist eine entwicklungsmäßige Analogie zur Ruhehaltung des intrauterinen Menschen.

§ 7. Das Kind bis zur Pubertät.

1. Individuum und Umgebung.

A. Der Eronenaustausch.

a) Der Austausch sensorischer Eronen.

Niemals ist das Individuum von Nichts umgeben, immer berührt es sich in jedem einzelnen Grenzpunkte mit der Umgebung (2. Bd. S. 195, 352, 438); seine „Grenzlinie" ist eine zu ihm gehörige stetige Reihe von Aktualitäten, deren jede im Verhältnis sowohl zur vorangehenden und zur folgenden wie zu den nächsten nach innen zu gelegenen wie zu Aktualitäten steht, die zur Aktualitätenreihe „Umgebung" gehören (1. Bd.

S. 459). Das Individuum steht also immer in einem spezifischen und sich innerhalb der Spezifität ändernden (in „seinem") Verhältnis zur Umgebung. Die Aktualität ist immer-anders. Daß (auch) der Mensch ein Gemeinschaftswesen (ζῶον πολιτικόν, Aristoteles) ist, lehrt uralte Weisheit. Das ganz junge Kind erlebt sich freilich als einzig und allein, und es ist ein für den jungen Erdenbürger gewaltiger Fortschritt, seine all-eine Welt zerbrechen zu sehen und sich als Mitglied einer (seiner) Gemeinschaft zu entdecken; der Beobachter aber weiß, daß auch der jüngste Mensch in der Mutter, im Kreise der Familie lebt und daß sich seine Umgebung beim Heranwachsen ständig erweitert und ausgliedert. Die stetige Änderung des Verhältnisses Individuum: Umgebung ist Eronenaustausch: das Individuum nimmt aus der Umgebung auf und gibt in die Umgebung ab. Nimmt es mehr auf, als es abgibt, so vergrößert es sich (wächst); gibt es mehr ab, als es aufnimmt, so verkleinert es sich (nimmt ab, S. 50f.). Wir haben zwei Arten der Aufnahme und der Abgabe zu unterscheiden: den bewußten und den unbewußten Eronenaustausch; vgl. 1. Bd. S. 171, 227, 510f. Paradigmatisch beschreiben wir Optisches.

1. Bewußter Eronenaustausch. Es finden koordinative Veränderungen von Eronenkomplexen (Aktualitätenreihen, Stoffen, Körpern) derart statt, daß sie sich an die Oberfläche des beobachteten Individuums an Stelle anderer anlegen (Apposition) oder daß sie Schwellen der Oberfläche passieren, also ins Innere eindringen (Imposition, Intussuszeption) oder das Innere verlassen (Exposition, Exkretion usw.). Wir können solche Stoffe auf ihrem Wege beobachten oder wissen aus der Erfahrung, daß sie sich ins Innere und im Innern bewegen, dabei zerfallen, neue Verbindungen eingehen usw., und können uns dieser zunächst gegenständlich wahrgenommenen Vorgänge erinnern. So erinnern wir uns z. B., daß ein Bissen, der den Mund passiert, „einverleibt" wird, in der Regel durch Schlund und Speiseröhre in den Magen gelangt, dort verdaut wird usw.; wir haben die Bewegung des Bissens zunächst gegenständlich beobachtet und schließen aus der analogen Passage eines Bissens, daß sich die Aufnahme in der erinnerten Weise fortsetzen werde, wobei die Kehlkopfbewegungen beim Schlucken usw. sowie Mitteilungen des Beobachteten, beim Selbstschlucken eigene koordinativ-taktil-thermische Aktualitäten usw. Bestätigungen sind; all das muß das Kind und in ausführlicherer Weise der ältere Mensch erst lernen (zunächst ist der ganze Vorgang geheimnisvoll, das Kind weiß noch nichts von Schlund, Speiseröhre, Magen usw.). Aus der Erfahrung wissen wir auch, daß Sauerstoff die Hautporen passiert, obwohl wir das makroskopisch nicht wahrnehmen können, usw. Ebenso beobachten wir allerlei Abgaben (Aus-

verleibungen), z. B. die des Kotes, Harnes usw. Aufnahme und Abgabe sind also koordinative Veränderungen von Aktualitäten und Aktualitätenreihen; mit diesen Veränderungen sind immer auch gewisse eigenschaftliche verbunden (1. Bd. S. 446ff.). Die Bewegungen der passierenden Stoffe koinzidieren mit entspr. Bewegungen der aufnehmenden und abgebenden Individuen. Dieser Eronenaustausch findet zwischen allen Individuen, also den Reflex- und Reaktionswesen — natürlich in je spezifischer Weise — statt. Die koordinative Veränderung der Aktualität ist biologisches Symbol der kosmischen Veränderung, die Aktualität bewegt sich niemals isoliert, sie ist niemals von Nichts umgeben, alle Bewegung ist kosmisch.

2. Unbewußter Eronenaustausch. Von diesen bewußten Vorgängen ist zu unterscheiden der Austausch der Eronen, die durch die Oberfläche hindurch als je spezifische Paßformen in die sensibeln Nervenendigungen eintreten und nach Zurücklegung des Reflexweges das Individuum verlassen. Diese Art der Aufnahme und Abgabe findet sich nur bei Nerven-Hirnwesen, Reflexwesen; wir nennen die spezifischen Eronen Nerveneronen *). Diese Paßformen, also auch ihr Eintritt in die Oberfläche und ihr Austritt aus der Oberfläche des beobachteten Individuums sind unwahrnehmbar, sind Vorstufen (Vor- s. Präformen, Nach- s. Postformen, 1. Bd. S. 195) der Aktualität, die ihr biologisches Symbol ist. Ich erlebe bewußt (als aufeinander folgende Aktualitäten) z. B. das Auge des Menschen M und erinnere mich der bei anatomischen usw. Studien gegenständlich erlebten Reihe Hornhaut, vordere Augenkammer, Linse usw., dann sensible Sehnervendigungen, Sehnerv usw., dann Sehrinde, motorische Nervenstrecke, endend im Muskel, dann wieder Oberfläche, erinnere mich also des Reflexweges; ich schließe legitim, daß auch im unversehrt beobachteten Individuum, auch in mir optische Reflexe stattfinden, daß sich also im Nervenrohr (im Achsenzylinder, in den Fibrillen) von der Aufnahme- zur Abgabestelle „Teilchen" bewegen und daß ihre Bewegung durch die kontaktverbundenen Neuronen hindurch, dann in und durch den Muskel eben der Reflex ist. Im Nervenrohr kann ja nicht Nichts sein, bei der chemischen Untersuchung finden wir Eiweißsubstanzen usw. vor und schließen, daß auch in vivo solche Substanzen im Nerv vorhanden sind, doch sind sie nicht identisch mit denen, die sich bei der chemischen Analyse

*) Die Anschauungseinheit oder kurz die Aktualität heißt Eron (1. Bd. § 5), sie ist immer-anders, das Immer-anders wird als „Mehrzahl" beschrieben (S. 39, 52). Die Nerveneronen sind der Nervenstrom (1. Bd. S. 171), den die Nerven leiten und der bei den Funktionen der „Ausdrucksorgane" „ausgedrückt" wird (Ausdrucksbewegungen). Sie sind die Vor- und Nachformen aller Aktualitäten einschließlich der Nerven. S. S. 155.

des (herausgeschnittenen!) Nerven ergeben, sondern lediglich „Entsprechungen" (S. 88); diese Substanzen, auf die also nur geschlossen werden kann, sind die Nervensubstanzen einschl. derjenigen, die den Nerv als Nerven- s. Eronenstrom passieren. Ich beschreibe somit Bewußtes (spezielle Aktualitätenreihen) aus der Erinnerung (1. Bd. S. 687, 735) und schließe, daß sich auch die vitalen Vorgänge im Nerven analog vollziehen, d. s. also die Vorgänge, die im RS stattfinden, so lange es im unversehrten Gesamt des Organismus funktioniert. Einen solchen Vorgang (Reflex) kann niemand phänomenal-gegenständlich erleben, man kann nur aus allen anatomisch-physiologischen Erfahrungen (auch experimentellen, z. B. am Nerv-Muskelpräparat usw.) schließen, daß die vitalen Muskel-Gelenkaktionen ebenso wie die Aktionen der inneren Muskeln usw. Ausdruckserscheinungen von Reflexen sind. An der Richtigkeit dieses Schlusses kann bei hinreichender Sachkenntnis niemand zweifeln, ebenso wenig an der des Schlusses, daß der Mensch ein Gehirn, eine Lunge usw. hat. Beschreibungstatsachen sind auch Tatsachen (S. 42). Der Schluß geht fehl, daß der Reflex, da ich ihn nicht phänomenal aufzeigen könne, nicht existiere, oder daß ich auf etwas schlösse, das außerhalb meiner Wahrnehmung existiere; der Reflex existiert eben als Beschreibungstatsache. Richtig ist wiederum der Schluß, daß der Reflex Bewegung von „Teilchen", also Eronen ist; ein anderer Schluß ist schlechterdings unmöglich, sofern man die Muskelaktionen nicht mehr als „psychogene Wirkungen" oder sonstwie dämonistisch deutet (womit keinerlei Erklärung gegeben wird). Auch die Entstehung des Bewußten kann niemand bewußt erleben; ich kann ja nur die Hirnrindenzellen eines Menschen usw. unterm Mikroskop, also außerhalb des organismischen Zusammenhanges, herausgeschnitten und gefärbt wahrnehmen, und diese Aktualitäten können sich mit anderen Aktualitäten assoziieren, und so kann sich, wie bei mir geschehen, eine Lehre von der spezifischen Funktion der Hirnrindenzellen, der Entstehung des Bewußtseins bilden, deren Richtigkeit sich nur daran erweist, daß keine einzige Tatsache mit ihr in Widerspruch steht. Ist es klar, daß ich die Entstehung meines Bewußten nicht beobachten kann, so ist es ebenso klar, daß ich die Entstehung des Bewußten bei einem anderen Wesen nicht beobachten kann, also eines Bewußten, das nicht mein Bewußtes ist und doch von mir als Beobachter wahrgenommen werden, mir bewußt sein müßte!

Wir schließen also legitim, daß die in und durch die Oberfläche (oberflächliche Zellschicht) eintretenden Paßformen in die sensibeln Nervenendigungen aufgenommen werden und den Reflexweg — je nach Spezifität mehr minder weit (das Eron „schwingt", s. 2. Bd. S. 299, 340, 409, § 37 Anm.) — zurück-

legen. Ihre Anzahl steigt und fällt gemäß der Funktionsintensität (Kapazität) des RSs. Beschreibe ich die Nervensubstanzen als mein Bewußtes, dann sind diese Aktualitäten je das biologische Symbol (auch) der aufgenommenen Paßformen, die ja als solche unwahrnehmbar sind. Die Aktualität, die im Ablaufe des Reflexes entsteht, ist nicht „das Bewußtsein von diesem Reflexvorgange"; die „Teilchen" (Eronen), die sich im Nerven bewegen, sind ja Vorstufen, Vorformen, und man kann natürlich die Vorstufen des Bewußten nicht bewußt wahrnehmen, das Bewußte ist nicht mit seinen Vorstufen, die wir „Unbewußtes" nennen, identisch, sondern ihr biologisches Symbol, und nur als solches stellt es die Gesamtheit der Eronen dar und ist Ausgangspunkt der genetischen Beschreibung, die eben zu den Vorformen führt (1. Bd. § 16, 2. Bd. S. 231).

Weder kann ich die Vorstufen meines Bewußten noch kann sonst irgendwer die Vorstufen seines Bewußten wahrnehmen; die Funktion des RSs einschl. Denkzelle kann sich nicht selber beobachten, die Funktion kann nicht (obendrein oder nochmals) funktionieren! Man kann aber sein eigenes Bewußtes als Analogie zu den Vorstufen des Bewußten eines anderen beschreiben, ja eine andere Beschreibung der vitalen Nervenvorgänge ist überhaupt unmöglich. Man muß sich darüber klar sein, daß meine Aktualität, die einzige, die ich erleben kann, biologisches Symbol der Vorstufen ist, die somit „meine" Vorstufen sind, daß also meine Vorstellung der Nervenfunktion eines anderen Individuums immer nur eine Analogie zu den Vorstufen der Aktualität dieses anderen sein kann; ich kann weder meine noch deine vitale Nervenfunktion beobachten, sondern nur erschließen. Die Vorstufen (Präformen) wie die Nachstufen (Postformen) deiner Aktualitäten sind ebenso wenig mit den meinigen identisch wie deine Aktualitäten mit den meinigen. Es wandeln sich auch nicht Eronen meiner Welt in solche deiner Welt um, ein solcher Übergang kommt niemals vor und kann niemals vorkommen — es müßte denn die Anschauung aufgehoben werden; der Übergang von Eronen von „mir" zu „dir" vollzieht sich ausschließlich in meiner Welt: ich kann ihn nur an dem Immer-anders-sein meiner Aktualität konstatieren, andere wie meine Aktualitäten kann ich überhaupt niemals erleben, ich habe eben nur mein Gehirn. Die Nerven, die ich beobachte, sind — eben als meine Aktualitäten — von den analogen Nerven verschieden, die du beobachtest. Der Nervenstrom, auf den ich schließe, ist nicht identisch mit dem Nervenstrom, auf den du schließest: der eine gehört zu meiner, der andere zu deiner Welt — und auch dieser Schluß vollzieht sich in meiner Welt und ist „um eine Welt" verschieden von dem „gleichen" Schlusse, der sich — wie ich wiederum in meiner Welt und nur in ihr schließe

— in deiner Welt vollzieht (über „Fremdbeschreibung" s. 3. Bd. S. 31ff.). Niemand kann über seine Hirnrinde hinausdenken (1. Bd. S. 471). Jedes Wesen hat seine Welt; zwischen diesen Welten finden nicht die allergeringsten Übergänge statt, sie sind „prinzipiell", anschauungsgemäß geschieden, wenn auch, wie ich in meiner Welt erfahre, die Welten aller Menschen einander mehr minder ähnlich, eben menschliche sind (S. 25, 32).

Der Eronenaustausch kann sich nur innerhalb der Welt jedes Einzelnen, nicht aber zwischen meiner und deiner Welt vollziehen. Von einer Denkzelle bewegen sich intra- oder extraindividual (1. Bd. S. 400, 510) Eronen (Vor- und Nachformen, Paßformen) zur assoziierten Denkzelle; zwischen Aktualitäten selber kann Eronenaustausch nicht stattfinden (die Aktualität ist ja der biologische Punkt, „Punkt" im mathematischen Sinne), aber gemäß dem unbewußten Eronenaustausch ändert sich die Aktualität, er zeigt sich an ihrer Änderung sozusagen an, und nur insofern, abbreviativ kann man auch ihn als „interindividuell" bezeichnen, doch bleibt er verschieden vom bewußten Eronenaustausch, dem Übergange von Teilen eines Individuums in den Bestand eines anderen. Indem sich anschauungsgemäß Eronen aus meiner Welt nicht in deine und umgekehrt bewegen können, meine Aktualität nicht die deine werden kann und umgekehrt, kann ich auf dich und kannst du auf mich nicht den geringsten Einfluß haben; ein Einfluß = Ein-fließen ist nur möglich als Eronenaustausch innerhalb meiner Welt, also zwischen meinen Denkzellgruppen, deren Aktualitäten „ich" und „du" sind. Und jeder Mensch wird genau so von sich — und demnach auch von den anderen sprechen, sofern er die hinreichende Einsicht gewonnen hat.

Von meiner optischen Denkzellgruppe s z. B., deren Aktualitätenreihe der Stein S ist, bewegen sich auf dem intra- oder extraindividualen (das Individuum bin ich) Assoziationswege gemäß der Schaltung Eronenströme zu meiner Denkzellgruppe m, deren Aktualitätenreihe das Auge des Menschen M ist. Ich nehme also den Stein wahr, dann Luft, dann das Auge des M, den Eronenstrom aber von s nach m oder S nach M nehme ich nicht wahr, er verläuft unaktuell, wobei die Denkzellen, deren Aktualitäten „Luft" sind, oder „die Luft" als Leiter funktionieren (2. Bd. S. 342). An die Hornhaut des M schließen sich, wie ich aus der Erinnerung an anatomische usw. Studien beschreibe, die Augenmedien, die (hirnwärts gerichteten) Stäbchen und Zapfen der Netzhautganglien, die weiteren Neuronen des Sehnerven, schließlich die optischen Modalzellen an, und zwar sind die von s herkommenden Eronen Paßformen für gewisse Empfangsstellen, Nervenfasern und Denkzellen, so daß, falls diese RSe aktuell funktionieren, das Bewußte „Stein" als Aktualitätenreihe des M „da" ist; in die Denkzellen fließen auch von andern Stellen her Eronen zu, wie im 1. Bd. § 27,4 usw. berichtet, und die Aktualität ist ihrer aller biologisches Symbol. Von den Denkzellen des M fließen Eronenströme direkt oder (über assoziierte Denk- oder Verbindungszellen) indirekt zu den zugehörigen Ausdrucksorganen, z. B. zu den Sprechmuskeln des M, so daß er in Worten

„ausdrückt", daß er den Stein wahrnehme usw.; ich beobachte die Mundbewegungen und erlebe dann eine akustische Gegenstandsreihe, die ich als die Worte des M agnosziere, es findet also die Assoziation Mundbewegung → Worte des M statt — und all das vollzieht sich in meiner Welt. Je nach der Reflexschaltung kann auch ein anderer Ausdruck erfolgen, z. B. eine Armbewegung, die auf den Stein gerichtet ist, und ich schließe aus dieser Bewegung, daß M den Stein wahrgenommen hat und wahrnimmt. Niemals aber kann ich „denselben" Stein wahrnehmen wie M, sondern nur den analogen bis gleichen; meine Aktualitäten sind nicht mit denen des M (usw.) identisch, meine Hirnrinde ist nicht die des M, meine Nerven und ihre Funktionen sind nicht identisch mit denen des M, also darf ich auch nur sagen, daß die Nervenvorgänge des M (usw.) analog zu den meinigen, analog auch zu den von mir (entspr. der anatomischen usw. Erfahrung) begrifflich vorgestellten Nervenvorgängen sind. Die bei den Muskelaktionen des M abgegebenen Eronen (Postformen) bewegen sich gemäß ihrer Spezifität weiter, gehen z. B. teilweise wieder in mein Auge ein und passieren neuerdings den Reflexweg, so daß ich je nachdem M und seine Bewegungen oder den Stein wahrnehme usw.; analog ist der Vorgang in der Welt des M.

Die im Assoziationswege zwischen den Denkzellen zirkulierenden Eronen sind nur ein Teil der überhaupt die RSe passierenden Eronen; ebenso sind die vom Denkzellkomplex s ausgehenden Eronen nicht die Gesamtheit der in ihm anwesenden, ihn bildenden Eronen, so daß er nunmehr „leer" oder überhaupt nicht mehr vorhanden wäre. Der Eronenaustausch ist also nur partiell, so lange die Zelle besteht. Ihr totaler Eronenabgang ist die letale Teilung, das Sterben.

Aus diesen Tatsachen ergeben sich zu den in den ersten Bänden mitgeteilten noch weitere Widerlegungen der Theorie von der „objektiven, vom Bewußtsein unabhängigen Welt".

α. Man kann die Nervenfunktion niemals recht verstehen, so lange man die Welten der einzelnen Menschen (u. a. Gehirnwesen?) identifiziert. Diese Identifikation ist durchaus gang und gäbe, nicht nur im naiven, sondern auch im wissenschaftlichen Denken; man spricht allenthalben von der „objektiven Wirklichkeit" als der für alle identischen, also vom Bewußtsein unabhängigen Welt, einer Welt, die auch ohne Menschen, die sie wahrnehmen, also vor ihrer Erschaffung und nach ihrem Aussterben existiere, und die sich in den Wesen (ihrer Seele, ihrem Bewußtsein usw.) ab- oder widerspiegele, so daß die Wahrnehmungswelt „nur" ein „Bild", ein „Schein" und wohl gar ein Traum, eine Täuschung, Lug und Trug usw. sei usf., aber bei dem Versuch, die Annahme der identischen Welt mit der spezifischen Nervenfunktion in Einklang zu bringen, gerät man sogleich in die logischen und erkenntnistheoretischen Brüche. Man behauptet z. B., von dem identischen Gegenstand, z. B. diesem Baum gehen Strahlen in mein und dein Auge, diese erzeugen das berühmte Netzhautbild (1. Bd. §§ 2, 14,1 Anm., 2. Bd. S. 302), und dieses oder der Gegenstand (??) werde nun, indem die Strahlen durch den Sehnerven in die Sehrinde gelangen (wie??), wahrgenommen, — ein höchst sonderbarer

Mythus. Der angeblich für alle identische Gegenstand soll Strahlen aussenden — wie soll er aber das machen, wie soll das geschehen, wie soll ich mir vorstellen, daß ein Gegenstand Strahlen aussende, welcher Art sollen die Strahlen sein usw.? Aber der identische Gegenstand kann nun doch auch nur (s. v. v.) „identische Strahlen" aussenden! Ist also der identische Gegenstand absolut unveränderlich und zwar in alle Ewigkeit — oder doch so lange es Gott, der ihn geschaffen hat und vernichten kann, gefällt? Verändert er sich aber im allergeringsten, so können die „Strahlen" nicht identisch sein — und was dann? Wieso vermögen die identischen Strahlen in verschiedene Augen einzudringen und doch identische Wahrnehmungen zu erzeugen? Wie können zwei oder viele Strahlen identisch, derselbe sein? Sie können es gar nicht, sie sind sich höchstens ganz ähnlich, also müßte der identische Gegenstand nicht-identische, verschiedene Strahlen aussenden — wie aber kann der identische Gegenstand verschiedene Strahlen aussenden, und wie kann trotzdem die identische Wahrnehmung zustandekommen, der Gegenstand identisch wahrgenommen, die Wahrnehmung mit dem Gegenstand identisch sein (oder ist sie das nicht?? s. l. c.)? Es ist uns klar, daß zwei nicht eins sind, daß der Baum B, den ich jetzt wahrnehme, nicht identisch mit dem nämlichen Baum, den ich im geringsten später wahrnehme, sondern ihm nur gleich (also B′) ist, ferner daß der Baum B, den ich wahrnehme, nicht identisch ist mit dem Baume, den ein anderer wahrnimmt und gleich mir bezeichnet, mag der andere auch ganz dicht neben mir stehen oder sich mit größter Geschwindigkeit an den Platz stellen, den ich soeben verlassen habe. Mögen sich meine und deine Aktualitäten „Baum" noch so sehr ähneln, sie sind doch eben als meine und deine verschieden. Der Brief, den du mir schreibst, ist nicht identisch mit dem, den ich empfangen werde, sondern nur ihm gleich; er kommt nicht aus deiner Welt in meine, sondern existiert überhaupt nur in meiner Welt, und ich schließe in meiner Welt, daß „er" analogisch in deiner existiert. Innerhalb meiner Welt finden sich niemals Aktualitäten eines andern Wesens vor und umgekehrt, es ist das auch anschauungsgemäß vollkommen ausgeschlossen; somit sind auch die Vor- und Nachformen (Vor- und Nachaktualitäten), von denen wir in der genetischen Beschreibung der Aktualität sprechen müssen, die meinen und die deinen niemals identisch, somit ist die Annahme einer identischen (bewußten und unbewußten) Welt reine Fiktion, obendrein Irrtum.

β. Sämtliche RSe sind stets in Funktion, so lange der Organismus besteht. Die Intensität steigt und fällt in spezifischer Periodik; alles Geschehen verläuft periodisch. Unter allen RSen eines Individuums ist jeweils eines in so hoher Funktion (ak-

tueller Funktion s. Präfunktion), daß in einer der zugehörigen Denkzellen das Bewußte, der biologische Punkt erscheint. Auch während der unaktuellen Funktionsgrade werden also Eronen aufgenommen und passieren das RS. Diese Tatsachen sind bei Annahme einer „objektiven Wirklichkeit" unverständlich. Wieso nehme ich dann nicht immer die ganze Welt, d. h. alle Aktualitäten wahr, sondern immer nur eine, die Aktualität (zwei können nicht zur selben Zeit und am selben Orte sein)? Gehen von den Gegenständen der „objektiven Welt" nicht immer Strahlen aus und falls nicht, wieso nicht? was machen diese Gegenstände mit den Strahlen, die sie nicht aussenden? oder sollen die ausgesandten Strahlen etwa zu „schwach" sein, so erheben sich die gleichen unlösbaren Fragen. M kann einem von mir wahrgenommenen Baume den Rücken zukehren, gehen denn dann von diesem Baume zu M keine Strahlen aus und wieso nur zu mir und nicht auch zu M, oder gehen doch auch zu M Strahlen, aber „zu schwache" — gehen sie dann um die Ecke? Realiter sind auch alle RSe des M, also auch diejenigen, deren Aktualität der Baum ist, immer in Funktion, gehen die Paßformen für die RSe gar nicht vom Bewußten aus, das ja erst auf dem Höhepunkte der Funktion „da" ist, sondern sind — beschreibungsgemäß! — „überall" vorhanden. Sobald die Denkzelle aktuell funktioniert, können von ihr ausgegangene Paßformen (die so-spezifischen) auf dem intra- oder extraindividualen Reflexwege wieder in diese Zelle zurückkehren, so daß eine Art Kreislauf mit (möglicher) Wiederholung der Aktualität stattfindet. Wie oben gesagt, gehen die Eronen von Zelle zu Zelle, nicht von Aktualität zu Aktualität (die ja selber physischer Pol des Eron oder kurz Eron selber und „der Punkt" ist), und nur kurz und ungenau, bequemerweise kann man auch von unbewußtem interindividuellem Eronenaustausch sprechen. — Endlich: ich nehme Vieles wahr, was andere überhaupt noch nicht (z. B. Kinder mit ihrer rel. gering entwickelten Hirnrinde) oder doch zu anderer Zeit wahrnehmen; es ist also wiederum klar, daß die Paßformen, die in meinen RSen und denen der einzelnen andern Wesen fließen, verschiedene sind, daß jeder Mensch seine und nur seine Welt erlebt oder, wie man auch sagt, in seiner und nur in seiner Welt lebt*).

*) Die Welt ist realiter die Objektität. Will man von „objektiver Welt" noch in einem andern Sinne sprechen, so realiter nur in dem Sinne: die Welt, wie sie alle Gesunden erleben, die normale Welt. Analog: objektive Wahrheit, Gerechtigkeit, objektives Verfahren usw. Die Welt des Kranken weicht — eben als krank — von der „objektiven Welt" ab und heißt sonach „subjektive Welt", subjektive Weltanschauung. So leugnen gewisse Neurotiker symptomatisch die normale, in diesem Sinne objektive Welt, Sitte, Gerechtigkeit usw. und wollen nur ihre „subjektive Welt" anerkennen und als „objektiv" hinstellen und zur objektiven Welt machen. Man nennt diese Kranken „Subjektivisten" aber sie nehmen es schwer übel, daß man es ihnen sagt.

Wir bezeichnen die Gesamtheit der Vor- und Nachformen als „das Unbewußte" (1. Bd. S. 180), man kann auch sagen „die unbewußte Welt", muß aber dieses Wort und das damit Bezeichnete realisch verstehen und nicht irgendwie fiktional deuten.

Die Tatsache, daß ich z. B. diesen Baum „ebenso" benenne wie M, nämlich Baum (Eiche, Apfelbaum usw.), darf nicht länger dahin mißverstanden werden, als ob wir beide „denselben" Baum wahrnähmen, allgemein also eine für alle identische „Welt an sich" da wäre, die nun eben jeder „anguckt". Ebenso wenig wie mein und dein Baum phänomenal identisch sind, sind es ja auch die Worte, sie sind nur gleich, gleichlautend, ich kann sie durchaus unterscheiden; meine Worte sind nicht deine Worte, wie meine Gedanken nicht deine Gedanken sind. Auch das analoge Verhalten von mir und dir zu dem „nämlichen" Gegenstand ist nicht „dasselbe", sondern beide Verhaltungen sind höchstens ganz ähnlich, eben analog. S. auch S. 22 Fn. —

Alle Denkzellen aller Zentren sind miteinander unmittel- oder mittelbar assoziiert, unbewußter Eronenaustausch findet also zwischen allen Denkzellen oder — kurz und ungenau gesagt — allen Aktualitäten, allen Individuen statt und zwar im Rahmen der Spezifität, die ja auch die — eben spezifischen — Veränderungen umfaßt. Zellkomplexe, deren Aktualitäten Reaktionswesen, also nervenlose Wesen sind, können natürlich keine Nerveneronen aufnehmen, wohl aber Eronen, die gemäß ihrer Spezifität sich zu Paßformen für Zellen, deren Aktualitäten Nerven sind, verändern, abgeben (so daß ja eben z. B. ein Stein wahrgenommen wird) und anderseits Eronen, die gemäß ihrer Spezifität sich aus Nerveneronen zu Paßformen für sie verändern, aufnehmen. Die Entfernung der im unbewußten Eronenaustausch stehenden Individuen von einander (vgl. auch 1. Bd. § $27_{,3}$, 2. Bd. § $30_{,4,\ b,\ \delta}$) spielt eine Rolle nur quoad Reflexzeit. Der Austausch läuft in haupt- und nebenwegigen Bahnen. Zwischen den am häufigsten aktuellen Zellen oder Aktualitäten, also dem Individuum und seiner nächsten Umgebung ist auch der Eronenaustausch am häufigsten hochintensiv. — Über Ähnlichkeit s. § $1_{,1,\ A}$.

Der Eronenaustausch vollzieht sich gemäß der je spezifischen Funktionsperiode der assoziierten Zellen. Er wird nicht verursacht. Die Umgebung kann also nicht irgendwie ursächlich auf das umgebene Individuum einwirken, dessen RSe weder in Funktion setzen noch die Funktion steigern oder hemmen noch etwa gar die RSe erst schaffen (Assoziationen „stiften"). Der Ein-fluß ist lediglich zeiträumliches Geschehen. Dies gilt auch für den Ein-fluß des Individuums auf seine Umgebung. Vgl. § $3_{,2\ \text{u}\ 3,\ B}$.

Wir haben bisher von der optischen Modalität gesprochen. Die Ausführungen gelten mut.mut. auch für die übrigen Sinnesgebiete. Gemäß der überwiegenden Entwicklung des optischen Sinnes pflegen die Menschen ihre Beschreibungen zunächst an die optischen Gegenstände anzuknüpfen; dies geschieht hier auch, doch betonen wir, daß man, wie es im naiven und im wissenschaftlichen Denken geschieht, die andern acht Sinnesgebiete nicht übersehen oder gar leugnen und als rätselhafte Anhängsel des Optischen als der „allein objektiv existenten Welt" auffassen darf (wofür das klassische Beispiel die mechanische Nerventheorie ist, 2. Bd. § 37 Anm.). Wir nehmen auch die Hör-, Tast- usw. Nerven optisch-gegenständlich wahr, genau so wie das Sehorgan, und beschreiben auch ihre Funktionen „nach", d. h. analog dem optischen Geschehen, wissen aber, daß die optisch-gegenständlichen RSe lediglich die biologischen Apparate sind, „an" oder „in" denen sich die akustischen, taktilen usw. Vorgänge vollziehen, wie S. 44 angegeben. Also: wir studieren den Menschen als optisches Individuum, finden da die RSe vor und gruppieren sie nach den erlebten Sinnesgebieten als optische, akustische usf. Wir schließen legitim, daß auch der unversehrte Mensch ein ganzheitliches Gefüge von RSen ist. Das Akustische ist nicht sichtbar, das Optische nicht hörbar usw. „Akustische RSe" als spezielle akustische Aktualitätenreihen, also derart, wie wir im Optischen beim anatomischen usw. Studium des Menschen solche RSe wahrnähmen, kommen nicht vor, wohl aber schließen wir legitim aus allen Tatsachen einschl. der, daß es akustische Aktualitäten gibt, auf die Existenz akustischer Reflexe, deren Bahnen mit spezifischen sichtbaren Bahnen derart zusammenfallen, daß wir diese als Leitungswege der akustischen Eronen beschreiben — genau so übrigens, wie wir gewisse andere RSe als Leitungswege der optischen Eronen usw. beschreiben (wobei die „Leitung" die Funktion ist, also gemäß der biologischen Periodik der Neuronen mehr minder intensiv ist, in der Denkzelle zur Entstehung des Bewußten führt usw.). Weder der Eronenstrom im akustischen RS noch die Hauptsubstanzen im Kern der Denkzelle, bei deren Vereinigung die Aktualität auftritt, sind optisch, sondern eben akustisch; die Substanzen, die wir am präparierten Nerv sehen und chemisch ermitteln, sind lediglich „Entsprechungen" der in vivo vorhandenen akustischen — wie übrigens auch optischen! — Substanzen (S. 88). Das Gleiche gilt für alle andern Sinnesgebiete. Es gilt auch für die sympathischen und die idealischen Nerven und ihre Funktionen.

Demnach dürfen wir nicht sagen: das Akustische usw. sei „Funktion des Optischen", Vorgang im Optischen, das allein existiere und (in unerklärlicher Weise) optisch, akustisch usw. funktioniere; wir dürfen nicht sagen, daß „die Welt nur optisch",

noch dazu nur optisch-gegenständlich sei, die Gefühle und Begriffe also wiederum in unerklärlicher, nur dämonistisch deutbarer Weise verursache. Wir müssen sagen: es gibt RSe in unserer optischen Wahrnehmung, die so-spezifisch sind, daß in ihnen die optischen, andere so-spezifisch, daß in ihnen die akustischen Reflexe ablaufen usw. Die optische Denkzelle kann die (ihre) optische Aktualität ebensowenig verursachen wie die akustische Denkzelle die (ihre) akustische Aktualität; beide treten lediglich im Ablaufe der Reflexe und zwar bei der Akme auf. Akustisches kann nie im Optischen, Optisches nie im Akustischen vorkommen; optische Paßformen können als solche, als optische niemals Symbolkomponenten akustischer usw. Aktualitäten sein und umgekehrt. Die Sinnesgebiete sind durchaus voneinander ge- und verschieden, doch bestehen zahllose Zusammenhänge, Assoziationen und findet ein Übergang optischer Eronen unter entspr. Umwandlung in akustische usw. und umgekehrt statt; diese optischen Eronen sind akustophile, die akustischen, die ins Optische überwandern, optophile usw. (1. Bd. § 15), d. h. so-spezifische Eronen, daß sie sich eben in der gen. Weise verändern. Dies gilt für alle Sinnesgebiete. So ist der interzentrale Eronenaustausch zu verstehen. Über die Einzelheiten ist im 2. Bd. ausführlich gehandelt.

Zur Umgebung eines Individuums rechnet man gewöhnlich die nächsten (es berührenden) und näheren Gegenstände, nicht die fernliegenden. Grundsätzlich muß man aber die gesamte gegenständliche Welt um ein Individuum zur Umgebung rechnen; man spricht dann lieber von Umwelt. Die Umwelt ist die Gesamtheit der äußeren Um-stände. Jedes Individuum ist zentral in seine Umgebung-Umwelt eingeordnet; die Welt ist egozentrisch (oder wie ich in EdS. § 2 sinngleich gesagt habe: egoistisch) organisiert, man darf „egozentrisch" aber nicht mit „individualistisch" (wie jenes „egoistisch" nicht mit dem charakterlichen „Egoismus" verwechseln, s. 5. Bd. § 13, 6. Bd. § 3,4). Ein Wechsel der Umgebung ist eine allgemeine Veränderung, ist kosmische Bewegung; die Veränderungen sind in jedem Punkte spezifisch, mehr minder sinnfällig, als gleich- oder gegensinnig im allgemeinen Zusammenhange (1. Bd. S. 660). Die geringste Bewegung, die das Individuum, die sich in oder an ihm, in seiner nächsten oder ferneren Umgebung vollzieht, ist Beispiel, Symbol, Präsentant, Aktuellsein der kosmischen Bewegung und somit selber kosmisch. Die Aktualität ist immer-anders, die Bewegung ist vw. Veränderung der Koordinatik (koordinativen Sk.), und es ist klar, daß sie nirgends isoliert, bei (absolut-)ruhender Umgebung stattfinden, sondern eben nur koordinativer Eronenaustausch sein kann. Sie wird also auch nicht durch einen Punkt verursacht, in Gang gesetzt, sondern sie ist eine biologische Tat-

sache wie das Sein selber. Sie ist nicht „dereinst" durch Gott usw. aus einem utopischen Woher in die ruhende Welt gezaubert worden, die Bewegung hat nicht (als Gotteskraft usw.) die Welt in — Bewegung gesetzt — oder was sich der Dämonist sonst zurechtphantasieren mag; der „bewegende Punkt" als Kraftzentrum, das die Welt bewegt, ist reine Fiktion (vgl. den Glauben primitiver Völker, wonach jede kleinste Bewegung — auch das Wort — des Häuptlings-Gottes „alle" Bewegung, alles Heil und Unheil verursacht, also „unterlassen werden muß" [der Gott „muß" absolut bewegungslos sein!]). Der „bewegende Punkt" ist realiter „bewegt", Punkt der allgemeinen koordinativen Veränderung, die Aktualität. Vgl. 2. Bd. §§ 30, 31.

Ferner pflegt man zur Umgebung eines Individuums nur die optische Gegenständlichkeit zu rechnen. Ich sehe also einen Menschen umgeben von Luft, Kleidung, Wohnung, gewissen Personen usw., letztens von „allen Dingen". Indem alle optischen Gegenstände mit bestimmten akustischen, taktilen usw. Gegenständen assoziert sind, genügt es für die gewöhnliche Beschreibung, die optische Gegenständlichkeit anzugeben, implizit werden damit auch die assoziierten akustischen usw. Aktualitäten gemeint. Es bleibt auch unerkannt oder vernachlässigt die Tatsache, daß die von mir wahrgenommene Umgebung eines Objekt-Individuums (1. Bd. § 27,7) nur eine Analogie der von diesem wahrgenommenen Umgebung, mit ihr nicht identisch ist; ich kann aber die Umgebung, die das Objekt-Individuum erlebt und die ich niemals erleben kann, nur nach der von mir erlebten Umgebung dieses Individuums beschreiben, d. h. aus dieser von mir erlebten Umgebung Schlüsse auf Ähnlichkeiten-Unähnlichkeiten der vom Beobachteten erlebten Umgebung ziehen, dazu auch seine Mitteilungen (die ich höre, die also in meiner Welt verlaufen) u. a. Ausdrucksweisen (sein Verhalten, das ich beobachte, das also wiederum in meiner Welt verläuft) verwenden. Die Umgebung im weitesten Sinne ist die Außenwelt, die Welt der Gegenstände (1. Bd. S. 588f., 698); die ins Innere lokalisierten (l. c.) Gegenstände wird man kaum zur Umgebung rechnen. Für die Beschreibung eines Objekt-Individuums und seiner Umgebung, die ich erlebe, ist es gleichgültig, ob dieses Individuum Bewußtsein hat oder nicht, ob es sich um ein Reflex- oder Reaktionswesen handelt; diese Art der Beschreibung ist in diesem ganzen Bande innegehalten, die Weltanschauung ist im nächsten Bande beschrieben.

b) Der Austausch sympathischer Eronen.

Auch die sympathischen (einschl. der hier immer mitgemeinten parasympathischen) Nerven nehmen wir bei anatomischen Studien und nur optisch-gegenständlich wahr. Wir schließen

legitim, daß auch alle Reflexwesen, die unversehrt wir wahrnehmen, ein sympathisches Nervensystem haben. Die sympathischen Funktionen können wir aus den einschlägigen Beobachtungen nur erschließen — in der gleichen Art, wie wir auf die sensorischen Reflexe aus der Empirie schließen. Gefühle sind keine Gegenstände; es ist gänzlich unmöglich, sympathische Aktualitäten oder gar noch ihre Vorstufen gegenständlich wahrzunehmen, und geradezu grotesk zu verlangen, daß sie — gegenständlich vorgewiesen werden sollen (vgl. 1. Bd. S. 46). Die sympathischen Reflexe vollziehen sich aber in einem speziellen gegenständlichen Apparat (S. 275), sind „an ihn gebunden" in der analogen Art, wie die sensorischen Reflexe an „ihre RSe", gebunden" sind; ein anderer Schluß ist realiter unvollziehbar (vgl. 1. Bd. S. 210).

Der sympath. Eronenaustausch kann also niemals innerhalb der Gegenständlichkeit, als gegenständlicher stattfinden. Die sympath. Sphäre ist eine Sphäre für sich; sie hängt genetisch-assoziativ mit der gegenständlichen und der begrifflichen Sphäre zusammen, gewisse Eronen sind so-spezifisch, daß sie unter entspr. Umwandlung ins sensorische bzw. idealische Gebiet übertreten, zu sensorischen bzw. idealischen werden (sympathogene Eronen), umgekehrt verändern sich gewisse sensorische und idealische Eronen (die so-spezifischen) in sympathische, kehren ins sympathische Gebiet zurück (resympathisierte Eronen). Der sympathische Eronenaustausch als solcher vollzieht sich also nur innerhalb der Gefühlswelt, der Innenwelt, intraindividuell, innerhalb der sympathischen RSe, der assoziierten Gefühlszellen oder — kurz und ungenau gesagt — ihrer Aktualitäten, die sich entspr. ändern. Insofern als sich beim sympath. Eronenaustausch die zum RS gehörige Modalzelle, also auch ihre Aktualität (qua Gefühligkeit) ändert, zeigt er sich im Gegenständlichen an. So ist auch der sympath. Reflex an den Veränderungen des sympath. Nerv-Muskelapparates zu erkennen, dieser Apparat ist der einzige, an dem sich die Bewegung der sympath. Eronen anzeigt, ja die Tatsache der sympath. Vorgänge verständlich wird. Übrigens sei daran erinnert, daß die Beschreibung der Gefühle nur „im indirekten Verfahren" geschieht (1. Bd. S. 687, 719, 3. Bd. S. 44ff.), nämlich mit gegenständlichen Worten, die „eigentlich" nur Gegenständliches beschreiben.

Wie im vorigen Abschn. für die sensorische Sphäre dargetan, so kann ich auch das sympath. Nervensystem des Menschen M (z. B. operativ) wahrnehmen, auch die daselbst ablaufenden Funktionen beschreiben, ich kann sensorische Ausdrucksbewegungen untersuchen und gewisse solcher Aktionen als sensorische Gefühlsausdrücke abgruppieren, auch auf gewisse innere Vorgänge von gewisser Art, Intensität usw. schließen usf. Aber der Schluß, daß bei den Aktionen der sympath. Muskeln des M

sympath. Eronen abgegeben würden, die in meine oder des N sympath. Nerven übergingen, ist unrichtig: die sympath. Eronen verkehren nur im Sympathikus, sie können (als sympath.!) die gegenständliche Luft, also die Modalzellen, deren Aktualität „Luft" ist, nicht passieren, es gibt keine Leitung, keine Brücke zwischen den Gefühlsnerven der einzelnen Wesen. Die Innenwelt des M, die Welt seiner Gefühle und ihrer Vorstufen (prä- und postsensilen Eronen) ist eine andere wie die meine, wenn auch eine mehr minder ähnliche und jedenfalls menschliche. Eine „identische Gefühlswelt" gibt es ebensowenig wie eine „identische Gegenstands- und Begriffswelt". Ich habe keinen andern Zugang zur Welt des M oder eines andern Wesens als — den logischen Schluß, der sich in meiner Welt vollzieht.

Diese Erkenntnis ist wiederum (S. 276) nicht eine Bestätigung der individualistischen oder solipsistischen Theorie, sie hat damit überhaupt nichts zu tun, sie ist lediglich ein Ergebnis der psychobiologischen Erforschung des Menschen, sie gehört zur psychobiologischen Lehre von der Persönlichkeit und ist genau so einwandfrei wie die Psychobiologie überhaupt. Ferner bedeutet diese Erkenntnis nicht die Verneinung jeder Möglichkeit von Menschenkenntnis oder die Ausleerung des Wortsinnes. Die Menschenkenntnis ist ja realiter nicht eine mystische Angelegenheit, also etwa Kenntnis des sog. „Seelenlebens" und mehr minder logisch angeordnete unkontrollierbar-phantastische Phraseologie um dieses „Seelenleben", sondern sie ist die (möglichst reiche) Differenzierung des Erlebnisses „Mensch" und die (möglichst reiche) Differenzierung der Beschreibung dieses Erlebnisses. Diese Differenzierung ist am reichsten beim Psychobiologen: er erlebt und beschreibt den Menschen bis in die feinsten Einzelheiten und in jeder Einzelheit das Ganze, seine Schlüsse auf die Welt des erlebten Menschen sind so sicher und fein wie überhaupt möglich. Der Psychobiologe ist der beste Menschenkenner. Auch der dämonistische Menschenkenner beschreibt tatsächlich nur Physisches und zieht Schlüsse auf die Welt des von ihm erlebten Menschen, er fingiert aber, daß er „mehr" bringe, nämlich Offenbarungen aus dem — fingierten Seelenleben, er verbleibt hierbei in der weltanschaulichen Unklarheit und wähnt, gerade diese Unklarheit sei „das Richtige" und beweise die Existenz des Metaphysischen, das ja eben vom Physischen „wesensmäßig" ver- und geschieden, aber doch irgendwie mit ihm verbunden sei, daher eben bloß „geahnt" werden könne (obwohl doch wahrhaftig nicht einzusehen ist, wieso meine Seele deine Seele nicht sollte klar erkennen können, wo sie doch beide gleiche, wohl gar „identische" göttliche, falls nicht teuflische Wesen sind, usf.). Der Dämonist jeden Entwicklungsgrades, also auch der moderne Psycho-loge und Psycho-therapeut,

beschreibt insofern unbestimmt und in Zirkeln, manchmal in „Gedankeninzucht" (und manchmal „Gedankenunzucht"), er beschreibt „vorläufig", wähnt aber oder gebärdet sich oft, als ob eben das Vorläufige — das Endgültige sei, er beschreibt oberflächlich, gibt aber vor, in die „Tiefe" zu dringen (sog. „Tiefenpsychologie"), er weiß gar nicht, daß er ja auch „nur" Physisches beschreibt und Schlüsse zieht, und wird das — je nach Charakter anständig oder unanständig — bestreiten, ja wohl gar den logischen Schluß ziehen, daß der logische Schluß als Denkmethode abzulehnen sei! Also Menschenkenntnis gibt es in jeder Weltanschauung, nur liegt sie beim psychobiol. Realisten auf einer höheren Differenzierungsstufe als beim Dämonisten, ja überhaupt auf der höchstmöglichen.

Wie ist es also: kann einer dem andern Sehnsucht oder Angst „einflößen", Schmerz zufügen, ihn in Trauer versetzen, ihm Freude bereiten? Nun gewiß, wir wollen ja eben die Art und Weise dieses Ein-flusses darlegen. Wie (S. 254) berichtet, konfungieren im RS die sensorischen und die sympathischen (natürlich auch die idealischen) Strecken, auf die sensorische kann — gemäß der spezifischen Periodik — die sympathische (oder idealische) Hochfunktion folgen oder umgekehrt. Folgt nun bei N auf die sensorische Hochfunktion, bei der seine Aktualitätenreihe „Mensch M" auftritt, die zugehörige sympathische Hochfunktion, bei der z. B. aktuelle Angst auftritt, dann sagt man: M habe N Angst eingeflößt (falls die Angst steil ansteigt: M habe N erschreckt usw.): exogene Gefühlserregung; M ist Vor-Sache, Ausgangspunkt, sein Verhalten An-laß, An-regung. Folgt dagegen auf die Angst des N seine sensorische Hochfunktion mit Erleben des M, so sagt man: N habe Angst vor M, man kann das endogene Gefühlserregung*) nennen. Erkenne ich ein gewisses Verhalten des N, der Partner des M ist, als Angstausdruck, dann sage ich: N hat Angst vor M, ängstigt sich (sich!) vor M; sehe ich N auf Worte usw. des M zusammenzucken, so sage ich: M hat N Angst eingejagt usf. N erlebt den M als angstgefühlig (beengend, bedrückend, bedrohlich), aber das ist sein Erlebnis, es kann von der Einstellung des M sowie der Art, wie andere Beteiligte den M erleben, mehr minder differieren. In keinem Falle besteht da ein kausaler („Faktoren" usw.), sondern nur ein zeiträumlicher Zusammenhang. In keinem Falle vollzieht sich da ein sympath. Eronenaustausch (hier also Angsteronenaustausch) im Gegenständlichen, also von M zu N als gegenständlichen

*) Endogen ist auch die Gefühlserregung, an die sich systemgenetisch zugehörige Begriffsreihen, z. B. angstgefühlige Erinnerungen anschließen, während man die Gefühlserregung, die auf Begriffsreihen folgt, als ideogene Gefühlserregung bezeichnen kann, z. B. Herzklopfen bei der Vorstellung hochgefährlicher Situationen, Erektion bei sinnlichen Vorstellungen usw.

Individuen; also die Formel „M erschreckt N" besagt realiter nicht, daß aus der Welt des M ein Quantum sympath. Angsteronen in die Welt des N überginge oder gar vom Willen des M zu N hinbeordert, in dessen sympath. Angstnerven hineingeschickt und diese Nerven in Erregung versetzt würden, sondern bezeichnet lediglich das Schreckerlebnis des N im zeiträumlichen Zusammenhange mit dem (von ihm erlebten) M. Die sympath. Welt des N ist von der des M vollkommen geschieden. Aber gewisse (die so-spezifischen) sensorische Eronen des N im Denkzellkomplex, dessen Aktualität M ist, verändern sich wieder zu sympathischen und nehmen an der sympath. Hochfunktion teil, sie fließen also aus dem sensorischen ins sympathische Gebiet ein, und nur so ist der „Ein-fluß" (fließen, flößen) gegenständlicher (bzw. idealischer) Vorgänge „auf" (Richtungswort) die Gefühlsabläufe zu verstehen — wie umgekehrt der Einfluß des „Gefühlslebens", nämlich in Form sympathogener Eronen, auf die Gegenständlichkeit (bezw. Begrifflichkeit). Diese einfließenden Eronen sind niemals das Gesamt der die konfungenten Reflexstrecken passierenden Eronen, sondern nur Anteile, und ihre Anzahl entspricht der Enge, Innigkeit des Kontaktes, also der Schaltung s. Funktionsperiodik. Ein Kausalnexus besteht nicht, er wird nur hineingedeutet. Ob die RSe aktuell oder unaktuell funktionieren, ist irrelevant. Diese Vorgänge sind nicht eigentlich sympath. Eronenaustausch, können aber als eine besondere Art dazu gerechnet werden.

Man kann von einem sympath. Eronenaustausch zwischen M und N auch nicht in dem Sinne sprechen, daß zwischen meinen Gefühlszellen, die den modalen Zellkomplexen, deren Aktualitäten M und N sind, systemgenetisch zugeordnet sind, Eronenaustausch stattfinde. Dieser vollzieht sich ja in meiner Hirnrinde, und ihm gemäß ändern sich in gewissem Ausmaße meine Gefühle zu M und zu N, nicht aber die Gefühle des M zu N oder des N zu M. „Flößt M mir Angst ein", dann vollzieht sich die oben geschilderte sensorisch-sympathische Konfunktion (mit Prä- und Sukzedenz) bei mir, ich befinde mich in einer Angstsituation. Niemand kann aber dem andern „Angst machen", eine magische Formel (in der Magie ist das Wort „machen" sehr gebräuchlich, „Magie" selber ist svw. Machen, Macht, 3. Bd. Nr. 222). Zu jedem Gefüge gehören auch Asysteme; sie können nur ihrer biologischen Beschaffenheit gemäß funktionieren, und bei wem die Funktion überhaupt oder im gegebenen Falle nur zu geringer Intensität aufsteigen kann, der „kann" eben höhere Intensitäten, stärkere Angst nicht haben, und „wenn ihm der Teufel selbst erschiene". Dies gilt natürlich auch für die andern Gefühle. Jung-Siegfried hatte auch ARSe, aber ihre Funktion konnte der biologischen Beschaffenheit nach über den Grad „Vorsicht"

usw. hinaus, etwa bis zum Schreck, der Feigheit, der Flucht usw. nicht aufsteigen, selbst Fafner, selbst Wotan gegenüber; erst „die schlafende Frau hat ihn das Fürchten gelehrt", aber es war nicht eben toll, „ich Dummer vergaß es schon wieder". Wer aber viele und intensiv funktionierende ARSe hat, nun der hat auch entspr. viele und intensive Angsterlebnisse, z. B. Angstneurotiker. Die ARSe aber und ihre Funktionen kann niemand dem andern einzaubern!

Wir sagen: Franz (oder eine Sache usw.) hat mir schweren Ärger bereitet, verursacht usw. Realiter heißt das: zu meiner RS-Gruppe, deren modale Aktualitätenreihe „Franz" ist, gehören Ärger-RSe, diese sind im Ablaufe ihrer spezifischen Periode in hohe, aktuelle Funktion geraten, aber nicht „durch" Franz, sondern im Rahmen eines Ärgererlebnisses, zu dem als modale Aktualitätenreihe Franz gehört. Franz kann mir aber weder meine Ärger-RSe noch ihre Funktion einhexen, ich bin eben Besitzer solcher RSe, und es gehören auch welche zur Gruppe „Franz", er ist in gewissem Umfange ärgergefühlig, und nun erreichen diese RSe ihre Hochfunktionen: ich ärgere mich (ich mich!) über Franz s. Franz ärgert mich. Natürlich sind diese RSe, falls überhaupt, dann immer vorhanden und in Funktion, das ganze Gefüge „Franz" ist mehr minder ärgerhaltig. Franz ist daran ganz unschuldig, ich erlebe Franz, wie ich ihn erlebe, dafür kann weder Franz noch ich, wer die Ärger-RSe nicht hat, kann sich „beim besten Willen" nicht ärgern. Vielleicht „erregt" Franz bei vielen Menschen „Ärgernis", dann benimmt er sich mehr minder falsch, also schuldhaft, aber daran, daß er sich so benimmt und nicht anders, ist er nun wieder unschuldig, er hat sich ja auch seine RSe und ihre Funktionen nicht angehext und kann sie auch nicht weghexen — und niemand kann es; „der Mensch muß so verbraucht werden, wie er ist", man kann aber hoffen, daß er sich bei methodischem Unterricht in der realischen Weltanschauung aus seinen verkehrten Funktionen zur Norm hin entwickelt. So verhält es sich mit allen Gefühlsabläufen, unbewußten und bewußten. Siehe Charakterkunde 5. Bd. § 13, 6. Bd. § 3.

Analog ist auch die Formel „Interesse erwecken" zu verstehen (1. Bd. S. 565): auf ein gegenständliches Erlebnis, z. B. die Rede eines Propagandisten folgt eine gewisse Gefühlserregung, aber es ist nicht so, daß der Redner oder seine Rede die Gefühlszellen oder ihre Funktion schaffen, verursachen könnte, er muß abwarten, ob er Interesse „findet", ob es zu- oder abnimmt. Die beteiligten RSe müssen schon komplett sein; genetisch geht stets die Entwicklung der sympathischen Strecken zu aktueller Funktion der entspr. Entwicklung der sensorischen und der idealischen Strecken voraus, die Gefühle sind also zunächst

noch „unbestimmt" derart, daß „ihr" Gegenstand noch nicht bewußt ist (unbestimmter Hunger nach . . ? unbestimmte Angst vor . . ? „Ahnung, daß etwas in der Luft liegt, bevorsteht", auch unbestimmter Schmerz usw., die Gefühle sind oft mehr Stimmungen, oft sehr intensiv, vgl. auch 1. Bd. S. 579), alsdann wird die zugehörige Gegenständlichkeit bewußt und die Ausrichtung, überhaupt die besondere Qualität der Gefühle (als zu „bestimmten" Erlebnissen gehörig) klarer. Im kompletten RS kann dann die aktuelle Gefühlserregung auf die aktuelle Gegenständlichkeit (oder Begrifflichkeit) folgen, aber vorhanden sein mußte „ein Interesse" schon, wenn auch noch wenig intensiv, noch unbewußt, mit dem Anstieg der Funktionsintensität im ganzen RS steigt dann auch der sympath. Anteil zu hoher und aktueller Funktion an. „Eine Rede erweckt mein Interesse" heißt realiter: mit der akustischen Gegenstandsreihe interkurrieren, prä- und sukzedieren Gefühlserregungen in höherer Intensität als vorher. Dies gilt auch für den Fall, daß nicht die Rede an sich „interessant" ist, sondern „mein Interesse für einen Gegenstand erweckt". Nicht selten geht eine solche Entwicklung stürmisch vor sich: ein bisher unbeachteter Gegenstand „rückt plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses", „kommt in Mode" usw. Das Interesse kann alsbald wieder abflauen, es ist bei dem einen positiv (geht bis zur freudigen Bejahung) oder negativ (wendet sich im Angst-Schmerzstadium ab) usw. Alles rein biologische Abläufe. Wo „Interesse" nicht vorhanden ist, kann es auch der beste Redner nicht „wecken". Auch hier ist Ursächlichkeit nur Fiktion.

Auch Reaktionswesen können „Interesse erwecken", z. B. eine dunkle Wolke Angst einflößen, ein Gemälde mich freudig stimmen usf Da wird es denn ganz klar, daß sich der sympath. Eronenaustausch nicht im Gegenständlichen vollziehen kann, sondern nur in der hier geschilderten Art: die Reaktionswesen haben ja gar keinen Sympathikus, es können eben nur resympathisierte Eronen aus dem Modalzellkomplex, dessen Aktualität das betr. Reaktionswesen ist, an der Gefühlserregung, die gemäß der Funktionsperiodik abläuft und sich intraindividuell speist, teilnehmen (vgl. „Einfühlung" 1. Bd. S. 695).

Meine Gefühle sind nicht deine Gefühle. Ich kann keines deiner Gefühle erleben, alle Gefühle, die ich erlebe, sind meine. Ich kann also meine und deine Gefühle auch nicht vergleichen; nur der Vergleich der Gefühlsausdrücke und die vergleichende Beschreibung ist möglich, letztere derart, daß ich meine Beschreibung meiner Gefühle, z. B. meiner Freude mit deiner Beschreibung deiner Freude vergleiche und daraus Schlüsse auf deine Freude ziehe. Über die Ungenauigkeit solcher Vergleiche s. 1. Bd. S. 719.

Man pflegt die Koinzidenz, Prä- und Sukzedenz der Hochfunktionen analoger RSe verschiedener Menschen (und Tiere) als „gegenseitige oder einseitige Beeinflussungen" (Suggestion usw., 1. Bd. § 23) in kausaler Deutung zu bezeichnen; man spricht von „psychischer Ansteckung" usw. (1. Bd. S. 559). Realiter sind alle Menschen — Menschen *); es ist ganz selbstverständlich, daß die Funktionen analoger RSe bei verschiedenen, mehr minder zahlreichen Menschen, bes. den Mitgliedern einer Gruppe (Masse) „gleichläufig" sind (S. 252, 262 usw.). Wie sollte denn das nicht der Fall sein! Wir verstehen diese Tatsache aus der biologischen Struktur „des" Menschen, die Gleichläufigkeit der Reflexe wird nicht durch Beeinflussung, Ansteckung usw. verursacht, da ist kein Zauber am Werke. Auch die Nachahmung ist kein Beweis für die Übertragbarkeit „psychischer Kräfte" usw., für die Existenz und Wirksamkeit geheimnisvoller Unheimlichkeiten; sondern rein biologisch aus der Reflexstruktur verständlich. Man sagt: das Mädchen hat mich verzaubert, sprechen von bezaubernder Schönheit usw., aber diese Redeweise steht auf der gleichen Denkstufe wie der Glaube an die göttlich-teuflische Besessenheit der Heiligen-Hexen, an den „Hexenschuß", an die Behexung des Mannes durch das Weib usw. Realiter gestaltet sich im Laufe der Entwicklung die Sinnlichkeit, d. h. die Gruppe der sinnlichen RSe derart aus, daß sich die genischen Gefühle systemgenetisch an gewisse Partner assoziieren; das heißt eben: ich liebe das Mädchen, es kann gewiß nichts dafür, daß ich es liebe, es ist keine Hexe oder Fee, und auch „die Liebe" (Frau Venus) ist keine Zauberin oder Himmels-Höllenmacht. Gefühle lassen sich nicht herbei- oder wegkommandieren, nicht übertragen derart, daß ich durch meine Gefühle deine Gefühle verursache usw.; die Gefühle sind da oder sind nicht da, und sie sind rein biologisch systemgenetisch mit „ihren" Gegenständen und Begriffen verbunden. Hierbei können im System Gefühl, Gegenstand und Begriff interkurrieren oder sukzedieren. Das Verhältnis der sympathischen Reflexe zu den sensorischen und idealischen kann man als Gefühlseinstellung bezeichnen (vgl. 3. Bd. S. 356).

c) Der Austausch idealischer Eronen.

Auch die idealischen Neuronen (die sich nur in der Hirnrinde vorfinden) nehmen wir bei anatomischen usw. Studien optisch-gegenständlich wahr. Wir schließen legitim, daß alle Menschen solche Neuronen haben. Wir schließen ferner (1. Bd. § 7) aus

*) Viele Menschen wissen das noch nicht. Philipp von Makedonien ließ sich jeden Tag zurufen: „Du bist ein Mensch!" Zur Nachahmung empfohlen! Man schaffe sich eine „Philippsuhr" (nach G. C. Lichtenberg) an!

allen einschlägigen Tatsachen auf die spezifische Funktion dieser Neuronen. Begriffe sind keine Gegenstände; es ist unmöglich, idealische Aktualitäten, Eronen im Gegenständlichen, als gegenständliche wahrzunehmen, wir sagen nur legitim: die idealischen Vorgänge (das begriffliche Denken) vollziehen sich in spezifischen gegenständlichen Nerven als Leitbahnen, sind „an sie gebunden" — wie vordem für die sympath. Vorgänge usw. dargetan. Wesen ohne Idealsphäre haben (erleben) keine Begriffe, können nicht begrifflich denken.

Der ideal. Eronenaustausch kann sich niemals innerhalb der Gegenständlichkeit vollziehen. Die Welt der Begriffe hängt nur genetisch mit der Welt der Gegenstände und der Gefühle zusammen, indem gewisse (die so-spezifischen) sensorische und sympathische Eronen zu idealischen sich verändern und umgekehrt. Der ideal. Eronenaustausch kann nur innerhalb der Idealität stattfinden. Die Welt der Begriffe ist das Jenseits (1. Bd. S. 698). Zwischen gegenständlichen Menschen oder andern Gegenständen gibt es keinen ideal. Eronenaustausch. Er vollzieht sich nur intraindividuell, innerhalb der Begriffssphäre, zwischen den Begriffszellen und, kurz und ungenau gesagt, ihren Aktualitäten, und zwar wie in der Gegenständlichkeit als bewußter und als unbewußter. Ich kann also begrifflich erleben, wie jemand eine Bratwurst ißt oder für eine Ware das Geld zahlt usf., und ferner zirkulieren die präidealischen Paßformen zwischen den Begriffszellen, die allesamt unmittel- oder mittelbar intra- und interzentral assoziiert sind (1. Bd. § 15). Auch meine Begriffswelt ist ausschließlich die meine, nicht identisch mit einer andern Begriffswelt, und die Begriffswelten anderer Menschen, auf die ich schließe, deren Existenz also lediglich Beschreibungstatsache ist, haben weder mit der meinen noch untereinander irgendeine Berührung, sie sind nur Analoga zueinander; auch „das identische Jenseits" ist Fiktion.

Die bei anatomischen Studien gegenständlich wahrgenommenen Nerven, also auch idealischen Neuronen eines Menschen kann ich mir begrifflich vorstellen, d. h. meine betr. idealischen Neuronen funktionieren aktuell, aber diese Aktualitäten, also die von mir idealisch erlebten (erinnerten) idealischen Neuronen des sezierten usw. Menschen sind nicht identisch mit denen irgend eines andern Menschen, z. B. denen eines unversehrten Menschen M, dessen idealische Neuronen ich — wie meine eignen — niemals gegenständlich, also auch nicht begrifflich wahrnehmen kann, sondern nur logisch erschließe. Es können nur jene erinnerten idealischen Neuronen in das Begriffsindividuum (das „Erinnerungsbild") M^E, spez. in seinen Kopf, sein Gehirn lokalisiert sein, aber sie sind dann immer noch eben die erinnerten Neuronen des Sezierten, nicht die des M, sie sind nur gemäß der

ungemein großen koordinativen Variabilität der Begriffe (2. Bd. § 31,4) in den Kopf des M (oder eines andern Menschen, auch in meinen Kopf) lokalisiert. Es ist ein Irrtum, daß ich Beschreibungstatsachen phänomenal-gegenständlich oder -begrifflich erleben könne, also z. B. die Nerven des unversehrten M, die ich gegenständlich gar nicht wahrnehme, begrifflich vorstellen könne. Der ideal. Eronenaustausch findet nur zwischen meinen Idealzellen statt, nicht aber zwischen meinen und deinen, ich kann ja die deinen gar nicht wahrnehmen, weder gegenständlich noch begrifflich. Es gibt aber auch keinen Eronenaustausch derart, daß ideal. Vor- und Nachformen von dem von mir gegenständlich oder begrifflich erlebten Menschen M aus und in die Idealität des N eingingen. Die ideal. Neuronen sind nur von der sensilen und modalen Sphäre des Besitzers her zugänglich (1. Bd. S. 400), nicht aber von irgend einem andern Individuum her. Es gibt ja keine „eigentlichen" ideal. RSe, d. h. es gibt keine von der Peripherie her zuleitende und nur vereinzelte peripheriewärts ableitende idealische Nerven, die postideal. Eronen kehren also sogleich über die Zweige der Neuriten in die Hirnrinde zurück oder verändern sich zu präsensilen oder prämodalen Paßformen. Der ideal. Eronenaustausch zeigt sich nur in entspr. Veränderungen meiner Begriffe an.

Begriffe eines andern kann ich weder begrifflich noch gar gegenständlich erleben, ich kann nur schließen, daß der andere (Mensch, Tier) Begriffe und zwar seine erlebt, Begriffsaktualitäten (Erinnerungen, Gedanken) hat. Es ist richtig, daß mein Begriffsindividuum M^E „Erinnerungsbild" des gegenständlichen M ist, auf dessen Gefühls-, Gegenstands- und Begriffsabläufe ich schließe; ich darf aber nicht schließen, daß das Begriffsindividuum M^E als solches Gefühle, Gegenstände und Begriffe erlebe. Ich erlebe z. B. das Auge des M und kann, mich an die Struktur der optischen RSe erinnernd, auch den „menschlichen" Sehnerv usw. bei M^E begrifflich vorstellen, aber es ist ein grober Denkfehler zu sagen, somit müsse das Begriffsindividuum M^E auch eine gegenständliche optische Welt erleben, etwa genau so wie der gegenständliche M, das idealische Auge des M^E müsse genau so wie das gegenständliche funktionieren und ebenso die Hirnrinde und alle andern Organe. Soll aber das begriffliche Auge „begrifflich" funktionieren, also der erinnerte Sehnerv Eronen führen, wie sie nur dem optischen idealischen Neuron zukommen, und sollen so die erinnerten optischen Modalzellen — begriffliche Aktualitäten haben, wie sie nur die optischen Idealzellen haben, so hieße das, das Wesen der Begrifflichkeit, nämlich daß der Begriff eben Erinnerung an „seinen" Gegenstand ist, verkennen oder ignorieren (dies geschieht bisher ganz allgemein). Obendrein kann ein Begriffsindividuum, das ja keine gegenständliche Wahr-

nehmung haben kann, auch keine begriffliche Wahrnehmung, also Erinnerung an Gegenstände haben. Wir können den Begriffsindividuen ebensowenig „eigne" Wahrnehmungen zubilligen wie den Gefühlen, wir können uns nur erinnern, daß der gegenständliche Mensch — wie legitim logisch zu schließen — Bewußtsein hat (hatte), nicht aber hat sein Erinnerungsbild irgendein Bewußtsein, es erlebt weder Gefühle noch Gegenstände noch Begriffe, alle seine Funktionen, Ausdrucksweisen, Veränderungen sind nichts wie Erinnerungen an die gegenständlichen. Stelle ich mir also begrifflich vor, daß M dem N die Hand gibt, dann darf ich nicht schließen, daß das Begriffsindividuum M^E das Begriffsindividuum N^E gegenständlich und dann auch begrifflich wahrnehme und etwa gegenständliche Worte, die es sich etwa noch vorher überlegt habe, spreche und umgekehrt, sondern es vollziehen sich lediglich die begrifflichen koordinativen Veränderungen „Handgeben", die Erinnerungen an mein gegenständliches Erlebnis. Während der Existenz des Begriffsindividuums M^E (also der aktuellen Funktion meiner betr. Idealzellen) erlebe ich die Eigenschaften und Funktionen des gegenständlichen M begrifflich, in der Erinnerung.

Dies gilt nicht nur für die Individualbegriffe, sondern — erst recht — für die Kollektivbegriffe erster und zweiter Ordnung (1. Bd. § 28,2). Der Begriffstypus z. B. „Krieger" (der Kriegsgott der polytheistischen Zeitalter Ares, Mars, Eor usw., 1. Bd. S. 664ff., 3. Bd. S. 323ff., Nr. 78, S. 77, gegenständlich als Götze dargestellt, 3. Bd. Nr. 522, 523) ist am Kampf nur begrifflich, d. h. in meiner Erinnerung beteiligt, kämpft nicht gegenständlich mit gegenständlichen Gegnern, die er etwa gar noch wahrnähme, sondern nur mit begrifflichen, d. h. von mir erinnerten Gegnern; er „schwebt" sozusagen über dem irdischen Kampf. Nur nach dämonistischer Deutung hat der Kriegsgott, d. h. eben der Begriffstypus „Krieger" irdischen Sieg und Niederlage in seiner Hand, er hält es freilich klugerweise immer mit den stärkeren Bataillonen. Ebensowenig hat ein Endbegriff, z. B. der Endbegriff „Mensch" (der monotheistische Gott) „eigne" Aktualitäten, er nimmt nicht wahr, sieht und hört und tastet usw. nicht als ihm eigne Erlebnisse, alle seine Eigenschaften und Funktionen und ihre Veränderungen, die so geringfügig sind, daß dem Endbegriff die Unveränderlichkeit (Ewigkeit und Unendlichkeit) zugesprochen wird, sind begriffliches Erleben dessen, der „Gott erlebt".

Mit dieser Erkenntnis vom Wesen der Begriffe lösen sich alle Zweifel, die der Dämonist an die „Natur" des Jenseitigen, Ueberirdischen knüpft. Er hält die Begriffe für gegenständliche Wesen oder eine Art gegenständlicher Wesen, die also in dieser gegenständlichen Weise leben, also „genau so" — und doch anders

wie die „irdischen Menschen", sozusagen als reine Dämonen (Seelen, Geister, Schatten usw.), aber doch mit Leiblichkeit begabt, die auch die irdische Leiblichkeit wieder annehmen könne (vgl. Astralleib, Materialisation 1. Bd. § 23 usw.). Die Götter sehen, hören, sprechen usw., essen und trinken, bewegen sich schier unbegrenzt (gemäß der sehr variablen Koordinatik der Begriffe), wachen und schlafen, zürnen einander und den Menschen und vertragen sich wieder, sie erleben Liebeslust und -leid und zeugen sogar (Engel? irdische Kinder? Engel, die sie auf die Erde schicken?), sie kleiden und entkleiden sich — kurz sie benehmen sich „ganz wie" die Sterblichen, die ja auch ihr Ebenbild sind und deren Ebenbild sie sind, sie sind eben dämonische „jenseitige Wesen", ohne die Gegenständlichkeit (ganz?) abzustreifen (vgl. Auferstehung des Fleisches im Dogma). Es gab einen heftigen Streit unter den Scholastikern, ob Maria ein gewirktes oder ein genähtes Gewand trüge usf. Gott sitzt auf einem „wirklichen" Throne (worauf sonst?), es muß aber freilich zweifelhaft bleiben, wer ihn gebaut hat, wie er aussieht, ob er aus Holz oder purem Golde besteht, wieso er nicht durch die Wolken auf die Erde fällt usw. Wer kann über die „körperlichen" Funktionen Gottes oder seines Sohnes oder Marias oder Petrus' oder der Engel, Heiligen usw. Auskunft geben? finden sie statt oder nicht und falls ja, wie? und falls nein, wieso nicht? (haben die Götter Organe, so müssen sie auch funktionieren, allesamt, wenn der Mensch doch Ebenbild ist!). Wo sind die Teufel und ihr „Gott", der Teufel? Sie benehmen sich wie „böse Menschen", aber sozusagen in „reiner Form", sie völlern und huren, sie brennen die armen (? d. h. die bösen) Seelen im Fegefeuer, das sie (mit Holz oder Kohlen?) unterhalten, und quälen sie auf jede erdenkliche Weise usw. — und die Seelen müssen doch Leiber haben, sonst tun doch die Martern nicht weh. Wie bequem, alle solche Zweifel mit dem Zauberworte „unerforschlich" zu „bannen"! So lange die (besondere) Gegenständlichkeit der Begriffe „geglaubt" wird, gelten für das Jenseits die gleichen Zweifel wie für das Diesseits *). Diese Zweifel, alle weltanschaulichen Zweifel lösen sich erst bei der Erkenntnis des Wesens der Dinge, also auch der Begriffe. Haben wir

*) Die Welt der Gefühle und Begriffe gilt als „seelisch-geistig", somit als polar-gegensätzlich zum Gegenständlichen, „Irdischen" — mystisch wie ihr Zusammenhang mit dem Irdischen. Wir hören von dem Jungschüler Dr. Adolf Weizsäcker: „Die Seele ist das aus dem Altgermanischen sich ableitende Schwellende, Sprengende, ist die Mitte des Wesens, wo menschliche Kraft mit der göttlichen Kraft zusammenstößt." (Ref. eines Vortrages im Berl. Lok.-Anz. v. 8. Dez. 33). Wer wüßte nun nicht, was Seele ist und wie sie mit dem Leibe zusammenhängt! „Die Seele ist nicht das Unbewußte, aber über das Unbewußte führt der Weg zur Seele". Also los!

die Begriffe als — Begriffe erkannt, dann wissen wir, daß sie keine Gegenstände sind, sondern eben Erinnerungen an sie. Der Schluß, daß jeder gegenständliche Mensch wahrnimmt, erlebt und beschreibt, ist völlig legitim, also richtig; der Schluß aber, daß auch der von mir erinnerte Mensch als Individualbegriff oder der Kollektivbegriff „Mensch", also Gott eine Sinnestätigkeit wie der gegenständliche Mensch hätten, ist völlig absurd. Die Begriffsindividuen, dämonistisch: die Götter, Gott, die Seelen, Geister usw. können sich also auch nicht an die Gegenständlichkeit (das Irdische) erinnern. Die Erinnerungen haben keine Erinnerungen, sie haben alle „Lethe getrunken". M^E „weiß" nicht, daß er genetisch-assoziativ dem M zugeordnet ist, daß er „einst der irdische Mensch M war". Es gibt kein Wiedersehen, Wiederhören, Wiedertasten usw. im Jenseits, die Götter und Geister schmecken und riechen nicht, sie sind stumm, ihre „Rede" ist Erinnerung an die Worte der gegenständlichen Menschen, sie sind blind (das Schicksal ist blind, es verteilt die Gaben ohne Wahl und ohne Billigkeit!), die Götter sind taub — wie sollten sie die Gebete der Irdischen erhören können? All ihr Sein und Tun ist meine begriffliche Vorstellung.

Die Begriffe können nicht in die Gegenständlichkeit wirken, ihre Funktionen sind begriffliche, sie bleiben innerhalb der Idealität. Nur insofern idealische Eronen so spezifisch sind, daß sie sich zu prämodalen verändern, die dann an der modalen Aktualität im Sinne der biologischen Symbolik beteiligt sind, kann und muß man von einem Ein-fließen oder Ein-fluß der Idealität auf die Modalität sprechen (ideogene Eronen). Ein solcher Einfluß besteht auch derart, daß je nach der Reflexschaltung mehr minder zahlreiche postidealische Eronen an den sensorischen Muskelaktionen beteiligt sind (S. 176). Umgekehrt sind die idealischen Eronen genetische Umwandlungsformen sensiler und modaler Eronen, findet also ein Ein-fluß aus der Gefühls- und Gegenstands- in die Begriffssphäre statt.

Aber diesen — rein zeiträumlichen — Einfluß deutet der Dämonist — eben dämonistisch. Die Begriffsindividuen, die „Abgeschiedenen", die Geister und Götter sind noch weit mehr als „die Menschen" (d. h. die gegenständlichen Menschen) mit einer unheimlichen Macht begabt, die aller Naturgesetze spottet; sie schalten und walten nach Belieben, nach unerforschlichem Ratschlusse mit und in der Gegenständlichkeit und den Gefühlen, Gott hat Ohren zu hören, und falls er geneigt ist, meine Bitte zu hören, ordnet er das gegenständliche Geschehen oder die Gefühlsabläufe (die meinen oder die anderer) nach meinem Wunsche, und wenn das Geschehen nicht nach meinem Wunsche geschieht, hat Gott eben mein Gebet nicht erhört und wird schon wissen, warum, oder ist vielleicht falsch unterrichtet (der All-

wissende), von andern Seiten „beeinflußt" (der Absolute) usf. Man sieht, immer billigt der Dämonist den Begriffen die Gegenständlichkeit zu, erwartet von Göttern und Gott irriger-magischerweise das, was er mit Recht nur vom irdischen Vater erwarten darf: überlegene Macht und Weisheit. Der Vater gibt dem Kinde das tägliche Brot (ist unterhaltspflichtig), aber der Endbegriff „Gott" kann mir nicht gegenständliches Brot auf den Tisch legen, seine Macht und Weisheit ist begrifflich, er ist lediglich Begriffstypus aller Väter, alles Menschlichen. Ein Begriff, auch der Endbegriff „Gott", den ich als der Eigentümer der betr. Begriffszellgruppe erlebe, kann nicht mich und die Welt — gar aus Nichts — geschaffen haben, kann nicht vor mir und dir dagewesen sein, sondern erst von dem Augenblicke an, in dem die betr. Begriffszellgruppe sich bis zum aktuellen Funktionsgrad entwickelt hatte. Insofern aber der gegenständliche Vater mich gezeugt hat, hat er auch meine Welt „geschaffen", d. h. die Gesamtheit meiner Aktualitäten; und indem der Vater von seinem Vater (dem großen Vater, Großvater) abstammt usw., wir also die Ahnenreihe bis zum „Urahn" aufstellen, hat dieser Urahn „die Welt geschaffen": er hat sie nicht aus Nichts gezaubert, sie ist auch nicht eine „vom Bewußtsein unabhängige Welt an sich", sondern vom Urahn stammen die folgenden Geschlechter nach einander ab, und jeder Nachkomme hatte, hat und wird haben seine epigonische Hirnrinde und so seine epigonische Welt, eine erbbiologisch den Vorfahren-Welten ganz verwandte Welt, eine Welt, die Analogie zu den Welten aller andern Menschen, insofern „die" menschliche Welt ist (S. 72). Zum Urahn gehört die Urahnin. Beide Wörter sind Bezeichnungen für die Ältesten und alle ihre Vorfahren, für die Gesamtheit der ins Prähistorische ausgehenden Ahnenreihe (1. Bd. S. 641, 2. Bd. S. 125, 145, 3. Bd. S. 117, 350). Urahn und Urahnin und alle folgenden Geschlechter sind gegenwärtig als die Endbegriffe „Mensch", nämlich „Vater", „Mutter" und „Kind", also Gott-Vater, Gott-Mutter und Gott-Kind, Vater und Mutter unser aller. Diese begrifflichen Zusammenfassungen alles Menschlichen, auch der Zeugungen können aber die Welt nicht schaffen oder geschaffen haben, lenken und leiten, und, wann's gefällig ist, zerstören, sondern sie sind nur Erinnerung, Denkmal der Eltern und Voreltern, der Ahnen, begriffliches Symbol aller ihrer Eigenschaften und Funktionen, spezifisch für jeden Einzelnen, mehr minder verwandt je nach dem Grade der Verwandtschaft der Einzelnen und ihrer Gruppen. Zu Denkmal vgl. andenken, Andacht.

Man bezeichnet das begriffliche Denken als „geistig" (der Geist, das Geistesleben, geistreich usw., 3. Bd. S. 15, 326), aber indem man es dämonistisch deutet, fingiert man ihm die Macht zu,

die Gegenständlichkeit zu schaffen und — nach Belieben und Ermessen — zu gestalten, letztens auch zu zerstören; der Geist baut sich den Körper, der Geist baut die Wirtschaft, der gute Geist schafft, der böse zerstört usw., Ideokratie (3. Bd. S. 29) als Glaube an die Allmacht der Idee, ihre Ewigkeit, Schöpferkraft usw. Realiter ist „die Idee" *) Funktionseigentümlichkeit der Begriffszellen, kann also weder diese noch den Organismus, zu dem sie gehören, schaffen. Je älter der Mensch wird, desto größer ist der ideogene Anteil seiner sensorischen Aktionen. Der Mensch teilt also seine Ideen, seine Ideale, oft seine Idole mit, und je höherdifferenziert seine Begriffssphäre ist, desto umfassender (in der Art des Überblickes, des Verstandes und der Vernunft, 5. Bd. § 8,1, c) ist sein Denken, aber ob die Hörer-Leser diese „hohen Ideen" annehmen und danach handeln, ob sich die Gegenständlichkeit „nach" diesen Ideen gestaltet, das ist lediglich Sache der Entwicklung, die der Mensch oder sein Wille oder seine Idee nicht verursachen kann, sondern auf die er warten muß. Tritt die Entwicklung gemäß der Idee ein, dann wähnt der Dämonist, die Idee hätte sie bewirkt. „Ideologen" sind vielfach Leute, die an die dämonische Macht = Allmacht „ihrer Idee" glauben.

Die Entstehung der Idealität nach und aus der Sensilität und Modalität ist erst von mir klargestellt worden. Die Idealität ist der letzte, nicht der erste Entwicklungsgrad der Hirnrinde. Die Idee hat keine Schöpferkraft, sie geht nur bei manchen Menschen einer künftigen Entwicklungsstufe der andern Menschen voraus; sie kann genial sein — nicht im Sinne eigner Zeugungsmacht, sondern als hirngezeugt (§ 7,6, D). Sie ist Kennzeichen der Persönlichkeit (ihrer Gesamtbeschaffenheit), und der Mensch, der „eine Idee hat", lebt mit denen, die gleichgerichtet sind, auf die „Verwirklichung" der Idee, d. h. auf die ideegemäße Gestaltung der Gegenständlichkeit hin; die Gleichrichtung ist aber nicht dämonische Wirkung des dämonischen Ideals und seines dämonischen Trägers, sondern lediglich eine biologische Tatsache.

Dämonistisch wird nicht nur „der Gedanke", sondern auch „die Gedankenübertragung" gedeutet: mittels geheimnisvoller Kräfte, Fluida usw. soll in einem andern der Gedanke, den der Hexenmeister denkt, erzeugt werden, und ein anderer Hexenmeister gibt vor, sogar — natürlich mittels übernatürlicher Fähigkeiten — die Gedanken anderer Leute lesen zu können. Wunder über Wunder! Wer kann da noch an der Existenz einer

*) „Idee", griech. εἶδος, ἰδέα, lat. idea war zunächst die „äußere Erscheinung", die „Gestalt", das gegenständliche Gesehene (ἰδεῖν 1. Bd. S. 34, 589 Fn.), dann das „gedachte Ding", das „Urbild" (der Dinge im Geiste, Plato), die „geistige Gestalt".

metaphysischen Welt zweifeln! Realiter ist eine „Übertragung", „Überimpfung" von Ideen, also ein Austausch idealischer Eronen innerhalb der Gegenständlichkeit, also zwischen zwei Menschen unmöglich. Bei der sog. Gedankenübertragung handelt es sich um eine Gleichläufigkeit der Hochfunktionen analoger RSe (S. 284) und zwar der idealischen Neuronen bei verschiedenen Menschen, so daß jeder dieser Menschen zur (ungefähr) gleichen Zeit das (ungefähr) Gleiche denkt. Es ist nicht „Gedankenübertragung", falls der „Zauberkünstler" Bewegungen des Partners, mit dessen Hand er verbunden ist, taktil-koordinativ registriert und sich so zu einem versteckten Gegenstand hinführen läßt; sein gut differenziertes taktiles und koordinatives Zentrum registriert auch ganz feine Bewegungen, auch solche, die der an den versteckten Gegenstand denkende Partner gar nicht bemerkt, diese Bewegungen werden aus dem aktuell funktionierenden Zellkomplex ideogen gespeist, der Partner paßt sozusagen auf, daß der „Gedankenleser" nicht fehlgeht, er „darf" also nicht an etwas anderes denken; der „Gedankenleser" hält die Augen geschlossen oder verbunden, hierbei ist er von seinen taktilen und koordinativen Funktionen nicht abgelenkt. Vgl. 1. Bd. S. 521, 2. Bd. S. 39.

„Gedankenaustausch" ist jede wortliche Unterhaltung zweier oder mehrerer Menschen. Ich lese oder höre also die Beschreibung eines gewissen Gegenstandes, die ich als „Fremdbeschreibung" agnosziere, und an diese schließt sich meine eigne Beschreibung des von mir erlebten „gleichen" Gegenstandes an — jene ergänzend, ihr widersprechend usw. Mit „Gedanke" wird da also nicht eigentlich die Wortbegriffsreihe gemeint, sondern die ihr entsprechenden gegenständlichen Worte, d. h. es vollzieht sich ein Eronenaustausch im Gegenständlichen, doch kann man ihn als Gedankenaustausch bezeichnen, eben insofern die Worte geschriebene oder ausgesprochene Gedanken sind. Hierbei kommt es nicht selten vor, daß sich meine Assoziationen gemäß denen der Fremdbeschreibung oder die des Partners gemäß meiner Beschreibung um- und ausgestalten (Belehrung, Unterricht); dies ist aber ein rein biologischer Vorgang, er wird nicht durch die Worte verursacht, sondern geschieht (mehr minder weitgehend) oder geschieht nicht — je nach der Spezifität, der Entwicklungsfähigkeit der beteiligten RSe, und der Spezifität gemäß vollzieht sich auch im assoziierten phänomenalen Bezirk eine entsprechende Entwicklung oder bleibt aus. Schon die Fremdbeschreibung ist meine Aktualitätenreihe (3. Bd. S. 31ff.), läuft in meiner Welt ab; wer keine Wortzellen hat, kann auch Worte nicht lesen oder hören, nicht schreiben oder sprechen, und bei wem die Assoziationen sich nicht gemäß der Fremdbeschreibung umbauen, bei dem „nützt" die beste Belehrung

nichts, er kann sie wohl hören, aber begreift sie nicht, es geht „zum einen Ohr hinein und zum andern heraus", es „bleibt alles beim Alten". Von einem Kausalnexus Belehrung — Umbau der Assoziationen, Entwicklung von Denkzellen zu aktueller Funktion, Umbau der assoziierten Phänomenalität kann keine Rede sein; alle Entwicklung ist rein biologisches Geschehen. Die Belehrung kann gewiß Anfang der Unterhaltung, Ur- oder Vor-Sache sein, der erste Akt, auf den der zweite usw. folgt; der zweite usw. Akt kann eine Ausbildung gewisser Assoziationen usw. sein, aber ob es dazu kommt oder nicht, hängt nicht von der Belehrung als Ursache ab, sondern geschieht gemäß der biologischen Beschaffenheit der beteiligten Denkzellen. Auch hier handelt es sich um Koinzidenz, Prä- und Sukzedenz der Funktionen analoger RSe (S. 252, 262, § 7,5, C u. 7, A)

B. Aktion und Reaktion.

Aktion ist fast-synonym mit Funktion. Funktion ist vw. koordinative Veränderung eigenschaftlich determiniert. Alle Individuen funktionieren, doch wird mit Aktion speziell die Funktion der Hirnwesen bezeichnet und hat da etwa den Sinn von spontaner oder aktiver Funktion (Aktion — aktiv; S. 54, 177). Dagegen wird Reaktion allgemein angewendet als Bezeichnung für die auf eine Funktion oder Aktion eines Partners folgende Funktion oder Aktion. Wir nennen sogar die nervenlosen Wesen „Reaktionswesen", im Unterschied von den Nerven-Hirnwesen als den „Reflexwesen". Ein Stein bewegt sich, es findet Ortswechsel statt (2. Bd. S. 97), womit die koordinative Veränderung als solche, als „rein", abgesehen von der eigenschaftlichen Determinierung bezeichnet wird, — oder er bewegt sich im Sinne der Funktion, womit man die koordinative Veränderung als eigenschaftlich determiniert kennzeichnet: er fällt hart ins Wasser, worauf dieses mit Aufspritzen „reagiert"; man wird aber die Funktion des Steines kaum Aktion nennen. Es ist weniger von chemischen Aktionen als von Reaktionen die Rede, weniger von Aktionen der Pflanzen als von Reaktionen, z. B. auf Begießen, Belichten usw.

Genau genommen ist jede Aktion schon Reaktion. Alle Bewegung ist kosmisch, jede Funktion oder Aktion geschieht im zeiträumlichen Zusammenhange mit vorhergehenden und folgenden Funktionen und Aktionen. Dies gilt auch für die spontanen Bewegungen, auch sie sind nicht „absolut", aus dem stetigen Zusammenhange gelöst, sondern „zurückführbar" auf Vorangegangenes. Indes wird mit Reaktion die Bewegung nach ihrem Zusammenhange mit der Aktion eines Partners bezeichnet: es heben sich also aus dem Bewegungsgesamt partnerische Be-

wegungsgefüge ab, und in diesen heißt die initiative Funktion Aktion, die sequentative Funktion Reaktion. Mit dem „Re-" wird nicht bloß das Wieder im Sinne des Wider (des „Zurück"), sondern auch des Weiter angegeben, also die Fortführung der Aktion in Form der Aktion des Partners, auf den jene sich richtete, gleichgültig ob sich die Reaktion auf - gegen den ersten Partner oder einen anderen richtet. Aktion und Reaktion sind in dieser Weise ein Bewegungsganzes; Aktionen, die nicht in einer solchen Verbindung stehen, heißen auch nicht Aktion: Reaktion. Eine Schreckaktion z. B. ist zunächst allgemein Schreckausdruck (S. 254f.), dann spezieller die Aktion, die Schreckausdruck als Schreckreaktion zur Folge hat. Man kann die vorausgehende Aktion die vorsächliche, die Reaktion die folgende, also das in einer Bewegungsfolge zuerst agierende Individuum die Vor-Sache, das reagierende die Nach-Sache, man kann Vor-Sache auch Ur-Sache nennen, doch folgen realiter Aktion: Reaktion rein zeiträumlich aufeinander, deutet nur der Dämonist (auch) in diesen biologischen Zusammenhang wie überhaupt in die Ordnung der Dinge die Ursächlichkeit als geheimnisvoll wirkende metaphysische Kraft hinein.

In der Verbindung Aktion: Reaktion ist die Aktion Ausdruck von Reflexen, die ohne aktuellen Zusammenhang mit vorangehenden partnerischen Aktionen ablaufen; diese Bewegungen sind egogene, d. h. die beteiligten Eronenströme (Nervenströme) sind, wenigstens zumeist, die eigenen des Individuums und kreisen intra- oder extraindividual (1. Bd. § 15) im Rahmen der organismischen Sphäre. Die Reaktion dagegen ist eine allogene Bewegung, d. h. die beteiligten Eronen sind, wenigstens zumeist, Paßformen, die von außen, vom Partner her zuströmen. Jeder Mensch vollzieht ego- und allogene Bewegungen, doch gibt es Menschen, die sich vorwiegend egogen, und andere, die sich vorwiegend allogen bewegen. Hiernach sind typologisch zu unterscheiden: aktive, d. h. vw. „von sich aus", „aus eignem Antriebe", spontan, initiativ tätige Menschen, und reaktive, d. h. passive, vw. „von anderen aus", „aus fremdem Antriebe", auf Anregung, Anstoß von außen, sequentativ tätige Menschen. Jene haben einen biologischen Vorrang vor diesen: jene sind die Herrenmenschen, die Eliten (J. Ortega y Gasset), diese die Diener-, die Massenmenschen, welchem Stande sie auch angehören. Es besteht da auch eine normale Variationsbreite. Die entspr. pathologischen Typen sind: der Individualist (Übertreibung der spontanen Aktivität, „absoluter" Verschluß gegen „verhängnisvoll störende Fremdeinflüsse", Patient „macht alles aus sich allein") und der Kollektivist (Übertreibung der Reaktivität, funktionelle Verschmolzenheit mit der Umgebung, Patient muß zu allem angetrieben werden, „macht alles gemeinsam");

der Individualist ist immer auch Kollektivist und umgekehrt: Var.-B. in der Abnorm; s. 6. u. 7. Bd.

Erfolgt auf eine Aktion keine Reaktion, dann hat die Aktion den Partner, auf den sie gerichtet war, nicht getroffen, nicht erreicht, sie ist verpufft, im Sande verlaufen, also aufgegangen in allerlei Teilbewegungen, oder sie ist fehlgegangen. Oft aber wird „keine Reaktion" angenommen, während tatsächlich nur nicht die erwartete Reaktion eingetreten ist, sondern eine andere, die man übersieht. Aktionen und Reaktionen können natürlich immer nur im Rahmen der Individualspezifität stattfinden und verlaufen.

Wir sprechen hier speziell von den Muskelfunktionen als einer Einzelgruppe der allgemeinen Zusammenhänge, die man Aktion (Funktion): Reaktion nennt. Die Muskelfunktion ist Reflexausdruck. Ich beobachte sie als vw. koordinative Veränderung (Veränderung der koord. Sk. der optischen Aktualitätenreihe „Muskel"). Ich beobachte z. B., daß sich die Lippen des M als des Partners von N in einer gewissen Weise bewegen, und höre im Anschluß daran die befehlenden Worte des M „den linken Arm hochheben!" Dann beobachte ich, daß N den linken Arm hochhebt (koord. Veränderung des l. Armes des N). Aus allen einschlägigen Tatsachen schließe ich, daß bei den Lippenbewegungen des M akustophile Paßformen abgegeben werden, die durch die angeschalteten Aërialzellen, deren Aktualitäten „Luft" sind, kurz: durch die Luft hindurchfließen („Luftleitung") und zu meinem akustischen Bezirk gelangen, in diesen übergehen, sich mit verwandten Vorformen in mein Ohr usw. bis zu gewissen akustischen Modalzellen bewegen und so an der Aktualitätenreihe „den linken Arm heben!" beteiligt sind. Aus der Armhebung des N schließe ich, daß N ebenfalls (in seiner Weise, analog zu mir, zu M usw.) die Worte des M gehört hat, also in sein Ohr usw. ebenfalls akustophile Paßformen (seiner Welt, nicht aus der Welt des M!) gemäß der Hochfunktion der betr. akustischen RSe eingegangen sind und über das akustische Zentrum den Reflexweg zu den linken Armhebern zurückgelegt haben. N hat also auf den Befehl, die phonetische Aktion des M reagiert. Bei mir als dem Beobachter, an den also der Befehl nicht gerichtet ist, erfolgt diese Reaktion nicht, sondern eine reflexmäßig andere.

Man bezeichnet die Reaktionen im einzelnen vielfach nach den mit einer Aktion verbundenen Aktualitäten. Man sagt z. B. nicht: N habe auf die Sprechbewegungen des M reagiert, sondern man sagt: auf seine Worte. Diese sind das aktuelle Zwischen- oder Bindeglied zwischen Aktion und Reaktion. Tatsächlich reagiert N aber auf die Sprechbewegungen des M, diese sind die Aktion, an diese schließen sich die akustischen Funktionen

des N mit ihrem Ausdruck an, und der Ausdruck eines Reflexes kann natürlich nicht Reaktion auf diesen Reflex und seine Aktualitäten, sondern auf eine ihn vorangehende Aktion sein. Man kann auch auf „wortlose Sprache" (Gebärdensprache, Mimik, Gestik, Taubstummensprache), überhaupt auf gewisse Muskelaktionen des M reagieren. Analog sagt man: N reagiert auf den Anblick des M mit einem Gruße; tatsächlich reagiert N auf die von mir beobachtete Lokomotion des M, bei der M „in den Gesichtskreis" des N eingeht, wie ich eben aus dessen Gruß an M legitim schließe: mit dieser koordinativen Veränderung des M koinzidieren ansteigende Funktionen gewisser optischer RSe des N, so daß ihre Aktualitäten M auftreten, N den M sieht und als Ausdruck die Grußbewegung erfolgt. Ein Mörder reagiert auf den Anblick seines toten Opfers mit einem Tränenausbruch, sagt man; tatsächlich reagiert er auf die Aktion seiner Begleiter, also auf das Hingeführtwerden zur Leiche, und zwar koinzidiert mit diesen Aktionen-Reaktionen der Funktionsanstieg bestimmter optischer (sensorisch-sympathischei) RSe des N, so daß er schließlich die Leiche erblickt (die betr. Denkzellen haben den aktuellen Funktionsgrad erreicht) und als Ausdruck der zugehörigen sympath. Reflexe einen Gefühlsausbruch hat (vgl. Aus-druck, Ausbruch). Eine Leiche ist tot, sie kann nicht mehr agieren, der Mörder reagiert nicht auf die Leiche, sondern auf ihren Anblick, d. h. eben auf das Hingeführtwerden usw. Im Einzelfalle sind die Reaktionen verschieden (je spezifisch): der Mörder wendet sich ab, schließt die Augen, bricht zusammen usw., aber der grundsätzliche Sachverhalt ist der beschriebene, und es kommt nur auf die spezifische Organisation des Reflexwesens, die Funktionsperiodik, Reflexschaltung an, wie er reagiert. — Oder: N reagiert auf einen Gestank mit Zukneifen der Nase; tatsächlich reagiert er auf eine (mindestens von mir beobachtete) derartige Lokomotion des stinkenden optischen Individuums, daß dieses „in seinen Geruchskreis" eintritt; also mit dieser koordinativen Veränderung des Individuums koinzidiert der Funktionsanstieg gewisser olfaktorischer RSe des N, so daß er schließlich den mit dem optischen Individuum assoziierten Gestank erlebt und als Ausdruck dieser Riechreflexe die Reaktionsbewegung stattfindet. — Oder: N reagiert auf eine Berührung, z. B. einen Stich mit einer Abwehrbewegung, sagt man; tatsächlich reagiert N auf die (mindestens nach meiner Beobachtung) bis zur Berührung, zum Stechen sich fortsetzende Annäherung des Partners; mit dieser Annäherung koinzidiert der Funktionsanstieg gewisser taktiler RSe, deren Aktualitäten schließlich die mit dem Partner assoziierte Berührung ist und deren Ausdruck die Abwehrbewegung. die Reaktion auf die Aktion des Partners ist.

Das Bewußte, z. B. der Stich ist nicht die Ursache der Re-

aktion, die Aktualität ist nicht die Ursache der auf sie folgenden Reflexbewegung, sie tritt lediglich im Ablaufe dieses Reflexes als die Funktionseigentümlichkeit der zugehörigen Denkzelle auf, ist sozusagen in den Reflexablauf „eingeschaltet". Man kann sich den Vorgang an einem elektrischen System, in das eine Glühbirne eingeschaltet ist, veranschaulichen: bei hinreichend starkem Strom leuchtet die Birne auf, aber das Aufleuchten ist nicht die Ursache der Bewegung, die sich an den weiterfließenden Strom anschließt; ein solcher Vergleich darf nicht dazu verführen, die Nervenprozesse mit elektrischen Vorgängen zu identifizieren (1. Bd. S. 190f., 2. Bd. S. 334). Die Berührung kann unbewußt sein und darauf eine Abwehrbewegung erfolgen, also auch die Aktion des Partners kann unbewußt sein und schließlich auch die Reaktion (Reaktionen finden z. B. auch im Schlafe statt). Das „Bewußtsein" ist also keine psychische, geistige, dämonische Macht, die die Reaktion und wohl gar schon die Aktion verursacht.

Die Aktionen eines Individuums stehen zueinander nicht im Verhältnis Aktion: Reaktion. Nähert sich z. B. ein Mörder „von selbst" (aktiv, spontan) seinem toten Opfer und bricht dann bei seinem Anblick in Tränen aus, dann ist der Tränenausbruch nicht eine Reaktion auf die Annäherung zur Leiche oder auf ihren Anblick, sondern die jene sensorischen Reflexe begleitende sympathische Erregung. Es fehlt hierbei das „Re". Eine Angstbewegung ist nicht Reaktion auf die Angst (als Aktualität der Angstzellen), sondern Ausdruck dieser Areflexe, der aktuell oder unaktuell verlaufen kann; sie kann aber Reaktion auf eine Aktion des Partners, z. B. eine Drohbewegung (S. 280) sein. Dies gilt auch für die Kettenreflexe, auch für die sympathisch-sensorisch-idealischen Sukzessionen: der auf einen sympathischen Reflex folgende sensorische Reflex (oder umgekehrt) ist nicht eine Reaktion auf jenen usw. Soll eine Aktion Reaktion sein, dann muß ihr eine Aktion des Partners vorangehen.

Die Beschreibweise „N reagiert auf die Worte des M" (s. o.) ändert nichts an der Tatsache, daß die Reaktion immer nur auf eine Aktion folgt; diese wird implicite angegeben, die Aktion wird mit der Angabe der zugehörigen Aktualitäten spezifiziert. Zwischen den Reflexen des N und des M besteht ein gewisser Zusammenhang, wie beschrieben, eine gewisse Ordnung der Abfolge, eine Assoziation; mit gewissen phonetischen Reflexen des M sind gewisse akustische Reflexe des N assoziiert, die nämlich, deren Aktualitäten die Worte des M (in der Welt des N!) und deren Ausdruck die reaktiven Bewegungen sind. Der spezifische Eronenstrom geht von M (seinem Sprechorgan) aus und legt den spezifischen assoziativen Weg (unbewußt durch die asso-

ziierten Denkzellen) zurück bis zu den akustischen Denkzellen, die aktuell funktionieren können, und zu den Ausdrucksorganen dieser akustischen RSe. Die Ordnung verstehen wir als rein biologische, aus der Reflexschaltung, der Spezifität. Ein andermal lauten die Worte des M „rechtes Bein heben!", und N hebt das rechte Bein (gehorcht, horchen zu hören!) gemäß der jetzt vorliegenden Reflexschaltung, die auch nichts anderes wie eine biologische Tatsache ist. Zum Verständnis bedarf es keiner Fiktion (Ordnungsprinzip, Wortzauber, seelisch-geistige Übertragung, Einwirkungen des Wortes auf die Seele, den Geist des Partners, Fernwirkung, Kausalität usw.); alle diese Fiktionen sind Einzelfälle der Fiktion von der „objektiven Wirklichkeit", da muß es freilich rätselhaft bleiben, wie denn eigentlich M auf den N einwirken kann.

In unserem Beispiel sind M und N Partner, Agonist und Antagonist, Gegenspieler in der Art Befehlender und Gehorchender, M und N sind „Masse zu zweit"; die Tatsache des assoziativen Reflexzusammenhanges kennzeichnet M und N als Partner, deren einer den anderen „meint". Die korrespondierenden RSe habe ich alternäre genannt (1. Bd. S. 658ff.) Ich selbst bin Beobachter, Zuschauer, Zuhörer, insofern ich — in unserem Beispiel — den Arm nicht hebe; ich habe die Worte des M zwar gehört, aber meine Reflexschaltung ist eine andere wie die bei N, der den Arm hebt, bei mir erfolgen auf die akustischen Aktualitäten als Reflexausdruck z. B. gewisse Augenbewegungen, solche zu N hin (ich will sehen, ob N gehorcht usw.), ich gehöre zur Gruppe, zur Masse eben nur als Zuschauer wie der Theaterbesucher, ich „spiele nicht mit", zu mir hat M seine Worte nicht gesagt, er hat sie nicht an mich gerichtet, sich nicht an mich gewendet, mich hat er nicht gemeint. Eben dieser Tatbestand der Reflexschaltung kennzeichnet mich als Zuschauer, zuschauenden Teilnehmer, den man oft ungenau auch „Unbeteiligten" nennt. Wir wollen die Akteure als Hauptbeteiligte, die Zuschauer (Zuhörer usw.) als Nebenbeteiligte bezeichnen. Der Unterschied ist ein rein biologischer, ein solcher der Reflexschaltung, der Funktionsperiodik der „beteiligten" RSe.

Es kommt auch vor, daß N dem Befehl des M nicht gehorcht, d. h. er hat zwar den Befehl gehört, aber er hebt den linken Arm nicht. Man sagt dann wohl ungenau: N reagiere nicht; er reagiert aber nur nicht in der erwarteten Weise, sondern anders. Hier ist die Reflexschaltung anders wie vorher; von den akustischen Modalzellen des N, deren Aktualitäten der Befehl ist, geht der Eronenstrom „wo anders" hin, z. B. in die Sprechmuskeln (N antwortet: nein, ich hebe den Arm nicht) oder in Gesichtsmuskeln (N verzieht z. B. unwillig die Miene) oder in Kopfbeweger (N schüttelt den Kopf) oder in den rechten Arm (N

hebt ihn statt des linken) oder unter entspr. Umwandlung in die idealische Sphäre (N denkt: du kannst lange reden, ich gehorche nicht) usw. Es kommt also offenbar nicht auf die Worte des M an, ob N gehorcht oder nicht, wie er reagiert, sondern auf die Reflexschaltung des N, d. h. die Worte sind keine Zaubermächte, keine Dämonen, die allemal die von ihnen „gewollte" Bewegung verursachen und als Ursachen auch verursachen müßten, sie sind eben bloß Ur-Sachen, Vor-Sachen im Ablauf einer Reflexfolge, Anfang der Reihe, und diese läuft ab, wie sie abläuft!

M sei Turnlehrer, N Turnschüler, die Situation Turnstunde. In der Regel folgt auf eine Wortreihe des M die von ihr angegebene Ausdrucksbewegung des N. Mit „Armbeugen" beschreibe ich die Kontraktion der Hunger- und Angstmuskeln des Armes, der langen und der kurzen Beuger und zwar mit „Auslangen" die Kontraktion der H-, mit „Heranholen, Zusammenziehen" usw. (Schutzbewegung) die der Amuskeln. Mit „Armdrehen" beschreibe ich die Kontraktion der Schmerzmuskeln des Armes, also die Drehung um die Längsachse, die Raddrehung im Schultergelenk usw. Mit langsamem und raschem Strecken des Armes beschreibe ich die Kontraktion der Trauer- und der Freudemuskeln des Armes. Die Muskeln und ihre Funktionen sind also mit bestimmten Wörtern assoziiert — wie jedes phänomenale Individuum mit bestimmten Wörtern assoziiert ist, mit denen es eigenschaftlich und funktionell beschrieben wird (1. Bd. §§ 16 bis 18, 3. Bd. § 38,3). Aus solchen Bezeichnungen, zu einer bestimmten Beschreibweise („Jargon") erweitert, setzt sich die Turn- wie überhaupt Sportsprache zusammen. Der Turnlehrer hat die Turnbewegungen schon oft bei sich und anderen erlebt, beschreibt sie nun aus der Erinnerung in der Befehlsform (3. Bd. S. 338), an die sich erfahrungsgemäß die analoge Bewegung beim Schüler anschließt.

Die „Turnstunde" ist eine Übung (eine Reihe von Einzelübungen) der Muskelfunktionen auf Mechanik, d. h. auf Koordinatik (Lage, Kraft und Richtung) sowie Koordination (Zusammenordnung, Ordnungsmäßigkeit, Folge-richtigkeit, Harmonie der Bewegungsreihen, 2. Bd. S. 155ff.); sie finden in verschiedenen Arten (Frei-, Geräte-, Gewandtheits-, Geschicklichkeitsübungen usw.) statt und sind Wiederholungen der jeweils beteiligten Reflexe (§ 6,9, § 7,5, D). Sie sind im wesentlichen Kleinhirnübungen — zum Unterschied von den Großhirnübungen, die im Unterricht auf der Schulbank usw. stattfinden. Die Turnstunde ist zugleich Prüfung der Muskelfunktionen auf Koordinatik und Koordination, Prüfung der Kleinhirnfunktionen, wie der Unterricht auf der Schulbank usw. Prüfung der Großhirnfunktionen ist; dort wie hier wie überhaupt an jeder Einzel-

heit ist auch Konstitution, Charakter, Temperament, Weltanschauung zu erkennen. Als Gesamt ist die Turnstunde (wie jede Schulstunde usw.) eine HASTF-Reihe, doch pflegt man speziell die Übungen-Prüfungen, also das Schwellen- s. Schmerzstadium mit Turnen zu bezeichnen (nicht also die Vorbereitung und das Ergebnis, die H-, A-, T- und Fstadien); ähnlich „Kampf", „Arbeit" usw. Sprachlich: turnen, tournieren, italien. tornare, frz. tourner svw. drehen, wenden, sich herumdrehen, frz. tour Umdrehung, lat. turnus, griech. τόρνος Dreheisen, Drechseleisen, Schnurzirkel, dazu torquere, Tourniquet Drehkreuz an Wegen, Eingängen, Aderpresse, auf Tour gehen, torkeln usw.; tur, tor beschreibt also die Höhle-Öffnung-Schwelle, die Umgrenzung und den Ausgang (vgl. Tor usw. 3. Bd. S. 103ff.), und turnen ist svw. sich in der Runde (des Kampfplatzes, der Arena) drehen, fechten *), kämpfen. Innerhalb des Schmerzstadiums finden nun allerlei integrierende HASTF-Bewegungen (Einzelübungen) statt, sie sind aber alle schmerzhaltig, kämpferisch und in dieser Art „gespannt". Der Kampf wird mit dem Gegner in Person oder mit der von ihm gestellten Aufgabe geführt; in beiden Fällen ist der Gegner der Prüfer, und zwar ist normaliter immer der Ältere Prüfer, der Jüngere Prüfling. Die Turnstunde ist wie jede andere Prüfung als Analogon zur Pubertätsprüfung, dem Hauptkampfe des Menschen zu verstehen.

Der Turner erlebt die Turnstunde gemäß seiner spezifischen Konstitution: der eine mehr hungrig (hat Lust, ist gern bei der Sache), der andere mehr ängstlich (vorsichtig, zurückhaltend), der dritte mehr schmerzlich (ist eifrig im Gefecht), der vierte mehr traurig (träge, schwerfällig), der fünfte mehr freudig (in großen Linien beschwingt) usw. — dies in normalen und abnormalen Variationen (5. Bd. § 13, 6. Bd. §§ 2—5). Der eine bevorzugt das Geräteturnen, der andere Freiübungen usf. Hiernach also ist die Reaktion auf den Turnbefehl verschieden, sie ist eben auch spezifisch. Auf seine Weise nimmt der Turner den Befehl wahr und reagiert darauf. Der Lehrer kann die Spezifität des einzelnen Schülers nicht verursachen, er kann nur seine Turnbefehle geben und prüfen, ob und wie der Einzelne den Befehl ausführt; er beschreibt dann auch die Prüfung und ihr Ergebnis, d. h. er beurteilt, kritisiert, zensiert, und die Erfahrung lehrt, daß in den so-spezifischen Fällen auf das Vor-machen (Vorturner) und auf die Kritik eine entspr. Entwicklung des Turners folgt, doch kann wieder der Lehrer die Entwicklung nicht verursachen, sondern muß abwarten, ob und inwieweit sie eintritt

*) Vgl. Fechtbruder = Tippelbruder, ursprgl. „fahrender Gesell", der „anspricht" (scil. beim Meister um Arbeit), bittet, später bettelt (Diminutiv-Iterativform zu beten, bitten), „fahrender Ritter", der zum Fechten, Turnieren auszieht, usw.

oder ob sie fehlgeht oder ob sie ausbleibt. Das Durchschnittliche ist das Normale.

Aber ist der Befehl — als Aktion — nicht ein Zwang zur Reaktion? Sofern alles Geschehen „zwangsläufig", d. h. so verläuft, wie es verläuft, und nicht anders, auch nicht anders verlaufen kann, nämlich gemäß den assoziativ-koordinativen Zusammenhängen (die rein biologische Tatsächlichkeit, nicht Wirkung einer metaphysischen Allmacht sind), folgt auch auf die Aktion „zwangsläufig" die Reaktion, d. h. es sind die Reflexe, deren Ausdruck die Aktion ist, mit den Reflexen, deren Ausdruck die Reaktion ist, in der beobachteten Weise assoziiert. Aber „Zwang" ist auch Bezeichnung für gewisse Abläufe innerhalb des allgemein-zwangsläufigen Geschehens. N möchte lieber am Gerät turnen, wird aber zu Freiübungen „gezwungen". Er hat also Hunger (Willen) nach Geräteturnen, aber auf dem Wege zum Gerät erlebt er eine Angstsituation (z. B. Ruf des Turnlehrers) mit Abbiegen zum „ungewollten" oder nur „schwachgewollten" Ziele, er „muß" in der Reihe der Kameraden mitmarschieren, tut dies aber eben „aus Angst", „in Angst", „im Zwange" (Zw-ang, einge-engt, 3. Bd. S. 48), unfreiwillig, und hiernach sind die Leistungen beeinträchtigt. Es ist dies sein Erlebnis, es ist seiner Struktur gemäß; der Lehrer kann sie ihm nicht anhexen, er kann nur das Fehlgehen des Schülers beobachten und seinerseits darauf reagieren und tut dies gemäß der hier vorliegenden Reflexassoziation und gemäß seiner biologischen Funktionsweise (mehr minder heftig usw.). Er kann auf den Schüler keinen Zwang ausüben derart, daß er ihm eine andere Struktur anzaubert, wie er sie hat; er kann mit Zwang den Zwang nicht austreiben, es gibt eben Schüler (u. a. Menschen), die Zwangserlebnisse haben, die gewisse Handlungen nur „im Zwange" ausführen. Je öfter das geschieht, desto mehr üben sich die Zwangs-RSe, desto mehr wird aus dem Einmaligen — die Dressur, das Zwangstraining, das oft Training schlechthin genannt wird (unter „Training" kann man auch das ungezwungene Üben verstehen). Der gute Lehrer ist kein Dresseur, sondern gibt Aufklärungen, an die sich erfahrungsgemäß eine Entwicklung des Schülers aus dem Zwangsverhalten anschließen kann, d. h. in den so-spezifischen Fällen anschließt. Dressieren und dressiert werden kann nur, wer „Dressurreflexe" hat; es kann nur auf Reflexe dressiert werden, die „sowieso" schon da sind (vgl. Tierdressur) und nun eben in Form häufiger Wiederholung — gemäß der spezifischen Funktionsperiodik — sich üben: alles rein biologische Tatbestände ohne jede Spur von Metaphysik. Manche kranke Menschen entwickeln sich freilich nicht aus ihren Zwängen heraus: sie bleiben in ihren Dressurerlebnissen, sie fassen auch Aktionen, die normal betrachtet gar nicht Dressuren sind, als

Dressur auf und reagieren gemäß ihrer Struktur mit Gehorsam, der hier Unterwürfigkeit (vgl. Befehlsautomatie), oder mit Trotz - Aufsässigkeit, auf alle Fälle so, daß das partnerische Dressurverhältnis erhalten und somit zweifelhaft bleibt, wer von beiden eigentlich den andern — dressiert; der Dresseur „muß" sich nach dem Dressierten aktions-, reaktions-, d. h. strukturgemäß richten. Wer die entspr. Struktur nicht hat, kann eben weder dressieren noch dressiert werden und ist zum Partner eines Dresseurs oder Dressierten ungeeignet. Immer dressiert der Dressierte. Immer wird der Dresseur dressiert. Beide brauchen von der Dressur nichts zu wissen. „Äußerer (exogener) Zwang" ist die gegenständliche Einengung (auch mit Worten), der Ablauf sensorischer Areflexe, auf den aktuelle sympath. Areflexe folgen können *). „Innerer (endogener) Zwang" (Selbstzwang, Selbstdressur) ist Ablauf sympathischer Areflexe, an die sich die sensorischen anschließen können, auch Ablauf idealischer Areflexe (z. B. der begriffliche Selbstzuruf: aufpassen! usw.). „Zwang" ist dem allgemeinen Wortgebrauch nach pathologisch, nur der Kranke lebt im Zwange, muß auch notfalls von andern gezwungen werden, doch ist der Zwang, den der Gesunde auf den Kranken ausübt, nicht krampfig wie das kranke Zwangsverhalten, sondern eine der normalen Methoden im Verkehr mit Kranken, die freilich möglichst durch vernünftige Aufklärung ergänzt, besser noch ersetzt werden müßte. Der Gesunde braucht weder gezwungen zu werden oder sich zu zwingen, das Richtige zu tun. Er kann vom Partner ein Zwangsverhalten erleben, das sich gegen ihn richtet; diesem Zwang wird und kann er sich nur insoweit fügen, als ein normales Verhalten gefordert wird: er reagiert auf Zwangsaktionen normal, auch in der Art der Abwehr des Zwanges, als Gesunder kann er nicht abnormal denken und tun. Der vom Gesunden ausgeübte Zwang richtet sich nur gegen solche Kranke, die anders nicht zu behandeln sind. Vielfach hält der Zwangsneurotiker sein Verhalten für normal, also zwangfrei und lehnt wiederum zwanghaft die Diagnose und somit auch die Therapie ab (7. Bd. § 1,5). Auch die Zwangsaktion und -reaktion versteht sich ohne Dämonie erst völlig.

Statt des Gebots „den linken Arm heben!" kann auch ein Verbot ergehen, eine Art negierender Befehl. N erlebt das Verbot des M, den linken Arm zu heben, als eine angst-schmerzgefühlige Wortreihe, die sich an seinen Hunger, den linken Arm zu heben, anschließt und auf die wiederum — je nach der Struktur und Reflexschaltung — verschiedene Reaktionen folgen, z. B

*) „Exogen" und „endogen" geben nur die zeiträumliche Reihenfolge, nicht „Ursachen" an, vgl. S. 280.

N gehorcht, dann ist die Reaktion, also die an jene Worte sich anschließende Ausdrucksbewegung eine Hemmung des auf die Hebung zu sich bewegenden Armes, oder N gehorcht nicht, er hebt den Arm trotz des Verbotes, leistet Widerstand, dann geht der Eronenstrom von den Wortzellen, deren Aktualität das Verbot ist, in die Innervation der Armheber ein und nuanciert die Hebung in der Art mehr minder merkbarer Hemmung, wobei nun wieder die Armhebung mit besonderer Intensität („nun gerade!") oder mehr zaghaft stattfinden kann usw. Das Verbot kann wie das Gebot auch nur eine Belehrung für künftiges Verhalten sein. Ist das Verbot (oder Gebot) normal, dann wird es der Gesunde eo ipso befolgen, und es ist ihm nur eine Bestätigung; beim Abnormalen kann sich an die Belehrung eine ihr entspr. Entwicklung anschließen und wird sich in den so-spezifischen Fällen, also gemäß der biologischen Beschaffenheit anschließen, in andern Fällen nicht; was aber auch geschieht, es ist niemals Wirkung einer mystischen Kraft des Wortes, eines Wortzaubers (3. Bd. S. 28ff.). Verbot und Gebot können auch eine Prüfung auf Urteilsfähigkeit sein: der Gesunde wird und kann nur gesunde Ver- und Gebote befolgen, abnorme also ablehnen; zu den abnormen gehören auch solche, die der Entwicklungsstufe des Prüflings nicht angemessen sind, die zu viel oder zu wenig verlangen. Der Normale verbietet nur Abnormales (Falsches, Schlechtes, Häßliches), gebietet nur Normales (Richtiges, Gutes, Schönes); der Abnormale dagegen kann in seiner Krankheit Normal und Abnormal nicht sicher unterscheiden und so auch Abnormales gebieten und Normales verbieten. Abnormal ist auch jede Über- und Untertreibung des Gebietens und Verbietens; viele Kranke können sich darin nicht genug tun, behandeln ältere Kinder und dann auch Jugendliche und Erwachsene wie Säuglinge oder Sklaven, sprechen ihnen jede Selbständigkeit ab, schreiben jede Kleinigkeit vor und verbieten auch die leiseste Spur von Auflehnung als Verletzung ihrer Allmacht (Herrschsucht usw.) — oder sie scheuen sich vor jedem Gebot und Verbot aus Angst, damit irgendwie im allergeringsten von der Vorschrift abzuweichen, in deren Allmacht sie leben, ja die sie selber sind, aus Angst also, einen geringsten (vermeintlichen oder tatsächlichen) Fehler zu begehen und so sich „tödlich" zu blamieren, aus Angst auch vor der „Integrität", lies: Dämonie des Kindes.

Diese wenigen Beispiele mögen zur Darlegung des grundsätzlichen Verhältnisses Aktion: Reaktion genügen. Es sollte gezeigt werden, daß zwischen beiden keine dämonistische Ursächlichkeit waltet, die Aktion realiter die Reaktion nicht „hervorrufen", weder die RSe des Reagierenden „schaffen" noch ihre Funktion, ihre Funktionskurven, -intensität, -periodik usw. herbeizaubern kann, sondern daß es sich lediglich um biologische Assoziationen

alternärer RSe der Partner handelt, also die Reaktion Kennzeichen der biologischen Beschaffenheit des Reagierenden wie die Aktion der des Agierenden ist. Aktion und Reaktion sind je spezifisch. Sind die RSe, deren Hochfunktion die Reaktion wäre, in geringer Funktionsintensität, ist ihr Eronenstrom gering und werden auch die von M ausgehenden Eronen nur in geringer Zahl aufgenommen, dann bleibt die Reaktion aus; sie läßt sich auf keine Weise erzwingen, bewirken, weder „von außen" noch „von innen" — es müßte denn eben dämonische Mächte geben, „die das zu Wege bringen", und diese gibt es eben nicht. Nur der Dämonist deutet in die Verhaltensweisen der Menschen untereinander metaphysische Mächte hinein, mögen sie auch „nur" Ursächlichkeit heißen. In diesem realischen Sinne ist das (jedes) Individuum selbständig, selbsttätig und weder von außen noch von innen zu beeinflussen — so als ob der Leib Geschöpf oder Organ oder Material der Seele oder anders benannter jenseitiger „Wesenheiten" sei. Das Individuum ist ein in sich geschlossenes Ganzes, als solches stets seiner Umgebung - Umwelt verhaftet, stets Glied der Gemeinschaft, des kosmischen Ganzen, aber als solches eben — Individuum, stets im Verhältnis zu seiner Umgebung - Umwelt stehend, aufnehmend - abgebend, dies alles aber im rein biologischen, zeiträumlichen Sinne, nicht willen- und verantwortungslos der dämonischen Macht innerer oder äußerer Ursachen unterworfen.

Von den äußeren unterscheidet man die inneren Reaktionen. N kann auf eine Aktion des M hin in hohe Gefühlserregungen geraten, d. h. es schließen sich an diese sensorischen Reflexe sympathische Hochfunktionen an. Dies geschieht gemäß der Struktur und Funktionsperiodik der betr. RSe: die Erregung bleibt aus, falls die sympath. Reflexstrecken eben ihrer Periode nach geringintensiv funktionieren. Auch ob N auf die Aktion des M mit Herzklopfen oder Leberdruck oder Durchfall oder Atembeklemmung usw. reagiert, ist Sache seiner Organisation, also auch der Funktionsperiodik der beteiligten RSe. Bleibt bei N die Erregung aus, dann kann M machen, was er will, er kann dem N die Erregung auf keine Weise einzaubern. Das Analoge gilt für Erregungen der idealischen Reflexstrecken. Daß die mit eignen Aktionen des Individuums verbundenen sympathischen Abläufe nicht zu den Reaktionen rechnen, wurde S. 297 dargelegt.

Zu den Reaktionen gehören auch die Nachahmungen, die imitativen Bewegungen (S. 262, 1. Bd. S. 657ff.). Auch da ist nicht die Aktion des M die dämonische Ursache, die den N mittels seelisch-geistiger Kräfte zwingt, die Aktion nachzuahmen. Sondern es besteht lediglich ein Nacheinander, eine Sukzedenz analoger Reflexe der Partner, die also eine Masse zu zweit oder

eine größere Masse bilden; eben diese Gleichläufigkeit ist Kennzeichen der Partnerschaft. Wo diese analogen RSe und ihre gleichläufigen Hochfunktionen nicht vorhanden sind, kann keine „Macht der Welt" die Nachahmung erzwingen. Auch falls die Nachahmung „unter Zwang", z. B. auf wortliche oder gestische Bedrohungen hin stattfindet, müssen die Partner eben die entspr. RSe und Hochfunktionen haben, gehört das Zwangsverhalten zur biologischen Beschaffenheit der Partner; auch die erzwungene Nachahmung kann also nicht — erzwungen werden. Auch die Nachahmung ist nicht nur eine wortliche oder eine auf Worte folgende, sie kann wie jede andere Reaktion auch auf andere Aktionen wie die der Sprechmuskeln erfolgen und nicht bloß in Worten, sondern in jeder andern Muskelfunktion bestehen — ganz gemäß der Reflexschaltung, also der Funktionsperiodik der RSe. Vgl. auch die „Mode", soziale, politische, religiöse „Strömungen" u. a. massensuggestive Nachahmungen, die eben nur stattfinden können, falls eine Anzahl Menschen gleichläufige Reflexabläufe haben, somit „Teilnehmer" als „Hauptbeteiligte" sind (S. 298); vgl. im einzelnen die Nachahmung vornehmer Allüren („wie er sich räuspert und spuckt ...), des Tragens von Brillen, Monokeln usw., das Kursieren von Schlagworten, die Nachbeterei, das Jubeln, Johlen der Masse (einer beginnt) usw. Pathologisch: Tanzwut, Flagellantismus, Mali-Mali der Tagalen, Sektierergemeinschaften usw.

Aktionen und Reaktionen können unbewußt sein (S. 297). Jemand kann sich kratzen, ohne sich bewußt zu sein, daß es gejuckt, gekitzelt hat, und daß er sich kratzt. Zwei Partner können sich, während sie einen Weg gehen, einander nähern oder voneinander abrücken, ihre Schritte verlangsamen oder beschleunigen, gestisch aufeinander reagieren oder sich imitieren usw., ohne sich dessen bewußt zu sein. Aktion: Reaktion ist allemal Sukzedenz alternärer Reflexe, und diese erreichen sehr oft den aktuellen Grad. Man kann also von bewußten und unbewußten Reaktionen (auch Nachahmungen) sprechen. Wir sind alle Menschen, haben also analoge Strukturen; die RSe sind stets in geringerer oder höherer Funktion, in diesem Sinne sind alle analogen Reflexe gleichläufig; nicht allgemein koinzident sind aber die Hochfunktionen, also auch nicht die Aktualitäten, die Erlebnisse, und sofern die höheren oder Hochfunktionen der alternären RSe gleichläufig sind, einander sukzedieren, sprechen wir von Aktion: Reaktion.

Über gleich- und gegensinnige Bewegungen s. 1. Bd. S. 660.

C. Richtung, Ziel, Zweck, Sinn, Lebenslinie.

Die Aktualität steht zur vorangehenden und zur folgenden Aktualität in einem (spezifischen) koordinativen, d. h. Lage-,

Kraft- und Richtungsverhältnis, sie ist Symbol (auch) der spezifischen koordinativen Sk., also auch der dazugehörigen topophilen, der Richtungskomponente, mit der wir uns hier beschäftigen; vgl. 1. Bd. § $27_{,5}$, 2. Bd. §§ $30_{,4,\,b}$, $31_{,3}$. Die Aktualität ist gerichtet, und jede Veränderung ist auch eine richtungsmäßige. Wir unterscheiden und bezeichnen die Richtungen wie die Aktualitäten überhaupt nach den Gefühlsspezies. Eine hungergefühlige (hgf.) Aktualität kann sich immer nur in einer (ihrer!) Hungerrichtung (hgf., rel. weiter Rundung) bewegen, eine angstgefühlige (agf.) Aktualität in einer Angstrichtung (einer rel. zur zugehörigen Hrundung engeren Rundung), eine schmerzgefühlige (sgf.) in einer Schmerzrichtung (Drehung, Windung), eine trauergefühlige (tgf.) in einer Trauerrichtung (kurzen Geraden), eine freudegefühlige (fgf.) in einer Freuderichtung (einer rel. zur zugehörigen tgf. Strecke langen Geraden). Über Grund- und Zwischenrichtungen usw. s. 2. Bd. l. c. Die Muskelaktionen sind auch quoad Richtung Spezialfälle der Bewegung überhaupt. Sie sind allesamt gerichtet, es gibt keine „richtungsfreie" Bewegung. Auch die primitiven Bewegungen sind gerichtet, aber noch ganz unsicher, vage, verschwommen; erst im Laufe der Entwicklung präzisieren sich auch die Richtungen mehr und mehr, wie früher dargelegt. Auch die Richtungen der Muskelaktionen bezeichnen wir nach den Gefühlsspezies: die Verengungen-Beugungen gehen in H- bzw. Arichtung, die Drehungen in Srichtung, die Erweiterungen-Streckungen in T- bzw. Frichtung vor sich.

Im vollständigen Erlebnis (1. Bd. § 20, 2. Bd. S. 228) sind die HASTF-Stadien alle nacheinander aktuell, im unvollständigen Erlebnis bleibt das eine oder andere Stadium unaktuell. Es geht also aus einem Runden ein (partnerisches) Gerades hervor, oder ein Rundes setzt sich in ein (partnerisches) Gerades fort, wobei das Gerade in ein anderes Rund eingeht, also die Schwelle aus der bisherigen in eine neue Umgebung überschreitet. Bei den Muskelaktionen folgt stets auf die Beugung (Einrundung, Verengung) die Streckung (Erweiterung), der Übergang ist die Drehung; den unvollständigen Erlebnissen entspricht z. B. das Einsetzen der Erweiterung nach der Hungerbeugung derart, daß die Angstverengung nur angedeutet oder „unmerklich" ist.

Beschreiben wir quoad Richtung, dann sagen wir: an die Hrichtung schließt sich die Arichtung, an diese die Srichtung usw. an, oder die Hrichtung geht in die Arichtung usw. über. Also ist die Hbewegung auf die Abewegung usw. gerichtet, abbreviativ sagt man: die Beugung ist auf die Streckung gerichtet (2. Bd. S. 230), wie man sagt: das Runde ist auf das Gerade gerichtet, indem sich das Runde auf das Gerade hin einengt, zusammenzieht. Beschreibt man das topische Verhältnis des

Geraden zu dem neuen Rund, in das es, das alte verlassend, eingeht, so sagt man: das Gerade ist auf dieses Rund, die neue Umgebung, die Streckung auf die neue Beugung gerichtet, auch: das Erlebnis A ist auf das ihm folgende Erlebnis B gerichtet. Es ist also nur eine zweifache Beschreibung des identischen Tatbestandes, daß ich einmal sage: die Beugung richtet sich auf die Streckung, und zum anderen: die Beugung (oder das Runde) richtet sich auf das Gerade, Gestreckte, das sich auch in gerader Richtung bewegt. Die Richtung der Beugung ist da nicht etwa eine doppelte, sondern wird nur in der Beschreibung einmal auf die folgende Streckung, das andere Mal auf das hervorgehende Gerade bezogen. Die Verengung des Darmes richtet sich auf die Erweiterung und zugleich auf den Darminhalt. Das Auslangen des Armes, z. B. nach dem Federhalter richtet sich auf die Streckung und damit auf den Federhalter.

Im Einzelreflex geht die Aktualität der zum RS gehörenden Denkzelle dem Ausdruck (der Muskelbewegung) voraus, ist also während dieses Ausdrucks nicht mehr da, die Bewegung richtet sich also auf (gegen usw.) ein Vergangenes. Aber es läuft niemals ein Einzelreflex ab, sondern immer ein Reflexbündel, die Aktualität ist immer anders, also Glied einer Reihe, es kann sich die gleiche Aktualität mehrfach wiederholen, oder es treten andere zur Reihe gehörende Aktualitäten auf, also richtet sich die Bewegung im einzelnen immer auf die vorausgegangene Aktualität, erreicht aber die Aktualität (die Reihe), die sich im Erlebnis an die Bewegung anschließt. So ist es zu verstehen, daß ich z. B. beim Gehen nicht in die Vergangenheit, „ins Leere" stürze, sondern auf dem Boden bleibe.

Das, worauf sich die Bewegung richtet, ist das Ziel: es ist das Fstadium, also das Fgefühl oder der fgf. Gegenstand oder Begriff (das Gerade, das Vollendet-Gestreckte, als Bewegung die vollendete Streckung) *). Die ausfahrenden Bewegungen des ganz jungen Kindes richten sich zunächst noch nicht auf einen bestimmten Gegenstand, sondern lediglich auf das Fstadium der Bewegung; erst gemäß der Differenzierung der RSe baut sich die Koordinatik derart aus, daß die Bewegung, wenn auch zunächst noch ganz unsicher, auf einen Gegenstand als Ziel gerichtet ist. Das Wort „Ziel" ist freilich sgf. (s. 3. Bd.); es gibt eigentlich die Schwelle an, die überschreiten muß, wer zum Fstadium gelangen will, dann aber auch dieses selbst: wer die Schwelle, das Hindernis überwunden hat, ist des Erfolges sicher; hat ihn „schon in der Tasche". Vgl. ahd. zilon svw. eifrig streben, mhd. ziln Anfang und Ende bestimmen, griech. ζηλόω eifere nach,

*) Jede Aktualität ist auf die andere gerichtet, somit Ziel und Anfang zugleich (EdS. S. 410), doch wird nach allgemeinem Wortgebrauch Anfang und Ziel im Erlebnis unterschieden.

ζῆλος Eifer, ζηλωτής Zelot, Eiferer usw., ags. tilian eifrig bestrebt sein, wozu homolog τέλλειν, τελεῖν zu Ende bringen, verrichten, τέλος Ende, τῆλε in der Ferne, τηλία Abgrenzung (Sieb-rand, Fläche, Würfelbrett), lat. tellus Erde = Begrenztes, telum Wurfgeschoß, engl. tell er-zählen, ver-tellen, till bis usw., nhd. teilen, Zeile, zielen, zählen svw. abgrenzen, de-finire, finis. Jeder Vorgang hat ein Ende, und dieses ist das Ziel.

Ein Beispiel. Beim Wettlaufen ist das Ziel das Ende der Strecke. Der Wettlauf ist eine HASTF-Reihe: Vorbereitung (H-, Astadium), Start—Ankunft am Ziel (Sstadium), Ausklang (Tstadium: Ermattung, Abgekämpftsein, dann Fstadium: man „hat's geschafft", erhält den angemessenen Preis); im Falle der Niederlage mehr Trauer als Freude. Die Strecke ist hier also die mehr minder ausgedehnte Schwelle, deren Überwindung der Kampf im engeren Sinne, die Leistung ist. In dieses Stadium fallen viele integrierende kleinere HASTF-Reihen, allesamt rel. stark shaltig (S. 300). Man kann auch die Strecke aus dem Gesamterlebnis herausheben und als HASTF-Reihe erläutern: zu Beginn ist der Hunger stärker, dann steigert sich die Angst, bis im Höhepunkte des Laufes (Kampfes) der Schmerz am reinsten ist (sozusagen muß da eine sichtbare oder „unsichtbare" Höchstschwelle innerhalb der Strecke genommen werden), dann verlangsamt sich das Tempo (Trauer, manchmal mit Aufgeben), endlich steigert es sich wieder bis zum freudigen Erreichen des Zieles. Natürlich brauchen nicht immer die Gefühle aktuell zu sein, sie sind es sogar normaliter nur schwach, die sensorischen Bewegungen sind die Hauptsache; abnormaliter aber sind die Gefühle, genauer einzelne Gefühle sehr intensiv (demgemäß die sensorischen Bewegungen abnorm sympathogen, also ungeschickt usw., vgl. Stürzen, Knöchelbruch, Verrenkungen im Schmerzstadium usw., was normaliter nicht vorkommt; man sehe sich nur die oft verzerrten Gesichter neurotischer Sportler an!). Die abschließende Freude ist aber noch nicht aktuell beim Erreichen des Zieles, sondern erst nachher, nach dem (traurigen) Verschnaufen, beim Empfangen der Anerkennung, des Preises. Im Gesamterlebnis ist das Ende der Strecke sozusagen erst das Vor-Ziel, das eigentliche Ziel ist das Ende des Wettspiels, die Anerkennung, doch ist eben, wer das Ziel der Strecke erreicht hat, des „letzten" Zieles, des Sieges und Siegespreises sicher.

Was ist Zweck? Das Wort ist wie Ziel sgf., betont aber im ck das Plötzliche des Hervorbrechens, das Explosive der Schwellenüberschreitung; vgl. zwie, zwei, zwischen, zwicken, zwingen usw. (3. Bd. S. 283). „Der Zweck" war früher der in die Mitte der Schießscheibe eingesteckte Holzpflock, also das im Runden steckende Gerade, vgl. nhd. die Zwecke (Reißnagel usw.), ein mit einem Runden vereinigtes Gerades. Also Zweck bezeichnet ganz ähnlich wie Ziel das Sstadium des Vorganges, das „zwingende" Umfassen und Umfaßtsein, dann auch das, was herauskommt, sich ergibt, das Fstadium. Ein gewisser Unterschied im Gebrauch der Wörter Ziel und Zweck ist bemerkbar: z. B. der Federhalter ist das Ziel meines Auslangens, der Zweck meiner Bewegung aber ist nicht der Federhalter, sondern seine Erfassung. Beide Wörter bezeichnen das, worauf sich die Bewegung richtet. Vielfach wird mit Zweck die Funktion bezeichnet, z. B. das Herz,

die Lunge sind zu dem Zwecke da zu schlagen bzw. zu atmen. Realiter kann aber der Zweck nur im Ablaufe der Funktion erreicht werden; die Funktion ist ebensowenig Zweck des Organs wie dieses Ursache der Funktion (vgl. auch § 3,3, D). Ziel wie Zweck können, nachdem sie gegenständlich erlebt worden sind, auch begrifflich aktuell sein, und es bleibt dann abzuwarten, ob das dem Begriff entsprechende gegenständliche Ziel erreicht wird oder nicht, — in jedem Falle ein rein zeiträumlicher Ablauf gemäß der biologischen Beschaffenheit des betr. Individuums. Vgl. 1. Bd. S. 460, EdS. §§ 79, 81, 82.

Das Schwellenstadium eines Vorganges bezeichnet auch das Wort „Sinn". Ahd. sinan, mhd. sinnen war svw. gehen, reisen, seine Richtung auf ein Ziel nehmen usw., vgl. 3. Bd. Nr. 552, auch 550. Zunächst beschreibt also „sinnen" die gegenständliche Bewegung als Überschreiten von Schwellen, Abschnitten (nn iterativ, vgl. 3. Bd. Nr. 425 usw.), und zwar betont das Wort das Gerichtetsein auf ein Ziel. „Sinn" ist also zunächst svw. zielgerichteter Weg, dann auch die Richtung des Weges zum Ziel, so daß wir von dem „Sinn einer Bewegung" sprechen. Weiterhin bezeichnet „sinnen" das Überschreiten der Schwelle der „Sinnes"organe, das Eingehen ins Innere der Nerven, das Empfinden-Empfangen, Aufnehmen, Wahr-nehmen (lat. homolog sentire, sensus usw.), daher Sehsinn, Hörsinn usw. Endlich ist „sinnen" svw. begrifflich bewegen, reisen, scheiden, teilen, zerlegen, überlegen, speziell in Worten (Gedankengang), die somit den „Sinn" des Beschriebenen angeben und selber wieder auf ihren „Sinn" untersucht werden (3. Bd. S. 328ff.).

Im allgemeinen bezeichnet man nicht das einfache Erinnern als Sinnen (man sagt aber: ich kann mich nicht be-, ent-sinnen, den Brief erhalten zu haben), sondern das abstrakte (1. Bd. S. 414f., 683) und das höherbegriffliche (verstandes- und vernunftmäßige, 5. Bd. § 8,1, c) Denken, und zwar ermittelt das Sinnen den Sinn der bedachten phänomenalen und phänomenologischen individualen Reihen, zu denen übrigens das Sinnen selber auch gehört (man kann über das Sinnen selber sinnen, den Sinn des Sinnens, ja den Sinn des Sinnes überlegen). Das Sinnen beschreibt die Dinge hinsichtlich ihrer intra- und interindividuellen Richtungszusammenhänge, ihrer Ein-richtung, Einordnung, Verknüpfung zu engeren und weiteren Einheiten, die man „Sinnganze" nennt. Natürlich gibt es nicht Ein-richtung als solche, sondern nur eingerichtete Dinge, es wird also im Sinnen immer auch ihre eigenschaftliche Beschaffenheit implizit und explizit angegeben und zwar nach der ordnungsmäßigen Angemessenheit, koordinativen, bes. richtungsmäßigen Adäquatheit. Man kann also formulieren: sinnen ist denken in Zusammenhängen über Zusammenhänge. Sinnen kann man in jeder Beschreib-

weise: in der pragmatischen, ästhetischen und ethischen, der ungelehrten und gelehrten; ein Individuum kann also z. B. im physikalischen, physiologischen usw., im ästhetischen, im religiösen usw. „Sinne" beschrieben werden, wobei „Sinn" den Bereich einer Beschreibweise angibt. Umfassend sinnt der Philosoph: er sinnt über den Sinn der Welt (über das, „was die Welt im Innersten zusammenhält"). Die Logik gibt speziell die Ordnung des Wortdenkens an, die Erkenntnislehre und die Weltanschauungslehre geben den wesensmäßigen Zusammenhang der Dinge, und zwar letztere die Art, wie der Mensch anschaut, also den weltanschaulichen Sinn der Dinge an, die Ästhetik und die Ethik geben — nach ihren besonderen Gesichtspunkten — die allgemeine Wertordnung an. Insgesamt beschreibt die Philosophie den Sinn des Seienden als des Seienden, abstrakt formuliert: den Sinn des Seins. In der dämonistischen Weltanschauung jedes Entwicklungsgrades ist „der Sinn der Welt" metaphysisch und somit unfaßbar und unverstehbar („ich seh', daß wir nichts wissen können ..", „ignoramus-ignorabimus"), in der realischen s. psychobiologischen Weltanschauung ist er rein biologisch und als rein biologisch vollkommen faßbar und verstehbar. Vgl. 3. Bd. § 38,6.

„Sinn" wird oft synonym mit „Bedeutung" gebraucht. Sinnen „bedeutet" begrifflich zerlegen, und das Nämliche „bedeutet" auch deuten; in „bedeuten" präzisiert die Vorsilbe „be" die Funktion deuten, wie 3. Bd. S. 295 Fn. angegeben. Die Bedeutung eines Individuums ist um so größer, je größer der Bezirk seines ordnungsmäßigen Zusammenhanges, sein Wirkungskreis, Tätigkeitsbereich, Machtbereich ist. Hier ist Bedeutung synonym mit „Wichtigkeit", svw. Wesentlichkeit (Wicht, Wesen s. 3. Bd. S. 81, 279). Es kann aber auch abnormaliter ein unbedeutender (unwichtiger, unwesentlicher) Mensch eine bedeutende (wichtige, wesentliche) Stelle innehaben. Der Machtbereich kann gegenständlich oder begrifflich sein, der echte Philosoph ist der mächtigste Denker. Die Wichtigkeit entspricht dem Werte, doch sind beide Begriffe nicht identisch (Wert ist Gefühligkeit, 3. Bd. S. 355). „Bedeutung" kann auch einen quantitativen Sinn haben, „Sinn" gibt reine Zusammenhänge an.

Eine ziel-, zweck-, sinnlose Bewegung gibt es nicht, sofern diese Wörter das vollkommene Freisein von Richtung angeben sollen. Niemals fehlt die Richtungskomponente (topophile Sk.), es ist völlig unvorstellbar, daß sie fehle. Diese Wörter werden freilich realiter auch nicht in dem unmöglichen Sinne, sondern zur Klassifizierung der verschiedenen Richtungen gebraucht. Man vergleicht die analogen Bewegungen verschiedener Individuen quoad Richtung; aus diesen Vergleichen

ergeben sich Norm und Abnorm (§ 4,2). Die normalen Bewegungen sind auf normale Ziele gerichtet, zweckmäßig und sinnvoll — fast-synonyme Bezeichnungen. Die abnormalen Bewegungen sind auf abnormale (von der Norm mehr minder abweichende, also auch scheinnormale) Ziele gerichtet, unzweckmäßig, zweckwidrig, zwecklos, unsinnig, sinnwidrig, fehlsinnig, sinnlos. Auch das gesunde Sinnen ist sinnvoll, das kranke Sinnen sinnlos (vgl. „spinnen", „Hirngespinste" usw.).

Ein Beispiel. Ein Pferd sprengt gegen die Hürde an. Der Vorgang beginnt mit dem Hstadium (P will springen, nimmt Anlauf, greift weit aus), dann folgt das Astadium (je mehr sich P der Hürde nähert, desto mehr „nimmt es sich zusammen", „versammelt sich", schließlich setzt es zum Sprunge an: Akontraktionen), dann springt es (dreht, dehnt, schnellt sich über die Schwelle, das Hindernis: Schmerzstadium), dann folgt das Tstadium (P verkürzt sich beim Aufsprunge, verweilt ein wenig, macht zunächst langsam-kurze Schritte) und zuletzt das Fstadium (P eilt in langen, freien Sätzen dahin). Dies der normale Vorgang. Ziel ist hier das Jenseits der Hürde, das Ende der Strecke, mit Sprung über die richtige Stelle der Hürde, in geradem (zur Hürde rechtwinkligem) Sprunge erreicht. Zweck ist das Springen und so das Erreichen des Ziels; P handelt zweckmäßig, indem es in normaler Weise ansprengt, ansetzt, springt, zum Ziel galoppiert. Im weiteren Sinne ist „Zweck des Springens", „Zweck der Übung" das entwicklungsmäßige Erreichen einer höheren Gewandtheit, eines Entwicklungszieles. Der Sinn der Bewegung ist das Gerichtetsein aufs Ziel; die Bewegungen, die in normaler Reihenfolge, stracks aufs Ziel gerichtet sind und es erreichen, sind sinnvoll. Auch hier eine norm. Variationsbreite: die Bewegungen sind nicht auf eine haargenaue Linie abgezirkelt, sie sind bei aller Präzision frei und locker, sie sind richtig, gut und schön.

Das kranke, z. B. angstnervöse Pferd R dagegen nimmt schon keinen rechten Anlauf, ist schon im Hstadium gehemmt (Hunger ahaltig), es tänzelt krampfig vor der Hürde hin und her, bockt, bäumt sich, zittert, schwitzt usw.; es kann doch noch über die Hürde springen und ans Ziel kommen, aber es hat sich zu viel Mühe gegeben, zu sehr angestrengt, überanstrengt, insofern ist das Ziel nur „äußerlich normal", es ist bezogen auf das Erleben des R, also im Erleben des R nur normnahe, scheinnormal, der Zweck ist nicht ganz, nicht ganz richtig erreicht, die Bewegungen waren als zu ängstlich, angsthaltig unzweckmäßig, nicht ganz sinngemäß, nicht recht zielsicher. Der weltanschauliche Sinn der nervösen (übertriebenen) Angst ist allemal ein Fehlsinn, ein Unsinn: das Pferd erlebt die Hürde „überlebensgroß", als eine ungeheuere, überpferdliche Aufgabe und benimmt sich demgemäß. — Ein anderes angstkrankes Pferd bricht aus: es springt an einer falschen Stelle, kommt schlecht ab, erreicht ein falsches Ziel — oder es rennt um die Hürde herum und kommt „auf Um-wegen" zum äußerlich-normalen, also scheinnormalen Ziel — oder es reißt seit- oder rückwärts aus — oder es bricht zusammen. In diesen Fällen handelt das Pferd ziellos, zwecklos, sinnlos, unsinnig (hat eine „unsinnige Angst") usw. Es kriegt freilich auch sein Futter — und beruft sich darauf in seiner Pferdesprache gegenüber den Vorhaltungen der gesunden Pferde („ihr seid schön dumm zu springen, euerm Peiniger zu gehorchen, seht mich an, es geht auch so, ja es geht so besser: ich habe nicht gearbeitet und kriege doch mein Futter" — oder „seht, wie ich schwitze, ich habe mehr getan als ihr" usw.).

„Ziellos" ist also svw. „ohne sicheres Ziel", „zwecklos" svw. „ohne sicheren Zweck", „sinnlos" svw. „ohne sichere Richtung".

Bei allen Vorgängen „kommt etwas heraus", alle haben ein Ergebnis; sagen wir: „es kommt nichts dabei heraus", dann steht „nichts" für „Abnormales", „nichts Rechtes". Jeder Vorgang erreicht ein Ende, der gesunde immer das gesunde, der kranke immer das kranke, mag es auch fast-gesund, scheingesund, „äußerlich gesund" sein, so daß der Laie die Diagnose nicht stellen kann. Hierfür ist es gleichgültig, ob das Ziel bewußt voraus-gesehen wird oder nicht; auch unbewußte Bewegungen führen zu einem (ihrem) Ende: HASTF. Der Gesunde erreicht allemal das gesunde Ziel auf gesundem Wege, in gesundem Verfahren (gesunder Methode); der Kranke erreicht „seine" Ziele allemal auf krankem Wege, in krankem Verfahren (kranker Methode), mag es auch scheingesund sein. Das Individuum hat niemals mehrere Möglichkeiten, zwischen denen es in dämonischer „Freiheit" oder im rein biologischem Ablauf der Erlebnisse wählen könnte, sondern es kann nur handeln, wie es handelt: gemäß der biologischen Struktur und Funktion seiner RSe, es geschieht allemal das, was gemäß seiner Reflexorganisation, seiner biologischen Beschaffenheit einzig und allein geschehen kann. „Wählen" ist nichts anderes wie: reflexmäßig schwanken; welche Reflexe schließlich intensiver ablaufen, muß abgewartet werden (vgl. S. 161, ferner § $8_{,4,\,G}$, § $8_{,5,\,C}$, 5. Bd. § $8_{,2,\,A}$).

Wir haben bisher vom Einzelvorgange gesprochen. Die Ausführungen gelten aber auch für alle individualen Erlebnisreihen, für alle geschlossenen Gesamtheiten von Vorgängen. Ein Ergebnis kann sich aus einer ganzen Anzahl von Umständen mit mehr minder großen Schwierigkeiten, Kämpfen, Rückschlägen (A- und Sstadien) ent-wickeln, heraus-stellen, und alle diese Teilvorgänge sind „letzten Endes" auf ein Ziel gerichtet. Die Teilvorgänge können selber vollständige Erlebnisse sein, sie können in jedes einzelne Stadium des Gesamterlebnisses, dessen integrierende Teile sie sind, fallen und sind hiernach je nuanciert (im Hstadium rel. stark hhaltig usw.). Jedes einzelne dieser Erlebnisse ist — ebenso wie jedes einzelne Stadium jedes einzelnen Erlebnisses — spezifisch gerichtet: Spezifität der topophilen s. Richtungskomponente der Aktualität, doch geht die Einzelrichtung integrierend in die Gesamtrichtung eines Erlebnisganzen höherer Ordnung ein, ist jede Teilbewegung im Rahmen des geschlossenen Erlebnisses und der geschlossenen Gesamtheit von Erlebnissen auf das Ziel der Gesamtheit, das gemeinsame Ziel aus-gerichtet; die Gesamtrichtung s. Erlebnisachse ist in der Richtungskomponente jeder beteiligten Aktualität gegeben und prägt sich so in jeder Teilbewegung aus. Es kann also auch jedes Erlebnisgesamt nur in einer ganz bestimmten Richtung verlaufen und niemals in einer andern; die Richtung ist biologisch determiniert und nur aus der Spezifität der Richtungskomponenten

verständlich. Es gibt keine Wahl derart, daß ein Erlebnis so gerichtet ist, wie es ist, aber „ebenso gut" anders gerichtet sein könnte, und daß die Richtung von einem immanenten oder transzendenten oder transzendentalen „Richter", einem dämonischen Ordnungsprinzip ausgesucht und bestimmt würde. Auch ein Erlebnisgesamt, die Bewegung einer Gemeinschaft kann richtungskrank und damit krank überhaupt sein, kann fehlgerichtet sein, ein abnormes bis scheinnormales Ziel mit abnormen bis scheinnormalen Mitteln und Methoden verfolgen; die Diagnose ist manchmal nur dem Fachmanne, bes. dem in Psychobiologie geschulten, möglich. Jede kranke Bewegung hat Zwangscharakter — als Teilbewegung wie als Gesamt der integrierenden Teilbewegungen wie im Verhalten zur Umwelt; zum Zwang gehört auch die Auffassung des Zwanges und des Erzwungenen als — Freiwilligkeit, also die Unkenntnis der Diagnose, dazu der Zwang auf die andern, die Zwangsthese anzunehmen. Jede gesunde Bewegung ist zwangfrei, also echt freiwillig, und sie allein führt zum gesunden Ziel.

Also auch das Ziel, der Zweck, der Sinn eines Erlebnisgesamts ist eine rein biologische Tatsache, nicht Wirkung einer dämonischen Instanz. Dies gilt natürlich auch für die Entwicklungsvorgänge des Individuums, die ja ebenfalls HASTF-Reihen sind. So hat jede Entwicklung eine spezifische Richtung, die allein aus der Spezifität der Richtungskomponente (topophilen Sk.) verständlich ist, hat ein spezifisches Ziel, einen spezifischen Zweck und Sinn. Wir sprechen somit von Entwicklungsrichtung, auch von Lebensrichtung, Lebenslinie, Lebensplan, Lebensziel, -zweck, -sinn. Die Richtung ist auch hier nicht etwa eine jenseits, außerhalb des Gerichteten waltende Dämonie, die richtend auf die „Materie" einwirkt, sie nach ihrem „unerforschlichen Ratschlusse" so oder anders richtet, ein- und hinrichtet. Auch in und aus dem Menschen wirkt nicht ein Richtungszauber auf ihn selbst und die Mitmenschen und die andern Dinge. Das wähnen nur die Dämonisten; ihnen fehlt noch die realisch-biologische Einsicht (mögen sie auch Biologen sein oder sich so nennen). Die Lebenslinie ist realiter biologisch determiniert, erbdeterminiert, also im Sinne der biologischen Symbolik in der Keimzelle „fix und fertig" — wie das Individuum überhaupt, das sich aus der Keimzelle entwickelt. Die Entwicklung ist in jeder Hinsicht lediglich rein biologische Explikation der Keimzelle, also weder durch „Innen-" noch „Außenfaktoren" ursächlich zu bestimmen, zu hemmen, zu fördern, zu formen. Auch die Richtung, das Lebensziel, der Lebenszweck, der Lebenssinn, die Lebenslinie entfaltet sich, manifestiert sich an immer zahlreicher, feiner werdenden Einzelheiten, deren Gesamt doch immer das Gesamt der Keimzelle und damit der Ahnen und Enkel ist.

Lebensziele sind zunächst die Fstadien, die nacheinander im Gange der Entwicklung erreicht werden, also Entwicklungsziele, sodann besonders die Fstadien der krisischen Entwicklungsschritte, also z. B. des Eintritts in die Schule, der Versetzungen in die höheren Klassen, der Pubertätsprüfung (Schulprüfung und -entlassung, Kirchenprüfung, erste Menstruation, erste Samenausscheidung usw.), dann der Lehrlings- und Gesellenprüfungen bis zur Meisterprüfung in Beruf und Liebe, der „Niederlassung" und der Eheschließung, der Geburt der Kinder, der Ausweitung des Lebenskreises bis zur individuellen Höchstgrenze, dann der krisischen Ereignisse der Involution, zuletzt des Sterbens. „Das Ziel des Lebens", dieses als Lebenskurve, Lebensdauer (= Dauer der Existenz des Individuums) genommen, ist das Ende, der Tod. Wie jedes Einzelerlebnis in der Freude endet, so auch die stetige Reihe der Einzelerlebnisse, deren Gesamtheit eben „das Leben" des Individuums ist. Und auf jedes Fstadium als Ziel richtet sich — über die A-, S-, Tstadien — der Hunger (Wunsch, Wille usw.) als erstes Stadium des Erlebnisses, des Entwicklungsschrittes. Auch auf die „höheren Ziele" richtet sich der Hunger, sowohl der zum krisischen Entwicklungsschub selber gehörende wie die Gesamtheit der Hstadien der vorangehenden Entwicklungsschritte und -perioden (S. 214), der Entwicklungshunger schlechthin. Er richtet sich auch auf die Involutionsstrecke der Lebenskurve, auch auf ihr Ende, den Tod. Lebenshunger (Lebenstrieb, Lebenswille, Lebenssehnsucht usw.) ist der Hunger, der sich auf die einzelnen Lebensziele, auf das Hochziel des Lebens, die Lebenshöhe richtet, Todeshunger (Todestrieb, Todeswille, Todessehnsucht usw.) ist der Hunger nach dem „end-lichen" Ziele, aber es ist klar, daß es nicht einen Lebens- und daneben einen Todeshunger gibt, sondern daß beide Wörter denselben Hunger bezeichnen, nur eben das eine mal auf die Lebensetappen, das andere mal auf das Ende der Lebenskurve bezogen.

Ob die Hreflexe, deren Gesamt das Hstadium ausmacht, aktuell oder unaktuell ablaufen, also der Mensch sich seines jeweiligen Lebenshungers und der Ziele, auf die er sich richtet, bewußt ist oder nicht, spielt keine Rolle für die Gestaltung der Lebenskurve. Die höheren und höchsten Ziele sind den Menschen wohl im allgemeinen bekannt, wie wir ja alle — im Unterschied vom Tier — wissen, daß wir sterben werden („Sterbemuß", M. Ludendorff), auch sind schon früh Begriffsindividuen als „Vorbilder", „Ideale" aktuell, aber ob der Weg künftig zu der ihnen entsprechenden Entwicklungsstufe führt, ob sich, wie man sagt, die Ideale verwirklichen, „die Blütenträume reifen" werden, muß der Mensch abwarten, und die jeweiligen Ideale sind nur Kennzeichen der biologischen Beschaffenheit dessen, dem sie „vorschweben". Niemals aber können Begriffe und gar Begriffs-

typen gegenständlich werden, insofern sind die Ideale niemals zu verwirklichen, ohne „Abstriche", „Konzessionen" geht es auch beim erfolgreichsten Menschen nicht ab. „Das Bewußtsein" ist also ebensowenig wie „die Seele" oder „der Geist" usw. der Dirigent, die dämonische Instanz, die die Lebenslinie schafft oder bestimmt und die Entwicklung zu ihr lenkt und leitet. Das Bewußtsein ist lediglich Funktionseigentümlichkeit der Denkzellen und seine spezifische Beschaffenheit Kennzeichen der Persönlichkeit, aber nicht Ursache ihrer Entfaltung. Es gibt viele Wesen, die keine Denkzellen, kein Bewußtsein und „dennoch" eine Lebenslinie haben, genauer noch: jedes Wesen verändert sich im Sinne einer spezifischen (seiner) Lebenskurve, lebt sein Leben ab, und alle seine Einzeletappen sind auch richtungsmäßig in die Lebenskurve eingeordnet, sind zielgerichtet: jedes Wesen kommt an sein Ziel, an das seiner biologischen Beschaffenheit gemäße Ziel, es kann niemals an ein anderes Ziel kommen. Das Bewußtsein ist hierzu keineswegs „causa" oder „conditio sine qua non", es ist weder Schöpfer noch Erfinder noch Leiter der Lebenslinie und ihrer Ziele, ihres Zieles. Und wie der Einzelne kommt auch jede Gruppe, jede Gemeinschaft kleineren oder größeren Umfanges (also auch jedes Volk) an das biologisch determinierte Ziel, es kann ihr weder von Innen- noch Außenfaktoren, noch von einem himmlisch-höllischen oder irdischen Gott „gegeben" werden, sondern sie „hat" es, und sie kann nicht von dämonischen Mächten (etwa in Menschengestalt) zum Ziele bewegt werden, sondern sie entwickelt sich rein biologisch zu ihm hin. Der Gründer einer Gemeinschaft irgendwelcher Art „schafft" sie nicht dämonisch, ein Gott, aus dem Nichts, sondern ist lediglich Vorläufer derer, die folgen, des Gefolges, der Gefolgschaft, Anhänger usw. (voraus-eilende Entwicklung auf dem betr. Gebiete) und nur in diesem realischen Sinne „Schöpfer" (schöpfen, schaffen svw. aus einem Schaff, einem hohlen Gefäß, allgemein einer hohl-runden Anordnung, aus „gegebenen Umständen" etwas hervorbringen, etwas gestalten: HASTF). Der Führer bewegt nicht seine Gemeinschaft, sondern er bewegt sich mit ihr an ihrer Spitze.

Es können aber die Hreflexe — wie alle andern Spezies der Reflexe — aktuell ablaufen, es kann schon während des H-stadiums inmitten der hgf. Aktualitäten, also interkurrent, in der Ferne das Ziel sichtbar sein, kann voraus-gesehen werden (z. B. ich steige im Gebirge einem in der Ferne sichtbaren Gipfel entgegen), also auch benannt, beschrieben werden, aber das Ziel ist realiter nicht der Dämon, der „mich lockt", mich anfeuert zu streben, den Hunger erzeugt, die Bewegung zu ihm hin verursacht, die Richtung bestimmt usw., sondern es ist das im rein biologischen Reflexablauf, gemäß der Struktur des Erlebnisses

auftretende und zu ihm gehörige Endglied. Ziele können auch begrifflich vorgestellt sein (die Begriffe sind aber nicht selber Ziele), „mir vorschweben", aber auch diese Begriffe sind keine dämonischen Mächte, die meinen Lebensplan hegen, meinen Lebensweg bestimmen, meine Lebenslinie verwirklichen, mich irdisches Geschöpf nolens-volens in die Richtung auf das von ihnen vorgesehene Ziel führen (ἀνάγκη, dira necessitas, Vorsehung usw.), sondern die Begriffe (Ideale usw.) sind Aktualitäten der beteiligten Begriffszellen und gar nichts weiter. Ich brauche nicht zu wissen, was ich will, und erreiche doch „mein", d. h. das meiner biologischen Beschaffenheit gemäße Ziel. Bei hinreichender Ausdifferenzierung der RSe und ihrer Gefüge sind die Zusammenhänge Gefühl—Gegenstand—Begriff sowie die Ausdrucksbewegungen derart spezifiziert, daß das Gefühl wie auch die nach ihm benannte sensorische Ausdrucksbewegung quoad Systemzugehörigkeit mehr minder genau zu bestimmen ist; die Genauigkeit nimmt zu mit der Größe der Erfahrung, also mit der Häufigkeit des Ablaufes der gleichen Zusammenhänge. Hiernach kann also im Hstadium eines Erlebnisses das Ziel angegeben werden, z. B. kennzeichnet der Satz „ich will essen" ein gewisses Hgefühl als Magenhunger, der sich ebenso wie die entspr. Muskelaktion (zu Tisch gehen, zulangen) auf die Speise richtet, und insofern „weiß ich, was ich will". Nun sind aber der Hunger (Wille) und das Ziel niemals zugleich aktuell, sondern immer nur nacheinander (interkurrent), und in diesem Sinne kann ich niemals wissen, was ich will, niemals also einzeitig (zugleich) wollen, wissen, daß ich will (den Willen beschreiben), und wissen, was ich will (das Ziel aktuell erleben und beschreiben). Und erst recht ist in noch unvollendeten oder vor mir liegenden Entwicklungsschritten, die ja eben „ins Unbekannte" führen, das Wissen des später erreichten Zieles unmöglich, ich kann mir zwar „etwas vor-nehmen", auch aus Erfahrungen und Analogieschlüssen vermuten, daß ich das „gesteckte Ziel" erreichen werde, niemals aber wissen, ob dieses „gesteckte Ziel" tatsächlich das Ziel ist, zu dem ich mich gemäß meiner biologischen Beschaffenheit hinentwickle und an dem ich mich eines Tages vorfinden werde (EdS. § 97). Daher: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Ein Mensch, der, wie man sagt, „weiß, was er will", ist ein solcher, der einem (seinem) ideellen Ziele unentwegt zustrebt; ob er „es", d. h. das dem ideellen Ziele entsprechende gegenständliche Ziel erreichen wird, ist abzuwarten, es ist nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung (aus Kenntnis der Persönlichkeit usw.) möglich, auch der stürmischste Wunsch, die äußerste Energie usw. sind keine dämonischen Mächte, die den Gang der biologischen Entwicklung verursachen, den erträumten Erfolg erzwingen, herbeizaubern könnten, aber natürlich läuft

jedes Erlebnis mit einem gewissen (normaliter angemessenen, paßrechten) Kraftaufwand ab. Weder „schafft" der Wille das Ziel noch das Ziel den Willen, sondern beide sind Glieder, Stadien der HASTF-Reihe, der Wille das H-, das Ziel das Fstadium. Die Phrase „man muß nur wollen, dann geht alles", „der eiserne Wille macht das Unmögliche möglich", „der Wille tut Wunder" usw., ist nur eine dämonistische Deutung der Tatsache, daß jedes Erlebnis mit dem Hstadium anfängt und mit dem F-stadium endet, eine dämonistische Deutung des Willens, dem als der Allmacht „kein Ding unmöglich" sei. Der Mensch kann alles, was er will, heißt realiter nicht: er kann den Himmel stürmen, wenn er nur will, wie das die fanatische Überspanntheit wähnt, sondern: der Gesunde will nur, was er kann, nicht mehr und nicht weniger, und er braucht sich das nicht erst lange zu überlegen. Vgl. S. 175.

Auch „die Lebenszwecke", „der Lebenszweck", „der Sinn des Lebens" bedürfen der dämonistischen Deutung und Deuterei nicht mehr. „Zweck" eines Entwicklungsschrittes, einer Entwicklungsperiode ist das Erreichen des Zieles, auch wohl das Ziel selbst, ferner auch die weitere Entwicklung. „Der Zweck des Lebens" ist das Sterben, das Erreichen des letzten Fstadiums, das „ewig" währt, insofern als mit ihm, mit der „Verklärung" das bewußte Erleben endet („ewige Seligkeit"), und über das Sterben hinaus das „Weiterleben", d. h. die Auflösung des bisherigen Organismus und das Eingehen der Teile in neue Verbindungen, neue Organisationen und Organismen (die realische „Auferstehung des Fleisches", 1. Bd. S. 742), das Weiterleben auch in der Erinnerung, dem Andenken der Epigonen, in den Kindern und Werken, somit die Teilnahme an dem Immersein der Welt, an der Unsterblichkeit und Ewigkeit. Und wie der Gesunde sein ganzes Leben hindurch immer zu gesunden, also richtigen, guten und schönen (3. Bd. § $38_{,6}$) Zielen gelangt, gesunde Zwecke verfolgt und erreicht, so kommt er auch zu einem gesunden Sterben und hinterläßt gute Kinder, gute Werke, ein gutes Andenken. Der Kranke aber strebt kranken, also falschen, schlechten und häßlichen, bestenfalls scheingesunden Zielen und Zwecken nach und hat auch ein schweres, mühseliges Sterben, hinterläßt kranke Kinder, schlechte Werke, ein schlimmes Andenken.

Der Sinn der Erlebnisse und damit auch ihrer gesamten Reihe, des Lebens, der Welt ist das zielgerichtete Eingeordnetsein aller Einzelheiten in die Teilganzen und der Teilganzen in das Gesamt überhaupt, den Kosmos. Der Sinn des Lebens ist die richtungsmäßige Harmonie. Indem aber niemals aus Etwas Nichts werden kann, die Teile des Organismus also bei und nach seiner Auflösung zu anderen Verbindungen, Organismen sich vereinen, indem

Ziel und Zweck des Lebens über die Dauer des Organismus hinausweisen, ist auch der Sinn des Lebens auf das Weiterleben, wie beschrieben, zu beziehen, und so ist sinnvoll, sinnerfüllt das Leben, dessen Einzelvorgänge in harmonischer Reihe auf das gesunde Sterben und das gesunde Weiterleben gerichtet sind, während das kranke Leben und Sterben sinnlos, unsinnig, verfehlt ist. Der Mensch hat nur eine Pflicht: gesund zu sein, und falls er es nicht ist, es zu werden.

Vor der Psychobiologie und außerhalb ihrer wurden und werden auch die mit Ziel, Zweck und Sinn bezeichneten Tatsächlichkeiten dämonistisch gedeutet. So spricht man von der Ziel- und Zweckstrebigkeit (Teleologie, Finalismus) als von einer dämonischen Macht und ihrer Auswirkung in die materielle Welt. Gott habe die Welt und die Menschen geschaffen und lenke sie nach einer willkürlichen Ziel-, Zweck- und Sinnsetzung, nach einem Heilsplan, wonach die Seelen durch die Leiblichkeit, durch das irdische Jammertal hindurchgehen müssen, um geläutert in den Himmel oder ungeläutert in die Hölle zu kommen, usw. Welches Ziel, welchen Zweck und Sinn die Schöpfung selber haben soll, das eben bleibt göttliches Geheimnis, unerforschlich wie Gottes Wesen selbst, oder bleibt Geheimnis der „Weltvernunft", die ebenso dämonisch und ebenso unerforschlich ist wie die personifizierte Gottheit. Die Seele, göttlichen Ursprungs und somit göttlich selber, falls sie nicht „schwarz", also teuflisch ist (?), führt den leiblichen Menschen seine Bahn zum vorgedachten und vorbedachten Ziele — und wiederum bleibt es ein Rätsel, was eigentlich die Seele damit „bezweckt" und wieso der sterbliche Leib soviel Aufwand lohnt, der doch eigentlich der unsterblichen Seele zugute kommen sollte (?). Die Seele kann auch Bewußtsein heißen und dieses nun wieder aus dem Unbewußten als dem diffus-kollektiven Seelenreich „mit ungeheurer Anstrengung" geschaffen worden sein und immer wieder geschaffen werden — eben zu dem Zwecke, dem Menschen seine Ziele zu zeigen, die nun wieder mit magischer Gewalt „die seelische Bewegung" zu ihnen selbst oder den „Willen zum Ziele" als Ursache der seelischen Bewegung usw. verursachen. So enthüllt sich der Finalismus als umgetaufte Kausalität: er setzt die Ursache ans Ende, deutet in das Ziel, den Zweck, die Ursächlichkeit hinein, die doch eigentlich an den Anfang gehört, und läßt sie aus der Zukunft wirken, läßt sie aus der Zukunft die Zukunft bewirken, ein hübscher circulus fictionalis. Auch der Sinn der Bewegung, des einen wie aller Vorgänge ist ein Dämon oder eine Auswirkung der metaphysischen Zwecklichkeit; der inner- oder außermenschliche, inner- oder außerweltliche Zauberer „sinnt" und verleiht so dem Lauf der Welt einen Sinn, und selbst offenkundiger Unsinn ist — ebenso wie offenkundige Zweck- und Ziellosigkeit — den-

noch eben Sinn, Zweck und Ziel, nur verstehen wir armen Menschlein das nicht, wir dürfen auch nicht danach forschen, ja eben der wahre Sinn des göttlichen Geheimnisses ist es, daß es Geheimnis und somit unerforschlich ist. „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist" *). Manche Naturforscher sprechen von der sinnfreien Natur und dekretieren, sie könne nicht verstanden werden, da verstehen svw. „erfassen eines Sinnes" sei. Oder: der Sinn sei der Zweck des ordnenden Prinzips der Lebensstruktur ... Man argumentiert im Irrealis: das Leben sei schal und leer, wenn es nicht einen gottgewollten Sinn habe, der eben im Jenseits liege und uns den Lohn (wie soll der aussehen?) für alle Mühseligkeiten des irdischen Lebens bringe, den Bösen aber, die Freude an der Welt haben, die ewige Verdammnis. Aber dieser Glaube ist doch nur Zweifel. „Der Menschheit ganzer Jammer" ist der Dämonismus.

Der realische Mensch weiß, daß auch Richtung, Ziel, Zweck, Sinn, Lebenslinie usw. biologische Tatsächlichkeiten sind und gar nichts weiter. Er teilt sein Wissen mit, und wer Ohren hat zu hören, der hört.

2. Kind und Familie.

Die vorstehenden Ausführungen über „Individuum und Umgebung" gelten allgemein, also auch für das Kind in seiner Entwicklung.

Die Umgebung auch jedes Kindes ist spezifisch. Jedes Wesen befindet sich jeweils in „seiner" Umgebung und kann natürlich nicht zugleich in einer anderen sein. Das klingt banal, und doch ist die Meinung, ein Kind könne in dieser, aber ebensogut in einer anderen Umgebung sein, in der naiven wie wissenschaftlichen Beschreibung die gültige. Man stellt sich im dämonistisch-mechanistischen Denken vor, daß ein Individuum vom „Schicksal" usw. in diese Umgebung hineingesetzt sei, daß es aber ebensogut in eine andere hätte gesetzt werden können, — so als ob nicht jedes Individuum eben — ein Individuum, ein spezifisches Wesen mit spezifischen Paßformen sei, sondern eine Art Absolutum, das ungeachtet seiner individuellen Beschaffenheit von „der Allmacht" oder der von ihr (etwa auch in Form der „Willkür") geleiteten Menschenhand hier- oder dorthingestellt, in dieses oder jenes Milieu versetzt und hinterdrein von der Umgebung — wiederum in Auswirkung des Schicksals, der Vorsehung usw. — verändert werde. Die Eigenlebigkeit, die schon im Worte „Individuum" implicite angegeben ist, haben diese Denker und Deuter, mögen sie auch Biologen sein und heißen, noch nicht entdeckt oder recht gewürdigt.

*) Albr. v. Haller, dagegen Goethe: „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male".

Wir sagen: wie jedes Wesen so befindet sich auch jedes Kind jeweils in der paßrechten, in „seiner" Umgebung. Jedes gesunde Kind lebt somit in der einen, in seiner Familie, es „gehört" rein erbbiologisch zu ihr. Das Kind dieser Eltern ist nicht das Kind anderer Eltern, als Kind dieser Eltern hat es eine ganz bestimmte Beschaffenheit, die so-spezifisch ist, daß es lange Jahre hindurch in der zentralen Gemeinschaft der Eltern und Geschwister lebt. Als Foet ist das Kind von der Mutter umgeben, als Säugling normaliter zunächst hauptsächlich von der Mutter umhegt (gestillt, gepflegt), aber seine Umgebung hat sich schon gegenüber der bisherigen erheblich verändert, so verändert, wie es der biologischen Beschaffenheit des Kindes in jeder geringsten Einzelheit entspricht, und demgemäß setzt sich die Veränderung stetig fort. Der Vater, die Geschwister, gewisse andere Menschen usw. sind immer häufiger Partner des Kindes, wenn auch lange nicht so häufig und innig wie die Mutter. Die RSe mit den Denkzellen, deren Aktualitäten die Menschen usw., die Gegenstände der Umgebung sind, erreichen nach und nach den aktuellen Funktionsgrad: dann eben nimmt das Kind auf seine Weise (noch chaotisch usw., s. 5. Bd.) die Umgebung wahr, die der Beobachter auf seine Weise schon vorher wahrnimmt. Indem das Kind biologisches Symbol der Eltern ist, kann seine Umgebung normaliter nur die elterliche, das Elternhaus sein und zwar als Nacheinander von Gegenständen, deren jeder ein Analogon zu dem „nämlichen" von Vater und Mutter erlebten Gegenstand ist, ein Analogon in der Art des Verschmolzenseins der väterlich-mütterlichen Erbanteile. Das Kind wird in seine Familie hineingeboren und sieht sozusagen mit Vaters und Mutters Augen zugleich, hört mit Vaters und Mutters Ohren zugleich usw., wobei der väterliche oder der mütterliche Anteil überwiegt. Biologisches Symbol der Eltern ist auch das Kind, das allzu früh aus dem Elternhause hinauskommt oder ein Elternhaus überhaupt nicht hat (z. B. die uneheliche Mutter stirbt bei der Geburt). Dieses Kind und seine Entwicklung ist abnorm: die RSe mit den Denkzellen, deren Aktualitäten „das Elternhaus" sind, verkümmern oder haben sich überhaupt nicht bis zu aktueller Funktion entwickelt. Statt ihrer entwickeln sich vorzeitig die RSe mit den Denkzellen, deren Aktualitäten die fremde Umgebung sind. Aber auch in dieser bleibt das Kind Erbe, Nachkomme seiner Eltern: in jeder Einzelheit zeigt sich diese Tatsache. Und diese fremde Umgebung ist für dieses Kind eben paßrecht, sie entspricht seiner abnormen Entwicklung; sie heißt „fremd" nur im Unterschied von der „elterlichen" („angehörigen", „heimischen"), in der das gesunde Kind lebt.

Somit ist es eitel Fiktion zu sagen, das Kind Paul wäre „ein

ganz anderer Mensch" geworden, wenn es nicht in einer so armseligen (oder so luxuriösen) Umgebung aufgewachsen wäre. Dieser Paul ist eben dieser Paul, und es ist ganz müßig, darüber nachzudenken, was wäre, wenn dieser Paul nicht dieser Paul wäre. Dieses Kind ist zu seiner jeweiligen Umgebung paßrecht, es kann gar nicht in einer anderen Umgebung als eben der seinigen leben, und jener Irrealis besagt nur: wäre dieses Kind in einer anderen Umgebung, so wäre dieses Kind nicht dieses Kind. Sehr weise! Paul wäre, wenn er nicht Paul wäre, eben nicht Paul! Man setzt hier den Fall, daß Paul nicht Paul wäre, vergißt das oder hat es gar nicht bedacht und operiert nun so, als ob der umfingierte Paul dennoch der echte Paul sei, zugleich aber eine andere Umgebung haben könne, wie er sie tatsächlich hat, — oder man fingiert, daß der echte Paul zwar in der Umgebung lebt, in der er lebt, aber ebensogut in einer anderen leben könne, z. B. in der angenommenen reicheren (bzw. ärmeren). Man fingiert ferner, daß die Umgebung das Schicksal des Paul bestimme oder daß ein dämonisches Schicksal dem Paul die Umgebung anweise. Wäre also, so lautet der Irrealis — mit ihm kann man ja alles und nichts beweisen (1. Bd. S. 66ff.) —, der arme Paul als solcher, d. h. so wie er beschaffen ist, in einer reichen Umgebung aufgewachsen, dann hätte diese das Kind in einer bestimmten Weise geformt, gestaltet, so daß es nur auf die Umgebung-Umwelt ankommt, wie ein Mensch — Mensch = Mensch in der Art der magmatisch-kollektivistischen Gleichheit — sich entwickelt, was aus ihm wird (vgl. mein Buch „Erkenntnistherapie für Nervöse", S. 156f.). Hiernach ist der Mensch etwa zu vergleichen mit einem Stück Holz, das bearbeitet werden kann, mit sich machen läßt, was dem, der es bearbeitet, gefällt. Der Mensch ist aber nicht Holz, und obendrein kann der Arbeiter mit dem Holze auch nur das machen, was er eben mit Holz und zwar mit diesem Stück Holz machen kann; das Holz lebt ja auch — gewiß als Holz, nicht als Eisen oder Tier, aber es lebt, es hat seine Veränderungen gemäß seiner biologischen Beschaffenheit, steht im Verhältnis zu seiner Umgebung, z. B. zu einem Menschen, der an ihm schnitzt, und dieser Mensch verhält sich zu ihm in einer gewissen Weise, nämlich so, wie seine Reflexausdrücke (z. B. schnitzen) sind. Nur dieses Stück Holz befindet sich in dieser Umgebung, nicht ein anderes, und dieses Stück Holz befindet sich in dieser und nicht in einer anderen Umgebung. — „Billigt" man aber dem Kinde die „Anlage" zu, so ist es doch nach allgemeiner Auffassung Sache des Milieus, wie sie sich entfaltet, mindestens ist es an der Gestaltung des „Phänotypus" aus dem „Genotypus" in rätselhafter Ursächlichkeit beteiligt (vgl. § 3,2 u. 3, B).

Realiter kann das Kind nur in seiner Umgebung aufwachsen

und niemals in einer anderen. Es entwickelt sich gemäß seiner biologischen Beschaffenheit, seiner Spezifität, die eine erbbiologische Tatsache ist. Sein Werdegang wird niemals dämonistisch geändert, also aus seinem „eigentlichen" Verlauf ab- und umgebogen, krumm oder gerade gerichtet. Geht das Kind in eine andere Umgebung über — und es verändert sich ja stetig, es verändert sich auch seine Umgebung entsprechend —, wird z. B. ein armes Kind in einen reichen Haushalt aufgenommen, nun so sind das biologische Veränderungen, die zu seiner Spezifität gehören, die aber nicht entgegen dem „eigentlichen" biologischen Schicksal (S. 61) von außen dem Kinde zugetragen werden und imstande sind, das biologische Schicksal anders zu gestalten, wie es sich „sonst", „eigentlich" hätte gestalten müssen. Manches Kind erlebt entwicklungsmäßig solche Übergänge, differenziert sich derart aus, daß es aus einer ärmlichen in eine reiche Umgebung übersiedelt — oder auch umgekehrt. Solche Übergänge treten manchmal plötzlich auf (Krisen) — wie bei Erwachsenen auch. Und immer finden sich bei genauem Studium der biologischen Zusammenhänge erbgeschichtliche Analoga: der Sohn unbemittelter Eltern entwickelt sich z. B. zu einem so guten Schüler, daß er in die höheren Schulen aufrückt, hierbei irgendwie, z. B. mit Stundengeben, Stipendien usw. oder auf Staatskosten (gemäß seiner biologischen Beschaffenheit) seinen Unterhalt hat, die Universität besucht und Physiker wird; es zeigt sich, daß der Vater „ein Stück Gelehrter" war, viel las, bastelte, sich gern mit technischen Dingen beschäftigte, auch wohl einen technischen Beruf hatte usf., die Mutter ehrgeizig war. Die Eltern entfalten sich im Kinde; an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Man vergleicht gern die Lebensläufe, Schicksale der Menschen, ja „das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch" (Goethe). Man hört und liest gern Lebensbeschreibungen, auch in Romanform usw., wobei es im allgemeinen nichts verschlägt, daß die Tatsachen oft phantastisch bis zur Unmöglichkeit umgestellt werden und das Absonderliche, Neurotisch-kranke, ja Verrückte weitaus mehr Interesse findet als das Normale. Aber man sollte nicht das Schicksal des einen auf den anderen, auch auf sich selber übertragen, an die Stelle des Paul den Franz setzen und nun glauben, Franz hätte „dasselbe" wie Paul erreichen können, wenn er nur gewollt hätte oder in die „richtige" Umgebung gekommen wäre usf. Franz ist eben nicht Paul, jedes Wesen hat sein Schicksal gemäß seiner biologischen Beschaffenheit und darf nicht mit irgendeinem anderen identifiziert werden, auch nicht derart, daß man „den Menschen" als ein Neutrum betrachtet, das zu seiner Entwicklung nichts beizutragen habe, sondern ein Spielball der ihn umgebenden und in der Umgebung wirksamen Schicksalsmächte sei.

Das gesunde Kind wächst in seiner Familie, in seinem Elternhause auf; dieses ist zunächst seine Welt. Es gibt aber doch genug Kinder, die mutter- oder vaterlos, als Halb- oder als Vollwaisen aufwachsen und in „irgendeinem Milieu" untergebracht sind. Wie steht es mit denen? Sie sind alle abnorm, ihre Entwicklung ist demgemäß abnorm, aber die Abweichungen vom Gesunden sind nicht Wirkungen der Außenwelt, sondern ausschließlich Eigentümlichkeiten der biologischen Beschaffenheit. Ein Kind, das z. B. bei der Geburt die Mutter verliert, ist damit schon als abnorm gekennzeichnet und wird bestimmt eine abnorme Entwicklung nehmen; auch die Mutter, die an der Geburt stirbt, ist darin eben abnorm, krank, eine gesunde Mutter stirbt nicht an der Geburt. Dem Kinde fehlt die Entwicklung der RSe mit den Denkzellen, deren Aktualitäten die Mutter sind, bis zur aktuellen Funktion: es nimmt die Mutter gegenständlich niemals wahr (abgesehen etwa von den natalen Aktualitäten, die dem mütterlichen Genitale entsprechen, S. 204), dagegen entwickeln sich Denkzellen, deren Aktualitäten fremde Frauenwesen sind, vorzeitig zu aktueller Funktion, und die Pflegerin oder die Stiefmutter, mag sie auch noch so sehr geliebt werden, ist immer nur Mutterersatz, kann — eben als Ersatz — die Mutter niemals identisch „ersetzen". Man sagt wohl, das Kind merke gar nicht, daß es die leibliche Mutter verloren habe, wenn nur recht bald die „zweite Mutter" erscheine; es müsse sogar dem Kinde erst zu gegebener Zeit mitgeteilt werden, daß die geliebte Mutter gar nicht die „richtige Mutter" sei. Aber man täusche sich nicht: in der Organisation des Kindes ist ein Fehler insofern vorhanden, als die leibliche Mutter „fehlt", und dieses Fehlen wird sich früher oder später in irgendeiner (d. h. in der spezifischen) Weise manifestieren, auch in der Weise, daß das Kind eines Tages die ungeheuere Enttäuschung erlebt, daß „die Mutter" gar nicht die leibliche Mutter ist, es wird sich zeigen in der Art des Verhältnisses des Kindes zur Frau überhaupt, das Fehlen der Mutter läßt sich niemals in der Organisation des Kindes ausgleichen, vergessen machen, niemals kann der „Ersatz" den Grad der Verwandtschaft erreichen, wie er zwischen Mutter und Kind besteht.

Gewiß braucht sich der Fehler in der biologischen Beschaffenheit nicht in groben Abweichungen von der Norm zu zeigen, sie können so unauffällig sein, daß sie wenigstens der Laie — und in Dingen der Menschenkenntnis sind auch viele Ärzte Laien — nicht bemerkt (daher der Irrtum, kranke Eltern könnten gesunde Kinder haben, S. 116f.). Aber es ist ja leicht einzusehen, daß eine Geburt, bei der die Mutter stirbt, auch für das Kind abnorm, ein Zeichen seiner abnormen Beschaffenheit ist, mag

das Neugeborene „äußerlich" auch gesund erscheinen. Die Mutter, die z. B. an Wehenschwäche — etwa mit folgender Operation, Darm-, Herzlähmung — stirbt, ist insoweit krank, als sie gebärunfähig ist; sie hat bestimmt, ob man es bemerkt hat oder nicht, Entwicklungsstörungen der Genitalien gehabt, sie ist der letzten, höchsten Prüfung des Weibes nicht gewachsen. Und sie hat zum Kinde ihr Ei beigetragen, das Ei aber ist biologisches Symbol des ganzen Weibes, es ist hier also auch quoad Genitalschwäche determiniert, das Kind, Knabe oder Mädchen, erbt auch sie in irgendeiner (wiederum determinierten, spezifischen) Form, dominant oder rezessiv, z. B. als Impotenz, „schwache Keimlinge", Sterilität, Überfruchtbarkeit usw., kurz als eine anatomische oder funktionelle (neurotische) Krankheit der Genitalien, das Mädchen also auch als Neigung zu Frühgeburten, zu Wehenschwäche usw. Das Kind macht schon eine abnorme Geburt durch: es bleibt z. B. zu lange im Uterus, es dreht sich um, legt sich quer, es kann den angst- und schmerzkrampfig geschlossenen Muttermund nicht überwinden, es ist angstgelähmt wie die Gebärmutter, es kann sich selber nicht helfen, es schlägt einen abnormen Weg „ins Freie" ein, eine allzu bequeme Pforte öffnet sich (Kaiserschnitt), ein furchtbarer Zug (Zange) zerrt es aus der furchtbaren Fessel, es ist dem Tode nahe wie die Mutter, es ist auf „fremde Hilfe angewiesen" — und wird es zeitlebens bleiben, es ist ein Angst-, Schmerz-, Trauermensch, ein unglücklicher Mensch und wird es bleiben. Es ist ein Irrtum, daß Siegfried, in blutschänderischer ehebrecherischer Umarmung gezeugt, von der sterbenden Mutter geboren, von einem häßlichen Zwerg erzogen, ein strahlender, ja „der hehrste" Held hat werden können, und gewiß stellt das Gretchen, das in sinnlicher Haltlosigkeit die Mutter und in „geistiger Umnachtung" ihr uneheliches Kind tötet und dann selber elend umkommt, nicht „den Typ des deutschen Mädchens", das gesunde Kind gesunder Eltern dar.

Auch das vaterlos aufwachsende Kind hat eine hierin defekte Umgebung, und der Defekt ist nicht eine Insel innerhalb der Norm, sondern das Fehlen des Vaters kennzeichnet nuancierend die ganze Umgebung. Sie entspricht in allen Einzelheiten der biologischen Beschaffenheit des Kindes — und auch hier hat jedes Kind seine Umgebung. Die Mutter bleibt die familiäre Zentralgestalt, sie ist die einzige „elterliche" Partnerin des Kindes, und sie verhält sich — je nach ihrer abnormen Struktur und Funktion, die sich ja schon und besonders in der Ehemannlosigkeit anzeigt, — fehl zum Kinde: nachlässig oder überbesorgt, verzärtelnd oder überstreng in mehr minder ausgeprägter Weise. Beim Kinde sind die RSe mit den Denkzellen, deren Aktualitäten der Vater sind, unentwickelt oder verkümmert, und dieser Tat-

bestand eignet wiederum nicht isoliert einem sonst normalen Organismus, sondern ist ein Kennzeichen der biologischen Gesamtbeschaffenheit. Die kind-elterlichen Gefühle sind hier ausschließlich mit der allein erlebten Zentralgestalt „Mutter" verbunden. Es fehlt eben der Vater, und der Stief-, Pflegevater usw. ist niemals „vollwertiger Ersatz" für ihn in der Art der Identität, mag er auch als Ersatz vollwertig sein: niemals erlebt das Kind einen Mann, den es in der Weise lieben könnte, wie man eben nur den Vater liebt, niemals einen Mann, dem es in der Weise nacheifern könnte, wie man eben nur dem Vater nacheifert; die Gefühlseinstellung zum Vater-Ersatz, mag sie auch innig, mag sie Zu- oder Abneigung sein, ist anders wie die zum leiblichen Vater, sie ist etwa eine Zwischenform zwischen der Einstellung zum leiblichen Vater und der zum fremden Manne, zum „Eindringlinge" (dies gilt übrigens auch für die Gefühlseinstellung des Stiefvaters usw. zum Kinde). Das vaterlose Kind-Mutter-Verhältnis ist abnorm. Seiner Erbanlage gemäß ist das Kind zur Mutter unterwürfig oder aufsässig usw. — in einer speziellen Art, die von dem analogen abnormen Verhalten anderer (ehelicher) Kinder abweicht und wie die Gesamtpersönlichkeit mit „Vaterlosigkeit" zu kennzeichnen ist, auch in einer individualspezifischen Art, die zur Art der Mutter paßrecht ist.

Die vater- oder mutterlosen Kinder stellen, erwachsen, ein großes Kontingent der männlichen und weiblichen Junggesellen. Reifen sie zur Ehe, so ist sie in einer je spezifischen Weise darin mangelhaft, daß das Echt-Väterliche bzw. Echt-Mütterliche solchen Kindern überhaupt nicht oder nicht lange genug begegnet ist, der Mann ist kein rechter Ehemann und Vater, die Frau führt die Ehe nach dem Vorbilde der mütterlichen Einsamkeit — wie ja in allen Fällen die Elternehe das Vorbild für die spätere Ehe der Kinder ist, ein Vorbild, das der spezifischen Beschaffenheit des Kinder gemäß ist und nach dem sich das spätere Verhältnis zum andern Geschlecht (gleich- oder gegenstückartig) bildet, das aber dieses Verhältnis nicht etwa ursächlich bestimmt. Einzelne Typen vaterloser Kinder sind: das uneheliche Kind *), das bei der Mutter aufwächst — zum Unterschied von den Kindern, die auch die Mutter allzu früh entbehren müssen, bei den Eltern der Mutter, bei Pflegeeltern, Adoptiveltern, einer Ziehmutter, im Waisenhause aufwachsen,

*) H. Reiter und F. Lenz berichten, ganz in Übereinstimmung mit der hier vorgetragenen Auffassung, daß die unehelichen Kinder vorwiegend schwachsinnig, psychopathisch und nach ihrer körperlichen Verfassung weniger günstig beschaffen sind als ehelich geborene Kinder, und daß die unehelichen Mütter zum großen Teil beschränkte und unbeherrschte Personen, viele sogar ausgesprochen schwachsinnig sind (Volk u. Rasse, März 1937).

verwandte Erlebnisweisen, aber doch je spezifisch und je der biologischen Beschaffenheit des Kindes gemäß; das vaterwaise Kind, abnorm insofern, als es — wie das mutterwaise den Muttertod — zu früh den Vatertod erlebt; das vatergeschiedene Kind, also das Kind, das nach der Ehescheidung bei der Mutter lebt, den Vater nicht mehr oder nur hin und wieder sieht, biologisch ein anderer Typ wie das muttergeschiedene Kind. Ein Typ für sich ist die Vollwaise, je spezifisch in der erbdeterminierten Entwicklung, also auch quoad Umgebung. Alle diese Kinder sind so konstituiert, daß die RSe mit den Denkzellen, deren Aktualitäten bei den andern Kindern die Eltern sind, herdmäßig zunächst latent, dann manifest krank sind, sich also nicht über die infantilen Entwicklungsstufen hinausdifferenzieren (S. 150); auch die mit dem „Herde" assoziierten Gebiete sind in der Art der Nuancierung mehr minder abweichend.

Diese Beispiele sollen dartun, daß ein Kind, das nicht lange genug, d. h. nicht bis mindestens zum Einsetzen der Pubertät, gekennzeichnet mit der Schulentlassung, in der Gemeinschaft mit den Eltern, im Elternhause lebt, eben damit anzeigt, daß es abnorm konstituiert ist. Dies gilt für höhere Kulturstufen. Auf primitiven phylogenetischen Stufen, auf denen „die Familie" noch nicht scharf abgegrenzt ist, treten die Kinder schon in frühen Jahren in eine Art Kollektiv ein; auch die Tierkinder werden schon früh „flügge". Nur neurotische Erzieher oder Erziehungspolitiker — Neurose ist immer Anachronismus — können „fordern", daß auch in höheren und hohen Kulturstufen die Kinder schon ganz früh „dem Einfluß der Familie entzogen" und in einem Kollektiv untergebracht werden; ebenso neurotisch ist die Überschätzung der Familie, so daß das Kind strengstens im Hause gehalten, vor allen „Gefahren der Umwelt behütet", die Familie als Bannkreis aufgefaßt wird, dessen Überschreitung auch noch den Jugendlichen, ja Erwachsenen (der immer noch „das Kind" bleibt) ins Verderben führe; in beiden Fällen sind natürlich auch nur neurotische Kinder beteiligt. Auch das Leben im Elternhause kann abnorm sein, so abnorm, daß es für das Kind eine Art Erlösung bedeuten kann, schon früh in eine andere Umgebung zu kommen, aber auch eine solche Entwicklung, von der man sich oft viel verspricht, ist keine normale und führt auch nicht zur Norm; man muß eben bedenken, daß jede andere Umgebung wie die des Elternhauses für das Kind abnorm ist und seine abnorme Beschaffenheit anzeigt, sowie daß die Umgebung ebensowenig das Kind ursächlich um- oder ausgestaltet wie das Kind seine Umgebung. Es gibt aber Kinder, die biologisch so beschaffen sind, daß sie sich aus der Abnorm mehr minder weit in Richtung Norm entwickeln, demgemäß auch in eine jeweils entsprechende Umgebung hineinwachsen; an diesem Entwick-

lungsgange sind aber nicht „Außenfaktoren", auch nicht „Innenfaktoren" Ursache, sondern „das Schicksal" des Individuums ist erbbiologisch bestimmt.

Die Eltern und Geschwister „stehen dem Kinde am nächsten", sind seine „nächsten Angehörigen", ihm nächstverwandt (§ 1,1, A) *). Zwischen den Familienmitgliedern besteht normaliter der ex- und intensivste Eronenaustausch; die RSe des Kindes mit den Denkzellen, deren Aktualitäten die Familienmitglieder mit ihren persönlichen Dingen, ferner die je zugeordneten Gefühle und Begriffe aller Sensualitäten sind, erreichen häufiger und anhaltender die aktuellen Funktionsgrade als die übrigen RSe, und die sympathisch-sensorisch-idealische Schaltung ist fester und dauerhafter; diesen Tatbestand bezeichnet das Wort „Innigkeit". An Differenzierungsgrad stehen sich die Geschwister einander näher als Kinder und Eltern, um so näher, je geringer der Altersunterschied ist; von den Eltern steht die Mutter hierin den Kindern näher als der Vater: die Mutter kann z. B. mit dem Kinde besser spielen als der Vater, und die Sprache des Elternhauses — wie so wonnevoll, so traut! — ist die Muttersprache, nicht die „Vatersprache", ein Wort, das in diesem Zusammenhange niemals verwendet wird. Gemäß der Verschiedenheit der Zeugungstermine, also der von dem einen zum andern erfolgten biologischen Veränderung der Eltern (sie sind älter geworden) sind auch die Kinder verschieden (S. 46); am ähnlichsten sind — besonders die eineiigen — Zwillinge und ihre Schicksale (S. 126).

Am innigsten ist zunächst das Verhältnis Kind: Mutter. Sie sind am häufigsten und längsten beisammen. Der Vater geht in der Regel früh zur Arbeit und ist tagsüber nur kurz zu Hause oder für das Kind frei, und abends wird das kleine Kind alsbald zu Bett gebracht. Später sind die RSe mit den Denkzellen „Vater" öfter und anhaltender in Hochfunktion: das

*) Daher denn die Eltern von ihren Kindern „nichts" wissen, jedenfalls sehr viel weniger als Fremde; die Eigenheiten sind Familieneigenheiten und heben sich so wenig von einander ab, daß sie den Mitgliedern nicht oder kaum auffallen. Dies gilt auch für Krankheiten, bes. Neurosen, die ja auch familienspezifisch geartet sind. Ein Univ.-Prof. hatte fünf Kinder, die wie er stotterten, aber er wußte nichts davon. Vielfach fassen es die Eltern als Familienbeleidigung auf, daß jem., sogar ein Facharzt zu Recht nervöse Symptome beim Kinde entdeckt und mitteilt. „Ausgeschlossen", heißt es, „das müßten wir Eltern doch wissen, wir kennen doch unser Kind in- und auswendig" usw. Selbst der Hinweis, daß der Fachmann viel differenziertere Menschenkenntnis habe als der Laie, verfängt da oft nicht. In Dingen der psychologischen Thematik gibt es nur vom Himmel gefallene Meister, und viele wissen von sich und ihren Nächsten usw. um so heftiger Bescheid, je ahnungsloser sie sind. Neurotische Familien sind, soweit krank, chaotistisch-magische Gemeinschaften, leben also vor der Differenzierung der Mitglieder, ihrer Eigenschaften und Funktionen; wie sollten da Einzelheiten bekannt sein!

Kind geht gern in Vaters Arbeitsraum oder Geschäft, spielt mit ihm usw., und bes. beim Knaben differenzieren sich in lebhaftem Tempo die trophischen RSe, deren Funktion die Wahrnehmung und Nachahmung der väterlichen Arbeit ist, also die bei Sohn und Vater analogen trophischen RSe, während sich bei der Tochter bes. die zur Mutter analogen RSe differenzieren, deren Funktion die Wahrnehmung und Nachahmung der mütterlichen Tätigkeit ist („Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben", und „das Weib herrschet weise im häuslichen Kreise"). Die RSe, deren Funktion „männliche Tätigkeit" ist, sind dominant „väterlich" mit rezessiven mütterlichen (d. h. männlichen der Mutter) Erbanteilen, wir wollen sie paternär s. patrigen (S. 115) nennen und implicite den mütterlichen — mehr minder großen, aber immer rezessiven — Erbanteil angeben. Die RSe, deren Funktion „weibliche Tätigkeit" ist, sind dominant „mütterlich" mit mehr minder großen, immer aber rezessiven väterlichen (d. h. weiblichen des Vaters) Erbanteilen, wir wollen sie maternär s. matrigen nennen. Die paternären RSe sind also immer maternär abgeändert (im Sinne der biologischen Symbolik), die maternären immer paternär abgeändert. Ein Knabe, der mit Vorliebe der Mutter bei ihrer Arbeit hilft, hat rel. zahlreiche maternäre RSe, ein Mädchen, das männliche Beschäftigung bevorzugt, hat rel. zahlreiche paternäre RSe; jener Knabe hat einen rel. starken „weiblichen Einschlag", jenes Mädchen einen rel. starken „männlichen Einschlag" (§ $3_{,4}$ Anm.).

Bei einem „einzigen Kinde" sind die RSe mit den Denkzellen, deren Aktualitäten die Geschwister „wären", unentwickelt oder verkümmert (Tod des neugeborenen oder ganz jungen Geschwisters). Bei den einkindigen Eltern hat nur eine RS-Gruppe „Kind" den aktuellen Funktionsgrad erreicht. Man sagt, das einzige Kind „hängt" mehr an den Eltern als das Kind mit Geschwistern, und ebenso hängen die Eltern mehr am einzigen Kinde als die mehrkindigen Eltern an „ihren Gören". Bei ihrer Ausschließlichkeit ist also die Kind: Eltern-Bindung besonders innig; der Innigkeitsgrad liegt an der Grenze der normalen Variationsbreite, oft auch außerhalb ihrer. Abnorm ist z. B. die sog. Affenliebe (die Affenmutter trägt ihr Junges an ihrem Fell hängend mit sich herum, leckt die Exkremente ab und frißt sie usw.); da ist z. B. die Angst hypertroph, übermäßig, die Angst, dem Kinde könne etwas passieren, es könne sterben und ist doch als einzig unersetzbar, man sei dann schuld an dem unersetzlichen Verlust usw.; auch andere Gefühlsspezies können neurotisch gesteigert sein, s. im 7. Bd., bes. § $4_{,1,\ B,\ p}$. Eine solche übermäßige Liebe — in den nach der dominanten Gefühlsspezies verschiedenen Ausdrucksweisen — wird oft auch dem nach dem Tode der Geschwister übrig bleibenden, einem schwer geborenen,

kranken oder kränklichen Kinde, dem „Nesthäkchen", bes. falls es ein Spätling ist, gewidmet, ohne daß die Mutter oder beide Eltern das Übertriebene ihrer Liebe zu erkennen oder zuzugeben brauchen.

Wiederum ist das einzige Kind im ganzen einziges Kind, die Geschwisterlosigkeit, d. h. das Fehlen der RSe, deren Aktualitäten die Geschwister wären, ist nicht ein isolierter Tatbestand, sondern Kennzeichen der Gesamtbeschaffenheit. Das Einkind kann gemäß seiner Konstitution Geschwister nicht haben, wie die einkindigen Eltern gemäß ihrer Konstitution mehrere Kinder nicht haben können. Wie diese biologische Beschaffenheit im einzelnen sein mag, ob es sich um Willensschwäche, Angst vor der Mehrgeburt usw., anatomische Krankheiten handelt, ist hier, wo wir die Abnorm nur streifen können, nicht zu erörtern. Das einzige Kind bleibt zeitlebens „einziges Kind", auch sein Werdegang ist ja lediglich Differenzierung der „Anlage Keimzelle", und diese ist eben in der Art des Einkindseins spezifisch. Jedes Kind ist freilich zunächst „einziges", erlebt sich mit der Umwelt zunächst all-ein, kennt noch nicht Geschwister, aber alsbald wächst es in der Regel in die Mehrheit hinein. Dem einzigen Kinde fehlt entwicklungsmäßig die Geselligkeit der Kinderstube, es geht aus der Zweieinigkeit mit der Mutter und der Dreieinigkeit mit den Eltern sogleich in die Gemeinschaft mit entfernteren Verwandten oder familienfremden Menschen ein, und diese Eingliederung wie die gesamte weitere Entwicklung, das Verhältnis zu den Mitmenschen, auch zu den Liebespartnern ist — in normaler oder abnormaler Weise — geprägt nach dem Ausfall der vermittelnden Gemeinschaft mit Geschwistern. Am auffälligsten „Einkind" ist der Neurotiker: er hat, soweit krank, die Schwelle aus dem Einzigsein in die Gemeinschaft nicht überwunden, ist also auch in einer kinderreichen Familie allein geblieben und bleibt es zeitlebens, falls er sich therapeutisch nicht nachentwickelt; ist der Neurotiker nun tatsächlich einziges Kind gewesen, dann hat sein Alleinsein die spezielle Nuance. Das gesunde „einzige Kind" ist ein Grenzfall innerhalb der Norm. Die Einkindehe braucht nicht abnorm zu sein. Die genitale Fruchtbarkeit ist — eine reine biologische Tatsache (S. 62, § 9,5) — in der Regel um so geringer, je höher auf der sozialen Stufenleiter das Ehepaar steht, je mehr ausgealtert die Familie ist; hier kann sogar die Kindlosigkeit in die Norm, umgekehrt der Kinderreichtum (Überfruchtbarkeit) in die Abnorm fallen; Impotenz und Überpotenz sind abnorm (s. 7. Bd. im § 4). Nur in den Bevölkerungsschichten, deren Ehen durchschnittlich mehrere Kinder haben, ist die Ein- oder Keinkindehe abnormal. Diese Einkinder sind auch immer selber abnormal, mindestens funktionell krank, also neurotisch, wie ihre Eltern neurotisch sind, die in ihrem Stande über ihren

Stand hinausgewuchert sind, oft auch anatomisch krank. Natürlich können auch die Einkinder von Spitzenehen krank sein. Die Diagnose kann auch hier oft erst psychobiologisch gestellt werden.

Der Satz, daß die Familienmitglieder zueinander passen, gilt für die Norm wie die Abnorm. Sagt man, ein Kind passe nicht oder schlecht in die Familie, so ist damit die krankhafte Paßrechtheit gemeint; mit „unpassend" wird das krankhafte Verhältnis der Partner in den mehr minder abweichenden Formen bezeichnet (vgl. S. 160). Das angstnervöse (unterwürfige, trotzige) Kind z. B. paßt zu angstnervösen Eltern, es stammt ja auch von ihnen ab, ist ihr biologisches Symbol. Die Eltern „machen es falsch", und das Kind macht es entsprechend falsch. Über Dominanz und Rezessivität s. S. 114f. Kranke Partner passen in der Weise zueinander, daß sie schlecht zueinander passen.

Von der Foetalzeit her ist das Kind an die Mutter „gewöhnt". Es „wohnte" zunächst in der Mutter, dann „wohnt" es bei der Mutter, die es allmählich als die Zentralgestalt seiner Umgebung, seiner Welt vorfindet. Im Rahmen dieser Gewohnheit treten die entwicklungsmäßigen Veränderungen auf, die man als Umgewöhnungen im Verhältnis zur Partnerin bezeichnen kann. Sie sind von den Umgewöhnungen zu unterscheiden, bei denen neue Partner auftreten, „entdeckt" werden, also Entwicklungen außerhalb des Verhältnisses Kind: Mutter sich vollziehen. Als „Ergänzung" der Familie treten der Vater, die Geschwister, Pflegepersonen usw. auf. Jede solche Erweiterung ist ein — oft krisischer — Entwicklungsschritt und verläuft als HASTF-Reihe (S. 214). Der „Entdeckte" wird in primitiver Verschwommenheit zunächst als „Fremder" erlebt: in dem RS-Gefüge vollziehen sich — rein biologisch, also ohne Ursächlichkeit — in rel. raschem, oft krisischem Entwicklungstempo erst die H-, dann die A-, dann die Sreflexe, es treten zunächst die H-, dann die A-, dann die S-Aktualitäten auf (weiter, engerer Umriß, Einengung bis zum Kern), der „Fremdling" wird also zunächst neugierig, dann zurückhaltend, vorsichtig, oft mißtrauisch betrachtet, dann nach den möglichen Richtungen hin geprüft, optisch, taktil usw. erforscht; dann schließen sich das T- und Fstadium an: die Teile organisieren sich zu Stücken und diese zum geraden Ganzen — und nunmehr ist das „Kennenlernen" beendet (s. 1. Bd. S. 618f.), der bisherige Fremdling ist „bekannt". Diese Reflexabläufe wiederholen sich öfter und oft, werden „geläufig", sie bauen sich dabei aus, ihre ursprünglichen Intensitäten glätten sich, der ganze Komplex differenziert sich zu zunehmend zahlreichen Einzelheiten: dieser Vorgang ist die Gewöhnung (vgl. 1. Bd. S. 569). So gewöhnt sich das Kind an den Vater usw. Die Intensitätsverschiedenheiten der zum Gefüge gehörenden Reflexe vollziehen

sich auf der nun erreichten und zunächst langsamer sich erhöhenden Entwicklungsstufe, bis sich neue — partielle und totale — Entwicklungsschübe anschließen, die den Charakter der „Überraschung" haben (wir sagen z. B.: das bin ich gar nicht von dir gewöhnt). Analog gewöhnt sich das Kind in seinem Werdegange an die jeweils zur familiären Umgebung gehörenden Tiere, Pflanzen und Sachen, verläßt auch da stetig und zu Zeiten krisisch die bisherige Gewohnheit, lernt in ununterbrochener Reihe Neues kennen, Altes (Bisheriges) vergessen, d. h. es differenzieren sich immer weitere RSe mit ihren Denkzellen zu aktueller Funktion, reifen weiterhin aus, assoziieren sich, wiederum in stetiger Veränderung, zu Gefügen, während andere zu unaktuellen (z. T. nur noch traumaktuellen) Funktionsgraden absinken oder sich auflösen („sterben"). Auch hierin vollzieht sich die Entwicklung innerhalb oder außerhalb der normalen Var.-B. (S. 144); abnorm ist das zu stürmische Tempo, das sog. „Überspringen" von Entwicklungsstufen, deren gründliches Durchleben zur Norm gehört, die Entwicklung mit Lücken oder doch ungenügendem Kennenlernen, mangelhafter Vertiefung, fehlender-fehlerhafter Einordnung von Einzelheiten in Erlebnis und Erfahrung; abnorm ist das schleppende Tempo, das Hängenbleiben an Gewohnheiten, die Ver-wöhnung usw. In allen Fällen laufen die genetischen Veränderungen der Umgebung des Kindes, die der Beobachter wahrnimmt, im Rahmen der biologischen Beschaffenheit der Partner, entsprechen also auch den genetischen Veränderungen des Kindes, die sich allesamt innerhalb seiner Spezifität vollziehen.

Die Übergänge geschehen zunächst im Rahmen des Familienlebens, des Elternhauses. An die „Entwöhnung", das Abstillen des Säuglings schließt sich die genetische Veränderung der kindlichen Kost an: in den einzelnen Entwicklungszeiten sind dem Kinde bestimmte Speisen, auch bestimmte Eß- und Trinkgeräte angemessen, und es muß sie kennen lernen. An die Windelzeit schließt sich die Töpfchenzeit, an diese die Abortzeit an, und das Kind muß diese Neuigkeiten bewältigen. An die Wiege, den Kinderwagen, selbst genetische Fortführung des Uterus, der mütterlichen Wiege, schließt sich das Bettchen an, und es steht zunächst noch im elterlichen Schlafzimmer, dann im Nebenzimmer, dessen Tür zunächst offen bleibt, dann geschlossen wird; das Kind schläft nun mit Geschwistern oder einer Pflegeperson, dann auch allein. Hell und dunkel, Tag und Nacht heben sich immer ausgeprägter voneinander ab. Tagsüber geht das Kind auf Entdeckungsreisen: Schubfächer, Spielsachen usw. werden untersucht, das Geheimnis des Nebenzimmers wird gelüftet, die Schwelle überschritten, die Wohnung, das Haus, der Garten erforscht. Besondere Erlebnisse sind Wohnungsänderungen, der Auszug der Eltern in eine andere Wohnung der gleichen oder einer

anderen Stadt usw. Das Heranwachsen ist Vergrößerung der genetischen Entfernung von der Mutter und ihrer Obhut, das Kind wird in seiner primitiven Weise immer selbständiger: es lernt auf „eignen Füßen stehen", es geht zunächst noch an Mutters „Gängelband", aber entwächst alsbald ihrem „Gängeln" es übt sich im Überwinden der immer neuen und immer schwieriger werdenden Hindernisse, der Schwellen, Treppen, lernt klettern. springen, rennen usw. Zur Familie gehören die Eltern und Geschwister usw. nicht nur als optische Individuen, sondern auch alle mit ihnen assoziierten akustischen, taktilen, thermischen usw. Aktualitäten, also ihre Geräusche, Klänge, Worte (Belehrungen), Berührungen, ihre Wärme-Kälte, ihre Gerüche, Geschmäcke (z. B. beim Kuß), ihre koordinativen Veränderungen (Bewegungen).

Die psychobiologische Untersuchung der Ausdrücke läßt die Einstellung der Partner zueinander erkennen, also auch die Gefühlsspezies, der die einzelnen Gegenstände im Erleben des Kindes genetisch zugehören, die Intensitäten der Gefühlserregungen, der sensorischen Abläufe, die sympatho- und ideogenen Anteile usw. Wir finden, daß jeder Entwicklungsschritt, jedes Kennenlernen vom Hstadium eingeleitet wird: dem Hunger nach Größer-, Mächtigerwerden, dann folgt die Angst vor dem Neuen, vor der Zukunft mit den immer schwierigeren Aufgaben, vor dem Verlassen der Gewohnheit, vor der weiteren genetischen Trennung von der Mutter, dann der Schmerz des Überganges, das schmerzliche Ringen mit der Aufgabe, der Abschied vom Bisher, dann die Trauer über das Geschehene, über den Verlust des Bisher, den Eintritt in das Ungewohnte, endlich die Freude über das vollbrachte Werk, den Sieg, den Erfolg, die Eroberung der neuen Lebenssphäre, bis man sich „eingelebt", „eingewohnt" „eingewöhnt" hat und nun ein neuer Entwicklungsschritt beginnt. Das gesunde Kind bewältigt alle diese Übergänge, diese Aufgaben „glatt", d. h. mit den normalen (durchschnittlichen) Intensitäten der Reflexe, den normalen Mühen, das kranke Kind dagegen, mag es noch latent oder schon manifest krank sein, ist in seinen kranken Bezirken den normalen Aufgaben nicht „gewachsen", vermag „seine" Aufgaben nicht oder nur mit zu viel Aufwand zu überwinden, tut zu wenig oder zu viel, kommt an kranke (falsche), bestenfalls normnahe Ziele, Ergebnisse, Erfolge. S. weiter 7. Bd. § 2,1 u. 2.

3. Kind und weitere Umgebung.

Unter „weiterer Umgebung" sollen hier die zur Familie im engsten Sinne (Eltern, Geschwister) hinzukommenden Personen, ferner das Außerhalb des Elternhauses bzw. seines Ersatzes verstanden werden. Zur Familie im weiteren Sinne gehören die

Großeltern und gewisse Nahverwandte, die eigentlich Sippenverwandte (Verschwägerte) sind, ferner das Hauspersonal, das „in die Familie aufgenommen wird" (vgl. zu familia 3. Bd. S. 111). Für das Kind kommt in erster Linie die Pflegeperson (das Kindermädchen) in Betracht, doch besteht normaliter die innigste Bindung zwischen Kind und Mutter sowie den übrigen Mitgliedern der leiblichen Familie, mag auch die Bindung an die Pflegeperson sehr innig sein; nur abnormerweise kann das Verhältnis zur Pflegeperson inniger sein als zur Mutter, etwa in dem Falle, daß die Mutter das Kind nicht selbst stillt, sondern einer Amme überläßt, daß sie sich überhaupt zu wenig um ihr Kind kümmert, „die Mutterstelle" den Großeltern oder andern Anverwandten oder fremden Personen einräumt, Kennzeichen dafür, daß ein richtiges Kind-Mutter-Verhältnis überhaupt nie bestanden hat (die Empfängnis war unwillkommen, statt des Mädchens wurde ein Knabe oder umgekehrt erwartet, die Mutter ist unfähig zur Erziehung, lebt in schlechter Ehe usw.) und das bestehende sich allzu früh lockert.

Die Welt des Kindes erweitert sich dann um die Personen, die beruflich und freundschaftlich ins Elternhaus kommen; sie sind zunächst alle „Onkels" und „Tanten", heben sich dann allmählich deutlicher von den Familienmitgliedern ab, gewinnen ihre speziellen Bezeichnungen, Alters-, Rangunterschiede usw., werden in der für die jeweilige Entwicklungsstufe eigentümlichen Art kennen gelernt. Es folgt das Überschreiten der Schwelle des Elternhauses, die Straße wird mehr und mehr entdeckt, der Verkehr (Menschen, Tiere, Fahrzeuge, Läden usw.) tritt in die Umgebung des Kindes ein, Gespielen gesellen sich hinzu, es werden mit den Eltern Reisen unternommen, die das Geheimnis der Ferne, der weiten Welt erschließen, der Spiel-, der Kindergarten tut sich auf, dann geht das Kind in die Schulgemeinschaft ein, immer neuer Wissensstoff gestaltet sich aus dem Unbekannten, wird integrierender Teil der kindlichen Umgebung, als nunmehr bekannt bei den fortwährenden Prüfungen ausgewiesen, besonders bei den krisischen Prüfungen am Ende des Schuljahres, mit deren Bestehen der Übergang in die höhere Jahresklasse, also die wiederum differenziertere Umgebung verbunden ist. Zu der schulischen Gemeinschaft rechnen auch die kleineren und größeren Verbände, die außerhalb des Unterrichts, des Schulbezirkes bestehen: Wander- u. a. Sportvereinigungen, Arbeitszirkel usw., gegen Ende der Kinderjahre auch schon Kreise, in denen Genisches erörtert und vollführt wird (Onaniebünde usw.).

Man kann — nach dem Schwellenstadium — alle Entwicklungsschritte (Fort-schritte) als Prüfungen (S. 299) bezeichnen, die krisischen Erweiterungen der Umgebung sind dann schwerere und schwere Prüfungen. Der Prüfling hungert zunächst nach der

Schwelle, die das Bisher vom Künftig trennt, das Bisher mit dem Künftig verbindet, er hungert nach dem „Jenseits", der höheren Entwicklungsstufe, der Eroberung der Straße, der Ferne, der Schulgemeinschaft, der höheren Klasse, dem Größen- und Machtgewinn. Dann folgt das Angststadium, und je näher die Schwelle, der Kampfplatz, die Leistung, die Entscheidung rückt, desto intensiver funktionieren die ARSe (Vorbereitung, Vorsicht usw.). Nun tritt das Kind in das Schwellen- s. Schmerzstadium, die Prüfung im engeren Sinne, die Probe, Erprobung (prüfen, proben, lat. probare usw. wortverwandt) ein, zeigt, was es kann, setzt sich durch, hält durch, besteht die Prüfung, ist standhaft, überwindet den Prüfer, der die Schwelle bewacht, somit ein Teil der Schwelle selber ist, der die Aufgaben stellt, deren Lösung zugleich die Überwindung des Prüfers ist. Dann folgt das T-stadium: das Nieder-geschlagen-sein, das Abgekämpftsein, die Ermattung, die Trauer über das Geschehene, den Verlust der bisherigen Lebenssphäre, den Eintritt in die neue, ungewohnte Umgebung. An sie schließt sich über die Erholung, das tröstliche Aufatmen, Aufrichten usw. das Fstadium an: das Werk ist vollbracht, der Sieg errungen, das Ziel erreicht, der Kampf, die Prüfung vollendet. Die Gewöhnung ist die Reihe der kleineren Prüfungen, die sich auf dem erreichten Entwicklungsniveau vollziehen, sie sind das Eindringen in die Einzelheiten, das Durchdringen, das Aufarbeiten des eroberten Gebietes, das Heimischwerden im An-geeigneten. Aber schon beginnt die neue HASTF-Reihe, die über das Bekannte wiederum ins Unbekannte hinausführt, eine neue mehr minder schwere Prüfung ist. Somit ist das Leben eine stetige Reihe von Prüfungen, deren jede der jeweiligen Entwicklungsstufe angemessen, für sie zu-ständig, spezifisch und somit paßrecht für den einzelnen Prüfling und die einzelne Gemeinschaft von Prüflingen ist. Das „Pensum" (svw. das Zugewogene) entspricht der jeweiligen biologischen Beschaffenheit, der Differenzierungsstufe des Kindes und bestimmt sich, selber ein rein biologisches Datum, aus der Erfahrung. Somit besteht der Gesunde alle seine Prüfungen; auch falls er die Schwelle nicht sogleich überschreiten kann, zunächst zurückgeschlagen wird, geht er dennoch unverdrossen wiederum an die Lösung der Aufgabe und wird sie schließlich nach ein- oder zwei-, höchstens dreimaligem Versuche lösen; er erlebt keine Prüfung (als für sich gültig), die ihm unangemessen wäre; und sofern ihm eine unangemessene Aufgabe gestellt wird, besteht die Prüfung darin, daß er das Unangemessene erkennt und ablehnt, und auch diese Prüfung besteht er. Der Kranke dagegen überanstrengt sich, „fällt durch" usw., kurz vollzieht Fehlentwicklungen (S. 331). Alle Prüfungen, alle Entwicklungsschritte des Kindes sind Vorbereitungen auf die erste Hauptprüfung des extrauterinen

Menschen, die Reife- s. Pubertätsprüfung, die in unsern Breiten regelmäßig in das 14. Lebensjahr fällt.

Die Entwicklungen vollziehen sich immer zugleich an den sympathischen, sensorischen und idealischen Anteilen der RSe. Allerdings ist die sympathische Entwicklung während der frühen Kindheit noch in- und extensiver als die sensorische und idealische; dieses Verhältnis ändert sich, je älter das Kind wird, um so mehr zugunsten der sensorischen und idealischen Entwicklung; zwar ist auch diese sehr umfänglich, aber die sympathische ist noch umfänglicher. Es differenziert sich also mehr die Gefühls- als die Gegenstands- und Begriffssphäre, es expliziert sich, besonders beim Mädchen, mehr die Innenwelt als die Außen- und die Gedankenwelt, die sich aber beide ebenfalls rasch und reich erweitern und zu höheren biologischen Stufen aufsteigen. Um die Pubertätszeit beginnt, besonders beim Knaben, die Entwicklung der sensorischen, dann auch der idealischen Anteile der RSe die der sympathischen zu übertreffen, doch reichert sich auch die Gefühlswelt im jugendlichen Alter ausreifend stetig und oft stürmisch an; dieser Prozeß setzt sich während der Pubertätsperiode, die bis zum Eintritt ins Vollerwachsensein reicht, stetig und krisisch fort.

Im Rahmen dieser Verhältnisse überwiegt im Kindesalter die Funktion der HRSe die der übrigen RSe, es überwiegt der Wunsch, der Hunger nach Größe im allgemeinen Sinne (Wachstum, Wissen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Macht, Bedeutung, Vervollkommnung, Erweiterung des Horizontes). Die Funktion der ARSe macht sich um so mehr nach der der HRSe geltend, je näher das Kind der Pubertätsschwelle rückt, und dann weiterhin im jugendlichen Alter (s. § 9_3). Aber natürlich handelt es sich da nur um genetisch-funktionelle Relationen. Demgemäß sind alle Vorgänge im Kindesalter rel. stark hungerhaltig, eine volle Befriedigung kann da noch nicht vorkommen, diese ist dem späteren Alter vorbehalten. Das Kindesalter ist das optative Zeitalter (5. Bd. § 8_4). Dies zeigt sich natürlich auch allgemein an den Ausdrucksaktionen, im Verhalten zur Umwelt.

Auch das Verhalten differenziert sich mehr und mehr aus, zur Explikation gehört auch die unterschiedliche Ausgestaltung der einzelnen Strukturen, die Sonderung der einzelnen Erlebnisse mit den möglichen Gefühlserregungen, der Dominanz einzelner Gefühlsspezies im Gefüge, dem entspr. Verhalten zu den beteiligten Gegenständen (Aktion-Reaktion, Umgehen mit den Dingen, Werthaltungen, Interessenrichtungen usw.). Das eine Kind ist mehr mit Büchern, mit Handarbeiten usw. beschäftigt und sitzt lieber zu Hause, das andere ist (auch als Mädchen) „ein wilder Junge" und treibt sich draußen, möglichst weit aus der elterlichen Blick- und Rufweite entfernt, umher. Das eine Kind ist bedeutend

musikalisch, das andere besonders für Rechnen begabt usw. Das eine Kind ist still, das andere lebhaft, das eine ernst im Hause, heiter bei Freunden, das andere umgekehrt usw. Auch da wieder die normale Var.-B. und das abnorme Verhalten, das allemal ein Zuviel-Zuwenig ist, aber dabei der Norm so nahe sein kann, daß der Unkundige die Diagnose nicht stellt. Die Erweiterung der Umgebung ist im ganzen wie in allen Einzelheiten für das umgebene Individuum spezifisch, entspricht somit seiner Spezifität, die sich auch im allem Verhalten ausprägt. Aus Vergleichen ergibt sich die Gruppen- und Artspezifität, darin auch die Norm und die Abnorm in pragmatischer, ethischer und ästhetischer Beschreibweise.

4. Das Kind als trophisch-genisches Wesen.

Wie im § $2,_2$ dargelegt, ist der Mensch ab ovo ein trophisch-genisches Wesen, doch sind zunächst das Trophische und das Genische der biologischen Beschaffenheit nach, also nach Eigenschaften und Funktionen noch implikat, chaotisch eingeglichen, wir als Beobachter unterscheiden beides gemäß der aus unzähligen Vergleichen sich ergebenden Erfahrung. Im Werdegange des Kindes gliedert sich die Trophik der Genik vorauseilend aus, doch geht auch das Genische stetig und krisisch auf höhere biologische Stufen über, so daß die Entwicklungsfront im Rahmen der normalen Var.-B. gleichmäßig ist; nur beim Latent- oder schon Manifest-Kranken wird die Entwicklungsfront über die normale Var.-B. hinaus ungleichmäßig, gebrochen (S. 144). Vergleichen wir die Trophik und die Genik je mit einem Stromgebiet, so ist die Trophik früher als die Genik zu Flüssen und Flüßchen aufgezweigt, beide aber haben jeweils das gleiche biologische Niveau — wie ja eben der Organismus im ganzen einheitlich heranwächst. Die Tatsache also, daß die Ausgliederung der Genik, besonders der Genitalität, der Sinnlichkeit in einem langsameren Tempo erfolgt als die der Trophik, bedeutet nicht ein Zurückbleiben der Genik auf primitiver biologischer Beschaffenheit (vgl. S. 100 Anm. 3); ein solches Zurückbleiben ist allemal Krankheitszeichen. Demgemäß nehmen die genischen, bes. die genitalen Vorgänge während des Kindesalters einen relativ zu den trophischen geringen, aber stetig und periodisch krisisch steigenden Umfang ein, bis dann um die Pubertätszeit die genische Ausgliederung die trophische einholt und nach einem hochkrisischen Entwicklungsschub, dessen auffälligstes Kennzeichen das Einsetzen der Ausscheidung von Samen- bzw. Eizellen ist, sogar übertrifft. Innerhalb der Genik eilt wiederum die Platonik (Liebe zu Eltern, Geschwistern, Gespielen usw.) der Sinnlichkeit quoad Ausgliederung voraus. Das Kind ist also ein vw. trophisches-platonisches Wesen, es geht im jugendlichen Alter in ein vw.

genisches Wesen mit dem Akzent auf der Sinnlichkeit über. Im folgenden ist die trophische und die genische Entwicklung ausführlicher, aber doch nur im Grundsätzlichen dargestellt.

5. Die trophische Entwicklung.

A. Die Nahrungsaufnahme.

Nahrungsquell ist für das Kind im embryonal-foetalen Alter die Mutter und es selbst (indem es seinen Harn trinkt usw.), dann in der Säuglingszeit die Mutter und ein ihrer Brust nachgebildeter Gegenstand (Flasche mit Milch usw.). Das Trinken des eigenen Harnes fällt weg, doch spielt manches Kind noch gelegentlich mit seinen Exkrementen und kostet wohl auch davon, dann schon heimlich vor den Erwachsenen, nicht selten aber in Gemeinschaft mit Gespielen. Das Verhalten des Kindes zu den Exkrementen ändert sich also genetisch erheblich: an Stelle der foetalen Umgebung, die exkrementhaltige Flüssigkeit ist, ist die Luft getreten, die zwar auch Feuchtigkeit, auch Ausdünstungen des Kindes selbst enthält und so als eine spezifische Aura den einzelnen Menschen umgibt, aber doch eben ein ganz anderer Stoff ist und ja auch normaliter nicht mehr geschluckt, sondern geatmet wird — abgesehen davon, daß alle Säuglinge noch etwas Luft schlucken, bis sich die Schluck- und die Atmungsreflexe genügend gesondert haben (§ 6,4). Weiterhin entwächst das Kind der Säugeperiode, der Mensch fällt als unmittelbarer Nahrungsquell weg, bleibt aber mittelbarer Nahrungsquell: der Vater verdient „den Lebensunterhalt", und die Mutter bereitet die Speisen zu und bietet sie dar.

Die Speisen treten in genetischer Reihe auf, und alle neuen Speisen, alle neuen Zubereitungen werden geprüft und kennen gelernt, jedes Kennenlernen ist eine HASTF-Reihe. Ein besonders krisischer Übergang ist der aus der lakti-frukti-herbivoren in die gemischte Kost, zu der auch Fleisch gehört; er findet in der Regel zwischen dem 5. und 7. Jahre statt, vorher kommt Fleisch als Nahrungsmittel nicht in Betracht. Nicht wenige Kinder lehnen lange Zeit das Fleisch ab, manche bleiben Vegetarier; aber auch das Kennenlernen anderer Speisen, gewisser Zubereitungen ist für viele Kinder sehr schwierig, in Fällen von Eßneurose werden Speisen, die normaliter nach vollzogener Prüfung einverleibt werden, also auch Fleisch auf Dauer abgelehnt oder nur zwangsweise (S. 301, 313) geschluckt. Das jüngere Kind sieht den Eltern beim Essen zu, das ältere sitzt schon mit bei Tisch: es beobachtet, daß die Eltern anders und anderes essen wie es selbst, es hat Hunger danach, auch erwachsen zu essen, aber dann doch Angst vor all dem Neuen, das ihm bevorsteht, es ringt sich schmerzlich durch all die vielen Neuigkeiten

hindurch, hat in jedem Übergange seine Trauer, oft Reue über das Geschehene, dann Freude über den Fortschritt, der das Kind dem Groß-sein näherbringt.

Zur Nahrung gehören auch die Getränke. Das ursprüngliche Getränk ist das harnhaltige Fruchtwasser, dann folgen — oft über Fenchel-, Kamillentee — Milch, Wasser, Milch mit Kaffee, dünner Tee, Fruchtsäfte usw. Suppe hält die Mitte zwischen Speise und Getränk. „Richtiger" Kaffee, Tee, Alkohol sind schon „erwachsene" Getränke und werden erst dem älteren Kinde in kleinen, verdünnten Dosen gereicht. Den ersten Schluck „Alkohol", etwa in Form von Zucker- oder Dünnbier, trinken zu dürfen, ist für das Kind ein großes Ereignis, ähnlich wie der erste Zug aus der Zigarette, die heimlich geraucht wird, eine vorstufige Mannbarkeitsprobe, die oft mit recht erheblichen Beschwerden (Durchfall, Schlechtwerden usw.) verbunden ist, bes. beim schon nervösen Kinde, dennoch aber vom Gesunden bewältigt wird, auch von vielen Nervösen mit allzu großem Aufwande von Hunger oder Angst usw., falls das nervöse Kind nicht in „die Abstinenz" wächst.

Alle Nährstoffe-Nahrungsmittel hängen genetisch mit der Ur-Nahrung zusammen — in der Onto- wie Phylogenese. Ihr Wechsel und Ausbau (die jeweilige Eß- und Trinksitte) ist ein Teil der stetigen und krisischen genetischen Veränderung der trophischen Umgebung, der Differenzierung der trophischen RSe. Die Nahrungsaufnahme ist nicht die oder eine Ursache des Wachstums, der Entwicklung, sondern eine Entwicklungstatsache (S. 130f.). Man wird nicht groß, „weil" man ißt und trinkt und atmet, und man ißt usw. nicht, „damit" (finalistisch) man groß wird, sondern zum Heranwachsen gehört auch das Essen usw. Viele Leute essen wenig und werden doch groß (und dick), andere essen viel und bleiben doch klein (und mager): innerhalb oder außerhalb der normalen Var.-B.; es kommt eben ganz auf die Konstitution an, nach ihr bestimmt sich auch Quantität und Qualität des Essens usw. (s. weiter im 6. u. 7. Bd.).

B. Die Ausscheidung.

In der Foetalzeit gehören die Exkremente zur unmittelbaren Umgebung des Kindes und werden im Kreislauf wieder geschluckt. Auch in der Windelzeit näßt und kotet sich das Kind noch ein, doch ist eine beginnende Periodik alsbald merklich und verbleibt das Kind nicht mehr in seiner exkrementalen Umgebung (wird trockengelegt). Mehr und mehr gliedern sich die Ausscheidungsreflexe aus und rhythmisieren sich, dabei ändert sich auch das Verhalten des Kindes zu seinen Exkrementen derart, daß diese mehr und mehr bloß Ausscheidungs-, Abfallstoffe werden; das prüfende Kosten, das Spielen und Schmieren mit Kot und Harn

(auch Speichel) fällt weg, und waren diese Stoffe vorher hochgefühlig, ihre Abscheidung, ihr Verlust (Wegnahme durch die Mutter Beraubung, Eingriff in den persönlichen „Besitz") von hohen Gefühlserregungen begleitet, so tritt nach und nach die Gewöhnung an die Tatsache ein, daß die Exkremente in einer bestimmten Art und Weise (an bestimmtem Orte, zu bestimmter Zeit, täglich etwa fünfmal der Harn, ein- bis zweimal der Kot) entfernt, „beerdigt" werden. Auch auf dem Gebiete der Ausscheidung lernt also das Kind stetig und krisisch um, gewöhnt sich um. Dazu gehört die Forschung nach diesen Funktionen bei andern Menschen; es ist interessant, Gespielen bei der Harn- oder Kotausscheidung zu beobachten, auch sich in Reih und Glied zu stellen und zu prüfen, wer am höchsten, am längsten usw. pissen kann, gemeinsam zu scheißen und die gedrehten Häuflein zu vergleichen (daher der Bubenspruch: „seegen steckt an, wer nicht seegt, ist kein Mann", wer es aber „am besten" kann, darf sich dessen rühmen und wird „anerkannt"), es ist für die Buben interessant, die Mädchen beim „Zischen" zu beobachten, das Schnittchen zu entdecken, aus dem der Strahl läuft, für die Mädchen, nach dem Jungen zu schielen, die merkwürdigerweise stehend und aus einem Röhrchen harnlassen, und nicht minder interessant ist es, mit allerlei List zu erforschen, wie „es die Erwachsenen machen" und wie sie „da unten" aussehen. Daß die Eltern auch „so etwas" tun, ist zunächst eine große Überraschung und oft eine schwere Enttäuschung, aber auch die „Geheimnisse des Abortes" werden dem gesunden Kinde bis zu dem seiner jeweiligen Entwicklungsstufe möglichen Grade vertraut, und die Entdeckung, daß „sogar" Vater und Mutter „buben" usw., geht in ein lachendes Einverstandensein über, wird nur vom (darin) kranken Kinde nicht „überwunden".

Das gesunde Kind lernt rein entwicklungsmäßig die Funktionen der Organe, von denen es zunächst noch nichts, dann allenfalls den Namen weiß, nicht nur ausführen, sondern auch als „selbstverständlich" anerkennen, die Aufgaben werden in der jeweils möglichen Weise gelöst, die Problematik liegt auf weltanschaulichem Gebiete (s. im 5. Bde.). Die Fortschritte sind auch auf dem Gebiete der Ausscheidung je eine HASTF-Reihe. Jede Ausscheidung, z. B. Kotausscheidung ist selbst HASTF-Reihe, wie 1. Bd. §§ 13, 14_9 berichtet. Es beginnt also der Hunger nach Abgabe, das „Bedürfnis", die Einengung des unteren Darmabschnittes auf Hweite, die entspr. Kontraktion der beteiligten sensorischen Beckenmuskeln sowie der lokomotorischen Muskeln, deren Funktion das Aufsuchen des Ab-ortes ist; bei zunehmendem Agehalt wird der Entleerungshunger zum „Drang" (Stuhldrang), das Hingehen zum Hineilen. Im folgenden Astadium kontrahieren sich die konsensuellen sympa-

thisch-sensorischen Muskeln des Darmausganges, des Beckenbodens bis zum mehr minder intensiven Verschlusse der Schließ-Muskulatur, dazu kommen die lokomotorischen Bewegungen in die Enge des Abortes (mit Abriegeln usw., vgl. Klosett, claustrum, Kloster, claudere verschließen), des „Versteckes" im Busch, hinterm Baum usw., des „geheimen Ortes", die Entblößung, das Hinhocken. Nun im Schmerzstadium erfolgt die Abscheidung selbst, der Kot dreht sich über die Schwelle aus dem Darm in die aufnehmende Höhle (vgl. scheiden, Abschied, plattdeutsch schieten, scheißen, σχεσίζειν usw.), das Häufchen wird „gedrechselt" (drechseln zu drehen), dabei auch allerlei sensorische Drehbewegungen (Bauchpresse, vgl. bes. Tiere, z. B. Hunde, wie sie eine Höhle scharren, dann sich beim Kotentleeren drehen und wenden). Es folgt das Tstadium: beginnende Erweiterung des unteren Darmabschnittes, des Beckenbodens, Erheben aus dem Sitz, der Hockstellung, Säuberung (Abwischen), Betrachten des „Verlustes" (vgl. Losung, to lose verlieren, verließ, Ver-ließ, verlassen, etwa „los" sein, Los svw. der Teil, das Zugeteilte, ursprgl. das zugeteilte Stück Weideland, 3. Bd. S. 110, 173), Beerdigen des „Stückes von mir": Spucken auf den Kot, Wasserspülung, Zudecken mit Papier, Laub, Erde (vgl. Einwerfen von „drei Händevoll Erde" ins Grab), Verscharren des „Hinterlassenen", so daß „keine Spur" mehr sichtbar ist (vgl. das analoge Gebahren der Tiere, das bei domestizierten Tieren fast nur noch Geste ist). Endlich das Fstadium: die vollendete sympathisch-sensorische Erweiterung, die vollendete Erhebung, Aufrichtung, das Fertigsein (Kleider geordnet usw.), die Freude, daß man „es los ist", „frei ist", das Werk vollbracht hat, wobei der Gewinn größer ist als der Verlust (man kann nun wieder Nahrung aufnehmen, die dem Körper zuträglich ist — im Unterschied von den „Stoffwechselschlacken", die eben ausgeschieden werden müssen). In die einzelnen Stadien fallen integrierende kleinere HASTF-Reihen, z. B. ins Astadium eine — somit rel. ahaltige — Reihe: Hunger nach dem Klosett, Angst vor dem Eintritt, Überschreiten der Schwelle, Verweilen dahinter, Freude, das Ziel, wo man vom Stuhldrang frei wird, erreicht zu haben, usw. — Im Laufe der Entwicklung nähern sich die Methoden der Ausscheidungen mehr und mehr den erwachsenen.

Die Kot- und Harnentleerung erfolgt beim Säugling und ganz jungen Kinde (wie beim Tiere) „ungeniert", d. h. sie ist von den übrigen Verrichtungen methodisch noch nicht gesondert. Erst allmählich heben sich Funktionen, die „öffentlich", von solchen, die „geheim" stattfinden, ab — so wie das Kind aus der „Ungeniertheit" des Nacktseins in die Sitte übergeht, „öffentlich" mindestens den Rumpf oder im Bade die Leibesmitte verhüllt zu tragen und nur „geheim" sich zu entblößen. Es handelt sich

da um reine Entwicklungstatsachen; sie werden nicht durch erzieherische Worte, z. B. pfui, das darf man nicht, verursacht, sondern von ihnen nur als richtig oder unrichtig bestätigt, doch gehören solche Hinweise und Belehrungen, auf die eine entsprechende Entwicklung folgen kann und normaliter folgt, zur Norm (§ 7,7, A). Die Entwicklung führt also rein biologisch, „von selbst" zu einer Ordnung der Funktionen nach „öffentlich" und „geheim", und es ist ein Irrtum, das, was geheim stattfindet, eben als „geheim" für schlecht, verwerflich, verboten zu halten, ein Irrtum, der weit, ja wohl allgemein verbreitet ist und besonders im kindlich unklaren und im neurotischen Denken nistet. Gewiß ist vieles, was geheim stattfindet, z. B. das Verbrechen, schlecht, aber auch vieles, was in aller Öffentlichkeit stattfindet, ist schlecht: schlecht ist eben alles Kranke (3. Bd. S. 367, 383). Die Ausscheidung ist also nicht an sich „schlecht", „weil" sie „im Geheimkabinett" ausgeführt wird; der „Leib" ist nicht an sich „schlecht", „weil" man ihn vor der Öffentlichkeit verhüllt, usw., sondern zur Differenzierung gehört auch die methodische Sonderung der Funktionen, die Sonderung auch nach der Örtlichkeit ihrer Ausführung. Im Eßzimmer wird gegessen, im Schlafzimmer geschlafen, im Arbeitsraum gearbeitet — im Abort usw. Harn und Kot abgesetzt. Gegessen werden die Speisen, zu ihnen gehören Kot und Harn nach der Frühzeit des Lebens nicht mehr; aber Kot und Harn sind „deshalb" nicht „schlecht", „weil" sie nicht gegessen werden, nicht „verwerflich", „weil" sie weggeworfen, d. h. beseitigt, beerdigt werden. Kot und Harn werden nur als Speisen „abgelehnt" gemäß der sich vollziehenden Entwicklung, sie sind „unappetitlich", ihr Geruch ist „widerwärtig", „ekelhaft" nur, sofern man sie aus ihrer passenden Umgebung „herausdenkt" — und natürlich sofern sie pathologisch sind. Der Käse duftet ja auch nicht nach Veilchen, Fleisch ist wie Kot „verfaultes Eiweiß", nur „abgehangenes Fleisch" schmeckt, das Wild muß einen „Stich" haben; anderseits duftet gesunder Kot beim Säugling aromatisch, beim älteren Kinde und Erwachsenen, bes. beim Fleischesser, spezifisch faulig, aber „abscheulich", „stinkig" usw. oder „geruchlos" ist nur kranker Kot und Harn, und (auch) am Duft der Dejektionen u. a. Ausscheidungen kann der erfahrene Arzt die Diagnose stellen. Auf dem Abort, im Stalle*) „muß" es „riechen", das ist ganz in der Ordnung; nicht in Ordnung ist es, falls „der Lokus" nach Parfüm oder „gar nicht" duftet — oder

*) Der Bauer teilt die Geringschätzung von Kot und Harn keineswegs, er bedarf des „Mistes" (3. Bd. Nr. 190) als Düngers. Man sagt, jedes Wesen, auch jeder Mensch scheide soviel „Mist" aus, wie zur Düngung eines Erdstückes ausreiche, das die für es bzw. ihn erforderliche Nahrung hervorbringe.

falls es im Eßzimmer nach Kot riecht usw. Verboten ist eben nur das Durchbrechen der Sitte, der Ordnung, das Verbot stellt ebenso wie das Gebot die Sitte und die Unsitte fest, und alle Unsitte ist abnormal, krank, alles Kranke unsittlich. Gebot und Verbot, das Gesetz sind aber nicht die Ursachen der Sitte und Unsitte, sondern nur ihre formulierte Beschreibung. — Auch die genitale Entblößung findet gemäß der rein biologischen Ordnung „geheim" statt; nur der angehende oder manifeste Exhibitionist „möchte gern" die Genitalien öffentlich zeigen und tut dies entweder oder hat Angst vor der Ausführung seines Hungers (Wunsches), er ist eben hierin ein kleines Kind geblieben. Auch nur ein Neurotiker kann das Verlangen haben, öffentlich den Kot und Harn zu entleeren (Gegenstück: die Prüderie, die so tut, als ob die Ausscheidung eine Todsünde sei), oder die Angst vor der „Erregung öffentlichen Ärgernisses", der Gesunde „denkt gar nicht daran". Es ist also wieder ein Irrtum zu glauben, daß nur die Angst (Scham) den Menschen abhalte, öffentlich zu zeigen, was sich nur „im stillen Kämmerlein" gehört; der Gesunde tut eo ipso das Richtige, das, was „sich schickt", nur der Kranke bedarf des äußeren und-oder des inneren Zwanges, so lange er krank ist (vgl. S. 301, 313). Bei gewissen primitiven Völkern ist es übrigens Sitte, „geheim" zu essen, dagegen haben sie keine Bedenken, die Ausscheidung, auch die Geschlechtlichkeit öffentlich zu vollziehen (letztere bes. beim Frühjahrs-, d. h. Pubertätsfest). Es kommt eben ganz auf die biologische Beschaffenheit der Menschen an.

Das Verlaufsschema der Ausscheidung gilt (als Schema) für alle Arten von Ausscheidung, Aus-, Entleerung — wie es für alle Aufnahmen gilt. Alles Ausgeschiedene wird „beseitigt", ja die Ausscheidung selber ist schon Beseitigung, Weg-, Auf-die-Seite-bringen. Auch diese HASTF-Reihen sind rein biologische Tatsachen, sie sind nicht durch Schicksalsmächte oder durch die Dämonie der Gedanken verursacht; ebensowenig sind die Folgen der Beseitigung — ihre Ursachen. Nomadisierende Völker vergraben ihren Kot mit größerer Sorgfalt als seßhafte; jene sind eben primitiver als diese, auch die „wilden" Tiere verscharren ihre Dejektionen sorgsamer als domestizierte, den Primitiven sind Harn und Kot höhergefühlig als den Wesen von höherer Kulturstufe, wie sie dem kleinen Kinde höhergefühlig sind als dem älteren Kinde und dem Erwachsenen. Es ist klar, daß „unbeerdigte" Kothaufen einer Horde Wegweiser für die Nachzügler, die Nachhut, aber auch für die Verfolger sind; aber nicht „deshalb" verscharren Primitive ihre Dejektionen und verwischen auch jede andere „Spur", „weil" sie nun nicht verfolgt werden können, sondern diese Vorgänge sind rein reflektorische, und ihre Folge ist natürlich, daß der Feind eben keine Spur

findet. Diese Zusammenhänge werden erfahren und dämonistisch-ursächlich-zwecklich gedeutet. Der Primitive sieht seinen Kot als magisch-identisch mit seiner Gesamtperson an: mit einem geringsten Kotstückchen (aber auch Haar, Fingernagel usw.) überliefert er sich magisch der Gewalt des Gegendämons, der ihm „auf den Fersen folgt"; der moderne Kausalist-Finalist fragt: warum beseitigen die Primitiven ihren Kot? und antwortet: damit der Feind ihre Spur nicht finde, so als ob sie sich das überlegt und darnach gehandelt hätten (also erst hätten sie den Kot nicht beseitigt, dann hätten sie sich überlegt, daß sie damit Spuren hinterließen, und dann hätten sie die Kotbeseitigung eingeführt!). Beide Deutungen sind dämonistisch. Realiter erfolgt die Kotbeseitigung, die Beerdigung aller Ab- und Ausscheidungen rein reflexmäßig, als HASTF-Reihe — und so sind natürlich die Spuren verwischt, kann der Feind nicht folgen. Auch die Tiere beseitigen ihre Ausscheidungen — und sie werden sich „die Folgen" doch wohl nicht überlegt und hiernach ihr Verhalten eingerichtet haben. Das Schimpansenweibchen leckt den Jungen Kot und Harn von After bzw. Harnröhre ab, nicht weil sich die Affen überlegt haben, daß der Gepard am Kote die Spur findet, sondern rein reflexmäßig: Abgeschiedenes wird eben — in je spezifischer Weise — beseitigt, und auch das Auffressen ist eine solche Beseitigung. Auch genitale Ausscheidungen werden beseitigt, Sauen u. a. Tiere fressen sogar z. T. ihre Jungen auf, und auch urzeitlich-primitive Menschen frassen Kinder (S. 243) und den im Kampf gefallenen, somit „ausgeschiedenen" Gegner (1. Bd. S. 599 usw.). Viele Tiermütter lecken ihre Jungen, die Hauskatze hält ihr Wochenbett „peinlich" sauber, indem sie den Jungen Harn und Kot ableckt, — und ich kenne einige Menschenmamas, die ihre Kinder nicht nur „ablecken", sondern von ihrem Kot und Harn wenigstens kosten, am liebsten die Kinder ganz (vor Liebe!) „auffressen" möchten.

Auch Schleim und Schweiß wird „beseitigt": abgewischt, abgewaschen, Speichel wird, soweit er nicht geschluckt, einverleibt wird, „ausgetreten", abgeschnittene Nägel und Haare, ausgeatmete Luft („verdorbene Luft"), genitale Ausscheidungen werden „vernichtet". Der Pflanzenkadaver, das „verschiedene" Tier gehen verwesend, als Aas (s. 3. Bd. S. 278) in die Erde über oder werden von „Totengräbern" (Tierleichen z. B. von der Hyäne) verspeist und so beseitigt, der „abgeschiedene" Mensch wird beerdigt; auch die anorganischen Gebilde „sterben", zerfallen einmal und sinken in die Erde. Das aus der einen Sphäre Ausgeschiedene geht — eben beim Überschreiten der Schwelle — in eine andere Umgebung, eine neue Höhle über: der Kot durch eine Luftschicht hindurch in das Erdloch, in die Aborthöhle, der Mensch aus der Gemeinschaft der Lebenden in das Grab,

die Grube, wie er aus der mütterlichen Grube kommt und sein Leben lang von einer Höhle-Umgebung in eine andere hinüberwechselt.

Die Aufnahme ist Analogon zur Abgabe. Auch das Einverleiben ist eine Art „Beerdigung", Beseitigung. Die Nahrung wird geholt (aus Feld und Wald, vom Bäcker und Schlächter usw.), zubereitet (zerlegt, zerstückt, „getötet", gebraten usw.), zerschnitten, aufgespießt, zerrissen, wiederum „getötet" (mordere beißen, homolog zu morden, 3. Bd. Nr. 72), das „Tote" ins Innere aufgenommen, wo es den Organismus nährt, „neues Leben schafft", der Rest passiert den Leib und wird ausgeschieden: der Mensch (usw.) als eine Art „Erde", die „alles" in sich aufnimmt und „neu gebiert" („neues Leben blüht aus den Ruinen"). So werden in foetaler Zeit „Kot" und Harn wieder aufgenommen, und wenn auch diese Stoffe alsdann aus der Gruppe der Nahrungsmittel ausscheiden, so besteht doch ein genetischer Zusammenhang zwischen ihnen, genauer dem Fruchtwasser und den späteren Speisen-Getränken. Wir essen kotähnliche Speisen, z. B. Käse, Fleisch (zersetztes Eiweiß), Speisen mit kotähnlichem Duft (Käseduft, Hautgout, Kohlgeruch usw.); beim Jagen des Wildes, beim Abhängen, Kochen, Braten des Fleisches usw. bilden sich Zersetzungsstoffe (2. Bd. S. 546), die als „Schmeckstoffe" das Fleisch für uns erst genießbar machen, und solche Schmeckstoffe sind auch künstlich herzustellen und dienen als Würze; auch dem fleischfressenden Tier schmeckt nur das Fleisch gejagter Tiere. Manche Menschen (Neurotiker) lehnen die an Kot und Harn „erinnernden" Speisen und Getränke „kategorisch" ab, andere dagegen sind gerade nach ihnen gierig und haben auch Kot und Harn selber noch nicht aus der Speisekarte ausrangiert (Koprophilie, Urodipsie, s. im 7. Bde.).

C. Das Sprechen.

Auch die Entwicklung der Sprech-RSe des Kindes beschreiben wir hier als Beobachter, nämlich als Hörer: wir hören phonetische Geräusche und Laute, also Konsonanten und Vokale des Kindes und beschreiben ihre Entstehung so, daß wir sagen: vom Sprechapparat des Kindes werden akustische Eronen abgegeben, die z. T. (gemäß der Spezifität) den Weg in das Ohr des Zuhörers, also in gewisse akustische Modalzellen zurücklegen und im Sinne der biologischen Symbolik an den Aktualitäten dieser Denkzellen beteiligt sind (2. Bd. § 33). Es interessiert uns hier also nicht, ob auch das Kind akustische Aktualitäten erlebt und wie beschaffen diese sind; hierüber im 5. Bde. Aus den gehörten Lauten schließen wir auf die jeweilige Entwicklungsstufe der phonetischen RSe des Kindes, so wie wir aus den optischen Aktualitätenreihen „Kind und seine Umgebung" und ihren Veränderungen, also

auch aus dem gegenseitigen Verhalten, den Aktionen-Reaktionen auf die Entwicklungsstufen der optischen usw. RSe des Kindes schließen. — Auch das Sprechen des Kindes ist zunächst vw. trophisch, dazu platonisch-genisch, später gliedert sich auch das sinnliche Sprechen aus und vom trophischen ab.

Wie früher (§ $4_{3, F}$, § 6_{9}) dargelegt, stehen beim jungen Kinde auch die sensorischen Strecken der phonetischen RSe den sympathischen noch ganz nahe und treten sehr reichlich sympathogene Eronen in die sensorischen Bahnen über, so daß die phonetischen Ausdrücke zu den (sensorischen) „Gefühlsausdrücken" zu rechnen sind. Auch hier vollzieht sich die Entwicklung wie der episodische Ablauf der Reflexgefüge nach dem Schema HASTF, doch funktionieren nicht immer sämtliche RSe der einzelnen Gefüge so intensiv, daß ihnen ein Laut, also eine akustische Modalreihe entspricht. So sind die ersten „hörbaren" phonetischen Äußerungen — spezifisch bei jedem Kinde — bald mehr Hunger-, bald mehr Angst-, bald mehr Schmerzgeräusche und -laute, dann folgen Trauer- und Freudeäußerungen; immer gehen also die sog. „Unlust-" den sog. "Lustäußerungen" voraus (vgl. 1. Bd. § 26_{5}). Die Ausgliederung erfolgt auch hier derart, daß sich die Funktionen mehr und mehr präzisieren und koordinieren, so daß allmählich Lautverknüpfungen, Lautreihen hörbar werden, das sog. Lallen (λαλεῖν svw. lala machen, unartikuliert schwatzen), das sowohl „spontan", d. h. ohne vorangehende analoge Lallworte der Umgebung, wie auch „nachahmend" (§ 6_{11}) erfolgt. Aus solchen speziellen Zusammenhängen ist der Schluß auf ein beginnendes Sprachverständnis, also beginnende aktuelle Funktion von Wortbegriffszellen zu ziehen.

Etwa vom Abschlusse des 1. Lebensjahres an koordinieren sich die phonetischen Reflexe derart, daß ihnen schon fester gefügte Lautreihen, sog. Einwortsätze entsprechen, also das Sprechen im engeren Sinne einsetzt. Aus dem hiermit zusammenhängenden sonstigen Verhalten des Kindes ist nunmehr deutlich zu ersehen, daß die Phonetik über aktuell (vorher über unaktuell) funktionierende Denkzellen gespeist wird, die Einwortsätze also Gegenständliches bezeichnen, doch sind die Lautreihen und das damit Bezeichnete noch chaotisch-verschwommen, „alles" ist „dada" oder „ata" usw., nachher beginnen sich schon gewisse gruppenmäßige Assoziationen herauszubilden, aber noch sind alle Wesen, die wir als „Frauen" bezeichnen, „mama", alle Männer „ata", „papa" usw., alles Essen „papapp", alle Tiere „wauwau" usf. Im Erleben des Kindes sind alle Wesen noch „eins", die Individuation bereitet sich aber schon vor (5. Bd. § 7). Der Satzcharakter solcher Wörter ist darin gegeben, daß sie jeweils (akustische) Bestandteile einer gewissen nach dem vor-

wiegenden Gefühl gearteten Situation und demgemäß quoad Gefühligkeit nuanciert sind. In einer Hsituation z. B. besagt „papapp" svw. „ich möchte essen", wobei die spezielle Struktur der Situation aus den zugehörigen Gesten und Mienen zu erschließen; in einer fhaltigen Hsituation faßt „papapp" den Satz zusammen: „ei da ist ja mein Essen" usw.; in einer Fsituation heißt „papapp" svw. „ich habe gegessen, was bin ich für ein Held!"

In der 2. Hälfte des 2. Lebensjahres findet eine lebhafte schubweise Ausgliederung der phonetischen Reflexe, also auch ihrer Koordination und ihrer Assoziationen zu den einzelnen Sinnesgebieten statt. Der sympathogene „Einschlag" tritt schon — abgesehen von den Zeiten sympathischer Hochfunktionen, also hoher Gefühlserregungen — mehr und mehr zurück, der sensorische Charakter und damit die Gliederung der Buchstabenfolge, ihrer individualen Abgrenzungen, ihrer Assoziation mit den so-bezeichneten Gegenständen stellen sich schon mehr und mehr, wenn auch noch im Rahmen der Primitivität, heraus, dann macht sich auch schon ein ideogener Anteil mehr und mehr geltend. Diesen Reflexen entsprechen zunächst Haupt-, dann Tätigkeits-, dann Eigenschafts-, dann Beziehungswörter, und zwar folgen diese Wortklassen in den jeweils vorhandenen Exemplaren genetisch aufeinander. Noch finden sich viele Gefühlsausdrücke: Interjektionen, Krähen, Singen, Weinen, Lachen, Plappern. Die Koordination der Reflexe baut sich derart aus, daß ihnen satzähnliche Wortgefüge entsprechen.

Etwa vom Beginn des 3. Lebensjahres an ist die Differenzierung der phonetischen Reflexe soweit gediehen, daß ihnen reicher gegliederte, die Flexionsarten in ihren Anfängen und in zunehmender Genauigkeit enthaltende Sätze entsprechen. Auch die Verknüpfung der Wörter zu Sätzen und der Sätze zu Ketten wird mannigfaltiger, wenn auch noch die Form des Hauptsatzes, die Parataxe vorherrscht. Je nach der Situation, charakterisiert nach der vorwiegenden Gefühlsspezies, sind die Reihenfolgen der Reflexe, also die Formulierungen der Sätze verschieden (vgl. 3. Bd. § 38,4), wenn auch im ganzen noch unpräzis, labil in der Art einer „Launenhaftigkeit der Phonetik".

Den sensorischen Aktionen der Kleinkinder eigentümlich ist die mehrmalige Wiederholung der Hochfunktion gleicher Reflexfolgen, also gleicher Bewegungen, die Palimpraxie (wie ich zu sagen vorschlage, πάλιν svw. wieder); es sind dies primitive Übungen, Vor-Übungen, aus denen sich die späteren Übungen mit ausgebreiteter und präzisierter Koordination entwickeln, z. B. Turnübungen aller Art (also auch der Augenmuskeln usw.), längeres Gehen, Schreiben, Spiel- und dann Arbeitsaktionen. Ein Spezialfall der Palimpraxie ist die von mir sog. Palillalie und Palillogie, die ein- oder mehr-, oft zehn- und zwanzig-

malige Wiederholung der gleichen Lall-Laute (lala, mama, papa usw.), der gleichen Silben, Wörter und Sätze. Ihr steht nahe der Reim, ferner die mehrfache Beschreibung eines Tatbestandes in „Bildern", aus verschiedenen Vergleichen (Palineikasie) mit gewissen assoziativen Variationen (Hinzunehmen und-oder Weglassen von Wörtern), wie sie im Alltag der naive Mensch, in spezieller Explikation der Dichter äußert. Die „Umformulierung", also die mehrfache variierende Wiederholung der Beschreibung (die Paraphrasierung) eines Tatbestandes, ferner die zwei- oder mehrmalige Wiederholung gleicher Worte und Sätze, aber auch das Reimen kann schon beim älteren Kinde, erst recht beim Erwachsenen zwanghaft, also neurotisch geschehen, liegt also auf der Entwicklungsebene der frühkindlichen Palillogie; nicht selten imponieren solche krankhafte Äußerungen, z. B. von Dichtern, Volksrednern, „Propheten" usw. dem Unkundigen gewaltig, wohl gar als „genial".

Etwa von der Mitte des 3. Jahres an gliedern sich die phonetischen RSe derart aus, daß ihren Funktionsreihen (primitive) Haupt- und Nebensätze entsprechen, die Hypotaxe mehr und mehr zur Geltung kommt. Die Eigensprachigkeit des Kindes, die, wie die Autoren (Meumann, Ament, C. u. W. Stern u. v. a.) mit Recht betonen, eine Art Dialekt oder Idiom ist („Kindersprache"), dokumentiert sich auch jetzt noch in der Bildung von mancherlei Reflexabfolgen, denen Lautreihen, Silben, Wörter, die in der Sprache der Erwachsenen nicht mehr vorkommen, entsprechen, — Kennzeichen der stetigen genetischen Veränderung der phonetischen RSe und ihrer Koordination. Der im kindlichen Alter überwiegende Hunger drückt sich im Sprachlichen dieser Periode bes. in dem gehäuften Auftreten der Frageform, des „Warum?" aus; die Fragen fallen oft auch in die Angst- und Schmerzsituationen, während die Antworten mehr in die Schmerz-, Trauer- und Freudesituationen fallen, die freilich im Kindesalter immer stark hungerhaltig sind, so daß das Kind keineswegs befriedigt ist, sondern weiter fragt. Ursprünglich ist auch die Frageform nur Sprechübung, deren Ausführung in der für das junge Kind möglichen Befriedigung, Freude, ja in einem gewissen Stolze endet, also eine Antwort gar nicht heischt, zumal die Fragen noch unsicher, vage, sozusagen „an alle", „an alles" gerichtet sind; das Kind „kann schon fragen" (wie es „schon" auf den Stuhl klettern, auf den Tisch sehen, gewisse Dinge hin- und herschieben kann usw.), es kann in dieser Weise Stellung nehmen — und das genügt; die „Antwort" ist zunächst sogar unerwünscht, und erst allmählich lernt das Kind, daß auf eine Frage eine Antwort gehört, doch ist ihm diese nur eine umformulierte Frage oder doch fragwürdig, fragehaltig, Ausgangspunkt neuer Fragen. — Zu den Eigentümlichkeiten der

kindlichen Phonetik gehören auch die situative Umkehrung der Koordination, also das Rückwärtssprechen der Silben und Wörter, ferner die mehr minder ausgebaute situative Abweichung von der üblichen Koordination, eine Art „Geheimsprache", die sich in den späteren Jahren zu einem gruppenspezifischen Jargon entwickelt.

Wie alle Muskelaktionen werden auch die phonetischen von allen Sinnesgebieten her innerviert (gespeist), je nach der Funktionsperiodik (Reflexschaltung) bald mehr von diesem, bald mehr von jenem und innerhalb des einzelnen Sinnesgebietes bald mehr von dieser, bald mehr von jener Denkzellgruppe. Diese Zusammenhänge bilden sich, wenn auch in primitiver Verschwommenheit, schon zu einer Zeit, in der die Denkzellen noch nicht oder erst in geringer Zahl den aktuellen Funktionsgrad erreicht haben. Sobald Aktualitäten auftreten, können sie beschrieben werden, zuerst in Lall-Lauten, dann in Lall-Worten, dann in Einwortsätzen usw.; schon der primitivste phonetische Gefühlsausdruck kann mit Recht als (eben primitivste) Gefühlsangabe oder Gefühlsbeschreibung bezeichnet werden, s. 3. Bd. S. 44ff. Die Aktualitätenreihen brauchen aber nicht jedesmal beschrieben zu werden, d. h. die von den betr. Denkzellen ausgehende Innervation kann gemäß der Reflexschaltung auch zu andern Muskeln gelangen. Später präzisiert und festigt sich die phänomenal-phänomenologische Assoziation (3. Bd. § $38_{3,a}$), so daß ein gewisser Gegenstand „seinen" Namen, „seine" Beschreibung hat, die sich genetisch verändert und ausbaut.

An jedem Reflex sind koordinative Eronen als „syntonische" beteiligt (S. 258, 299), sie stehen in einem bestimmten Verhältnis zum Idiotonus und somit zum Gesamttonus (2. Bd. § 30_5). Dem syntonischen Anteil der Muskelaktionen entsprechen die Intensitäten der koordinativen Reflexe, die koordinativen Aktualitäten, sie registrieren also diesen Anteil und damit das „Technische", „Mechanische", „Motorische" der Muskelaktionen. Dies gilt auch für die phonetischen Aktionen. Sprechtechnik ist also das Koordinative der Sprechbewegungen, also die Koordinatik (Lage, Kraft und Richtung) und die Koordination (die Zusammenordnung, Reihenfolge der Einzelaktionen, ihr koordinatives Verhältnis zueinander). Die Beschreibung des Sprechens nach der Koordinatik, also auch Koordination ist die Beschreibung der Sprechtechnik, ein Spezialfall der Beschreibung der Technik, Mechanik überhaupt (Physiologie als physikalische Beschreibung biologischer Vorgänge, ausgeartet als Physikalismus, z. B. in der Reflexologie Pawlows, Bechterews, auch der Energetik Ostwalds, der sog. Neurol. Psychologie W. Scheidts, die weder Neurologie noch Psychologie, sondern nur fehlangewandte Physik ist, s. S. 26 Fn.). Die Beschreibung der Sprechtechnik ist nicht

mit dem „mechanischen" Sprechen zu verwechseln. Sprechen ohne Technik gibt es nicht; rein koordinatives Sprechen gibt es ebensowenig wie andere rein koordinative Muskelaktionen (die koordinativen Eronen sind nur Begleiter der idiotonisch-motorischen Eronenströme, reichen allein zur Speisung der Muskelaktionen nicht aus).

Die phonetischen Reflexe, die wir als Sprechübungen bezeichnen, sind akustische. Die Sprachlaute sind auch hierbei Beschreibung, doch kommt es nicht selten vor, daß ihre Reihenfolge, also Koordination „selbständig" ist, d. h. von der Koordination irgendeines beschreibbaren Individuums abweicht, insofern keinem beschreibbaren Individuum entspricht. Dieses Sprechen ist sozusagen Selbstzweck, der assoziative Zusammenhang mit der Phänomenalität (als dem Beschriebenen) ist dünn, nebensächlich, unaktuell, es kommt nicht darauf an, was, sondern daß und wie gesprochen wird. Und eben dieses Sprechen wird quoad Koordinatik als technisches s. mechanisches Sprechen bezeichnet, an ihm besonders wird die Technik beschrieben. Von ihm zu unterscheiden ist das beschreibende Sprechen (s. u.). Es ist aber nicht zu vergessen, daß auch beim mechanischen Sprechen mindestens die einzelnen Buchstaben bestimmten Aktualitätenreihen im Sinne der Beschreibung entsprechen und nur eben die Koordination der Buchstaben zu Silben und Wörtern abweichen kann. Das mechanische Sprechen ist dem Singen, also den menschlichen musikalischen Lauten verwandt insofern, als es auch hier nicht auf den beschreibenden Charakter der Laute ankommt, sondern auf ihre Koordinatik, deren Präzision, dazu auf die Tonhöhen und ihre Übergänge (Melodie). Dennoch sind auch die Singlaute, mögen sie auch nur ein Summen oder Lallen (lalalala, aaaaa, ataralarada) sein, selbst das „Lied ohne Worte" in der gen. „verdünnten" Art beschreibend, „reine", d. h. solche Sprechübungen, die gar keinen Zusammenhang mit Beschriebenem haben, gibt es ebensowenig wie eine derartig „reine" Musik, „reine" Melodie, auch die von Instrumenten ausgehende Musik „beschreibt", mindestens eben diese Instrumente (vgl. die Geige weint, schluchzt, jubelt usw.), man pflegt aber die musikalischen Geräusche, Töne, Klänge nicht zur Beschreibung zu rechnen, sondern höchstens zur Tonmalerei (vollendet in Verdis, Wagners, Puccinis u. a. Musikdramen). Insofern das Singen unartikuliert, also eine spezielle genetische Fortführung des kindlichen Lallens, bes. Vokalisierens ist, ist es einfacher als das Beschreiben, das auch genetisch die höhere Aufgabe darstellt; man kann bei vielen Arbeiten usw. „vor sich hinsingen", „hinnuddeln", „pfeifen", nicht aber Dinge beschreiben, die mit der Arbeit nichts zu tun haben, viele Stotterer sind nur Sprech-, nicht Singstotterer usw. Das Singen hat in der Regel eine größere Gefühligkeit als das

„sachliche" Beschreiben, es steht den Gefühlsausdrücken relativ nahe; analog die Musik, doch ist es unrichtig zu sagen, Musik „ist Gefühl" und „wendet sich an das Gefühl, nicht an den Verstand" und „ist überhaupt ein Wunder" (ich zitiere einen angesehenen Musiktheoretiker), richtig ist nur, daß Musik eine akustische Gegenständlichkeit (ihr entspricht die optische Gegenständlichkeit „Notenschrift") ist, die man mit oder ohne „kritischen Verstand" erleben kann, die quoad Komposition, Harmonie, Kontrapunkt usw. „verständlich" sein muß, die oft von höheren Gefühlserregungen begleitet ist, die von einem „Gefühlskünstler" (z. B. Richard Wagner) oder einem „Begriffskünstler" (z. B Richard Strauß) stammt (vgl. 1. Bd. S. 564, 685, 2. Bd. S. 416), geschaffen ist (vgl. 1. Bd. S. 694f.).

Die Sprechübungen sind eine Art Turnen (S. 299): es turnt der Sprechapparat. Sein Turnen ist Ausdruck akustischer Reflexe mit rel. hohen syntonischen Anteilen, wobei die abgegebenen Eronen immer wieder (so oft die Wiederholung stattfindet) in die gleichen phonetischen RSe aufgenommen werden. Die Koordination der zugehörigen akustischen Aktualitäten stimmt zur Koordination dieser phonetischen Reflexe, und es ist hierbei gleichgültig, ob diese akustischen Koordinationen denen eines Beschriebenen entsprechen oder nicht. Indem aber alle Sprachlaute grundsätzlich beschreibend sind, ist „die Beschreibung" niemals ganz aus den Sprechübungen auszuschalten, bestehen immer gewisse Assoziationen zur Phänomenalität, die nur eben ganz lose zugeschaltet sind.

Von den Sprechübungen sind die Beschreibübungen zu unterscheiden. Bei diesen wird die phonetische Motorik vw. über die aktuell oder unaktuell funktionierenden Denkzellen, deren Aktualitäten das Beschriebene sind, gespeist und stimmt die Koordination der Wörter und Sätze zur Koordination des Beschriebenen, ja der Zweck der Beschreibübungen ist ja gerade die Herausbildung einer möglichst präzisen phänomenal-phänomenologischen Entsprechung, während der Zweck der Sprechübungen die Herausbildung einer möglichst präzisen Funktion des Sprechapparates ist.

Die phonetische Entwicklung setzt sich also zusammen aus Übungen des technischen und des beschreibenden Sprechens. „In" ersterem fehlt niemals „das Beschreibende" ganz, „in" letzterem niemals „das Technische". Bei jeder Art Sprechen (wie bei jeder andern Muskelaktion) sind die koordinativen Eronen nur syntonische, Begleiter der idiotonischen Eronen, also ist auch das technische Sprechen (wie das Turnen überhaupt) nicht bloß koordinativer Ausdruck, sondern es ist akustischer Ausdruck mit rel. hohen koordinativen Anteilen. Man darf das biologische Gesamt einer Muskelaktion nicht mit ihrer Koordinatik

identifizieren oder verwechseln, wie das der Techniker, der Mechanist — als Mensch des technischen Zeitalters, der mechanistischen Weltanschauung —, oft in Übertreibung, tut, mag er auch Biologe sein. Gewiß kommt die Ausgliederung der Sprechtechnik dem beschreibenden Sprechen zugute — so wie die turnerische Ausbildung den Arbeitsbewegungen zugute kommt. Indes ist die besondere Ausbildung der Sprechtechnik keineswegs die notwendige Voraussetzung zur Ausbildung des beschreibenden Sprechens oder gar deren Ursache, wenngleich kein Mensch, wie gesagt, „frei" von Sprechtechnik sprechen kann. Ein technisch guter Sprecher oder Sänger braucht noch lange kein guter Beschreiber, ein guter Beschreiber noch lange kein guter Sprecher zu sein, ja die „Rhetorik" verträgt sich im allgemeinen nicht mit der Exaktheit der Beschreibung, dem „Rhetor" (vgl. Demagogen, Sektierer usw.) kommt es mehr auf die Eleganz, die Wucht, den hohen Gefühligkeitsgrad seiner Worte, auf den Beifall der suggerierten Masse, auf Überredung an, nicht auf die sachliche Richtigkeit seiner Angaben, nicht auf Überzeugung der Hörer. Auch ein geschickter Turner kann ein ungeschickter Arbeiter, ein geschickter Arbeiter ein ungeschickter Turner sein.

Gibt es so etwas wie einen „Sprechtrieb"? C. u. W. Stern (Die Kindersprache, 4. Aufl., S. 124) verneinen „einen eigenen selbständigen ‚Sprachtrieb' als Uranlage des Menschen" *) und „präparieren in jenen primitiven Stadien gewisse urtümliche, zum Sprechen führende Triebregungen mit Vorsicht aus der personalen Gesamtregung heraus" — als „solche, die nicht rein sprachlicher Natur sind, sondern von viel allgemeinerem, formaleren (sic! L.) Charakter, denen aber die Eigenschaft zukommt, im Bestand ihrer mannigfachen Auswirkungen auch lautliche Äußerungen zu enthalten". In dieser in schlechtem Deutsch geschriebenen, gewundenen und nichtssagenden „psychologischen" Phrase steht „Trieb" für „innere Spannkräfte", und was das für „Wesen" sind, erfahren wir natürlich nicht: das Dämonische ist ja „unerforschlich". Realiter sind die sog. „inneren Spannkräfte" die quoad Intensität bezeichneten Reflexe mit ihrem Ausdruck in Muskelaktionen. Sprechtrieb ist also realiter synonym mit Sprechhungerreflex, kurz Sprechhunger, auch -wunsch, -bedürfnis usw. zu nennen. Er gehört zu den dem Sprechapparat zugeordneten koordinativen Reflexen, die also Sprechhunger, -angst, -schmerz, -trauer und -freude sind. Diese Reflexe und ihre Aktualitäten (sie sind „in" den Sprechapparat lokalisiert) registrieren die Aktionen des Sprechapparates nach Lage, Kraft und Richtung (2. Bd. § 30).

*) Mit „Sprachtrieb" meinen die Verf. „Sprechtrieb", ihr Ausdruck ist ungenau oder falsch.

Während der Sprechruhe ist die Innervation gering. Sobald die Sprechruhe ihrem Ende entgegengeht, also von einem Sinnesgebiet her zunehmend intensive Eronenströme in die phonetischen Muskeln einfließen, nimmt zunächst der Tonus der Hmuskeln zu, und dieser Zunahme entspricht der unaktuelle oder aktuelle Sprechhungerreflex. An die phonetische Hbewegung schließt sich die Abewegung, an den koordinativen Hreflex also der Areflex an, die Sprechangst als Gefühl oder die angstgefühligen Lage-, Kraft- und Richtungspunkte. Der Hunger leitet auch hier eine Bewegungsreihe ein; als rel. stark ahaltig heißt er Sprechdrang (Rededrang), ein Wort, daß auch das Astadium mit oder besonders bezeichnet und speziell für die neurotische Hypertrophie gilt. Die unaktuellen oder aktuellen Sprechschmerzreflexe registrieren die phonetischen Drehbewegungen, die Sprechtrauerreflexe die beginnende phonetische Erweiterung, die Sprechfreudereflexe die sich vollendende phonetische Erweiterung. Je nachdem das Sprechen technisch oder beschreibend ist, sind die zugeordneten koordinativen Reflexe als Hunger nach technischem bzw. beschreibendem Sprechen, als Angst vor ..., Schmerz bei ..., Trauer über (nach) ... und Freude über ... zu bezeichnen.

Die Sprechgefühle sind von den Hörgefühlen zu unterscheiden: diese sind den akustischen Buchstaben, Wörtern, Tönen und Klängen zugeordnet (3. Bd. § 38,1), sind also Hörhunger, -angst usw. Beide Gruppen sind zu unterscheiden von den Gefühlen, die systemgenetisch den jeweils beschriebenen oder zu beschreibenden Gegenständen zugeordnet sind; die Gefühlsspezies, der ein RS, also auch seine Aktualitäten (das Beschriebene) angehören, ist natürlich die gleiche wie die der zugehörigen Ausdrucksbewegung, also auch der phonetischen, wie im 3. Bd. ausführlich dargelegt.

Es gibt also einen Sprechtrieb. Wir verstehen darunter den Sprechhunger. Daß er existiert, ergibt sich nicht nur aus der allgemeinen Erfahrung, wonach jeder Vorgang vom Hstadium eingeleitet wird, sondern auch aus der Beobachtung des jungen Kindes, dessen phonetische Mundbewegungen mit den sie begleitenden mimisch-gestischen Bewegungen zunächst Hungerausdrücke und stark hhaltige Ausdrücke sind und mit den Worten „das Kind möchte sprechen, nur gelingt es ihm noch nicht" beschrieben werden (vgl. analoge Ausdrücke bei Haustieren). Die phonetischen RSe differenzieren sich wie alle andern aus der „Anlage Keimzelle", man darf aber nicht sagen, der Sprechtrieb sei eine separate Uranlage und derart „eine Wurzel" des Sprechens.

Außer diesem „expressiven Moment" kennen C. u. W. Stern eine 2. und eine 3. „Wurzel des Sprachdranges" oder „Triebfeder des Sprach-

dranges" (sic! L.). Die 2. Wurzel sind „die sozialen Triebmomente" (sic! L.), „die sich, teilweise oder ganz vornehmlich, der lautlichen Mittel bedienen und dadurch (sic! L.) eine mächtige Kraftquelle (sic! L.) der Sprachentwicklung bedeuten" — wieder eine psychologische s. dämonistische Phrase in schlechtestem Deutsch. Sterns behaupten, schon von den ersten Lebenswochen an gebe es einen „seelischen Kontakt" zwischen dem Kinde und anderen Menschen (nb.: vorher gibt es einen solchen Kontakt nicht, nicht einmal mit der Mutter? hat da am Ende das Kind noch keine Seele, oder falls es „schon" eine hat, wieso besteht dann erst „von den ersten Lebenswochen an" ein seelischer Kontakt zwischen Kind und anderen Menschen?). „Das Hin und Her von lautlichen Äußerungen dient zur Herstellung und Vertiefung (sic! L.) dieses Zusammenhanges." Wir fragen: was ist „seelischer Kontakt"?, welche Tatsachen liegen vor, die das Verhalten des Kindes als „seelisch" legitim diagnostizieren lassen? wie soll es zu verstehen sein, daß der angebliche seelische Kontakt durch das Hin und Her der lautlichen Äußerungen, die also doch wohl nicht seelisch sind, „hergestellt" (er hat also bis dahin doch noch nicht bestanden?) und „vertieft" werde? wie geht so eine Herstellung und Vertiefung vor sich? wie machen es die lautlichen Äußerungen, daß sie den seelischen Kontakt herstellen und vertiefen? wieso dienen hierzu nur die lautlichen und nicht auch die anderen Äußerungen? welches Wesens sind die lautlichen Äußerungen, die doch zur Herstellung und Vertiefung des seelischen Kontaktes nur „dienen", also nicht selber „seelisch" sind? usw. Und worin soll nun eigentlich „die soziale Wurzel des Sprachlichen" bestehen? Mit welchem Rechte bezeichnen Sterns den „Austausch einfacher Laute, die Nachahmung, das Streben, sich bemerkbar zu machen" usw., kurz die phonetischen Äußerungen des Kindes als „soziale Triebmomente" oder „Triebfedern" und trennen diese von dem „expressiven Moment"? Und nun lesen wir gar, daß „selbstverständlich" diese beiden „in der Theorie" geschiedenen „Wurzeln des Sprachdranges" (der Sprachdrang ist also nicht „Wurzel", sondern hat wieder Wurzeln!?) „in Wirklichkeit" „miteinander verschmolzen" sind! Also sie sind „verschmolzen" — aber sogleich heißt es: „Wo sie auseinanderzutreten scheinen („scheinen"! L.), verflechten sie sich sofort wieder, verwachsen ineinander und wirken dadurch bald fördernd, bald hemmend aufeinander." Wenn das nicht ein echt „psychologischer" Hokuspokus ist! Die beiden Wurzeln gibt es nur in der Theorie, in Wirklichkeit sind sie verschmolzen, „scheinen" aber manchmal auseinanderzutreten, sind also „in Wirklichkeit" doch getrennt, aber verschmolzen, treten tatsächlich aber nicht auseinander, sondern „es scheint" nur so, und obwohl sie nur scheinbar oder anscheinend (?) auseinandertreten, verflechten sie sich doch „sofort" wieder, ja „verwachsen" sogar „in" einander, aber wirken doch aufeinander fördernd oder hemmend, benehmen sich also doch wie selbständige „Triebfedern", sind also doch nicht bloß scheinbar getrennt??

Und dazu kommt noch die 3. Wurzel des „Sprachdranges" (zu deutsch: Sprechdranges)! Diese dritte angeblich spezifisch menschliche „Triebfeder des Sprachdranges" (das psychologische Gaukelspiel wird immer grotesker) ist die „intentionale". „Intention ist Gerichtetsein auf einen Sinn", also Intention ist — Intention (intendere richten auf ..). Übersetzungen sind ja wohl keine Definitionen, werden aber nicht selten als solche vorgeführt und dafür gehalten. „Der Mensch gewinnt in einem gewissen Stadium seiner geistigen (sic! L.) Reifung die Fähigkeit, mit dem, was er verlautbart, etwas zu ‚meinen', auf etwas Gegenständliches hinzudeuten". Das also ist die sprachliche Intention. Wir sagen auf realisch: die Wörter sind Beschreibung, sie sind mit gewissen phänomenalen Individuen assoziiert; sie haben ferner einen „Sinn", der sich in der Wortanalyse herausstellt (3. Bd. S. 94ff., 328ff.). Dies gilt auch für die tie-

rischen Lautäußerungen, auch die Tiere „meinen" etwas und verständigen sich untereinander in ihrer Art, auch die Tiere als Gehirnwesen haben Gedächtnis. Aber kann man diese Tatsachen, die also keineswegs „spezifisch menschlich" sind, als „Triebfeder des Sprachdranges" bezeichnen? Man kann den Hunger nach beschreibendem Sprechen, den Beschreibungshunger (S. 351) als „Trieb" (wenn auch nicht als „Triebfeder") bezeichnen, aber in diesem realischen Sinne wird die sog. dritte Triebfeder des Sprachdranges, die Intention von Sterns nicht verstanden, die Sprechgefühle sind ihnen wohl unbekannt, sie meinen einen mystischen Trieb der mystischen Psychologie, einen seelischen Trieb, der den Sprechdrang verursache, und zwar einen Trieb, der sich darin auswirke, daß die Worte auf etwas Gegenständliches hindeuten. Und diese „intentionale Triebfeder" „verquickt sich" mit den beiden anderen „Triebmomenten" und „stellt sie mit der Zeit mehr und mehr in ihren Dienst", und diese beiden anderen seelischen Triebfedern, so füge ich hinzu, lassen sich Verquickung und Dienstbarkeit gefallen, offenbar ohne sich darüber klar zu sein, ob sie nun „verquickt" oder „dienstbar" sind! (Über „Trieb" s. 1. Bd. S. 635ff.).

Aber noch nicht genug! „Die Gesamtheit der drei Triebfaktoren (sic! L.) stellt die innere personale Bedingung (sic! L.) des kindlichen Sprechens dar; ihr steht die objektive (sic! L.) Sprache der Umwelt als äußerer Bedingungskomplex gegenüber" (Stern, l. c. S. 127). Der „äußere Bedingungskomplex" wäre wohl als eine 4. Wurzel des „Sprachdranges" anzusehen? „Wir stoßen hier auf ein uraltes Problem, das früher so formuliert wurde: ob die Sprache φύσει (durch Natur) oder θέσει (durch Setzung) entstanden sei." Stern meint dieses Problem lösen zu können, indem er eine „Konvergenz der Innen- und Außenbedingungen" annimmt; „nur in dem ständigen Zusammenwirken der inneren, zum Sprechen drängenden Anlagen (also doch „Anlage", deren Existenz drei Seiten vorher negiert wurde? L., s. S. 351) und der äußeren Gegebenheit der Umweltsprache, die jenen Anlagen Angriffspunkt und Material (sic! L.) zu ihrer Realisierung (sic! L.) bietet, kommt der kindliche Spracherwerb zustande." Diese „Konvergenz" ist für Stern nicht nur die kausale Erklärung des Sprechenlernens, sondern ganz allgemein „Kausalprinzip für menschliches Verhalten". „Konvergenz" ist realiter also nur eine Umbenennung für „Wechselwirkung von Innen- und Außenfaktoren" und führt nicht um Haaresbreite über den Dämonismus dieser Wechselwirkung hinaus; wie diese vermeintliche Wirkung zu denken sei, wie sie zustandekomme, welches „Wesens" sie sei, diese Frage wird weder gestellt noch gar beantwortet. Man nimmt an: es existiere die „objektive", d. h. vom Bewußtsein unabhängige Außenwelt, diese wirke auf die Seele des Menschen ein, und die Seele wirke wiederum auf die Außenwelt ein — und so gehe das in rätselhaft-unerforschlicher Weise hin und her. „Wird dem Sprachdrange keinerlei Nahrung gegeben, die er verarbeiten kann, so bleibt das Kind auf sprachlosem Standpunkte stehen. Bietet sich aber dem Kinde — gleichviel auf welchem Wege — die Möglichkeit, irgendein Material zu sprachlichen Symbolen zu gestalten, so ergreift es diese Gelegenheit..". „Fehlen andererseits dem Kinde die inneren Vorbedingungen zum Sprechen, so nützt das ständige Hören der Umweltsprache nichts, das Kind lernt nicht sprechen." Ob also ein Kind sprechen lernt oder nicht, ist nicht, wie wir sagen, Kennzeichen der Entwicklung seiner Sprech-RSe, sondern hängt ursächlich einerseits davon ab, ob der „Sprachdrang" oder „die Wurzeln des Sprachdranges" von außen „Nahrung" erhalten oder nicht, andererseits davon, ob die „inneren Vorbedingungen", d. h. die drei Triebfedern des Sprachdranges dieses „Material" zu „sprachlichen Symbolen" verarbeiten können oder nicht. Warum denn einfach, wenn's kompliziert auch geht!

Die Psychobiologie lehrt, wie im § 6,11 kurz ausgeführt, daß sich auch die phonetische Entwicklung rein biologisch vollzieht, d. h. nicht von Innen- und Außenfaktoren verursacht, gehemmt oder gefördert wird und werden kann (sie müßten denn Zauberer sein!). Zur phonetischen Entwicklung gehört auch die Bildung und Ausbildung der Assoziationen zu den Denkzellen der einzelnen Sinnesgebiete, deren Aktualitäten das Beschriebene ist, über die also die Innervation des Sprechapparates jeweils verläuft, ferner die Entwicklung der akustischen phonetischen RSe, also auch die des akustischen Sprachzentrums (wir haben einen akustischen und einen optischen Wortbezirk, 3. Bd. S. 13) mit seiner sensilen, modalen („sensorischen") und idealischen Sphäre und den Assoziationen zum motorischen Sprachfeld im vorderen Zentrallappen. Die optischen usw. Gegenstände, also die Aktualitäten aktuell funktionierender Denkzellen sind ebensowenig wie die gehörten Worte anderer Menschen, also die Aktualitäten bestimmter akustischer Gegenstandszellen, dann die gelesenen Worte Ursachen für die Entwicklung der Phonetik, sondern lediglich Aktualitäten im Ablaufe von Reflexen, die ihren Ausdruck bei entspr. Reflexschaltung in phonetischen Muskelaktionen finden und wie diese lediglich Entwicklungstatsachen sind; die Phänomene sind auch nicht Ursachen ihrer Beschreibung (3. Bd. S. 28). Und ebensowenig ist der mystisch-mysteriöse „Sprachdrang" mit seinen „Triebfedern" Ursache der Entwicklung der phonetischen RSe. Realiter koinzidieren die phonetischen Entwicklungsvorgänge des Kindes vielfach mit phonetischen Reflexen, also Worten anderer Menschen (Eltern, Geschwister usw., Erzieher) oder folgen zeiträumlich auf sie, gehen ihnen aber auch oft voraus (so daß sich der Naive wundert, wo denn „das Kind das eigentlich her habe"). Der Beobachter hört also z. B. die Worte des Erziehers, dann die gleichen (mehr minder primitiven) Wortes des Kindes und beschreibt diese zeiträumliche Folge (Sukzession) so, daß er sagt: der Erzieher hat vor-gesprochen, das Kind hat nach-gesprochen, die Worte des Erziehers nachgeahmt (S. 262, 304). Sind beim Kinde diese RSe noch nicht hinreichend entwickelt, dann „nützt" alles Vorsprechen nichts; erst sobald sie genügend entwickelt sind, gelingt das Nachsprechen. Das frühere Vorsprechen war aber ebensowenig die Ursache der phonetischen Entwicklung des Kindes, wie es die Ursache der imitativen Funktion ist. Der dämonistisch-kausale Zusammenhang wird aber noch allgemein angenommen und muß ja auch angenommen werden, so lange man noch von „seelischen Wurzeln", „Triebfedern" (vgl. auch die „Triebfedern" in der Klagesschen Charakterkunde, s. 5. Bd. § 13) usw., überhaupt von den geheimnisvollen seelischen Innen- und Außenfaktoren fabelt, also die biologische Struktur und Funktion (auch) der phonetischen RSe noch nicht kennt oder anerkennt.

Die Worte, die der Beobachter als die des Erwachsenen (auch als die seinigen) und als die des Kindes hört, sind gleich (gleichlautend), also ganz ähnlich, nicht aber identisch, sie sind verschieden in ihrem biologischen Gesamt, und diese Verschiedenheit wird mit den Worten „erwachsen" und „kindlich" bezeichnet. In der Welt des Beobachters B gehen also vom Sprechapparat des Kindes K akustische Paßformen aus, die in das Ohr usw. des B, also aus seinem optischen in seinen akustischen Bezirk einfließen und im Sinne der biologischen Symbolik an seinen Aktualitäten „Worte des Kindes K" beteiligt sind; das Gleiche gilt für die Entstehung seiner Aktualitäten „Worte des Erwachsenen, der zu dem Kinde spricht" (3. Bd. S. 31 ff.). B schließt aus den Worten (der Ant-wort, dem Gegen-wort) des Kindes, auch aus gewissen andern Ausdrucksbewegungen, daß es die Worte des Erwachsenen gehört hat; ferner ist zu schließen, daß es auch seine eigenen Worte hört. Nimmt B hierbei infantile Paßformen in sein erwachsenes Ohr usw. auf, d. h. hat er unter seinen RSen auch infantile? Nein. Das Individuum Mensch ist die Gesamtheit seiner RSe. Jedes seiner RSe ist so alt wie der ganze Mensch; die Entwicklungsfront ist jeweils normaliter im Rahmen einer Var.-B. gleichmäßig. Übrigens sind auch zurückgebliebene (kranke) RSe so alt wie die übrigen zum Kranken gehörenden RSe („ausgealtert"). Infantile RSe gibt es also im Erwachsenen nicht; auch die beim Kranken auf infantiler Entwicklungshöhe stehen gebliebenen RSe sind nicht mehr echt-infantil, sondern infantilistisch. Dies gilt auch für die Denkzellen. Das vom gesunden B optisch wahrgenommene Kind K ist also nicht Aktualitätenreihe infantiler Denkzellen des B, sondern spezieller Denkzellen, die genau so alt sind, die gleiche Differenzierungshöhe haben wie alle andern, also auch wie z. B. die, deren Aktualitätenreihe ein Erwachsener ist; beide Zellgruppen sind aber voneinander (auch) derart verschieden, daß die einzelnen Aktualitäten der Gruppe „Kind" weniger voneinander verschieden, „different" sind als die einzelnen Aktualitäten der Gruppe „Erwachsener", das Kind also weniger differenziert ist als der Erwachsene; vgl. S. 40. Auch das Kind nimmt auf jeder Entwicklungsstufe eben gemäß dieser Stufe wahr, seine Aktualitäten gehören dieser infantilen Entwicklungsstufe an, doch sind auch da jeweils die Individuen mehr minder differenziert. Diese Tatsache zeigt nicht an, daß das erlebende Individuum (seine Denkzellen) innerhalb einer gewissen Differenzierungsstufe verschiedene Differenzierungsstufen habe („geschichtet" sei). Gewiß können rel. wenigdifferenzierte Individuen auch Aktualitäten von entspr. wenigdifferenzierten Denkzellen sein: dann handelt es sich im Falle der Norm um Aktualitäten des Kindes — oder es handelt sich um infantilistische,

also kranke Aktualitäten infantilistischer, also kranker Denkzellen. Auch der Gesunde nimmt Krankes wahr, doch sind seine Denkzellen gesund, und das Kranke ist lediglich das vom Gesunden spezifisch, grundsätzlich auch nach dem Differenziertheitsgrade Verschiedene. Die Aktualitäten des Kranken, also die Aktualitäten kranker Denkzellen sind natürlich kranke, und auch die seiner „gesunden", genau: fast-gesunden (S. 121) Denkzellen sind mehr minder krank-haft, d. h. der Kranke erlebt auch quoad Unterschied krank: gesund mehr minder, immer aber spezifisch abweichend vom gesunden Menschen, er hat seine eigne, seine private Diagnostik.

Somit sind auch die akustischen Paßformen, die von der optischen Zellgruppe „Kind" des Beobachters in seinen akustischen Bezirk, speziell in die akustischen Denkzellen, deren Aktualitäten „die Worte des Kindes" sind, übergehen, nicht infantil, sondern so erwachsen, wie es der ganze Beobachter ist. Infantil kann man diese Paßformen nur nennen insofern, als sie vom Kinde (Infans) ausgehen, aber der Erwachsene erlebt das Kind nicht etwa infantil, sondern „als Infans", „als Kind" (Akkusativ), er hat nicht „infantile Aktualitäten" — diese hat nur das Kind —, sondern u. a. solche erwachsene Aktualitäten, deren Gruppe „das Kind K" bzw. „die kindlichen Worte" usw. sind. Der Vorgang „Hören der kindlichen Worte" vollzieht sich wie jeder andere Vorgang in der Welt des Beobachters, und diese ist die eines Erwachsenen. Die Welt des Kindes ist eine andere wie die des Erwachsenen; jeder Mench, jedes Hirnwesen „hat" nur seine Welt und kann auf „andere Welten" nur schließen — in seiner Welt, wie ich im logischen Schlusse, der sich in meiner Welt vollzieht, erfahre. Die „gleichen" Worte, die das Kind und die Erwachsenen hören, sind (auch) darin verschieden; daß das Kind „kindlich", der Erwachsene „erwachsen" hört.

Ein Übergang von Eronen aus meiner Welt in irgendeine andere und umgekehrt ist unmöglich, wie § $7_{,1,\ A}$ dargetan. Die Assoziation „Kind — Worte des Kindes" vollzieht sich in meiner Welt, das Kind und seine Worte sind meine Aktualitäten und von denen des Kindes und aller andern Wesen verschieden. Dies gilt auch für alle Worte, die ich als Worte anderer Wesen höre. Jeder hört die Worte eines andern so, wie er sie hört, — und versteht sie so, wie er sie versteht, und er kann sie anders weder hören noch verstehen, und dieses Hören und Verstehen differiert mehr minder weit von dem anderer Wesen, mögen sie sich auch noch so ähnlich sein. Auch wechselt das Hören und Verstehen genetisch und episodisch in mehr minder ausgeprägtem Grade. („Verstehen" ist der Einbau der gehörten oder gelesenen Worte in das assoziative Gefüge der Wortbegriffe, s. 5. Bd. im § 8). Je näher sich die Entwicklungsstufen zweier Menschen liegen, desto besser

verstehen sie sich. Kinder verstehen sich gegenseitig besser als Kinder und Erwachsene, und Kinder gleichen Alters, gleicher Bildungsstufe verstehen sich besser als Kinder verschiedenen Alters, verschiedenen Bildungsgrades usf. Dies gilt auch für Erwachsene. Dem Gelehrten wird es meist schwer, sich so auszudrücken, daß ihn der Ungebildete oder Halbgebildete — soweit es überhaupt möglich ist — versteht, die Berufe haben ihre „Fachsprachen", und im Alltage gibt es zahllose Mißverständnisse; s. 3. Bd. S. 331 ff.

Die Mutter steht dem Kinde entwicklungsmäßig näher als der Vater, aber auch sie versteht die „Kindersprache" nicht ganz so, wie sie das Kind und seine Gespielen verstehen, und ebensowenig versteht das Kind die Sprache der Erwachsenen „ganz", sondern immer nur gemäß der jeweils erreichten Entwicklungsstufe. Im Gange seiner phonetischen Entwicklung kann das Kind nur das verstehen, was es — versteht, der Erzieher bietet aber unabsichtlich oder absichtlich nicht nur das, was nach seiner Meinung das Kind verstehen könne, sondern immer etwas mehr: er stellt dabei unbewußt oder bewußt die stetig fortschreitende phonetische Entwicklung des Kindes in Rechnung. Im Laufe der Entwicklung nähert sich das kindliche Sprechen und die kindliche Sprache immer mehr der Phonetik der Erwachsenen, der Vollsprache. Hierbei bilden sich bei vielen Kindern spezielle Koordinationen heraus, deren Ablauf das Sprechen fremder Sprachen ist; diesen Koordinationen, die also von denen der „Muttersprache" verschieden sind, entsprechen die akustischen Reihen „fremde Sprache", also den von der Muttersprache verschiedenen Assoziationen von Buchstaben, Wörtern und Sätzen (3. Bd. S. 116). Alle diese Entwicklungen verlaufen als HASTF-Reihen. Aus Vergleichen des Sprechens und der Sprache ergibt sich die Klassifikation nach den Gruppen: Familie, Sippe, Stamm, Volk, Rasse (Dialekte, Idiome); eine „Menschheitssprache" („Weltsprache") gibt es nicht, der Versuch, das „Esperanto" einzuführen, schlug fehl, wohl aber sprechen alle Menschen menschlich und menschliche Laute. S. auch 1. Bd. § $14_{,8}$, 3. Bd. S. 111—124.

Analog geht die Entwicklung der graphischen RSe, des Schreibens (zunächst palingraphisches Malen usw.) sowie der Schrift vor sich. S. hierzu die Darstellungen im 1. Bd. S. 347—387, 3. Bd. 111—124. Auch in der Graphik ist das technische und das beschreibende Schreiben zu unterscheiden. Überhaupt sind alle Funktionen nach der technischen und der assoziativen Seite, also quoad syn- und idiotonischen Anteil zu beschreiben, so auch das Sehen, Hören, Tasten usw. als technisches und als wahrnehmendes Sehen, Hören, Tasten usw. (beim technischen Sehen kommt es darauf an, daß, beim wahrnehmenden Sehen darauf, was gesehen wird, usw.).

D. Spiel und Arbeit.

Mit „Arbeit" bezeichnen wir allgemein die trophischen, mit „Schaffen" die genischen Funktionen (doch s. § 7,6, D). Zur Arbeit gehören also auch die Nahrungsaufnahme (einschl. Atmung), die trophischen Funktionen der Organe, die trophischen Stoffwechselvorgänge sowie die Ausscheidung der Nahrungsschlacken aus dem Organismus. In einem engeren Sinn bezeichnet „Arbeit" diejenigen sensorischen Funktionen, bei denen aus roheren Stoffen oder Formen „Güter" (Produkte, Waren, Zubereitungen, Unterrichts-, Erziehungs-, Forschungswerte) entstehen, gehandelt, gerechnet, verwaltet werden, die also Ertrag (Lohn, Gehalt, Lebensunterhalt, Amt und Würden) bringen; diese Arbeit ist die Berufstätigkeit*). Von ihr unterscheidet sich die Gruppe der trophischen sensorischen Funktionen, die wir (trophisches) Spiel nennen; zu ihm gehört der (troph.) Sport. Diese Funktionen sind „unproduktiv" in dem Sinne, daß sie nicht zu Arbeitsprodukten führen, also auch nicht Ertrag als „klingende Münze", sondern Ehrenpreise, ideelle Anerkennungen bringen; sie sind aber produktiv in ihrer Art, d. h. sie führen übungsmäßig zu höheren Stufen der Leistung, ferner verwenden sie Arbeitsprodukte (Sportgeräte, Waffen) und schützen als Kriegsdienst die Heimat, also auch ihre Arbeitsproduktion. Dazu können Spiele auch erwerbsmäßig, also gegen Entgelt aus- und vorgeführt werden (S. 371). Die Arbeit richtet sich auf Arbeitsgeräte, Werkstoffe, Berufspartner, das Spiel auf Spielgeräte, Gegenspieler. Die Spielgeräte sind „auf Koordinatik gearbeitet", das Eigenschaftliche des Materials ist nur insoweit wichtig, als sich die einzelnen Spiel-Arten an Geräten aus bestimmten Materialien vollziehen. Dagegen sind die Arbeitsgeräte „auf Eigenschaften gearbeitet", die Koordinatik ist nur insoweit wichtig, als Materialien von gewissen Eigenschaften nur zu bestimmten Strukturen (Anordnungen) verwendet werden können; dies gilt auch für den Werkstoff und das Produkt. Das Spiel ist betont koordinativ, Lage-, Kraft- und Richtungsfunktion, Technik, Mechanik, Motorik; die Arbeit ist betont qualitativ Das Spiel ist mehr Kleinhirn-, die Arbeit mehr Großhirnfunktion; die Spielreflexe laufen mehr über die Kleinhirnrinde, die Arbeitsreflexe mehr über die Großhirnrinde, kurz gesagt: jene sind mehr zerebellar, diese mehr zerebral. Natürlich ist weder beim Spiel das Großhirn noch bei der Arbeit das Kleinhirn ausgeschaltet, es ist nur der Beteiligungsgrad verschieden: beim Spiel „dominieren" (überwiegen) die Kleinhirn-, bei der Arbeit die Großhirn-

*) Über „Arbeit" im physikalischen Sinne s. 2. Bd. S. 213. Die Physik, die ja eben Mechanik ist, meint damit lediglich die koordinative Veränderung, die bei der Arbeit stattfindet. — Über die Verwendung der Wörter „Arbeit" und „Beruf" im platonischen Gebiete s. § 7,6, D.

funktionen, die Arbeit „stellt höhere Anforderungen" an die Großhirntätigkeit als das Spiel, das mehr mechanisch erfolgt; der Arbeiter ist optisch, akustisch usw. „konzentriert", seine Maschine als Anordnung steht da, und ihre Handhabung erfolgt nach entspr. Übung „automatisch", d. h. ohne jeweilige aktuelle koordinative Registrierung der Muskelaktionen, der Spieler ist dagegen koordinativ konzentriert, er beobachtet an sich und dem Gegenspieler hauptsächlich „die Bewegung", die Eigenschaften interessieren ihn nur „in Hinsicht" auf das Technische, Mechanische der Vorgänge. Beim Arbeiter dienen die Muskelaktionen zur Herstellung von Qualitätserzeugnissen, beim Spieler sind sie „Selbstzweck". Bei der Arbeit ist das Geleistete (das Produkt) der Wert, beim Spiel die Leistung. Bei der Arbeit werden die Muskelaktionen mehr zerebral, idiotonisch gespeist als beim Spiel: bei diesem ist der zerebellare, syntonische Anteil größer; in beiden Fällen aber überwiegt der idiotonische Anteil, ist der syntonische nur „Begleiter". Das idiotonisch-syntonische Verhältnis schwankt also innerhalb einer normalen Var.-B., doch ist es allemal ein bestimmtes, so daß die koordinative Registrierung der Muskelaktionen — eben im Rahmen der normalen Var.-B. — genau, „zuverlässig" ist („so genau wie möglich", d. h. „mathematische Genauigkeit" ist nur eine Abstraktion aus den phänomenalen, hier biologischen Vorgängen); die Variationen finden gemäß der periodisch wechselnden Reflexschaltung statt, bei der also das eine Mal (Arbeit) die über das Großhirn, das andere Mal (Spiel) die über das Kleinhirn laufenden RSe in Präfunktion sind. Der Mechaniker, Techniker, Ingenieur, Physiker ist aber normaliter nicht etwa Spieler, er ist Arbeiter mit besonders gut differenziertem Kleinhirn und zerebellar-zerebralem Assoziationsnetz, mit einem besonders „feinen Sinn" für das Mechanische, Strukturelle, Konstruktive; dies gilt auch — in den speziellen Abwandlungen — für den Menschen mit ausgeprägtem „Ordnungssinn", den Systematiker in Praxis und Theorie (Logiker), den „ordentlichen" Menschen. Sofern aber die Ordnung „Selbstzweck" ist, also gegenüber den Eigenschaften der geordneten oder zu ordnenden Dinge im Vordergrunde steht („Betonung" der koordinativen Sk.), handelt es sich um Spiel; hierzu gehören auch die Spiel-Arten, bei denen koordinatives Nachdenken erforderlich ist, ja die dieses Nachdenken vergegenständlichen (Skat-, Schachspiel), oder bei denen dieses Nachdenken selber das Spiel ist (Denk-Sport Alfred Beyers). Zwischen Arbeit und Spiel gibt es allerlei Übergänge und Verschmelzungen. Als eigenschaftlich weniger mannigfaltig haben Spiel und Sport einen einfacheren Charakter und stehen hierin dem kindlichen Spiel näher als die Arbeit, von der man sich in Spiel und Sport erholt, ausruht. Aber auch viele Arbeit ist so einfach, daß sie dem Spiel nahe steht;

man nennt sie auch „mechanische Arbeit", wobei „mechanisch" angibt, daß das Großhirn relativ wenig beteiligt ist. Spiel wie Arbeit erreichen bei den einzelnen Menschen verschiedene Differenzierungsgrade, die nämlich, die eben der einzelne Mensch erreicht. Der Kopfsport ist höherdifferenziert als der Muskelsport, die Kopfarbeit höherdifferenziert als die Muskelarbeit (1. Bd. S. 598, 4. Bd. § 9,3).

Wir haben hier vom Spiel und von der Arbeit des Erwachsenen gesprochen. Beide Tätigkeitsarten sind Differenzierungen des kindlichen Spieles, womit die sensorische Tätigkeit des Kindes allgemein bezeichnet wird. Das kindliche Spiel geht also einerseits in die Arbeit, anderseits in das Spiel, den Sport des Erwachsenen über. Normaliter heben sich beide Tätigkeitsarten schon in der späteren Kindheit mehr und mehr voneinander ab. Immer ist das Spiel die Vorstufe des Ernstfalles. In abnormen Fällen wird sowohl Arbeit wie Spiel-Sport auch vom Erwachsenen (der eben insoweit krank, d. h. zurückgeblieben ist) in der Art des kindlichen Spielens, „spielerisch" ausgeübt (s. im 6. u. 7. Bd.).

Fassen wir „Arbeit" im weitesten Sinne, also = Trophik, so arbeitet der Mensch ab ovo. Fassen wir „Arbeit" im engeren (gewöhnlichen) Sinne, so arbeitet das Kind noch nicht, sondern spielt, bereitet sich auf die Arbeit vor. Die primitivsten Stufen des Spiels kann man als Vor-Spiel bezeichnen: Foet und Säugling leben im Vor-Spielalter, es geht allmählich ins Spielalter über. Das Kind spielt mit allem, was in seinem Bewußtsein vorkommt, mit seinen Gefühlen, Gegenständen und Begriffen aller Sinnesgebiete, d. h. alles Geschehen ist Spiel; es spielt ebenso mit seinem Hunger, der „in der Grube sitzt", wie mit seiner Angst, die „der Bock" ist, wie mit dem Schmerz, „dem garstigen Wehtuer", wie mit der Müdigkeit, „dem Müden", wie mit dem Lustigmacher Freude usw., wie mit Worten u. a. Lauten, Berührungen (alles anfassen), Düften, Geschmäcken, Bewegungen, am auffälligsten mit optischen Gegenständen, erreichbaren und unerreichbaren (Sonne, Mond, Sterne, Wind, Wolken usw.), wie mit den Begriffen als mit Geistern, die geheimnisvoll hin- und herhuschen, necken und geneckt werden, miteinander im Ringelreihen tanzen usw. Auch die Haus- und Schularbeit, die das Kind verrichtet, also die Tätigkeiten, die ausdrücklich als „Arbeit" bezeichnet werden, sind doch nur Vor-Arbeit, vorstufige Arbeit, aus der sich die eigentliche Arbeit erst entwickelt, sind spielmäßige Arbeit. Mit der Schularbeit „verdient" sich das Kind nur Anerkennung wie beim Spiel, und auch mit häuslichen Arbeiten, mit denen das Kind den Eltern hilft, „verdient" es sich nicht (als Gegenleistung, Entgelt) den ihm gewährten Lebensunterhalt, sondern verrichtet — ganz abgesehen vom Lebensunterhalt —

spielmäßige Arbeit, „spielt Arbeit". Nur ausnahmsweise (in höheren Kulturstufen) leistet das Kind, also der Mensch vor der Pubertät entlohnte Arbeit; man spricht dann von früh erwachtem Erwerbssinn usw. und meint damit eine spielmäßige Arbeit, ein arbeitsmäßiges Spiel an gewissen einfachen Arbeitsstoffen und -geräten, also eine abnorme Entwicklung (das gesunde Kind spielt mit Spielgeräten, als welche freilich auch geeignete Arbeitsgeräte herhalten müssen). In wirtschaftlich kranken Zeiten kann sich die Kinderarbeit sogar organisieren, dcch haben solche Einrichtungen, die volksneurotischer Art sind, nur rel. kurzen Bestand. In geringeren Kulturen reifen die Kinder eher zu arbeitsmäßigen Verrichtungen heran, doch zeigt sich auch da das Spielmäßige dieser Arbeit daran, daß sie geringer entlohnt wird als erwachsene Arbeit, auch falls diese nur mechanisch ist. Man darf freilich den Ernst, mit dem das Kind spielt, auch „Arbeit spielt", nicht als Beweis dafür auffassen, daß es bereits arbeite; es nimmt eben sein Spiel, seine Tätigkeit ernst; die entwicklungsmäßigen Unterschiede Spiel und Arbeit haben damit nichts zu tun.

Das Spielen im Hause, im Garten usw., im Spiel- und Kindergarten beginnt schon früh sich nach Großhirn- und Kleinhirnspielen zu sondern. Jene haben um das sechste Lebensjahr herum die Entwicklungsstufe erreicht, mit der die „Schularbeit" einsetzt. Der Eintritt in die Schule ist ein krisischer, oft hochkrisischer Entwicklungsschub: nun „wird es Ernst" in einem vorstufigen, kindlichen Sinne, das „reine Spiel" (Kennenlernen vieler Dinge und ihrer Namen, Ansehen von Bilderbüchern, Malen und Kritzeln usw., wozu Finger, Kreide, Buntstifte usw. benutzt werden, Schulespielen, Herumstolzieren mit der Schulmappe größerer Geschwister, Gedankenspiele, Lese- und Schreibversuche, Basteleien, Hantierungen in Haus, Garten, Arbeitsstätte usw.) wandelt sich genetisch zu Formen, die schon einen gewissen arbeitlichen Charakter haben, schon zu kindlichen Produkten führen, und je älter das Kind wird, desto mehr nähern sich die Spielreflexe den künftigen Arbeitsreflexen an. Dieser Entwicklungsgang ist normal, die Beibehaltung des frühkindlichen Spielens in der Schule, auch in der Weise, daß dieses Spielen mit den schulischen Gegenständen stattfindet, ist abnorm (das Kind ist „verspielt" usw.). Das gesunde Kind lernt „spielend", aber das Lernen ist ihm keine „Spielerei". In Zeiten krankhafter Kulturschwankungen finden sich schulische Organisationsformen, in denen die Schule zunächst etwa auf gleicher Entwicklungsebene liegt wie der Spielgarten und auch in den höheren Klassen ihr nahebleibt, sich von ihr im wesentlichen nur in der Art der horizontalen Ausbreitung (S. 144) des Lehrstoffes unterscheidet. Diese schulische Gemeinschaft ist primitivistisch-kollektivistisch,

der Lehrer als Kern hebt sich kaum von der Schülerschaft ab, jeder Teilnehmer ist gleich dem andern, die Unterschiede sind verschwommen, eingeebnet, jeder weiß schon alles, braucht also weder zu lernen noch zu lehren, es besteht eine neurotische Angst vor dem Lernen und dem Lehren, oft ist der Lehrer Individualist, somit der All-eine, der Schultyrann, oft herrscht die Klasse despotisch über den Lehrer („macht mit ihm, was sie will"), der sich ihr blindlings unterwirft, usw. Es handelt sich da um funktionelle Entwicklungsstörungen, wie sie auch in Einzelfällen oft vorkommen. Solche Kinder werden, falls sie „das Versäumte" nicht nachholen, auch späterhin die Arbeit als Spiel betrachten, Arbeit spielen oder die erwachsene Arbeit meiden (s. im 7. Bde.). Hierher gehört auch die Überbetonung des Sportlichen, die Übertreibung der Leibesübungen (d. h. Muskelübungen) gegenüber den Großhirnübungen, unter der Flagge der Hygiene usw. propagiert von Leuten, die fanatische Bildungsfeinde sind (und in dieser Feindschaft pseudo-gebildet sein können), eine neurotische Angst vor der Bildung haben usw. (Kleinhirn gegen Großhirn, Nomadisation gegen Edukation, Sport gegen Wissen). Das Gegenstück hierzu, die Überschätzung der Großhirntätigkeit und Vernachlässigung der Muskeltätigkeit ist wiederum krankhaft. Hiervon zu unterscheiden sind die im Ablaufe der Kulturperiode (s. § 12_3) regelmäßig auftretenden Variationen nach der einen oder andern Seite hin sowie das periodische Absinken der kulturellen Entwicklungsgeschwindigkeit (S. 214f.). Die Diagnose ist am sichersten an den beteiligten Persönlichkeiten zu stellen.

Dies gilt auch für den Schulzwang. Schule heißt svw. Versammlung (3. Bd. Nr. 233), und jedes Kind wächst (gesund oder krank) in die „Versammlung", in die Gemeinschaft hinein. Diese Entwicklung ist „zwangsläufig", d. h. eben sie geschieht in allen Fällen, ist eine biologische Tatsache. Aber unter „Schulzwang" versteht man gewöhnlich ein Verhalten, wobei das Kind entgegen seinen Wünschen und Neigungen in die Schule gehen „muß" und dort „gedrillt" wird, vgl. S. 301, 313. Das gesunde Kind hat einen gesunden Lern-, Bildungshunger, es geht gern in die Schule und erwirbt sich in stetigen HASTF-Reihen immer neue und höhere Kenntnisse und Fertigkeiten; es geht auch gern in der dafür zuständigen Zeit auf den Spielplatz, in die Turnstunde usw. Statt Schulzwang sage man Schulpflicht. Nur für das kranke, speziell das neurotische Kind kommt Zwang in Betracht, doch ist dem Zwange allemal die therapeutische Aufklärung vorzuziehen und nur „notfalls", d. h. falls die Aufklärung nicht fruchtet, Zwang anzuwenden. So sind manche Kinder „groß", ja „größt", „Erste" im Herumtreiben, in Prügeleien, im Sport, aber „ans Lernen sind sie nicht heranzukriegen" oder versagen hierin erst in den höheren Klassen, indem sich die

Angst vor den höheren Aufgaben mehr und mehr steigert, usf.; andere dagegen sind allzu bildungshungrig oder meiden den Sportplatz und die Sportgemeinschaft aus neurotischer Angst vor der Niederlage usf. Est mens sana in corpore sano.

Von den Unterrichtsstunden sind die schulischen Spielstunden zu unterscheiden; damit ist nicht gesagt, daß jene schon für das Kind reine Arbeitsstunden wären (das sind sie nur für den Lehrer), sondern nur, daß sie — als vorstufige, spielmäßige Formen — eben ins Gebiet der „Arbeit", d. h. der vw. Großhirntätigkeit gehören, während die „Spielstunden" ins Gebiet des „Spieles", d. h. der vw. Kleinhirntätigkeit gehören. Ihnen nahe stehen die Sing-, Musik-, Zeichenstunden, bei denen „das Technische" überwiegt, „das Beschreibende" mehr minder weit zurücktritt.

Das Turnen des Schulkindes ist die Entwicklungsform des „Turnens" des Embryos-Foets und des Kleinkindes (S. 252, 254, 299, 350). Die turnerischen Bewegungen wiederholen sich zwei- und mehrfach nacheinander (Übungen) und sind „Selbstzweck" wie das technische Sprechen usw., d. h. sie führen nicht zu Produkten, man kann aber die bei den Übungen erreichten höheren Differenzierungsgrade der Turnreflexe als „Zweck der Übung" bezeichnen. Wie jede Bewegung sind auch die Turnbewegungen gerichtet. Das Gerät, auf das sie gerichtet sind, ist ein spezielles oder wird doch, falls auch Arbeitsgerät, spezifisch anders behandelt wie bei der Arbeit; beim Speerwerfen z. B. kommt es nicht so sehr auf die Qualität des Ziels an als auf die Koordinatik und Koordination der Muskelfunktionen (Zielen, Werfen). Beim genetischen Ausgliedern der RSe aus den primitiveren Stufen kombinieren sich ständig mit „gekonnten" Muskelaktionen solche, die zunächst geübt werden und mehr minder rasch (je nach Spezifität) sich ausbilden, koordinieren. Die somit turnerisch erlernten Bewegungen gewinnen — so wie die Schularbeiten den arbeitlichen — mehr und mehr den sportlichen Charakter, doch ist und bleibt das Turnen Spiel, wird niemals Arbeit. Bei den Freiübungen ist ein Gegenstand, auf den sich die Aktionen richten, meist nicht vorhanden, kann aber begrifflich vorgestellt werden, z. B. beim Ausfall ein Kampfgegner; gerichtet sind die Bewegungen in jedem Falle. Das Geräteturnen findet an speziellen Gegenständen statt; diese sind als Spielgeräte spezielle Analoga der im Ernstfalle vorkommenden Gegenstände, so der Stab, die Keule, der Speer Analoga der Waffe, Reck, Barren, Leiter Analoga von möglichen Anordnungen des Ernstfalles, das Pferd Analogon des lebenden Pferdes, das Phantom beim Speerwerfen Analogon des Menschen, des Gegners, der Ball Analogon des Geschosses (la balle die Kugel, „Torschuß") usw. Auch beim Erwachsenen bleibt das Turnen als zivile oder mili-

tärische Ausbildung Spiel, Vorbereitung für den Ernstfall, mag dieser friedlich oder kriegerisch sein.

Auch außerhalb der Schule „turnt" das Kind, und dieses Turnen, bestehend in den vielerlei Muskelübungen des täglichen Lebens oder in gemeinsamen „kriegerischen Unternehmungen", zeigt noch klarer als das systemisierte Turnen in der Turnstunde oder auf dem Sportplatz den Charakter des Spiels. Schon das ganz junge Kind übt sich fortgesetzt in mannigfacher Weise, z. B. im Auslangen nach Gegenständen, Ergreifen, Wegwerfen, im Aufsetzen, Aufstellen, Stehen und Gehen, Hinfallen und Aufstehen, Bücken, Drehen, Aufrichten, Auf- und Absteigen, Klettern usw. und erreicht normaliter alsbald eine Entwicklungsstufe, auf der solche Aktionen „glatt gehen", „gekonnt" sind, also auch einer Prüfung standhalten. Im Gange der Entwicklung wird das Gekonnte (die Fertigkeit) jeweils verlassen, die Muskelaktionen modifizieren sich gemäß der Mehrung, dem Wachstum, der Differenzierung der Muskelzellen und ihrer Nerven, und immer wieder folgt auf die neuerlichen Übungen ein Können. So folgt z. B. auf das Überschreiten der Zimmerschwelle das Überschreiten der Wohnungsschwelle, dann der Hausschwelle, der Ausflug ins Freie, der zu immer weiter entfernten Zielen führt, der Eintritt in andere Häuser, in den Spiel- und Kindergarten, dann in die Schule usw., und jeder „Schritt ins Leben", „in die Fremde" wird geübt und gelernt. Auf das frühkindliche Schwanken, Fallen und Aufstehen folgt die sich mehrende Sicherheit des Gehens und Stehens, das Springen, Rennen, Laufen, das „artige" Sitzen, Stehen und Gehen usf. Auf das unsichere Hantieren mit Spielgeräten usw. folgt die größere Geschicklichkeit auch in der Handhabung von Arbeitsgeräten, mit denen das Kind auch nachahmend spielt, so daß es mit der Zeit mancherlei Tätigkeiten in Haus und Hof und im weiteren Kreise verrichtet, die für die Eltern eine gewisse Arbeitshilfe (Handreichungen, Einholen beim Kaufmann usw.) bedeuten und das Kind lehren, daß sich in seinem Spiel der Ernst des Lebens ankündigt. Später nähern sich alle diese Leistungen, die sich mit den schulischen Übungen, auch den Großhirnübungen vice versa ergänzen und vervollkommnen, mehr und mehr den Formen jugendlich-selbständiger Verrichtungen.

Diese Darlegungen gelten für alle Tätigkeiten des Kindes, mögen sie noch reines Spiel sein oder sich schon mehr und mehr arbeitlich gestalten. Jeder Entwicklungsschritt ist eine HASTF-Reihe. Wir müssen sagen: das Kind verhält sich forscherisch, es ist in stetig ausreifender Weise Naturforscher: es gibt ja nichts anderes zu erforschen als „die Natur" (forschen, mhd. vor-schen svw. vor-dringen, fort-schreiten). Das Kind ist unablässig damit beschäftigt, sich und die Welt kennen zu lernen.

Mit und gemäß der Entwicklung des Kindes erweitert sich unablässig sein Horizont, seine Welt, seine Umgebung, immer neue Dinge treten auf, jeder Fort-schritt eine HASTF-Reihe (S. 330ff.). Das Kind hungert nach Neuem, nach Kennen und Können, nach Erfahren und Wissen, es ist neu-gierig, rerum novarum studens (S. 335), das Neue erscheint zunächst in den hgf. Umrissen. Dann schließen sich die Areflexe an: Angst vor dem Neuen, das eine Aufgabe, mehr noch: ein Problem, das Problem in immer sich wandelnder Gestalt, das Rätsel, Unheimliche, Fremde ist, engere, agf. Reihen schließen sich an die weiteren Umrisse an, an das Auslangen schließt sich das ängstliche, enge Umgreifen usw. an. Nun folgt das Sstadium: die Zerlegung, Aufteilung, Zertrennung des Neuen, die eingehende Untersuchung, das Drehen und Wenden, Pressen, Biegen, Brechen, Schneiden, Bohren u. a. „Grausamkeiten", das Zerlegen auch nur mit den Augen und Ohren usw., die Analyse, sgf. Reihen treten auf. Nun ist das Neue zerstückt, enthüllt, die tgf. Reihen sind die Trümmer, Stücke, mögen sie auch noch im Zusammenhange stehen, die Pause nach der Arbeit, dem Kampfe, Ermüdung, Entspannung prägt sich in der Haltung aus, die Synthese beginnt und wird fortgeführt bis ins und im Fstadium, da werden die Stücke zusammengefügt, aufgebaut, die kurzen Geraden ordnen sich zu längeren Geraden, ein Großes-Ganzes entsteht, mit freudigen (glatt-weit-schwingenden) Bewegungen wird das Werk vollendet. Zu diesen Stadien gehören die je entsprechenden gegenständlichen und begrifflichen Beschreibungen, doch ist auch die Beschreibung (das Wort, der Gedanke) selber problematisch und muß immer von neuem im kindlichen Sinne bewältigt werden. Jeder Fortschritt eine Prüfung (S. 334). Jedes Neue und seine Bewältigung „ein Wunder" (3. Bd. Nr. 64).

Forscherisch sind auch die Lokomotionen des Kindes: sie sind ebenfalls Übergänge, je bestehend aus Hunger nach dem neuen Aufenthalt, der neuen Umgebung, Sphäre, dann Angst vor der Überschreitung der Schwelle, vor der Trennung vom Bisherigen, Gewohnten, dem Eintritt in die neue, fremde Welt, das „Jenseits", das unheimlich lockt und droht, dann Schmerz, also das Überschreiten der Schwelle, das Sich-durchsetzen, Sichdurchringen, der Abschied usw., nachher Trauer über das Geschehene, auch als „Sehnen" (shaltig) nach der Vergangenheit oder als Reue (ahaltig), endlich Freude über den vollendeten Fortschritt, das gelungene Eindringen in die neue Umgebung — die nun sogleich weiterhin erforscht wird.

Auch im Bereiche des „Ich" treten fortgesetzt Neuigkeiten auf: als optische, akustische, taktile usw., als gefühlliche, gegenständliche und begriffliche Erlebnisse, und kaum ist ein Rätsel primitiv-vorläufig gelöst, entfalten sich aus dem Komplex, aus

dem Erlebnisganzen, das sich auch über verschiedene Sinnesgebiete assoziativ erstreckt, neue Rätsel, stellen sich neue Verbindungen zu andern Strukturen heraus, erweitert sich die Person und Persönlichkeit und ihre Problematik. So gleitet der forschende Finger in alle erreichbaren Buchten und Höhlen, um alle Vorragungen des Körpers, das Abgegrenztsein des Körpers von der Umgebung, der Glieder von einander usw. wird entdeckt, der Blick tastet den Leib ab und findet immer neue Geheimnisse, immer wieder zeigen sich Veränderungen des Bestehenden, das sich somit als unbeständig erweist. Und all diese Forschungen, mit denen das Kind sich selber ent-deckt, ent-hüllt, sind Spiele — wie alle Spiele Forschungen sind.

Im forscherischen Spiel lernt das Kind auch die Umgebung kennen. Jeder Gegenstand wird neugierig untersucht, ängstlich (vorsichtig, auch wohl mißtrauisch usw.) betrachtet, behorcht, betastet, berochen, beschmeckt, auf Beweglichkeit (Lage, Kraft, Richtung) beobachtet, darauf geprüft, ob er auseinanderzunehmen geht und auf welche Weise (mit der Hand, den Zähnen, dem Messer, der Schere usw.), es wird ermittelt, was im Innern ist, wie das Ding zusammengesetzt ist, es wird zerlegt — und dann werden die Teile neu zusammengefügt, oder sie bleiben Teile und somit Zeugen der zerstörenden Kraft, Überlegenheit des Kindes, seines Sieges. So wird die Puppe geköpft, der Kopf aufgeschlagen, der Leib aufgeschlitzt, die Sägespäne (auch der Mensch hat wohl Sägespäne im Bauche?) herausgeschüttelt, dann wieder eingefüllt, die Hülle zugenäht oder der Leichnam beiseitegeworfen („beerdigt") usf. So wird Lärm gemacht und der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Schlagen und Geräusch oder Klang studiert. So wird die Uhr auseinandergenommen und mehr minder erfolgreich versucht, sie wieder zusammenzusetzen, die Ordnung der Bausteine im Baukasten zerstört und aus den Stücken der Bau aufgeführt, dieser alsbald wieder eingerissen und neu errichtet. So werden aus Lehm, Kitt, Sand, Schnee Gebilde geformt, zerstört und wieder geformt, Papier usw. zerschnitten und die Stücke vereinigt, das Spielzeug über Bord (des Kinderwagens, dann des Fensters, des Zaunes) geworfen und wiederempfangen oder -geholt, der Ball wird geworfen und aufgefangen, der Dominostein ist ein Mann, der von einem andern „in den Abgrund, ins Wasser" usw. gestürzt und so getötet wird, wie ihn selber alsbald das gleiche Schicksal ereilt, Tiere werden gejagt, gefangen, gequält (Schmetterlinge aufgespießt, der Flügel beraubt, Frösche geprellt, der Hund am Schwanze gezogen) usw. Und so wird auch der andere Mensch beobachtet, geprüft, optisch, akustisch, taktil usw. analysiert und neu zusammengefügt, somit kennen gelernt, soweit wie jeweils möglich. Es ergeben sich Regeln und Gesetze. Bei all diesen Forschungen wird das Kind zunächst

von der Mutter, dann der Pflegeperson, dann Gespielen, dazu auch vom Vater, dann vom Erzieher begleitet und unterrichtet, unternimmt aber auch mehr und mehr vorstufig-selbständige Entdeckungsreisen und ist stolz auf seine Erfolge, unverdrossen beim Mißerfolg, der letztens doch ausgemerzt wird. Das gesunde Kind nimmt z. B. die Niederlage im Kräftespiel, bei den Kraftproben nicht feige hin, sondern übt sich weiter, bis der Sieg gelingt; im Indianerspiel ist gewiß einer Häuptling, aber seine Mannen sind nicht Sklaven, sondern Mitkämpfer, jeder auf seinem Posten und vom Selbstwert überzeugt, stolz auch auf die Fähigkeit, die Schmerzproben „am Marterpfahl" lautlos zu ertragen, und bestrebt, jede Scharte seiner Ehre auszuwetzen, ohne sich „unmögliche" Ziele zu stecken.

Dieses forscherische Spiel setzt sich die ganze Kindheit hindurch unablässig und gemäß der Entwicklung sich stetig erweiternd fort. An Stelle der frühkindlichen Geheimnisse und ihrer vorläufigen, vorstufigen Lösungen treten, in mannigfacher Verschmelzung und Kupplung mit ihnen, immer neue Geheimnisse auf und werden wiederum in kindlicher Unvollkommenheit gelöst. Der Schulunterricht ist eine andauernde Entdeckungsreise auf bestimmten (vorwissenschaftlichen, sportlichen, sittlichen, ästhetischen) Gebieten, und die häusliche Erziehung ist eine andere lange Entdeckungsreise, und dazu kommen die ungezählten Entdeckungreisen, die sich außerhalb von Haus und Schule abspielen, und die stillen Forschungsfahrten ins Rätselreich der Gefühle und der Begriffe (worüber im 6. Bde.).

Das Individuum entwickelt sich aus „seiner" Keimzelle, es ist auf jeder Entwicklungsstufe gar nichts weiter als die Ausgliederung seiner Keimzelle. So sind auch seine Spiele, Forschungen, Entdeckungsreisen individualspezifisch. Die Vergleiche ergeben die Gruppenspezifität. Knaben und Mädchen sind auch als Gruppen verschieden, so auch ihre Spiele, die wir ja auch als knaben- und mädchenhaft unterscheiden, ihre Forschungen, die sich beim Knaben alsbald mehr auf das Außerhäusliche, beim Mädchen mehr auf das Innerhäusliche erstrecken, gemäß dem biologischen Anderssein der Geschlechter (1. Bd. 621 ff., 4. Bd. § 3, Anm.). Das Mädchen ist ein superfeminines Wesen, es weist also auch männliche Anteile auf, die Relation wbl.: ml. liegt inner- oder außerhalb der normalen Var.-B. Je nach dieser Relation ist natürlich auch das Verhalten der Mädchen verschieden: ein Mädchen mit rel. hohem ml. „Einschlag" (S. 115, 328) spielt auch seine Spiele in knabenhaft nuancierter Weise oder spielt Knabenspiele in mädchenhaft nuancierter Weise. Das Analoge gilt für die Knaben. So ist es „unweiblich", über den Zaun zu klettern, statt durch die Pforte zu gehen, und „unmännlich", z. B. im Räuberspiel nicht über den Zaun zu

klettern. Das Umherschweifen ziemt mehr den Knaben, die häusliche Geruhsamkeit mehr den Mädchen, usw. Man sagt von einem Mädchen, es sei „ein richtiger Junge", und kann damit noch den normalen Grenzfall oder schon die krankhafte (meist neurotische, also rein funktionelle) Abweichung meinen; das Analoge gilt für den Jungen, den man „mädchenhaft" nennt. Bei psychobiologischer Einsicht kann man an irgendeinem Verhalten eines Knaben oder eines Mädchens den „Gehalt" an wbl. und ml. Anteilen erkennen; dies trifft natürlich auch für die Erwachsenen zu.

Das Kind spielt immer nur „die Spiele des Menschen", aber in gruppen- und individualspezifischer Abwandlung; hierzu gehört auch die Bevorzugung gewisser Spiele, d. h. die rel. häufige Präfunktion gewisser RSe. Jedes Verhalten ist spezifisch, liegt im Rahmen der Spezifität. Ein Wesen, das sich so verhält, kann sich nicht anders verhalten. Das Kind ist im ganzen biologische Vorstufe des Erwachsenen, der sich aus dem Kinde entwickelt. Wie also ein Kind spielt („rein" oder „arbeitlich"), so wird der Erwachsene, der sich aus diesem Kinde entwickelt, arbeiten und spielen. Wie die Alten sungen, zwitschern die Jungen, aber auch: wie die Jungen zwitschern, werden die Alten (sie als Alte) singen. Und was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. So kündet sich im Spiel und Spielen des Kindes sein künftiger Beruf an. Eine Bevorzugung gewisser Spiele und Spielmethoden bildet sich meist erst allmählich, oft erst spät heraus, gemäß der Verschiedenheit der Entwicklungsgeschwindigkeit der einzelnen RSe und ihrer Gefüge, aber die später manifest überwiegenden Gefüge gehören doch schon vorher zum Organismus und kennzeichnen in Form vorstufiger Präfunktionen und in Form von Nuancierungen der andern Funktionen die kindliche Persönlichkeit, wie sie umgekehrt ihr Spezifisches darstellen. Auf eine Frühperiode der „Unentschiedenheit", in der „alles" mit gespielt wird, in der dann die „allgemeinen" Grundlagen des schulischen Unterrichts gelernt werden, folgt die Zeit, in der sich bestimmte Gefüge von RSen inner- oder außerhalb der normalen Var.-B. vorwiegend ausgliedern, so daß ihre Funktionen im Rahmen des Gesamtverhaltens einen immer zunehmenden Raum einnehmen. Diese Entwicklung ist in jedem Falle spezifisch und „anlagegemäß".

Ein Kind interessiert (1. Bd. S. 565) sich z. B. lange Zeit hindurch wenig für den Religionsunterricht, hat dabei aber in seinem Gesamtverhalten „etwas Pastorales" an sich; von einem Zeitpunkte an „erwacht" sein Interesse für Religion und gewinnt alsbald oder nach und nach besonders hohe Grade: nun spielt es auch mit Vorliebe „Pastor" und erhält wohl auch diesen Spitznamen (die Spitznamen sind immer charakteristisch), in seinem

ganzen Verhalten nimmt „die pastorale Note" einen immer zunehmenden Raum ein. Ein solcher Mensch wird sich auch später, auch als Erwachsener „pastoral" verhalten, auf strenge Ethik achten, Theologe werden oder irgendwie sonst „seelsorgerisch" tätig sein, auch falls sich weiterhin eine andere Gruppe von RSen zum Berufe ausgliedert, der Mensch z. B. Kaufmann oder Arzt wird. Das „Erwachen des Interesses" für ein bestimmtes Fachgebiet wird gewöhnlich dämonistisch gedeutet: irgendein Erlebnis wird als Ursache der „Wandlung" aufgefaßt derart, daß das Erlebnis von außen auf den Menschen eingewirkt und seine Entwicklung anders gestaltet habe, als wie sie „eigentlich", der biologischen Beschaffenheit des Menschen nach hätte verlaufen müssen (§ $3_{,2}$, § $3_{,3,\ B}$); das Erlebnis ist hiernach der deus ex machina und hat die unheimliche Macht, das Geschehen nach seinem Belieben umzubiegen, — eine Macht, die nur Allmacht-Zaubermacht sein könnte und die es nun eben realiter nicht gibt. Ein solches Erlebnis kann nach dem gültigen Aberglauben auch eine „seelische Beeinflussung", ja ein „psychisches Trauma" sein und es bewirken, kann auch in Belehrungen, „Erleuchtungen" usw. bestehen, und so wird die Verwirrung nur noch größer. Realiter ist das „Erwachen des Interesses" ein rein biologischer, autogener Vorgang, ein Kennzeichen der spezifischen Entwicklung des „Erwachenden"; daß dies unter gewissen Umständen geschieht, ist selbstverständlich, aber diese Umstände sind realiter nicht Ursachen der Entwicklung, nicht Dämonen, die diese Entwicklung herbeizaubern, sondern Glieder in der stetigen Linie der Entwicklung, Entwicklungstatsachen selber. Vgl. S. 282.

Alle Kinder sitzen, stehen, gehen, springen, klettern usw., aber das eine sitzt, das andere steht, das dritte geht, das vierte springt, das fünfte klettert „mit besonderer Vorliebe", und aus diesen Kindern entwickeln sich Erwachsene, die in Beruf und Sport vw. sitzen bzw. stehen bzw. gehen bzw. springen bzw. klettern (Treppensteiger, Dachdecker, Bergkletterer usw.). Alle Jungen klettern über Zäune, manche aber meiden mit einer Art Grundsätzlichkeit den Weg durch die Pforte, sie entwickeln sich zu Erwachsenen, die noch immer „über die Zäune klettern", statt den normalen Weg einzuschlagen, denen „der Weg über den Zaun" als der gefährlichere, schwierigere (die Gefahr wird, oft fanatisch, aufgesucht, man „zeigt sich" usw.) oder als der weniger gefährliche, schwierige (Angst vor der „offenen Tür", vor der Schwelle, deren Lockung gerade höchst verdächtig ist, usw.) erscheint. Usf.

So nimmt das kindliche Spiel mehr und mehr den arbeitlichen bzw. sportlichen Charakter an, heben sich aus dem Gesamt der Tätigkeiten diejenigen, die später zur Arbeit, Berufstätigkeit werden, und diejenigen, die zum erwachsenen Spiel-Sport werden,

heraus und voneinander ab. Die Arbeit dient dem Erwerb, die Spiele der Erwachsenen (Klavier usw. [sofern nicht künstlerisch], Skat, Tarock, Schach, Rätselraten usw., Sport) dienen gewöhnlich ebensowenig wie die der Kinder dem Erwerb, es ist ungewöhnlich (bis zur Abnorm), also „nicht üblich", daß der Mensch, der seinen Beruf hat, spielt, um zu „verdienen" (und nicht bloß, um zu „gewinnen", nämlich den Sieg, den Ehrenpreis). Eine besondere Berufsgruppe sind aber diejenigen Menschen, die ihr Spiel erwerbs- oder gewerbsmäßig aus- und vorführen, also sich dafür bezahlen lassen. Abgesehen von diesen Berufstätigen ist der Erwachsene im Spiel gewöhnlich „Amateur"; hier ist das Wort „amare" allgemeine Bezeichnung für begehren, gern tun, vorziehen, Freude haben an .. (vgl. „Dilettant" zu diligere auslesen, auswählen, lieben, diligens achtsam, gewissenhaft, sparsam usw.), also im trophischen wie im genischen Sinne verwendet, wobei darauf hinzuweisen ist, daß auch die trophischen Funktionen eine genische Komponente haben, die oft so groß ist, daß sich die trophischen Funktionen den analogen genischen annähern, und ferner daß es auch genische Spiele gibt (§ 7,6, D). Der „erwerbsmäßige Spieler" bleibt Spieler, aber seine Arbeitsleistung ist es, diese Spiele in einer außergewöhnlichen Technik aus- und vorzuführen: Professionals, Artisten, Virtuosen (nicht Künstler!). Für sie ist das Spiel die Arbeit. Darin liegt nichts Abnormes. Dagegen ist eine „Spielernatur" ein Mensch, der nur spielerisch tätig ist, sich also über das kindliche Spielniveau nicht hinausentwickelt hat, aber nicht mehr echtinfantil, sondern infantilistisch spielt, in diesem hypertrophen Spiel seine „Lebensaufgabe" sieht; solche Neurotiker spielen auch in der Arbeit oder arbeiten überhaupt nicht, sie setzen alles auf eine Karte, sind Hasardeure, Wettspieler, Glücksspieler, brauchen aber nicht auf Erwerb abzuzielen, sondern auf Spielsieg, auch je nachdem auf soziale, politische, militärische, wissenschaftliche usw. Ehren.

So spielt z. B. das Kind Frage und Antwort in mannigfachen Variationen. Es spielt denken, und es spielt mit den Gedanken wie mit „geistigen" Spielgefährten, es übt die begrifflichen Assoziationen. Das Gleiche, nur auf höherer Entwicklungsstufe tut der Erwachsene, der „Denksport" im naiven oder im wissenschaftlichen Sinne treibt (wobei nicht selten die naivistische Hypertrophie mit echter Gelehrtheit verwechselt wird). Natürlich sind immer nur „Dinge" zu assoziieren, aber sie sind beim turnmäßigen Gedankenspiel nur Demonstrationsobjekte, Handwerkszeug, Material, die Hauptsache ist der koordinative Zusammenhang, also die Mechanik der Denkprozesse, nicht (so sehr) das Eigenschaftliche der assoziierten Aktualitäten. Bei der Denkarbeit dagegen „kommt etwas heraus", die Aktualitäten reihen

sich vw. nach ihren Eigenschaften aneinander und führen nach dem Schema HASTF zu einem Produkt, das einen Wert hat und auf das die z. B. wissenschaftliche Arbeit abzielt. Über „schöpferisches Denken" s. § 7,6, D.

Viele Kinder, Jugendliche, Erwachsene spielen Klavier (usw.) aus Liebe zur Kunst (genisch), andere als trophische Beschäftigung, die „nichts einbringt". Der Klaviervirtuose spielt erwerbsmäßig, er hat eine außergewöhnliche Technik (Fingerfertigkeit), die er sich wie eine Arbeit bezahlen läßt, er mag einen mehr minder großen künstlerischen Einschlag haben, aber sein Spielen ist ihm Arbeit, Beruf. Der Klavierlehrer kennt die Technik des Klavierspiels und lehrt sie erwerbsmäßig. Der Künstler liebt die Kunst, ist genisch (platonisch) tätig, kann auch seine hochentwickelte Technik haben, ist aber nicht „Techniker". — Alle Kinder klettern, viele Erwachsene sind berufliche „Treppensteiger", d. h. zu ihrem Berufe gehört wesentlich das Treppensteigen (Briefträger, Hausierer usw.), andere sind beruflich Klettervirtuosen (Dachdecker, Schornsteinfeger, Artisten, Bergführer usw.), andere sind Steiger, Kletterer „aus Sport" (Bergsteiger usw.). — Alle Jungen balgen und keilen sich, und dies tun auch die Jungmannen (Keilerei mit Tanzvergnügen, Raufen, Saalschlachten, Mensur usw.) und die Ringer und Boxer (Amateure und Professionals); vollerwachsene Leute keilen sich nicht mehr herum, sie haben die Pubertätsprobe auch hierin hinter sich. — Das Turnen der Kinder setzt sich in das Turnen der Jugendlichen und Erwachsenen fort; sie üben es amateurhaft oder erwerbsmäßig-beruflich (Artisten, Turnlehrer) aus. Auch die militärischen Übungen sind speziell organisierter Sport, also Spiel, Vorbereitung auf den Ernstfall, den innern oder äußern Krieg; der Militärdienst kann auch berufsmäßig ausgeübt werden und wird es vom „Berufssoldaten" aller Zeiten, aller Chargen, doch ist auch da der „Sold" = „das Soll" = das, was jem. zusteht, auch als Beuteanteil (3. Bd. Nr. 233), immer mehr minder ausgesprochen „Ehrensold" (§ 8,4, E). — Das Kind spielt Verwandlung: es ist bald Schüler, bald Lehrer, bald Pferd, bald Kutscher, bald Vater oder Mutter, bald Kranker, bald Onkel Doktor usw. usw., es schneidet Fratzen und ist dabei jedesmal ein anderer, es legt Masken an, es malt sich weiß oder schwarz an usw. Der Erwachsene „spielt eine Rolle", erwerbsmäßig als Schauspieler-Virtuos. Das Kind spielt Lallen, Krähen, Nuddeln, dann fängt es an zu singen, und aus dem kindlichen Singen wird der erwachsene Gesang (der oft auch nur ein Krähen, Krächzen ist), erwerbsmäßig vom Sänger-Virtuosen ausgeübt. — Das Kind zerschneidet Papier, dann Bilderbogen, deren Teile es zu Gebilden zusammenfügt, es spielt Schicksal, stellt das Schicksal auf die Probe (z. B. wenn ich bis zur nächsten Straßenecke keiner alten Frau begegne,

kriege ich im deutschen Aufsatz eine „2" usf.), ja alles kindliche Spielen ist weltanschaulich „Spiel mit dem Schicksal", „Spiel mit und auf Leben und Tod" („Leben" und „Tod" als Dämonen, magische Mächte genommen), es studiert die Anordnungen der Dinge, ihre Veränderungen („Verwandlungen") und „liest" aus ihnen Schicksalsfügungen. Der Erwachsene spielt Karten, Schach, Würfel (alea jacta), „legt Karten" wie der Primitive das Orakel (Runenstäbe der Germanen, Oquelle der Joruben usw.), sieht aus dem Kaffeesatz, den Lichtfiguren im Wasser (Lekanomantie) usw. Schicksalszusammenhänge heraus, spielt Schicksal und mit dem Schicksal, nur daß dessen Dämonie „verdünnter" ist als beim Kinde (s. im 5. Bde.).

In der allgemeinen Auffassung ist Spiel, erwerbsmäßiges Spiel und Arbeit (Beruf) sehr wohl unterschieden. Aus den kindlichen Spielen, die zu einem (kindlichen) Produkt führen, den arbeitlichen Spielen, bes. den Schularbeiten, entwickeln sich die Berufe, aus den kindlichen Turn-Spielen aller Art die erwachsenen Spiele, der erwachsene Sport aller Art. Die Berufsarbeiten sind auf Ertrag abgestellt, d. h. sie führen zu Erzeugnissen, die gewertet und gegen andere Erzeugnisse, Naturalien, „Kourant" (Geld, Wertzeichen, Quittung für geleistete Arbeit), also gegen Lohn eingetauscht werden (3. Bd. S. 174, 205,373). Nicht die Arbeit als Leistung (Muskeltätigkeit) wird da bezahlt, sondern das Geleistete, ihr Produkt (s. Anm.); hiernach freilich bewertet sich auch die Leistung, das Arbeiten. Spezifisch ist es, ob jem. exekutiv oder prolativ arbeitet. Der exekutive Mensch bleibt rel. jung auf einer gewissen beruflichen Entwicklungshöhe stehen und übt so seinen Beruf etwa gleichbleibend aus. Der prolative Mensch entwickelt sich über die Höhe der exekutiven Altersgenossen hinaus, ist ihnen voraus, seine Arbeit ist förderlich (prolativ zu proferre vorwärtstragen, -bringen).

Echte (gesunde) Arbeit ist immer produktiv, und ihre Produkte führen zu weiterer Arbeit, weiteren Produkten, weiteren Werten. „Unproduktive" Arbeit dagegen ist unechte (kranke) Arbeit, spiel-sportliche Tätigkeit auf dem Arbeitsgebiete, also fehlorganisierte Arbeit („fehl" eben insofern, als spiel-sportliche Reflexe sich in die Arbeit einmischen, wohin sie nicht gehören), Scheinarbeit mit Scheinproduktion (wertlosen, unverwendbaren Produkten) oder bloßes Bewegen von Material, Hin- und Herschieben, Organisiererei, Umtreiben von Menschen, auch Wort- und Gedankenakrobatik usw., kurz Leerlauf. Die Arbeit findet normaliter nicht bloß aus Berechnung, um des Lohnes willen statt; der Erfolg ist zunächst das Arbeitsprodukt, und auf dieses kommt es normaliter an, um des Produktes willen findet die Arbeit (in erster Linie) statt, der Gesunde will etwas Rechtes leisten, da muß auch die Leistung selber recht sein, sonst gibt es kein

rechtes Geleistetes, kein vollwertiges Werk. Daß ein Werk gegen Standardwerte, also Werte von rel. großer Beständigkeit wie Münzen oder Anweisungen auf Staatswährung getauscht und diese auch gespart werden können, ist eine einfache biologische Tatsache, und es ist überflüssig, darin ein Problem zu sehen. Jede Arbeit findet ihren Lohn, ein anderes ist gar nicht möglich, kommt niemals vor. Das Geld ist das vierte Rad am Wagen, nicht das fünfte! Und ein ordentlicher Wagen hat vier Räder. Das Geld ist nicht der ganze Wagen, aber ohne das vierte Rad ist schlecht oder gar nicht zu fahren (vgl. Wohl-fahrt, jem. „fährt schlecht bei.. "; von den Zwei- und Dreirädern ist in diesem Vergleiche abgesehen). Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert — und jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Der jeweilige Durchschnitts- oder gemeine Wert wechselt freilich nach Angebot und Nachfrage, auch überragende Werke werden — abgesehen vom Liebhaberwert — nach dem jeweiligen „Handelswert" bezahlt und müssen oft lange auf den Käufer warten, aber alle diese Verhältnisse liegen, falls gesund, im Rahmen des „gerechten Lohnes": er bestimmt sich also „von selbst", er kann auch vom Wirtschafter, Sozialpolitiker, Statistiker in Zahlen angegeben, aber niemals „ursächlich" festgesetzt, „verursacht" werden; in kranken Wirtschaften sind auch die Lohn- und Preisverhältnisse mehr minder krank, aber auch da muß „der Arzt", der die Diagnose stellt und die Therapie „verordnet", warten, ob und wieweit sie „durchführbar" ist, „sich verwirklicht". Die Überschätzung des Lohnes (des Geldes) ist ebenso abwegig wie seine Unterschätzung; nur der Neurotiker arbeitet „in materieller Gesinnung" oder ist „über das Geld erhaben". Sehr schön im Bhagavad-Gita: „Bemüh dich stets nur um die Tat, doch niemals um Erfolg des Tuns! Nie sei Erfolg dir Grund des Tuns, doch meide die Untätigkeit!"

Man sagt, das Spiel habe mehr den Charakter des Freiwilligen, die Arbeit mehr den des Notwendigen. Der (Magen- usw.) Hunger zwinge den Menschen zur Arbeit, er müsse arbeiten, um zu leben, d. h. den Lebensunterhalt zu verdienen, „zuschauen" bringe nichts ein, beim Spiele aber könne man unbeschadet zusehen usw. Realiter ist der Sachverhalt so: Die Arbeit ist eine spezielle Tätigkeit, ein spezielles Erlebnis, sie führt zu Produkten, sie zielt über die Produkte auf Ertrag ab, es besteht ein biologischer Zusammenhang zwischen Arbeit und Ertrag, die Arbeit geht dem Ertrag notwendigerweise, d. h. eben im ständigen biologischen Zusammenhange voraus, innerhalb der Trophik wird ge- und verkauft, „verdient", „erarbeitet", innerhalb der Genik wird „geschenkt". Und indem der Nahrungshunger sich auf den „Lebensunterhalt" als Ertrag der Arbeit richtet, ist die Arbeit die Voraussetzung für die trophische Sättigung, „wendet die Not" als den trophischen Hunger, Mangel, ist also not-wendig.

Die Arbeit des Primitiven ist unmittelbar Nahrungsergreifung; erst im Laufe der phylischen Entwicklung gliedert sich die Arbeit aus — soweit, daß erst Produkte hergestellt werden, die gegen Nahrungsmittel bzw. Geld getauscht werden. Der Primitive arbeitet nur, so lange er hungrig ist, sein Arbeitshunger koinzidiert mit dem Magenhunger; im übrigen spielt er und ist genisch tätig, seine Tätigkeit ist im ganzen noch so wenig differenziert wie die des Kindes höherer Kulturen. Der Erwachsene höherer Kulturen arbeitet „auf Vorrat", „auf Lager", er spart, sein Arbeitshunger ist vom Magenhunger klar differenziert. Das Spiel dagegen zielt grundsätzlich nicht auf Ertrag ab, es ist für den Erwerb des Lebensunterhaltes nicht notwendig und insofern „freiwillig", der Mensch kann auch ohne Skat, Klavierspiel, Sport usw. „leben", d. h. satt werden, sich bekleiden, wohnen usw. Dennoch ist das Spiel biologisch notwendig wie die Arbeit: es ist Funktion spezieller RSe, ein nie fehlender Bestandteil des menschlichen (und tierischen) Verhaltens. „Panem et circenses" die Formel Juvenals, in die er die Wünsche des römischen Volkes zusammenfaßte, gilt überall und immer. Es gibt den Hunger nach Spiel wie den nach Arbeit — und ebenso auf beiden Gebieten die übrigen Gefühlsspezies mit den entspr. Ausdrucksweisen. Also nur im Sinne des biologischen Zusammenhanges Nahrungshunger-Arbeit-Ertrag ist die Arbeit „zwanghaft", die Reihe ist „zwangsläufig" (S. 301); innerhalb dieses Zusammenhanges aber verrichtet der Gesunde seine Arbeit „freiwillig", ohne Zwang (nicht als „Zwangsarbeit", s. S. 363), und nur Neurotiker müssen sich zur Arbeit zwingen oder gezwungen werden, d. h. arbeiten nur unter den Umständen des innern oder äußern Zwanges (S. 302), und ihre Arbeit und ihr Produkt ist auch „darnach", er faßt auch die Anleitung, Vorschrift, Betriebsordnung, die Stoppuhr usw. als Tyrannei, „unerträgliche Fessel", Methode der Ausbeutung usw. auf, während der Gesunde darin lediglich die Angabe der Arbeitsnorm sieht.

Je mehr der Mensch in den Beruf hineinwächst, desto mehr tritt normaliter das Spiel zurück, sofern es nicht berufsmäßig ausgeübt wird. Der Ernst des Lebens füllt den Tag, und nur abends und feiertags löst das Spiel ihn ab, sind die Spiel-RSe in Präfunktion. Wie das Spiel des Kindes so ist auch Arbeit und Spiel des Erwachsenen forscherisch, nur ist das Entwicklungstempo zunehmend langsamer als beim Kinde: der Erwachsene hat ausgelernt, aber dabei lernt er doch immer noch dazu, es entwickeln sich weiterhin RSe, Denkzellen zu aktueller Funktion, Assoziationen (besonders in der höheren Begrifflichkeit) bauen sich aus, und auch die vollreifen, „stabilen" RSe und ihre Funktionen sind nie zweimal dieselben, sondern immer-anders, wenn auch nur in rel. geringem Grade anders. Der Höhepunkt

der Lebenskurve ist der Höhepunkt der Leistungen. Je mehr sich der Mensch dem Greisenalter nähert, dann in ihm vorrückt, desto mehr nimmt die Arbeit wieder einen spielmäßigen Charakter an, desto häufiger sind die Spiel-RSe in Präfunktion, desto weniger ist die — geringer werdende — Tätigkeit auf Ertrag gerichtet (daher Altenteil, Ausgedinge, Pension, Altersversicherung). „Großvater spielt gern mit den Enkeln, er hat ja nichts mehr zu tun." Zwar sind die Tätigkeiten der Greise nicht kindliche, auch nicht kindische (das sind nur die neurotischen und phrenotischen), aber sie sind den kindlichen Tätigkeiten anahomolog, wie jede Stufe der absteigenden Strecke der Lebenskurve analog der homologen Stufe der aufsteigenden Strecke ist. Der Greis klettert nicht auf die Bäume, er spielt nicht Indianer und Ringelreihen, aber seine Tätigkeiten sind spielmäßig und insofern denen des Kindes ähnlich, manche Menschen bleiben aber — gemäß ihrer biologischen Beschaffenheit — bis ins hohe Alter an der Arbeit, ja sterben in den Sielen.

Anmerkung: Über das Produkt.

Produzieren (im trophischen und im genischen Gebiete) ist nicht: aus Nichts Etwas machen, sondern aus Etwas etwas Anderes machen, Etwas umgestalten. Im zeiträumlichen Anschlusse an die Arbeitsreflexe verändern sich die beteiligten Gegenstände unmittelbar oder unter Zwischenschaltung von Maschinen (1. Bd. S. 387ff.) koordinativ, und so entstehen neue Strukturen, die Produkte, Erzeugnisse, z. B. aus Holzbrettern, Leim und Nägeln ein Schrank. „Neue Substanzen" bilden sich bei der chemischen Synthese, aber auch sie entstehen nicht aus Nichts, sondern aus andern Substanzen (2. Bd. § 32,1, c). Der Chemiker kann die Substanzen keineswegs „nach Belieben" reagieren lassen, er probiert lediglich („Probierröhre") aus, wie sich gewisse Substanzen unter allerlei Umständen verhalten, er „experimentiert". Seine Arbeit ist auch nur ein Zusammenbringen, eine Hirn-Muskeltätigkeit, der die koordinative Veränderung der Substanzen entspricht; was „dabei herauskommt", muß er im Falle eines neuen Versuches abwarten, er kann nur aus Kenntnis der Eigenschaften und Funktionen, also der Spezifität der einzelnen Substanzen eine Wahrscheinlichkeitsrechnung über das zu erwartende Ergebnis aufmachen. „Neue Substanz" im dämonistischen Sinne, d. h. „Substanz aus dem Nichts" kann der Chemiker oder sonstwer natürlich nicht „schaffen", er oder sonstwer kann auch nicht eine Substanz eigenschaftlich oder funktionell über ihre Spezifität hinaus verändern, ihnen neue Eigenschaften zulegen oder Eigenschaften wegnehmen *). Er kann nur die Eigenschaften und Funktionen der Substanzen studieren, feststellen, die Substanzen analysieren und synthesieren — nichts weiter. Auch der Künstler „schafft" nicht neue Substanz, sondern gestaltet „den Stoff". Auch das sinnliche Schaffen (Zeugen) ist lediglich Vereinen biologischer Substanzen. Die „magische Idee" scheitert an den Tatsachen — sofern sich der Magier (Alchimist usw.) nicht klugerweise nach ihnen richtet. Der „Homunculus in der Retorte"? — ja gewiß, nur muß die Retorte der Uterus im Mutterleibe und müssen die Substanzen Samen- und Eizelle und so beschaffen sein, daß sie sich vereinigen!

---

*) Das sieht wohl jeder ein, aber die Eigenschaften und Funktionen des höchstorganisierten Wesens, des Menschen sollen von allerhand „Faktoren" abhängig, bewirk- und beeinflußbar sein!

Die allgemeine Erfahrung, daß aus Nichts niemals Etwas wird und umgekehrt, gilt auch für die genetische Beschreibung der Aktualität als Funktionseigentümlichkeit der Denkzelle. Wir können sie realiter nur als aus Vorstufen, nicht aber als aus Nichts entstanden beschreiben. Die Vorstufen sind die Vor- und Nachaktualitäten, das Nicht-mehr- und Noch-nicht-Bewußte, das Nicht-mehr- und Noch-Nicht-Seiende, das Unbewußte, Unseiende, nicht aber das Nichtbewußte, Nichtseiende, Nichts. Die Vor- und Nachaktualitäten „bilden" im Sinne der biologischen Symbolik „die Aktualität", sind Symbolkomponenten. „Das Unbewußte" ist die Gesamtheit der Paßformen (Prä- und Post-Eronen), zunächst der in der aktuell funktionierenden Denkzelle anwesenden, dann der aller übrigen Denkzellen, die ja alle unmittelbar oder mittelbar miteinander assoziiert sind, schließlich aller Paßformen, aller Prä- und Post-Eronen: ihrer aller Symbol ist die Aktualität, das Eron. Nicht aber sind die Aktualitäten als solche „im Unbewußten" vorhanden, und nicht ist das Unbewußte Nichts.

Im Werdegange des Menschen reifen immer mehr Denkzellen zu aktueller Funktion aus, treten somit immer neue Aktualitäten, Substanzen, Dinge auf, aber nicht „aus Nichts gezaubert", sondern in biologischer Entwicklung des Etwas. Die Frage, ob „neue Substanz" entstehen könne oder ob die „Summe der Substanz" „von vornherein" (!) „gegeben sei" (wie angeblich „die Summe der Energie"), kann nur der Dämonist aufwerfen und im Ringelreihen seiner Fiktionen erörtern, er muß also im Zweifel, im „non liquet" bleiben: schließlich muß ja wohl — nach dämonistisch-kausaler Deutung — „Gott" „die Substanz" aus Nichts gezaubert haben (ohne Zauber geht das ja nicht!), aber wer kann wissen, ob er gleich alle Substanz geschaffen hat oder noch welche hinzuschafft („theoretisch" könnte er das doch gewiß — aber ob er es tut?). Obendrein sei ja „das Wahrgenommene" nicht die „eigentliche Substanz", die unabhängig vom Bewußtsein existiere, sondern nur deren Abbild, Spiegelung, Widerstrahlung usw. — wie also kann man wissen, „wieviel" Substanz „in Wirklichkeit" vorhanden sei? Die Lösung der Probleme ist mit der Entwicklung des Menschen in die realische Weltanschauung identisch. Wir wissen, daß „die Substanz" nicht ein fingiertes „Absolutum" „hinter den Dingen", sondern die Aktualität (das Angeschaute, Wahrgenommene) ist und gar nichts weiter; es treten also neue Substanzen auf, sobald sich weitere Denkzellen zu aktueller Funktion entwickelt haben, aber diese neuen Substanzen sind nicht „neue Substanz", sondern Differenzierungen „der Substanz". Mehr oder weniger „Substanzen" wie Aktualitäten gibt es nicht, „Substanz", die noch kein Mensch wahrgenommen hätte, gibt es nicht.

Die menschlichen (und alle andern) Funktionen geschehen als rein biologische im zeiträumlichen Zusammenhange mit dem übrigen biologischen Geschehen, zunächst mit den Veränderungen solcher Dinge, auf die sich die einzelnen Funktionen richten. Die koordinativen Veränderungen koinzidieren immer mit eigenschaftlichen Veränderungen in mehr minder großem Ausmaße. So hat auch das Arbeitsprodukt gewisse (spezifisch-) andere Eigenschaften wie die Ausgangsmaterialien. Weder die koordinativen noch die eigenschaftlichen Veränderungen aber „verursacht" der Mensch, er ist lediglich als Reflexwesen in die Reihe der biologischen Veränderungen eingegliedert, er steht nicht außerhalb des Geschehens, außerhalb der Welt. Ur-Sache ist er, sofern man ihn als zeiträumlichen Ausgangspunkt eines Teilvorganges im Ablaufe des gesamten Geschehens setzt. Die auf seine Arbeitsreflexe (die Leistung) folgende Veränderung der Arbeitsdinge ist das Geleistete, die so veränderten Dinge sind das Produkt (die Ware usw.). In die Gegenstände hat der Arbeiter also nur seine Leistung hinzugetan, „investiert", und dieser Leistung entspricht das Geleistete, die Veränderung der Arbeitsdinge (Werkstoffe usw.) zum

Produkt. So bereitet die Hausfrau aus den Nahrungsmitteln die Speisen, ihre Leistung ist ihre Tätigkeit, ihr Geleistetes ist die Veränderung der Nahrungsmittel zu Speisen.

Das Produkt hat einen gewissen („seinen") Wert; er setzt sich zusammen aus dem Werte der Ausgangsmaterialien, der Amortisationsquote der Maschine usw., den anteiligen Verwaltungsspesen (Kapitalzins, Reklame usw.), zusammen also den Gestehungskosten, ferner dem Gewinn des Unternehmers und dem Arbeitslohn; der „gemeine Wert" ist der Preis. Alle Quoten stehen zueinander in einem bestimmten Verhältnis, das je nach der Konjunktur des Rohstoff-, des Arbeits-, des Warenmarktes usw. schwankt und zwar in der gesunden Wirtschaft innerhalb der normalen Var.-B., in der kranken Wirtschaft in zu engen oder zu weiten Grenzen, in allen Fällen aber — wie die Konjunktur (3. Bd. S. 375) — sich „von selber" bildet, ein biologisches Datum ist. Auch hier ist alles Zuviel-Zuwenig abnorm; normaliter geht es allen Beteiligten mehr oder weniger gut, immer aber gut, wobei „gutgehen" die Erfüllung der Bedürfnisse des Einzelnen gemäß seiner biologischen Beschaffenheit (Differenzierungsstufe) bedeutet. Jeder Einzelbetrieb ist integrierender Bestandteil der Nationalwirtschaft wie diese der Weltwirtschaft. Die Wirtschaft ist wie die Gesellschaft überhaupt als Pyramide gegliedert. Die Führung ist die Zentrale, in der alle Fäden zusammenlaufen wie die Blutgefäße im Herzen, die Nerven im Gehirn; die biologische Zentrierung (S. 35, 98, 154) findet sich also auch in der Wirtschaft — wie überall. Die Führung ist also realiter nicht die dämonische Macht, die über der Wirtschaft schwebt wie der außerweltliche Gott über der Welt und sie nach seinem Belieben lenkt und leitet, die Löhne, Preise usw., die Konjunktur „bestimmt" usw., sondern ist der Kern, die Spitze, das Haupt des Betriebes, somit ein Teil von ihm, als Zentralstelle, in der die Eingänge zu Ausgängen verarbeitet werden, am Leben des Betriebes als eines ganzheitlichen Organismus integrierend beteiligt.

„Geistige Arbeit" ist dämonistische Bezeichnung für „Gehirnarbeit", „Kopfarbeit". „Geist" bezeichnet speziell das begriffliche Denken (3. Bd. S. 326). Ihm entspricht als Ausdruck eine „feinere Muskeltätigkeit": Sprechen, Schreiben, Zeichnen, Experimentieren, Untersuchen usw. Die „geistigen" (realiter: begrifflichen) Produkte sind die Denkergebnisse und ihre Vergegenständlichung mittels des Ausdrucks, also in gesprochenen, geschriebenen Worten, Zeichnungen, stark ideogener Behandlung von Gegenständen usw. Der Wert „geistiger Produkte" richtet sich nach der „praktischen Verwertbarkeit" (3. Bd. S. 375). Bei jeder Arbeit wird nicht die Leistung, sondern das im Produkt sich darstellende Geleistete entlohnt; beim Spiel wird die Leistung als solche gewertet.

E. Der Besitz.

Der Besitz ist das, was einer be-sitzt, worauf er waltend sitzt (3. Bd. S. 50, S. 110, Nr. 57, 60, S. 378); lat. possidere = potis sedere, svw. als Herr sitzen. Der Besitz ist das Erworbene. Das Erwerben ist trophisch oder genisch, Arbeit („Erwerb") sowie trophisches Spiel oder Liebesleistung, Liebeswerk, das Erworbene ist also trophischer oder genischer Besitz, Arbeitslohn (Verdienst) sowie Spiel-Sportpreis oder Liebeslohn (Geschenk). Im Genischen wird nicht ge- und verkauft, sondern geschenkt, Liebesleistung und Liebeslohn sind Hin-gabe, doch werden auch Kunstwerke gehandelt. Das Werben und Erwerben kann rechtmäßig, d. h. in normaler Weise oder unrechtmäßig, in abnormaler Weise geschehen, der Besitz also recht- oder unrechtmäßig sein.

Das Rechtsgesetz definiert Besitz quoad Funktion des Besitzers, als die tatsächliche Gewalt (besser: Macht), d. h. die von der Verkehrsanschauung anerkannte Herrschaft der Person über die Sache. Vom Besitz ist das Eigentum insofern unterschieden, als Eigentum „das Recht der vollständigen und ausschließlichen Herrschaft über eine Sache" ist. Das Gesetz ist das Gesetzte, Fest-gesetzte, die wortliche Formulierung (und so „Fixierung") der Sitte, des durchschnittlichen, also normalen, gesunden (rechten, richtigen, guten, schönen) Verhaltens der Menschen untereinander und zu Tieren und Sachen; von ihm ist das abnormale Verhalten abgesetzt und ebenfalls rechtsgesetzlich formuliert. Die Sitte, das Gesetz primitiver und auch noch recht hochkultivierter Völker kannte und kennt nicht nur den trophischen Besitz von Tieren und Sachen, sondern auch von Menschen, ja diese konnten und können da, ebenfalls wie Tiere und Sachen, Eigentum sein (Sklaverei, Leibeigenschaft, davon herrührend, daß ursprünglich nur die Kinder als Leibeigene, eigenen Leibes der Eltern zur Familie gehörten, später auch Fremde, die mit ihrem Leibe, ihrem Leben Eigentum des Herrn waren, Unterworfene, Diener, Gesinde, die kein Eigentum hatten außer etwa dem „peculium", das ihnen der Herr „zur Belohnung und Ermunterung ihres Fleißes" überließ, zu „Lehen" gab, „lieh", „verlieh"). Unsere Sitte und somit unser Gesetz kennt Besitz- oder Eigentumsrecht (im eigentlichen Sinne) an Personen nicht mehr. In der Liebe sagt man zwar: ich besitze Freunde, eine Frau, einen Mann, ich habe ein Weib „besessen", ein Weib, einen Mann zu eigen, aber die Frau ist, wenn sie auch „erobert" und „verteidigt" wird, nicht mehr wie einst Eigentum des Mannes oder der Mann wie in matriarchalischen Frühzeiten Eigentum des Weibes, und ebenso sind die Kinder nicht mehr Eigentum der Eltern. Der genische „Besitz" von Personen ist anders geartet wie der Besitz von Tieren oder Sachen; von einer tatsächlichen oder gar ausschließlichen, vollständigen Herrschaft des Mannes über das Weib oder umgekehrt kann normaliter nicht mehr die Rede sein, sondern in einer normalen Ehe unserer Hochkultur sind Mann und Weib koordiniert, ist der Mann der Herr, das Weib die Herrin, nicht aber ist der Mann Herr über das Weib, das Weib Herrin über den Mann (ein Verhältnis, das sich in den nordischen Kulturen schon relativ früh herausgebildet hat: vgl. Fro und Frowe, Herr und Herrin); nur in kranken Ehen rivalisieren die Ehepartner um die Über-, die Allmacht. Eher kann man von einem Besitzrecht der Eltern gegenüber den Kindern sprechen, aber auch dieses ist als genisch-platonisch spezifisch anders wie das trophische Besitzrecht und keineswegs uneingeschränkt. Die Familienmitglieder gehören zueinander, nicht aber einander, daher „An-gehörige"; in diesem Sinne ist

auch die Formel der Liebenden: „Ich gehöre dir (an)", „mein" Geliebter usw. zu verstehen. Die Ehepartner sind normaliter nicht Einer und Eine, sondern sind eine Zwei, also Summe der Summanden, biologische Einheit, Ganzes aus zwei Hälften, und auch die Kinder sind Summanden, gehören zur biologischen Einheit „Familie". Im Trophischen ist nach und nach an Stelle des ursprünglichen Eigentums- oder Besitzrechtes an Personen der Arbeits- oder Dienstvertrag getreten. Immerhin rechnet der Vater die Familienmitglieder (oft auch die Gefolgschaft) mit seinen Tieren, Pflanzen und Sachen zu seiner „Habe". Die Ange-hörigen waren früher die Hörigen, die Ge-hor-sam leisten, die Befehle des Herrn „hören", die horchen, ge-horchen mußten, die „folgten" (vgl. „folgen" sinngleich mit „gehorchen"), Ge-folge, Gefolgschaft, Volk, Nachkommen waren. Im Genischen sprechen wir noch von „Hörigen" als von Personen, die einer geliebten Person neurotisch untertan sind. Hörigkeit ist also nicht mit dem Gehorsam zu verwechseln, den der Untergebene dem Vorgesetzten, das Kind den Eltern und Erziehern, der Untertan der Obrigkeit schuldig sind.

Das Kennzeichnende des Besitzes oder des Eigentums ist der Zusammenhang mit dem Erwerb. Einem Geldstück, das vor mir liegt, kann ich nicht ansehen, ob es mir oder einem andern „gehört"; schließt sich aber an den Anblick des Geldstückes die Erinnerung an, daß ich es erworben habe, dann weiß ich, daß es „mein" ist und zwar mein Eigentum; erinnere ich mich, daß ich es mir geliehen habe, dann ist es ebenfalls „mein", aber als Besitz; erinnere ich mich, daß es mir als Vorschuß auf eine zu leistende Arbeit, somit als mir gehörend gegeben worden ist, so bin ich Eigen-besitzer; erinnere ich mich, daß es jem. hingelegt hat, ohne daß ich es erworben habe, dann gehört es mir nicht, ist nicht „mein". „Werben" ist wortverwandt mit „erben". Das Erbe ist der dem Erben (Erbberechtigten) zustehende Besitz oder Teil des Besitzes des Erblassers; der Erbe kann an dem Erwerb dieses Besitzes schon mitgearbeitet, ihn miterworben und somit Teil haben — oder er wird beschenkt und muß sich mit dem Erbe werbend-erwerbend beschäftigen, um es aus einem Angefallenen in seinen Besitz zu überführen (Goethe).

„Mein" ist, was ich erworben habe, also was mir gehört und was zu mir gehört (mir angehört); s. 3. Bd. Nr. 13. Hiermit ist zunächst der extraindividuale Besitz, das extraindividuale Eigentum gemeint. Der Kürze halber mag hier „Besitz" auch für Eigentum stehen; beide Wörter werden ja auch populär synonym gebraucht. Im weiteren Sinne bezeichnet „mein" auch die Teile des Individuums selber; ich spreche von meinen Augen, meinen Händen usw., und man sagt wohl auch: der Mensch besitzt ein Herz usw., doch gehört dieser Ausdruck zu einem

etwas geschraubten Stil, einfacher sagt man: der Mensch hat ein Herz (der Dichter „singt": mir ist ein Herz zu eigen — womit er freilich auch das Herz der Geliebten meinen kann). Seltener wird man sagen: ich besitze Hunger, Angst, Schmerz usw., sondern sagt einfach: ich habe Hunger usw. Dagegen: ich besitze „Geist", d. h. Begriffe, man spricht von geistigem Besitz (Wissensschatz), geistigem Eigentum usw. Ich spreche also von „meinen" Gefühlen, „meinen" Gedanken (Begriffen), „meinen" Gegenständen, „meinem" Bewußtsein usw. *), wie ich von „meiner" Atmung, „meiner" Verdauung usw. spreche, und es ist klar, daß somit die einzelnen Eigenschaften und Funktionen des Individuums „Ich" als solche des „Ich", d. h. im organismischen Zusammenhange angeführt werden. Sage ich also „ich habe Angst", dann wird die Angst einmal im Worte „ich" implizit, dann explizit als Gefühl, das zu diesem Ich gehört, angegeben. In diesem Sinne „besitzt" man Eigenschaften und Funktionen; das Wort „Eigenschaft" bedeutet ja svw. „das (jem.) ausschließlich Angehörige" und hatte mhd. den Sinn von Eigentum, Besitz, ahd. von Eigentümlichkeit. Ganz anders faßt der Dämonist die Formel „ich habe Angst", „ich besitze zwei Hände" usw. auf: er fingiert in das körperliche Individuum „Ich" ein seelisches „Ich" hinein, sofern er überhaupt weiß, was er sich unter dem sog. „Ichbegriff" vorstellen soll; er konstruiert eine metaphysische Oberinstanz „Ich" und schreibt diesem Dämon die Herrschaft über die Gefühle, Gedanken, Hände und Füße usw., ja auch die innern Organe und ihre Funktionen zu, wobei es unklar bleibt, wie denn dieses „seelisch-geistige Ich" die Gefühle, die man doch auch als „Seelisches" deutet, und die Gedanken, die man auch als „Seelisches" oder „Geistiges", jedenfalls Dämonisches deutet, „beherrschen" und „besitzen", und wie er nun gar Körperliches, also innere Organe oder Hände und Füße beherrschen usw. und besitzen, wie „der Geist den Körper bauen" solle usf. — oder wie, falls umgekehrt der Körper die Seele, den Geist besitzen soll, dieses Besitz- und Herrschaftsverhältnis zu denken sei. Das dämonische „Ich" soll ja überhaupt „alles" am Menschen, den ganzen Menschen (der doch realiter eben „das Ich" ist!) besitzen (vgl. besessen halten, Besessenheit usw.) und beherrschen („Selbstbeherrschung" usw.) — und wie

*) Der Mensch erlebt nur seine Gefühle und Begriffe, diese „hat" er. Er erlebt auch nur seine gegenständliche Welt, er „hat" sie aber nicht in ihrer Gesamtheit, sondern nur teilweise, nämlich als seine „Habe", seinen Besitz; hierzu gehört nicht nur Optisches (obwohl dies „in erster Linie"), sondern gehören auch seine („eigenen") Geräusche, Laute, seine Stimme, seine Berührungen, seine Wärme-Kälte, seine Gerüche und Geschmäcke, seine Lage, Kraft und Richtung. In der Beschreibung der Anschauung aber sagen wir: er hat Gefühle, Gegenstände und Begriffe als seine Aktualitäten, sein Bewußtes.

das psychologische Dogma in seinen komplizierten Zweifeln lauten mag. So „besitzt" „der Mensch" auch „das Leben" (oder besitzt das Leben ihn — und was ist dann „der Mensch"?) und kann es „verlieren" wie einen Nickel aus der Hosentasche, oder es kann ihm „genommen" werden wie das Geld aus der Börse, ja er kann es sich sogar selber nehmen — ein ganz besonderes Zauberkunststück, sofern man die dämonistische Auffassung gelten läßt, wonach „das Leben" in dem „Ich" drinwohnt und das „Ich" nun „sich" (einem „Ich" im oder am „Ich"?!) das Leben austreiben kann, indem das „Ich" „sich" z. B. einen Dolch ins Herz stößt und dann gar noch als (totes oder lebendiges??) „Ich" übrig bleibt, — oder wonach „das Leben" ein Gut ist, das dem „Ich", dem Körper-Ich weggenommen werden kann wie dem Schuldner sein Besitz vom Vollstreckungsbeamten oder dem Überfallenen seine Uhr vom Räuber, also ein vom „Ich" abgetrenntes geheimnisvolles Wesen oder Unwesen ist, das doch „irgendwie" dem „Ich" oder dem „Körper-Ich" verhaftet ist (??) usw. Realiter ist das Leben kein Gut, sondern ist abstrakte Bezeichnung für das Lebendige, d. h. Veränderliche, d. h. Seiende, für die Aktualität als immer-anders, und so kann auch keinem Ding „das Leben" genommen werden oder gar das Ding sich selber das Leben nehmen und dann noch übrig bleiben, es kann sich nur ein Individuum auflösen (das eben ist „sterben"), und dabei hört es schließlich auf zu atmen (usw.!), haucht also den Atem, die Atemluft, und sofern man „Atem" synonym mit „Leben", „Seele", „Geist" gebraucht, „das Leben" usw. aus.

Ebenso wie „mein" wird auch „besitzen" oft in einem weiteren Sinne angewendet, z. B. in der Formel: ich besitze zwei Hände = ich habe zwei Hände. Auch „erwerben" ist in einem weiteren Sinne gebräuchlich: im Sinne der entwicklungsmäßigen Zu-nahme, so daß man von „erworbenen" Eigenschaften und Funktionen spricht, d. h. solchen, die sich im Gange der Entwicklung des Individuums aus der ursprünglichen Implikatheit explizieren (S. 127f.). So sind auch meine gegenständlichen Aktualitäten genetisch erworben, während sie nicht alle „mein", „erworben", „mein Besitz" im engeren Sinne sind. Dagegen sagt man nicht: ich habe zwei Hände, das Herz, das Leben usw. erworben. Im Speziellen wird „erwerben" im Zusammenhange mit Arbeits- und Liebesleistungen gebraucht, und das Erworbene ist dann auch Besitz im speziellen Sinne. Zur Arbeit gehört auch der Erwerb von Begriffen (Wissen), die sich ja stets an die Gegenstände anschließen, und so sprechen wir von „geistigem", d. h. ideellem Besitz. Auch „mein" wird in diesem engeren Sinne gebraucht. Das Individuum ist ein Ganzes; man kann auch den extraindividualen Besitz zum Ganzen des Individuums rechnen, also „Ganzheit" in diesem erweiterten Sinne anwenden. Der

extraindividuale Besitz ist so auch Teil des Ganzen, man kann ihn als äußern, den intraindividualen Besitz als innern Besitz bezeichnen. Das Gesamt an innerm und äußerm Besitz nennt man auch Macht, Ansehen, Geltung usw. (es gibt also außer dem Besitzstreben nicht noch ein Geltungsstreben). Das besitzliche Verhalten wird ethisch auch mit „Ehre" angegeben (§ 8,3, E). Über „Gemeinschaftsbesitz" s. 3. Bd. S. 375.

Dies ist die Lösung des Problems „mein und dein". Dieses Problem ist an sich pragmatisch. Ethisches Problem ist dagegen „der Wert", die Wertsetzung und das Verhalten zu den Werten; sie klassifizieren sich zu „mein" und „dein", und insofern kann man das ethische Problem auch als das Problem „mein und dein" formulieren, zumal es Ethik erst von der Zeit an geben kann, von der an „der Unterschied", die Gemeinschaft, also „mein" und „dein" auftritt (3. Bd. S. 379, 5. Bd. § 8,3). Die Ethik beschreibt die Sitte (3. Bd. Nr. 57), d. h. die Ordnung des trophischen und genischen inneren und äußeren Besitzes als Wertordnung, also die Wertsetzung und das Wertverhalten (den Umgang mit den Werten). Gut ist, wer im Rahmen der Wertnorm (mit norm. Var.-B.) wertet und sich verhält; böse ist, wer außerhalb der Wertnorm wertet und sich verhält. In seinem wertnormalen bzw. wertabnormalen, also ethisch beschriebenen Verhalten zeigt der Mensch sein normales bzw. abnormales Werterleben an, also die Übereinstimmung seiner Wertsetzungen mit bzw. ihre Abweichung von den jeweils allgemeingültigen; das „jeweils" begreift die stetige und zeitweise krisische genetische Veränderung der Wertungen, diese „Umwertung" kann im Einzelfalle wieder innerhalb oder außerhalb der Grenzen der Norm liegen. Der Besitz wird auch pragmatisch beschrieben, z. B. dem M gehört ein Haus, es hat einen Wert von x Mark, er hat es von N gekauft und bar bezahlt usw.; pragmatisch ist auch die Angabe der Tatsache, daß der Mensch überhaupt wertet, daß es also Werte gibt, daß und wie man sie (richtig oder falsch) rechnet (Ökonomik), pragmatisch sind die Definitionen von Gut und Böse usw., die Systematik, die Geschichte der Ethik usw. Ethisch beschrieben wird dagegen die Wertsetzung und das Wertverhalten selbst, also das Erleben und Verhalten quoad Gefühligkeit. Ethisch ist auch das Urteil über einen Menschen, er sei gut oder böse usf.; wer so urteilt, gibt ein Werturteil ab, äußert seine Gefühlseinstellung, die wiederum innerhalb oder außerhalb der Grenzen der Norm liegen kann, so daß das Werturteil gut oder böse (pragmatisch: richtig oder falsch) ist. S. auch 5. Bd. § 8,1, B usw.

Mein Verhalten gegenüber dem Mein ist verschieden von dem gegenüber dem Dein. Der grundsätzliche Unterschied ist der, daß ich über das Mein frei verfügen kann, nicht aber über das

Dein, d. h.. mein Verhalten zum Mein geht ohne (wortlichen, tätlichen) Einspruch von anderer Seite vor sich, mein Verhalten zum Dein geht unter Einspruch von anderer Seite vor sich. Die freie Verfügung über das Meine ist also nur insoweit möglich, als nicht fremder Besitz, fremdes Recht mit einbezogen, mit betroffen wird. Wirft jem. ihm eigene Möbelstücke zum Fenster hinaus oder brennt sein Haus nieder oder stiehlt ideelle Güter (sog. geistiges Eigentum), dann werden fremde Rechte, öffentliche (allgemeine) Rechte mitbetroffen, und dagegen wird Einspruch erhoben. Der Eingriff in (der Angriff auf) fremden Besitz ist immer ein irgendwie feindlicher Akt. („Rechtsvollstreckung" ist nicht Eingriff in fremden Besitz, sondern Ergreifen eines Wertes, der dem Schuldner, dem Schuldigen urteilsgemäß nicht gehört, s. 3. Bd. Nr. 233; nur der Kranke kann sich theoretisch und-oder praktisch dagegen wehren, anderseits sich Unrecht gefallen lassen; „ertragen muß man, was der Himmel sendet", aber „Unbilliges erträgt kein edles Herz"). Dagegen ist der Erwerb eines Wertes, der einem andern gehört, im Austausch ein freundlicher Akt. Do et das. Der Raub wie der Tausch ist je eine HASTF-Reihe: ich begehre zunächst den dem andern gehörenden Wert (Hstadium), dann rüste ich mich zum Raub oder Tausch, bereite mich so vor, daß das Vorhaben zu gelingen verspricht (Astadium), nun folgt der Angriff oder der Handel, das Werben im engeren Sinne (Sstadium) mit dem Ergreifen, Herausnehmen (Rauben, Stehlen, Nehmen-Geben, Austausch) des Wertes, weiterhin das Tstadium: man hält den aus dem bisherigen Wertganzen herausgenommenen Teilwert, das Stück in der Hand, man ist ermattet vom Kampfe, vom Handel, der Werbung (oft mit Reue, ob es richtig war oder nicht), endlich beschließt das Fstadium den Vorgang: die Beute, das Erworbene (Gekaufte, Geschenkte) wird „eingebracht", in mein Wertganzes einverleibt, die bei meiner Abgabe entstandene Lücke (mit Gewinn) ausgefüllt, mein Besitz ergänzt, vergrößert. Ein anderer Ablauf ist das Mißlingen des Vorhabens: der Raub glückt nicht, der Angegriffene wehrt sich, der Angreifer wird zurückgeschlagen, bzw. die „Kontrahenten" werden nicht handelseins, die Werbung wird abgelehnt, der Partner will nicht abgeben, will behalten *), d. h. er hat keinen Hunger, das Besitzstück, um das es „sich handelt", abzugeben, sondern Hunger, den Partner abzuwehren, das Angebot auszuschlagen; hierbei gleichen die H- und Astadien etwa dem vorigen Ablauf, das Sstadium ist etwa heftiger, ausgedehnter, die Schwelle zum Gelingen wird nicht überschritten, das Tstadium ist schwereres „Niedergeschlagensein", Trauer über das Mißlingen, die Freude ist gering, nämlich Beruhigung

*) Das Behalten ist immer nur eine Episode im Abgeben.

über den Fehlschlag (es war doch ganz gut so, es hätte schlimmer kommen können, das nächste Mal wird man's besser machen usw.).

Man kann das Schmerz- s. Schwellenstadium jedes Vorganges mit „Kampf" bezeichnen; nach diesem Stadium wird auch gern der ganze Vorgang Kampf benannt (vgl. „Kampf ums Dasein", „das ganze Leben ein Kampf" usw.). Kampf (Kräftemessen, Prüfung, S. 299, 333) ist nicht nur das Ringen mit Muskeln und Waffen, Kampf ist auch alles „Handeln" (Hand!), Feilschen um den Preis (im Orient durchaus üblich, also normal als Prüfung auf Sachkenntnis, Gewandtheit, als Vor-schlag und Gegen-[vor]schlag mit „Friedensschluß", „Einigung" usw., vgl. „ein Jude legt zehn Christen herein, ein Grieche zehn Juden, aber ein Armenier zehn Griechen", diese Kampfsitte ist also nicht „verwerflich" oder „verächtlich", sie kann aber zum Betrug ausarten — auch anderswo!), Kampf ist das Wortgefecht, die Diskussion, auch die gedankliche, Kampf ist der Sport, Kampf ist die Liebe. Der urtümliche Kampf war roh, auf Leben oder Tod abgestellt; er milderte sich mit steigender Kultur, man „zerfleischt" sich normaliter nicht mehr mit den Zähnen, sondern mit sachlichen Mitteln im Wettbewerb, Konkurrenzkampf und mit kriegerischen Waffen. „Kriegen" ist svw. bekommen, Liebesleute „kriegen sich", „der Ehekrieg dauert sieben Jahre". Der Kampf ist freundlich oder feindlich; wir wollen jenen Austausch, diesen Streit nennen. Handel — Händel (Hand!). Freund ist mir, wer mir nützen will (nutzen svw. einbringen, zu ge-nießen, got. ganiutan etwas fangen, nuta Fänger, Fischer, vgl. Ge-noß, Ge-nuß usw.). Feind ist mir, wer mir schaden will (schaden zu scheiden, svw. abtrennen). Beim Austausch nützt der eine dem andern wechselseitig, beide Partner haben Nutzen, Gewinn. Streit zielt auf einseitigen Nutzen ab; will der eine den Partner betrügen, dann ist sein Kampf feindlich, aber feindlich ist auch der Kampf, bei dem der eine bloß dem Partner nützen will. Der Feind schadet allemal, auch falls er „nützt", Geschenke bringt, Liebe erklärt, der Nutzen ist nur ein Scheinnutzen, das Geschenk muß man teuer bezahlen („Des Feindes Gab' ist keine, bringt uns nie Gewinn", Sophokles, „Timeo Danaos et dona ferentes", Virgilius, daher „Danaergeschenk"), die Liebe ist da vergiftet. Angriff und Abwehr bezeichnen im Berufs- und im Liebesleben in der Regel den Streit (die Streitigkeit), im Spiel-Sport dagegen den Kampf. Der Wille (Hunger) zu nützen bzw. zu schaden genügt zur Diagnose „Freund oder Feind", der Durchführung des Vorhabens bedarf es dazu nicht. Der echte Freund weiß, daß er Freund ist, der falsche Freund braucht nicht sicher zu wissen, daß er falsch ist, er kann sich für ehrlich halten, er braucht die Diagnose nicht stellen zu können, und auch viele ehrliche Menschen können

oft die Diagnose nicht stellen, mit wem sie es zu tun haben, wenigstens nicht die genaue Diagnose, doch ist ein gewisses Gefühl, oft nur Stimmung, auch hnung, Vorbehalt, Mißtrauen, Witterung usw. genannt, mit dem feindlichen Partner verbunden und nuanciert mindestens Einstellung und Verhalten zu ihm (Gretchen: „... hab vor dem Menschen ein heimlich Grauen...“). Mancher ist Feind und wähnt gerade Freund zu sein, ja wird sich — mit feindlichen Methoden verteidigen, falls ihm jem. die Wahrheit sagt. Die Mutter, die ihre Kinder verzärtelt, ist ihr Feind, mag sie es noch so „gut meinen“; die Eheleute, die miteinander um die Herrschaft rivalisieren, die „sich nie aus den Augen lassen“ usw., sind einander feind; die Geschäftspartner, die sich umlauern, sind sich feindlich gesinnt, mögen sie sich noch so „herzlich“ die Hände drücken. Das „Gutmeinen“ ist oft in Wahrheit „Schlechtmeinen“; das echte Gutmeinen ist das Richtigmachen, aber gerade, wer es falsch macht, glaubt oft, es richtig zu machen, kann gut und böse nicht unterscheiden. Wer die Schwäche unterstützt, statt sie zu heilen, ist realiter Feind des Schwachen; die Fürsorgerei, die Mitleiderei, die Opferei, die übertriebene Wohltätigkeit, die Unterwürfigkeit unter die Despotie der Armut, des Hungers und Elends ist Zeichen der — Despotie und allemal feindlich. Usw. (s. 6. u. 7. Bd.).

Der freundliche Kampf (Austausch) ist gesund, gesundes Verhalten, der feindliche Kampf (Streit in Wort und Tat, auch in Gedanken) ist krank, krankes Verhalten. Im freundlichen Kampfe stehen sich Gegner als Partner gegenüber, im feindlichen Kampfe sind beide Gegner Feinde oder ist der eine Gegner Feind. Der Gesunde ist immer Freund, freundlich: er ist es im Beruf (als Geschäftsfreund, Arbeitskamerad), in der „Freundschaft“ (Platonik) und in der Liebe (Sinnlichkeit). Der Kranke ist immer Feind, feindlich, feindselig; er ist es ausgesprochen im Gebiete seiner Krankheit, ausklingend in seinen fast gesunden Gebieten (S. 121, 357); bei echter Genesung, dem Herauswachsen aus der Krankheit, das nur bei der Neurose möglich ist, kann aus dem Menschen-, Tierfeind usw., dem Weltfeind ein Menschen-, ein Weltfreund werden. Der gesunde Austausch ist Kampf, der Streit ist Krampf. Der Gesunde kann seiner biologischen Beschaffenheit nach (eben als gesund, normal) nicht feind, der Kranke ebenso nicht freund sein. Wie der Kranke oft wähnt, Freund, ja „der einzige Freund“ zu sein, so verkennt er den Gesunden, sobald er sich anders verhält, als wie der Kranke erwartet, als seinen Feind, ja als Feind überhaupt; aber auch viele Gesunde können über die „Witterung“ hinaus die Diagnose oft nicht stellen und halten ein gesundes Verhalten, das „ihnen nicht gefällt“, das irgendwie fortschrittlich ist, Neues bringt usw., für feindlich, während es in Wahrheit freundlich ist. Die

Lehre des Nazareners ist weltfeindlich — und alle „Welterlöser" sind Weltfeinde: sie erlösen die Welt von — der Welt; haben sie in ihrem Gott-Teufelheitswahn, ihrer All-Nichts-Dämonie die Welt theoretisch-dogmatisch und soweit möglich auch praktisch umgebracht, dann freilich hat alles Leid ein Ende! Da ist „die Feindschaft" mit „der Freundschaft" identisch: im „Absoluten" sind beide noch ungeschieden. Die Diagnose, ob ein Verhalten freundlich oder feindlich ist, kann am sichersten an dem handelnden Menschen gestellt werden: ist er gesund, so ist sein Denken und Tun allemal freundlich; ist er krank, so ist sein Denken und Tun allemal feindlich. Der Psychobiologe ist der beste Menschenkenner, er kann die Differentialdiagnose am feinsten und sichersten stellen, insbesondere die auf Neurose, auf die neurotische Feindlichkeit, die in unserm Zeitalter am weitesten verbreitet ist. Je mehr sich die Neurosenkenntnis popularisiert, desto weniger werden die Neurotiker Schaden anrichten können, und je mehr sich die Neurosentherapie (Erkenntnistherapie) popularisiert, desto weniger Neurotiker wird es geben, desto geringer wird die Feindschaft zwischen den Menschen, den Einzelnen wie den Gemeinschaften (Psych.-Neur. Wschr. 1936 H. 40).

Jeder Vorgang, jeder Kampf ist mit Verlust verbunden, aber bringt einen größeren Gewinn; man muß etwas geben, um zu bekommen, und was man bekommt, ist normaliter für den Empfangenden mehr wert als das Gegebene, das wiederum für den, der es empfängt, mehr wert ist, als was er gegeben hat. Man „muß Haare lassen", „Lehrgeld zahlen" usw., um vorwärts zu kommen. Unter „Schaden" verstehen wir den einseitigen Nachteil, der für den Feind der einseitige Vorteil ist. Der Kranke kann nur falsch, fehlerhaft, bestenfalls fastgesund denken und handeln, er kann nur schaden, sich und den andern; sein Nutzen ist nur Scheinnutzen, nur soweit sein Handeln „unpersönlich", mechanisch eingleichbar in die normalen Mechanismen ist, kann er „sich nützlich machen", doch ist selbst dieses Zutun an sich schädlich, nur ist der Schaden an den maschinellen Folgen (z. B. eine Maschine wird mit fastgesunden Handgriffen bedient, ein Mikroskop so gehandhabt und das Gesehene beschrieben) nicht bemerkbar. Das Wahrhaft-Nützliche, was der Kranke tun kann, ist: gesund zu werden; dies aber ist nicht von einem dämonischen Willen usw. abhängig, sondern Sache seiner biologischen Beschaffenheit, und ich meine hier auch nicht die „Heilung" als das Latentwerden der Krankheit mit relativer Beschwerdefreiheit, sondern die echte Heilung (sie kann nur der Neurotiker erreichen). Der Gesunde kann auch Schaden erleiden, er kann z. B. mal betrogen werden, aber dieser Schaden ist nur ein Scheinschaden insofern, als man dabei Erfahrung gewinnt und dieser Gewinn größer ist als der Verlust. Dem Gesunden „werden alle Dinge

zum Besten", und „durch Schaden wird man klug". Der reife Gesunde ist Freund und Feind gewachsen, er weiß mit ihnen umzugehen; wer von einem Spitzbuben mehr als einmal hereingelegt wird, ist dumm — und der Gesunde ist gescheit. Er kann sich auch mal betrügen lassen, um dem Feind mit der folgenden Aufklärung einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Er hilft dem Feinde, dem Kranken nicht in der Ebene seiner Feindschaft, sondern derart, daß er versucht, ihn aus dieser Ebene herauszuführen, er borgt z. B. dem unfähigen Geschäftsmann kein Geld zum Weiterwursteln, sondern sucht ihn zur Ordnung zu bringen, er betet nicht „humanitär", zu seinem eignen Ruhme die Schwäche an, beschenkt sie und läßt sie Schwäche bleiben, sondern er sucht die Schwäche zur Stärke zu erziehen und läßt sie, falls es nicht geht, lieber verkommen und absterben. Nicht wie Friedrich Nietzsche wähnt: was fällt, soll man noch stoßen, sondern: was fällt, soll man nicht halten, d. h. nicht gewaltsam halten, sondern ihm Aufklärung darbieten, und falls sie nicht fruchtet, es fallen lassen. Der Gesunde verdient sich sein Brot. Die wahre Menschenliebe besteht nicht darin, den Faulenzer zu beschenken, sondern ihn zu echter, also vorbildlicher Arbeit zu erziehen.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen kommen wir zur (kursorischen) Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Besitzes. Die Entwicklungsgeschichte ist auch hier eine ontische und eine phylische, wir können also darstellen, wie sich der Zeitgenosse von klein auf Besitz erwirbt und ferner wie sich der Mensch in der Stammesgeschichte jeweils Besitz erworben hat; beide Reihen sind in gleicher Weise Analoga wie die Ontogenese im ganzen Analogie zur Phylogenese ist (S. 65). Es entsprechen sich die einzelnen ontischen und phylischen Entwicklungsstufen derart, daß die Eigenschaften und Funktionen des zeitgenössischen Kindes denen des Mitglieds primitiver Völker und zwar am nächsten des eignen Ahnenvolkes analog sind (§ 12). Hier ist von der Ontogenese des Besitzes die Rede.

Hat das Kind überhaupt Besitz? Die Frage beantwortet sich verschieden, je nachdem man „Besitz" im weiteren oder im engeren Sinne faßt. Indem das Kind wie jedes zusammengesetzte Individuum eine Einheit von Teilen ist, „besitzt" es Kopf, Hände, Füße, innere Organe, Eigenschaften und Funktionen. Meint man aber mit „Besitz" den extraindividualen Besitz, das mit Arbeits- oder Liebesleistungen erworbene Gegenständliche, dann ist zu erörtern, ob das Kind solche Leistungen vollbringt; falls ja, dann bleibt der Lohn als das im rein biologischen Zusammenhange mit der Leistung sich einstellende Äquivalent für das Geleistete, für das Produkt nicht aus und hat das Kind Besitz, — andernfalls noch nicht. Wir haben nun im Abschnitt D

gezeigt, daß das Kind zunächst im Vor-Spiel-, dann im Spielalter, also im vorarbeitlichen Alter lebt, eigentliche Arbeit noch nicht leistet, Arbeitslohn noch nicht empfängt. Somit hat auch das Kind noch keinen Besitz, lebt im vorbesitzlichen Alter.

Für den Foet, den Säugling und das Kleinkind der ersten zwei bis drei Lebensjahre (je nach Entwicklungstempo) kommt Besitz, Mein und Dein überhaupt noch nicht in Betracht. In diesem Alter lebt das Kind als Wesen, das alles und nichts „besitzt", das all-ohnmächtig ist. Es ist mit seiner Welt identisch, es ist all-ein, es ist selber die Welt, in ihr gibt es noch keine Gegensätze, keine Unterschiede, keine „Teile" in der Art der späteren Individuen. Der Allbesitzer erlebt kein anderes Wesen, keinen Partner, der — eben als solcher — auch etwas besäße, und selbst Wesen, die in der all-einen Welt auftauchen (sie sind nur vagegespenstische Gebilde), leben-weben noch innerhalb des Allbesitzes, sind noch nicht von ihm getrennt. Der Allbesitzer kann also von seinem Besitz keinerlei Gebrauch machen: Allbesitz ist seinem Wesen nach unteilbar, es fehlt „der Andere", dem gegenüber eine irgendwie geartete Verwendung des Besitzes möglich wäre: seine Existenz würde das Ende des Allbesitzes bedeuten, Allbesitz und Partnerschaft schließen sich gegenseitig aus. Der Allbesitzer ist genau so daran wie der Nichtsbesitzer, der Habealles wie der Habenichts: auch diesem würde jede Möglichkeit fehlen, einen Partner zu haben und ihm gegenüber Besitzrechte geltend zu machen, auch das Nichts ist nicht teilbar. Der All-Nichts-Besitzer lebt als absolutes Wesen. Weder für den All- noch für den Nichts-Besitzer — beide Wörter bezeichnen das identische Wesen — kann das Erlebnis und Wort „Besitz" existieren, und auf „das Absolute" ist das Wort „Besitz" überhaupt nicht anwendbar. Es ist also gleichgültig, ob man ein Wesen, das die Welt selber ist, als All- oder als Nichts-Besitzer bezeichnet; von „Besitz", „Macht" des all-einen Wesens kann nicht die Rede sein. S. weiter 5. Bd. § 7_5.

Ein solches „Absolutes" ist — nach einer pantheistischen Auffassung — die Gottheit: sie ist mit der Welt identisch, ist die Welt (der Kosmos, die Natur), alles Existente gehört zum „Wesen" Gottheit, ist „ihres Wesens", und das von (?), richtiger in ihm „Geschaffene" ist nicht ein Separatum, ein von ihm Abgetrenntes, aus ihm Herausgegangenes, ihm Entgegengesetztes (dann wäre ja die Allheit zerfallen), sondern ständig wechselnde Form, Gestaltung innerhalb des Weltganzen, das eben die Gottheit ist. Es versteht sich, daß diese Gottheit „der Welt", etwa als ihr Schöpfer nicht gegenübersteht, daß sie keine „Persönlichkeit" (kein „persönlicher Gott"), kein dämonistischer, außerweltlicher, außeranschaulicher, dualistischer Gott ist, und daß

sie nur innerhalb einer Denkweise angenommen werden kann, die in der Entwicklungsgeschichte der Anschauung noch vor der animistischen Stufe liegt und als primitiver Monismus zu kennzeichnen ist. Es ist dies die Weltanschauung aller ganz jungen Völker (z. B. der Griechen bis Homer und den Hylozoisten, 5. Bd. § 7,4) und Einzelmenschen, und sie findet sich bruchstückweise eingewebt in der Weltanschauung der Neurotiker und der Phrenotiker (S. 117) der höheren Kulturen vor, mögen diese Denkkranken auch Philosophen oder sonst Gelehrte sein. Die Identifikation von Gott und Natur ist normaliter höheren Kulturstufen nicht mehr eigentümlich, aus den chaotischen, dann animistisch-magischen Frühformen der Anschauung hat sich der persönliche Gott entwickelt (vgl. godr — Godan — Gott, 3. Bd. Nr. 522).

Das Verhalten des Foets-Säuglings-Kleinkindes (s. o.) ist das eines gottheitlichen Wesens dieser Art: es wendet sich noch nicht an eine (seine) Umgebung als ein von ihm Unter- oder Verschiedenes, es vollzieht sich innerhalb einer „absoluten" (abgeschlossenen) Welt, innerhalb eines Allwesens, Alleinen, zu dem auch gewisse naheliegende Dinge gehören, die der Beobachter als extraindividual zum Kinde kennt, es vollzieht sich in einer verschwommenen (chaotischen, magmatischen, implikaten) Art und Weise, an der wir erkennen, daß es für das Kind weder Bewegungs- noch Zielunterschiede gibt, die Welt noch ungeteilt, noch vor-gegensätzlich, noch all-ein ist. Das ganz junge Kind ist solus ipse (und so ist der Solipsismus die philosophische Durchführung der frühkindlichen Seinsform und in seiner Verallgemeinerung ein Diachronismus, 1. Bd. 33). Auf das Schreien des Säuglings eilt die Mutter herbei, aber es ist nur eine Betätigungsweise im Ausdruckschaos, und die Mutter, ihre Brust, die Flasche, die Nahrung werden nicht als „von außen" hinzukommende Individuen, sondern als zur all-einen Welt gehörig behandelt, also auch erlebt (5. Bd. § 7), das ganz junge Kind ist „autotrophisch" (§ 7,6, A). Der Mensch in diesen Frühstadien verhält sich als ein biologisches Wesen, das weder Herr noch Diener, weder stark noch schwach, weder groß noch klein, weder jung noch alt, weder reich noch arm, weder mächtig noch machtlos ist, weder Wunsch noch Erfüllung noch irgendwelche andere Gegensätze kennt usw. — es ist einfach „es selbst", all-ein, alles in einem, alles eins.

Man sagt, das junge Kind sei „hilflos", denn es müßte zugrundegehen ohne die mütterliche Obhut; aber es benimmt sich keineswegs „hilflos", es „weiß" sich auf seiner Entwicklungsstufe sehr wohl zu helfen, so gut zu helfen, wie es der Erwachsene auf seiner Entwicklungsstufe auch nur kann. Ein Kind, das mangels Ernährung zugrundegeht, geht nicht an „der Hilflosig-

keit des Kindes" zugrunde, sondern an einer tödlichen Krankheit. Es ist ein grober Denkfehler zu sagen: Kind = Kind, Kind ist hilflos, jedes Kind würde umkommen, wenn es nicht genügend ernährt würde (Irrealis!); es geht ja eben nicht jedes Kind zugrunde, sondern nur das, das zugrundegeht, und dieses ist tödlich krank, also biologisch durchaus verschieden von den Kindern, die am Leben bleiben. Analog: Mensch = Mensch, jeder Mensch kann ertrinken; es fallen aber ja eben nur wenige Menschen ins Wasser, und von denen ertrinken nur manche, die nämlich, die — ertrinken, d. h. biologisch so beschaffen sind, daß sie den Ertrinkungstod sterben, es „kann" also keineswegs jeder Mensch ertrinken! Man kann doch wohl im Ernste nicht sagen, daß die Hilflosigkeit des Säuglings darin bestehe, daß er sich „sein Brot" nicht selber verdienen könne, also darin, daß der Säugling eben ein — Säugling sei! Ist der Foet hilflos, „weil" er Foet ist und sich foetal benimmt? Soll er sich vielleicht anders benehmen? Soll er kein Foet sein? Soll der Säugling, „um" nicht „hilflos" zu sein, in die Fabrik gehen und arbeiten? Vom Standpunkte des Säuglings ist der Erwachsene „hilflos", „weil" er die Säuglingsmethoden nicht (mehr) „kann", „weil" er schwer arbeiten muß, um den Unterhalt zu verdienen, den der Säugling ohne Arbeit bekommt, und der dem Foet als einem Bewohner des Schlaraffenlandes oder des Paradieses noch „bequemer" zur Verfügung stand. Der Erwachsene kann den Säugling nicht hilflos nennen, weil er mit Sauerkohl und Eisbein nichts anzufangen versteht, der Foet-Säugling könnte dann ebenso gut den Erwachsenen hilflos nennen, weil er das schönste Fruchtwasser, die milchstrotzendsten Brüste als Nahrungsquell verschmäht. Es ist ein (allgemein verbreiteter) Denkfehler, die verschiedenen Entwicklungsstufen derart zu vergleichen, daß man Eigentümlichkeiten einer höheren Entwicklungsstufe unter denen einer niedrigeren aufsuchen will, und nachdem man sie da nicht gefunden hat, das Wesen niedrigerer Stufe als (hierin) „hilflos" zu bezeichnen. Auf einer geringeren Entwicklungsstufe „könnte" der Mensch die Eigentümlichkeiten einer höheren gar nicht gebrauchen, und „hätte" er sie, so könnte man allerdings von Hilflosigkeit sprechen. Ein womöglich noch schwererer Denkfehler ist es, den Irrealis, z. B. wenn der Säugling Ida richtig ernährt worden wäre, wäre er nicht gestorben, als Beweis dafür aufzufassen, daß Ida gesund war und nur durch Nahrungsmangel krank geworden und gestorben ist, also der Nahrungsmangel oder die fehlerhafte Ernährung schuld an Idas Tode, Todesursache gewesen sei; solche „Beweise" sind ebenso naiv wie der: wenn Ida nicht hilflos gewesen wäre, hätte sie selber für die richtige Ernährung gesorgt und wäre nicht gestorben; Ida ist aber gestorben, also ist sie — und jeder Säugling — hilflos, und an dieser Hilflosigkeit ist

sie, der gesunde Säugling, zugrundegegangen. Realiter ist ein Säugling, der ja ebenso wenig wie ein anderes Wesen „durch", sondern „an" einer Krankheit, z. B. Unterernährung stirbt, eben krank, tödlich-krank, ein gesunder Säugling aber ist — gesund, bekommt also auch die gesunde Nahrung, ist auch ernährungsgesund, es ist ebenso ausgeschlossen, daß ein gesunder Säugling nicht die gesunde Nahrung bekommt, wie, daß ein gesunder Säugling von einer kranken, z. B. stillunfähigen Mutter abstammt oder ein kranker von einer gesunden, es ist auch ausgeschlossen, daß ein gesunder Säugling stirbt. „Hilflos" kann man nur den kranken Säugling, den kranken Menschen, den Kranken überhaupt nennen — insofern, als er den normalen Lebensaufgaben nicht gewachsen, sondern auf fremde Hilfe angewiesen ist. Hilflosigkeit ist immer Zeichen von Krankheit *).

Wer das Verhalten des jungen Kindes richtig charakterisieren will, darf es nicht als im Gegensatz zu andern Individuen geschehend beschreiben. Das Kleinkind benimmt sich als ein Wesen, dem die Gegensätzlichkeit, die Unter- und Verschiedenheiten noch nicht aufgegangen sind. Wer es anders beschreibt, nimmt irrigerweise an, daß die erwachsene(re) Weltanschauung auch beim Kleinkinde — wohl gar identisch — vorhanden sei und daß die Unterschiede der Verhaltensweisen lediglich solche innerhalb der gleichen oder gar identischen Weltanschauung seien. Der Einwand, der Erwachsene könne doch nur „in" seiner Weltanschauung erleben und beschreiben, sich also in die des Kindes (oder eines andern Wesens) nicht „hineindenken", ist naiv: zur Welt des Erwachsenen gehören eben auch solche Wesen, deren Verhalten derart spezifisch ist, daß es eine innerhalb der erwachsenen Weltanschauung konstatierbare Differenz der Weltanschauung anzeigt und nur so korrekt zu beschreiben ist; es ist durchaus legitim, aus dem Verhalten dieser Wesen, z. B. der Kleinkinder Schlüsse auf die Beschaffenheit dieser differenten Weltanschauung zu ziehen, eine andere Möglichkeit gibt es überhaupt nicht (s. 5. Bd. § 7_2). Der Psychobiologe hütet sich davor, erwachsene Tatbestände auf die kindliche Stufe zu übertragen.

Der Mensch in seiner Frühperiode verhält sich also nicht wie ein, sondern als absolutes Wesen; man hat diese Frühperiode als die des Allein-, Einzigseins zu bezeichnen (S. 329). Dem widerspricht nicht die Darlegung im 1. Bd. S. 421, daß es realiter ein Absolutes als ein aus dem Zusammenhange des Geschehens (sozusagen absolut) Herausgelöstes weder im Physischen noch

*) Dies gilt auch für die Tier- und Pflanzenwelt. Auch das geringste Tier, die geringste Pflanze ist nicht hilflos, „weil" sie so ist, wie sie ist. Die Schnecke ist nicht hilflos, weil sie nicht so rasch ist wie eine Gazelle usw. Jedes gesunde Wesen ist so, wie es ist, „gerade richtig", „hilflos" ist nur das kranke.

als Metaphysisches, Außer-weltliches gibt, die Annahme eines solchen Absoluten lediglich Fiktion, Deutung, irrealisch ist. Im Sinne der dämonistischen Absolutheit ist auch das Kleinkind nicht isoliert, nicht absolut; es ist absolut nur im Sinne des primitiven Monismus, als mit seiner Welt identisch, „etwas außerhalb seiner Welt" gibt es für das Kleinkind noch nicht. Das dämonistische Absolute ist dagegen sozusagen von Nichts umgeben, es steht nirgends mit „der Welt" in Berührung, nimmt an ihren Veränderungen nicht teil usw., und es ist ein unlösbares Problem, wie ich denn von ihm überhaupt etwas wissen könne und ob nicht mein Wissen von ihm, mag es auch nur logischer Schluß sein, das Absolute — der Absolutheit beraube, und wie es wohl denkbar sei, daß das Absolute im allergeringsten und damit ja total der Absolutheit beraubt werden könne, usw. Wir erleben das Kleinkind als in allseitigem Zusammenhange mit den übrigen Dingen stehendes Wesen; seinem Verhalten nach ist es mit seiner Welt identisch, also nicht außerhalb ihrer existent, es ist „absolut" im Sinne von „all-ein" *). Die korrekte Beschreibung kann gar nicht anders lauten.

Wir bezeichnen das Kleinkind aus metrischen usw. Vergleichen eben als klein, schwach usw., es ist ein primitives Wesen, aber diese Primitivität ist vorgegensätzlich, implikat, für sie treffen Unter- und Verschiedenheitsbezeichnungen noch nicht zu, das kleine, junge, schwache Wesen beherrscht dennoch die Großen, Alten (Älteren, Eltern), Starken, sie dienen ihm vorbehaltlos, sie geben ihm den Lebensbedarf „ohne Entgelt", sie putzen ihm sogar die Exkremente weg und finden es ganz in der Ordnung,

*) Im alltäglichen Sprachgebrauch wird „absolut" oft im Sinne von „abgeschlossen", „ausschließlich" verwendet und gibt den letzt- oder höchstmöglichen Grad an, z. B. absolut richtig (2 mal 2 = 4), absolut sicher svw. vollkommen, im höchstmöglichen Grade richtig, sicher, so richtig wie sonst nichts, also „unvergleichlich" richtig („absolut" zum Unterschied von „relativ"). Weltanschaulich dagegen ist „absolut" svw. „ohne jegliche Verbindung, in sich vollkommen abgeschlossen, von Nichts umgeben", sozusagen: „absolut absolut"; dämonistisch kennzeichnet man so das Metaphysische, realiter ist das Kind als identisch mit der Welt „absolut". Der „absolute Herrscher" ist in der üblichen dämonistischen Auffassung der Gott-Teufel, der unnahbar, in absoluter Ferne allmächtig über dem Reiche-Volke schwebt, wobei es zweifelhaft bleibt, wie denn dieses Wesen als „absolut" mit seinem Reiche-Volke „verbunden" sein, auf es oder in ihm wirken könne usw., — oder der primitive Herrscher, der mit seinem Be-reiche, seiner Welt identisch ist wie ontogenetisch das junge Kind, also einen Gegensatz nicht kennt oder anerkennt, sowie der primitivistische, nämlich individualistische Herrscher höherer Kulturen, der sich mit seinem Reiche-Volke in der Art des Primitiven identisch erlebt (l'état c'est moi, Despot, Autokrat, Tyrann). — Analog wird das Wort „allein" im Sinne von „nur, ganz ein" (z. B. ich bin allein spazieren gegangen) und von „alles eins", „alles in einem" (all-ein), synonym mit absolut, gebraucht.

daß es „sich gehen läßt", sie bringen ihm ihre Liebe dar, sie verneigen, verkleinern sich vor ihm, erweisen ihm, ausgesprochen in primitiveren und ausklingend in höheren Kulturen, die All-Ehre, die man einer Gottheit erweist: Christos das Kind (S. 208; vgl. Ed. Norden, Geburt des Kindes), Kind als wiedergeborener Vater, neu-geborener Ahn, als verleiblichte Gottheit, der man Geschenke, Opfer darbringt, die man „im Kinde" anbetet, Mana ni mangi Kind ist Häuptling (Br. Gutmann, Das Recht der Dschagga) usw., 3. Bd. Nr. 296, S. 378. Und so gibt es für das junge Wesen auch noch nicht Mein und Dein, nicht Eigen- und Fremdbesitz, ihm gehört alles und nichts.

Allmählich im Laufe der ersten drei Jahre ändert sich das Verhalten des Kleinkindes: das Vor-Spiel- geht in das Spielalter über, aus dem All-einen wird das Eine-unter-anderen, das Mitglied, aus der Gottheit wird der Kämpfer. Am Verhalten des Kindes ist zu erkennen, daß nunmehr — noch ganz unklar, als dunkle Rätsel, Probleme — die Gegensätze mit den Unter- und Verschiedenheiten zu gelten beginnen und Geltung gewinnen, also auch die Besitzunterschiede, das Mein und Dein. Aus dem All-Nichts-Besitzer wird der Teilnehmer am Besitz aller, aus dem All-einen ein Glied der primitiven Gemeinschaft, aus dem absoluten Wesen wird das kollektive Wesen, aus dem „alles eins" wird das „alles allen". Der „Reichtum" des Kindes ist zunächst das, was es blickend, tastend usw. erreichen kann, also die nahe Umgebung, der noch enge Horizont, seine Welt; dann verhält sich das Kind mehr und mehr zur Umgebung als zu „Individuen", also zu Wesen von einer beginnenden und zunehmenden Selbständigkeit, Eigenlebigkeit, die unbeschränkte Autonomie geht in ein gemeinsames Regime über, in dem Machtkämpfe entbrennen. Alles Spielzeug gehört ursprünglich wie die Geschwister usw. zur all-einen Welt, alsdann beginnt die all-eine Welt zu zerfallen, gewisses Spielzeug verbleibt im Reichtum des jungen Kindes, anderes wird unbotmäßig wie die menschlichen Wesen, die es handhaben, doch ist die verhältnismäßige Abgrenzung zunächst noch ungenau, verschwommen, wechselnd und gewinnt erst nach unzähligen Versuchen, Prüfungen, Forschungen, Erfahrungen an immer neuen Dingen eine zunehmend größere Ent-schiedenheit; in diesen Übergängen konfluiert noch das „Alles-eins"-Verhalten mit dem „Alles-allen"-Verhalten. Das kleine Kind besucht mit den Eltern eine befreundete Familie, es spielt mit den Sachen dieser Familie genau so wie mit denen der Eltern, beschäftigt sich mit ihnen in einer Art, wonach sie zugleich ihm und den andern gehören, zunächst mit dem Akzent auf dem „ihm", später auf dem „den andern". Mit fortschreitender Differenzierung hebt sich auch Mein und Dein immer klarer voneinander ab, bis mit dem Erreichen der Pubertät die Besitz-

periode „Jedem das Seine" einsetzt, der junge Mensch zum Mitglied der jugendlichen, dann erwachsenen Gemeinschaft, zum „Menschen"=„Socius" im reifen Sinne wird.

Weder in der Periode „alles eins" („alles einem") noch in der „alles allen" kann von Besitz im reifen Sinne, also im Sinne von Eigen- und Fremdbesitz gesprochen werden, beide Perioden sind noch vorbesitzlich, in der zweiten aber gewinnen die Dinge, zu denen sich das heranwachsende Kind verhält, mehr und mehr den Differenzierungsgrad des Mein und Dein. Das Kind gebraucht auch schon früh die Worte „mein" und „dein", aber diese Worte sind im possessiven Sinne noch nicht vollgültig, geben erst Vorstufen des Besitzes an. Das „Mein" des Kindes gehört doch eigentlich den Eltern, auch in dem Falle, daß das Kind „die tatsächliche Gewalt über die Sache" hat, also die Sache „besitzt". Der Federhalter des Kindes ist mit dem Gelde der Eltern gekauft, und auch falls er von jem. geschenkt worden ist, kann das Kind doch nicht ganz eigenmächtig, sondern nur mit Erlaubnis der Eltern darüber verfügen. Das Taschengeld ist dem Kinde doch nur zur Prüfung, ob und wieweit es schon mit Geld umgehen kann, als vorstufiger Besitz überlassen, einen „Rechtsanspruch" auf Taschengeld hat das Kind nicht, es kann ihm entzogen werden usw. Die Eltern sind gesetzlich unterhaltspflichtig, aber das Kind kann die hierin etwa säumigen Eltern nicht verklagen, es müßte gegebenenfalls von erwachsenen Personen vertreten werden. Selbst der unmündige König hat einen Vormund, einen Regentschaftsrat. Man kann also die Dinge, die dem Kinde zur Benutzung überlassen werden, nicht eigentlich seinen Besitz oder sein Eigentum nennen, man kann sie nur als kindlichen Besitz, d. h. als Vorstufe des Besitzes kennzeichnen, so wie auch das arbeitliche Spiel des Kindes noch nicht Arbeit, sondern Vorstufe der Arbeit ist. Je älter das Kind wird, desto mehr nimmt der kindliche Besitz den Charakter des eigentlichen Besitzes an, desto mehr verhalten sich auch die Erwachsenen dem kindlichen Besitz gegenüber so wie einem eigentlichen Besitz. Dies gilt auch für Geschenke, also Liebesgaben.

In der alleinen Welt sind wie die Gegenstände so auch die Gefühle und die Begriffe noch magmatisch, dann in der mehrheitlichen Welt zunächst noch derart unklar, daß (auch) sie als magische Wesenheiten erlebt werden und es fraglich ist, ob sie „mein" oder „fremd" sind, zum „Mein" oder „Dein" gehören; zwar hellt sich nach und nach diese Unklarheit auf, bleibt aber — wenn auch „verdünnte" — Unklarheit. Also auch hinsichtlich des innern Besitzes ist das Kind noch im vorbesitzlichen Alter; auch hierin prägt sich die Unterscheidung von Mein und Dein mehr und mehr aus, wie am kindlichen Wertverhalten (eigenen Wertsetzungen und Beachtung fremder Wertsetzungen, Umgang

mit Werten) bzw. am Verhalten zu den Gegenständen (z. B. Aufsätzen), die den unterschiedlichen ideellen Gütern (dem Wissensschatz) entsprechen, zu erkennen ist. Die letzte Klarheit ist freilich in der dämonistischen Anschauung überhaupt nicht erreichbar, sondern erst in der realischen.

Gemäß der Entwicklung des Kindes ändert sich also qualitativ und quantitativ der kindliche Besitz. Es stellt sich allmählich die Scheidung in trophischen und genischen Vor-Besitz heraus, die Spielsachen der frühen Kindheit werden mehr und mehr durch die Gegenstände der späteren Kindheit ersetzt, die mehr und mehr den Charakter von Arbeitsgeräten usw. annehmen, wenn sie auch noch nicht zur eigentlichen Arbeit, also bezahlter Tätigkeit verwendet werden. Mehr und mehr grenzt das Kind seinen Vorbesitz von den Dingen ab, die den Geschwistern usw. gehören, beansprucht einen Tisch, einen Behälter, eine Zimmerecke im Kinderzimmer, ein eigenes Zimmer für sich und „seine" Sachen. Während es als Foet und Säugling in bzw. bei der Mutter wohnt, dann von den Eltern getrennt im selben Zimmer, dann allein oder mit Geschwistern oder einer Pflegeperson in einem besonderen Zimmer schläft, siedelt es in den Pubertätsjahren in ein eigenes Zimmer über oder grenzt sich und seinen Besitz schärfer von den übrigen Insassen und ihrem Besitz ab. In abnormen Fällen bleiben die Besitzverhältnisse, Mein und Dein primitiv-ungeklärt, bleibt der Mensch auch im erwachsenen Alter All-Nichts-Besitzer, Habealles-Habenichts und-oder Mitbesitzer an allem, also Individualist oder Kollektivist, auch mit verbrecherischen Verhaltensweisen, die wiederum allein oder mit mehr minder zahlreichen Gleichgesinnten ausgeführt werden, ja in kranken Zeitaltern sogar politische Bedeutung und somit den „Rechtsschein" gewinnen können (in Wahrheit sind solche „Machthaber" Räuber und Mörder).

Wie der Besitz so entwickelt sich auch die Ehre (S. 383) des Menschen aus den kindlichen Vorstufen, aus der Vor-Ehre zu den Ausformungen, die in den Pubertätsjahren erreicht werden. Für das ganz junge Kind gibt es noch keine Ehrunterschiede, man kann es nicht persönlich, sondern in ihm nur die Familie beleidigen, um das 3. Jahr herum aber beginnt mit und gemäß der Entwicklung des kindlichen Besitzstandes auch das Ehrgefühl sich zu regen, d. h. die trophisch-genischen Gefühlsabläufe, die mit dem besitzlichen Verhalten zu den Mitmenschen verbunden sind, beginnen sich in primitiven Formen zu differenzieren, und diese Differenzierung setzt sich normaliter stetig und periodisch schubweise fort, so daß die älteren gesunden Kinder ein der Ausprägung des kindlichen Besitzes entsprechend ausgeprägtes Ehrgefühl haben und ihre — innere und äußere — Ehre verteidigen. Kranke Kinder können ein überspitztes oder

ein mangelhaftes Ehrgefühl haben, überehrlich oder unehrlich („ehrlos") sein — wie auch kranke Erwachsene.

Die Entwicklung ist eine stetige Reihe von Übergängen. Zu ihnen gehört nicht bloß die Differenzierung des äußeren, sondern auch die des inneren kindlichen Besitzes. So gliedern sich die organismischen Eigenschaften und Funktionen, so die Gefühle, die Gegenstände und Begriffe mit ihren Assoziationen aus (Gefühlseinstellungen, Erfahrung, Lernen, Wissensschatz, Verstand, Vernunft). Das Schwellenstadium nennen wir Kampf (im engeren Sinne, S. 385). Der Kampf ist im Kindesalter noch Vor-Spiel oder Spiel, vorstufiger Kampf. In der absoluten Periode kennt das Kind noch keine Gegner, sein Erleben und sein Verhalten ist noch implikat, chaotisch, und auch die Bewegungen, die sich im Bewegungschaos als Drehungen abzuheben beginnen, vollziehen sich innerhalb der all-einen Welt. Der Säugling kämpft nicht eigentlich mit der Mutter um die Milch, sondern die Mutterbrust, das Mutterwesen ist ja ungetrennt in der Absolutheit, nur vage Verdichtung des chaotischen Allgemeinen, die Nahrungsaufnahme ist Geschehen innerhalb der magmatischen Allheit. Das Spielzeug, das über Bord fliegt und wiederkehrt, ist ein kaum angedeutetes Gebilde und sein Verschwinden und Wiederkehren ein hauchartiges, dann gespenstisches Ent- und Verdichten, Vergehen und Werden im absoluten Einheitlichen, noch nicht Kampf. Der Kampf setzt erst ein, sobald die Periode der Einzigkeit verlassen wird, andere Wesen, also Gegensätze auftreten. Das Verhalten des Kindes zu ihnen drückt den Hunger nach ihnen, nach Neuem, dann die Angst vor ihnen, dem Neuen, dann den Schmerz, das schmerzliche Ringen, Kämpfen mit ihnen, dem Neuen (Ergreifung, Zerlegung, Kennenlernen), dann die Trauer (die stückweise Einverleibung, auch im Sinne der stückhaften Aufnahme in den extraindividualen Vor-Besitz), endlich die Freude (Kampf glücklich vollendet) aus. In der Periode des „alles allen" richtet sich der Kampf um das Neue zunächst in gleicher Weise auf Menschen, Tiere, Pflanzen und Sachen; alle Dinge sind da diffus belebt, wesensgleich, magische Verwandlungen: alles kann sich in alles verwandeln. Alsdann kommt die Zentrierung der Dinge um den Menschen, die Abgrenzung der vorstufigen Besitzlichkeit mehr und mehr zur Geltung, es differenziert sich der persönliche Kampf vom sachlichen, werklichen, vom Kampfe mit den Aufgaben, die der Gegner stellt. So wird aus dem gemeinsamen Spiele mit Dingen, die allen gehören, oft als „ultima ratio" der Kampf zwischen den Spielgenossen, in dem eine Entscheidung über die kindlichen Besitzrechte, Macht- und Rangstufen fällt; es wird also die turnerisch-sportliche Kraftmessung (Keilerei, Prügelei, Rauferei, in der jeder ordentliche Junge „seinen Mann steht") oft in den Dienst einer kindlichen Gerichtsbarkeit gestellt,

wie das übrigens auch oft mit andern Spielarten (Wetten, Glücksspiele, vgl. Gottesurteile usw.) geschieht. „An sich" freilich zielt auch der kindliche Sport auf einen Ehrenpreis ab, und auch der Vor-Besitz, um den „mit der Faust" (vgl. Faustrecht) gekämpft wird, hat doch die Note des Ehrenpreises und gilt als „ehrlich erworben" — wie in phylisch-primitiven Zeiten. Von diesen Kämpfen heben sich die Kämpfe mit den Aufgaben ab, deren Lösung die „Aneignung" von Wissen und Können, somit die Überwindung des Kameraden und des Erziehers ist. Während also in phylisch-primitiven Zeiten („im Urstand der Natur") der Kampf um den trophischen und genischen Besitz „Mensch gegen Mensch", mit „Brachialgewalt" geführt wurde, differenzieren sich die Kampfsitten mit steigender Kultur zu unpersönlichen, also sachlichen Prüfungen, bei deren Bestehen der Prüfling beweist, daß er „des Älteren" (des Vaters, der Mutter, der Erzieher) nicht mehr bedarf und unter seinen Altersgenossen diesen oder jenen Rang einnimmt; nur ausnahmsweise wird dieser Rang „nach alter Sitte" im persönlichen Kampfe ausgemacht, und nur abnormaliter kommt es zu persönlichen Kämpfen zwischen dem Jungen und dem Älteren.

Auch der kindliche Kampf ist normaliter freundlich, er ist Austausch. Die Partner sind Gegner, nicht Feinde, beide haben Nutzen. Gesunde Kinder streiten („Streit" = feindlicher Kampf) weder untereinander noch mit Erwachsenen. Das Kind macht „Tauschgeschäfte" (seltene Briefmarken gegen ein Buch, ein altes Fahrrad usw. — mit Erlaubnis der Eltern), es stellt Spielleistungen, arbeitliche Leistungen zur Schau, zum Urteil und erntet dafür Belehrungen, oft in der Form von Lob (Anerkennung) oder Tadel (Nachweis von Mängeln, die auch als „Fehler" noch in der normalen Var.-B. liegen), in der Schule in Form von Zensuren. Das gesunde Kind kämpft nicht gegen die Aufgaben und den, der sie stellt, es meidet sie nicht, lehnt sie nicht ab, umgeht oder überhastet sie nicht (vgl. S. 311), sondern kämpft mit ihnen, kämpft sie durch, löst sie echt und überwindet mit dieser friedlichen Überwindung der Aufgabe zugleich den Prüfer. Eine Prüfung ist auch der Fall, daß sich das Kind vor einer abnormen (seinem Alter unangemessenen) Aufgabe sieht: es handelt sich dann darum, zu erkennen, daß die Aufgabe abnorm ist, und daß es ihm nicht Aufgabe sein kann, abnorme Aufgaben zu lösen, sondern sie abzulehnen, in dieser Art allerdings gegen sie und den, der sie stellt, zu kämpfen. Die Aufforderung, an einer Hauswand in die Höhe zu klettern, wird das gesunde Kind ebensowenig ernst nehmen wie die, Kants Philosophie zu lesen. Auch die gesunde Abwehr abnormer Aufgaben ist nicht feindlich. Auch dem gesunden Kinde begegnen Feinde, d. h. kranke Menschen, auch kranke Erzieher; es wehrt sich aber nicht mit den

gleichen, mit feindlichen Methoden, es streitet nicht mit den Streitenden, es ist dazu als gesund gar nicht imstande. Gewiß erwidert das gesunde Kind die vom Kameraden auf die linke Backe applizierte Backpfeife nicht damit, daß es auch noch die rechte hinhält (so etwas tut nur der Schwächling); es haut ihm vielmehr auch eine runter (nach Goethes Neujahrswunsch „... auf einen Schelmen anderthalben" möglichst anderthalbe, wobei die halbe das Lehrgeld des Angreifers ist), aber es ist in diesem Gefecht, auch falls die erhaltene Ohrfeige feindlich gegeben war, nicht feindlich gesinnt, sondern erteilt dem Angreifer eine wohlwollende Belehrung; es ist ein erheblicher Unterschied zwischen einer feindlichen Handlung und der ihr analogen gesunden Abwehr (vgl. Verbrechen — Strafe). Das gesunde Kind kämpft auch nicht mit Eltern und Erziehern oder andern Erwachsenen feindlich, es ist nicht aufsässig, aggressiv, vertrotzt, auch nicht unterwürfig, schmeichlerisch usw., es sieht im Älteren nicht grundsätzlich den Feind seiner Allmacht, den es irgendwie bezwingen müsse, — so erlebt und verhält sich nur das neurotische Kind. Das gesunde Kind führt seinen Kampf um die Macht mit der gesunden Ehrfurcht, Demut, Artigkeit, auch auf genischem Gebiete, auf dem es ebenfalls seine Leistungen und Gaben darbietet und „gegen" die der Beschenkten eintauscht.

Das gesunde Kind kämpft also nicht um die Erhaltung seiner Absolutheit, Einzigkeit, seiner primitiven Göttlichkeit, sondern es kämpft freundlich um Macht, um Mehrung seines inneren und äußeren Vor-Besitzes, seiner inneren und äußeren Vor-Ehre, es will vorwärts kommen, Fortschritte machen, größer werden, so mächtig, daß es im Endkampfe, dem es entgegenwächst, im Pubertätskampfe seine Freiheit, Selbständigkeit, Ehre und Wehre erringt, derart die „Alten" überwindet, in den Kreis der Großen, der Besitzer aufgenommen wird. Nur das kranke, insbes. das neurotische Kind kämpft, soweit krank, feindlich, kämpft um die Wahrung seiner Absolutheit, bleibt in einer individualistischen oder kollektivistischen Existenz, sein Kampf ist Krampf. Auch das gesunde Kind kann zunächst Freund und Feind noch nicht sicher unterscheiden. In der Frühperiode kommt diese Unterscheidung überhaupt noch nicht in Betracht: das absolute Wesen hat noch keinen Gegner, keinen Gegensatz. Dann aber, mit Einsetzen der Individuation, treten Gegner auf: Menschen, Tiere, Pflanzen, Sachen, und nun beginnt das Forschen auch um den Unterschied „Freund oder Feind?" Zu klaren, definitiven Ergebnissen kommt das Kind noch nicht, wenngleich sich entwicklungsmäßig die Unklarheit im Gebiete der gewohnten, also im jeweils möglichen Grade erforschten und nun bekannten Umgebung lichtet. Aber alles Neue ist zunächst wieder fremd, rätselhaft, unheimlich, auch im Sinne des Zweifels, ob Freund

oder Feind, und demgemäß verhält sich das Kind: neugierig-vorsichtig, forscherisch, bis es zum „Schlusse" gekommen ist. So gewinnt es allmählich an Sicherheit des Urteils, aber ein mehr minder großer Rest von Unsicherheit findet sich auch noch beim Erwachsenen, nur der Mensch mit großer Lebenserfahrung, der Mensch, der als Menschenkenner „ausgelernt" hat, kann ein zutreffendes Urteil abgeben und wird sich kaum mehr täuschen, mögen die Urteile aus dem instinktiv-intuitiven oder dem hochdifferenzierten Erleben heraus gefällt werden.

Wie sich das gesunde Kind, d. h. „das durchschnittliche Kind" jeweils verhält, das ist eben die kindliche Norm. Das gesunde Kind erreicht immer seine Ziele, auch seine Besitz-, Machtziele, es steckt sie weder zu weit noch zu nahe, sondern richtig, es stellt die rechten Ansprüche, will nicht zu viel und nicht zu wenig, seine Unsicherheit liegt im Rahmen der normalen Var.-B., sein Lernen ist Entwicklung, nicht aber ein Lernen, wie die Entwicklung richtig „gemacht" wird, auch die Eltern und Erzieher, die älteren Kameraden sind nicht Verursacher der Entwicklung, sondern Wegweiser, „weisen zurecht", belehren, zeigen die Tatsachen, an denen sich das Kind mit und zu immer größerer Sicherheit orientiert. Strafen kommen nicht in Betracht: das gesunde Kind begeht keine Schuld, keine Sünde, es „nimmt sich nicht zu viel heraus" (schulden svw. herausnehmen, 3. Bd. Nr. 233), aber auch nicht zu wenig, es ist kein „Musterknabe" in der Art des 100%-Gehorsamen, des Vorschriftssklaven, auch nicht „Ausbund" in der Art des 100%-Ungehorsamen, des „ewigen Revolutionärs", es ist weder Mucker noch Aufmucker, sondern es verhält sich „von selbst", gemäß seiner biologischen Beschaffenheit so, wie Vorschrift, Regel, Gesetz es angeben — die ja eben erst sein und anderer gesunder Kinder Verhalten zusammenfassend beschreiben. Der Gesunde denkt und handelt überhaupt gesetzmäßig — und kann gar nicht anders —, nämlich so „daß die Maxime seines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann" (Kant, Kr. d. pr. Vern.): der Kantsche Imperativ lautet psychobiologisch: Sei gesund! Das kranke Kind dagegen denkt und tut, soweit krank, außerhalb der normalen Var.-B., also falsch und fehlerhaft, ist schuldig und erhält Strafe, die normaliter wertgleich der Schuld ist. Was du säest, wirst du ernten. Alle Schuld rächt sich auf Erden, aber der Schuldige ist nicht schuld an seiner Schuld. (S. weiter 5. Bd. § 13, 6. u. 7. Bd.)

Wie aber: nimmt das Kind nicht immer mehr, als es gibt? Ist somit die entwicklungsmäßige Erweiterung des kindlichen Besitzes nicht ein beständiges Unrechttun, Eingreifen in fremden Besitz, feindliches Vorgehen? Normaliter keineswegs. Normaliter entspricht auch im Spiel der Lohn der Leistung — wie später

n der Arbeit. Das Kennenlernen des Neuen ist die Leistung, die dazu führt, daß das Bekannte, Erkämpfte, Errungene im Rahmen der kindlichen Tätigkeiten Verwendung findet, in seinen innern oder äußern Besitz eingeordnet ist, und diese Verwendbarkeit, zusammen mit der Anerkennung in Worten, Prämien, Ehrenpreisen (Bücher, Uhr, Abzeichen usw.), Versetzung, häuslicher Feier usw. — das ist der Lohn. Es gibt in der Norm überhaupt keine Möglichkeit, daß der Lohn der Leistung, dem Geleisteten nicht angemessen wäre; der biologische Zusammenhang Leistung-Geleistetes-Lohn besteht auch im kindlichen Alter und ist innerhalb der normalen Var.-B. auch wertmäßig richtig, gerecht: dies ist das Gesetz der immanenten Gerechtigkeit (s. auch § 7,6, E). Unrichtig (ungerecht, zu hoch, zu niedrig) ist der Lohn nur in abnormen Fällen, die kindliche Leistung, die gesunde oder die kranke, wird da über- oder unterschätzt. Man spricht da oft von Frühreife und bewundert sie, sehr irrtümlich. Der Zweifel am gerechten Lohn kann beim Erwachsenen wie beim Kinde wieder innerhalb oder außerhalb der normalen Var.-B. liegen. Man kann die Leistung des Kindes rein mechanistisch, also ohne Berücksichtigung der entwicklungsbiologischen Unterschiede mit der Gegenleistung des Erwachsenen vergleichen und aus der Tatsache, daß der Erwachsene auf seinem Niveau gegenleistet, schließen, daß er überleiste, und vom Kinde eine übermäßige Dankbarkeit beanspruchen, zumal in der Tat der Ältere immer etwas mehr zur Verfügung stellt, als das Kind gemäß seiner jeweils geringeren Entwicklungsstufe annehmen und verwenden, „verdauen" kann (S. 358). Realiter ist aber der Lohn nur das, was das Kind von dem für die Leistung Dargebotenen in seine Welt aufnimmt, — und dies eben ist der Leistung, dem Geleisteten normaliter angemessen. Von seinem Standpunkte aus kann das Kind eine Leistung, die auch der Erwachsene (freilich auf seine differenziertere Weise) vollführt, z. B. ein Pferd aus dem Stalle holen, es anschirren, kutschieren oder Kaffee kochen, den Tisch decken usw. oder lesen, schreiben usf., der erwachsenen Leistung gleichstellen und somit relativ hoch oder zu hoch bewerten in dem stolzen Bewußtsein, daß es als Kind schon erwachsene Arbeit leiste und dafür erwachsenen Lohn zu beanspruchen habe, und mit dem Zweifel, warum die Besitzordnung diesem Anspruch nicht gerecht werde, usw. Die Erkenntnis von der biologischen Äquivalenz Leistung-Arbeit-Lohn wird erst im realischen Denken gewonnen. Seine Existenz freilich „verdankt" das Kind den Eltern, und es gibt keine Möglichkeit für das Kind, dieses „Geschenk" gleichartig zu vergelten (die Eltern zu zeugen); realiter aber ist die Existenz des Kindes der adäquate Liebeslohn für die Eltern, also sind sie belohnt und haben kein Recht, vom Kinde für seine Zeugung einen Extralohn

zu erwarten oder zu fordern und dem Kinde Vorwürfe zu machen, daß es diesen Extralohn, den es ja gar nicht zahlen kann, nicht zahlt. Die Dankbarkeit des Kindes für seine Existenz ist realiter lediglich das Denken des Kindes an die Erzeuger als solche, an die Ahnen und das diesem An-denken (der An-dacht) entsprechende Verhalten, das speziell die Ethik (Religion) beschreibt (3. Bd. S. 380).

Der Kranke leistet, soweit krank, falsch und Falsches, fehlerhaft und Fehlerhaftes, fehlwertig und Fehlwertiges, kann also normaliter nicht Lohn für Rechtwertiges erhalten, sondern nur Lohn gemäß der Brauchbarkeit seiner Leistung und seines Geleisteten, dazu nützliche Aufklärung, heilsame (therapeutische) Belehrung; beides zusammen ist biologisch äquivalent der Leistung und dem Geleisteten des Kranken und somit der gerechte Lohn; er kann — je nach Art und Grad der Fehlleistung (Schädlichkeit) — auch nur in wortlichen und tätlichen Rügen, in der Auferlegung von Buße (Sühneleistungen) u. a. Verpflichtungen (z. B. der, die ärztlichen Verordnungen zu befolgen, sich überhaupt behandeln zu lassen), in der Lockerung oder dem Abbruch der „Beziehungen" bestehen. Der Gesunde kann auch dem Kranken gegenüber nur nach dem Gesetz der immanenten Gerechtigkeit, d. h. eben normal denken und tun. Der Kranke dagegen kann nur nach dem Gesetz der immanenten Ungerechtigkeit denken und tun: er gibt und nimmt zuviel-zuwenig, zurasch-zulangsam, zufrüh-zuspät, an falscher Stelle usw., bestenfalls normnahe, und das unter Kranken Gegebene und Genommene steht im Mißverhältnis, das bestenfalls normnahe ist, aber auch da noch im Bereich des Unrichtigen, Unrechten, Ungerechten liegt. Unrichtig, ungerecht (zuhoch-zuniedrig) ist der Lohn nur in abnormen Fällen, auch die kindliche Leistung, die gesunde wie die kranke, wird da über-unterschätzt, fehlgeschätzt. Nicht selten wird sogar die abnorme Leistung als eine enorme verkannt, z. B. Strebertum als Strebsamkeit, Krampfigkeit als hohe Begabung, Eigensinn als Selbstsicherheit, Fanatismus als Zielbewußtheit usw. — kurz addierte Schwäche als überragende Stärke.

Jeder Übergang, jeder Entwicklungsschritt ist Verlust und Gewinn, wobei unter Verlust das, was ab-, aufgegeben wird, unter Gewinn das, was erreicht, erzielt wird, zu verstehen ist. Der Gewinn kann nur über ein Risiko, einen Verlust erreicht werden; „setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Verlust und Gewinn stehen normaliter in einem bestimmten Verhältnis, darin ist der Gewinn größer als der Verlust; in abnormen Fällen bestehen Mißverhältnisse in der Art des Zuviel-Zuwenig. Entwicklungsbiologisch ist der Verlust das Aufgeben, Verlassen der bisherigen, der Gewinn das Eintreten in die höhere Stufe. Den Verlust des Mutterleibes

übersteigt der Gewinn des extrauterinen Daseins. Die Abgabe von Kot und Harn usw. hat ihr Plus in der Befriedigung des Bedürfnisses, der neuerlichen Nahrungsaufnahme mit Zunahme des Organismus. Der Verlust der Milchzähne wird durch den Gewinn der bleibenden Zähne mehr als ausgeglichen. Der Eintritt in die Schule ist ein genetischer Gewinn, der größer ist als der Verlust des Elternhauses in der Schulzeit. Der Pubertätsübergang führt aus dem Kindes- ins Jugendlichenalter, also zu einem Gewinn, der den Verlust übertrifft. Die Zunahme des Organismus mit dem innern und äußern Besitz geht normaliter weiter bis zum Höhepunkte des Lebens. Von da an gibt der Mensch mehr ab, als er aufnimmt, er nimmt ab, verteilt mehr und mehr seine innern und äußern Güter zu Lehen oder zu Eigentum, aber diese Verluste werden mehr als wettgemacht durch die Zunahme an Weisheit, also an innerem Besitz, an Ehrwürdigkeit, mit der die Erhaltung eines ausreichenden äußeren Besitzes biologisch verbunden ist.

Auch im Austausch ist der Gewinn größer als der Verlust; man pflegt hier auch bloß das „Mehr" des Gegenwertes als „Gewinn" (Nutzen) zu bezeichnen. Der Austausch bringt beiden Partnern Gewinn, Nutzen, Vorteil; beide bedanken sich. Verkauft A dem B eine Ware, so zahlt B den angemessenen Preis; dieser ist der Gewinn bzw. enthält den Gewinn des A, während die Ware der Gewinn des A ist bzw. ihn enthält; A verliert, gibt hin die Ware, B sein Geld. Der „Mehrwert" ist nicht etwa „Betrug" *), indem er den „eigentlichen Wert" (Gestehungswert des Herstellers, Einkaufswert des Wiederverkäufers) übersteigt, sondern er ist der Lohn (Verdienst, Gewinn) des Herstellers bzw. Wiederverkäufers und in dem Werte, den die Ware für den Käufer hat, mitenthalten; abgesehen vom „gemeinen Werte" hat die Ware für den Käufer einen höheren (Bedarfs-)Wert als das für sie zu zahlende Geld (sonst würde er das Geld behalten), wie umgekehrt das Geld für den Verkäufer einen höheren Wert hat als die Ware (sonst würde er sie behalten). Das Gleiche gilt für den Austausch von Bildungsgütern usw., für den Austausch überhaupt.

Mit „Verlust" bezeichnet man nicht bloß den ganzen Wert,

*) Diese Auffassung ist ebenso abwegig wie jene andere, die die Geldrechnung verwirft und nicht auf den Geldnenner, sondern auf Warenbestände, Maschinen und Ziegelsteine bilanzieren will (Betriebswirtschaftslehre Schmalenbach, Nicklisch, Schmidt u. a.). Mit vollendeter Sachkenntnis und ebenso vollendeter Logik weist Wilhelm Rieger, der Psychobiologe unter den Wirtschaftswissenschaftern, die theoretische Unhaltbarkeit und praktische Undurchführbarkeit dieser „modernen" Ideen und Versuche, „mit Worten ein System zu bereiten", nach (siehe „Schmalenbachs dynamische Bilanz", Stuttgart 1936, auch „Einführung in die Privatwirtschaftslehre", Nürnberg 1928).

den man hingibt, sondern speziell den Teilwert, um den der Gegenwert geringer ist. „Verlustgeschäfte“ sind feindliche (kranke) Verfahrensweisen entweder beider Partner (sie betrügen sich gegenseitig, oder der eine ist dumm und „muß geprügelt werden“, der andere spekuliert auf die Dummheit, nutzt sie aus, alles Ausnutzen ist unehrlich) oder doch des einen, der die normale Unkenntnis des Partners auf einem bestimmten Gebiete ausnutzt. Der Betrüger (Profitler usw.) hat aber nur einen Scheingewinn: unrecht Gut gedeihet nicht, und ehrlich währt am längsten, und jeder Betrüger ist letztens betrogen, betrügt sich selbst. Auch der Gesunde kann mal Verlust erleiden, aber er lernt daraus und hat somit letztens doch gewonnen. Von diesen Verlusten sind natürlich die Wertminderungen zu unterscheiden, die mit der Abnutzung, dem Verbrauch, dem „Sterben“ der Ware (die ja auch „den Weg alles Irdischen geht“), den Konjunkturschwankungen verbunden sind; der Gesunde erwirbt aber immer soviel, daß er Ersparnisse macht, die den Ersatz des Verbrauchten und das Überstehen der Konjunkturbaisse garantieren. Mit „Risiko“ bezeichnet man den Wert, den man der Gefahr des Verlustes aussetzt, entweder den ganzen Wert oder einen Wertteil. Auch das Risiko steht in einem inner- oder außerhalb der normalen Var.-B. liegenden Verhältnis zum Gewinn *). Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Nur der Kranke riskiert zu viel oder zu wenig; er rechnet nicht korrekt, sondern zu viel oder zu wenig, ist „berechnend“ oder leichtfertig und verrechnet sich allemal, wie er selber unberechenbar ist. Besonders groß ist das Risiko im Glücksspiel, aber der Gesunde hat für solche Spiele kein oder kaum Interesse.

Die Spielleistung des Kindes kommt freilich dem, der die Belohnung gibt, in einer andern Weise zugute wie die Arbeitsleistung des Erwachsenen. Die Arbeit führt zu einem Produkte, das der Erwerber gemäß seiner Spezifität braucht, ohne es selber herstellen zu können (Arbeitsteilung). Die kindliche Leistung liefert noch keine Ware oder doch höchstens Vor-Produkte, Vorstufen von Waren. Die Sprech- und Schreibübungen des

---

*) Daß ein „Prinzip“: „Maximum von Erfolg bei Minimum von Risiko (Kraftaufwand)“ in der Natur bestünde („herrsche“), ist ein Mißverständnis der Tatsache, daß mit steigender Übung (Wiederholung) die Geschicklichkeit zunimmt, also der Kraftaufwand bis zu einem gewissen Grade abnimmt. Eben dieser Grad bleibt aber, das Risiko kann sich also bei entsprechender Übung verringern, ohne daß der Erfolg sich verringert, es kann aber nicht auf Null oder auf ein „zu wenig“ absinken. — Übrigens wäre zu jener These die Gegenthese aufzustellen „Maximum von Risiko bei Minimum von Erfolg“, z. B. gehen unzählige Milliarden Keimlinge zugrunde, nur wenige Früchte gedeihen. Auch hier waltet kein aufs Extrem gerichtetes „Prinzip“, sondern es liegt nur das Verhältnis Risiko: Gewinn zu ungunsten, wie im ersten Falle zugunsten des Gewinnes.

Kindes z. B. sind lediglich technische Vollzüge, und auch die kindliche Beschreibung (Aufsätze usw.) ist normaliter noch nicht verkäuflich; die Höhle, die sich das Kind zum Wigwam ausbaut, ist eine Vorstufe des Hauses usf. Dennoch wird die Spielleistung anerkannt, belohnt, sie muß also dem, der sie belohnt, zugute kommen, es handelt sich ja um Austausch. Ihr Wert für den Belohner besteht darin, daß sie ihm als Zeichen des Fortschrittes dargebracht wird, somit als Anerkennung seiner eigenen Leistung, als Versprechen für die Zukunft; die steigende Leistung des Kindes ist eine Mehrung dessen, was Eltern und Erzieher „an dem Kinde haben", zunächst eine Mehrung des innern Besitzes (Freude über die Fortschritte des Kindes, über seine Dankbarkeit, Erweiterung-Vertiefung des Wissens: docendo discimus), später auch eine Mehrung des äußeren Besitzes (Mitarbeit).

Die gesunde Leistung auf jeder Entwicklungsstufe nützt also nicht bloß dem Leistenden, sondern auch allen andern, zunächst dem, der sie belohnt. Es ist also unrichtig, das Kind allgemein als „egoistisch" zu bezeichnen. Seine Leistungen gelten nicht ausschließlich oder vorwiegend ihm selber, sondern der Gemeinschaft, zu der ja auch der Leistende gehört. Cui bono? Omnibus. Ein Herausnehmen einer Leistung aus dem allgemeinen Zusammenhange ist schlechterdings unmöglich, sie läuft allemal im allgemeinen, im kosmischen Geschehen; auch die kranke Leistung ist nicht in diesem Sinne isolierbar, mag sie auch „absonderlich", „abgesondert", die eines „Sonderlings" sein. Die gesunden Leistungen sind weder egoistisch noch altruistisch, sondern eigen-gemeinnützlich (3. Bd. S. 275). Der Egoist wie der Altruist sind Kranke (6. Bd. § $3_{,4}$); die kranken Leistungen sind eigen-gemeinschädlich. Der Kranke hat das Problem „Ich und Du", „Mein und Dein" noch nicht gelöst. Auch das Kind hat dieses Problem noch nicht klar gelöst, doch liegt diese Unklarheit — wie alle andere — beim gesunden Kinde innerhalb der normalen Var.-B. (Im philosophischen Sinne gibt das Wort „egoistisch" an, daß die Welt die Gesamtheit der Aktualitäten meiner Denkzellen ist, daß es also nur eine Welt, die meine gibt und auf die Existenz der andern Welten nur in meiner Welt logisch geschlossen wird und werden kann; S. 270.)

An den jeweiligen Verhaltensweisen des Kindes im Gange seiner Entwicklung ist zu erkennen, daß sich auch die Wertungen (Wertsetzungen), die Gefühlseinstellungen zu sich und der Umwelt differenzieren. So lange das Kind als absolutes Wesen lebt, kann von Wertunterschieden noch nicht die Rede sein, ist die Kind-Welt Wertchaos, auch quoad Wert all-ein, All-ein-wert, den man ebenso gut mit Alles wie mit Nichts bezeichnen kann (S. 389). Sobald das Kind aus seiner Einzigkeit in die Mitgliedschaft wächst, setzen die Wertunterschiede ein, wie der Unter-

schied Mein und Dein einsetzt. Die Wertungen sind zunächst noch ganz unsicher, schwankend, genetisch rasch wechselnd, von den Wertungen der Erwachsenen durchaus verschieden; eine Glaskugel ist für das kleine Kind ebenso viel oder sogar mehr wert als ein Edelstein, ein Spielzeug, eben noch stürmisch begehrt, wird alsbald weggeworfen, macht einem andern Platz usw. Im Laufe der Jahre vermannigfaltigen, zentrieren und festigen sich die Wertungen mehr und mehr, nähern sich die Wertunterscheidungen denen der Jugendlichen, unablässig werden Wertproben, -vergleiche angestellt, und so vollzieht sich auch der Einbau der Wertungen anderer Menschen in die individuellen Wertskalen, die Herausbildung von Gemeinwerten und Gemeinschaftswerten, also von „gemeinen Werten" bestimmter Gegenstände und ferner der Werte, die der Gemeinschaft gehören. Bei all diesen Umwertungen heben sich schon früh gewisse Wertungen als relativ beständige heraus. Die Wertungen sind trophische und genische. Erstere gleichen sich regelmäßig den entspr. Wertungen anderer Menschen, zunächst der gleichaltrigen, dann auch der älteren an, die genischen Wertungen sind und bleiben weit mehr individuell: das Kind zieht seine Eltern allen andern Vätern und Müttern vor, schätzt sie am höchsten ein, die Freundschaft ist auf einen individuellen, wenn auch variabeln Kreis beschränkt, und die sinnliche Liebe entwickelt sich zu jeweils einziger Bindung, die freilich bis ins jugendliche Alter hinein wechselt und sich erst dann endgültig ausrichtet. Gemeinschaftswerte gibt es nur im Trophischen und im Platonischen (Vaterland, Nationalehre, Freiheit, Gott), nicht aber im Sinnlichen. (S. weiter im § $8_{,2}$, dann 5. Bd. § $8_{,1,\ B,\ a}$).

6. Die genische Entwicklung.

A. Die platonische und die sinnliche Liebe.

Die RSe und RS-Gefüge, also auch die Organe des ganz jungen Kindes sind erst soweit differenziert, daß wir diese Stufe noch „magmatisch" nennen. In dieser Art sind auch die Trophik und Genik einander noch angeglichen, doch eilt die Ausgliederung der trophischen RSe, der Ernährungsorgane der Ausgliederung der genischen RSe, des Genitales (als des genischen Zentralorgans) voraus, wie § $2_{,2}$ u. § $7_{,4}$ beschrieben. Wir stellen zwar „das Geschlecht" des Kindes fest, aber aus dem Vergleich mit späteren, bes. erwachsenen Funktionen, nur aus diesem Vergleich erkennen wir, daß das „Genitale" genannte Organ des Kindes dereinst „das Genitale" werden wird, zunächst aber die primitive Vorstufe ist, an der wir so gut wie ausschließlich trophische Funktionen (Harnlassen, Wachstum) beobachten, eine genische Funktion nur selten und in Andeutungen, wobei selbst

die Erektion auch trophisch sein kann (vgl. die morgendliche „Wassersteife", die mögliche Schwellung auch bei Erwachsenen nach der Mahlzeit, überhaupt den erhöhten Blutzufluß bei Ernährungsvorgängen *)). Die genischen Funktionen der Genitalien, der genitalen RSe sind noch ganz implikat, heben sich noch kaum von den trophischen ab. Dies gilt auch für die platonischen RSe sowie die genischen Anteile der Ernährungsorgane, mögen diese Anteile organeigne genische RSe oder genische Substanzen im Zellstoffwechsel sein. In der ersten Periode seines Daseins, in der Zeit der Absolutheit, des All-ein-seins verhält sich das Kind also zu seiner Umgebung in einer Art, die Trophisches und Genisches noch in magmatischer Ungeschiedenheit ausdrückt, sich aber für den Beobachter als vw. trophisch kennzeichnet. Die Bewegungen sind noch ganz unsicher und zeigen an, daß sich das Kind noch als mit seiner Welt identisch erlebt. Die Tastungen vollziehen sich also auch noch in der all-einen Welt, Selbst- und Fremdberührung sind noch nicht unterschieden. Die vom Beobachter wahrgenommenen Selbstberührungen des Kindes, also auch die der Genitalien sind normaliter noch magmatisch trophisch-genisch, höchstens keimhaft sinnlich, sie zeigen an, daß das Kind sein „Genitale" noch nicht oder ganz „keimhaft" als sinnliches Organ behandelt, also auch noch nicht oder ganz keimhaft ein sinnliches Bewußtsein hat, so erlebt das gesunde Kind auch Fremdberührungen (Pflege, Säubern). Keimhaft ist hierbei die Entdeckung, daß an der Stelle der Nabelschnur „nichts" mehr, eine Bucht, ein Schnitt, ein stummelhaftes Gebilde da ist, wie eben das Spiel mit den Genitalien eine genetische Fortführung des foetalen „Spiels" mit der Nabelschnur ist (S. 243). In all seinem Verhalten bringt das junge Kind zum Ausdruck, daß Trophisches und Genisches auch im Erleben noch magmatisch, ungeschieden ist.

*) Bei zunehmender Füllung der Blase schließt sich der Blasenschließmuskel immer kräftiger (Angst- und Schmerzreflexe); so auch nachts bis zur morgendlichen Harnentleerung, dabei auch oft Reflexe auf die Corpora cavernosa penis mit Erektion als Vervollständigung des Blasenschlusses (bei steifem Penis keine Harnentleerung), und zwar schließt sich die venöse Sperre an der Peniswurzel, so daß zwar der arterielle Blutzufluß, nicht aber der venöse Abfluß stattfindet, das Blut sich also in den Blutkammern staut. Trophische Erektion, nicht mit der genischen zu verwechseln. Die Erektion vergeht bei Harnentleerung. Abnormaliter priapistische Erektion, die Nacht hindurch („Schutz" gegen Bettpissen), auch schmerzhaft, auch taktil (Reiben) herbeizuführen und erst thermisch (Kälte) zu lösen, auch mittels Onanie (dann genisch untermischt). Analog Erektion bei ängstlichen Schülern mit Reflexen auf die Blase, so daß auch da der erigierte Penis der „Blasenriegel" ist; ebenso Erektion bei Neurotikern mit Angst vor der gemeinsamen Mahlzeit (Tisch-, Eßangst, Schlechtwerden, Übelkeit, perverse Verbindung der Angstreflexe vom Magen zur Peniswurzel, doch fassen manche Kranke das Essen genisch auf, so daß die Erektion genisch ist). S. weiter im 7. Bd.

Man pflegt die Individuen, auf die sich „die Liebe richtet", d. h. die mit genischen Gefühlen systemgenetisch verbundenen Gegenstände und Begriffe, als „Liebesobjekte" — platonische und sinnliche — zu bezeichnen. Beim jungen Kind sind Liebes- und Ernährungsobjekte noch ungeschieden, wie eben „die Objekte" überhaupt noch magmatisch-einheitlich sind. Zu seiner Welt gehören ungetrennt es selbst und die Umgebung. Es ist autotrophisch, d. h. ein sich selbst ernährendes, und autogenisch, d. h. ein sich selbst liebendes Wesen. Autogenisch bedeutet nicht, daß es nur seinen eignen Körper liebe (in diesem Sinne wird das Wort „autoerotisch" in der Psychoanalyse gebraucht), und autotrophisch bedeutet nicht, daß sich das Kind von seinem eigenen Körper nähre (nur der Foet schluckt im Fruchtwasser auch seinen Harn); sondern die Wörter geben an, daß sich alle genischen und trophischen Vorgänge innerhalb seiner alleinen Welt vollziehen, zu der also auch die Gegenstände gehören, die der Beobachter als vom Kinde getrennt erlebt. Das in die frühkindlichen Verhaltensweisen implizierte Genische ist Platonik, von Sinnlichkeit kann noch kaum die Rede sein.

Im Übergange der ersten zur zweiten Periode der Kindheit und im Verlaufe dieser Periode heben sich die trophischen von den genischen Reflexen mehr und mehr ab. So wie sich mit Einsetzen der Individuation die all-eine (absolute) Welt zur mehrheitlichen (kollektiven) wandelt, so scheiden sich seine Objekte, an Zahl und Differenzierung ständig zunehmend, mehr und mehr in trophische und genische, doch behalten sie auch hierin lange noch eine primitive Unklarheit, und erst im Laufe der Jahre sondern sich Individuen, an denen der genische Anteil zurücktritt, also trophische Individuen von denen, deren trophischer Anteil zurücktritt, die also genische Individuen sind. Hierbei eilt die Ausgliederung der Platonik der der Sinnlichkeit weit voraus. Das Kind verhält sich also zur Umgebung in einer nach Trophik und Genik mehr und mehr sondernden Art und Weise. Die Nahrungsmittel werden mehr und mehr trophisch behandelt, die Spiel-, dann die Schulsachen, die vorstufige Berufsgeräte sind, mehr und mehr arbeitlich gehandhabt usw., andere Gegenstände wie Geschenke, primitive Kunstwerke, Haustiere, Hauspflanzen, die Spielecke, manche Spielsachen, die Wohnung, das Haus, der Garten, die heimatliche Straße, der Wald in der Nähe usw. werden immer deutlicher zu platonischen Liebesobjekten, die Eltern, Geschwistern, Verwandten, Gespielen, Freunde des Hauses nehmen unter den platonisch geliebten Individuen um so mehr den Vorrang ein, je mehr sich die Dinge um den Menschen gruppieren.

Auch sich selber lernt das Kind nach und nach quoad Trophik und Genik kennen, und auch hier ist zunächst die Genik

vw. Platonik, doch kommt auch die Sinnlichkeit mehr und mehr zur Geltung. Die Entdeckungsreisen der Augen, der Hände nach den eignen, dann auch nach fremden Genitalien (denen der Geschwister, Gespielen, der Tiere, pathologisch auch der Eltern) sind zunächst in der Art des ausklingenden Magmatismus trophisch-platonisch und gewinnen erst allmählich einen sinnlichen „Einschlag". Aus dem Wiwimacher, dem Hähnchen kommt „Wasser" wie aus dem rätselhaften „Schnitt", die Genitalien sind zunächst (normaliter bis ins 6. und 7. Jahr hinein) interessante Hautfalten *), auch Anordnungen, mit denen man trophische Machtproben veranstalten kann. So probieren auch noch ältere Jungen, wer am höchsten, am längsten „schiffen", wer den Harn am längsten halten (Aushalteprobe) kann, zeigen sich die Genitalien, vergleichen ihr Größe, später die beginnende Behaarung usw., ja sogar die Onanie kann einem Prüfer vorgeführt werden als Probe auf entwicklungsrichtige Leistungsfähigkeit; ähnlich treiben auch die Mädchen an sich oder unter einander ihre Studien. Die Kleinen heben gern Besuchern gegenüber das Hemdchen hoch, stellen sich zur Schau, eine Reflexhandlung, die etwa zu beschreiben ist: sieh nur, wie ordentlich ich beschaffen bin (die Nacktheit ist den Kleinen noch nicht genierlich; vgl. erwachsene Koketterie, vgl. auch den Exhibitionismus als Persistieren-Hypertrophieren der kindlichen Zeige-Schaulust, 7. Bd. im § 4). Bei den Prüfungen auf genitale Leistungsfähigkeit („der kann das schon", „der hat schon Samen", womit die Kinder zunächst die Eichelbutter verwechseln, „der hat schon Haare unten" usw.) kann das Genische mindestens beim Prüfer zurücktreten, es sind trophische Untersuchungen am Genitale, vergleichbar den ärztlichen Untersuchungen; es besteht da kein „Liebesverhältnis" zwischen den Partnern, wohl aber besteht es zwischen Onaniepartnern, mag die Onanie auch erst in ihren Vorformen, als sinnliches Betasten usw. stattfinden. In stetiger und periodisch krisischer Entwicklung gliedern sich die sinnlichen RSe aus, so daß in der Pubertätszeit über allerlei Vorformen schließlich die regelrechte Onanie einsetzt. Gelegentlich kommen auch schon bei jüngeren und älteren Kindern koitusähnliche Handlungen vor, sie sind wie alle sog. geschlechtliche Frühreife zur Abnorm zu rechnen.

Mit dem Einsetzen der Individuation treten fremde Liebesobjekte auf, aber auch das Kind bleibt sich Liebesobjekt. Es findet dabei auch ein genetischer Um- und Ausbau der Reflexgefüge derart statt, daß bei gewissen Individuen das Trophische

*) Vgl. den bekannten Scherz: ein Pfarrer trifft eine Schar von Kindern an, wie sie gemeinsam nackt im Flusse baden, und ruft ihnen zu: ob sie sich denn gar nicht schämten, worauf einer erwidert: nein, wir haben ja keine Kleider an.

hinter das Platonische zurücktritt. So verliert die Mutter nach der Säugezeit den Charakter als Nahrungsquell, die Mutterbrust wird zum Teil der platonisch geliebten Mutter, der nun im allgemeinen verhüllt bleibt; später wird der Busen als Eigentümlichkeit aller Frauen und Mädchen vermutet, dann erkannt, wenn auch in der Regel nicht enthüllt, und avanciert so zum Geschlechtsmerkmal, das am fremden Mädchen sinnlichen Charakter gewinnt. Das Genitale, das eigene wie das fremde, das ml. wie das wbl. differenziert sich aus der magmatischen Beschaffenheit allmählich zum entschieden trophischen Organ (Harnorgan) und zum entschieden genischen Organ (Erektion des Penis und der Klitoris, Ort des Wollustgefühls), dann der Samen- bzw. Eibildung und Pollution bzw. Menstruation. „Die Geschlechter" werden entdeckt, die sinnlichen RSe bauen sich derart aus, daß sich die sinnlichen Gefühle auf gewisse Liebespartner richten, auch gelegentlich als „sinnlicher Einschlag" im geschwisterlichen und kind-elterlichen Verhältnis mehr minder merklich zur Geltung kommen.

Die primäre Periode des Kindeslebens, die autogenische geht somit über in die Periode der Eigen- und Fremdliebe, der Ich- und Du-Liebe, der Egogenik und Allogenik, wie die Periode der Autotrophik in die der Egotrophik und Allotrophik übergeht. Als egogenisch ist sich das Kind selber Liebesobjekt, zunächst quoad Ausgliederung vw. platonisches, dann mehr und mehr auch sinnliches, und als egotrophisch erlebt und behandelt sich das Kind als trophisches Objekt, als Objekt, das zum Ernährungsgebiet gehört, also mit der Ernährung, der trophischen Leistung, der Einverleibung der Nahrung und Ausverleibung der Reste beschäftigt ist. Als allogenisch hat das Kind andere Individuen als Liebesobjekte, zunächst als platonisch, dann auch als sinnlich geliebte, und als allotrophisch hat es andere Individuen als Ernährungsobjekte. Wie sich das Kind selber als trophisches und genisches Wesen erlebt und behandelt, so auch die andern Menschen derart, daß gewisse Menschen als trophische Wesen (Lieferanten von Nahrungsmitteln, Spielgeräten, Kleidung usw., Geschäftsfreunde, Lehrer), andere als genische Individuen (als platonische die Eltern, Geschwister, Freunde usw., als sinnliche die bzw. der „kindliche Geliebte", oft „Jugendliebe" genannt) erlebt und behandelt werden; indes fehlt bei keinem genischen Individuum der trophische, bei keinem trophischen Individuum der genische Anteil (1. Bd. § 27,4): so sind Vater und Mutter auch Ernährer, der Kaufmann, Lehrer usw. auch Freund. Analog differenziert sich auch das Verhalten zu Tieren (trophisch: Schlacht-, Nutzvieh, genisch: Haustiere, vgl. Totemtiere), zu Pflanzen (trophisch: Garten-, Feldgewächse, genisch: Haus-, Zimmer-, Zierpflanzen, vgl. Totempflanzen), zu

Sachen (trophisch: Tauschobjekte, Schulbücher, Geld, genisch: Geschenke, Sammelgegenstände, Kunstwerke). Je älter das Kind wird, desto genauer scheiden sich die trophischen von den genischen und hier die platonischen von den sinnlichen Gegenständen und Begriffen, und diese Differenzierung mündet ein in die Krisis des Pubertätsüberganges, in dem sich die Sonderung rascher fortsetzt und verfestigt.

B. Die Onanie.

Die Entwicklung der genischen RSe gehört genau so wie die der trophischen zur Entwicklung des Menschen. Die Auffassung, daß die Onanie *) ein Akzidens sei, das mit der biologischen Beschaffenheit des Kindes nichts zu tun habe, das zu dieser „an sich" „reinen" Beschaffenheit durch Verführung, lüsterne Lektüre usw. als „Schandfleck", „sittlicher Makel", „Selbstbefleckung", „Sünde" hinzugefügt werde und „auf tiefste zu verachten", „aufs peinlichste zu verhüten", mit allerlei Mahnungen zur „Selbstbeherrschung", Drohungen, Beschämungen u. a. Strafen „auszutreiben" sei usw., geht ebenso fehl wie die Deutung, daß die Onanie die Ursache funktioneller oder anatomischer Krankheiten (Charakterverderbnis, Rückenmarksdarre, Hirnverödung, Nervenzerrüttung, Krüppelhaftigkeit, Säftevergeudung usw.) sei. Diese verkehrte Auffassung wird trotz aller Aufklärung noch von vielen Erwachsenen vertreten, besonders von solchen, die sich schämen, daß sie einst auch dem „Laster", der „Jugendsünde" „verfallen" waren, und die doch ganz ordentliche Menschen geworden sind, oder die irrigerweise ihre Krankheit, bes. ihre Nervosität usw. auf die „Jugendverirrung" ursächlich zurückführen; auch viele Kinder, besonders nervöse machen sich die schwersten Vorwürfe darüber, daß sie der „Versuchung", die von dem „Teufelsglied" ausgeht, trotz aller „Gelübde" immer wieder erliegen, und sagen sich eine „verdorbene Zukunft" voraus. In Wahrheit führt die Entwicklung der genitalen RSe, der trophischen wie der genischen, normaliter zur periodischen Berührung und Besichtigung der Genitalien. Beim Harnlassen „muß" der Knabe den Penis in die Hand nehmen, und das Mädchen pflegt sich nach dem Harnlassen die Vulva abzuwischen, ferner ist das Genitale wie jeder andere Körperteil zu säubern. Entwicklungsmäßig stellen sich auch die genischen Betastungen und Besichtigungen, die Erektion des Penis und der Klitoris, das Wachstum der Genitalien ein. Sobald die genitalen RSe hinreichend entwickelt sind, findet die Onanie statt, und zwar so oft, wie diese RSe ihre Hochfunktionen haben. Von einer „Verführung" (= Fehlführung,

*) Onanie eigentlich Coitus interruptus, den Onan in der Leviratsehe ausübte. Deutsches Wort: Selbstbefriedigung; „Selbstbefleckung" kann als ethische Bezeichnung nur für abnorme Onanie gelten.

eine krankhafte Methode, S. 121) kann also normaliter nicht die Rede sein, höchstens von einer Vorführung, einer Einweihung, die regelmäßig von älteren Kameraden vollzogen wird. Aber auch ohne solche Einweihung kommt das Kind „von selbst", eben gemäß der genitalen Entwicklung zum Spiele mit dem Genitale, dann auch zur Onanie, doch ist das gesunde Kind regelmäßig auch da Mitglied einer Gemeinschaft; es wird auch leicht mit seinen Bedenken fertig, es „onaniert mit gutem Gewissen", es kommt alsbald über seine Befürchtungen, das Rückenmark oder Gehirn „liefe aus" usw. hinweg und läßt sich von überbesorgten oder muckerischen Leuten nichts weißmachen.

Die Onanie ist also gegen Ende der Kindheit und in der Pubertätsperiode ein normaler Vorgang — genau so wie das Essen, Trinken, Atmen, die Ausscheidungen auch aus den andern Drüsen normal sind. Die Verlästerung der Genitalien, die nach dem Kirchenvater Augustinus Gott sich nicht gescheut hat dem Menschen zu geben, ist ein Mißverständnis, das aus der Kompaktheit der sinnlichen Funktionen, bes. des sinnlichen Angstgefühls, der Scham und ihrer pragmatischen, ethischen und ästhetischen Deutung verständlich, aber nicht zu billigen ist und sich übrigens bei Neurotikern (Sittlichkeitsfanatikern usw.) vorfindet. Normale Funktionen können nicht falsch, schlecht und häßlich, kurz nicht abnorm sein: es kann aber auch die Onanie wie jede andere Funktion abnorm und dann allerdings falsch, schlecht und häßlich sein.

Man kann jede manuelle usw. genische Beschäftigung mit den Genitalien als Onanie bezeichnen, doch ist es richtiger, von einem präonanischen und einem onanischen Zeitalter zu sprechen und beide zusammen als präkoitales vom koitalen Zeitalter zu trennen, das wiederum in ein voreheliches (promiskuales) und ein eheliches (konjugiales) zerfällt. Der Säugling onaniert also noch nicht, er spielt aber gelegentlich an seinem Genitale, und soweit an dieser magmatischen Betätigung eine sinnliche Komponente beteiligt ist, kann man von einer ganz primitiven Vorstufe der Onanie sprechen; auch bei Fremdberührungen des Genitales, die seitens der Pflegeperson (beim Säubern) nicht ganz selten sinnlich sind, mögen auch ganz dunkle Kitzelgefühle vorkommen. In den folgenden Jahren gliedern sich die sinnlichen RSe mehr und mehr aus und nähern sich ihre Funktionen der eigentlichen Onanie an, die Zeit zwischen dem 4. und 6. Lebensjahre soll eine Periode der sinnlichen Inaktivität mit einer Verlangsamung des Entwicklungstempos sein. Die Onanie tritt normaliter erst um das 12. bis 14. Lebensjahr auf *).

*) Dagegen die Psychoanalyse Freuds: „Wir wissen, daß die Säuglingsmasturbation eine allgemeine Erscheinung ist", „Masturbation in allen kindlichen Altersstufen ist eine normale Erscheinung" (Melanie

Die Periodik der genitalen RSe ist natürlich auch wieder spezifisch, also auch die Häufigkeit der präonanischen und der onanischen Vorgänge. Innerhalb der einzelnen Entwicklungsstufen wechselt diese Periodik, bei Entwicklungsschüben folgen die Abläufe rascher aufeinander als in Zeiten ruhiger Entwicklung, auch hier gibt es die normale Var.-B. In manchen Zeiten onaniert also das Kind mehrmals oder einmal in der Woche, in wieder andern ist längere „Pause", d. h. erreichen die onanischen RSe seltener ihre Hochfunktion.

Die Forschung nach der unterschiedlichen Beschaffenheit der Menschen, das Beschauen und Betasten der Genitalien, auch das gegenseitige ist normal. Diese Forschung ist der Beginn der Forschung nach der Herkunft, somit nach dem Wesen des Menschen und damit der Welt, aber das Kind erlebt im präonanischen Zeitalter die Genitalien noch nicht als Begattungs- und Zeugungsorgane und ist höchst überrascht und zunächst ungläubig bei der Mitteilung des tatsächlichen Sachverhaltes, die den Märchen vom Storch, von der Abstammung vom Himmel oder von der Erde usw. dann doch ein Ende macht. Selbst die Beobachtung der Begattung bei Tieren, abnormaliter auch bei Menschen verbleibt beim jungen Kinde noch ganz im Unklaren (die Genitalien sind eben noch Spielzeuge), und erst allmählich dämmert, oft im Zusammenhange mit Belauschung der elterlichen Liebkosungen, die Ahnung auf, daß dies rätselhafte Spiel irgendwie mit der Entstehung des Kindes zusammenhänge. Die Offenheit, mit der in Kameraderien über Onanie gesprochen und sie gelegentlich auch vollführt wird, kann noch in der Norm liegen, aber auch schon ins Gebiet der Geilheit, des Exhibitionismus, der Homophilie usw. gehören; abnorm sind die Fälle von mutueller Onanie, von gemeinsamer Onanie im „gemischten Chore", auch mit koitusähnlichen Vorgängen usw. Gewöhnlich wird die Onanie mit der Hand, von Mädchen auch mittels rhythmischen Aneinanderpressens der Oberschenkel oder Zusammenziehens des Scheidenschließmuskels („Vibrieren", Quetschen der Klitoris) ausgeübt; die Verwendung von allerlei der gegengeschlechtlichen Genitalform angenäherten Gegenständen (Betthöhlung, Tischkante, Bleistift, Stearinkerze usw.) möchte ich

---

Klein, Die Psychoanalyse des Kindes, Wien 1932). Nach dieser Verf. ist Radfahren eine symbolische Darstellung der Onanie und des Koitus, bedeutet Anstreichen von Zündhölzern den Koitus der Eltern, „strebt das etwa 6 bis 9 Monate alte Kind mit allen Mitteln des Sadismus die Zerstörung der Mutter an", ist „der orale Neid auf die beim Koitus der Eltern vorausgesetzten oralen und genitalen Genüsse die tiefste Grundlage des Hasses der Erna gegen die Eltern" usw. Es ist nicht schwer, eine solche Auffassung zu diagnostizieren. Dies gilt auch für den Satz „Gutheils": „Der ganze Körper des Kindes bildet ursprünglich eine einzige Lustregion" (Psychotherapie des prakt. Arztes [II L.], S. 25) usw.

zur Abnorm rechnen. Viele Leute bestreiten, jemals onaniert zu haben; manche von ihnen kennen den Namen nicht, manche lügen, manche haben abnorme Methoden angewandt und glauben oder tun, als ob sie glauben, daß diese „keine Onanie" seien, manche üben, ohne es zu ahnen, gemäß perverser Reflexstruktur onanische Manipulationen an extragenitalen Körperstellen aus und wähnen, sie hätten sich „mit Selbstbeherrschung" vor der „abscheulichen Sünde" bewahrt und seien „rein" geblieben, während sie in Wahrheit die „Sünde", die sie zu meiden wähnen, nur in absonderlicher Form und somit eigentlich „doppelt sündig" vollführen. Die Aufklärung der Kinder über das präonanische und onanische Spielen erfolgt richtig nur, indem ihnen (den Knaben vom Vater-Erzieher-Arzt, den Mädchen von der Mutter-Erzieherin-Ärztin) in persönlicher Unterredung und in angemessener Dosis, in verständiger und verständlicher Art die Wahrheit gesagt wird. Abnorme Fälle gehören zum hierin sachkundigen Arzte.

Die Onanie findet meist schon vor der Produktion von Samen und Ei statt und ist somit ein selbständiger vw. taktil-optischer Vorgang. Nachdem die Samenproduktion eingesetzt hat, koinzidiert normaliter der Orgasmus mit der Ejakulation; beim Mädchen geht Schleim aus Uterus und Scheide ab und wird die Vulva schlüpfrig (Drüsensekretion). Niemand entgeht der — normalen bzw. abnormalen — Onanie. Man sagt, der Knabe solle warten, bis der Samen von selber abginge, aber es ist nicht einzusehen, welcher grundsätzliche Unterschied zwischen der Pollution und der Onanie bestehen soll: auch die Pollution ist sinnlich (Entleerung der Geschlechtsdrüsen, wollüstige Träume), erfolgt auf genitale, wenn auch nicht immer manuelle Berührungen (Reiben, Drücken usw.), mit Orgasmus; wenn das eine Schädlichkeit oder Sünde sein soll, so geschieht sie eben auch im Schlafe, aus dem übrigens der Mensch bei der Pollution erwacht, und der Unterschied ist nur ein solcher des Bewußtseinsgrades und somit nicht ein grundsätzlicher. Pollutionen kommen, meist abnormaliter, auch im Wachen vor. Bei den Mädchen findet keine Samenentleerung statt, und sie onanieren doch auch; sie haben auch Pollutionen (Orgasmen mit Schleimabgängen). Die Pollution ist auch nur ein Onanieverfahren. Ist die Pollution „erlaubt", so auch die Onanie; beide sind auch vom strengsten Moralisten nicht abzuschaffen, es ist auch gar nicht einzusehen, wieso normale Funktionen „abgeschafft" werden sollten, etwa gar einem dogmatischen Mißverständnis zuliebe.

Die Onanie kann also normal oder abnormal, gesund oder krank sein. Niemals ist die Onanie Ursache von Krankheiten — sie müßte es sonst in jedem Falle sein, d. h. alle Menschen müßten krank sein! —, wohl aber kann sie selber in krankhafter

Art und Weise (Verfahren, Häufigkeit, Abstinenz mit perverser Ausübung) auftreten, und diese Krankheit kann sich im Gange der Entwicklung, nicht aber „durch die Onanie" verschlimmern. Ich bezeichne die krankhafte, in der Regel neurotische Form der Onanie als Onanose; hierüber ist im 7. Bd. § 4 berichtet.

C. Die Überkreuzbindung *).

Der Foet, ob Knabe oder Mädchen, wohnt als vw. trophisch sich ausgliederndes Wesen im Mutterleibe und der Säugling bei der Mutter. Nach und nach vergrößert sich die mit der Geburt hochkrisisch vollzogene Trennung Mutter: Kind als zunehmende entwicklungsmäßige Entfernung der Partner: das Kind wird abgestillt, die Mutter reicht Flasche, Brei, dann Obst usw. dar, das Kind bleibt zunehmend länger sich selber überlassen, es schläft nachts nicht mehr neben der Mutter, sondern in dem weggerückten Bettchen, dann im Nebenzimmer usw., kurz es wird größer, wächst heran und damit von der Mutter weg. Zuerst besteht also ein Verhältnis nur zwischen Mutter und Kind; sie sind „die ersten Menschen". Das Verhältnis ist trophisch-genisch zunächst in magmatischer Art, dann differenziert es sich so aus: das trophische Verhältnis geht in die Form über, daß die Mutter nicht mehr selber Nahrungsquell ist, sondern tierisch-pflanzliche Nahrungsmittel darreicht, und das genische und zwar platonische Verhältnis gliedert sich immer mehr aus und übertrifft schließlich die trophische Bindung, ja bleibt nach der Reifung des Nachkommen zur Selbständigkeit allein noch aktuell.

In die Zweieinigkeit Mutter: Kind tritt normaliter alsbald der Vater. Im Unterschied von der Mutter ist er recht wenig mit dem Kinde zusammen; zunächst wird er als Fremdling, dann nach näherem Kennenlernen als „Dritter im Bunde" behandelt (Dreieinigkeit, S. 330). Auch im Verhältnis zum Vater gliedert sich zunächst vw. die Trophik aus (Vater als Ernährer), dazu in immer zunehmendem, schließlich die Trophik übertreffendem Maße die Platonik. Als Erzeuger aber werden die Eltern erst gegen Ausgang der Kindheit „erkannt". Analog entwickelt sich das Verhältnis des Kindes zu den Geschwistern, zu den Großeltern und den näheren und entfernteren Verwandten; zu ihnen kann das trophische das genische Verhältnis dauernd überwiegen („Erbtante" usw.), ebenso zu Pflegepersonen, Hausangestellten usw.

*) Das Wort „Überkreuzgesetz" stammt von dem Zoologen Gustav Jäger und bezeichnet die Tatsache, daß wbl. Tiere nicht nur den Männchen ihrer Art, sondern auch den Menschenmännern in allen Graden der Verliebtheit zugetan sind, umgekehrt die Tiermännchen. Th. Zell (Diktatur der Liebe, 1920) hat diese Beobachtungen Jägers bestätigt; sie stimmen zu den alltäglichen Erfahrungen. Ich meine hier mit dem Worte „Überkreuzbindung" nur die zwischen Menschen bestehenden Verhältnisse.

Im Gange der Entwicklung treten mehr und mehr Fremde als Partner des Kindes auf. Diese Verhältnisse sind vw. trophische oder vw. genische, z. B. zum Kaufmann, der Nahrungsmittel, Leckereien, Kleider usw. liefert, besteht ein vw. trophisches, zu Freunden und Gespielen ein vw. genisches Verhältnis. Die frühkindlichen Bezeichnungen „aller" Menschen als „atta", dann als Papa, Mama, Onkel, Tante usw. sollten nicht über den trophischen Anteil der Verhältnisse täuschen. Zum Onkel Doktor, zum Lehrer usw. besteht normaliter ein vw. trophisches (vorberufliches) Verhältnis, doch spielt hier die Platonik in einem rel. hohen Maße mit. Die gen. Persönlichkeiten (Autoritäten zu Autor, auctor, augere mehren, schaffen, fördern usw.) sind wie der Priester und der Richter sozusagen Abspaltungen des Vaters; der Urvater hatte die Gesamtgewalt inne, sie teilte sich im Gange der phylischen Entwicklung zu den „vier Fakultäten" (facultas zu facere machen, also svw. Macht, Vermögen, Kraft, Fähigkeit) auf, wobei der Vater Oberhaupt blieb. Die Erzieher (zum Wissen und Können, zur Gesundheit, zu religiös-moralisch-rechtlich richtigem Verhalten) sind berufstätige Personen dem Kinde gegenüber, aber ihre väterliche Rolle zeigt sich eben in dem rel. hohen platonischen Anteil im Verhältnis zum Kinde wie in der allgemeinen Menschenliebe. Das Gleiche gilt für die mütterlichen Personen (Lehrerin, Ärztin, Krankenschwester usw.). Letztens sind alle Älteren Erzieher der Jugend, gesunde oder kranke, sonach richtige und unrichtige, gute und schlechte; sie lernen normaliter auch an der Jugend und nützen wiederum damit der Jugend, wie sie sich untereinander nützen.

Auch die sinnlichen RSe gliedern sich genetisch aus, demgemäß treten im kindlichen Erleben sinnliche Liebespartner auf. Die sinnlichen Reflexe kombinieren sich vielfältig mit den platonischen. So liebt der Sechsjährige das kleine Mädchen, das mit ihm zur Schule geht, oft nicht bloß platonisch, sondern auch mit einer dunkel keimenden Sinnlichkeit, die sich in allerlei „Ritterdienst", auch in schüchternen Liebkosungen äußert. In den späteren Kinderjahren hebt sich der sinnliche „Einschlag" oder schon der sinnliche Charakter gewisser Liebesverhältnisse deutlicher heraus, es kommt dann wohl auch zu sinnlich akzentuierten Briefchen, Küssen usw., auch zu „intimeren" Berührungen usw. Gegen Ende der Kindheit setzt die pubertätliche (hochkrisische) Entwicklung des Gesamtorganismus, also auch der Sinnlichkeit ein. Besonders bei den sinnlichen Entwicklungskrisen macht sich oft ein sinnlicher Einschlag im Verhältnis des Kindes zu den Geschwistern und den Eltern geltend. Die oft stürmischen „Aufwallungen" der an sich platonischen Liebe, plötzliche heftige Zärtlichkeiten und Liebkosungen, Ausdrücke genischer HASTF-Abfolgen sind mit sinnlichen Regungen ver-

setzt, man kann sagen: das Kind übt sich an den platonisch geliebten Personen in der zaghaft aufkeimenden sinnlichen Liebe, die sich dann ausschließlich bestimmten fremden Partnern zuwendet. Als solche „Übungsobjekte" dienen auch Verwandte, auch Lehrer-Lehrerinnen usw., aber auch Puppen u. a. Spielzeug, der Haushund, die Hauskatze, der Blumenstock, der Baum im Garten, die heimatliche Erde usw. In der Entwicklungszeit ist eben die Ausrichtung der Sinnlichkeit, die Assoziation der sinnlichen Gefühle zu „ihren" Gegenständen und Begriffen (Vorstellungen sinnlich geliebter Personen usw.) noch ganz unsicher und schwankend.

Die gesamte genische Entwicklung des Kindes verläuft derart, daß das Mädchen mehr und mehr dem Manne, der Knabe dem Weibe zuwächst. Für das Kind ist der erste Mann der Vater, das erste Weib die Mutter, auch schon in einer Zeit, in der das Kind noch nicht weiß, daß der Vater ein Mann, die Mutter ein Weib ist und worin sich Mann und Weib unterscheiden. Somit ist für den Knaben mehr als der Vater die Mutter, für das Mädchen mehr als die Mutter der Vater (allogenisches) Liebesobjekt. Diese genische Überkreuzbindung ist in der Frühzeit des Kindes zunächst noch magmatisch, sie stellt sich mit zunehmender Differenzierung mehr und mehr heraus. Also beide Eltern sind für das Kind Liebesobjekte, allmählich wendet der Sohn mehr der Mutter, das Mädchen mehr dem Vater seine Liebe zu. Es ist eine biologische Tatsache, daß am Verhalten des Sohnes zum Vater, der Tochter zur Mutter weniger genische Reflexe beteiligt sind als am Verhalten des Sohnes zur Mutter, des Mädchens zum Vater, daß also das assoziative System „Mutter" beim Sohne mehr, bei der Tochter weniger genische Aktualitäten enthält als das assoziative System „Vater". Der genische Anteil am Eronenaustausch zwischen Sohn und Mutter bzw. Tochter und Vater ist größer als der am Eronenaustausch zwischen Sohn und Vater bzw. Tochter und Mutter; zwischen Sohn und Mutter bzw. Tochter und Vater sind gemäß der biologischen Struktur der Partner die genischen Paßformen zahlreicher als zwischen Sohn und Vater bzw. Tochter und Mutter. Die genischen Gefühle des Sohnes treten genetisch mehr in Assoziation mit der Mutter als dem Vater, die der Tochter umgekehrt. Diese Liebe ist normaliter platonisch, doch mischt sich, wie gesagt, oft gemäß dem Fortschritte der genitalen Entwicklung, bes. bei genitalen Entwicklungsschüben (also vorübergehend) ein mehr minder ausgeprägt sinnliches Liebesspiel in Form von Worten, Blicken, Liebkosungen, Gefälligkeiten, in abnormen Fällen auch in Form genitaler Vorgänge ein. Je mehr sich der Knabe, das Mädchen entfalten, desto mehr prägen sich die Geschlechtscharaktere aus, der Knabe wird mehr und mehr zum Jüngling, das Mädchen zur

Jungfrau; demgemäß differenzieren sich im Erleben die genischen Partner zu differenten Geschlechtswesen, zu Mann und Weib, und so wird der Vater zum Manne (Zeuger), die Mutter zum Weibe (Zeugerin) und „paßt" der Knabe mehr und mehr genisch zum wbl., das Mädchen zum ml. Geschlecht. Die Überkreuzbindung ist also eine rein entwicklungsbiologische Tatsache *).

Abgesehen von den genischen Anteilen sind Vater und Mutter für das Kind trophische Wesen, Ernährer, wobei die trophischen Funktionen des Vaters sich von denen der Mutter derart unterscheiden, daß der Vater die Nahrung im Berufe verdient, die Mutter sie zubereitet und zuteilt. Auch im Trophischen besteht die Überkreuzbindung, nämlich so: Die Arbeit des Vaters ergänzt sich mit der der Mutter zu einer Einheit, der ehelichen Gesamtarbeit, der heranwachsende Knabe entfaltet sich zu einem (seinem) Berufe, der den Beruf der künftigen Ehefrau ergänzt, das heranwachsende Mädchen zu einem Berufe, der den des künftigen Gatten ergänzt, und das trophische Spiel, der Vorläufer der Berufsarbeit, hat erbdeterminiert das Charakteristische des Berufes des Vaters bzw. der Mutter, d. h. der Knabe ahmt dem Vater, das Mädchen der Mutter nach, bei beiden ist das mütterliche bzw. väterliche Erbe nuancierend beteiligt (S. 115, 328). Somit liebt der Sohn die Mutter mehr als den Vater, aber der Vater ist ihm im Trophischen mehr Erzieher, Vorbild, Prüfer als die Mutter, und somit liebt die Tochter den Vater mehr als die Mutter, aber die Mutter ist ihr im Trophischen mehr Erzieherin, Vorbild, Prüferin als der Vater. Der Sohn lernt den Beruf mehr vom Vater (auch falls er den väterlichen Beruf nicht ergreift), das Mädchen mehr von der Mutter; die trophischen Gefühle des Sohnes treten genetisch mehr in Assoziation zum assoziativen System „Vater", die der Tochter mehr zum assoziativen System „Mutter". Der Vater unterrichtet und prüft den Sohn trophisch mehr als die Mutter, die Mutter die Tochter mehr als der Vater. Zu diesem Unterricht gehört auch die Erziehung des Kindes zur Liebe; dieser Unterricht ist nicht mit dem platonischen oder sinnlichen Liebesverhältnis zu verwechseln, er ist vielmehr ein trophisches Verhältnis, findet berufsmäßig statt und hat mit dem

---

*) Freud, der große Mißversteher, hat auch diese biologische Tatsache mißverstanden. Er kennt weder die Trophik noch die Platonik, er kennt nur „die Libido", d. i. die Geschlechtsliebe. Die Kind-Eltern-Liebe ist ihm sinnlich, die libidinösen Wünsche des Knaben zielen auf den Koitus mit der Mutter, die des Mädchens auf den Koitus mit dem Vater, normaliter wohlverstanden! Darum wünscht der Knabe dem Vater, das Mädchen der Mutter den Tod — normaliter! Diese libidinösen Wünsche werden angeblich ins „Unbewußte" „verdrängt", leben dort weiter, aus ihnen entsteht Angst usw. — seltsamerweise nicht bei allen Menschen, sondern nur bei den Neurotikern, aber bei Freud (wie bei Adler, Jung usw.) verschwimmen gesund und krank zu heillosem Durcheinander.

genischen Verhältnis Kind: Eltern an sich nichts zu tun, ist aber in praxi nicht haarscharf zu trennen und immer, sehr oft zu stark genisch nuanciert (mit dem „Lieblingskind" wird weniger streng verfahren, man hilft ihm bei den Schularbeiten „aus Liebe", man „drückt beide Augen zu" usf.). Auch die geschlechtliche Aufklärung, die am besten die Mutter der Tochter, der Vater dem Sohne zur rechten Zeit und in rechten Dosen (nach Durchleben der Märchenzeit, Beispiele aus der Pflanzen- und Tierwelt, dann auch sachte, aber immer wahrheitsgemäße Einführung in die menschlichen Verhältnisse, S. 414), vermittelt, ist Berufstätigkeit; sie ist es auch, falls die Mutter den Sohn, der Vater die Tochter aufklärt, aber da macht sich die genische Überkreuzbindung störend geltend *). Der Sohn, der den Eltern „zu Liebe" seine Schularbeiten macht, die Tochter, die den Eltern zu Liebe im Haushalt hilft, handelt nicht trophisch, wie es eigentlich sein sollte, ist nicht an der Sache selber (genügend) interessiert, sondern „verfolgt Nebeninteressen", die den trophischen Vorgang ebenso verunreinigen, wie trophische Nebeninteressen die Liebe verunreinigen. Indes muß auch hier die normale Var.-B. anerkannt werden.

Gemäß der genischen und trophischen Überkreuzbindung findet zwischen Tochter und Mutter und zwischen Sohn und Vater ein sog. Rivalisieren statt. Das Kind bringt entwicklungsmäßig den Hunger nach Größerwerden zum Ausdruck, dann folgt die Angst vor dem Fortschritt, dem Neuen, der größeren Aufgabe und dem, der sie stellt, dem Prüfer, es folgt die Überwindung der Schwelle, das Ringen mit der Aufgabe und dem, der sie stellt, die Leistung, der Kampf um die Anerkennung, also das Schmerzstadium, dann die Trauer über das Geschehene, die Ermattung nach dem Kampfe, endlich die Freude über das vollbrachte Werk, der Sieg. Prüfer ist im Trophischen für den Knaben der Vater, für das Mädchen die Mutter, im Genischen für den

*) Übrigens klären sich die Kinder entwicklungsmäßig auch selber auf: an sich, gegenseitig, an Abbildungen, aus Hausarztbüchern, Lexika, aus der Bibel usw. Die Aufklärung ist nicht etwa Ursache der genischen Entwicklung, der richtigen (gesunden) oder der falschen (kranken), sondern ist selbst Glied der Entwicklung. Das gesunde Kind ist für unangemessene, unpassende Aufklärung in Wort und Tat unzugänglich. Böse Beispiele verderben gute Sitten nur insofern, als diese „guten Sitten" latent schlecht sind und sich zu manifest schlechten entwickeln. Zu früh aufgeklärte Kinder sind eben frühreif, also abnorm (S. 409); alle Frühreife ist abnorm. Solche Kinder erleben und hören normaliter Unpassendes als Passendes, z. B. die Vierjährige sieht den nackten Vater und spielt an seinem Genitale, dem Fünfjährigen entblößt die Mutter ihr Genitale und läßt ihn den Finger einführen usw. oder, weniger kraß, die Kinder belauschen die Liebkosungen der „ungenierten" Eltern, ihre Gespräche über Geschlechtsdinge mit dem Interesse des schon Empfänglichen, also gemäß der Frühreife der beteiligten sinnlichen RSe, usf.

Knaben die Mutter, für das Mädchen der Vater. Und stets geht die trophische der genischen Prüfung voraus. Um also eine genische Anerkennung zu finden, muß der Knabe zuvor jeweils vom Vater, das Mädchen von der Mutter trophisch geprüft werden, also muß der Sohn mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter „rivalisieren". Die Vierjährige, die in Mutters Abwesenheit bei Tisch auf Mutters Stuhl klettert und stolz verkündet „Muddeduhl", hat die Mutter insoweit trophisch überwunden, als sie auf Mutters Stuhl klettern kann, hat siegreich mit der Mutter rivalisiert (Mutter ist „weg") und somit Anspruch auf eine Anerkennung im Trophischen sowie Aussicht auf eine Anerkennung im Genischen, die gemäß der Überkreuzbindung hauptsächlich vom Vater erwartet wird. Der Sohn, der mit Vaters Hut und Stock einherstolziert oder sein aus Pappe geleimtes Flugzeug den Eltern vorführt, erwartet die trophische Anerkennung in erster Linie vom prüfenden Vater, dazu einen Liebesbeweis in erster Linie von der Mutter. Die jeweilige trophische und genische Anerkennung besagt, daß der Fortschritt gelungen und insoweit der trophische und der genische Lehrer-Prüfer überwunden, überflüssig geworden, „beseitigt" ist, — aber dann gibt es sogleich neue Aufgaben. Die Tatsache, daß die trophische der genischen Probe vorangeht, darf nicht mit dem Sachverhalt „jem. zu Liebe etwas tun" oder „jem. etwas zu Liebe tun" verwechselt werden.

Kann das Rivalisieren nicht auch bloß trophisch sein, also die genische Probe ausbleiben? Es können mehrere trophische Fortschritte hintereinander im Rivalisieren gemacht werden, dann aber folgt bestimmt der entspr. genische Fortschritt. Es kann sich also eine gewisse ausgreifende trophische Entwicklung (als trophisches Rivalisieren) vollziehen, bevor die entspr. genische Entwicklung vor sich geht. Das Kind kann z. B. eine längerdauernde Schularbeit (Aufsatz, Handarbeit) insgeheim durchführen und erst nach Vollendung (zunächst) vor die Eltern treten und nun außer der trophischen Anerkennung auch einen Liebeslohn heischen. Die trophische-genische Reihenfolge zeigt sich bei allen Entwicklungsschritten, besonders klar bei der Pubertätsprobe: erst kommt die trophische Probe, erst muß man zeigen, daß man „etwas geworden ist", dann „darf man an die Liebe denken", der Jugendliche muß am Ende der Pubertätsperiode zeigen, daß er selbständig im Beruf geworden ist, „eine Frau ernähren kann", die Jugendliche, daß sie den Beruf als Hausfrau-Ehefrau versteht, dann ist man reif für die letzte Liebesprobe. Anderseits: kann das Rivalisieren nicht auch bloß auf genischem Gebiete stattfinden? Wetteifert nicht vielfach die Tochter (auf ihre Weise) mit der Mutter an Liebesbezeigungen zum Vater, ist nicht der Sohn (auf seine Weise) vielfach zärtlicher zur Mutter als der Vater? Gewiß kann sich auch eine genische

Entwicklung eine zeitlang fortsetzen, ohne daß die vorangehende oder parallele trophische Entwicklung für die oberflächliche Betrachtung manifest wird, aber bei genauem Zusehen folgt die genische Probe doch immer der trophischen. Die Zärtlichkeit des Sohnes, mit der er (auf seine Weise!) die des Vaters übertreffen will, schließt sich jeweils an eine ihn erhöhende trophische Leistung, mit der er sich die Berechtigung auch zu einem genischen Rivalisieren erwirbt. Stellt sich die Tochter auf die Seite der vom Vater gekränkten Mutter, so rivalisiert sie (auf ihre Weise) genisch mit der Mutter, indem sie dem Vater mehr als die Mutter (auf ihre Weise) „böse" ist, nicht mit ihm spricht, die Weinende tröstet, sie „schützt", auch wohl in der Art, daß sie die Mutter belehrt, wie sie Vaters hartes Wort „verstehen solle", somit einen Ausgleich einleitet, herbeiführt, an ihm teilnimmt usf., aber diese Stellung gegenüber „der kleinen Mutti" kann sie nur einnehmen, nachdem sie eine entspr. trophische Leistungsfähigkeit bewiesen hat, schon in kindlicher Art sich „mütterlich" im Hause betätigt. Auch das Rivalisieren hat eine normale Var.-B. und kann in abnormen Formen (in Über- und Untertreibungen) geschehen.

Die Überkreuzbindung besteht auch zwischen den Geschwistern. Sie nähert sich um so mehr den kind: elterlichen Formen, je größer der Altersunterschied zwischen den überkreuzverbundenen Geschwistern ist, je mehr also der ältere Bruder die Vater-, die ältere Schwester die Mutterrolle spielt. Die Brüder wetteifern „im Dienste" der einzigen Schwester, die „Prinzessin", „Königin" ist. Für zwei Brüder kann die eine von mehreren Schwestern die „Lieblingsschwester" und somit ihre Freundlichkeit Lohn der rivalisierenden Ritterlichkeit sein. Die Brüder sind einander mehr trophische als genische Partner (analog Sohn: Vater), die brüderliche Liebe ist inniger (S. 327) als die Liebe zu Freunden, aber sie ist weniger innig als die Bruder-Schwester-Liebe. Die Brüder, bes. die im Alter nächsten, sind normaliter gute Kameraden, die gemeinsam vorwärtsstreben und hierbei rivalisieren, auch in der Art gegenseitiger Hilfe, gegenseitiger Kräftemessung; sie verhalten sich dabei trophisch (mit genischen Anteilen), auch falls ein Liebesziel winkt: eine Zärtlichkeit der Schwester, der Gespielin, ein Gruß, ein Zulächeln der Angebeteten, ihre Gunst, sich begleiten zu lassen; sie führen ihren Wettbewerb auch vor, der Sieger hat dann noch den genischen Kampf mit dem Mädchen zu bestehen. Analog verhalten sich die Schwestern untereinander und zum „Lieblingsbruder".

Die Überkreuzbindung besteht endlich auch zwischen dem Kinde und den im Gange der Entwicklung sich einstellenden fremden Partnern. Sie ist oft weniger auffällig bei der regelmäßig geringeren Innigkeit des Verhältnisses zu Fremden, mögen sie auch zum Hause oder engeren Kreise gehören. Die Kind-

Eltern-Geschwister-Bindung, „die Familie" ist ein einzigartiger und unverbrüchlicher Zusammenhang; nie hört das Kind auf, Kind seiner Eltern zu sein, es hat nur diese Eltern und Voreltern, wie die Eltern nur dieses Kind, diese Kinder haben, und auch die Geschwister, darüber hinaus die Verwandten gehören erbbiologisch mit am nächsten zueinander. Fremde dagegen kommen und gehen; auch die sinnlichen Liebespartner wechseln, bis zuletzt sich die Bindung an den einen Partner zu lebenslanger Beständigkeit, ja zur Beständigkeit über den Tod hinaus differenziert, diese sinnliche Bindung (Ehe-echt-ewig, 3. Bd. S. 321) ist an Innigkeit ganz analog dem trophisch-platonischen familiären Verhältnis. Auch im Verhältnis zu Fremden zeigt sich durchweg, daß der Knabe mehr den wbl., das Mädchen mehr den ml. Personen zuneigt, daß zwischen Knaben und Männern, wie zwischen Mädchen und Frauen, eine „gewisse Spannung", d. i. eben die Einstellung zur trophisch prüfenden Person besteht.

Betrachten wir kurz das Verhältnis Kind:Lehrer. Der Lehrer ist für das Kind eine trophische Persönlichkeit mit rel. großem genischem Anteile, er ist vaterähnlich, hat an Stelle des Vaters als Fachmann („Stellvertreter") von einem gewissen Zeitpunkte an die schulische Ausbildung des Kindes zum Berufe übernommen. Analog ist die Lehrerin Stellvertreterin der Mutter. Grundsätzlich erzieht die Knaben der Lehrer, die Mädchen die Lehrerin; bei Primitiven findet sich diese Ordnung rein vor, in höheren Kulturen mit ausgebreiteterem und verfeinertem (begrifflichem) Wissen nimmt der Lehrer erheblich an der Erziehung der Mädchen teil, während umgekehrt die Lehrerin an der schulischen Erziehung weitgehend teilnimmt (1. Bd. S. 628). Die Überkreuzbindung besteht also in der Hauptsache zwischen Schülerin und Lehrer: die Schülerin liebt den Lehrer mehr als die Lehrerin, und die ml. Art des Unterrichts ist ihr Ergänzung der beteiligten trophischen Funktionen, des wbl. Lernens. Soweit der Knabe von einer Lehrerin unterrichtet wird, besteht da die Überkreuzbindung. Die Liebe ist platonisch, nicht selten und zwar bes. in den Krisenzeiten der älteren Mädchen mit sinnlichen Einschlägen. Im ganzen ist der Unterricht trophisch, auch der Unterricht über die Biologie des Menschen einschl. Fortpflanzung; das Lehren und Lernen hat an sich mit Liebe nichts zu tun, der gesunde Zögling lernt nicht „aus Liebe" oder „zu Liebe", sondern in sachlichem Interesse am Lehrstoff. Manche Mädchen lernen freilich „nur dem Lehrer, der Lehrerin zuliebe" oder lernen aus genischem Trotz usw. dem Lehrer, der Lehrerin gegenüber nicht; andere lernen dem Lehrer zuliebe nichts, um sitzen zu bleiben und ein weiteres Jahr bei dem geliebten Lehrer zu verbringen, usw. Da nimmt das Genische einen zu breiten Raum in der schulischen Erziehung ein es wird insofern Beruf mit

Liebe verwechselt, nicht selten auch vom Lehrer, der Lehrerin. Eine solche Verwechslung liegt auch in dem Falle vor, daß der Knabe dem Lehrer zuliebe lernt oder nicht lernt; hier ist die genische Bindung an den gleichgeschlechtlichen Erzieher im Verhältnis zur trophischen zu intensiv. Solche Verhältnisse liegen schon außerhalb der normalen Var.-B., sie sind krankhaft, neurotisch. Nur neurotische Erzieher können die Forderung aufstellen, der Unterricht solle grundsätzlich auf der Liebe gegründet sein, ja in Zeiten der Verwirrung kann sogar die sinnliche Liebe („Erotik" gar nach „griechischem Muster" mit Zärtlichkeiten, Küssen, Onanie usw.) als „das wahre Stimulans des Lehr- und Lerneifers" gepriesen und mißbraucht werden.

Die Überkreuzbindung geht durch alle Lebensverhältnisse. Kein Mensch (usw.) kann in keinem Verhältnis zum andern Geschlecht stehen, es kann nur gesund oder krank sein. Immer spielen beim Manne gegenüber der Frau, mit der er trophisch zu tun hat (z. B. beim Einkauf, im Angestelltenverhältnis), relativ zu den trophischen mehr genische Reflexe mit als im Verkehr mit dem Geschäftspartner, ebenso bei der Frau dem Manne gegenüber. Dieser genische Anteil bleibt oft unbemerkt oder undiagnostiziert, bes. in den Fällen der neurotischen Weiber- bzw. Männerfeindschaft, sofern man nämlich Feindschaft nicht für eine Art der genischen Bindung hält. Im allgemeinen ist der Mann der Frau gegenüber „liebenswürdiger" als dem Manne gegenüber, und seine Liebenswürdigkeit hat eine andere Note wie die dem Manne erwiesene, die mehr „Höflichkeit" ist; analog ist das Verhältnis der Frau dem Manne bzw. der Frau gegenüber. Diese Überkreuzgenik ist platonisch, oft mit sinnlichen Einschlägen. Daneben gibt es Freundschaften zwischen gleich- und andersgeschlechtlichen Personen; letztere fallen ebenso wie die sinnliche Liebe, die sich normaliter nur auf das andere Geschlecht richtet, unter das Überkreuzgesetz.

Es sei betont, daß die Überkreuzbindung sämtliche Gefühlsspezies umfaßt, also in HASTF-Reihen abläuft — mit normalen oder abnormalen Variationen der Intensitätsverhältnisse der einzelnen Gefühlsspezies. Das „Interesse" kann also in normalen und abnormalen Graden negativ oder positiv sein; auch die fanatische, gehässige, trotzige, feige, kämpferische, neidische usw. Ablehnung ist eine Bindung, s. 5. Bd. § 13, 6. Bd. §§ 3—5.

Wie bereits S. 214f. dargetan, geht die Entwicklung nicht in glattem Aufstieg, sondern in Kurven, also mit Absenkungen der Geschwindigkeit vor sich. Auch diese Periodik verläuft normal, mit normaler Var.-B. oder abnormal. Wir verstehen so, daß das Kind zeitweise rascher, zeitweise langsamer lernt, daß sich die Entwicklung auf den einzelnen schulischen Gebieten in verschiedenem Tempo vollzieht, auch daß abnormerweise Kinder

Jahre hindurch dem Schulwissen wenigstens in einzelnen Fächern „völlig verständnislos" gegenüberstehen und das eine mit einem Male, oft plötzlich ein so lebhaftes Interesse gewinnt, daß es das Versäumte rasch nachholt, das andere allmählich, das dritte gar nicht „dahinterkommt". Diese Periodik gilt auch für die genische Entwicklung, auch für die Überkreuzbindung. Knabe wie Mädchen erleben kürzere oder längere Zeiten, in denen die grundsätzlich bestehende Überkreuzbindung so gut wie unaktuell ist, die Kinder also fast nur mit ihren (jüngeren und älteren) Geschlechtsgenossen verkehrten; alsdann wird ihr Interesse für das andere Geschlecht wieder mehr aktuell. Von diesen Perioden sind jene zu unterscheiden, in denen sich die Überkreuzgebundenen bei aller Sehnsucht ausweichen, voreinander verstecken, sich „verachten", sich möglichst Schmerz zufügen (prügeln, sticheln, mit Wort und Miene verletzen) und doch darüber traurig sind und nur eine wehmütige Genugtuung, dazu einen Stolz auf das eigene Geschlecht haben; hierbei vollzieht sich eine genische Entwicklung besonderer Verlaufsweise, die sich in der „Sprödigkeit" der Geschlechter gegeneinander kennzeichnet. Der Achtjährige verfolgt die Sechsjährige, die er „heimlich liebt", wo immer er sie erwischt, bedroht sie mit Wort und Geste, trauert über sein rauhes Gehaben und das Ausreißen der Freundin und freut sich doch über seine Macht und darüber, daß sich die Kleine immer mal wieder nach ihm umsieht; und das Mädchen fühlt erschauernd die Besonderheit dieser Verfolgung, ist freudig erregt über den Vorzug, den ihm „der wilde Knabe" vor andern Mädchen gibt. Und im Kreise seiner Kameraden redet der Knabe große Töne über „die albernen Gänse", und das Mädchen verachtet unter und mit ihren Freundinnen herzhaft „die dummen Jungen". Da sind schon sinnliche Regungen im Spiele. Sie werden allmählich deutlicher, der Elf- oder Zwölfjährige schleicht schon spähend um das Haus der Geliebten, beginnt Fensterpromenaden zu machen (in stolzer Haltung, versteht sich), er fängt dann auch schon an, im Denken an die Geliebte zu onanieren, träumt vom zärtlichen Stelldichein, vom Kuß der Liebe, die ihn zu ersten unbeholfenen Gedichten „inspiriert". Auch das Mädchen verhält sich gegen Ende der Kindheit schon freier zum bemutterten Freund, zum bewunderten Jüngling, der es wagt, sie öffentlich anzusprechen, abzuholen, zu begleiten, der schon in die Tanzstunde geht ...

Die Überkreuzbindung ist ein Spezialfall der allgemeinen Tatsache, daß der Mensch schon als Keimzelle ein bisexuelles Wesen ist und daß immer nur eine runde, wbl. Anordnung zu einer geraden, ml. (der paßrechten) im Verhältnis steht. Also auch alle zwischenmenschlichen Verhältnisse, die normalen wie die abnormalen (z. B. die Homophilie, S. 142), sind solche zwischen

je einer wbl. und paßrechten ml. Anordnung. Die Überkreuzbindung besteht zwischen heterogenitalen Partnern, zwischen einem supermaskulinen und einem superfemininen Wesen, zwischen Knabe und Schwester-Mutter bzw. Mädchen und Bruder-Vater usw.; sie ist quantitativ innerhalb der allgemeinen qualitativen Tatsache des ml.: wbl. Verhältnisses als ein Plus gesondert.

Auch die Entwicklung der ml. und der wbl. Anordnungen eines Individuums vollzieht sich in unterschiedlicher Periodik. Zu Zeiten entwickeln sich die ml. oder gewisse ml. Anteile vorauseilend gegenüber den wbl. oder gewissen wbl. — und umgekehrt. Ein Mädchen kann sich zeitweise „wie ein Junge", ein Junge „mädchenhaft" benehmen; dies gilt nicht bloß für die Frühzeit, in der die Kinder, vielfach bis ins 3. Jahr und gar länger, in Kleidung usw. einheitlich gehalten werden, sondern auch für spätere Jahre, auch noch für die Anfangsjahre der Pubertätsperiode: der Jüngling „probiert" gern mal die wbl. Rolle, hilft mal bei der Hausarbeit, zieht „aus Ulk" mal Mädchenkleider an, steckt den Penis zwischen seine Schenkel und „kommt sich als Mädchen vor" usw., das junge Mädchen versucht sich gern mal in ml. Betätigungen, treibt ml. Sport, verkehrt mit Jünglingen kameradschaftlich, d. h. wie ein Geschlechtsgenosse usw. Dieses episodische Verhalten läuft innerhalb der spezifischen Art des individuellen Verhaltens überhaupt, das der Konstitution, also auch der Relation der ml. und wbl. Anteile des Individuums entspricht (S. 368). Es ist ferner als imitativ von dem Verhalten bei Überkreuzbindung als konträr unterschieden; im ersten Falle sind wbl. Anteile des Knaben bzw. ml. Anteile des Mädchens genetisch in Hochfunktion, im zweiten ist der Knabe Mann, das Mädchen Weib. Die episodischen Schwankungen im Entwicklungstempo schwinden um so mehr, je mehr der Organismus ausreift.

D. Spiel und Schaffen.

Wie man die trophischen Vorgänge allgemein mit „Arbeit" bezeichnet, so die genischen mit „Schaffen", „Zeugen" (1. Bd. S. 598, 695). Zwar werden auch für das Trophische die Wörter „schaffen" („Ge-schäft"), „er-zeugen" („Erzeugnis") verwendet, doch hat das genische „schaffen" mehr den Sinn von „er-schaffen", „schöpfen" („Schöpfer", S. 359, ein Wort, das wiederum auch trophisch gebraucht wird, z. B. Wasser schöpfen mit dem Schöpfer, der Schöpfkelle). Ebenso werden platonische, bes. charitative, rein wissenschaftliche, künstlerische Funktionen (nicht also genitale) oft mit „Arbeit" bezeichnet, wie auch das Wort „Beruf", eine trophische Bezeichnung, nicht selten für diese platonischen Tätigkeiten verwendet wird (im Sinne der Übertragung), doch

spricht man da lieber von „Berufung", und die Entlohnung des Künstlers usw. stempelt sein Schaffen nicht zur Berufstätigkeit. Indes wir wollen ja gerade die trophischen und die genischen Funktionen voneinander abheben, somit die obengen. Terminologie beibehalten. Zum Schaffen, Zeugen gehören also auch die genischen Zellvorgänge, die genischen Anteile der generativen, metabolischen und letalen Zellteilung. In einem engeren Sinne benennt schaffen, zeugen nur diejenigen genischen sensorischen Funktionen, die auf ein Produkt, Ge-schöpf, Ge-zeugtes, Liebeswerk, Gekonntes (vgl. Kind, Kunst) abzielen; es wird freilich grundsätzlich nicht wie das Arbeitsprodukt verkauft, sondern ge-, verschenkt; doch haben Werke der reinen Kunst und Wissenschaft Liebhaber- und Handelswert (1. Bd. S. 593f.). Dieses Schaffen, Zeugen ist die erwachsene Liebestätigkeit, die platonische und die sinnliche. Eine Gruppe der genischen Funktionen nennen wir Spiel; zu ihm gehört auch eine Art des Sportes. Im Genischen unterscheiden sich Schaffen und Spiel wie im Trophischen Arbeit und Spiel (S. 359f.). Das genische Spiel ist wie das trophische darin gekennzeichnet, daß es an sich „unproduktiv" ist, nur zur Anerkennung der Leistung als solcher führt. Mit dem Schaffen sind natürlich die genischen Gefühle und Begriffe systemgenetisch verbunden.

Das genische Schaffen und Spielen der Erwachsenen sind Differenzierungen des kindlichen genischen Spieles, wie im Trophischen Arbeit und Spiel der Erwachsenen aus dem kindlichen trophischen Spiele hervorgehen (S. 361). Immer ist das Spiel die Vorstufe des Ernstfalles. In abnormen Fällen wird Schaffen wie Spielen auch vom Erwachsenen (der eben darin zurückgeblieben, kindhaft geblieben ist) „spielerisch" ausgeübt.

Fassen wir „Schaffen" im weitesten Sinne, also = Genik, so vollziehen sich schöpferische, zeugerische Vorgänge ab ovo. Fassen wir „Schaffen" im engeren Sinne, so schafft, zeugt das Kind noch nicht, sondern spielt, bereitet sich vor, und auch die genischen Funktionen, die zu gewissen Produkten führen, und diese Produkte sind Vorstufen der reifen Funktionen und Produkte. Über die Differenzierung der Trophik und Genik und darin der Platonik und der Sinnlichkeit ist bereits berichtet. Die Formen der genischen Spiele des Kindes sind folgende.

Platonische Spiele.

1. Verhalten zu platonisch geliebten Individuen, z. B. zu den Eltern, Geschwistern, Verwandten, Freunden (familiäre, gesellige Zusammenkünfte, gemeinsame Spiele, Übungen im Verkehr, im Benehmen, in Sitte, Anstand, Religion), zu Haustieren, auch Tieren im allgemeinen, zu Zimmer- und Gartengewächsen, Bäumen des Waldes, Blumen der Wiese usw., zu

gewissen Spielsachen, Möbelstücken, Kunstwerken, Geschenken, Sonne, Sternen usw. Am innigsten ist in der Regel das genische Verhältnis zu Menschen, weniger innig zu Tieren, noch weniger innig zu Pflanzen und Sachen (unter diesen wieder am meisten innig zu menschlichen Figuren wie Puppen usw.), doch finden sich da vielerlei genetische und episodische Schwankungen inner- und außerhalb der normalen Var.-B. Die einzelnen Bewegungsfolgen sind wieder HASTF-Reihen: Hungerausdruck (Verlangen, Auslangen, Suchen, Sehnsuchtsworte und -gesten), Angstausdruck (Zögern, Hemmung, Vorsicht, Mißtrauen, Ablehnung, Flucht zu ... mit Anschmiegen, Verstecken, Angstworte und -gesten), Schmerzausdruck (Trennen, Verletzen, Zerlegen, Zerreißen, Zerschneiden, Stechen, Sticheln, Prügeln, Scheiden, Abkehr, Abschied, Schmerzworte und -gesten), Trauerausdruck (mattes Verweilen, Geduckt-, Niedergeschlagen-, Betrübtsein, Stücksein, Stückerleben, Trümmern und Kümmern, Trauer- und Reueworte und -gesten), Freudeausdruck (Gehoben-, Flott-, Aufgerichtetsein, Lang-geradessein, Ganzmachen, Vollenden, Anerkennen, Zustimmen, freudiges Bejahen in Wort und Geste); dazu Ausdrücke der Misch- und Stauungsreflexe. Je nach der Funktionsperiodik der RSe sind die Ausdrücke regional in- und extensiviert, jetzt z. B. Liebesworte, jetzt ein Kuß, jetzt eine Umarmung, ein Streicheln, jetzt eine Lokomotion (Hineilen, Zögern, Fallen in Mutters Arme, dort verweilen, verschnaufen, sich geborgen fühlen, sich aufrichten, Lachen, Jauchzen usw.), jetzt mimische Aktionen mit oder ohne intensive Drüsenfunktionen (Weinen usw.), jetzt Spielen mit Kameraden, mit dem Hunde usw. (Hineilen, Haschen, Erwischen, Umfangen, Kämpfen als zärtliches Kitzeln, Zausen, Schlagen, Streicheln, Drücken, dann Loslassen, Weglaufen, Ausreißen, Verfolgtwerden, Lachen in allen Tonarten), jetzt zärtlicher Umgang mit der Puppe, dem Hottopferd („Liebhaben"), abends beim Schlafengehen mit der Mutter („Schmusen", „Herzen", „Muttseln"), jetzt allerlei Tätigkeiten „aus Liebe" und „zu Liebe", als „Liebesbeweise" usw. Auch bei allen genischen Verhaltensweisen kann die eine oder andere Gefühlsspezies besonders in- und extensiv beteiligt und danach der ganze Ablauf nuanciert, z. B. relativ ängstlich, relativ traurig sein. Dies alles inner- und außerhalb der normalen Var.-B. Die platonischen Verhaltensweisen kann man als Zärtlichkeiten bezeichnen und von den sinnlichen als Liebkosungen unterscheiden; die Unterscheidung ist gewiß nicht prägnant (auch die sinnliche Liebe ist zärtlich, auch die platonische liebkost), doch gibt sie immerhin einen gewissen Akzent an und ist konventionell brauchbar. Die genischen Spiele sind anders wie die trophischen, doch finden vielfach Überschneidungen und Verschmelzungen statt.

2. Schenkungen. Nur in der Liebe wird geschenkt, nicht

in Ernährung-Beruf (da wird ge- und verkauft, populär: „Am Geldbeutel hört die Freundschaft auf"). Geschenke erhalten nur platonisch oder sinnlich geliebte Personen; überreicht man einem Geschäftsfreund, einem Beamten, mit dem man dienstlich zu tun hat, ein Geschenk, so behandelt man ihn wohl- oder übelmeinend (Bestechung), irriger- oder unehrlicherweise als „Freund", ebenso handeln Kind und Eltern falsch, sofern sie dem Lehrer „Freundlichkeiten", „Aufmerksamkeiten" erweisen (Blumen mitbringen, einen Hasen ins Haus schicken usw.) und ihm somit eine Verpflichtung auferlegen, die mit dem Berufe nichts gemein hat, auch bei anständiger Ausübung des Berufs nicht erfüllt werden kann und darf. Geschäftsteilnehmer tun gut, „privat" nicht miteinander intim zu verkehren. Stehen Freunde oder Verwandte auch in geschäftlicher Verbindung miteinander, so ist Freundschaft und Beruf so scharf wie möglich voneinander zu trennen, sonst gibt es allemal Mißhelligkeiten; dies gilt auch für das Verhältnis Lehrer: Schüler, Arzt: Kranker usw.

Geschenke sind genische und trophische Gegenstände. Gefühle kann man nicht schenken (sie richten sich auf jem.), und wer das dennoch sagt, redet poetisch oder poetisierend (bildhaft, z. B. jem. seine Liebe schenken), ebenso wenig schenkt man seine innern Organe, die Angabe „ich schenke dir mein Herz" ist wiederum poetisch, wie die Worte „ich schenke dir meine Hand". Immerhin schenkte einst und schenkt heute noch gelegentlich der Freund dem Freunde von seinem Blute zum Besiegeln der Blutsbrüderschaft, eines bes. engen, der Blutsverwandtschaft (Brüder) ganz nahekommenden Grades der Verbundenheit; der Märtyrer opferte sein Blut, der Soldat gibt sein Blut fürs Vaterland hin, der Blutspender schenkt von seinem Blute dem Kranken (kann es sich freilich auch bezahlen lassen). Begriffe lassen sich als solche nicht verschenken, wohl aber die entspr. Wortgegenstände (jem. eine Idee schenken). Das junge Kind schenkt zunächst Speichel, Atem (vgl. jem. anspucken magisch als Segen oder Fluch, jem. anhauchen magisch als Lebenspendung oder Lebenvernichtung = anschnauzen usw.), Kot, Harn („Mama — da!", vgl. den Brauch der „echten" Einbrecher, als Gegengabe dem Bestohlenen einen Kothaufen, möglichst im Bett, zu hinterlassen, dies wohl auch in trophischem „Austausch"), Haare (vgl. Schenken einer Locke zum Andenken), auch Körperteile, z. B. den Fuß, den es darreicht, als ob er nicht angewachsen wäre, Spielzeug u. a. Gegenstände, die für das Kind zunächst in der Allheit, dann nach Einsetzen der Individuation im kollektiven Besitz verbleiben und sich erst allmählich schärfer zum Mein und Dein sondern, wie sie sich zu trophischen und genischen, zu käuflichen (Waren) und geschenklichen (Liebesgaben), ferner zu unschenkbaren und schenkbaren Gegenständen sondern. Das

junge Kind behandelt Menschen, Tiere, Pflanzen und Sachen noch wesensgleich, kann also auch alle Wesen beschenken und sich von ihnen beschenken lassen: es ist im Absoluten alles eins. Auch Worte, Melodien („du darfst mal zuhören", vorspielen), Wärme (sich bei Kälte aneinanderschmiegen, Handschuhe schenken oder verleihen usw.), Berührungen (Zärtlichkeiten), also akustische, thermische, taktile Gegenstände werden geschenkt, auch Düfte („mal riechen lassen", „Nachbarin, euer Fläschchen!", Blumengeschenke), Geschmäcke („mal schmecken, lecken lassen", Süßigkeiten usw. mit-teilen), Bewegungen (Max geht für Grete einen Weg, verhaut für Grete den Hans, pufft sie und sie ihn, der bessere Läufer schenkt dem schlechteren aus Liebe den Sieg) und andere Leistungen (der bessere Schüler schenkt seinen Freunden die Lösung der Schulaufgaben, läßt abschreiben) werden geschenkt.

Jedes Schenken als Geben oder Nehmen ist eine HASTF-Reihe (von A zu B oder von B zu A gerichtet); die einzelnen Gefühlsspezies variieren konstitutionsgemäß inner- oder außerhalb der normalen Breite, so daß das eine Kind ein besserer Schenker als das andere ist, ein drittes ein besserer Behalter als ein viertes ist, ein fünftes „alles", ein sechstes „nichts" abgibt usw.; und demgemäß sind auch die Erwachsenen gesund, also auch gesunde Schenker, oder neurotisch, also schenken „alles" (geschenkliche Verschwendung in der Allmacht) oder „nichts" (geschenklicher Geiz in der Allmacht), auch in der Form, daß der Neurotiker dem einen schenkt, was er dem andern weggenommen hat (Typen wie Schinderhannes, Erpresser-Räuber aus Wohltätigkeitssucht, Gleichmacher im Weltbeglückungswahn sozialer, politischer, religiöser Färbung), oder daß er Kaufen und Schenken, Beruf und Liebe durcheinanderwirft, von Geschäftspartnern Geschenke, von Freunden Geschäftsgeld („Anpumpen") usw. erwartet, Berufsverpflichtungen als vermeintliche Angriffe auf die vermeintliche Allmacht krampfig ablehnt, aber „mit Geschenken um sich wirft" („schlechte Zahler, gute Schenker"), oder daß er Geschenke als Gaben der Anbetung, die ihm sowieso gehören, auffaßt und kaum oder gar nicht erwidert usf. — „Sich selbst schenken" = „sich hingeben" kann man eigentlich nur in der sinnlichen Liebe, bei der die Partner sich zur Summe einen, damit ihr Selbst los, selbstlos sind; doch pflegt man auch die in- und extensive Beschäftigung mit einem Spiele, einer Arbeit sowie die in- und extensive Teilnahme an einer Gemeinschaft als „Hingabe" zu bezeichnen.

3. Anfertigung von Geschenken. Geschenke sind trophische oder genische Gegenstände, Produkte trophischer oder genischer Funktionen. Das Kind fertigt also entweder im arbeitsmäßigen Spiele Gebrauchsgegenstände oder im schaffensmäßigen

Spiele Kunstgegenstände an und schenkt sie dem, für den sie bestimmt sind. Wie 1. Bd. S. 695 dargelegt, ist der Gebrauchsgegenstand vw. trophisches, das Kunstwerk vw. genisches Produkt; je mehr jener genische Anteile enthält, desto mehr nähert er sich dem Kunstwerk, je mehr dieses trophische Anteile enthält, desto mehr nähert es sich dem Gebrauchsgegenstand (Kunstgewerbe). Die Tatsache nun, daß ein Produkt als Geschenk, d. h. „jem. zu Liebe" oder „aus Liebe zu jem." verfertigt wird, ändert nichts an dem grundsätzlichen Charakter des Produktes als eines Gebrauchs- oder Kunstgegenstandes, doch sind die Anfertigungsreflexe mit dem Gefüge, dessen Aktualitäten das geliebte Individuum sind, in besonders enger Assoziation und somit in einer Weise nuanciert, daß das Werk „persönlich paßt", also die „persönliche Note" des Beschenkten und des Verfertigers als des mit ihm in Liebe verbundenen Menschen aufweist. In dieser Art entstehen auch die kindlichen Geschenke, Gebrauchsgegenstände für die Puppe, den Haushund, das Hottopferd usw., für die Eltern, Geschwister, Freunde sowie Kunstwerke wie Handarbeiten, Stickereien, Laubsägearbeiten usw. als Ziergegenstände, Malereien, Dichtungen, Kompositionen und ihr Vortrag zu Weihnachten, zum Geburtstage usw. Das Kind kann auch von erspartem Taschengeld ein Geschenk kaufen; die „persönliche Note" liegt dann im Sparen, im Aussuchen des „passenden" Geschenkes und im Darbringen.

4. Liebhabereien, z. B. Sammeln von Gegenständen, nicht zu Handelszwecken, sondern zum liebevollen Behalten und Pflegen (Kunstwerke, Briefmarken, Schmetterlinge, Pflanzen, Bücher, Zeichnungen, Photographien, Andenken usw.), Halten von Kaninchen, Vögeln, Fischen usw., Pflege von Zierpflanzen, Herumbuddeln im Garten, sportliche Betätigungen, soweit sie nicht trophisch sind, künstlerische Neigungen (Klavierspielen usw. aus Liebe zur Kunst) u. a. Beschäftigungen, die aus Liebe zur Sache geschehen.

Sinnliche Spiele.

Die Sinnlichkeit differenziert sich entspr. der Differenzierung der Genitalien aus und ist besonders rege während der genitalen Entwicklungsschübe. Sie schließt sich vielfach den platonischen und den trophischen Reflexen an und ist im übrigen gesondertes Geschehen. Zunächst spielt das Kind auto-, dann ego- und allogenisch (S. 410) auch im sinnlichen Gebiete; diese Funktionen sind die präonanischen und onanischen, dazu extragenitale Liebkosungen. Auch die sinnlichen Reflexgefüge sind HASTF-Reihen; die In- und Extensität der einzelnen Stadien im Verhältnis zueinander liegt inner- oder außerhalb der normalen Var.-B. Je mehr sich die sinnlichen RSe differenzieren, desto

präziser heben sich die Ausdrucksbewegungen, die wir ja ebenfalls nach den Gefühlsspezies bezeichnen, als solche des Liebeshungers, der Liebesangst, des Liebesschmerzes, der Liebestrauer (des Liebeskummers) und der Liebesfreude, auch des Liebeshasses, Liebesneides, Liebestrostes, Liebesekels usw. voneinander ab; die krankhaften Formen („Neigungen") der Sinnlichkeit gehen nach und nach, manchmal schon früh aus der Latenz in die Manifestanz über. Also auch Grausamkeiten, sado-masochistische Quälereien usw. gehören zu den (freilich pathologischen) Liebkosungen, wie auch Gehässigkeit, Rachsucht, Intrige, Eifersucht usw. sinnliche Bindungen (freilich pathologische) anzeigen.

Zu den Liebkosungen rechnen auch die sinnlichen Worte, das Getändel, Liebesgestammel des älteren und dann der Pubertät nahen Kindes, das auch schon Liebesgedichte macht. Dazu stellen sich genetisch sinnliche Begriffe, phänomenale und phänomenologische ein, auch wollüstige Träume. Auch der (dem) sinnlich Geliebten macht man Geschenke, führt sich ihr (ihm) vor, zeigt sich von der besten Seite, erweist rivalisierend allerlei Liebesdienste, wirbt in kindlicher Weise und läßt sich umwerben. Sinnliche Zeichnungen, Abbildungen werden entdeckt, angefertigt, vorgezeigt, besehen, erörtert, Tiere bei ihren sinnlichen Funktionen interessiert beobachtet, auch der Mensch als Zeuger mehr und mehr studiert und die Beobachtungen förderlich besprochen, aus Büchern ergänzt und berichtigt (oder verunrichtigt). Dazu wird auch die Frage nach „dem Schöpfer", die religiöse Frage aktuell. Die gesamte genische Entwicklung des Kindes ist — wie die trophische — ein stetes Forschen, eine immer fortschreitende Lüftung von Geheimnissen, die sich auf der jeweiligen Entwicklungsstufe rein biologisch einstellen, ihr angemessen sind und sich immer mehr dem „letzten Geheimnis" annähern; und jedes Geheimnis ist eine Form des Problems „Wesen des Menschen, der Dinge, der Welt", des einzigen Problems der Menschheit. —

Eine Gruppe der kindlichen genischen Spiele ist der Sport, soweit er nicht trophisch ist. Er ist als genisch Platonik (Liebhaberei), oft mit gewissen sinnlichen Einschlägen; in abnormen Fällen ist der sinnliche Anteil der Sportreflexe hypertroph, der Sport geradezu ein „sinnliches Abreagieren", eine perverse Funktion der sinnlichen RSe, die somit „leerlaufen", während sie normaliter Vorbereitungen auf Werbung und Zeugung sind. Übertriebene Sportbegeisterung ist, auch bei Jugendlichen und Erwachsenen, in nicht wenigen Fällen krampfige „Ablenkung von der Geschlechtlichkeit", hysterischer „Ersatz" und somit Zeugnis der Impotenz; mancher Mann und manche Frau sind „Erste" auf dem Sportplatz, „gehen auf" in allerhand sportlich vollführten sozialen, politischen usw. Tätigkeiten und versagen

„demgemäß" irgendwie im Ehebett oder bleiben Junggesellen. (Die trophische Art des Übersports ist S. 363 angeführt.)

Das genische Spielen des Kindes differenziert sich zum (genischen) Spielen und Schaffen des Jugendlichen-Erwachsenen aus (S. 426). Die sinnlichen Spiele des Jugendlichen wie Onanie, Tanz, Liebeleien, Tändeleien reifen normaliter zu den Formen des Ernstfalles, der Werbung um den Ehepartner und der Zeugung. Die platonischen Spiele der Jugendlichen-Erwachsenen sind Liebhabereien wie flüchtige Freundschaften, Spielen mit den Kindern, mit den Haustieren, Hantierungen im Garten, Sammeln, Basteln, dilettierendes Musizieren usw., Vergnügungen als Sport u. a. amateurische Beschäftigungen (amare wie diligere hier genisch, vgl. S. 371). Die Spiele können hohe Differenzierungsgrade erreichen, z. B. der „geliebte" Sport kann zu einer Art Kunst (entspr. der trophischen Artistik) werden, Soldatenspiel und Wehrsport zur Höhe des privaten Studiums der Taktik aufsteigen, die dilettantische Beschäftigung mit Kunst oder Wissenschaft dem künstlerischen oder wissenschaftlichen Schaffen ganz nahe kommen. Ob jem. trophisch oder genisch spielt-sportet, ist oft schwer, manchmal gar nicht zu entscheiden; die überhaupt letztmögliche Diagnose ist mit der psychobiologischen Untersuchung des Menschen zu gewinnen. Nicht mehr Spiel ist das platonische Verhältnis zu den Eltern und Voreltern, die ernste Liebe zu Gott (Urahn) und den Mitmenschen (echte Religiosität, Wohltätigkeit, Fürsorge, Sittlichkeit usw.), feste, erprobte, dauernde Freundschaft, Liebe zu Vaterland u. a. Gemeinschaftsgütern; diese Liebe ist produktiv, förderlich, sie schafft neue Werte. Schaffend tätig ist ferner, wer hauptgebietlich rein aus und in Liebe zur Sache denkt und tut, also — im Unterschied vom Brotarbeiter — ohne Rücksicht auf wertmäßige Bezahlung seine Ideen und Werke herschenkt; so der reine Künstler (im Unterschied vom Virtuosen), der „schaffende" wie der „darstellende", der das Werk des Dichters, des Komponisten „gestaltet", der reine Wissenschafter-Denker (im Unterschied vom Brotgelehrten), der reine Forscher, Erfinder, Organisator, Stratege, Staatsmann. Diese Menschen sind „die Berufenen" im Unterschied von den „Berufstätigen". Sie sind platonisch tätig, oft mit gewissen sinnlichen Einschlägen (§ 9,4). In abnormen Fällen ist der sinnliche Anteil hypertroph, die platonische Tätigkeit geradezu eine „sinnliche Entladung", ein „Ausströmen der Sinnlichkeit" auf Kosten der genitalen Funktionen (s. o. bei „Sport"). Auch an der Arbeit sind normaliter genische Reflexe beteiligt, in der Abnorm pervers im Übermaß, platonische wie sinnliche. Man sagt oft, jem. liebe seine Arbeit; damit ist angegeben, daß jem. besonders in- und extensiv beruflich tätig ist, auch wohl hierbei rel. reichlich genische Reflexe beteiligt sind; man kann

aber die Arbeit nicht eigentlich lieben wie etwa den Freund, ein Gemälde, die Musik, die Geliebte. Wird der Beruf „leidenschaftlich" ausgeübt, dann ist zu viel Liebe daran beteiligt und insofern die Tätigkeit und ihr Produkt pathologisch (s. im 7. Bd.). Umgekehrt weist die platonische Tätigkeit oft einen trophischen Akzent auf, z. B. die künstlerische beim Kunstgewerbler, falls dieser nicht Gewerbler (Handwerker) mit rel. reichlichem künstlerischem Einschlag ist, ober beim Künstler, der seine Kunst arbeitsmäßig betreibt und kaufmännisch verwertet ähnlich dem Virtuosen, aber doch eben als Künstler; auch hier wieder Norm mit Var.-B. und Abnorm. Manche Künstler und Wissenschaftler schaffen abnormerweise in einer spiel-sportartigen Manier, reihen Noten, Pinselstriche, Worte usw. mechanisch-formalistisch aneinander, oft ist diese Koordinatik zu bizarren usw. Gebilden ausgeprägt. Alles Abnorme liegt im infantilen Entwicklungsraum.

Der Schaffende ist entweder epochal oder genial. Der Epochale schafft in der zeitgenössischen Entwicklungsstufe, sein Schaffen, sein Werk ist zeitgemäß. Der Geniale eilt der Zeit voraus. Als Genie bezeichnet man den Hirnschöpfer, Hirnzeuger (vgl. genial — genital, 3. Bd. Nr. 157), den kreativen Menschen. Bei ihm entwickeln sich kleinere oder größere oder sehr große (Universalgenie) Gefüge von Denkzellen und Assoziationen, bes. in der Begriffssphäre früher als bei den Zeitgenossen und oft sogar den künftigen Generationen zu aktueller Funktion, vollziehen sich also kortikale genische Prozesse, die über den bisherigen Status, das bisher Bekannte hinausführen. Darin unterscheidet sich z. B. der geniale Wissenschafter vom epochalen, der in Liebe zur Wissenschaft sich das Wissen anderer Leute aneignet, aus zehn Büchern ein elftes kompiliert, das Gelernte lehrend weitergibt, keine eignen Gedanken hat, ferner der geniale Erfinder vom Konstrukteur (dieser macht nach, jener macht voraus), der geniale vom schlichten Entdecker (dieser bleibt in der bisherigen Ebene, z. B. entdeckt einen neuen Bazillus, jener geht neue Wege zu neuen Zielen, z. B. entdeckt die Bazillen, begründet die Bakteriologie: Robert Koch), der geniale vom schlichten Maler (dieser gestaltet nach, jener gestaltet neu), der geniale Komponist, Dichter usw. vom zeitgemäßen (dieser schafft für die Zeitgenossen, jener für die Nachwelt) usw. Von den Epochalen und Genialen sind die Berufstätigen verschieden, jenen entsprechen die Exekutiven, diesen die Prolativen (S. 373), und Mischfälle sind häufig. (Die Unterscheidung „prolativ" und „genial" ist hier überhaupt erstmalig getroffen, bisher wird auch der hervorragende Prolative oft genial genannt.) In der Regel wird die geniale Leistung zunächst von wenigen, dann von mehreren, dann von vielen anerkannt; wann das geschieht, ist

Sache des Differenzierungstempos der Gehirne. Der Beifall der unwissenden, unkritischen, suggestionierten Menge, der ebenso enormen wie abnormen Leistungen zuteil werden kann und mit dem „Nimbus" verrauscht, oder der wissenschaftliche, politische usw. Nepotismus entscheiden nicht über Wert oder Unwert; „das Echte bleibt der Nachwelt unverloren"

Die genialen Neustrukturen sind solche gesunder Gehirne, dann enorm (obere Grenze der Norm, vertikale Entwicklung s. Differenzierung) oder solche kranker Gehirne, dann abnorm (Hypertrophie, Wucherung, horizontale Entwicklung) und zwar mehr minder ausgeprägt und erkennbar bis normnah. Während jene sich in der Zukunft bewähren, werden diese nur, soweit sie Gesundem nahestehen, Dauer haben und Anerkennung finden, auch falls das kranke Genie eine Zeitlang Weltruhm erntet. Die Diagnose ist am sichersten an der Persönlichkeit zu stellen. In der Geschichte gibt es einzelne kranke Genies, deren Krankhaftigkeit in der großen Linie ihrer Idee und Leistung (wenigstens für den Laien) unmerklich ist (s. weiter 7. Bd. letzten Abschnitt).

E. Der Besitz.

Die Ausführungen über den trophischen Besitz (§ 7,5, E) gelten grundsätzlich auch für den genischen Besitz. Indem das Kind auch genisch spielt und das Spiel unproduktiv ist oder erst zu Vor-Produkten führt, kann von einem genischen Besitz im eigtl. Sinne noch nicht die Rede sein. Die Bezeichnungen „mein Vater", „meine Tante", „mein (geliebtes) Bett", „mein (geschenktes) Buch" usw. gelten nur im Sinne des Vor-Besitzes. Überdies sind, wie S. 379 ausgeführt, in höheren Kulturen Menschen überhaupt nicht mehr „Besitz", mag auch dieses Wort vielfach noch in der Beschreibung genischer Verhältnisse verwendet werden. Das Kind sagt denn auch vorbesitzlich „unsere Mutter", „unser Haus", „unser Garten", „unser Hund" usw.

Wie verhält sich Leistung und Gegenleistung im Genischen? Genau wie im Trophischen. Allenthalben gilt das Gesetz der Äquivalenz von Leistung (Geleistetem) und Gegenleistung (Gegengabe). Auch jedes Geschenk hat seinen Gegenwert, es gibt normaliter keine „einseitigen Geschenke", also solche, die nicht irgendwie und zwar immer äquivalent erwidert würden. Schenken heißt nicht svw. bloß geben, schenken heißt nicht: nichts wieder bekommen (vgl. νέμειν geben und nehmen). Der Beschenkte ist normaliter darauf bedacht, biologisch Gleichwertiges zurückzugeben, wobei „biologisch" bedeutet, daß in der Liebe der Geldwert nicht in Betracht kommt oder doch nicht den Ausschlag gibt. Dankbarkeit ist: einer empfangenen Wohltat eingedenk sein (denken-danken), des Gebers als der Person, der der Beschenkte zur Gegengabe verpflichtet ist, gedenken; die Gabe

kann auch das „gute Wort", die Zärtlichkeit, die Liebkosung, der Liebesdienst, „Imponderabilien", die oft schwer wiegen, sein. So kann auch die Dankbarkeit sich in Darreichungen, in Worten und Taten, in Anhänglichkeit, Verehrung — kurz in allen adäquaten Einstellungen und Verhaltungen zum Wohltäter äußern. Man kann auch eine erlittene Unbill „sich merken", aber dieses Gedenken nennt man im allgemeinen nicht Dankbarkeit, wiewohl auch ein erlittenes Unrecht normaliter zu einem Gewinn führt und man dem Feinde dafür dankbar zu sein hat (S. 387). Der Gesunde erwidert freilich ein Unrecht nicht mit einem andern, er begegnet auch dem Feinde freundlich, er vergilt derart, daß die Strafe biologisch wertgleich der Schuld ist, er ist gar nicht imstande anders zu handeln; verabfolgt er dem, der ihm feindlich eine Ohrfeige gehauen hat, (möglichst) anderthalbe, so tut er jenem nicht wider Unrecht, sondern will ihn belehren, ihm nützen (S. 399). Undankbar ist, wer eine empfangene Wohltat vergißt, sie überhaupt oder zu lange unerwidert läßt oder sie zu karg vergilt; Undankbareit ist immer feindlich, Krankheitszeichen wie ihr Gegenstück: die übertriebene Dankbarkeit, die zu reichlich, zu rasch wiedergibt, ja wohl gar der Gabe zuvorkommt (als ob Se. Allmacht es nicht dulden könne, beschenkt zu werden). Die Menschen sind in der Mehrzahl gesund, also dankbar. „Undank ist der Welt Lohn" nur für den, der mehr Dank erwartet, als ihm gebührt oder als der Mensch seiner Natur nach geben kann.

Das Gesetz der immanenten Gerechtigkeit (S. 401) ist nicht vom Menschen erdacht und eingerichtet, sondern eine rein biologische Tatsache. Es gilt auch für die Kindheit, für den trophischen wie genischen Austausch (S. 385, 400). Hierbei ist zu bedenken, daß die Wertsetzungen des Kindes andere sind wie die des Erwachsenen. Das Kothäufchen ist ein trophisches Produkt, doch kann das kleine Kind es z. B. der heimkehrenden Mutter (auf einem Stück Papier oder auf einem Teller usw.) als Liebesgabe darbringen; es wertet den Kot als „seines Wesens", als magisch identisch mit seinem Ich, und mehr als sich selber kann ja das Kind nicht darbringen. Und die Mutter nimmt das Kothäufchen nicht als ein Pfui und mit einem Pfui in Empfang (sie wäre denn sehr undankbar), sondern als Liebesgabe vom Werte der kindlichen Wertung, sie rechnet zur Gabe die Zärtlichkeit des Kindes hinzu und gibt den ausgleichenden Wert (etwa Stück Schokolade) mit der adäquaten Zärtlichkeit sowie der zugehörigen liebevollen Aufklärung (Kot gehört ins Töpfchen usw.) zurück. Unterhalt und Unterhaltung (Belehrungen) erhält das Kind nicht bloß im trophischen, sondern auch im genischen Austausch, auch als Geschenke, und es dankt dafür in Worten, in Zärtlichkeiten, in Gehorsam, in gutem Appetit, in Heranwachsen, in

allerlei Geschenken, in ideellen Gegengaben. Die Liebesäußerungen des Kindes sind zusammen mit den gegenständlichen Präsentanzen (Präsent svw. Geschenk) Liebesgaben, deren jede den biologisch adäquaten Liebeslohn erhält. Die verschiedenen Gefühlsspezies und ihr Verhältnis zueinander im jeweiligen HASTF-Ablaufe sind auch in Betracht zu ziehen, ferner die Tatsache, daß auch die genischen Verhaltensweisen des Kindes noch unausgeglichen, unsicher, schwankend sind, das Kind auch auf dem genischen Gebiete unablässig lernt. Ein Kind schenkt z. B. besonders willig (hat einen akzentuierten Hunger nach Schenken, Abgabe, Hingabe) und erwartet mit Recht, daß die Freigebigkeit erwidert wird; sie wird auch normaliter mit gleichem Maße erwidert, nur nicht immer mit Gaben gleichen Geldwertes, sondern mit ausgleichender Zugabe von (angemessenen) Belehrungen über die verschiedenen Arten des normalen und abnormalen Nehmens-Gebens. Ein betont zurückhaltendes Kind nimmt auch nur die seiner Sprödigkeit entsprechende Gegenliebkosung an; ein Plus an Zärtlichkeit lehnt es ab, und diese Ablehnung ist äquivalent dem Plus. Ein Kind, das in der Liebe betont schmerzlich ist, also Schmerzen zufügt, hat auch die äquivalenten Schmerzen, auch in Form von Belehrungen, Klapsen usw., die keine Strafen sind, zu gewärtigen. Ein in der Liebe säumiges (betont trauriges) Kind erwartet mit gleicher Säumigkeit die Gegengabe und ist von rascher Erwiderung überrascht in dem Maße der Zeitdifferenz. Wer reichlich und gern gibt, erhält auch reichlich und gern. Usw. Dies alles in normaler Var.-B. Wie es in den Wald schallt, schallt es zurück, und der Ton macht die Musik.

Der Kranke kann sich auch in der platonischen und sinnlichen Liebe nur nach dem Gesetz der immanenten Ungerechtigkeit verhalten (S. 402, 429). Die genische Partnerschaft des Gesunden und des Kranken kann immer nur partiell sein, der Gesunde kann nur begrenzte Berührungsflächen mit dem Kranken und zwar mit dessen fastgesunden Stellen haben, und auch diese Berührungen oder Bindungen sind nur lose. In- und extensive Bindungen sind nur zwischen Gesunden sowie zwischen Kranken möglich, Gesund paßt zu Gesund, Krank zu Krank; diese Tatsache zeigt sich besonders ausgeprägt in der sinnlichen Partnerschaft, die normaliter ihre letzte Ausreifung in der Ehe, also in der Verschmelzung zweier Ganzheiten zu einer Ganzheit höherer Ordnung findet, zeigt sich somit auch im Familienleben (S. 113f.). Das genische Verhältnis zwischen Personen unterscheidet sich vom trophischen darin, daß zwischen den Geschäftspartnern (Arbeitsgenossen, Käufer-Verkäufer usw.) über Geschäftsdinge verhandelt wird, insofern also das Berufsverhältnis „unpersönlich" ist, demnach auch zwischen Gesunden und Kranken — mit

gewissen Einschränkungen, die in der Art und Schwere der Krankheit liegen, — möglich ist und fortwährend stattfindet; ob der Bäcker, von dem ich mein Brot beziehe, (anatomisch oder neurotisch) herzleidend ist, kann für den Brotkauf so lange nicht interessieren, wie die Krankheit im Beruf nicht (allzu) störend bemerkbar ist; sobald sie es aber wird, kauft man sein Brot wo anders. Der Kranke kann auch selber Berufsgegenstand sein, er ist es in erster Linie für den Arzt: der gesunde Arzt handelt im Berufe „unpersönlich", „ohne Ansehen der Person" (wie der Richter), selbst in den Fällen der Persönlichkeitsdiagnose und -therapie; eine nebenher laufende genische Bindung zum Kranken — sie kann beim gesunden Arzt nur gering sein, seine Liebe zum Kranken ist vielmehr allgemeine Menschenliebe — hat in der Berufsausübung „zu schweigen"; nur ein kranker Arzt kann zu (gewissen) Kranken ein in- und extensives „persönliches" Verhältnis unterhalten, es mischt sich dann auch störend in die „Sachlichkeit" der Berufstätigkeit ein (daher pflegen Ärzte ihre Angehörigen nicht selber zu behandeln und medicus se ipse curare non potest), überdies ist der kranke Arzt, soweit krank, ein schlechter Arzt.

Auch auf genischem Gebiete führt das Kind während seiner Entwicklung in der S. 397 ff. für die Trophik geschilderten Art und Weise einen ständigen Kampf um Macht, Größe, Erweiterung-Erhöhung seines Lebenskreises, seiner Freundschaften, seines platonischen und sinnlichen Gefühlsreichtums, seiner Ehre, Tugend, Liebens-würdigkeit, Sitte, Rechtlichkeit, Religion, seiner kunstmäßigen Leistungen, seines Wissens um die sinnlichen Liebesdinge — kurz seines äußern und innern Vorbesitzes. Es durchlebt die immer und immer wieder sich einstellenden Aufgaben von zunehmender Schwierigkeit, es prüft fortwährend und wird fortwährend geprüft — in Vorbereitung auf die am Ende der Kindheit bevorstehende Generalprüfung, mit deren Überwindung das jugendliche Wissen um Richtig und Falsch, Gut und Böse, Schön und Häßlich, der Eintritt in die Gemeinschaft der Jugendlich-Erwachsenen verbunden ist („Eritis sicut deus scientes bonum et malum"). Es zeigt sich neugierig nach der Lüftung der Geheimnisse um Liebe und Zeugung, dann ängstlich-schamhaft vor jeder Enthüllung, mit der es doch schmerzlich ringt, bis es traurig die vollzogene (weitere) Einweihung konstatiert und schließlich sich des Sieges freut, eines Sieges, auf den sogleich wieder der Hunger nach Neuem, die neue Forschung folgt. Es ergeht sich in tausend und abertausend Märchen und Deutungen, Zweifel, allesamt im und am unklaren Erleben, Vervielfältigungen allesamt des einen Problems der Menschheit: des dämonistischen Problems, des Rätsels „Mensch und Welt", des Leib-Seele-Problems. Nur das kranke Kind kämpft, soweit

krank, auch auf genischem Gebiete um die Wahrung der urtümlichen Allmacht-Ohnmacht, des Einzigseins, das vom Vater, den Geschwistern, allen möglichen andern Wesen gefährdet erscheint.

Von der „Sorglosigkeit" des Kindes, den „goldenen Kinderjahren" kann nur sprechen, wer die Vergangenheit als erfüllt betrachtet und die Mühen der Entwicklung vergessen hat (3. Bd. S. 362, 370, „gute alte Zeit"). Gewiß sind die Aufgaben des Jugendlichen und Erwachsenen größer, wichtiger als die des Kindes, aber die Aufgaben des Menschen sind rein biologisch seiner jeweiligen Entwicklungsstufe zugehörig, also angemessen, und das Kind hat auf seine Weise genau so zu kämpfen und zu ringen wie der Erwachsene auf seine Weise, für das Kind sind seine Probleme ebenso schwierig wie für den Erwachsenen die seinigen, ja es hat in wenigen Jahren eine unabsehbar große Fülle von Aufgaben zu bewältigen, von Rätseln (vorstufig) zu lösen, eine Fülle steiler vertikaler Anstiege in stürmisch-unruhigem Tempo zu durchleben, während sich im jugendlichen Alter schon mehr und mehr der Ausbau, die Festigung des Erreichten geltend macht und sich beim Erwachsenen die Entwicklungskurve bis zum Höhepunkte noch sanfter erhebt. Zu jedem Entwicklungsschritt gehört auch ein Freudestadium, und das kann beim Kinde relativ in- und extensiv sein, so daß des Lachens und Kicherns, der Lust und Wonne „kein Ende" ist, wie man sagt; überdies sind manche Kinder betont heiter, andere sogar allzu heiter; aber man darf daraus nicht folgern, daß die Kindheit eine Art ewige Seligkeit sei; die jeweilige Freude hat ein Ende, der neue Fortschritt beginnt.

Der Kampf des Kindes um genische Werte ist wie der um trophische Werte normaliter freundlich; nur kranke Kinder kämpfen feindlich. Normaliter findet Austausch genischer Güter statt und haben beide Partner Gewinn. Zu gewissen Zeiten ist der Austausch besonders lebhaft, zum Geburts-, zum Namenstag, zum Weihnachtsfest usw. Das Weihnachtsfest ist ursprünglich der Geburts„tag" (genauer: die Geburtsnacht) des Kindes: im Frühjahr, wann die Natur sich erneut, die Frühlings-s. Pubertätskämpfe, die „Ausmerze" (3. Bd. Nr. 27, 31, 78) stattfinden, „die Frühlingsgefühle" erwachen, im Anschlusse an trophische Proben (urtümlich Kämpfe auf Leben und Tod, später „Examina" usw.) die genische Prüfung zwischen den Geschlechtern erfolgt, — da empfängt „prinzipiell" die Frau, und zu Weihnacht, in der Weh-, der Mutternacht wird — mit dem neuen Jahre (ursprünglich fiel Weihnacht und Neujahrsnacht zusammen) — das Kind geboren, das „Christkind", der kindliche Christus (S. 208). Erst in höheren Kulturen finden Empfängnis und Geburt auch zu andern Terminen statt, doch klingt die ursprüngliche Periodik noch durch, indem der Begattungseifer (Brunstzeit) im

Frühjahr besonders groß ist und das Weihnachtsfest als Geburtstermin „des Kindes" kultisch gefeiert wird. Die besondere Intensität der genischen RSe kennzeichnet das Weihnachtsfest als „das Fest der Liebe" und drückt sich auch in der besonders reichlichen Übergabe von Geschenken aus (Bescherung zu scheren svw. trennen, teilen, also bescheren svw. zuteilen). Auch diese Geschenke werden im Austausch gegeben-genommen, auch das Kind erwidert die Geschenke der Eltern mit Zärtlichkeiten, selbstgefertigten oder von erspartem Gelde gekauften Liebesgaben, Gedichten u. a. Leistungen, also mit Beweisen für die erreichte Entwicklungshöhe und die damit verbundene Würdigkeit, mit Beweisen der Dankbarkeit. Indem die Eltern von den Voreltern, „zuletzt" von den Urahnen, dem Vater und der Mutter unser aller (Gott, Göttin) abstammen, involviert das Verhältnis des Kindes zu den Eltern (als den erbbiologisch gegenwärtigen Verkörperungen der Ahnenreihe, des Urvaters und der Urmutter und somit der Vater- und der Muttergottheit) das Verhältnis des Kindes zu Gott und ist somit religiös; demgemäß wird zu Weihnachten auch Gottes gedacht (Andacht, Endbegriff „Mensch" aktuell) und werden ihm die Zeichen der verehrenden Liebe dargebracht.

7. Die Erziehung.

A. Erziehung und Entwicklung.

Noch ganz allgemein wird „Erziehung" *) nach der Theorie von den Außen- und Innenfaktoren aufgefaßt. Diese Theorie ist dämonistisch, wie § $3_{,2\ u.\ 3}$ dargelegt. Dämonistisch denken aber ist zweifeln. So gelten der Erzieher und seine Tätigkeit als Außenfaktoren, die den Zögling formen und bilden, als Bestandteil der Umwelt, die ja (nach der Milieutheorie) insgesamt das Individuum zu dem macht, was es jeweils ist, und zu dem andern, was es jeweils wird. Wie diese Einwirkung ihrem Wesen nach möglich sei und vor sich gehe, ist und bleibt fraglich, ja unerforschlich; der arme Mensch mit seinem „beschränkten Denken", das gleichwohl „geistig", also metaphysisch, göttlich-teuflisch ist(!), vermag das metaphysische Geheimnis nicht zu lüften, das Rätsel, zu dem es sich und das es sich selber macht, zu lösen. Die Einwirkungist „gewiß" an das Physische „gebunden", aber „im Prinzip" metaphysisch, seelisch-geistig, auch im Gebiete der Leibesübungen. Aber wie wirkt nun eben das Seelisch-Geistige „aus" dem Erzieher auf den Zögling — so zwar, daß „im Prinzip" der Erzieher den Zögling formt und bildet, ihn also unabhängig von seiner biologischen Beschaffenheit wie eine Art Material oder

*) Erziehung ist pragmatische (Unterricht in den Realien), ethische (moralisch-rechtlich-religiöse) und ästhetische Bildung.

Knetstoff behandelt und so sein Schicksal in der Hand hält — ganz so wie der Arzt das Schicksal des Kranken, seine Genesung oder sein Hinsiechen, sein Leben oder seinen Tod bestimmt? Anderseits nämlich „hat" ja auch der Zögling eine (seine) Seele, einen (seinen) Geist, ein (sein) Seelisch-Geistiges: dieses eben ist es ja, auf das der Erzieher „wirkt". Die Erziehung vollzieht sich also in der dämonischen Ebene, ist wesentlich metaphysisch, aber wie ist die Einwirkung der beiden dämonischen Partner denkbar, zumal doch das Seelisch-Geistige des Zöglings als „Innenfaktor" zu wirken hat (soll es nicht etwa „funktionslos" sein!), als dieser aber auch auf den Außenfaktor einwirken (können) soll oder muß?

Wie ist es also: kann der Erzieher alles oder wenigstens etwas oder nichts auf das Seelisch-Geistige des Zöglings ausrichten, für den umgekehrt diese Frage gilt? Es kann doch eigentlich nur der Dämon „Erzieher" (das Dämonische in ihm) oder der Dämon „Zögling" (das Dämonische in ihm) wirken — aber anderseits kann doch der eine Dämon nicht unwirksam sein, wo doch beide, wie physisch „ersichtlich", in Tätigkeit sind? Oder findet ein ständiges Hin und Her, ein Zusammen- oder Gegenwirken zwischen den Dämonen, die sich hierzu des Leiblichen bedienen, statt — und wie wäre das denkbar? Wie kann Seele auf Seele, Geist auf Geist einwirken, und wie soll sich Seele, Geist entwickeln können, wo doch alles Dämonische „100 prozentig", „vollkommen" ist, ganz und gar nicht mehr oder weniger vollkommen sein oder werden kann? Wie sollen überhaupt die Kategorien des Physischen auf das Psychische angewendet werden können? Ist nicht Erziehung überflüssig, ja unmöglich, wo doch das Dämonische prinzipiell allmachtlich ist, also größere oder kleinere Dämonie mit größerer oder kleinerer Wirksamkeit der „vollkommene Widerspruch" ist? Ist ein Wirken des Dämonischen überhaupt möglich — und gar noch auf „ein anderes" Dämonisches —, wo doch eine Einzeltätigkeit das Allmachtlich-Unbegrenzte, sozusagen das Dämonische am oder im wirkenden Dämonischen — und natürlich auch am oder im Dämonischen, auf das die Wirkung ausgeübt wird, aufheben müßte? Und wie sollte es möglich sein, daß ein Dämon seine Dämonie im ganzen oder auch nur im allergeringsten Teile an einen andern Dämon, dessen Dämonie somit „zunehmen" müßte, „verlieren", daß die Seele um ein Allergeringstes „weniger Seele" sein könnte? Wie kann überhaupt Dämonie sich zu Dämonen teilen, ohne damit eben die Dämonie aufzugeben, — die sie doch aber niemals aufgeben kann? Usf.

Die Meinung, der Erzieher könne aus eigener Machtvollkommenheit das Kind bilden, gibt sich oft, besonders bei neurotischen (fanatischen usw.) Erziehern, als „Überzeugung", aber

sie involviert genau die entgegengesetzte Meinung, daß der Erzieher doch wohl gar nichts ausrichten könne, sofern ja eben dem Zögling auch eine Seele zugebilligt werden muß, und so bleibt dem Dämonisten nichts übrig, als über die fingierte gegenseitige Einwirkung mehr minder logisch formulierte psychologische Phrasen zu ersinnen und den grundsätzlichen Zweifel in die Scheinsicherheit des naiven oder gelehrten Jargons zu kleiden. Dies betont auch Oswald Kroh, „Psychologie des Grundschulkindes", S. 14: „Überall begegnet uns in der älteren Pädagogik eine Psychologie des Kindes, aber sie ist nichts anderes als ein phantastisch-vereinfachtes Bild des Schülers, den man nach der ‚Regel' behandelt, bis er so erscheint, wie man ihn haben will." Die neuere Pädagogik hat zwar gesehen, daß „nicht das Wissen, sondern das Können den Gebildeten kennzeichnet", (S. 15; ich würde vorziehen zu sagen: nicht bloß das Wissen...), daß „alles Lernen ein Werden ist", aber über das Wesen der Erziehung, über die Frage: was ist Erziehung und wie ist sie möglich? findet man heute ebensowenig klare, endgültige Auskunft wie ehedem, das früher rohdämonistische Denken ist zwar jetzt verdünnter, es ist kausal-psychologisch, aber immer noch dämonistisch, und so lange der Mensch dämonistisch denkt, kann er das dämonistische Problem in allen seinen Einzelformen nicht lösen, das Problem kann eben nur im Entwicklungsgange des Menschen zum realischen s. psychobiologischen Denken als Fiktion erkannt und damit überwunden werden.

Die Psychobiologie lehrt, daß der Mensch sein biologisches Schicksal ablebt, daß er in jeder Phase seines Daseins Entwicklungs- s. Explikationsstufe „seiner" Keimzelle ist, daß alle Entwicklung des Individuums in der Spezifität der „Anlage Keimzelle" verbleibt, also erbdeterminiert ist. Dieses Kind ist gar nichts weiter als dieses Kind, und jenes Kind ist jenes Kind und kein anderes, und es ist müßig zu erörtern, wie die Entwicklung dieses Kindes K verlaufen wäre, wenn es eine andere Erziehung gehabt hätte wie die, die es gehabt hat, d. h. eben, wenn es nicht dieses Kind K, sondern ein anderes gewesen wäre, es ist ein dem dämonistischen Denken eigentümlicher Denkfehler, daß der Irrealis, d. h. eine beschreibungsmäßige Möglichkeit die Existenz einer ihr entsprechenden erlebensmäßigen Möglichkeit beweise (1. Bd. S. 66f.), daß also die Erziehung, wie sie war, auch anders hätte sein können, und daß dann auch der Zögling durch diese andere Erziehung eine andere Entwicklung genommen hätte — eine solche also, die seine „eigentliche" biologische Beschaffenheit umgestaltet hätte. Realiter ist an dem biologischen Geschehen weder von Innen- noch von Außenfaktoren das Allergeringste zu ändern; daß eine solche Wirkung möglich sei und tatsächlich fortwährend vorkomme, setzt die Existenz eines irgendwie

benannten metaphysischen Prinzips voraus und ist reiner Dämonismus mit allen seinen „prinzipiellen" Zweifeln, Widersprüchen, Unklarheiten.

Realiter entwickelt sich aus einer Keimzelle kein anderes Individuum wie das, das sich — im Wege der Zellteilungen — entwickelt, und zu dieser spezifischen Entwicklung gehört auch im ganzen wie in allen Einzelheiten das jeweilige Erziehungs-, Bildungsniveau, das jeweilige Verhältnis des Kindes zum Erzieher. Wir pflegen die Entwicklung der Leber oder der Lunge nicht zur Erziehung zu rechnen; es besteht aber die dämonistische Auffassung, daß sich „das Seelisch-Geistige" entwickeln lasse und mit ihm notwendigerweise das Gehirn als Apparat der Seele usw. Die Zunahme an Wissen und Können — das wäre „Wirkung der Erziehung". Realiter ist aber diese Zunahme ebenfalls lediglich Entwicklungstatsache; sie findet unter gewissen Umständen, die man zusammen „Erziehung" nennt, im stetig sich ändernden Verhältnis zum Erzieher, der zur Umwelt des Kindes gehört, statt, aber diese Umstände sind nicht die Ursachen der Entwicklung. Der Erzieher kann dem Zögling nicht neue Hirnzellen einzaubern, auch die Funktion der RSe nicht in Gang setzen, hemmen oder fördern, ihre Funktionskurven sind rein biologische, autogene Abläufe, die gewiß im zeiträumlichen Zusammenhange mit äußeren Geschehnissen stattfinden, aber von ihnen nicht verursacht werden. Kein Erzieher kann aus einem Idioten ein Genie, aus einem Genie einen Idioten machen; er kann überhaupt aus dem Schüler nicht einen andern „machen", er muß abwarten, wie sich der Schüler entwickelt, er kann nur — und daß dies richtig geschieht, das ist seine Verantwortung — seine Tatsachen, den Wissensstoff, das (jeder Entwicklungsstufe angemessene) „Pensum" *) vorführen, Wegweiser sein, aber wie weit und wie rasch der Schüler das Dargebotene aufnimmt und verarbeitet, in das Netz seiner (auch begrifflichen) Assoziationen einwebt, seinem Gedächtnis einverleibt oder vergißt usw., das ist Sache seiner biologischen Struktur und weder von seinem noch des Lehrers „gutem Willen" usw. abhängig. Die Erziehung ist also die Tätigkeit des Erziehers, die sich auf den Zögling richtet, sich an ihn wendet; für den Zögling ist Erziehung identisch mit Entwicklung, und übrigens ist sie es auch für den Erzieher insofern, als er immer noch hinzulernt, Erfahrungen sammelt, lehrend lernt.

Im engeren Sinne ist Erziehung der schulische Unterricht (2. Bd. S. 148), im weiteren Sinne auch der häusliche. Wir unterscheiden also die häusliche und die schulische (pädagogische)

*) Von pendere zuwägen, einst die den Wollarbeiterinnen täglich zugewogene Wollmenge.

Erziehung. Das Kind steht im erziehlichen Verhältnis zu Eltern, Geschwistern und den andern zum Hause gehörigen Personen, ferner zu den Lehrern und Mitschülern. Aber auch außerhalb des Hauses und der Schule findet Erziehung statt: schließlich sind alle Menschen, mit denen das Kind in Berührung kommt, Erzieher, ja auch an Tieren, Pflanzen und Sachen belernt sich das Kind unablässig, kurz „das Leben erzieht". Zu den Lehrern muß man auch den Arzt als Gesundheitslehrer und den Priester als Religionslehrer rechnen; der Richter, der Rechtslehrer aber kommt für das Kind unmittelbar noch kaum in Betracht, das Kind wird zunächst in der allgemeinen Moral unterrichtet.

Das Kind erlebt gemäß der Entwicklung seiner RSe, bes. seiner Denkzellen, gemäß seiner Spezifität seine Erzieher, wie der Erzieher gemäß seiner Spezifität seine Zöglinge erlebt. Jeder Zögling hat seine Erzieher, jeder Erzieher seine Zöglinge. Die Erzieher sind Aktualitätenreihen des Zöglings, die Zöglinge Aktualitätenreihen des Erziehers, und andere Aktualitätenreihen wie eben die seinigen kann niemand haben. Einen gemeinsamen Erzieher, z. B. den Lehrer L erlebt jedes Mitglied der Klasse spezifisch, und spezifisch ist auch sein Verhältnis zum Lehrer wie umgekehrt; gewiß sind die Erlebnisse „Lehrer L" bei allen Mitgliedern der Klasse nahanalog, der Lehrer ist für alle der (nämliche) Lehrer L, aber innerhalb dieser Analogie findet der eine Zögling (die eine Gruppe) den Lehrer „großartig", ein anderer (eine andere Gruppe) ist „weniger begeistert", doch gehen die gesunden Einzelurteile, die gemäß der Konstitution des Urteilenden erfolgen, in ein Gesamturteil ein, das „im großen ganzen" das Richtige trifft. Jedenfalls ist für den Zögling der Erzieher integrierender Teil seiner Welt — und umgekehrt. Jegliche Erfahrung aus Onto- und Phylogenese lehrt, daß das Kind in der Gemeinschaft mit Älteren aufwächst, zur Welt des Kindes also reifere und reife Personen gehören, die Erzieher heißen und sind. Es ist eine Fiktion und ein Irrtum dazu, anzunehmen, daß die Entwicklung-Erziehung auch ohne Erzieher verlaufen könne; mit der gleichen „Logik" könnte man sagen, Erziehung sei möglich — ohne Zögling, ja wohl gar ohne Erzieher und Zögling! Der Erzieher ist bei der Erziehung ebenso „notwendig" wie der Erzeuger bei der Zeugung (vgl. Eds. § 72).

Diese biologische Tatsache muß betont werden gegenüber der im dämonistischen Denken immer mal wieder auftauchenden Verirrung, wonach der Lehrer eigentlich doch wohl eine überflüssige Person sei, die Kinder sich selbst erziehen und der Lehrer — ebenso wie Vater und Mutter — sich richtig verhalte, der sich gar nicht oder möglichst wenig um das Kind kümmere, es sich selbst überlasse, um Gottes willen nicht anrühre und „in der Entwicklung seiner Interessenrichtung störe". Diese Auffassung

geht ebenso fehl wie ihr Gegenstück: der Erzieher müsse „den ganzen Tag erziehen", unablässig und peinlichst das Kind schulen, beaufsichtigen, kontrollieren, kommandieren, sich stets der ungeheueren, angesichts der menschlichen Schwäche kaum tragbaren Verantwortung für das Wohl und Wehe, das Schicksal, ja das ewige Seelenheil des Kindes bewußt sein, die Gott oder die Vorsehung dem Erzieher auferlegt habe. Der eine Erzieher, dem das Kind ein „noli me tangere" ist, hat eine neurotische Angst vor dem Kinde, das er nach primitiver Art als Gottheit erlebt; der andere hat neurotische Angst um das Kind, dessen allergeringster Fehler sein (des Erziehers) eigner Fehler, somit der Verlust seiner Gottheit wäre (7. Bd. § 4,1, B, p). Aber auch die krankhafte Erziehung ist — Erziehung, eine schlechte gewiß, aber Erziehung; das Kind als Partner ist entweder analog krank wie der Erzieher, oder es läuft weg und gliedert sich in eine vernünftige Schule ein, beides gemäß der je spezifischen Beschaffenheit, die sich auch in der Entwicklung-Erziehung ausprägt.

Man kann die gesamte Entwicklung des Kindes in gewisse Abschnitte einteilen, die die Entwicklungsschritte und -perioden (§ 6,1) zusammenfassen. Am einfachsten ist es, die vorschulische von der schulischen Periode abzugrenzen. Der Eintritt in die Schule ist der im normalen Erziehungsgange stärkste Entwicklungsschub des Kindes. Dieser Übergang findet in unserm Kulturkreise allgemein im 6. Jahre statt. Spielschule und Kindergarten sind vorschulische Versammlungen (3. Bd. Nr. 233); Kroh (l. c. S. 81) gibt mit Recht das im 4. Lebensjahre stehende Kind als prinzipiell reif für die Teilnahme an schulartigen Einrichtungen an. Natürlich denkt kein vernünftiger Kulturmensch daran, das Kind im vorschulischen und schulischen Alter ganz oder zu viele Stunden des Tages oder gar in der Nacht der Familie zu entziehen oder in Verbände zu pressen, die seinem Alter noch nicht anstehen.

Kroh (l. c. S. 47) teilt die kindliche Entwicklung in drei Perioden ein: in die erste und zweite Trotzperiode und in die Stufe der Reifung, die vom zweiten Trotzalter bis zum Ende der Jugend reicht; als Ende der Jugend setzt er die Zeit an, in der die berufliche Selbständigkeit und die Ehe erreicht wird. Die erste Hauptstufe reicht von der Geburt bis zum ersten Trotzalter, das „sowohl im dritten Lebensjahr wie in der ersten Hälfte des vierten Lebensjahres auftreten" kann. Die zweite Hauptperiode umfaßt die Zeit vom ersten bis zum zweiten Trotzalter, das in den Beginn des 13., beim Mädchen in das 12. Jahr fällt. An dieses Trotzalter schließt sich die „Reifezeit "an, d. h. die Zeit, in der der Jugendliche bis zur vollen Selbständigkeit ausreift. Nach meiner Auffassung fällt die letztgen. Periode nicht mehr in die kindliche Entwicklung; diese erreicht vielmehr mit dem Bestehen der Pubertätsprüfung, also der Schulentlassung und Konfirmation, genisch mit dem Einsetzen der Samen- und Eiausscheidung ihr Ende. Von diesem Zeitpunkte an ist der Mensch Jugendlicher, Jüngling und Jungfrau, adolescens. Die Kindheit umfaßt also nur die beiden ersten der von Kroh abgegrenzten Perioden. Die Bezeichnung „Trotzperiode'

hält Kroh selbst nicht für sehr glücklich; er gebraucht denn auch für die erste Periode die Bezeichnung „frühe Kindheit", für die zweite die Bezeichnung „schulfähige Kindheit" und ordnet die Trotzalter als Übergänge von der ersten zur zweiten und von der zweiten zur dritten Periode der Entwicklung ein. Was aber ist „Trotzalter"? Ist man berechtigt, allgemein von „Trotz" in so ausgeprägten Formen zu sprechen, daß nach ihnen die Entwicklungsabschnitte gekennzeichnet werden dürfen? Ich kann das nicht bejahen. Kroh sagt selbst über diesen Trotz: „In erster Linie handelt es sich um einen Zustand einer Desorientierung gegenüber den seitherigen Autoritäten und um den damit mehr oder weniger triebhaft verbundenen Versuch, zur Umwelt in einer neuen Art, mit stärkerer Selbstbestimmung als bisher Stellung zu nehmen ... Damit ist das Kind vielfach nicht eigentlich trotzig" (S. 47). „Daher kann der Begriff Trotz hier nur besagen, daß das Verhältnis von Fremd- und Selbstbestimmung in einer den normalkindlichen Bewußtseinserscheinungen nicht einzuordnenden Weise gestört erscheint" (S. 48). Ist da Trotz bei dieser Definition noch Trotz? Das, was Kroh meint, nennen wir einfach Angst; unter Trotz verstehen wir heute — im Unterschied von früheren Zeiten, vgl. Trotz, Trutz — eine keimhaft oder schon manifest übertriebene, also neurotische Angst, eine weniger oder mehr ausgeprägte Verstocktheit. Das trotzige und noch mehr vertrotzte Kind verwahrt sich gegen den Einbruch in seine alleine Welt und gegen das Andrängen der unendlichen Reihe von Aufgaben, es kämpft derart gegen den Erzieher, gegen den Fortschritt. Das gesunde Kind ist nicht trotzig. Und gar die stetig und periodisch schubweise zunehmende „Selbstbestimmung", d. h. doch Entfaltung der Persönlichkeit zu mehr und mehr selbständigen Entscheidungen allgemein Trotz zu nennen, geht doch nicht an, ginge nur in den speziellen Fällen an, die man als eigenmächtig, eigensinnig, verstockt im neurotischen Sinne bezeichnet. Es erscheint mir richtiger, einfach von der vorschulischen und der schulischen Periode zu sprechen. Die Übergänge sind Entwicklungen aller RSe, und man kann den Übergang nicht gut nach der einen Gefühlsspezies kennzeichnen, noch dazu mit einem Worte, das nur dieser krankhaft gesteigerten Gefühlsspezies zukommt.

B. Die Schulgemeinschaft.

Die kindliche Entwicklung ist stetige Erweiterung-Erhöhung auch der Umgebung, des Horizontes. Nicht nur die Zahl der zum Lebenskreise gehörenden Individuen, sondern auch ihre Explikation nach Eigenschaften und Funktionen nimmt zu, und hiermit koinzidiert die Ab- und Ausgliederung assoziativer Zusammenschlüsse von Individuen zu Gruppen, Gemeinschaften. Die Gemeinschaft ist eine organisierte Masse, d. h. ein aus ranglich um den Mittelpunkt gruppierten Einzelwesen bestehendes Ganzes (S. 33ff., 84ff.).

Der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen. Das ganz junge Kind verhält sich zwar als Wesen, das sich mit seiner Welt identisch, als all-ein, einzig erlebt; aber der Beobachter weiß, daß es auch da schon einer Gemeinschaft angehört: der aus Mutter und Kind bestehenden, einer „Masse zu zweit"; diese erweitert-erhöht sich zur „Masse zu dritt" (Eltern und Kind), dann zu immer größer werdenden Gemeinschaften (Familie einschl. Geschwister, dazu treten andere Angehörige, Haus-

personal, Gespielen usw.). Ein starker Entwicklungsschub des Gemeinschaftslebens ist der Eintritt in den Spiel- und Kindergarten, ein weiterer noch stärkerer der Eintritt in die Schule, und in der Schulzeit erweitert-erhöht sich ständig und alljährlich krisisch (Versetzung) die Gemeinschaft, nicht in der Art, daß die Schulklasse an Schülerzahl zunimmt (eher ist das Gegenteil der Fall), sondern in der Art, daß sich die Gemeinschaft mehr und mehr auf Mitschüler aus anderen Klassen, dazu auch auf außerschulische Personen ausdehnt. Die Klassengemeinschaften sind integrierende Teilganze der Schulgemeinschaft, die sämtliche Schüler und Lehrer umfaßt.

Der Mittelpunkt jeder dieser Einzelgemeinschaften und der Gesamtgemeinschaft, die ihrerseits wiederum Teilganzes umfassenderer Gemeinschaften, letztens der Volksgemeinschaft ist, ragt um so mehr aus der Umgebung hervor, je differenzierter die Gemeinschaft ist; er ist also zunächst „Kern", dann immer sinnfälliger „Spitze", die Organisation zunächst flach, dann immer deutlicher pyramidisch, immer aber zellig. Der Mittelpunkt der Gemeinschaft ist der Obere (vgl. Obrigkeit), der den höheren, erhöhten Platz einnimmt („hoch", lat. „altus", unser „alt", vgl. S. Hoheit, der hohe, höchste Herr, der Alte, Ehre sei Gott in der Höhe), der Vor-gesetzte, der Über-legene, der Vor-stand, Vor-steher, Vor-sitzer, der Erste, engl. first (vgl. Dachfirst, Schnee-ferner usw., worin fern, firn svw. alt, hoch), Fürst usw. — kurz der Führer. In der Klassengemeinschaft ist der Führer der Lehrer (Klassenlehrer, Ordinarius); er ernennt seinen Vertreter, der den Titel „Primus", „Erster" (unter den Schülern) hat und im Normfalle auch der den Mitschülern überlegene, beste Schüler ist. Der Lehrer wiederum ist nachgeordnet dem Direktor, Rektor, Schulleiter; jeder Lehrer, der seine Lehrerprüfung bestanden hat, ist Schul-meister, aber alle Meister einer Schulgemeinschaft gruppieren sich ranglich abgestuft um ihren Führer, der an der Spitze des Ganzen steht und im Normfalle allen Unter-gebenen über-legen ist; der Schulleiter ist wiederum seinen Oberen nachgeordnet und diese weiterhin ihrer Obrigkeit, zuletzt dem Erziehungsminister, der mit den anderen Ministern das höchste Gremium mit dem Staatsführer an der Spitze bildet. Jeder Führer ist biologisches Symbol der von ihm Geführten (der Ge-folg-schaft, des Ge-folges, das zu folgen, zu gehorchen hat), und somit ist in ihm als biologischem Symbol auch sein Gefolge an den höheren Stufen der Rangordnung beteiligt, letztens ist der Staatsführer biologisches Symbol des Staates, der Volksführer des Volkes (Volk, zu Ge-folge, ahd. folc). Im Gefüge einer größeren Gemeinschaft finden sich kleinere Kreise vor, sowohl solche, die am Hauptgebiet der Gemeinschaft teilnehmen, z. B. die Schulklassen am Hauptgebiet der Schul-

gemeinschaft, dem obligatorischen vorwissenschaftlichen Unterricht, der Erziehung zum späteren Berufe (Großhirnerziehung), als auch solche, die Nebengebiete betreiben, z. B. Arbeitszirkel, die sich mit fakultativen Fächern beschäftigen, Turnklassen, die sich aus Schülern verschiedener Schulklassen bilden und nach sportlichen Leistungen ranglich gruppieren, also auch je eine andere Führung haben (können) wie die Schulklassen (Kleinhirnerziehung), ferner platonische Vereinigungen, z. B. zur Pflege der Musik, des Gesanges, des Theaters, der Geselligkeit. Außer den Schulgemeinschaften bestehen die häuslichen (familiären) und die „freien" Gemeinschaften, z. B. außerschulische Sport-, Wandervereinigungen, Zirkel zur Pflege der schönen Künste, Freundeskreise, Onaniebünde, kindliche Liebschaften. Endlich gehört das Kind normaliter auch einer Religionsgemeinschaft, vertreten auch im schulischen Religionsunterricht, an. In der angegebenen Art ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern jede Gemeinschaft organisiert. Der assoziative Zusammenhalt kann straffer oder lockerer sein, seine Bildung ist die Entstehung der Gemeinschaft, sein Zerfall ihre Auflösung, ihr Werden ist zugleich zunehmende Festigung, ihr Zerfall zunehmende Auflockerung des assoziativen Zusammenhanges.

Jem. ist Führer gemäß seiner biologischen Beschaffenheit, die man hier Begabung nennt; sie zeigt sich in den Leistungen. Das, was man „Wahl" nennt, ist lediglich die Bestätigung (Anerkennung, Zensur), daß die Leistungen „hervorragend", „überragend", „vor-züglich" (zu vor-ziehen) usw. sind. Innerhalb einer Gemeinschaft kann die Spitze mehr oder weniger hoch liegen, z. B. der Primus einer Klasse höhere Leistungen aufweisen als der Primus der gleichen Klasse im Vorjahre usw.; es gibt also größere und kleinere Führer. Auch wechseln periodisch die Ansprüche, an denen die Leistungen und somit die Befähigung zur Führerschaft gemessen werden. Dieses Messen ist die Kritik, die sowohl von den Mitschülern (der Gefolgschaft) wie von den Oberen (Vorgesetzten) ständig und in gewissen Zeitabschnitten zusammenfassend-entscheidend geübt wird und der sich kein Führer, überhaupt kein Mensch entziehen kann. Der Führer auf dem einen Gebiete kann Gefolgsmann auf dem anderen sein, z. B. der Primus der Klasse Untergebener des Vorturners in der Turnstunde, des Helden im Faustkampf, des Anführers „kriegerischer" Unternehmungen usw. Rivalisieren ist da häufig, universales Führertum selten und meist nur auf den geringeren Entwicklungsstufen vorzufinden, in der Regel differenzieren sich später gewisse Gebiete heraus, auf denen die Führerschaft bestehen bleibt, die Meisterschaft errungen wird.

Der gesunde Schüler entwickelt sich, ohne „sitzen zu bleiben", über die Schul-, dann über die Lehrlings- und Ge-

sellenjahre hinaus zum Meister, somit zum Führer in seinem Arbeitsbereich (Wirkungskreis), dessen Ausdehnung und Höhenlage die jeweils erreichte Differenzierungsstufe anzeigt, dazu zum Führer der Familie. Die gesunde Schülerin entwickelt sich in gleicher Weise zur Jungfrau, dann Meisterin im Hausfrauenberuf und zur Ehefrau Mutter, zur Führerin in diesem ihrem Bereiche. Führertum kann nicht gelernt, nicht anerzogen werden; man hat es, oder man hat es nicht. Der Klassenerste durchlebt entwicklungsmäßig, also „von selbst" das Klassenpensum, arbeitet sich durch die Einzelheiten und Zusammenhänge der jeweiligen Entwicklungsperiode hindurch wie alle gesunden Mitschüler, nur eben an ihrer Spitze, d. h. mit einer innerhalb der normalen Var.-B. an der oberen Grenze liegenden Differenzierungsbreite und -höhe. Er ist wie jeder gesunde Mitschüler bildungshungrig, bereitwillig, strebsam, aufmerksam, vorbereitsam, vorsichtig, klug wägsam, bemüht, eifrig, fleißig, genau, kritisch, prüfsam, aufgeschlossen, zugänglich, fähig zum Ausruhen und „Verdauen" des Gelernten, zum Aufbauen und Vollenden, erfolgreich, unverzagt beim ersten oder zweiten Mißlingen (spätestens der dritte Versuch gelingt), aufgaben- und kampffroh, schulfroh; ehrliebend, ehrlich, rechtlich, bescheidenselbstbewußt, gehorsam, gutherzig, offenherzig, warmherzig, verträglich, versöhnlich, ehrfürchtig-vertrauensvoll vor den Oberen und vor Gott (dem Urahn) usw.; er tut nicht zu viel und nicht zu wenig, was er tut, ist gerade richtig, gut und schön, er ist ein guter Kamerad — all das in der Art der kindlichen Schwankungsbreite und im Rahmen der kollektiven (unreifen) Gemeinschaft, „in" der jeder gesunde Schüler, auch der Erste lebt und die sich mehr und mehr der Sozialität der Jugendlichen annähert. Auch der Lehrer lebt als gesunder Führer seiner Klasse „in" der Gemeinschaft und zwar als reifer Sozius, als Vorbild in Wissen und Können, in Denken und Tun, in Charakter und Weltanschauung, als „älterer Kamerad", er teilt mit und empfängt seinen pädagogischen Lohn (abgesehen vom Gehalt), er achtet die Schüler, kennt und versteht sie, ist streng, aber gerecht, freundlich-ernst-heiter, wohlwollend, gütig usw. Und dies gilt auch für die gesunde Schülerin, auch die Klassenerste oder Sporterste und für die Lehrerin.

Der kranke Schüler — hier ist immer der Neurotiker Beispiel — lebt im innern oder-und im äußern Zwange, all-ein, unechtes Mitglied, Fremdling auch in der Gemeinschaft, und auch sein kameradschaftliches Verhalten trägt die Note der Ausschließlichkeit. Er ist je nach dem Typus der Neurose bildungsfanatisch, versessen, streberisch, überanstrengt, überspannt, übersorgsam, überängstlich, scheu, trotzig-vertrotzt, aufsässig-unterwürfig, zurück- und ausweichend, um- und erschleichend,

hinterlistig, überklug, übereifrig, überfleissig, pedantisch, überkritisch, allesbesserwissend, rechthaberisch, widersetzlich-nachgiebig, verschlossen, unzugänglich, sprunghaft, faul, träge, matt, verzagt, trübselig, ohne rechten Erfolg, leichtfertig, oberflächlich, immer unbefriedigt, verkrampft, aufgaben- und schulfeindlich; ehrsüchtig, ehrfurchtlos, ehrlos, unehrlich, verlogen, überheblich, anmaßend, frech, überempfindlich, ungehorsam, eigensinnig, unbändig, brutal, unversöhnlich, großspurig usw. usw. — natürlich all das nicht mit einem Male, und nicht jeder neurotische Schüler hat alle diese Untugenden, ich gebe hier ja nur eine kleine „Blütenlese" (s. weiter in den folg. Bdn.); jeder aber tut zuviel und-oder zuwenig, was er tut, ist falsch-fehlerhaft, schlecht und häßlich, bestenfalls normnah, so daß gerade da die Diagnose oft schwierig ist. Der kranke Schüler kann es, wie gesagt, auch zum Klassen- oder Sportführer usw. bringen; er kann neben seinen kranken RSen, die sich auf ihrer infantilen Stufe in die Breite entwickeln, solche fastgesunde RSe haben, die sich — wenigstens eine Zeitlang — relativ vor-züglich ausdifferenzieren, so daß ihre Funktionen gemeinsam mit denen der hypertrophen kranken RSe manchmal den Eindruck erstaunlicher Leistungen machen, aber tatsächlich ist auch in die differenzierten Leistungen Krankes eingegangen und sind die kranken Leistungen selber nur eben „gewuchertes Zeug", Scheinleistungen, krampfig übersteigert und von periodischen Zusammenbrüchen (krampfigen Lähmungen, Versagen) abgelöst. Manchmal wird ein pseudofähiger Schüler vom düpierten oder mißverstehenden oder befreundeten usw. Lehrer oder von einer zufälligen Klassenmajorität auf den Führerposten gehoben; er schwimmt da wie der Kork auf der Welle, er gehört nicht eigentlich zur Gemeinschaft, ist eine Art Fremdkörper, er hält sich mit Tyrannei-Katzbuckelei eine Weile oben, dann macht die Zeit dem Abenteuer ein unrühmliches Ende. Alles kranke Führertum ist unecht-usurpiert, imitiert, andressiert usw., Scheinführertum. Der Neurotiker ist ein schlechter Kamerad; auch falls er vorgibt oder selber glaubt, alles für die Gemeinschaft zu tun, tut er es doch nur in Wahrung seiner Alleinheit, seiner Allmacht. Dies gilt auch für den kranken Lehrer — mit „krank" ist wieder hauptsächlich der Neurotiker gemeint, die Neurose ist die meistverbreitete und meistverkannte Krankheit —: er steht zu seiner Klasse wie der außerweltliche Gott-Teufel zur Welt, absolut, unnahbar auch bei vermeintlich vollkommener Hingabe, wobei die individuellen Verhaltensweisen der vorwiegend hypertrophen Gefühlsspezies, also der Art der Neurose (7. Bd.) gemäß verschieden sind. Nur kranke Schüler können ihm anhängen, die gesunden nehmen von ihm an, was sich ins Normale sozusagen übersetzen läßt, im übrigen haben sie keine Verbindung zu ihm oder rücken von ihm ab — wie sie

von neurotischen Klassenkameraden abrücken, wie sich alles Kranke „von selbst", folgerichtig ausschließt, absondert.

Man hat die Schulgemeinschaft als suggestive bezeichnet. Indes ist sie normaliter eine echte, unsuggestive. Den Unterricht könnte man mit Suggestion nur bezeichnen, falls man jedes Zusammensein von Menschen, jeden Eronenaustausch Suggestion nennt; man gebraucht aber dieses Wort gewöhnlich in einem engeren Sinne, und hiernach sind Unterricht und Suggestion präzis zu unterscheiden, vgl. 1. Bd. § 23. Besteht die suggestive Situation in der Herabsetzung der Bewußtseinshelligkeit und des Bewußtseinsumfanges (Einengung) des Suggestionierten, dann ist es klar, daß die Unterrichtssituation keine suggestive ist: der Lehrer kann eine schlafende oder halbschlafende Schülerschar nicht brauchen, er wendet sich an das volle Wachbewußtsein, er setzt voraus, daß die Schüler „aufpassen", „aufmerksam sind", und ist keineswegs einverstanden, daß ihre Gedanken „spazieren gehen" oder sonstwie nicht „bei der Sache" sind. Einsuggerieren läßt sich nicht einmal das Einmaleins, und Lernen ist Tätigkeit des vollwachen Gehirns, und vom Lernen sind durchaus verschieden gewisse Entwicklungen, die sich im Schlafe vollziehen (so z. B. daß jem. ein Exempel, das er am Abend nicht lösen konnte, am Morgen ohne weiteres löst, ein Entschluß über Nacht gereift ist usw.; daher „den Seinen gibt's der Herr im Schlafe").

Suggestion verträgt sich überhaupt nicht mit Unterricht, Schulung, Aufklärung. Der rechte Lehrer will den Schülern nichts einreden, sondern er will sie überzeugen; überzeugen kann man sich aber nur an den Tatsachen. Der rechte Lehrer führt also die Tatsachen in dem nach der Erfahrung für die einzelne Entwicklungsstufe faßbaren Umfange vor, und ihr Erlernen und Beschreiben, die Einordnung ihrer Begriffe in das assoziative Netz ist eben das Lernen. Suggestion ist aber nicht Entwicklung, sondern Ausbleiben der Entwicklung, Vorgang (nämlich Herabsetzung des Bewußtseins) auf dem einmal erreichten Entwicklungsniveau, das insoweit funktionell krank ist, als Suggestion überhaupt möglich ist. Der rechte Lehrer wendet keine suggestiven Kunstgriffe an, etwa gespielte I ɔhaftigkeit, berechnete Häufung von Gefühlsausdrücken, theatralische Ausgestaltung von Tatbeständen zu „spannenden Ereignissen", er trägt den Wissensstoff nicht als Roman vor und macht aus der Schule nicht ein Kino, wie Kroh, Psych. d. Oberstufe, S. 37, mit Recht betont. Es ist ein Irrtum, daß man den Schülern auf diese Weise „den trockenen Lehrstoff" schmackhaft machen könne und solle, im Gegenteil ebbt die Begeisterung, sofern sie überhaupt bei solchen Prozeduren eintritt, alsbald wieder ab, und es ist dann zu erkennen, daß bei einem so gearteten Erlebnis der Lehrstoff zerteilt und undeutlich auf Gefühlserregungen umherschwimmt wie Wracks auf dem bewegten Meere. Ein echtes Kennenlernen von Einzelheiten und ihren Zusammenhängen, ein stetiges Durchdringen der Aufgaben bis zur Lösung kommt nur unter normalen Umständen, wobei der funktionelle Akzent im Gegenständlichen und Begrifflichen liegt, nicht aber bei schwärmerischen usw. Gefühlserregungen mit Trübung der Sachlichkeit vor. Einreden, eindeklamieren, einschnauzen, eindrohen, einpauken, einprügeln usw. läßt sich Entwicklung nicht. Der rechte Lehrer wird die Suggestion lösen, wo er sie vorfindet. Auch der Arzt kann die Heilung nicht einsuggerieren, er kann nur dem Kranken suggerieren („weißmachen"), daß er gesund sei; die echte Heilung ist allemal Nachentwicklung der kranken, infantilistischen RSe, und diese ist nur bei Neurosen möglich im methodischsachlich aufklärenden Unterricht (daher: Erkenntnistherapie). Dabei soll nicht außer acht bleiben, daß das genetische Verhältnis der drei Denksphären in der Kindheit um so mehr, je jünger das Kind, zugunsten der Gefühlssphäre gelagert ist; daraus ergibt sich nicht die Berechtigung, im Unter-

richt „an die Tränendrüse zu appellieren". Ebensowenig berechtigt die Tatsache, daß das junge Kind und Schulkind noch im Märchenalter und ausklingenden Märchenalter lebt, zu einer märchenhaften Gestaltung des Lehrstoffes; die Entwicklung führt normaliter aus dem Märchenalter heraus, je älter das Kind wird, desto mehr gewinnen die Erlebnisse an Physizität, verlieren an Metaphysizität (Wortbildung wie „Elektrizität" usw., im 5. Bde.), und demgemäß erfolgt der normale Unterricht.

C. Die Begabung.

Begabung ist die Ausstattung mit sich normal entwickelnden RSen, speziell Denkzellen. Mit der Differenzierung der Denkzellen ist immer auch eine Erweiterung-Erhöhung des assoziativen Netzes verbunden. Begabung ist nicht eine „Gabe" jenseitiger Mächte, der Musen oder Grazien oder anderer Dämonen, sondern ist erbbiologisch zu verstehen: die Gabe ist das Erbe, das den Kindern als Organismen von den Eltern überkommen ist. Die normale Begabung zeigt sich darin, daß das Kind seine normalen, d. h. die für seine jeweilige Entwicklungsstufe zuständigen Aufgaben löst. Sie hat eine normale Var.-B. Der Hochbegabte marschiert an ihrer oberen Grenze, die geringeren Grade liegen bis zur unteren Grenze, die Kinder sind mehr minder begabt, die gesunden aber niemals unbegabt. Die Begabung ist in der Regel nicht universal, nicht auf allen Gebieten gleichmäßig, sondern je nach der Spezifität auf einzelnen Gebieten höher, auf anderen geringer, doch findet sich der Gesunde auf allen Gebieten zurecht, ist „intelligent", verständig, klug, auf keinem Gebiete unbegabt. Auch die geniale Begabung ist (nur!) erbbiologisch, erbdeterminiert zu verstehen (S. 433). Die normale Entwicklung verläuft in einheitlicher Front und zwar mit Var-.B.; es kommt also nicht selten vor, daß ein gesundes Kind auf einem gewissen Gebiete oder auf mehreren eine rel. geringe Begabung zu haben scheint, bis sich dann an dem oft raschen Aufholen zeigt, daß es sich nur um eine Schwankung im Entwicklungstempo gehandelt hat; für solche Schwankungen gibt es auch ein abnormales Ausmaß (S. 423). Nicht selten ist die Begabung nur für die Unterstufen hochgradig, dann mittelmäßig, z. B. der Erste in der Unterstufe rückt zur Mitte ab, bleibt vielleicht Erster auf dem Spielplatz.

Unbegabt sind nur kranke Kinder. Sie können anatomisch (hadrotisch) oder funktionell (leptotisch) krank sein. Im ersteren Falle ist die Zahl der auf einer gewissen Entwicklungsstufe aktuell funktionierenden Denkzellen in mehr minder großen Bezirken zu gering oder — im Falle der Hypertrophie— zu groß, sie sind im Sinne der Anomalie oder entzündlicher oder geschwulstiger Prozesse abnorm; ich erwähne hier nur z. B. die Idiotie, die Imbezillität, die pathologische Dummheit als Haupt- oder Nebensymptome und verweise auf den 6. Bd. § $5_{,E}$. Hier ist ein

Ausgleich der Entwicklungsdifferenz krank: gesund (d. h. fastgesund) nicht möglich, höchstens gewisse Besserungen symptomatischer Art. Die rein funktionellen Unbegabtheiten sind Phrenosen und Neurosen. Bei jenen ist eine Besserung nur etwa in der Art wie bei Hadrosen möglich (Remissionen sind keine Heilungen im eigentl. Sinne), bei den Neurosen dagegen ist unter gewissen Umständen, d. h. bei Anwendung der geeigneten Therapie (Erkenntnistherapie) der Ausgleich in weitgehendem, oft bis zum vollen Grade möglich. Die weitaus meisten unbegabten Kinder, auch die meisten schwererziehbaren, die verstockten, verlogenen, aufsässigen, schwermütigen, leichtsinnigen usw. Kinder und viele kindliche Verbrecher sind Neurotiker. Bei den nervösen Unbegabten sind gewisse Denkzellen (also RSe) auf infantiler Stufe stehen geblieben und auf dieser funktionell hypertrophiert; die übrigen haben sich weiter differenziert, so daß eben die Entwicklungsfront funktionell gebrochen ist. Die zunächst latente, dann allmählich manifest werdende funktionelle Hypertrophie der Gefühlsabläufe mit ihren innern Ausdrucksaktionen wird auch dem Nichtfachmann schließlich als Krankheit erkennbar werden (z. B. Herzneurose, Asthma usw.), doch wissen bisher die Laien — und zu ihnen gehören auf diesem Gebiete auch viele Ärzte — noch nicht, daß unzählige Besonderheiten im äußeren Verhalten ebenfalls zu den Neurosen gehören und auch nicht wegzusuggerieren, wegzuschnauzen, wegzudrohen, wegzuprügeln, wegzudressieren und-trainieren usw., kurz wegzuzaubern sind. Ebenso wenig wie die normale Begabung angezaubert ist, sich anerziehen oder wegerziehen läßt, ebenso wenig ist die Unbegabtheit „Produkt der Umgebung", „Produkt der falschen Erziehung" und mit gutem oder bösem Zureden oder sozial oder „libidinös" ge- und verfärbtem Kauderwelsch oder mit „Ausdrucksübungen" oder mit Sport oder mit Medikamenten oder Bestrahlungen usw. wegzuschaffen. Nachhilfestunden sind in der Regel Exerzier-, Trainierstunden, bei denen eine Breitenentwicklung (Auswendiglernen), nicht aber eine Höherentwicklung (Inwendiglernen) möglich ist; gesunde Schüler brauchen keine Nachhilfestunden, neurotische (z. B. Angst vor Buchstaben, Wort und Sprache, vorm Wissen überhaupt, vorm Lehrer usw.) werden dabei nicht gesund. Begabung wie Unbegabtheit sind rein biologische Tatsachen, Eigentümlichkeiten der biologischen Beschaffenheit. Unbegabtheit ist kranke Begabtheit; auch das Kranke will „gekonnt" sein. Die Neurose ist genau so wenig wie eine andere Krankheit vom Himmel gefallen oder angehext oder sonstwie ein Übernatürliches (Seelisch-Geistiges usw.), das man weghexen oder -beten oder -suggerieren könnte, sondern kann nur im Wege der weltanschaulichen Aufklärung heilen.

Die Unbegabtheit tritt nicht selten in der Art einer Über-

begabtheit auf. Dies scheint paradox, ist es aber nicht: eine Unbegabtheit in der Fläche gemehrt kann in den Grad der Überbegabtheit übergehen. Es erreichen hierbei rel. früh, d. h. allzufrüh gewisse Gruppen von Denkzellen den aktuellen Funktionsgrad, sie erweisen sich hierin sowie in dem Stehenbleiben auf infantiler Differenzierungsstufe als (hadrotisch oder leptotisch) krank. Solche „Blender", zu denen die „Wunderkinder" gehören, versagen früher oder später, um so sinnfälliger, je älter sie werden, je höher also die „Ansprüche" sind, die gestellt werden und die das gesunde Kind erfüllt. Nicht selten entwickelt sich die pathologische Überbegabtheit erst in den späteren Kinderjahren oder in der Pubertätszeit zur Manifestanz und wird auch in der Folge um so leichter verkannt, je höhere Stufen die Differenzierung der fastgesunden RSe erreicht; man verwechselt oft die abnorme Überbegabung mit der enormen Begabung, ja in nicht wenigen Fällen ist die Differentialdiagnose nur dem Psychobiologen möglich. Der Überbegabte verbleibt im Gebiete seiner abnormen Entwicklung auf kindlicher, hauptsächlich frühkindlicher Stufe, aber die hypertrophen Ausdrucksweisen (Reden und Tun) sind vom Nichtfachmann oft nicht als infantilistisch („kindisch") von den reiferen abzugrenzen, zumal sich beide ineinander verflechten, ferner die kranken „ausaltern", also in pseudoerwachsene Formen übergehen, so daß z. B. ein Reden oder Schreiben in Gemeinplätzen, allgemeinen Phrasen, Plattheiten, bes. falls sie mit manchen Einzelheiten vermengt sind, als erlauchte Weisheit, eine arbeitliche oder sportliche Betriebsamkeit, mechanistisch erstarrt und in ständiger Wiederholung leerläufig, als überragende Großleistung, ein gewuchertes Rädelsführertum als echtes Führertum imponieren kann. Ein Kind, dem das Schulwissen „nur so zufliegt", das sich darum nicht bemühen muß, das eine Klasse „überspringt", das viel mehr Zeit als für die zuständigen Aufgaben für allerlei inadäquate „private Studien" oder für die Gründung von allerlei Schülerbünden usw. verwendet, in den mancherlei Formen des Abusus oder der Askese exzelliert usw., ist ebenso, wenn auch gegenstücklich, krank wie das Kind, das „Tag und Nacht büffelt", mechanisch auswendig lernt, mit verbissener Wut die Eins anstrebt, mit irgendeiner Art des Überfleißes begabt ist usw. Dies gilt mut.mut. auch für den Jugendlichen und den Erwachsenen. Die krankhafte Überbegabung kann auch genialisch sein (S. 433f.), auch da liegt sie in infantiler Entwicklungsebene, ist hirngenische Hypertrophie, wobei Schein-Neues in der Breite auftritt — im Unterschied vom gesunden Genie, das Echt-Neues in vertikaler Richtung findet. Manche genialen Männer waren schlechte Schüler, selbst auf dem Gebiete ihrer genialischen Begabung (Ausspruch des Lehrers: „Aus dir wird nie etwas

werden"). Gesunde Genies sind solche Menschen nicht, auch nicht, falls sie das Versäumte später nachholen. Das gesunde Genie durchläuft den normalen Bildungsgang. Beim Kinde ist die Genialität meist noch nicht sicher zu erkennen und die kranke von der gesunden zu unterscheiden; das Kind entdeckt ja immer Neues (d. h. den Älteren Bekanntes), auch ohne genial zu sein. Je älter das Kind wird, desto mehr stellt sich die Art seiner Begabung heraus. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten.

Für welche Bildungslaufbahn das Kind begabt ist, deutet sich zwar auch schon früh an, doch läßt sich für die Zukunft immer nur eine Prognose, die auch die erbbiologischen Daten zu berücksichtigen hat, stellen, d. h. eine auf der vergleichenden Erfahrung beruhende Voraussage, die den Wert einer mehr minder hohen Wahrscheinlichkeit hat. Am besten, das Kind besucht zunächst die Volksschule; im Verlaufe dieser Jahre, früher oder später, wird ersichtlich werden, ob das Kind für mittlere und höhere Schulen begabt ist. Die „einsame Erziehung" oder der „Privatunterricht mit wenigen Mitschülern" kann zu Irrtümern über die Begabung führen und enthält dem Kinde obendrein das Gemeinschaftsleben in der Volksschule vor; solche Kinder sind eben die Kinder — ihrer Eltern und wie diese irgendwie „besonders", „gesondert", gemeinschaftsfern.

D. Methodik der Erziehung.

Der Lehrer teilt dem Schüler aus seinem größeren-höheren Wissen-Können mit. Er bietet immer etwas mehr, als der jeweiligen Entwicklungsstufe genau entspricht, das Mehr entspricht jeweils der stetigen Entwicklung des Kindes. Das darüber hinausreichende Wissen-Können des Lehrers hat nur insofern Bedeutung für den Unterricht, als auch das Dargebotene und die Darbietung dem gesamtheitlich höheren Differenziertheitgrade gemäß, somit auch an Reife überlegen ist und ein solches Plus (im Sinne der biologischen Symbolik) enthält, das ebenfalls der stetig fortschreitenden Entwicklung des Kindes angepaßt ist. Ist das Mehr zu groß, dann kommt es für den Schüler nicht in Betracht; nur ein ungeschickter Lehrer hält seinen Schülern einen wissenschaftlichen Vortrag, „mit dem sie nichts anfangen können", oder traktiert andere Dinge, für die die Schüler noch nicht reif sind, — etwa aus Hochmut, Geltungssucht, Selbstbeweihräucherung usw. oder anderer pädagogischer Dummheit.

Das Mittel der Erziehung ist — abgesehen von der persönlichen Vorbildlichkeit des Lehrers — in erster Linie das Wort, die Beschreibung. Es wird also ein Lehrgegenstand vorgezeigt und so eingehend, wie es für die Klassenstufe nach der Erfahrung paßt, beschrieben. Das bloße Anschauen (Erlebnis) des Lehr-

gegenstandes, speziell geübt im „Anschauungsunterricht", genügt in der Regel nicht, es muß die Beschreibung hinzukommen. Auch das einfache Vormachen reicht regelmäßig nicht aus, es muß sich die wortliche Erläuterung anschließen. Die Erfahrung lehrt, daß die Erlebnisbezirke der menschlichen Hirnrinde mit den assoziierten Wortbezirken in der Entwicklung etwa gleichen Schritt halten. Genetisch folgt auf ein Erlebnis (Phänomen) seine Beschreibung (Phänomenologie); beschreiben kann man nur, was man erlebt hat (3. Bd. § 38,3, a). Im Unterricht beschreibt zunächst der Lehrer sein Erlebnis, das analog dem der Schüler ist (Lehrgegenstand); gemäß dieser Fremdbeschreibung, die der Schüler hört oder liest, entwickelt sich die Eigenbeschreibung des Schülers, die er vorher vollzogen hat, zu der jeweils biologisch möglichen Erweiterung-Erhöhung, und hiermit koinzidiert die Differenzierung des Beschriebenen, also des Erlebnisses des Schülers (des Lehrgegenstandes, wie ihn der Schüler wahrnimmt) derart, daß diese Differenzierung nach der Beschreibung des Lehrers dem Schüler manifest wird, wo nicht sogleich, so nach Wiederholung (Repetition). Weder ist aber das Beschriebene Ursache seiner Beschreibung noch umgekehrt, auch ist die Beschreibung nicht Ursache für die koinzidente und sukzedente Differenzierung des Beschriebenen, also die Differenzierung der Wortzellen Ursache der mit ihnen assoziierten Denkzellen im Erlebnisbezirk, der Unterricht also Ursache der Entwicklung des Zöglings überhaupt wie der jeweils beteiligten RSe; alle Zusammenhänge sind lediglich zeiträumliche. Gemäß der Entwicklung der Denkzellen und ihrer Assoziationen entwickeln sich die sensorischen Ausdrucksbewegungen, die man im Unterschied von den Kenntnissen mit Könntnissen bezeichnen kann, gewöhnlich mit Können, Fähigkeiten, Fertigkeiten bezeichnet.

Der Lehrstoff wird pragmatisch, ethisch und ästhetisch beschrieben, so auch das Verhalten des Schülers zu ihm, das Verfahren bei der Lösung der Aufgabe, ferner das Betragen gegenüber dem, der die Aufgaben stellt, dem Lehrer, im weiteren Sinne gegenüber jedem Menschen. Gewöhnlich trägt der Lehrer zunächst „einen Abschnitt" vor und „geht ihn dann mit den Schülern durch", d. h. es schließt sich ein Hin und Her von Frage und Antwort an; hierbei erfährt der Lehrer, was der einzelne Schüler „kapiert", wie er es kapiert hat, was er noch wissen möchte, an Ergänzungen bedarf usw., er lernt auch den Schüler charakterlich und weltanschaulich kennen und kann auch auf diesem Gebiete Wegweiser sein. Ebenso lernt der Schüler den Lehrer kennen, das Vorbildhafte anerkennen, das Unvorbildhafte ablehnen, trägt mit seinen Fragen und Antworten, seinem Benehmen zur „Unterrichtung" des Lehrers bei, so daß der Lehrer

auch vom Schüler lernt und auch aus diesen Erfahrungen seine Wegweisung vervollständigt, ja das Studium des Kindes, so weit wie nur möglich (bis zur Psychobiologie), ist für den (künftigen) Lehrer unerläßlich.

Die Beschreibung erfolgt, wie 3. Bd. § 38,4 dargelegt, in konstatierenden (indikativen, „deskriptiven") Sätzen, ferner in Frage-Antwort, Wunsch- und Willens-, Befehls- (Gebots-, Verbots-, Droh-, Warn-), Bitt-, Tadel- und Lobsätzen und geht aus in normative Urteilssätze, die mehr minder zahlreiche Einzelurteile subsumieren. Dies gilt für die pragmatische wie die ethische und ästhetische Beschreibung; die Formulierung „du sollst", „du darfst" ist besonders häufig in der ethischen Beschreibweise. Alles Forschen — und der Mensch forscht unablässig — ist ein Ur-teilen (3. Bd. S. 338), ein Prüfen, Zerlegen, Erörtern, Diskutieren, Disputieren, Kritisieren, aus dem sich normaliter ein förderliches Ergebnis — ergibt. Kritik ist allem menschlichen Beieinander immanent; sie ist das Schwellenstadium jedes Erlebnisses und Beschreibnisses, sie ist das einzige Verfahren, aus dem der Mensch lernt, es besser zu machen als das vorige Mal, mag es sich um Selbst- oder um Fremdkritik handeln. Der gesunde Mensch stellt seine Leistungen, sein Geleistetes zur Kritik und ist für Kritik dankbar; er unterscheidet — um so klarer, je reifer er ist — die gesunde von der kranken-krankhaften Kritik (dem Kritikastertum, der Kritik um der Kritik willen, der zersetzenden, über-untertriebenen Kritik) und verwertet sie demgemäß; die Kritik der Kritik, die Abwehr der Fehlkritik ist an sich durchaus berechtigt, sie kann nur eben wiederum krankhaft übertrieben sein. Das gesunde Erleben und Beschreiben variiert eben innerhalb einer gewissen Breite, und die Kritik ermittelt seinen biologischen Ort hierin, ermittelt auch das außerhalb der Norm Liegende, das Kranke und den Grad und die Art der Abnormalität. So prüft, kritisiert der Lehrer unablässig die Schüler, und die Schüler prüfen, kritisieren unablässig den Lehrer und die Mitschüler, und sie tun das bekanntlich mit nützlicher Härte. Nicht nur „das persönliche Verhalten" wird kritisiert, sondern auch die Aufgabenstellung als pädagogische Leistung (die angemessene wird von der unangemessenen Aufgabe unterschieden) — ganz abgesehen von der Kritik, die sich bei der Lösung der Aufgabe vollzieht. Der gesunde Schüler wünscht die Kritik wie der gesunde Lehrer; einseitige Kritik kommt normaliter nicht vor. Freilich ist normaliter die Kritik nur ein Stadium im HASTF-Ablauf; „bloß kritisieren" das Aufsatzthema und dann das Heft zuklappen, das ist regelmäßig ein neurotisches Verfahren und nur dann normal, falls das Thema über oder unter dem Niveau der Klasse liegt, also die Klasse einhellig streikt. Die Kritik wie das gesamte

Erleben und Beschreiben erfolgt beim Gesunden in geziemender Form, freundlich; die Kritik des Lehrers trägt die Kennzeichen seiner Überlegenheit, wie die des Schülers die seiner geringeren Reife, der Ehrfurcht vor dem Älteren. Strafen kommen für den gesunden Schüler nicht in Betracht.

So die Norm. In der Abnorm finden die Lehrmittel eine mehr minder falsche Anwendung und ist die erzieherische Methode feindlich. Wir sprechen hier bes. vom neurotischen Erzieher; die Neurose ist von allen Krankheiten am verbreitetsten und kommt als Denkkrankheit auch in der Erziehung am meisten in Betracht. Der Neurotiker denkt und tut zuviel-zuwenig, er verhält sich krampfig. Das im Lehrgang jeweils angemessene Pensum hat sich aus der Erfahrung heraus ergeben und wird dauernd überprüft; die Normierung, d. h. eben die Erkennung des durchschnittlich Angemessenen ist da leichter möglich als die Normierung des persönlichen Verhaltens des Lehrers. Der Neurotiker geht nun auch mit dem Lehrstoff mehr minder falsch, bestenfalls normnah um; er über- oder unterschreitet die Vorschrift, mutet der Klasse zu viel oder zu wenig zu, will sie zu Gelehrten oder zu Dummköpfen erziehen, läßt Lücken und häuft an anderer Stelle, findet nicht die rechte Art, sich verständlich zu machen, bestenfalls hält er sich sklavisch an die Vorschrift und trägt „kalt", „trocken", „unlebendig", „mechanisch", auch im „Ton" Pedant, den Lehrstoff vor. Und so wie er mit dem Lehrstoff nichts Rechtes anzufangen weiß, so auch nicht mit den Schülern. Er ist Fanatiker, Tyrann, Despot, Bezwinger, gehetzter Hetzer, getriebener Antreiber, bedrückter Bedrücker, dressierter Dresseur, Schleicher, Unterwürfling, Finsterling, Kleinigkeitskrämer, Spintisierer, Kritikaster, Überempfindler, Phlegmatiker, Faulenzer, Pessimist, Optimist bis zur Albernheit, — um nur einige der neurotischen Typen zu kennzeichnen. In seinem Autoritätswahn betet er sich selber an, aber zugleich wähnt er sich als Nichts vor der Klasse, die er anbetet, damit sie ihn anbete. In seiner Unsicherheit verwendet er mit Vorliebe Suggestionen, bei denen es ja nicht auf sachliche Richtigkeit, sondern auf die Gläubigkeit der Zuhörer ankommt; er verlangt denn auch blinden Gehorsam, stumpfe Unterordnung, dekretiert affektiv (fanatisch, drohend-ängstlich, gereizt usw.) seine absolute Unfehlbarkeit, lehnt die zutraulichen und offenherzigen Fragen des zweifelnden Schülers schroff ab, verbietet radikal jede leiseste Kritik, die ja seine Allwissenheit stören und damit zerstören würde, versteigt sich zu der These: der Lehrer hat immer recht, auch wenn er nicht recht hat, und wer's nicht glaubt, wird mit Prügeln, Nachsitzen, Einsperren u. a. manchmal sadistisch ausgeklügelter Rache „überzeugt".

Wie verhalten sich zu dem neurotischen Lehrer die

Schüler? Soweit sie gesund sind, entnehmen sie dem Unterricht das Tatsächliche und „überhören" das Affektive, nehmen das Pathologische sachlich (ohne genaue Diagnose) zur Kenntnis, rechnen damit, bedauern den Lehrer, machen sich lustig über die „komische Figur", reagieren mit Gegendruck, der ja bekanntlich „vom Druck erzeugt wird", gehen schließlich wohl auch zur Beschwerde über, und auch anfänglich Begeisterten gehen alsbald die Augen auf: Suggestion vergeht, Überzeugung besteht. Der Gesunde läßt sich auf die Dauer nichts weismachen. Soweit Schüler ebenfalls krank, hier also auch neurotisch sind, reagieren sie affektmäßig, z. B. „beten", „himmeln" den Lehrer an, schmeicheln ihm, sind eingeschüchtert, dienern-byzantinern, unterwerfen sich wachsam, also sprungbereit, sind aufsässig, frech, widersetzlich, Kreaturen-Rädelsführer, opponieren aus Prinzip, ironisieren den Lehrer — oft so geschickt, daß er es gar nicht merkt, oft so grausam, daß die Schulstunden Marterstunden sind, offene Feindseligkeiten zwischen Schüler und Lehrer, die sich unter Benutzung des Lehrstoffes austoben usw. Die verbotene offene Kritik, aus der Lehrer und Schüler lernen, wird heimlich und zwar um so heftiger und bösartiger geübt, und nicht selten erfährt der Lehrer, der in seiner Verblendung an die feste Geschlossenheit seiner Klasse um ihn und für ihn glaubte, eines Tages, daß sie gegen ihn geschlossen ist, und erlebt dann seinen Zusammenbruch. Jedenfalls lernen die Schüler eines solchen Lehrers nicht so viel wie beim gesunden Lehrer; „das Persönliche" nimmt zu viel Raum ein.

Es ist erstes Gebot für den Erzieher — für den Menschen überhaupt! — gesund zu sein — oder falls er es nicht ist, es zu werden. Leider vermag aber gerade der Neurotiker in seinem kranken Denken die Diagnose nicht zu stellen, und gerade die Schwerst-Neurotischen lehnen — mit den Methoden der Neurose — die ihnen vom Arzte oder anderen Personen mitgeteilte Diagnose, also auch die Therapie ab. Auch die bei keiner Neurose fehlenden Organbeschwerden werden möglichst lange als anatomische Krankheiten angesehen und behandelt, wie wenn diese Krankheiten „anständiger" seien als die Neurose, wie wenn die Anerkennung der Neurose nicht den ersten Schritt zur Therapie, sondern den „Verlust der Persönlichkeit", somit den Weltuntergang bedeute usw. Es geht freilich nicht an, den Neurotiker zur Therapie zu zwingen: man kann Zwang nicht mit Zwang heilen. Man kann vernünftigerweise nur Aufklärung über die Neurosen darbieten und muß abwarten, wie der Erfolg ist; aber gewiß wird sich ein sehr großer Hundertsatz von Neurotikern, bes. von denen, die nicht wissen, daß sie eine Neurose haben, bei vernünftiger Aufklärung zur Therapie entwickeln, wobei ich unter Aufklärung die psychobiologische, unter Therapie die Erkenntnistherapie, die ja methodisch durchgeführte Aufklärung

ist, verstehe. Ein bes. sinnfälliges Zeichen der Neurose ist das Junggesellentum; Junggesell ist, wer über die normale Zeit hinaus ledig bleibt. Der ml. und wbl. Junggesell ist allemal ein schlechter Lehrer; soweit sich die Neurose, wie oft der Fall, in der Mechanik des Unterrichts nicht (allzu) störend geltend macht, mag es angehen, aber die spinöse alte Jungfer ist als Lehrerin „eigentlich" ebenso unmöglich wie der verschrobene Hagestolz als Lehrer: die kranke Liebe mischt sich in den Beruf ein, man muß nur die Diagnose stellen können. (Vgl. § 8,4, G.) Es wäre aber nun wieder nicht heilsam, den Junggesellen irgendwie in die Ehe zu zwingen oder zu locken; die Eheschließung als Formalie oder andere Zweckhandlung ist ein neurotisches Verfahren und bezeugt nur die Eheunreife der Partner. Heilsam ist nur die sachgemäße Therapie, und sachgemäß ist nur die Therapie, bei der sich der zerklüftete Mensch zum harmonischen ausdifferenziert. Natürlich bedarf auch der voreheliche und der eheliche Neurotiker dieser Therapie.

Ich bin überzeugt, daß in einer freilich wohl noch fernen Zukunft die Psychobiologie Lehrfach auf den Universitäten, Seminaren usw. werden und in den angemessenen vorstufigen Einführungen (als Menschenkunde) auch den Schülern der höheren und mittleren Schulen, ja auch der oberen Volksschulklassen vermittelt werden wird. Damit — und nur so — ist auch die Befreiung der Menschen aus ihren weltanschaulichen Zweifeln, also auch aus der Neurose, die „Zweifel in Reinkultur" ist, im großen Stile zu erwarten (soziale Prophylaxe und Therapie).

Die landläufige Deutung auch der pädagogischen Methoden und Mittel ist die dämonistisch-kausale: der Erzieher „mache" aus dem Zögling (so ungefähr), was er wolle. In dieser dämonistischen Art wirken nicht nur der sachliche Unterricht, sondern auch die persönlichen Verhaltungen des Lehrers zum Schüler, sein Lob und Tadel, sein Ge- und Verbot, seine Strafen. „Du hast zu wenig Prügel bekommen", schnauzt der mißverstehende Lehrer den „unartigen Jungen" an — in der Meinung, daß man „die Unart", d. h. die Neurose ausprügeln könne, daß aber auch der brave Schüler nur deshalb brav sei, „weil" ihn der Lehrer mit seinen Vorschriften, Vorwürfen, Ermahnungen usw. davor behütet habe, unartig zu werden, weil er ihm „den Willen gebrochen", ihn mit eiserner Strenge gezwungen habe, auf dem rechten Wege zu bleiben, nicht in die Irre zu gehen, wozu er „an sich" „selbstverständlich" fähig gewesen sei und noch sei und ohne den unerbittlichen Zwang fähig bleiben werde bis zu seinem letzten Atemzuge. Das Kind, der Mensch überhaupt sei ein „schwankendes Rohr im Winde", ein hilfloses Wesen, das immer der Führung bedürfe, weil es sonst straucheln und fallen würde usw. — wobei freilich der „absolute Führer" kein Mensch

sein darf, weil er ja sonst selber straucheln und fallen könnte! Der Zwang als unerläßliche, ja wohl gar einzige Erziehungsmethode — der Zwang, der auch nicht den geringsten Bruchteil einer Sekunde nachlassen dürfe, weil ja dann eben sofort „das Böse" im Menschen aus- und durchbreche (man vergleiche die Freudsche Lehre von der Verdrängung, auch das gängige religiöse Dogma von den „Fallstricken des Bösen" usw.)! Die Strafe als Erziehungsmethode, weil sie ja eben den Menschen „bessere", vom bösen Tun abschrecke, dazu am besten schon vor dem möglichen bösen Tun und — Denken zu verabfolgen sei. Die Vorschrift als dämonische Macht, die den armen Sterblichen zwinge, sich nach ihr zu richten, seinen „freien Willen" zwinge, sich ihr zu unterwerfen, ja im Idealfall ihr in „freiwilligem Zwange" oder „erzwungener Freiwilligkeit" zu dienen. Usf. Solche Deutungen finden sich gewuchert, zum „Prinzip" verschärft im kranken dämonistischen Denken.

Realiter ist Erziehung Entwicklung, wie im Abschn. A dargelegt. Der Gesunde entwickelt sich rein biologisch gesund, der Kranke krank. Der Gesunde kann seiner biologischen Beschaffenheit nach nicht krank sein, also nicht falsch, schlecht und häßlich denken und tun; der Kranke kann seiner biologischen Beschaffenheit nach nicht gesund sein, also nicht richtig, gut und schön denken und tun. Die erzieherischen Vorschriften sind, soweit sie selber normal sind, für den gesunden Zögling Bestätigungen dafür, daß er auf dem rechten Wege ist; diese Bestätigungen gehören zu seinen Erlebnissen wie der Erzieher, der sie gibt. Von Zwang kann da keine Rede sein, Strafe kann den Gesunden nicht treffen. Abnorme (übertriebene, untertriebene) Vorschriften lehnt der Gesunde rein biologisch ab, er kann ihnen nur insoweit, wie sie sich ins Normale „übersetzen" lassen, nachkommen. Der Gesunde befolgt die normalen Vorschriften (Gesetze usw.) rein von sich aus: sie sind ja erst aus dem gesunden Verhalten abgeleitet. Der Gesunde kann nicht straucheln und nicht fallen. Er lebt in seiner Gemeinschaft und mit ihr unter dem Führer (Oberhaupt, Lehrer usw.), und es ist reine Fiktion anzunehmen, daß er ja des Führers nicht bedürfe, wenn er doch sowieso richtig denke und tue: die Gemeinschaft hat rein biologisch den Kern, die Spitze und hat sie niemals nicht. Aber „um" brav zu sein, „dazu" allerdings bedarf der Gesunde der Führung nicht; der Führer „macht" ihn nicht brav, er ist kein Dämon, der aus einem „neutralen" oder gar bösen Wesen ein gesundes, gutes zaubern könnte, er kann nur Wegweiser sein.

Dagegen bedürfen die Kranken des Zwanges, so lange sie krank sind (S. 301, 313). Sie bedürfen der Vorschrift, sie verdienen und erhalten auch Strafen für ihr falsches, schlechtes, häßliches Denken und Tun. Aber diese „Maßnahmen" sind wieder-

um keine Erziehungsmethoden. Die Vorschrift ist ja nur formulierte Angabe der Norm, die Strafe Vergeltung, Ausgleich. Beides erzieht nicht an sich, es muß sich die Aufklärung anschließen. Strafe allein ist keine Aufklärung; diese besteht in Worten, auch in vorbildlichem Verhalten, das wiederum von wortlichen Aufklärungen begleitet sein muß, soll es nicht bloß (bestenfalls) imitiert werden. Es gibt gewisse Methoden und Mittel, die das Verhalten zum Kranken, hier Neurotiker kennzeichnen und andere sind wie die, die das Verhalten zum Gesunden kennzeichnen. Alle diese Methoden aber sind nicht dämonische Ursachen: auch die Methoden und Mittel, die dem Kranken gegenüber angewendet werden, stehen zum kranken Verhalten lediglich im zeiträumlichen Verhältnis, und es muß in allen Fällen, auch in der aufklärenden Therapie abgewartet werden, ob und inwieweit sich der Kranke gemäß seiner biologischen Beschaffenheit, also seiner Entwicklungsfähigkeit zur Norm entwickelt; nur die Erfahrung lehrt, daß diese Entwicklung zur Norm sich unter gewissen Umständen, beim Neurotiker regelmäßig eben unter den Umständen der für diese Leiden adäquaten Aufklärungen (der Erkenntnistherapie) vollzieht. Im dämonistischen Denken sind diese Sachverhalte noch unentdeckt, sie werden fiktional gedeutet, durcheinander geworfen und im neurotischen Denken zu grotesker Verwirrung verkompliziert. Erst im realischen Denken werden auch die Regeln und Gesetze der Erziehung mit aller Klarheit erkannt.

Diese Darlegungen gelten nicht bloß für die Lehrer der Kinder in der Schule, sondern für alle Erzieher in Beruf und Liebe — und wer von uns hört jemals auf zu lehren und zu lernen!

E. Der Zweck der Erziehung.

„Zweck" ist realiter nicht mehr ein dämonistisches Requisit der Erziehung (Motiv, das aus der Zukunft wirke, oder Ursache, die „im" Erzieher wirke, die Erziehung bewirke und auf ein vorbedachtes Ergebnis hinlenke), sondern ist schlicht und einfach das biologische Ende des biologischen Vorganges (S. 308).

Die schulische Erziehung ist grundsätzlich Vorbereitung „zum" Beruf, die häusliche Erziehung Vorbereitung „zur" Ehe. Die turnerisch-sportlichen Übungen des Kindes sind Vorbereitung zum Sport der Jugendlichen, der seine letzte Ausreifung im Militärdienst findet. Das Gemeinschaftsleben des Kindes ist Vorbereitung zum Gemeinschaftsleben der Jugendlichen und der Vollerwachsenen. Mit „grundsätzlich" ist angegeben, daß die schulische und die häusliche Erziehung vielfältig ineinandergreifen. In nicht wenigen Fällen übernimmt die Schule auch die häusliche Erziehung (Internat, dieses ist aber niemals vollwertiger Ersatz für die Familie!), und in allen Fällen ergänzt sie den häuslichen

Unterricht in Form der nun wieder grundsätzlich (vor-)wissenschaftlichen Aufarbeitung der kindlichen Liebesprobleme, mag dieser Unterricht als religiöser oder sittlicher oder naturwissenschaftlich-biologischer oder weltanschaulicher Art (selbstverständlich in den je angemessenen propädeutischen Stufen) erfolgen. Die schulische Erziehung bewegt sich also im Trophischen, das Genische tritt normaliter weit zurück, dem gesunden Schüler ist es für den Unterricht gleichgültig, ob ihm der Lehrer „gefällt", ob er ihn „leiden" mag oder nicht, er lernt auch nicht dem Lehrer zu Liebe, sondern aus Interesse an der Sache — und ebenso ist der gesunde Lehrer eingestellt (S. 422).

Ist das Verhältnis Lehrer(in): Schüler(in) vw. trophisch, so das Verhältnis Eltern: Kind vw. genisch (S. 415). Im Rahmen dieses Verhältnisses erzieht der Vater mehr als die Mutter den Sohn trophisch, die Tochter genisch, umgekehrt die Mutter mehr als der Vater den Sohn genisch, die Tochter trophisch (S. 418). Die trophischen Anteile der häuslichen Erziehung sind gewiß stark genisch nuanciert, doch gilt auch hier, daß das gesunde Kind um der Sache willen, nicht aus Liebe zu den Eltern oder ihnen zu Liebe lernt.

Das Ende der Schulzeit ist der Eintritt in den praktischen Beruf. Für die Mehrzahl der Volksschüler ist die schulisch-vorwissenschaftliche Ausbildung mit der Schulentlassung grundsätzlich beendet, sie läuft zwar im Unterricht der Fortbildungsschule weiter, aber doch nur neben der den Tag ausfüllenden Lehrlingsarbeit. Wer die höheren und dann die hohen Schulen besucht, ist ein Mensch mit fortschreitender wissenschaftlicher Differenzierung: so ist er biologisch beschaffen; nach Abschluß der Studien geht auch er normaliter in den praktischen Beruf zunächst noch als eine Art gehobener Lehrling - Geselle - Gehilfe (Praktikant, Assistent, Hilfsarbeiter usw.). Das Ende der häuslichen Erziehung, die sich in den höheren Kulturen im Hause der Eltern oder des Lehrherrn bis weit ins jugendliche Alter hinein fortsetzt, ist die genische Reife, der Eintritt in die Gemeinschaft der Väter und Mütter, die Hoch-zeit.

Der Schulunterricht ist also vw. (vor-)wissenschaftliche Bildung, der häusliche vw. Gemüts-, Herzensbildung, Erziehung zur Sittsamkeit. Der Anspruch mancher Pädagogen, Zweck der Schulerziehung sei die Heranbildung eines „ethisch und religiös gefestigten Menschen", legt den Akzent auf eine Nebenstelle. Kein Einsichtiger wird bestreiten, daß die ethische Entwicklung auch in die schulische Erziehung fällt, aber die Hauptsache ist der vorwissenschaftliche Unterricht, die Vorbereitung zum Berufe; hierzu gehört auch die vorwissenschaftliche Einführung und Erörterung der ethischen (religiösen, moralischen und rechtlichen) Probleme und Aufgaben, und gemäß diesem Unterricht in Ethik differenziert sich auch das kindliche Verhalten aus

— wie ja auch der Erwachsene die Berufsethik neben der Liebesethik befolgt. Die sog. weltliche Schule ist ein Irrtum. Der Zweck des Schulunterrichts ist die Heranbildung eines zum Erlernen eines Berufes fähigen Menschen. Der Zweck der häuslichen Erziehung ist die Heranbildung eines liebes- und dann ehefähigen Menschen, dabei spielt aber auch, bes. beim Mädchen, die Vorbereitung zum Berufe — mit dem Akzent auf der „Lebenspraxis" — eine Rolle. Die besonderen Erzieher in Ethik (einschl. Zeremoniell des Ahnenkultes) sind die Priester: Väter *) und Lehrer zugleich, tätig in Kirche, Schule (Religionslehrer) und Haus. Die besonderen Erzieher in Gesundheit sind die Ärzte, ebenfalls Väter und Lehrer zugleich. Die Ethik als Recht und Rechtskunde ist in der präpuberalen Periode erst in Vorstufen entwickelt, die in die Tätigkeit der Erzieher einbegriffen ist; juristisch ist das Kind noch „unmündig", und so haben die besonderen Erzieher in Recht nicht unmittelbar mit Kindern, sondern mit ihren Vertretern zu tun.

Das Ziel der Erziehung des Kindes ist identisch mit dem Ziel der Entwicklung: das gesunde Kind wird zu einer in Beruf und Liebe selbständigen, richtig, gut und schön sich verhaltenden Persönlichkeit. Das (latent oder manifest) kranke Kind entwickelt sich — je nach der Spezifität — zu einer mehr minder unselbständigen, falsch, schlecht und häßlich, bestenfalls normnah sich verhaltenden Persönlichkeit. Das gesunde Kind entwickelt sich auch unter einem kranken Erzieher zum gesunden Jugendlichen-Erwachsenen, es kann das Kranke weder annehmen noch nachahmen, es hat eben gesunde RSe. Das kranke Kind geht ebenfalls seinen biologischen Weg, und es zeigt sich, daß neurotische Kinder unter einem gesunden Erzieher regelmäßig eine günstigere Entwicklung haben als unter einem kranken Erzieher. Die Norm ist aber nicht Ursache, sondern Richtlinie; der Gesunde befolgt sie „von selbst", seiner normalen Beschaffenheit gemäß, beim Kranken ist es Sache seiner Spezifität, wieweit er der Richtlinie folgen, sich zu ihr hin orientieren kann. Er kann für seine Krankheit ebenso wenig wie der Gesunde für seine Gesundheit.

---

*) Ehelosigkeit ist niemals Verdienst, sondern immer Krankheit. Eine Organisation von Männern oder Frauen, die sich zur Ehelosigkeit verpflichten (Zölibat), ist hierin abnorm. Der Gesunde heiratet (doch ist nicht jeder, der heiratet, gesund, es gibt nicht wenige kranke Ehen). Das Gelübde der Keuschheit, sofern unter Keuschheit nicht die normale Geschlechtlichkeit, sondern ihre „Unterdrückung" gemeint ist, ist wiederum abnorm: Symptom der Geschlechtlichkeit, gegen die es sich richtet, und die sich im übrigen, nur in perverser (und oft für den Laien unkenntlicher) Weise vollzieht: die Geschlechtlichkeit läßt sich nicht weggeloben; das Gelübde der Keuschheit ist hiernach ein Gelübde der Unkeuschheit. Der Gesunde ist eo ipso keusch, d. h. auch im Gebiete der Geschlechtlichkeit normal, er braucht kein Gelübde abzulegen.

Die gesunde Erziehung-Entwicklung ist vertikal gerichtet, ist Aufklärung, Klarmachen-Klarwerden des Unklaren bis zu dem jeweils biologisch möglichen Grade. Das beste Mittel ist die Wahrheit, die beste Methode ist, die Wahrheit zu sagen, aber nur der Gesunde ist ihrer fähig, auch hinsichtlich der für jede Entwicklungsstufe richtigen Dosis. Die kranke Erziehung-Entwicklung ist, soweit krank, horizontal gerichtet, ist bei aller Mehrung der Einzelheiten Erhaltung der Unklarheit, des Dunkels, der Dummheit, die sich freilich oft als „Intellektualismus" aufspreizt und nicht einsieht, daß sie Dummheit ist.

§ 8. Der Jugendliche.

1. Die Pubertät als Periode.

In stetiger Entwicklung reift das Kind der Schwelle zum Jugendalter entgegen. Die ganze Kindheit ist eine ununterbrochene, steil ansteigende Vorbereitung auf die Überschreitung der Pubertätsschwelle, eine sich stetig verschärfende Vorprüfung, die endlich in die Hauptprüfung übergeht, eine Reihe von Aufgaben und Leistungen, die sich immer mehr vervielfältigen und erschweren, von Kämpfen, die immer mehr Einsatz verlangen, bis dann die Hauptaufgabe bewältigt, die Hauptleistung vollbracht, der Endkampf der Kindheit ausgefochten wird. Die Überschreitung der Pubertätsschwelle, der Abschluß der Kindheit ist ein Entwicklungsschub, eine Krisis von einer In- und Extensität, wie sie sich nur mit der Geburt, dem Abschluß der Foetalzeit, vergleichen läßt; wie das Kind in der Geburt sich durchringen, durchwinden, durchsetzen muß, so muß es nunmehr alle Kräfte einsetzen, um in einer geburtsanalogen, aber vielfältig ausgegliederten und erhöhten Prüfung seine Lebensfähigkeit, Lebenstüchtigkeit, Lebenstauglichkeit zu erweisen, und so wie das Kind in der Geburt die mütterliche Hut und Hülle, die Schranken des Mutterleibes, die bisherige Lebenssphäre verläßt, so verläßt es im Pubertätsübergange die elterliche Hut, die Schranken des Elternhauses und der Schule, die kindliche Lebenssphäre und geht in eine neue Welt ein.

In primitiven Zeiten war der Pubertätsübergang ein kompaktes, kurzdauerndes, überaus stürmisches Ereignis, die Pubertätsprobe ein Kampf auf Leben oder Tod. Dieses „Fest" fiel in die Frühjahrszeit, in die Zeit der Erneuerung, Verjüngung der Natur, der Überwindung des Winters durch das neue, junge Jahr, des Sterbens durch das Auferstehen, des Todes durch das Leben, des Alten durch das Junge. Mit der gesamten Natur erneuerte und erneut sich auch der Mensch, verjüngt sich, pflanzt sich fort. Der Urmann stürmte blind auf das wehrhafte Urweib, unter-warf und befruchtete es und starb den Liebestod, und

das Weib verzehrte „Leib und Blut des Herrn“ (s. § 1,5, § 12,4, A); das Urweib gebar in der Weih-, Weh-, Mutternacht Kinder und empfing im nächsten Frühjahr von neuem den Samen des Urmannes, der zu Liebestat und -tod herangereift war. Späterhin, im Aufstieg der Kulturperiode milderten sich gemäß der Differenzierung des Organismus die Sitten: der Mann blieb am Leben, und nun kämpften die Männer, der Junge mit dem Alten, um den Besitz des Weibes und kämpften in kurzem Treffen auf Leben oder Tod: einer mußte auf der Strecke bleiben (vgl. die Reihe Uranos — Kronos — Zeus; „Baum der Erkenntnis“ = Darstellung Gottes, der überwunden und gegessen wird *), usw. usw.). Der Sieger hatte aber nun noch den Liebeskampf zu bestehen, er schloß sich unmittelbar an den (trophischen) Männerkampf an und war wiederum eine Probe auf Leben oder Tod, noch immer war das Weib wild-wehrfähig und mußte überwältigt, „vergewaltigt“ werden, aber dem Starken geriet auch dieser Sieg. Und weiterhin milderten sich die Sitten des Frühjahrsfestes: der Gegner wurde nicht mehr getötet und gefressen, sondern bloß noch verstümmelt, verwundet, kastriert; gewiß starb mancher noch an seinen Wunden, aber sein Tod war nicht mehr das einzige Ziel des Männerkampfes, das Ziel war jetzt, den Gegner kampf- und somit besitz- und liebesunfähig zu machen. In noch höherer Kultur trat „der Alte“ nicht mehr persönlich als Kämpfer gegen den Jungen an, er stellte ihm nur noch Aufgaben, deren Lösung den Lorbeer des Sieges einbrachten; diese Prüfungen waren zunächst noch schwere Marterungen, Standhaftigkeitsproben, die wir heute als ungeheuer grausam bezeichnen, der Prüfling mußte ferner mit Altersgenossen um den Kopf, um die Skalplocke, mit wilden Tieren usw. kämpfen (vgl. die Taten des Herakles), das Totemtier erlegen, zu Felde ziehen (ver sacrum, mors, Mars, mensis Martius, März, merzen usw., 3. Bd. Nr. 27—31, 78), Trophäen heimbringen. Hatte der Junge die Prüfungen bestanden, sich als Held erwiesen, dann erhielt er den trophischen und genischen Besitz: Waffe, Weide und Weib, zugemessen nach seinen „Verdiensten“, und war nun Vollerwachsener. In ähnlicher, aber eben weiblicher Weise wurden die Mädchen geprüft.

Die primitiven Pubertätsproben (Initiations- oder Einweihungsriten) vollzogen sich zunächst als ein zusammengeballter, kurz entscheidender Akt, dann mit steigender Kultur, also Differenzierung der RSe als Reihe von Einzelakten, die sich über mehrere Tage hinzog und in der Begattung endete. Weiterhin dehnte sich das Pubertätsereignis zu einer Periode aus, die tro-

*) Der verhängnisvolle „Apfel“ war übrigens „der Apfel Persiens oder Mediens“ (Theophrast), d. i. die Zitrone (hebr. Ephrog).

phischen Proben gliederten sich mehr und mehr von den genischen ab, vervielfältigten und verfeinerten sich, aus den urtümlichen Proben auf rohe Muskelkraft wurden Prüfungen auf friedliche Geschicklichkeiten und Fertigkeiten, auf Wissen und Denkfähigkeit, auf turnerisch-sportliche Leistungsfähigkeit, im Genischen auf Gewandtheit im Umwerben, im Umgang mit dem anderen Geschlecht, auf Sittsamkeit usw., und erst nach einem immer länger werdenden Zeitraum traten Jüngling und Jungfrau in die Endprüfung ein, deren Bestehen zur trophischen und genischen Selbständigkeit führte. So auch heute.

In den Zeiten hoher und höchster Kultur ist auf trophischem Gebiete die Schulentlassungsprüfung zu bestehen, aber der Jugendliche ist noch lange nicht selbständig in dem Sinne, daß er nun seinen eigenen Hausstand gründen könnte. Beide Geschlechter müssen erst noch die Lehrlings- und Gesellenzeit durchmachen, eine ganze Reihe von Jahren weiterlernen, bis sie „ausgelernt" haben, dann sich mehrere Jahre auf die Meisterprüfung (auch Staatsexamen usw., Prüfung der Mädchen in Haushaltsführung) vorbereiten, die das Jugendalter abschließt. Nun erst hat der Mensch die Vollreife erlangt. Ebenso fällt die sog. Geschlechtsreife keineswegs mit der Begattungs- und Ehereife zusammen. Das Wachsen der Genitalien, des Schamhaares usw. sind ebenso wenig wie das Einsetzen der Samen- und Eientleerung die Anzeichen dafür, daß nun der Geschlechtsverkehr aufgenommen und geheiratet werden könnte; dies ist nur in primitiven Zeiten der Fall. Mit steigender Kultur verlängert sich der Zwischenraum der Geschlechts-, der Begattungs- und der Ehereife, und in hohen Kulturen liegen mehrere Jahre zwischen diesen Stadien, bei den Mädchen regelmäßig einige Jahre weniger als bei den Jünglingen, in den Basisschichten des Volkes einige Jahre weniger als in den Spitzenschichten. In Deutschland ist das früheste Begattungs- und Heiratsalter der Mädchen auf das vollendete 16. Lebensjahr festgesetzt (dies ist also die untere Grenze der normalen Var.-B.), im allgemeinen heiraten die Mädchen zwischen dem 18. und 26. Lebensjahre, die Jünglinge zwischen dem 22. und 28. Lebensjahre. Spätestens mit dem 26. Jahre geht die unverheiratete Jungfrau ins Altjungferntum, mit dem 28. Jahre der Jungmann ins Altjungmannstum, beide also ins „Junggesellentum" über. In südlichen Ländern heiraten die Paare meist zeitiger, im Orient, in den Tropen noch eher, d. h. die Spanne zwischen Geschlechts- und Heiratsreife ist kleiner als in unseren nördlichen Breiten. Die Pubertätsperiode zieht sich also in Zeiten hoher und höchster Kultur in ansteigender Linie der Entwicklung mit zwei krisischen Übergängen, nämlich trophisch den Übergängen zum Gesellen-, dann zum Meistertum, genisch der ersten Begattung oder der krisischen Annäherung

an sie, dann der Hochzeit, über etwa 1 bis 1½ Jahrzehnt hin. Die Vater- und Mutterschaft, die Geburt des Kindes fällt also normaliter schon in die folgende Periode, in die des Vollerwachsenseins, der Vollreife.

2. Die Differenzierung des Verhaltens.

Das Verhalten ist die Gesamtheit der sensorischen Reflexausdrücke, der Bewegungen; von ihnen schließen wir auf die inneren Vorgänge, die Reflexabläufe und zwar die sensorischen, die sympathisch-parasympathischen und die idealischen. Die Entfaltung (Explikation) des Organismus, der individualen Gesamtheit spezifischer RSe, im Pubertätsalter ist die stetige Fortsetzung der kindlichen Entwicklung. Dies gilt also auch für das Verhalten: seine fortschreitende Differenzierung s. Harmonisierung kennzeichnet sich weiterhin in der § $6_{,9}$ angegebenen Art, nämlich als zunehmende Ausgliederung und Zentrierung der Bewegungen, Ausprägung der Bewegungstypen und -gestalten, Präzisierung der Periodik (Rhythmik), Intensivierung der Bewegungen und Präzisierung des sympathisch-sensorisch-idealischen Synergismus, wobei das Entwicklungstempo der sensorischen und der idealischen Anteile der RSe mehr und mehr das der sympathischen übertrifft und die zunehmende „Überlegtheit" auch bei hochgradigen Gefühlserregungen merkbar wird. Die genische Ausgliederung hält zunächst beim Kinde nicht gleichen Schritt mit der trophischen, holt dann aber stetig und krisisch auf, je mehr sich das Kind der Pubertät nähert; die sinnlichen RSe gliedern sich soweit aus, daß die Samen- und Eiausscheidung, das hier auffälligste Ereignis des Pubertätsüberganges, einsetzt, verbunden mit der steilen Entwicklung sinnlicher Gefühle, Gegenstände und Begriffe, also auch sinnlicher Verhaltensweisen. Der Organismus wächst im Ganzen: der Knabe wird zum Jüngling, dann zum jungen Manne, zum jungen Herrn (Junker), das Mädchen wird zur Jungfrau, zum Backfisch, dann zur jungen Dame (Maid, Fräulein), aus dem Du als Anredeform wird das Sie, die Mehrzahl, die schon auf die Familie hinweist. Unter „Jugendlichem" verstehen wir den Menschen der Pubertätsperiode; diese ist der erste Abschnitt des juvenilen Alters, der zweite Abschnitt ist die Zeit des Vollerwachsenseins, der Vollreife, mit dessen Einsetzen der Jugendliche zum Manne (Herrn) bzw. zur Frau (Herrin), zum Ehepartner avanciert.

Die ontische Entwicklung vollzieht sich analog der phylischen. In der Urzeit stehen die sympathischen Reflexe weitaus im Vordergrunde, sind auch die sensorischen Aktionen noch sympathogen, Gefühlsausdrücke, also auch im Alltag impulsiv, bei besonderen Gelegenheiten plötzlich-ungestüm losbrechend, blind-wuchtig, wild aufbrausend („Wilde", vgl. „wilder Junge").

Mit steigender Kultur gewinnen die sensorischen und dann die idealischen Anteile des Organismus und ihre Funktionen mehr und mehr zu ungunsten der sympathischen an In- und Extensität mit einer allgemeinen Erhöhung des biologischen Niveaus, verlieren die Verhaltensweisen an Sympathogenität und gewinnen an Ideogenität, werden besonnener, überlegter. Gewiß ist die Jugend jeder Epoche zu Gefühlsausdrücken, zu „unbedachten" Worten und Taten bereit („schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort..“), aber die Gefühlsausdrücke sind in Zeiten höherer und höchster Kultur weniger heftig als in primitiven Perioden und finden obendrein statt inmitten älterer Zeitgenossen, deren Verhaltensweisen eben „bedacht", „bedächtig" sind und die das kindlich-jugendliche Ungestüm normaliter auffangen derart, daß das Gesamtverhalten (z. B. auch das der Völker untereinander) eine Einheit aus gefühlsmäßigem Ungestüm und ruhiger Besonnenheit ist und Verstand und Vernunft (Weisheit) um so mehr überwiegen, je höher die Kulturstufe der Gemeinschaft (des Volkes) ist; abnormaliter freilich überrennt die Jugend blindlings das Alter, das Ungestüm die Vernunft, übernimmt die (neurotische) Jugend die „Führung", die eine Schein-, Irre-, Fehl-, Verführung ist, und erhält sich in dieser Position mit neurotischen (verkrampften) Mitteln und Methoden, bis der Spuk zerrinnt, der unvermeidliche Zusammenbruch erfolgt.

Diese entwicklungsbiologischen Sachverhalte zeigen sich besonders deutlich am jeweiligen Verlauf des Pubertätsüberganges. Zu allen Zeiten ist er ein höchstkrisisches Ereignis, in primitiven Zeiten ist er aber ein wildes Rasen und Toben, ein „sinn- und maßloses" Dahin- und Drauflosstürmen, ein wüstes Getümmel, Getöse, eine tolle Trunkenheit nicht bloß als Blut-, Alkohol-, Giftrausch (Probe auf Giftfestigkeit), als Liebesrausch, sonderr allgemein als Rausch der Gefühle mit den Ausdrucksweisen blinden Vernichtens-Zerstörens und Neuschaffens (3. Bd. S. 104ff. usw.). Natürlich ist dieses Verhalten nicht eigentlich „sinnlos", „maßlos" usw., Sinn und Maß hat alles Geschehen, wir pflegen nur eben die primitiven und primitivistischen (exaltierten usw., neurotischen oder phrenotischen) sensorischen Gefühlsausdrücke so zu bezeichnen zum Unterschied von den besonneneren und besonnenen Verhaltensweisen mit ihrem ausgeprägten Sinn (ihrem Gerichtetsein auf ihr Ziel) und Maß (Koordinatik, Koordination). Indes sagen wir auch von der normalen Liebe, sie „mache blind", d. h. der Verliebte handelt blind-lings, sieht im Sturm und Drang seiner Gefühle etwaige von Besonnenen wahrgenommene erhebliche Mängel der geliebten Person nicht und ist für Hinweise zunächst unzugänglich; die magische Deutung, die Liebe (als dämonische Macht) „mache" blind, schließt sich obendrein an die Tatsache an, daß im urtümlichen Pubertätskampf nicht selten

„ein Auge darangegeben" wurde (Wotan, Simson, Oedipus usw., „Augen auskratzen", blinder Seher, EdS. § 52 Anm.), dann beim Anblick des Mysteriums Sehangst mit Minderung der Sehschärfe, bei den Sehproben auf Aushalten, z. B. des Blickes in die Sonnengottheit usw. vorübergehend Blendung eintrat (3. Bd. S. 57). Der Sinn des wüsten Getümmels war eben der Vollzug des Pubertätsüberganges, das Erreichen der Selbständigkeit in Beruf und Liebe, und dieses Ziel wird in den Rasereien der primitiven Einweihungsfeste ebenso erreicht wie bei den kultürlichen Prüfungen, nur ist eben jenes Verfahren genetisch anders wie dieses. Das Maß der primitiven Initiationsriten liegt darin, daß die Erregung natürlich auch einen Höhepunkt hatte, auf den ein steiler Abfall folgte. Der Kulturmensch glaubt gern, nur sein Verhalten habe Sinn, Ziel und Maß, das Verhalten des „Naturmenschen" (wobei unter „Natur" die Primitivität verstanden wird) habe das nicht; ähnlich glaubt der Erwachsene gern, das kindliche (also ontisch-primitive) Verhalten, das „kind'sche Spiel" sei sinnlos usw. Umgekehrt hält der Primitive das kultürliche Verhalten für „unnatürlich", „sinn- und zwecklos", wie das Kind das Verhalten der Erwachsenen noch nicht versteht und seinen Sinn und Zweck abstecken kann.

In der Urzeit der Kulturperiode, in der Zeit des Magmatismus, des Mutterrechtes waren die Gefühle beim Manne so in- und extensiv, daß er den Liebestod (Wollust-, Herztod, s. § 12,4, A, EdS. § 34) starb; er war genisches und trophisches „Material" für das Materiale, das Mütterliche, das Urweib, wurde also von diesem nach der Liebestat zerbissen, zerfleischt, gefressen. Die Gefühlserregung des Urweibes war nicht minder hoch, doch „anders" wie beim Manne, nämlich derart, daß es aus dem todesähnlichen Schlaf wieder erwachte, leben blieb, die Mannesstoffe auch trophisch aufnahm, den Samen hütete, Früchte trug. Später blieb der Mann-Sieger am Leben, aber nun fanden die Männerkämpfe vor dem Liebeskampf statt, und auch sie waren urtümlich-wuchtig, ein rasendes „Draufgehen" mit dem einzigen Ergebnis, daß der eine tot auf der Strecke blieb („draufging"), auf dem Felde der Ehre-Wehre fiel; der folgende Liebeskampf war ebenfalls noch wilder Gefühlsausdruck, wenn auch die Intensitäten gegenüber denen der Urzeit schon erheblich gemildert waren („welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben", Adam aß, aber „starb" nicht mehr). Man vergleiche das Verhalten der Tiere in der Brunst (Brunft): sie kennen keine Vorsicht mehr vor Rivalen oder Menschen, stürmen blindlings in den Kampf ums Weibchen, laufen dem Jäger vor die Flinte, lassen sich geradezu (z. B. der sonst so scheue Auerhahn) mit Händen greifen usw. (Th. Zell, Diktatur der Liebe). Mit dem Lebenbleiben des Mann-Siegers im Pubertätskampf keimt

die Vaterherrschaft und damit aus der „Natur" die „Kultur" an. Und je mehr die Kultur ansteigt, die RSe sich ausdifferenzieren, desto mehr mildert sich die Wucht des Pubertätskampfes: über die Martern der primitiven Kulturstufen geht der Kampf in die Prüfungen (Examina) der hohen Kulturen über, bei denen den Prüflingen „kein Haar mehr gekrümmt wird", die Prüfungen vw. gehirnlicher Art, muskulär nur noch turnerisch-sportlich sind. Die Begrifflichkeit überwiegt die Gefühllichkeit, dämonistisch: der Geist überwindet die Seele, ist ihr Widersacher, tötet das Leben usw., und es gibt allerlei Philosophen und Kulturpolitiker, die da wähnen, man könne und müsse die Kultur abschaffen und zum Primitivismus, den sie „Natur" nennen, zurückkehren, und mit pseudowissenschaftlichen Deduktionen (gegen die Wissenschaft! und gegen die Tatsachen!) „beweisen", daß darin das einzige Heil gelegen sei.

Mit der phylisch zunehmenden Ausgliederung der RSe dehnte sich, wie gesagt, das Pubertätsfest zur Periode aus. Das einmalig-kurze Ereignis, das dem Urmann den Tod brachte, später über Leben und Tod entschied, teilte sich allmählich auf zu einer Mehrzahl von analogen, mehr minder krisischen Ereignissen, unter denen einige hervorragen: die Schulentlassung, die Gesellen- und Meisterprüfung, das Einsetzen der Samen- und Eiausscheidung, die erste Begattung oder doch die krisische Annäherung an sie, die Hochzeit als „letzte" Liebesprobe. Die Lebenszeit des Urmannes endete mit der Pubertät, mit der ersten Begattung. Es war für das Männchen das erste und einzige Fest (Fest, fest, Festigkeit, feriae usw., 3. Bd. S. 110, dazu firmus, confirmatio, Firmung), das Jahres-, Frühjahrsfest. Nur das „unsterbliche", „ewige" Weib — unsterblich insofern, als der Gatte es niemals überlebte, — hatte mehrere solcher Feste, dazu auch alljährlich das Fest der Geburt, das Mutter-Kindfest, das „Christfest" (S. 208); dieses wurde aber in einer Art Bewußtlosigkeit erlebt, die Neugeborenen (bis zu zehn, wie aus der atavistischen Polymastie und Polythelie [rudimentäre Brustwarzen, oft irrig so genannte Leberflecken] zu schließen, EdS. S. 127), waren plötzlich da, und es war ein Geheimnis, woher und wie sie gekommen waren. Auch in späteren Zeiten ist das Frühlingsfest noch das Jahresfest, gilt das Pubertätsfest noch als das einzige Fest oder doch als das Hauptfest, und auch bei uns heißt es noch: „Nur einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben die Liebe" und sind die Frühlingsgefühle von besonderer In- und Extensität, Ausklang der auch beim Menschen klar abgehobenen primitiven Brunstzeit.

In der Urzeit wurde der Kämpfer, der den Heldentod starb, ganz oder teilweise aufgefressen, das „ehrenvollste Begräbnis", das es geben konnte. Später wurde aus der Schar der Kämpfer

„das Opfer" ausgewählt, das die höchste Ehre hatte, im kultischen Verfahren gemartert, getötet und verzehrt zu werden. Der Auserwählte, der den Vor-zug hatte — und die Primitiven drängten sich nach diesem Vorzug —, starb für die anderen, opferte sich für alle. Noch später wurde dieser Erste nicht mehr geschlachtet, sondern nur noch gemartert, verstümmelt, verwundet, gelästert, verspottet — dies eben war die Reifeprüfung — und zeigte stolz seine Wundmale, seine Narben. An Stelle des Menschenopfers trat weiterhin das Tieropfer: das Totemtier wurde unter feierlichem Zeremoniell, das genau innegehalten wurde (weil sonst die Gottheit sich rächen würde usw.), beim Frühjahrsfest geschlachtet und verzehrt; es stellte den Vater-Gott dar, von dem sich das Volk (= die „Menschheit") ableitete, den Alten, der im Kampfe mit der nachdrängenden Jugend fiel. Nur einmal im Jahre fand dieser kultische Kampf statt, bei dem „Leib und Blut des Herrn" verzehrt wurde, nur einmal im Jahre gab es Fleisch zu essen, im übrigen waren die Volksgenossen Vegetarier. Aber dann mehrten sich die Schlachtungen, einmal im Jahre wurde noch das heilige Tier getötet, in periodischen Abständen aber andere Tiere, die nunmehr Nahrungsmittel waren, aber deren Schlachtung immer noch verdünnt-kultischen Charakter hatte (Einsegnen, zeremoniöses Schlachten usw.). Das kultische Opfer des Totemtieres wurde dann ersetzt durch die Verzehrung bestimmter heiliger Pflanzen (Totempflanzen, von denen sich das Volk ableitete) und ihrer Verarbeitungen (Wein, Met, Gebäcke, heiliges Brot usw.), wobei „das Beste" den Göttern dargebracht wurde (Libation usw.), aber auch die Gemeinde mit dem geweihten Trank, der geheiligten Speise die Gottheit in sich aufnahm, „des Gottes voll war". So milderten und vervielfältigten sich die Pubertätsriten — und mit ihnen vervielfältigten sich die genitalen Hochfunktionen, die Begattungen, und so wie wir alle Tage, ja täglich mehrfach Fleisch, Wurst usw. essen, so gilt uns für die Häufigkeit des Koitus die Luthersche Regel: aller Wochen zwier, doch steigert sich die Zahl der Begattungen bei jungen Menschen im Frühjahr, und es finden da auch die Masken-, Narrenfeste usw. statt als genetische Analogien zu den primitiven Tanzfesten, deren Teilnehmer die Maske des getöteten Familien- oder Stammesgottes-teufels trugen und sich so ihres Sieges über den Alten rühmten, sich an seine Stelle setzten, selbst Alte, Könige, Götter-Teufel, Dämonen waren, Analogien zu dem Getümmel, Getobe, Gerassel, Geschrei usw., der Trunkenheit der urtümlichen Einweihungen, die allemal mit der Orgie endeten. So wurde aus dem einen Fest die Mehr- und Vielzahl der Feste, ja zu gewissen Zeiten (bes. nach Kriegen, Revolutionen) „reißen die Festlichkeiten, die Feiern nicht ab", ja werden in neurotischer Übertreibung allzu lange

fortgesetzt. Dem Pubertätsfest entspricht auch der sog. Jahrmarkt (3. Bd. Nr. 36), und auch er ist zum Wochenmarkt geworden, der vielerorts auch schon zweimal in der Woche stattfindet und etwas Primitives an sich hat — gegenüber der Eleganz der Läden und der Reichhaltigkeit und Schönheit ihrer Waren. Auch das Abendmahl wurde ursprünglich nur einmal im Jahre begangen und hat sich dann vervielfältigt. Aus der Reihe von Festen heben sich gewisse Feste als solche hervor, die höhergefühlig sind und dem „eigentlichen" Fest näherstehen als „die gewöhnlichen" (Sonntage usw.), und unter diesen sind wiederum und werden immer bleiben die wichtigsten (höchsten) das Frühjahrs- und das Weihnachtsfest, das Fest der Empfängnis und das Fest der Geburt des Kindes *).

Die Entfaltung des Organismus ist lediglich ein biologisches Geschehen, eine rein biologische Tatsache, sie ist nicht „verabredet" und so durch das (dämonische) Wort oder „die Idee" eines Menschen oder eines Gottes „eingerichtet". Schon immer hat der Mensch das phänomenale Geschehen begrifflich und gegenständlich beschrieben, aber weder ist die Beschreibung Ursache des Beschriebenen noch umgekehrt. Die Differenzierung als Onto- wie als Phylogenese ist weder Wirkung innerer noch äußerer Ursachen. Nach Ursächlichkeit und Zwecklichkeit als transzendenten oder immanenten Mächten, die geheimnisvoll am Werke seien, fragt nur der Dämonist, er stellt immer von neuem diese Frage, er „setzt" sie ja nur und muß sie demnach immer wieder „setzen", er kann sie niemals lösen, so lange er sie setzt, sie ist nur lösbar und gelöst, sobald man ihr Wesen als Fiktion erkennt und die Fiktion, das Als-ob aufgibt.

Nach und nach ordnen sich die Verhaltungen der Einzelwesen zur Umwelt nach den allgemeinen Klassen, in die sich „die Dinge" gruppieren; als „Dinge" bezeichnet man gemäß dem Überwiegen des optischen Sinnes speziell die optischen Gegenstände, doch muß man korrekt auch die gegenständlichen Aktualitäten und ihre individualen Reihen der anderen Sinnesgebiete als Dinge bezeichnen. Der Mensch verhält sich (steht im Verhältnis) zu den Menschen, Tieren, Pflanzen und Sachen, zu den organischen und anorganischen Individuen. Gemäß dem Ausbau des Organismus vermannigfaltigt sich wie die Welt, so das Verhalten zu ihr, dif-ferenziert sich zu immer mehr Einzelheiten, zentriert sich zu ganzheitlichen Zusammenhängen. Ich habe die Entwicklung als stetige Forschung bezeichnet (S. 365).

*) Die katholische Verlegung von „Mariae Empfängnis" auf den 8. Dezember ist dyschronistisch und gänzlich unbiologisch, wie sich das Dogma ja überhaupt erhaben über das Biologische („Sterbliche") wähnt; man kann diese Verlegung höchstens als Mahnung auf das bevorstehende Christfest verteidigen.

Der Mensch ist von Anfang an Naturforscher — wonach sonst sollte er forschen! All sein Verhalten ist im Gefüge zunächst ein weites, dann engeres Umfassen, ein Zerlegen, ein stück-, dann ganzhaftes Aufbauen, Analyse-Synthese, HASTF-Reihe. Sobald ein „Fall" erledigt ist, stellt sich entwicklungsmäßig der folgende ein. Die „Erledigung" ist in zunehmendem Grade ausgiebiger, gründlicher, fortgeschrittener, weniger-vorläufig, wenn auch im jugendlichen Alter noch immer nicht endgültig, noch unvollkommen, d. h. jeweils „so vollkommen", wie eben für die Entwicklungsstufe möglich, unvollkommen im Vergleiche mit späteren Methoden und ihren Ergebnissen, die zur letzten Vollkommenheit (Klarheit) im realischen Denken gedeihen.

In dieser zunehmend sich vervielfältigenden, erweiternden, gründlicher, ernster, ergebnisreicher werdenden Art betätigt der heranwachsende Mensch „sein Interesse" (S. 282) für die Umwelt und für sich selbst. Wenn auch der gesunde Mensch sich „für alles interessiert", mit allen zunächst unmittelbar, dann auch mittelbar erreichbaren Dingen sich forscherisch be-faßt, beschäftigt, so stellt sich doch alsbald, je älter das Kind wird, ein Vorwiegen des Interesses — als Merkmal seiner biologischen Beschaffenheit! — für gewisse Gebiete heraus. So sammelt der eine Junge Briefmarken, der andere Steine, der dritte Schmetterlinge, der eine ist besser in Geographie, der andere in Geschichte, der dritte in Rechnen usw., und analog ist die Differenzierung bei den Mädchen. Diese Entwicklung setzt sich im Pubertätsschub und im Verlaufe der Pubertätsperiode fort. Hierbei stellt sich unter gewissen Schwankungen (normale Var.-B.!) mehr und mehr das schließlich definitiv überwiegende Interesse heraus, differenzieren sich mehr und mehr die RSe aus, deren Funktion die Hauptbeschäftigung dieses Menschen ist und bleiben wird, bilden sich in Abstufungen auch die Gefüge heraus, deren Funktionen die Tätigkeiten auf Nebengebieten sind: so wächst der Mensch in seinen Beruf und in seine Ehe, in den einzigen Beruf und in die eheliche Gemeinschaft mit dem einzigen Liebespartner hinein. Diese Interessenzentrierung ist nicht „Einseitigkeit", sondern lediglich ein in der normalen Var.-B. liegendes Überwiegen, Ausrichten; Einseitigkeit ist immer Symptom, nur der Hypertrophiker „kennt" nur ein — meist eingeschränktes — Gebiet, im übrigen herrscht bei ihm ägyptische Finsternis, und ebenso neurotisch ist die „Allseitigkeit" in der Art des „Hans Dampf in allen Gassen", des „Fachmanns auf allen Gebieten". In der Beschränkung, nicht aber in der Beschränktheit zeigt sich der Meister. Der Gesunde ist vielseitig mit Abstufungen interessiert, hauptsächlich für sein Fach, das aber nicht isoliert, sondern im allgemeinen Zusammenhange erlebt und betrieben wird. Gemäß der Phänomenalität gliedert sich auch die Be-

schreibung, die Phänomenologie aus, wird reichhaltiger, eingehender, ausführlicher, wobei wiederum das phänomenale Hauptgebiet überwiegend wird. Der eine Jüngling beschreibt also „mit Vorliebe" Steine und zwar in mehr und mehr zunehmender Spezialisierung (Steinmetz, Mineraloge, Geologe, Chemiker usw.), der andere spricht gemäß seiner phänomenalen Spezialisierung ausführlich vom Leder, von Schuhen und vom Schustern, der andere vom Backen, der dritte von Pflanzen (Bauer, Gärtner, Botaniker usw.) usw., der eine schwärmt von diesem, der andere von jenem „Mädchentyp" usf. Der eine beschreibt mehr pragmatisch, der andere mehr ethisch, der dritte mehr ästhetisch. Jeder aber behandelt und beschreibt seine besonderen Forschungsobjekte wie auch alle anderen Dinge in der individual-, damit auch gruppen-, letztens artspezifischen Weise.

Schon in der Kindheit zentrieren sich mehr und mehr die (anderen) Dinge um den Menschen, und auch dieser Ordnungsprozeß setzt sich entwicklungsgemäß in stetiger und periodisch krisischer Erweiterung-Erhöhung im Jugendalter fort. Alles Verhalten und Beschreiben (das ja als Ausdruck der phonetischen und graphischen Reflexe ebenfalls „Verhalten" ist) ist, wie es ja eben menschlich ist, unmittel- oder mittelbar „menschbezogen": jeder Mensch arbeitet jederzeit am und für den Menschen, alle Interessen sind unmittelbar oder mittelbar auf den Menschen gerichtet, alles Forschen ist Forschung am und um den Menschen, alle Probleme sind Einzelformen des Problems „Mensch", des Leib-Seele-Problems, alle Liebe kommt direkt oder indirekt dem Menschen zu gute oder zu böse. Selbst der Kranke, der vermeintlich seine Interessen vom Menschen abgewandt hat, kann realiter die Dinge dennoch nur menschlich (krankmenschlich) und um den Menschen gruppiert erleben und sich zu ihnen als zum menschlichen Besitzstand gehörig verhalten, nur daß er sie nicht dem Menschen zum Wohle, sondern zum Wehe behandelt. Das menschliche Verhalten ist also von Kind auf zunehmend anthropozentrisch, der Einzelne erlebt und beschreibt egozentrisch s. egoistisch (S. 276, 405), doch immer in der Art der Mitgliedschaft an den menschlichen Gemeinschaften. Dies ist eine rein biologische Tatsache, die vor aller Augen liegt, nur müssen diese „sehen" können. Auch der Dämonist, der etwa theozentrisch zu denken angibt, denkt dennoch realiter anthropozentrisch, er weiß es bloß noch nicht, er hat bloß seine Fiktion noch nicht als Fiktion erkannt und somit überwunden, er fingiert den außerweltlichen Gott als Zentrum des Kosmos und zweifelt an solchen Unmöglichkeiten im Karusselldenken herum, er weiß noch nicht, daß er nur den Menschen dämonisiert, also, sobald die Fiktion fällt, an Stelle des fingierten

Gottes den Menschen vorfindet — da wird er sich aber die Augen reiben!

Eine kleine Anzahl Menschen betreibt das Studium des Menschen unmittelbar; dieses Studium mit dem Ziele der Erkenntnis des Wesens des Menschen (und damit der Welt) ist die edelste und die schwierigste Aufgabe. Die meisten Menschen beschäftigen sich weitaus überwiegend mit allen möglichen anderen Dingen, viele in einer ausgeprägten Flucht vor dem Menschen, vor sich und vor den anderen, in der Angst vor der Selbsterkenntnis, aber auch vor der Fremderkenntnis, wiewohl ihnen diese immer noch weniger „peinlich" als jene ist und man sich ja aus der Menschlichkeit „ausnehmen" zu können wähnt; so hüten die Balkenträger „um jeden Preis" vor sich und anderen ihre vermeintlichen Geheimnisse, entdecken aber ebenso eifrig die Splitter an den anderen und ahnen nicht einmal, daß sie mit ihrem Verfahren — um so mehr, je mehr sie es verschärfen — gerade das verraten, was sie zu verbergen bemüht sind: ihre Fehler, ihre Krankheit. Der Gesunde lebt immer harmonisch in und mit der Welt, er denkt und tut immer im menschlichen Interesse, mit Bezug auf den Menschen und kennt insoweit auch sich selber und die Mitmenschen, wenn er sich und sie auch nicht erkennt, d. h. so kennt, daß er ihres Wesens inne wird — er müßte denn Psychobiologe sein, in der realischen Weltanschauung leben. Kein Mensch kommt am Menschen vorbei, mag es mancher auch wähnen.

Also die trophischen und genischen Forschungen des heranwachsenden Menschen gelten letztens doch immer dem Menschen, mögen sie auch auf gewissen Gebieten besonders ausgebreitet und eingehend sein. Das höchstgefühlige Verhalten richtet sich immer auf den Menschen. Im Pubertätsschub in- und extensivieren sich diese Forschungen und erweitern-erhöhen sich in der Pubertätsperiode und dann weiterhin, bis das individuelle Höchstmaß der Einsicht in die menschlichen Dinge erreicht ist. Das Verhalten differenziert sich nicht bloß derart, daß sich neue Gruppierungen von Muskelaktionen herausbilden, also zu neuen Erlebnisganzheiten Stellung genommen wird, sondern auch derart, daß diese neue Ganzheit sodann als aus immer zahlreicher werdenden Einzelheiten zusammengesetzt behandelt wird, das Verhalten sich also in jedem Falle aufteilt, ausgliedert, verfeinert, ohne den Charakter eines Gesamt zu verlieren. Die einzelnen Verhaltungen vollziehen sich also immer im Rahmen je eines Ganzen, das sich von anderen Ganzen unterscheidet — um so präziser, je differenzierter das Gefüge ist —, mit ihnen aber in unmittel-mittelbarem Zusammenhange steht. Eine bisher unbekannte Pflanze z. B. wird zunächst als weiterer-engerer Umriß behandelt, dann mehr und mehr zerlegt, oft nur mit

dem Blick (d. h. mit Augenbewegungen), aber ihre Teile sind und bleiben — eben „Teile" (S. 85f.), Angehörige des Ganzen „diese Pflanze" und sind auch bei noch so weit getriebener Zer- und Verkleinerung je biologisches Symbol der ganzen Pflanze werden auch im Fortgange der Forschung gegenständlich oder begrifflich wieder zusammengefügt. Diese Forschungen verbleiben bei den meisten Menschen in vorwissenschaftlichen Stufen, im sog. „Praktischen", Handwerklichen, bei anderen nähern sie sich mehr und mehr den wissenschaftlichen Differenzierungsgraden oder erreichen sie (Studenten usw.). Hierbei ordnen sich die Verhaltungen zu klassifizierenden: die abgegrenzten Ganzen, die Individuen gruppieren sich zu Klassen, also zu übergeordneten Ganzheiten, die Welt gliedert sich immer mehr auf und aus und wird zu einem aus ungezählten Individuen und individualen Gruppierungen zusammengesetzten Ganzen, das ebenso ganzheitlich behandelt wird, d. h. zu dem die einzelnen Verhaltungen als integrierende Teile gehören. Die normale Welt, die Welt des Gesunden ist harmonisch, und diese Harmonie ist eine erbbiologische Tatsache, also schon in der gesunden Keimzelle „gegeben", dann in der chaotischen Welt des jungen Kindes und weiterhin in allen ihren Differenzierungen; die Harmonie ist in diesem Sinne „prästabiliert" (Leibniz faßte die prästabilierte Harmonie freilich dämonistisch auf). Die kranke Welt, die Welt des Kranken ist disharmonisch, somit auch sein Verhalten in ihr, und auch die Disharmonie ist im gen. Sinne prästabiliert. Immer aber ist der Mensch Mittelpunkt des Weltganzen, des Kosmos.

In der gleichen Weise differenziert-zentriert sich das Verhalten des heranwachsenden Menschen zum Menschen: er wird mehr und mehr ent-deckt, ent-hüllt, und gemäß den vielen Einzelheiten, die sich dabei herausstellen, die sich als trophische und als genische abgruppieren, vermannigfaltigt sich das Verhalten, sondert sich immer ausgeprägter in das trophische und das genische und im Genischen wieder in das platonische und das sinnliche. Das Verhalten des Schulentlassenen zu sich und den Mitmenschen ist sehr merklich verschieden von dem des Kindes vor diesem entscheidenden Schritt. Mindestens dem Menschenkenner ist es am ganzen Gebahren ersichtlich, ob der Jüngling die erste Samenentleerung, das junge Mädchen die erste Menstruation schon erlebt hat und insoweit oder das Näheren in das „Geschlechtsgeheimnis" eingeweiht ist usf. Auch im Gebiete der Menschenforschung erreichen die meisten nur den vorwissenschaftlichen Differenzierungsgrad, andere den halb- und wieder andere den vollwissenschaftlichen Grad. „Das Wissen wächst, die Unruhe wächst mit ihm" (Goethe), aber dies ist nun eben der Forschungsweg, der menschliche Entwick-

lungsgang: je höhere Stufen er erreicht, desto größer wird die Gesamtin- und -extensität des Erlebens (der Reflexe), und erst vom Höhepunkte der Lebenskurve an beginnt „die Unruhe" abzuebben, aber inquietum est cor nostrum, donec requiescat in terra. Das genische Verhalten zu sich und den Mitmenschen bezeichnet man nicht als wissenschaftlich, doch kann wissenschaftliche Tätigkeit platonische Funktion sein (genial, S. 433), im allgemeinen ist sie trophisch, Beruf, trophisch ist auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Genischen (z. B. die ärztliche); nur in abnormen (neurotischen) Fällen ist daran die Sinnlichkeit beteiligt (vgl. S. 432). Immerhin spricht man auch vom Genisch-Eingeweihten als vom „Wissenden" und hat hier die Vorstufen als Vor-wissen vom vollendeten Wissen zu unterscheiden (wissen zu videre, eigtl. gesehen haben und nun begrifflich sehen, insofern „gegenständlich blind sein", S. 469, 1. Bd. S. 34, 3. Bd. S. 27, 57, 60). Wissen ist also nicht bloß Name für die spez. begriffliche Phänomenologie, sondern auch für die spez. begriffliche Phänomenalität; ihrem Differenzierungsgrade gemäß ist das Verhalten (relativ hochideogen usw.). Wissenschaft bezeichnet — wenigstens im Trophischen und beim Genialen — einen besonders hohen Differenzierungsgrad des Wissens, der Begrifflichkeit. Wie auf dem trophischen, so machen Kind und Jugendlicher auch auf dem genischen Gebiete ein Studium durch und beschließen es normaliter mit der trophischen und genischen Meisterprüfung.

Das Verhalten der Menschen wird pragmatisch, ethisch und ästhetisch beschrieben, also rein tatsächlich angegeben oder gewertet (3. Bd. § 38_6). Es gibt aber nicht etwa gesonderte pragmatische, ethische und ästhetische Verhaltensweisen, sondern „das Verhalten" wird lediglich in diesen drei Beschreibweisen beschrieben. Die Differenzierung des Verhaltens koinzidiert mit der Differenzierung der pragmatischen, der ethischen und der ästhetischen Beschreibweise des Kindes - Jugendlichen. Der Beobachter kann diese Differenzierung beschreiben, also ein gewisses Verhalten auf einer gewissen Entwicklungsstufe als pragmatisches sowie als wertendes und so auch die genetischen Veränderungen dieses Verhaltens beschreiben, somit die Entwicklungsbiologie des Verhaltens quoad Pragmatik, Ethik und Ästhetik darstellen; er beschreibt hierbei lediglich pragmatisch, auch soweit er das Verhalten als Werthaltung angibt, er wertet selber nicht, und nur insofern als es ja eben ein „wertfreies" Verhalten nicht gibt, also auch die pragmatische Beschreibung „gefühlig" ist, kommt auch in seiner Beschreibung seine Gefühlseinstellung zum Ausdruck. Im Folgenden wird die Differenzierung des Verhaltens wertbiologisch beschrieben, in Fortführung und Ergänzung der Darlegungen auf S. 383ff. und S. 403f.

Werthaltung, Wertverhalten ist Bezeichnung für die sensorischen Funktionen quoad Gefühligkeit, Gefühligkeitsgrad, Sympathogenität, die gemäß der Intensität der begleitenden Gefühlserregung variiert, also quoad Gefühlseinstellung, Interesse. Die Differenzierung des Verhaltens ist implicite die des Wertverhaltens: die einzelnen Dinge gewinnen genetisch unterschiedliche Gefühligkeit, unterschiedlichen Wert, und gemäß den Unterschieden der Wertsetzung, der Bewertung bilden sich auch die unterschiedlichen Werthaltungen aus. Hierbei systemisieren sich die Werte und die Werthaltungen rein biologisch-genetisch zur Wertordnung; sie ist jeweils auf einer gewissen Entwicklungsstufe gültig und in steter Veränderung begriffen, weist aber schon früh relativ stabile persönliche wie allgemeine wie Gemeinschaftswerte und demnach Werthaltungen auf, d. h. solche, die während der stetigen „Umwertung aller Werte" ihren Wertgrad im Verhältnis zu den anderen Werten behalten. Die Differenzierung ist auch Wertforschung, Kennenlernen und Vergleichen der Dinge quoad Wert, Herausbildung von individuellen und überindividuellen Wertskalen. Das unterschiedliche Wertverhalten ordnet sich gemäß der Abgrenzung des Mein und des Dein, nach der trophischen und genischen Besitzordnung, die sich koinzident mehr und mehr differenziert, zwar im Kindesalter noch die vorbesitzliche, kollektive Art beibehält, aber sich der reiferen, sozialen Art mehr und mehr annähert, je mehr das Kind der Pubertät entgegenwächst. Die Dinge heißen nach der Gefühligkeit schlechthin ethische Werte, nach der Gefühligkeit der Geschmackskomponente ästhetische*); das Wertverhalten heißt ethisch und zwar trophisch Sittlichkeit, genisch Sittsamkeit, die Besitzordnung heißt ethische Sitte (3. Bd. Nr. 57) sie umfaßt die Religion, die allgemeine Moral und das Recht (die Justiz), dagegen hat das Wertverhalten nach der Geschmackskomponente der Dinge nur die Bezeichnung ästhetisch oder geschmacklich. Ich verweise wiederholt auf 3. Bd. § 38,6.

Die Explikation des Verhaltens läßt mehr und mehr erkennen, daß es sich unmittel- oder mittelbar immer auf den Menschen richtet; also auch das Verhalten zu Tieren, Pflanzen und Sachen erfolgt immer „in bezug" auf den Menschen, „betrifft" direkt oder indirekt (auf Umwegen, über Zwischendinge) den Menschen.

---

*) Man spricht auch von dem „praktischen Werte" einer Sache. Damit meint man die Verwendbarkeit (Brauchbarkeit) im Rahmen einer Funktionsreihe, also die rein pragmatische Fähigkeit, Glied einer bestimmten (und vergleichbaren) Reihe zu sein. Es wird hier also das Wort „Wert" in der Pragmatik gebraucht, d. h. in einem andern Sinnzusammenhange als in der Ästhetik und Ethik, in denen es hauptsächlich verwendet wird — derart, daß wir diese Beschreibweisen als „wertende" kennzeichnen.

Die anderen Dinge gruppieren sich immer deutlicher um den Menschen, und zwar besitzlich geordnet; „herrenloses" Gut gibt es in der kollektiven Welt des Kindes um so weniger, je älter es wird. Der Mensch wertet, also können die Wertungen auch nur für den Menschen, mit Bezug auf ihn gelten. Auch die Wertsetzungen und Wertverhaltungen, die wir bei Tieren beobachten (nur Gehirnwesen, also Wesen mit Gefühlsnerven können werten), laufen im Gesamt der menschlichen Werte, sowohl derart, daß wir ja nur anthropoistisch anschauen (EdS. § 1), wie auch derart, daß sie Bedeutung nur für den Menschen als den Besitzer der Werte haben, die sich natürlich auch zueinander verhalten. Das Gold ist Wertmesser und das Geld Wertzeichen nur in bezug auf den menschlichen Besitz, der eben gemessen und gerechnet wird. Es verstößt gegen unsere Moral, ein Tier zu quälen, aber das Verhalten, das somit gewertet wird, läuft in der sittlichen Ordnung der Menschen und wird hierin klassifiziert (als gut und böse); Tierquälerei ist moralisch verwerflich nur im Vergleich mit dem durchschnittlichen menschlichen Verhalten zum Tiere, hier abgesehen davon, daß sich die Moral genetisch herausbildet, also z. B. bei Primitiven das Mensch- und Tierquälen, insbesondere das kultische (Tieropfer) nicht als verwerflich, sondern als verdienstlich und jedenfalls nicht als grausam (in unserem Sinne) gilt, auch das Kind seine Forschungen am lebendigen Objekt nicht als Tierquälerei auffaßt. Das Tier wird als trophisches oder genisches Besitzstück des Menschen gewertet, die richtige Wertung zeigt sich im richtigen Wertverhalten; es steht im Schutz des Menschen, ja dieser Schutz greift auch auf das „Freiwild" über, indem dessen Behandlung gewertet wird. Ein grausames Verhalten verletzt als unmenschlich die Sitte, aber dies tut auch die übertriebene Weichherzigkeit (Gefühlsduselei) neurotischer Menschen, die angeblich das Tier mehr lieben als den Menschen oder das Tier mit dem Menschen gleichsetzen, z. B. vegetaristisch meinen, ebenso wenig wie man Menschen töte und esse, dürfe man Tiere schlachten und essen. Die Beschäftigung des Kindes mit der Schulaufgabe ist ethisch insofern, als es sich die Lösung und damit inneren Besitz „rechtmäßig "erwerben muß; „rechtmäßig" ist aber Bezug auf den Menschen, zu seinem Bereiche gehört auch die Aufgabe und ihre Lösung, das Wissen. Es gibt Personen- und Sachenrecht, aber letzteres ist nicht „das Recht der Sachen", sondern das Recht des Menschen auf und an Sachen. Kurz alle Wertung, alles Wertverhalten geschieht, wie es menschlich ist, nur „im Hinblick" auf den Menschen.

Die religiöse Entwicklung des Kindes ist zunächst die Ausgliederung des Wertverhaltens Kind: Eltern; sie vollzieht sich auf allen Sinnesgebieten, wie sich das Erlebnis „Eltern" über

sämtliche Sinnesgebiete erstreckt. An das foetal-frühkindliche Einssein Kind-Mutter schließt sich das Zweisein Kind: Mutter und das Dreisein Kind: Eltern, die Dreieinigkeit der „heiligen" d. h. der vollendeten Familie an. Das Wertverhalten der Mitglieder zueinander ist grundsätzlich religiöser (gottesdienstlicher, kultischer) Art. Indem die Familienmitglieder am innigsten miteinander verbunden sind, einander also (in negativer und positiver Art, also im Ablaufe der HASTF-Reihen) höchstgefühlig, höchstwertig sind und ferner die Familie die soziale Keimzelle ist, nimmt die Religion das zentrale Gebiet in der Ethik ein; die Moral und das Recht sind peripher gelagert in der gleichen Weise, wie sich die Umwelt über die Familie hinaus erweitert. Alle religiösen Formeln aller Völker sind zunächst Beschreibungen des kind: elterlichen Wertverhaltens (Wunsch, Bitte, Scheu, Ehrfurcht, Demut, Gehorsam, Auflehnung, Kampf, Ringen, Trauer, Schuldbewußtsein, Reue, Trost, Anerkennung usw., andererseits Macht, Herrschaft, Größe, Erhören-Versagen, Lob, und Tadel usw.). Das familiäre Verhalten differenziert sich zu den alltäglichen und den feierlichen (feiertäglichen) Verrichtungen, beide Arten unterscheiden sich nach Sympathogenität (Gefühlsgehalt), Rhythmus, Koordination (Zeremoniell), die Bitte „gib mir eine Brotschnitte!" unterscheidet sich deutlich von dem feierlichen „Unser täglich Brot gib uns heute!" oder dem dankbar anerkennenden „Du gibst uns unser täglich Brot", die alltägliche Bitte usw. unterscheidet sich vom Gebet, von der Anbetung, Lästerung, Erbauung, Gnade, vom Segen und Fluch. Diese Differenzierung vollzieht sich koinzident mit der zunehmenden Ausgliederung der Begrifflichkeit, dem Ausbau der Erinnerung an die Eltern, Voreltern, Ahnen, die man nicht mehr persönlich erlebt, aber aus Bildern, Dokumenten, Erzählungen der Eltern und Großeltern kennt. So gilt das Gebet nicht den gegenständlichen Eltern, sondern den erinnerten Vorfahren, die Zärtlichkeit, mit der sich Mutter und Kind des Abends beim Zubettgehen voneinander verabschieden, ist vom Abendgebet, das hierbei gesprochen wird, verschieden, usw. Im Gange dieser Entwicklung trennt sich mehr und mehr das „irdisch-religiöse" Verhalten von dem „jenseitig-religiösen" Verhalten, der Andacht, dem „Meditieren", realiter: das religiöse Verhalten zwischen gegenständlichen Menschen von dem religiösen Verhalten im Gotteshause usw., beim Andenken an die verstorbenen Ahnen, die dem Frommen in den Begriffstypen (Göttern, Heiligen usw.) und in den Endbegriffen „Mensch" (Gott-Vater, Gott-Mutter, Gott-Kind) gegenwärtig sind. Die Art und Weise (das Rituell) des Ahnenkultes kennen und lehren allgemein Mutter und Vater, speziell die Priester, die als väterlich („Abspaltungen" des Vaters und selber Väter, S. 416, 463) Repräsentanten der Ahnen,

letztens des Urahns, des Vaters unser aller, Vertreter Gottes sind (in matriarchalischen Zeiten ist die Priesterin in dieser Art Vertreterin der Muttergottheit). Das religiöse Erlebnis und Beschreibnis findet zunächst im Elternhause, dann auch — in Form der Andacht und beim Religionsunterricht — in der Schule, schließlich in der Kirche (1. Bd. S. 675), auch wohl im stillen Kämmerlein oder in der freien Natur statt.

Je mehr sich das Kind der Pubertät nähert, desto mehr gliedern sich auch die religiösen Verhaltensweisen aus, und desto schärfer sondern sich die Gruppen der alltäglichen und der feierlichen Handlungen, wobei jene an kultischem Charakter verlieren, diese gewinnen und schließlich allein als kultisch bezeichnet werden. In der Zeit des Pubertätsüberganges erreichen die Begriffszellen, deren Aktualitäten die Endbegriffe „Mensch", „das Väterliche", „das Mütterliche", „das Kindliche" (die heilige Familie) sind, ihren aktuellen Funktionsgrad, so daß von nun an der Gottesbegriff erlebt wird; demgemäß differenzieren sich die kultischen Verrichtungen. Die kultischen RSe haben ihre spezifische Funktionsperiodik, in bestimmten Abständen, die sich mehr und mehr stabilisieren, funktionieren sie aktuell, z. B. abendlich (Abendgebet), wöchentlich (Sonntagsgottesdienst), mehrmals im Jahre (Feiertage) usw., und auch der sog. areligiöse Mensch, den es realiter gar nicht gibt, macht unweigerlich diese Periodik mehr minder merklich mit. Wie schon gesagt, sind alle Feste „Abkömmlinge" des einst einzigen Festes, der Pubertätsfeier.

Der Pubertätsübergang ist auch ein religiöser Entwicklungsschub, eine religiöse Krisis größten Ausmaßes. Es vollzieht sich die Ablösung von den Eltern, die Religionsprüfung, das Kirchenfest, die Prüfung auf das Bekenntnis (Konfession), auf Festigkeit im Kult (Konfirmation, Firmung), die erste Kommunion: die Überwindung des Alten, des Herrn, des Vater-Gottes, seine Einverleibung (Leib und Blut, Hostie und Wein) und somit die rechtmäßige Gewinnung der Herrschaft, der Herr-lichkeit, der Gottschaft, der Eintritt als Jugendlichreifer in die religiöse Gemeinde, in die kultische Gemeinschaft der Familien, insonderheit der Erwachsenen, die Gott überwunden und in sich aufgenommen haben, somit selbst Gottes, göttlich, Gatte-Gattin, Zeuger-Ernährer geworden sind und des Urvaters, der Urmutter gedenken, — eine genaue Analogie zum urtümlichen Pubertätsfest, wobei der Sohn zum Vater wurde und dann, alt geworden, das Schicksal erlitt, das er seinem Vater bereitet hatte. Nach der Aufnahme in die Gemeinschaft der Erwachsenen hat der Jugendliche Zutritt zu den kirchlichen sowie zu den weltlich-religiösen („Welt" hier im Unterschied von „Kirche") Versammlungen, charitativen Verbänden usw. Das Verhältnis zu den Eltern

entfernt sich mehr und mehr, auch krisisch aus dem gegenständlichen Zusammensein und wird zum begrifflichen; der Jugendliche verläßt das Elternhaus, besucht die Eltern hin und wieder, denkt aber oft an sie — oder er bewohnt im Elternhause ein eigenes Zimmer und ist auch so weniger mit den Eltern zusammen, er löst sich mehr und mehr von der elterlichen Aufsicht, Obhut, Autorität ab, hat größere Freiheiten usw. Das Andenken an die Eltern nähert sich mehr und mehr der Andacht an, der Gottesbegriff gestaltet sich elterlich aus. Das pubertätliche Erlebnis der Elternentdeckung und damit ihrer Überwindung, mit krisisch hohen Gefühlserregungen einhergehend, koinzidiert mit dem „Erscheinen Gottes", d. h. dem Ausreifen der Begriffszellen, deren Aktualität „Gott" ist, zu eben der aktuellen Funktion, also mit dem Erleben des persönlichen Gottes. Im weiteren Verlaufe der Pubertätsperiode differenziert sich (auch) der Gottesbegriff, die Bekanntschaft mit Gott aus, auch im Ablaufe krisischer Fortschritte, doch erreichen diese religiösen Krisen (z. B. im Zusammenhange mit trophischen und genischen Zwischenprüfungen, also mit Berufs- und Liebeserlebnissen) nicht die In- und Extensität der initialen pubertätlichen „Auseinandersetzung" mit dem Gotte, das Gottesproblem wird in der Regel seltener aktuell und um so weniger interessant, um so begrifflicher, je mehr die Differenzierung der Begriffssphäre die der Gefühlssphäre überflügelt. Indes wenn auch das kultische Verhalten hinter dem Alltag, den „weltlichen" trophischen und genischen Aufgaben zurücktritt, so hält der Mensch doch immer wieder seine Einkehr bei den Eltern und bei Gott und hält in der Andacht ihr Andenken heilig und hoch in Ehren.

Das religiöse Verhältnis besteht dem Wesen nach nur zwischen den Menschen. In primitiven Perioden der Volksgeschichte haben auch das Tier, die Pflanze und die Sache einen Platz im Kult, aber immer nur als Ersatz für den Menschen. Die kultischen Tiere (heilige Tiere und ihre Nachbildungen, die Totems), Pflanzen (Lorbeer, Myrte, Eiche, Weltesche Yggdrasil, Getreide, Backwerk, Gebräu, Weinstock, Wein usw.) und Sachen (Erde, Wasser, Luft, Feuer) gelten allesamt als von anthropomorphen Dämonen, Mächten, Seelen bewohnt, benehmen sich kultisch ganz „menschlich" und werden auch so behandelt. Das Göttliche ist allemal und ausschließlich anthropomorph. Solche kultischen Ersatzwesen kamen auf in der Zeit des Überganges vom Pubertätstod des Mannes zu den milderen Verfahren, bei denen der Mann am Leben blieb; an seiner Stelle wurde das Tier usw. geopfert, das Pferd bei den Germanen, der Bock (Pan, Dionysos) bei den Griechen, das Kamel bei den Arabern und Ägyptern (Sarfest), auch der Stier usw., der Widder bei den Juden (vgl. Lamm Gottes),

der Fisch bei den ersten Jesusgemeinden (Fisch griech. ΙΧΘΥΣ, das sind die Anfangsbuchstaben der Parole Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ*)) und den ihnen dogmatisch nächststehenden katholischen Gemeinden (Fischessen am Freitag, bes. am Karfreitag, zum Karneval) usw. In späterer Zeit traten auch die offiziellen blutigen Tieropfer zurück und wurden durch kultische Darbringung von Gebäcken usw. sowie durch wortliche Formeln (Gebet, Liturgie, ehrfürchtige Anerkennung, Andacht) ersetzt — um so mehr, je mehr sich die Religion aus der Anbetung gegenständlicher Wesen zum Andenken an die Ahnen entwickelte, also der Gottesbegriff und zwar der monotheistische phylisch ausdifferenzierte.

Koinzident mit der Ausgliederung des religiösen Verhaltens verläuft die des moralischen und des rechtlichen. Die kindliche Unsicherheit der moralischen Auffassungen und Äußerungen innerhalb oder (krankheitlich) außerhalb der normalen Var.-B. geht über die Flegeljahre, die pubertätliche Krisis in festere Richtlinien über, das Kind und dann der Jugendliche lernt mehr und mehr, was sich im privaten und im öffentlichen Leben gehört, schickt, nimmt den „gesellschaftlichen Schliff" an, und immer steht das Verhalten von Mensch zu Mensch im Mittelpunkte, das Verhalten zu den anderen Dingen umrahmt das religiöse Verhalten wie diese Dinge den Menschen. Die Veränderlichkeit der Moral (vgl. z. B. die Mode, die Verkehrssitten) ist größer als die des religiösen Lebens, auch als die der Rechtsgesetze, und nur insoweit der religiöse Kult in die profane Kultur übergreift, sich mit der allgemeinen Moral überschneidet, sind die allgemeinen Verhaltungen (z. B. feierliche Kleidung, Höflichkeit) beständiger, konservativer. Auch im Gebiete der Rechtsgesetze sind die Bezirke, in denen sie sich mit der Religion überschneiden, am beständigsten, aber auch im übrigen sind ihre Formeln beständiger als die Erlebnisse, die sie zusammenfassend beschreiben.

Die kindlich-jugendliche Unsicherheit im Rechtsverhalten dokumentiert sich in der Einrichtung des Vormundes, der zunächst ohne formal-rechtliche Beglaubigung der Vater, dann der Lehr-

---

*) Die Angabe, daß die Urchristen den Fisch als Symbol gewählt hätten, weil zur Zeit der Geburt Jesu der Frühlingspunkt, d. i. der Schnittpunkt zwischen Äquator und Sonnenbahn aus dem Zeichen des Widders in das der Fische getreten sei, ist astrologische Mystik — wie auch die Angabe, daß deshalb die Fische als Symbol des Opfers an die Stelle des Widders-Stieres getreten sei, eine Angabe, die schon historisch-ethnologisch unrichtig ist: alle Primitiven, die vom Fischfang lebten und leben, verehrten und verehren die Fische (vgl. nur den Fischkult der Peruindianer, die Walfischmythen, die sich nach L. Frobenius in allen maritimen Frühkulturen finden, usw.). Die Tatsache aber, daß die ersten Jünger Jesu Fischer waren, mag in den Fischkult der Urchristen mit eingegangen sein.

herr oder mit Beglaubigung ihr Stellvertreter, der Vormund im juristischen Sinne ist. Auch der Jugendliche ist zunächst noch nicht mündig, noch nicht vor dem Richter vollverantwortlich, d. h. seine RSe, deren Funktion das rechtsgesetzliche Verhalten ist, sind noch nicht hinreichend fest ausdifferenziert, noch nicht bis zu der Reife gediehen, mit der die präzise Selbstverständlichkeit (auch) im rechtsmäßigen Verhalten erreicht wird (daher: Jugendgericht). Der Gesunde verhält sich zwar jeweils ethisch richtig, also gut, der Kranke unrichtig, böse, aber das Verhalten entwickelt sich mit dem Organismus, dessen Ausdrucksaktionen es ist. Dabei wird nicht etwa aus gut böse oder umgekehrt, sondern es ändern sich nur die Verfahrensweisen. Die kindliche Forschung z. B., bei der Tiere untersucht und zerstückt werden, wird zu den reiferen Formen der naturwissenschaftlichen Forschung, zur kenntnisreichen Tierhaltung (mit Schlachtung usw.), zur tierärztlichen Behandlung usw., und nur das Erhaltenbleiben kindlicher Verfahrensweisen beim Älteren, Erwachsenen, also das kranke (infantilistische) Verhalten ist böse, und in solchen Fällen war es latent oder mehr weniger merklich schon das kindliche. So hat auch die Ethik ihre phylische Entwicklungsgeschichte: die Kopfjagd, das blutige Menschen- und Tieropfer (unter allen erdenklichen Qualen) war verdienstlich, die analogen höherkultürlichen Formen waren und sind mildere, verfeinerte, kultisch ersatzmäßige, und nur ein Kranker, ontisch Infantilist, phylisch Atavist, geht „auf Kopfjagd" (Mörder) und muß rechtens seinen Kopf lassen, oder ist Tierschinder und wird entsprechend behandelt (juristische Strafe, ärztliche Therapie = Nachentwicklung der kranken RSe zur Norm). Usw. Im Gange der Pubertätsperiode erreicht der Jugendliche endlich die Entwicklungsstufe der Mündigkeit (bei uns zivilrechtliche Volljährigkeit: vollendetes 21. Lebensjahr) und der Verantwortlichkeit (Strafrecht kann nicht auf Kinder unter 12 Jahren angewendet werden, für das Alter vom 12. bis zum 18. Jahre treten gewisse Milderungen ein, erst mit Vollendung des 18. Jahres ist der Jugendliche voll verantwortlich). In diesen Bestimmungen sind die durchschnittlichen Etappen der Ausreifung der RSe angegeben, deren Ausdrucksaktionen das vom Rechtsgesetz erfaßte Verhalten ist. Die allgemeine Moral ist gesprochen formuliert und kaum kodifiziert (vgl. etwa Knigges Umgang mit Menschen), doch enthält die Rechtsprechung und das Rechtsgesetz eine Menge moralischer, auch religiöser Vorschriften und vice versa.

Die Ethik ist die eine, die Ästhetik die andere Werthaltung. Die Ästhetik beschreibt die Geschmacks- (und Geruchs-) Komponente der Gegenstände, speziell der optischen und akustischen Gegenstände quoad Gefühligkeit, doch habe ich im 3. Bde.

S. 357 betont, daß auch die Beschreibung der Geschmäcke und Gerüche quoad Gefühligkeit zur Ästhetik zu rechnen ist. Wie die Ethik so entwickelt sich auch die Ästhetik aus dem frühkindlichen Chaos in der Weise, daß ihr „Beginn" als Explikationsstadium in den Zeitpunkt fällt, in dem mit den Gegensätzen auch die ästhetischen Wertunterschiede auftreten. Sie sind zunächst noch unbestimmt, unsicher wie alles Verhalten des kleinen Kindes, gewinnen aber mit der Zeit an Präzision; so lernt das Kind schon früh, die Dejektionen, sofern sie an falscher Stelle abgesetzt werden, als „unästhetisch" (häßlich) zu behandeln, es beginnt sich unmittelbar oder im Spiegel zu studieren und primitive ästhetische Stellungnahmen zu bekunden, sie setzen sich in ästhetische Verhaltungen den Familienmitgliedern und anderen Menschen, auch Tieren usw. gegenüber und zu Prüfungen des ästhetischen Verhaltens anderer Wesen fort. So schließt sich z. B. an die Frühstufe, auf der sich das Kind vor dem Besucher entblößt, alsbald die höhere Entwicklungsstufe an, auf der es sich verhüllt hält und sich der Nacktheit schämt, bes. älteren Personen gegenüber, auch nicht mehr in ihrer Gegenwart aufs Töpfchen geht oder öffentlich „sein Geschäft" verrichtet usw. Früh schon richtet sich das ästhetische Verhalten auf das andere Geschlecht und nimmt nach und nach spezielle Formen an. Das kleine Mädchen macht sich schön, kokettiert auch schon zierlich-ungelenk mit dem Vater, den Brüdern, den Spielgefährten, der Knabe strebt auch nach ästhetischer Anerkennung, das Schulkind will nicht nur richtig, sondern auch anständig und schön schreiben, sprechen, gehen, sich benehmen, sich kleiden usf. Diese Eitelkeit in ihren normalen und abnormalen (über-untertriebenen) Formen gehört in die Ästhetik.

Auch ästhetisch ist der Mensch der Mittelpunkt der Welt, das ästhetische Verhalten zu den anderen Dingen behandelt sie als menschbezogen, der gesunde Mensch ist auch ästhetisch das Maß aller Dinge. So differenziert sich um das zentrale ästhetische Verhalten zum Menschen das zu den Tieren, Pflanzen und Sachen, zu denen auch die Kunstwerke gehören, um so mehr, je mehr sich das Kind der Pubertätszeit nähert, dann — nach dem krisischen Pubertätsübergang — in der Pubertätsperiode stetig und zu Zeiten krisisch weiter, „der Geschmack" wird in den gemäß der biologischen Beschaffenheit des Individuums erreichbaren Graden feiner, sicherer, entschiedener, „entwickelter". Das ästhetische Verhalten ist nicht bloß ein solches zu fertigen Gegenständen, sondern auch ein Herstellen, Gestalten (stel-len, stal-ten wortverwandt), wobei sich eben die Geschmackskomponente gemäß und mit der koordinativen ändert; es ist endlich auch das Beschreiben bis zu den normativen Urteilen nach schön und häßlich. Je einfacher die Gestalt, desto einfacher ist auch ihre

Ästhetik; Gebrauchsgegenstände, Maschinen, Fabrikgebäude, Arbeitskleidung usw. sind auf Mechanik, auf praktische Verwendbarkeit gearbeitet und somit ästhetisch weniger oder kaum interessant, doch kann auch da die geschmackliche Differenzierung einen Aufschwung nehmen (Schönheit der Arbeit, der Reklame). Vielfältiger in der Koordinatik und damit auch in der Ästhetik sind alle nicht-physikalischen Strukturen, z. B. Landschaften, sowie die Organismen: Pflanzen, Tiere und Menschen, ferner persönliche Erzeugnisse — und hierin werden die trophischen Gestalten von den genischen: den kunstgewerblichen Produkten, den Kunstwerken und den platonischen und ganz besonders den sinnlichen Liebespartnern übertroffen, ja das Wort „Ästhetik" wird speziell synonym mit „Kunstbetrachtung (Kunstkritik)", „ästhetisch" synonym mit „künstlerisch" gebraucht, im weiteren Sinne erst als Bezeichnung der Geschmacklichkeit von Liebespartnern (Schönheit, Anmut der Frau usw.).

Es gibt keinen Menschen ohne Geschmacks- und Geruchssinn, ohne Assoziationen zu den anderen Sinnesbezirken; alle Aktualitäten haben auch eine Geschmacks- und Geruchskomponente. Es gibt also keinen Menschen ohne ästhetisches Verhalten, wie es keinen ohne ethisches Verhalten gibt, d. h. alles menschliche Verhalten wird eben außer pragmatisch ethisch und ästhetisch beschrieben. Man darf aber Ethik und Ästhetik nicht zusammenwerfen. Die These Richard Wagners z. B.: „Das Kunstwerk ist die lebendig dargestellte Religion" ist prinzipiell unrichtig; man kann sie nur gelten lassen für solche Kunstwerke, die religiöse Stoffe bildnerisch, dichterisch, musikalisch darstellen (z. B. Parsifal), aber es ist ein Irrtum zu meinen, die Religion sei die Mutter der Kunst; daran ändert auch nichts die Tatsache, daß die Kirche eine lange Periode hindurch ein rühmliches Mäzenatentum betätigte, die Kirchenkunst die edelsten Blüten trieb, viele Künstler religiöse Stoffe bevorzugten und bevorzugen. Unrichtig ist auch Friedrich Schillers Auffassung, daß das Theater eine moralische Anstalt sei; es ist es ebenso wenig, wie es ein Lehrsaal ist, es ist eine Kunststätte — und die Kunst soll Kunst sein, d. h. die echte Kunst ist nichts weiter wie Kunst, gleichgültig welchen Stoff sie wählt (§ $9_{,4}$). —

Mit dem Bestehen der Pubertätsprobe verläßt das Kind die Schule und wenn auch nicht immer räumlich, so doch genetisch das Elternhaus. Es wechselt somit in eine andere Gemeinschaft hinüber, in die der Jugendlich-Erwachsenen. Hierbei bleiben gewisse Kindheitsbindungen erhalten, insbes. die familiären, die sich ja niemals lösen, mögen sie sich auch verbegrifflichen und später zugunsten des Liebes- und Ehepartners und der Nachkommen seltener aktuell werden. Auch Schülervereinigungen, Schulfreundschaften, Kinderlieben können fortbestehen, aber auch

sie modifizieren sich gemäß der fortgeschrittenen und fortschreitenden Differenzierung. Die Interessen sind nunmehr andere, höhere. Das Spiel wird Ernst. Der Jugendliche kommt mit manchen und vielen anderen Personen zusammen wie das Kind, er übt sich in seinen Beruf hinein, er sieht das andere Geschlecht „mit anderen Augen" an, er schließt neue Freundschaften, er beschäftigt sich mehr und mehr mit den öffentlichen Angelegenheiten. Kurz im Großen-Ganzen ist die neue Gemeinschaft eben eine — neue. Auch bei den Jugendlichen, die die höheren Schulen besuchen, also die Klassengemeinschaft auf höherer Entwicklungsstufe beibehalten und so nach wie vor einer Schulgemeinde angehören, setzt schon die Anrede „Sie" eine deutliche Schranke gegenüber den Kindern und bezeugt die stärkeren Bindungen zu den Kameraden der höheren Klassen, auch ein bei allem Respekt vertraulicheres Verhältnis zu den Lehrern, denen man sich nähergewachsen, wenn auch noch nicht gewachsen fühlt und die ebenso wie der Vater mehr und mehr die Stelle von kameradlichen Führern einnehmen; bei den Mädchen nimmt diese Stelle die Mutter, die Lehrerin ein, auch der Lehrer in den wissenschaftlichen Fächern. Außerhalb der Lehre-Schule tritt der Jugendliche in den „Vorhof der Gesellschaft" ein, wird mehr und mehr als Erwachsener behandelt, er darf allmählich mitreden und mittun, er darf rauchen, Alkohol trinken, in die Tanzstunde gehen, er dichtet seine Liebste an, er darf poussieren, karessieren, renommieren. Er fängt auch an zu politisieren und zeigt damit an, daß sich seine Interessen über den Kreis der Familie und Sippe, auch über den Freundeskreis, über die engere Berufsgruppe hinaus erweitern und er immer mehr sein und seiner Mitmenschen Verhalten unter dem Gesichtspunkt der Einordnung in die größeren Verbände, letztens die Volksgemeinschaft und die Menschheit überhaupt zu betrachten lernt. Gewiß ist auch das Kind Volksmitglied, aber doch erst über die Eltern, in der Art der Familienzugehörigkeit; sein Kreis ist eben der kindlich-beschränkte. An dieser biologischen Tatsache ist nichts zu ändern. Das Kind sozusagen zu verstaatlichen, kann nur der kranken Ideologie des Kollektivisten einfallen. So lange — in kulturellen Frühzeiten — die Familie noch nicht scharf abgegrenzt war, war das Kind „Gemeindekind"; je mehr sich aber, mit steigender Kultur, die Familie konsolidierte, desto länger blieb das Kind in der elterlichen Obhut und nur der schulische Unterricht fand gemeinsam statt, und in hohen Kulturen bleibt das Kind mindestens bis zur Schulentlassung im Elternhause. Zu eigentlich-politischem Verhalten und Urteil ist das Kind noch gar nicht fähig; auch der Jugendliche ist noch nicht politisch ausgereift, die volle Reife hat erst der Vollerwachsene und zwar auch nur der gesunde, während der

kranke, soweit krank, noch unreif (infantilistisch) und nur in seinen fastgesunden Anteilen zu brauchbaren Leistungen fähig ist.

Die Organisation der jugendlichen und erwachsenen Gemeinschaften ist zellig, also im Prinzip die gleiche wie die der Schulgemeinschaft (§ $7_{,7,\,B}$), wie jeder Gemeinschaft überhaupt; die Unterschiede sind genetischer Art: mehr und mehr hebt sich die Spitze von der Basis ab, streckt, verfestigt, strafft, gliedert sich die Pyramide, aus dem Kinde als Kollektivwesen wird im Jugendalter mehr und mehr das Sozialwesen, aus dem „Pimpf" (zu piepen, Pieps svw. junger Vogel) wird der Kamerad (zu camera, Kammer, also svw. Kammermitbewohner, die jungen Leute [Lehrlinge, Gesellen, Soldaten] hausen, schlafen zu mehreren in einer Kammer, sind eine Kammergemeinschaft, Kameradschaft) oder Gefährte (zu fahren, Gefahr, also Gefährte ist, wer mit anderen auf Fahrt, Wander-, Ritterfahrt usw. zieht und Gefahren besteht, dabei Er-fahrungen sammelt, der Bursch, Kommilitone usw.), aus dem Kameraden wird schließlich mit Bestehen der Meisterprüfung, also mit der Niederlassung (Seßhaftwerdung) der Genosse, Berufs-, Volksgenosse (er hat Eigenbesitz, ein eigenes Haus, eine eigene Wohnung, eine eigene Kammer, die er mit seinem Weibe teilt).

3. Die Pubertät als Übergang.

A. Die fünf Stadien.

Der Pubertätsübergang ist wie die Geburt eine höchstkrisische HASTF-Reihe *).

Das heranreifende Kind zeigt in seinem ganzen Verhalten den Hunger (Wunsch) nach der Abschlußprüfung der Kindheit und ihrem Erfolge, dem Verlassen der kindlichen Lebenssphäre, dem Eintritt in die „neue Welt", den Entwicklungshunger in zunehmender Intensität (S. 215). Der Beginn des eigentlichen Überganges, das Hstadium ist der steile Anstieg des Entwicklungstempos der (sympathisch-sensorisch-idealischen) HRSe, also auch ihrer Funktionen. Hungerausdruck ist die stürmische Vorbereitung auf den entscheidenden Schritt ins Jenseits des Elternhauses und der Schule, in die Freiheit des Jugendlichen. Die

*) Geburt und Pubertätsübergang sind also hochkrisische Analoga, wie sich das auch in vielen Sitten und Gebräuchen ausprägt, z. B. Durchziehen des Prüflings durch einen gespaltenen Baum, Einsperren in eine Erdgrube und Übergießen mit dem Blute des Totemtieres, Salben des Auserwählten — Absonderung der Vernix caseosa, Beschneidung — Abnabelung, Linientaufe (wer zum ersten Male den Äquator passiert, muß durch einen langen Schlauch kriechen, in den Wasser gegossen wird), Wiedertaufe (Taufe des Pubertierenden), Krönung (S. 207, Krone = Beckenring), Spießrutenlaufen, Passieren des Kreuzweges (1. Bd. S. 690), Schlagen, Schinden, Martern, Christus der Geprüfte (S. 167, 208), Hinhalten des Kopfes (Mensur, Boxen usw., Kopf voran S. 202), Pubertätsprobe als Wiedergeburt usw.

inneren Organe einschl. Säfte rüsten sich für die künftigen Anforderungen, beginnen ihren pubertätlichen Entwicklungsschub. Am äußeren Verhalten ist das krisische Einsetzen der Muskel-Knochenentfaltung, des Reifens auf allen trophischen und genischen Gebieten ersichtlich, mit „Feuer"eifer werden die muskulären und zerebralen Fähigkeiten geübt, um zu Fertigkeiten zu werden, die der großen Prüfung standhalten, insbes. wird der Lernstoff, dessen Beherrschung man in der Schul- und Kirchenprüfung erweisen soll, allein oder gemeinsam erneut durchgenommen, im Verhalten zu Eltern und Erziehern prägt sich das starke Verlangen nach Selbständigkeit und Freiheit, nach hohen Zielen, aus. Der Pubertierende „will" nicht länger Kind bleiben, er will vom „Gängelbande", so dankbar er die elterlich-erzieherische Fürsorge anerkennt, loskommen, selbstverantwortlich sein, nicht immer fragen müssen, ob es dies oder das tun dürfe oder nicht, er will zeigen, daß er — im Entwicklungsniveau des Jugendlichen — selber weiß, was gut und böse ist, daß er gelernt hat, sich so ordentlich (richtig, gut und schön) zu verhalten, wie man es vom Jugendlichen erwarten darf und muß. Aller Hunger ist revolutionär, hier leitet er die Ablösung von Elternhaus-Schule ein — wie er einst bei der Geburt die Ablösung von der Mutter einleitete.

Nun tritt der Pubertierende in das Astadium ein: die ARSe geraten in krisischem Anstieg in aktuelle Funktion. Sturm (Hunger) und Drang (ahaltiger Hunger oder hhaltige Angst) als erste hohe Erregungswelle, als hochkrisischer Vorläufer der späteren Entwicklungskrisen. Der Termin rückt näher und näher, um so größer wird die Angst mit den verengenden Ausdrücken an den inneren und äußeren Organen, um so dringlicher werden die Vorbereitungen, schließlich die „letzten" Vorbereitungen zum Kampfe, dem man mit zögerlichem Schwanken, wie es wohl gehen, wie wohl das Ergebnis ausfallen, das Leben in der neuen Sphäre sich gestalten werde, entgegenharrt. Während des Astadiums ist der Hunger unaktuell, aber die Hfunktionen sind doch auch immer da, und ihr Entwicklungsschub geht weiter, und so laufen auch immer wieder hochintensive Hreflexe ab, demgemäß stärker-hhaltige Areflexe: Zuversicht, frisches Drauflos wechselt mit bedenksamer Zurückhaltung, die aber doch ein wenn auch gehemmtes Vorrücken zur Entscheidung ist. Nun ist endlich der ersehnte und doch bang erwartete Tag der Feier gekommen: man macht sich fertig, man macht sich mutig-zaghaft, tapfer-vorsichtig, mit Herzklopfen, „Zusammennehmen", ermunternden Worten und Gedanken auf den Weg, man erlebt begrifflich schon das Frage-Antwort-Spiel, Sieg oder Niederlage, man prüft sich unterwegs auf gute Haltung, erwachsenes Gehen (Konfirmationskleid, -anzug als auffälligstes Zeichen der puber-

tätlichen Reife), anständiges Benehmen „wie die Großen", man folgt in feierlicher Stimmung dem Rufe der Kirchenglocke, der Stimme Gottes (3. Bd. S. 261), zweifelnd, ob man würdig sei, zum „Tisch des Herrn" zu gehen. Auf genischem Gebiete drückt sich die krisische Angst als rasch zunehmende Schamhaftigkeit aus. Es ist auch da „mit einem Male alles anders". Das kleine Mädchen hatte schon einen Erwählten, einen Verehrer oder deren mehrere, die erste Konfirmandin „liebte" schon den ersten Konfirmanden und wurde „wiedergeliebt", aber das war ja alles „harmlos", es war noch Spiel. Nun aber vollzieht sich eine stürmische Umwandlung: man entdeckt sich und das andere Geschlecht ganz anders wie bisher, man wird „eigentlich" Geschlechtswesen, die Merkmale der Reife stellen sich ein, die Geschlechtszugehörigkeit wird „definitiv" und prägt sich auch in der Kleidung usw. aus, das Blut drängt, die Onanie setzt ein, die Genitalien wachsen, die Hoden beginnen mit der Produktion ejakulierbaren Samens, die erste Periode kündet sich an, die Einweihung vollzieht sich unvermeidlich, man sehnt sich nach „dem Helden", nach der „Fee", man möchte gern „mehr wissen", recht bald groß sein, die dunkel lockend-drohenden letzten Geheimnisse lüften, aber was für Gefahren stehen da bevor? wie wird das alles anfangen und enden? man hält sich besser zurück, weicht schüchtern der so erwünschten und diplomatisch herbeigeführten Begegnung aus, kaum daß man den keck-zaghaften Blick und Gruß des „Liebhabers" erwidert, und während man mit den anderen ziemlich unbefangen umgeht, ist man „ihm", „ihr" gegenüber schämig, verlegen, spröde, kämpferisch, ablehnend, ja kränkend und doch voll zärtlicher Sehnsucht.

Endlich setzt das Sstadium ein: die Prüfung, der Kampf mit den Aufgaben, die der Erzieher in der Schule, der Priester in der Kirche stellt, beginnt. Die Öffentlichkeit nimmt teil, fremde Menschen passen auf, kritisieren, zensieren, entscheiden. Gewiß geht es bei den Prüfungen in hohen Kulturen nicht mehr wie einst um den Kopf, und nicht mehr braucht der Prüfling zu erweisen, daß er die rohesten Marterungen und Folterungen ohne Schmerzenslaut überstehen kann, aber im Anklang an die primitiven Sitten sprechen wir noch immer von Schinden, Quälen, Schleifen („Schliff"), Piesacken usw. (3. Bd. Nr. 27) zur Kennzeichnung des Sstadiums der Pubertätsprobe (wie aller Examina) und nennen den, der sie bestanden hat, einen Beschlagenen, Gerissenen, Hartgesottenen, Durch(ge)triebenen, Ausgekochten, Abgebrühten, Gehängten, mit allen Hunden Gehetzten, mit allen Wassern Gewaschenen, einen, der Haare lassen, bluten mußte, mit einem blau(geschlagen)en Auge davongekommen ist, milder: Gewitzten, Gewieften, Erfahrenen, kurz Erprobten (der also „die Ap-probation" bekommt). Die SRSe

sind zwar auch in hochkrisischer Funktion, aber aktuelle Sgefühle, insbes. koordinative und taktile (Bewegungs- und Berührungsschmerzen) treten weniger und in kulturell-milder Helligkeit auf: es wird ja gemäß der Hirnentwicklung in der Hauptsache auf Großhirnleistungen geprüft, und auch die Prüfungen auf muskuläre Kraft und Gewandtheit (Turn-, Sportprüfungen) sind in der Regel nicht mit intensiven Schmerzgefühlen, keine mit annähernd so intensiven wie einst verbunden; dies gilt auch für die späteren Muskelkämpfe der Jugendlichen, mag es da auch manchmal hart auf hart hergehen und mögen da die sog. „Rauhbeine", Rohlinge, „Rowdies" ihren Atavismus austoben. Auch im Genischen sind die Schmerzen des Pubertätsüberganges normaliter gering; das Einsetzen der Periode (das „Durchkommen" des Blutes) geht mit einem leichten Unbehagen, einem Ziehen einher, nur bei kranken Mädchen mit heftigen, krampfigen Schmerzen. Auch im Genischen sind die Sreflexe mehr in ihren sensorischen und idealischen Anteilen aktuell (schmerzliche Wahrnehmungen, schmerzliche Gedanken, Liebesschmerz, Paul kann die Marie „leiden", russ. „bedauern" usw.). Wie schon mitgeteilt, überflügelt die Differenzierung der sensorischen und idealischen Strecken der RSe mehr und mehr die der sympathischen, und dies zeigt sich auch im Pubertätsschub; das Analoge geschieht im Ablaufe der phylischen Differenzierung. Dies gilt übrigens für alle Gefühle; solche Gefühlsintensitäten, die etwa den primitiven nahe- oder gleichkommen, sind in hohen Kulturen krankhaft. Wie sich das Kind in der Geburt durchdreht, -windet, -setzt usw., so ringt sich der Pubertierende durch die Schwelle ins Jugendalter und überwindet so „die Alten".

Die Prüfung, d. h. das Sstadium des Gesamtvorganges „Pubertätsprüfung", der Kampf ist zu Ende, die Schwelle überschritten, der Prüfling, nunmehr schon geprobt, geht ins Tstadium, seine TRSe erreichen die krisische Hochfunktion, abgekämpft, mitgenommen, ermattet, „niedergeschlagen", „zer-schlagen" (einst: verwundet, zerrissen, zerfetzt, zerfleischt, ein Leib voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn) ruht er aus, er hat Schweres durch-gemacht, hinter sich, aber nun hat die Spannung nachgelassen, die Entspannung setzt ein, noch sitzt er stumm in sich versunken, entfernt sich in langsam-kurzen Schritten von der heiligen Stätte der Weihe, Gesicht und Haltung, locker-ernst bis schwermütig-gebeugt, künden, daß die Entscheidung gefallen, das Paradies der Kindheit verlassen, die Brücke ins neue Leben überschritten und abgebrochen ist; es gibt kein Zurück. Aber er kann aufatmen, er hat's geschafft, schon hellen sich die Züge auf, der Körper strafft sich, man tröstet sich über „die Tat" und über den Verlust, den sie ein-

getragen hat, eintragen mußte, sollte sie zum Gewinne führen (fhaltige Trauer). Auch im Genischen hat man „das Kinderland", „die Unschuld" verloren: mit der ersten Onanie, in deren schmerzlichen Höhepunkt die Wollust (taktile genische Freude, s. 1. Bd. S. 390f.) fiel, mit der ersten Ejakulation, der ersten Menstruation hat sich entschieden, daß auch „ich" ein Geschlechtswesen, der Sinnlichkeit verfallen bin und daß es auch da kein Zurück mehr gibt, sondern nur ein Vorwärts zu neuen, größeren Aufgaben. Hätte das sich nicht vermeiden lassen (Reue, ahaltige Trauer), hätte ich der „Versuchung" nicht widerstehen können? Oder ist nicht vielmehr „alles in Ordnung", „muß" ich nicht mein Schicksal erfüllen wie alle Mitmenschen? Nun denn wohlan (Trost)!

Das Fstadium beschließt wie jeden so auch diesen gewaltigen Übergang: der Jugendliche reckt sich vollends auf, die Haltung ist frei und stolz, die Miene vollentspannt, strahlend, in jeder Bewegung drückt sich die Genugtuung über die erkämpfte Freiheit, über das bewiesene Heldentum aus. Der Sieg ist errungen, komme, was kommen mag, ich bin bereit; ich bin „wer" geworden, habe gezeigt, daß ich für den Lebenskampf tauge, also tugendlich bin. Treffe ich den unangenehmen Pauker, so werde ich ihm den Rauch meiner Zigarette ins Gesicht — nicht ganz, aber doch in der Richtung dahin blasen, und er kann mir nichts mehr tun und muß „Sie" sagen, ha! — und ich werde abends die Liese treffen und „selbstverständlich" ein Schwätzchen mit ihr machen und sie nach Hause begleiten, ich habe ja schon Samen, ich bin ein Mann, jawohl, und Liese ist meine Liebste, Fräulein Liese!

So durchlebt der Gesunde seine Pubertätsprüfung, er durchlebt sie in einheitlicher Entwicklungsfront, „im ganzen". Der Neurotiker aber gerät spätestens in dieser Krisis zur Manifestanz, zum „Ausbruch" seiner Krankheit, indem sich die zurückgebliebenen RSe in die Breite, die gesünderen und fastgesunden in die Höhe entwickeln, also die Entwicklungsdifferenz sich krisisch erweitert; soweit krank, besteht der Kranke die Pubertätsprüfung nicht, bleibt infantil, unreif, mag auch die Hypertrophie der Unreife eine Art Tauglichkeit vortäuschen; nur soweit „gesund" überschreitet er in der krankheitlich nuancierten Form die Pubertätsschwelle (6. u. 7. Bd.).

Im Ablaufe der Pubertätsperiode gewinnt der Hunger mehr und mehr das biologische Niveau des Willens (S. 335); ich habe daher die Jugendzeit das optativ-voluntative Zeitalter genannt (5. Bd. § 9_4), doch nimmt schon vom Ausgange der Kindheit an das Angstverhalten einen so breiten Raum im Gesamtverhalten ein, daß die Jugendzeit im Ablaufe der ganzen Lebenskurve (2. Bd. S. 534) das Angststadium (zögerliche, vorsichtige

Annäherung an den „letzten Schritt", die Meisterprüfung in Beruf und Liebe) ist.

B. Das Abendmahl.

In der Urzeit jedes Volkes war der Pubertätskampf auf Leben oder Tod abgestellt (S. 464, 468f.). Ganz urtümlich starb der Mann den Liebestod in den Armen des eroberten Weibes; dieses nahm den Samen, aber auch Leib und Blut des Herrn in sich auf und wurde so ganz eins mit ihm. Dann als der Mann am Leben blieb, hatte er zunächst mit dem Gegner auf Leben oder Tod um das Weib zu kämpfen; der Gefallene wurde (teilweise) verzehrt (Kannibalismus), der Sieger wurde so ganz eins mit ihm, übernahm der Deutung nach sein Leben („nahm ihm das Leben"), sein Dämonisches, seine Kraft, Macht, Größe, wurde selber Herr, Herr auch des Weibes, erfuhr aber dann das gleiche Schicksal vom Nach-kommen, ging somit in den Nachfolger-Sohn über, so daß dieser zugleich der Vater war, ihn „neu" darstellte (vgl. „Baum der Erkenntnis = Gott, der getötet und gegessen wird, worauf „Adam" Gott = Vater ist, ferner vgl. Jesus Gottes Sohn: „Ich und der Vater sind eins", „wer mich sieht, sieht den Vater" usw.; die erbbiologischen Zusammenhänge wurden, soweit überhaupt bekannt, dämonistisch gedeutet); mit der Identifikation sühnte sich die Schuld des Lebenden am Toten. Später milderten sich weiterhin die Pubertätssitten, der Männerkampf hatte nicht mehr das einzige Ziel der Tötung des Gegners, sondern das Ziel der Verstümmelung zur Wehr- und Liebesunfähigkeit (Kastration, abgeschnittene Genitalien als Trophäen), dann nur noch das Ziel der Unter-werfung (Verlust der Waffe, der Freiheit) usw., bis die Pubertätsprüfung die hochkultürlichen Formen annahm. Aber immer blieb als zentrales kultisches Verfahren „das Töten und Essen des Vaters-Sohnes" in den Abwandlungen der verschiedenen Kulturstufen erhalten — bis auf den heutigen Tag und wird es in alle Zukunft bleiben; die Pubertätsprobe ist ja eben immer die Überwindung des Alten durch den Jungen, des Vaters durch den Sohn, der somit Nachfolger wird, der Mutter durch die Tochter, ihre Nachfolgerin. An Stelle des leiblichen Alten trat das Totem, von dem als dem schöpferischen Urwesen sich das Volk („die Menschen") ableitete: das „große Tier", die heilige Pflanze, ihre Verarbeitung auf das „wirksame dämonische Prinzip", also zu Gebäck *), Met, Bier, Wein, daneben

*) Hostie, lat. hostia zu hostio ich schlage, hostis der Fremde, Gegner, Erscheinende (3. Bd. S. 326), der „geschlagen" wurde, sei es zu Tode oder in die Flucht, sei es zum Willkomm als hospes (Schlag auf die Schulter, Handschlag usw., 1. Bd. 344f.) usw., Hostie also svw. das Geschlagene, Ge-schlach-tete, Opfertier, auch das Geschlagene als Gebäck, dieses Wort zu backen, packen, lat. pangere, pax usw. festmachen, verbinden mittels

das heilige Wasser, Feuer (Sonne, Licht, Rauch), die heilige Luft (Leben, Odem, animus-anima, Seelenreich), die Erde, die alles hervorbringt und wieder aufnimmt. Die kultische Speise wurde vom Priester, dem Stellvertreter „des Alten", also Gottes, dem gut-bösen Gotte geweiht und wurde somit göttlich, Gott selber (tabu, unantastbar als der Reine-Unreine); es kam und kommt in der dämonistischen Deutung nicht auf die „irdische Substanz" an, sondern auf die in ihr geheimnisvoll wohnende Gottheit. Mit dem Verzehren der heiligen Speise wurde die Gottheit immer wieder überwunden und aufgenommen, die unio mystica vollzogen, die Tötung des Gottes zur Übernahme der Gottheit (der Hoheit, Majestät) gerechtfertigt, die Sünde (d. i. der Übergang ins Sein, ins Herr-Sein), indem sie geschah, gesühnt *).

Die skizzierte Entwicklung geht rein biologisch, gemäß der fortschreitenden phylischen Differenzierung der Menschen, ihrer RSe vor sich, sie gehört als die kultische zur kulturellen Entwicklung. Das Abendmahl ist die kulturelle Ausformung der urtümlichen Pubertätsfeier und hat wie diese eigentlich nur einmal im Jahre, zur Frühjahrszeit stattzufinden, doch hat sich schon in früher Zeit das Jahresfest vermehrfältigt derart, daß außer ihm als dem Hauptfest andere kultische Feiern (Opfertage) „begangen" wurden (S. 471). Jedes Volk, falls es lange genug lebt, kommt also früher oder später zu der Entwicklungsstufe, auf der die unblutige Verzehrung des Herrn einsetzt; gewiß ist da einmal ein seiner Zeit vorauseilender Mensch, ein Prophet, d. h. ein Voraus-sager (πρόφημι), aufgestanden und hat sich für die Abschaffung der blutigen Opfer eingesetzt, damit also das Abendmahl „gestiftet", aber ihn hat nicht der außerweltliche, jenseitige Gott oder sonst ein Dämon inspiriert, sondern er hatte eben

---

Schlagens (Vor-schlag, Hand-schlag, Zu-schlag), vgl. „backe backe Kuchen", wobei die Kinder die Hände zusammenschlagen, so auch aus Lehm „Kuchen backen" (der Vergleich von backen mit griech. φώγειν braten, rösten scheint mir nicht zwingend), s. 3. Bd. Nr. 442. Zu Meth, Bier, Wein als kultische Getränke s. 3. Bd. Nr. 179; das Berauschende war das Dämonische, der Zauber. Zu Luft, Leben, Atem, Odem s. 3. Bd. Nr. 422, 425, 429, zu Wasser Nr. 11, („Im Anfang war das Wasser", Thales, S. 239, Brunnen Mimirs usw.), zu Feuer Nr. 241, zu Lorbeer Nr. 15, zu Eiche, Eibe usw. Nr. 392 usw., zu heilig, dem religiösen Wort für heil, Nr. 569, zu Sünde Nr. 539, zu Sühne Nr. 540, zu morden, lat. mordere beißen Nr. 25, zu Wunder Nr. 64.

*) Der Berliner Lokal-Anzeiger v. 20. Okt. 1934 meldet aus Mukden: „In Mukden fand eine malerische kultische Zeremonie von großer politischer Bedeutung statt. Kaiser Puji traf in Mukden ein und begab sich in das Ostmausoleum, welches im Jahre 1629 dem ersten Mandschukaiser Taitsu errichtet worden war. Hier opferte der Kaiser in mandschurischer Gewandung seinem großen Ahnherrn. Ein weißer Bulle und ein Schaf, das laut schrie, was als gutes Omen betrachtet wird, wurden geschlachtet; außerdem wurden Teebrot, Wein und Früchte als Opfer dargebracht. Der Kaiser verlas dann eine Dankesbotschaft, die darauf verbrannt wurde.

nur eine höhere Differenzierung als seine Zeitgenossen erreicht, war insofern ein Erster, ein Führer und Held. Es war nicht ein Wunder geschehen, und das Abendmahl ist weder ein Wunder noch bewirkt es ein Wunder, sondern es ist rein biologisch — und so erst richtig — zu verstehen.

Unter den Juden stand dereinst Jesus auf als Lehrer eines Pubertätsritus, bei dem an die Stelle der kultischen Tiertötung (Schächtung) die Verzehrung eines Ersatzes, nämlich des Brotes und Weines („dies ist mein Leib, dies ist mein Blut") trat. Bis zu Jesu Zeiten fanden, obwohl von vielen jüdischen Propheten verabscheut, rituelle Tiertötungen statt (vgl. Abraham-Isaak-Widder), mit ihnen wurde dem alten Rachegott Jahwe noch gedient, und gegen sie wandte sich Jesus, gebildet in indischer Weisheit, die er vielleicht an Ort und Stelle studiert hatte, er vertrieb die Händler, die Opfertiere feilhielten, und die Geldwechsler, die den Frommen „die Devisen" in Courant umtauschten, aus dem Tempel und war somit überaus aktiver Revolutionär gegen die bestehende religiöse Ordnung; er war es übrigens nicht nur auf dem Gebiete des Opferwesens, sondern im Religiös-Sittlichen überhaupt, er vertrat einen umfassenden kulturellen Fortschritt, der auch politisch verdächtig war, seine Kreuzigung war nicht eine kultisch-religiöse Opferung, sondern eine politisch-rechtliche Hinrichtung im Zeitalter eines Despotismus, der sich im Übergange zu einer Frühform des Kollektivismus befand (Befragung des Volkes), wie ihn in höherer Form Jesus lehrte (kommunistische Organisation der ersten Gemeinden — wie im Prinzip die der heutigen katholischen Kirche). Die Jesuslehre, wie sie uns in den Evangelien (die freilich erst 70 bis 100 Jahre nach Jesu Tode geschrieben sind und deren es viele gab, vgl. Auswahl der vier auf dem Konzil von Nicäa) überliefert ist, stellt die Übersetzung des Alten Testamentes in die Weltanschauung einer höheren Kulturstufe dar; der Kulturanstieg des jüdischen Volkes ist über den Kollektivismus nicht hinausgekommen, von dieser Spitze an ist diese Kultur in die Zivilisation abgesunken (s. § 12).

Auch bei den ariogermanischen Völkern waren die ursprünglichen Pubertätsproben auf Leben und Tod abgestellt, auch bei ihnen traten an die Stelle von kultischen Menschentötungen die Tieropfer und neben sie, dann an ihre Stelle die Darbringungen heiligen Gebäckes und Getränkes, also die Abendmahlsfeiern, die wir als „christlich" (1. Bd. S. 676) bezeichnen, die aber unabhängig von der Jesuslehre hier wie anderswo im rein biologischen Ablaufe der Kulturperiode entstanden sind. Im großen Gesamt der ariogermanischen Rasse hatten gewiß einzelne Völker zu Jesu Zeiten und in den folgenden Jahrhunderten die Kulturstufe des christlichen Abendmahls noch nicht erreicht,

aber die kulturelle Höherentwicklung auch solcher Völker wurde durch die Jesuslehre nicht verursacht, sondern geschah rein biologisch, wobei zahlreiches (bes. sprachliches) Fremdgut aus der Jesuslehre sich als paßrecht erwies und — eben in paßrechter Form — übernommen wurde, anderes als unpassend abgelehnt wurde und wird. Die Religion — wie überhaupt die Kultur — jedes Volkes ist autochthon (s. 3. Bd. S. 125). Damit wird dem Verdienst des Nazareners kein Abbruch getan; es ist aber zu betonen, daß sein Leben wie seine Lehre alle Kennzeichen der Neurose und zwar der Schizoidie (Fanatismus, Weltflucht usw., s. 6. u. 7. Bd.) zeigt.

Urzeitlich tötete und verzehrte das Weib den Mann, vollzog allein „das Abendmahl" (s. v. v.). In einem Akte fand der trophische und genische Pubertätskampf statt (wie bei der Amphimixis in einem die trophische und die genische Aufnahme der Samen- in die Eizelle, des „Männchens" in das „Weibchen" geschieht). Später als die Männer leben blieben, trennte sich die trophische von der genischen Probe. Die trophische fand zwischen Kämpfern gleichen Geschlechts, die genische zwischen Mann und Weib statt. Das Töten und Verzehren des Gefallenen war Männersache. Die trophische Probe der Weiber war nicht ein muskulärer Kampf auf Leben und Tod, sondern Prüfung auf muskuläre Wehrhaftigkeit, dazu mehr und mehr friedliche Prüfung auf primitiv-hauswirtschaftliche Fertigkeiten sowie auf Gebärfähigkeit, verbunden mit allerlei Schmerzproben, z. B. Beschneidungen an Genitalien, an Brüsten, Ausraufen des Schamhaares, Aufschneiden der bei der Geburt vernähten kleinen Schamlippen nach einem Muster des Phallos, Auspeitschungen bis zum Zusammenbrechen usw.; auch gerieten sich die Weiber „in die Haare", lieferten Rededuelle, kratzten und bissen sich usw., die Waffen und Kampfweisen des Weibes waren und sind eben andere wie die des Mannes; so blieben die Weiber am Leben, doch mag immerhin manches Weib bei den Marterungen oder den Proben auf Giftfestigkeit (3. Bd. Nr. 103) zugrunde gegangen sein. Auf die trophische Probe folgte (und folgt) die genische: das Weib war wild-wehrhaft (vgl. Erda, Brünnhilde, die sagenhaften Amazonen, die Danaiden usw.), nur „der Erste-Beste" durfte sie besitzen. Die trophischen Proben der Männer und die der Weiber fanden getrennt statt, der Zutritt des anderen Geschlechtes war mehr minder streng (sogar bei Todesstrafe) verboten, bei manchen Völkern freilich zulässig. Das Weib nahm also auch nicht an der Mahlzeit der Männer teil, noch bei den frühchristlichen Liebesmahlen (Agapen) hatte das Weib keinen Zutritt, wie sich ja noch heute die Männergesellschaft in vielen Veranstaltungen abgeschlossen hält. Jedenfalls hatte auch das zugelassene Weib „nichts zu sagen", mulier taceat in

ecclesia. Wo aber das Weib zur Männerprobe zugelassen war, nahm es — in mehr minder ausgeprägter Zurückhaltung — auch an dem Leichenschmaus, an der heiligen Mahlzeit teil, und so gehen auch unsere Konfirmandinnen mit zur Abendmahlsfeier und essen Leib und Blut des Herrn.

Die fünf Stadien der urtümlichen Pubertätsprobe. Hunger nach dem Weibe, Angst vor ihm, Ringen mit ihm (Begattung), Hinsinken in den Tod, Verklärung. Hunger nach dem Manne, Angst vor ihm, Ringen mit ihm (Begattung), Ermattung, Sinken in den (todesähnlichen) Schlaf. Der Tod, die Tötung des Urmannes fand auf dem Höhepunkte des Kampfes statt, koinzident mit der Besamung des Weibes. Später Männerkampf: Hunger nach Sieg, Macht, Größe, nach dem Weibe, also nach trophischem und genischem Besitz (Nietzsche: Wille zur Macht), Angst vor dem Kampfe, der Entscheidung (Vorbereitung, Vorsicht, zögern, sich ducken usw.), Schmerz (ringen, verwunden und verwundet werden, Sterben des einen Gegners), Trauer (sterbend als Gefällter oder lebend als Sieger niedergeschlagen, zerschlagen, ermattet sein, Totenklage), Freude (der Sieg ist errungen, Triumph, Leichenschmaus, Aufrecken als Recke, rex, Rig [Edda], König, le roi est mort, vive le roi!). Und nun der Liebeskampf mit dem Weibe, wiederum als hocherregte HASTF-Reihe, in deren Sstadium das Ringen und Umschlingen des Weibes, ihr Kratzen, Beißen, Wehren und Unter-liegen fiel. Usw.

Die fünf Stadien des Abendmahls. Hunger nach der Kommunion, dem kultischen Kampfe, nach der mit seinem Bestehen verheißenen Freiheit, die eine rein religiöse ist, nach der Absolution von der Sünde, als welche die ganze zur Reife führende Entwicklung, speziell der letzte revolutionäre Schritt, der Hunger selbst, aus der Kindheit heraus und so „den Alten" über den Kopf zu wachsen, aufgefaßt wird, also Hunger nach der Aufnahme in die Gemeinde der Gläubigen, der Einge-weihten, Hunger nach Einweihung in die Mysterien der Erwachsenen (vgl. Priesterweihe usw.), die eben nur mit der Begehung der letzten Sünde, der Todsünde und ihrer Sühnung, dem Erfolg der Sündentat, dem Einverleiben des getöteten Herrn zu erreichen ist. Hunger nach der Erkenntnis, die man nur mit Einsatz seines Lebens erringen kann („Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben"); in das Hstadium fällt der Kirchgang. Dann folgt das Astadium: Eintritt ins Gotteshaus, Setzen in die Bank, Erwartung dessen, das da kommen wird, oft Herzklopfen, Beklemmung u. a. schon nervös-neurotische innere und äußere Ausdrucksweisen, Hingehen zum Tisch des Herrn. S-stadium: Nehmen der Hostie und des Weines (den auch der Priester für alle trinken kann), also Vollzug des Tötens und Verzehrens „des Herrn" in genetischer Abwandlung; nicht selten

nervöse Erregung, wobei die Hostie im Halse stecken bleibt, man sich verschluckt, aktuelle Schmerzen, Ohnmacht usw. auftreten können. Die Sünde fällt mit der Sühne zusammen. T-stadium: langsam-feierliches Weggehen vom Altar, andächtiges Ruhen auf dem Platze bis zum Ende der Feier, das in der freudigen Gewißheit — Fstadium — besteht, absolviert, frei-gesprochen, gerechtfertigt, in die Gemeinde aufgenommen zu sein. Neurotische bekommen allerlei aktuelle Symptome (die oft fehldiagnostiziert werden), so daß sie zunächst nicht zur Kommunion gehen können, andere erkranken akut in der Kirche, andere verfallen in lange Trauer usw.; jeder Neurotiker erlebt die Prüfung in der Art seiner Neurose.

C. Das Opfer.

Jeder Übergang ist Verlassen der bisherigen und damit Eingehen in eine neue Sphäre, Überschreitung einer Schwelle, Entwicklung. Im Rahmen des Einzelerlebnisses ist vom H- und Astadium aus das Jenseits der Schwelle die Zukunft, vom T- und Fstadium aus die Vergangenheit. Wer also einen Übergang vollzieht, verliert das Bisherige, die Vergangenheit, gewinnt das Neue, die Zukunft, lebt dabei aber immer in der Gegenwart. Unter diese allgemeine Tatsache subsumiert sich jede Einzelheit jedes Überganges. Der wie immer geartete Verlust, der mit jedem Übergange rein biologisch verbunden ist (S. 402f.), ist das Opfer. Opfer kann der die Schwelle Überschreitende als Ganzes oder ein Teil des Ganzen (Körperteil, Besitzstück, Kraft, Wort usw.) sein. Insofern der Übergehende allemal als Ganzes die Schwelle überschreitet, ist er im Grunde genommen immer selber Opfer: er zieht den alten Adam aus und den neuen an, wird ein neuer Mensch, verliert sich so, wie er bisher war, „stirbt und wird" — dies nicht nur in den krisischen Übergängen, sondern in jedem einzelnen Erlebnis. Indes bezeichnet man das ganze Individuum als Opfer nur im Falle seiner Auflösung, Aufteilung, seines tatsächlichen Sterbens, im übrigen ist Opfer der vom Individuum abgegebene, dargebrachte Teil, das oblatum (vgl. Oblate synonym mit Hostie, opfern zu obferre entgegentragen, darbringen, anbieten, vgl. Offerte, s. 3. Bd. S. 111; sprachliche Ableitung von operari verrichten irrig, indes ist opus eben das Werk, bei dem das Opfer stattfindet).

In der Urzeit opferte sich der Mann, indem er das Weib eroberte und in dessen Armen, es befruchtend, starb. Dies ist das Opfer in seiner Grundform, zu ihr sind alle Formen des Opfers, die sich im Gange der kulturellen Entwicklung eingestellt haben, Analogien. Als der Mann leben blieb und der Männerkampf einsetzte, war das Opfer der im Kampfe Getötete, der Junge oder der Alte, der Sohn oder der Vater (wobei zu bedenken, daß

„Sohn" und „Vater" — in den jeweiligen Wortformen — noch keine familiären Bezeichnungen, sondern daß alle Jungen „Söhne", alle Männer „Väter", alle Weiber „Mütter" waren), zuletzt allemal der Vater, der altgeworden schließlich doch dem Jungen erlag. Das Opfermahl war die Verspeisung des Gefallenen (Leichenschmaus eigtl. Verzehren der Leiche, dann von Ersatzspeisen). Noch später bestand das Opfer in abgeschnittenen Körperteilen, in Blut, das bei den Kämpfen vergossen wurde, in Besitz, den der Sieger rechtens nahm. Beide Kämpfer erlitten Wunden, beide opferten, der eine mehr, der andere weniger, am meisten der Unterlegene. Aus der Schar der Jungen, der Nach-kommen war der Älteste (Erstgeborene) der Auserwählte, der Vor-gezogene: er stellte sich zum Kampfe mit dem Alten, opferte sich für die übrigen, bot sich dar, riskierte sein Leben, konnte, auch als das eigentliche und einzige Ziel des Kampfes nicht mehr die Tötung war, an seinen Wunden sterben. Aber auch der Alte war zum Opfer bereit, setzte Leben, Macht, seinen trophischen und genischen Besitz ein. Und war der Sohn Sieger, so mußte er, nunmehr selbst Herr, Oberhaupt, Ältester, sich sogleich gegen fremde Eroberer, gegen die jüngeren Brüder, den eigenen Erstgeborenen, der zur Reife heranwuchs, zur Wehr setzen — in der jeder Kulturstufe eigentümlichen rohen oder feineren Art und Weise. Alsdann trat der Alte selbst nicht mehr zum Pubertätskampfe an, er wurde prüfender Zuschauer, stellte die Aufgaben, sprach Recht, verteilte je nach dem Ausfall der Prüfungen Besitzteile (opferte so), zunächst Vieh und Weideland (νομός und νόμος, dazu νομεύς Herr, Hirt, 3. Bd. Nr. 57), Güter, später auch Geld (pecunia zu pecus Vieh), er gab auch die Einwilligung zur genischen Probe zwischen Mann und Weib, zur Hochzeit.

Alle diese Prüfungen sind also Entwicklungsformen der urtümlichen Pubertätsprobe, des urtümlichen Opfers. Und immer wurden und werden sie ergänzt von solchen Zeremonien, die methodisch näher-analog dem urtümlichen Opfer verlaufen, es in verfeinerten Formen, als genetische Abwandlungen wiederholen, also Andachten, Andenken an das Uropfer sind; diese Andachten sind die religiösen, kultischen Opfer, diejenigen, die das Sohn-Vater-Verhältnis kennzeichnen, den Pubertätskampf zwischen Sohn und Vater darstellen, während die übrigen, die „weltlichen", profanen Prüfungen der Pubertätskampf mit anderen Personen, dann der Kampf lediglich mit „sachlichen" Aufgaben sind, ohne daß der biologische Zusammenhang mit dem Kult unterbrochen wäre (vgl. Fahnen-, Waffenweihe, Feldgeistliche, Gebet um den Sieg, um Segen im Beruf, daher auf der ersten Seite der Geschäftsbücher „Mit Gott" steht, usw.). Es ist klar, daß der Prüfling, indem er die Aufgaben löst, auch den, der sie stellt, überwindet, be-seitigt, d. h. an ihm vor-

über in die Freiheit geht (Wotan zu Siegfried, der ihm den Speer zerschlagen hat: „Zieh hin [scil. zu Wotans Tochter Brünnhilde], ich kann dich nicht halten"). Nur wer die Pubertätsaufgaben gelöst hat, wird zur Andacht, zur Tötung und Verzehrung „des Vaters" zugelassen. Aber auch die urtümliche Niederlage des Sohnes mit seiner Tötung und Verzehrung ist in die Andacht eingegangen: sowohl derart, daß sich der Sohn als der auserwählte Kämpfer mit dem Alten opfert, wie auch derart, daß der Sohn nach Überwindung des Vaters selber Vater geworden, somit Sohn und Vater in einem ist, wie schließlich derart, daß der Vater im Sohne sich fortpflanzt, im Sohne „wiederkehrt" und auf diese Weise Vater und Sohn in einem ist. „Das Opfer" ist also Vater-Sohn, „das Väterliche", der Mann als Gezeugter-Zeuger. Es war und ist somit grundsätzlich gleichgültig, ob ein Junger oder ein Alter geopfert wird, er muß nur eben das Prinzip des Zeugerischen darstellen. Im einzelnen Falle ist es lediglich eine biologische Tatsache, Kennzeichen der Reflexorganisation der Gemeinde (des Volkes), ob ein Sohn oder ein Vater oder bald dieser bald jener geopfert wird; ferner welches Alter das Opfer hat, ob es ein Jüngling oder ein Kind, ein älteres oder ein neugeborenes ist. Von den Söhnen war es der älteste, erstgeborene, der als Erster zur großen Prüfung, zum Pubertätskampf mit dem Oberhaupt ausreifte, kultisch also zum Opfer auserkoren wurde, der für die anderen sich opferte, ihnen den Weg in die Freiheit bahnte. Diese Tat vollbrachte das erste Kind schon in der Geburt: es erweiterte, sprengte den Mutterschoß, war der „Bahnbrecher" für die (bei Mehrgeburten sogleich, sonst in anderen Jahren) nach-folgenden Brüder-Schwestern, ihr Vorkämpfer an der Schwelle in die neue Welt (die folgenden Geburten sind normaliter leichter als die erste); manches erste Kind „fiel" hierbei — wie mancher andere Vorkämpfer oder verendete in der auf die Geburt folgenden Prüfung auf Lebensfähigkeit (S. 242) und wurde gefressen: Vorlage zum späteren kultischen Erstlingsopfer, das weiterhin in die milderen Formen des Weg-, Verwerfens (bes. der Mädchen, 1. Bd. S. 668), Aussetzens (Oedipus u. a.), dann in die Form des Ersatzopfers der Erstgeburt der Tiere, des Ersten-Besten der Früchte, des Getreides, des Weines (Libation, Ausschwappen, Weggießen des „ersten Schluckes" aus dem Trinkgefäß, prosit, ich bring's dir, möge es dir nützen!) usw. überging.

All das sind biologische Tatsachen, Reflexabläufe — und sie fanden jeweils ihre Beschreibung, ihre Deutung. Die Deutung war aber nicht die Ursache des Gedeuteten. Das Opfer ist allemal ein Auserwählter, Ausersehener, Angesehener (mit dem Blicke Erwählter), aber die Auswahl ist nicht verursacht durch die Überlegungen, die sich an sie sekundär anknüpfen (gemäß der

phänomenal-phänomenologischen Assoziation, 3. Bd. § 38,3, a). Der Negerhäuptling, der zum Frühstück einen frischschlachtenen Säugling frißt, tut es realiter nicht „deshalb, weil" er sich sagt, daß der Säugling dereinst groß werden und sich gegen ihn empören könnte, sondern er frißt ihn rein reflexmäßig, im Übergange zum neuen Tage, also Ausdruck seiner trophischen HASTF-Reflexe — so wie das Urweib, später (auch) der Urmann das Kind fraßen (vgl. Menschenfressersagen der Kinder), so wie auch manche Tiere, die doch gewiß nicht an ihre „Unsterblichkeit" denken, ihre Jungen fressen, — und erst nachträglich deutet er und die Seinen das Geschehen, z. B. derart, daß mit der Hingabe des Säuglings dem allmächtigen Häuptling-Gotte ein Opfer dargebracht werde, um die Eltern, das Kind und den Gott zu ehren, um ihn zu besänftigen, seine Gnade zu erkaufen, — oder daß der Säugling (eben als Opfer) der wiedergekommene Vater-Gott, der einst getötet wurde, der Urvater und somit der Rächer sei, der rechtzeitig beseitigt werden müsse, der mit der Einverleibung als höchstehrenvollem Begräbnis versöhnt werde, aber doch vielleicht sein Rachebedürfnis weitergebe (vgl. „exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor"), — oder daß sich der Alte mit der Einverleibung des Säuglings die ewige Jugend erzaubere, — oder daß das Opfer „eigentlich" dem Sonnengotte, d. h. ihrem irdischen Vertreter dargebracht werde, damit die Sonne die Ernte nicht verbrenne, oder dem Regengotte, damit er regnen lasse, usf. Altgermanische Könige opferten ihre eigenen Kinder dem Wodan in dem Glauben, er würde als Gegenleistung dem Könige ein langes Leben schenken. War das Opfer „das Beste" oder „das Schlechteste?" Wurde es weggeworfen, weil es „auserwählt" zu größten, zu göttlichen Leistungen — oder weil es „verworfen", der Tod-Teufel, mißraten, „auszumerzen" war, weil es im höchsten Sinne lebenstauglich oder lebensuntauglich war? War die Lebensuntauglichkeit (auch die Krankheit) nicht ein Zeichen, daß es „zu gut für diese Welt" war, daß es die Götter zu sich haben wollten? Usw. Warum also wird das Opfer dargebracht? Solche Fragen und solche Deutungen gibt es die ungezählte Menge in jeder Kulturstufe, sie sind allemal dämonistisch, den biologischen Sinn des Opfers hat erst die realische Anschauung aufgezeigt.

Natürlich braucht die Deutung, nachdem sie einmal erfolgt ist, nicht jedesmal auf die Handlung zu folgen, es kann dann auch die Handlung auf die Deutung folgen (z. B. auf die Mitteilung von Erfahrungen), aber niemals ist die Beschreibung Ursache des Beschriebenen oder umgekehrt, beides steht lediglich in assoziativem Zusammenhange, und genetisch ist immer erst das Phänomenale (Erlebnis, Tat), dann erst die Beschreibung da. Herodes wußte aus Mitteilungen, daß unter den Neugeborenen

in Israel ein Knabe wäre, der ihn der Weissagung nach entthronen würde (vgl. Laios-Oedipus, Wodan-Siegfried usw., kurz: Vater-Sohn); die Erfahrung lehrt, wie sich ein Herr, Herrscher gegen einen Empörer (zu empor, in die Höhe) am sichersten schützt: mit der Tötung, das wußte also auch Herodes, und so fand die Tötung aller Knaben in Israel bis zu zwei Jahren statt, bei der jener unbekannte künftige Revolutionär wohl mit erfaßt werden würde. Hier ging also die Überlegung der Handlung voraus, aber die Überlegung knüpfte sich doch erst an die phänomenale Erfahrung „Tötung und ihre Folgen" an und war auch hier nicht die Ursache der Kindertötung (die als rechtens verfügt ja kein Mord in unserem Sinne war), sondern ihre Vorsache. Die grauenhaften, mit allen erdenklichen (auch geschlechtlichen) Scheusäligkeiten begangenen pubertätlichen Opfer der alten Etrusker*) waren eine rein traditionelle kultische Reflexhandlung, die natürlich ihre Deutung fand: das auserwählte Kind war würdig aller Qualen, es mußte aufs furchtbarste geprüft werden, es mußte — als göttlich-teuflisch? — „alles" aushalten, an ihm mußte jede Sünde begangen werden, einmal weil nur so die Ursünde, die Vatertötung, deren „Träger" das Kind war, gesühnt werden konnte, sodann weil das so hingemarterte Kind alle Sünde, aber auch alle und jede (keine zu vergessen, s. katholische Beichte!) mitzunehmen und so die Menschen, die Menschheit zu erlösen hatte, also auch nach vollzogener unio mystica mit den „verewigten" Vätern und ihrem Oberhaupte, dem Urvater-Gotte keinerlei Sünde mehr an den Menschen heimsuchen konnte, vielmehr Sieg und Wohlergehen verfügen mußte, besonders nachdem an die Opfertat sich auch noch die Trauer mit ihren Sühnezeremonien angeschlossen und man obendrein mit „aller" Sünde implicite auch alle künftige mitgesühnt hatte (vgl. das Kol nidre der Juden usw.). Sündenbock (der Bock, griech. τράγος, das dionysische Opfertier, das zerrissen, an dem alle Sünden zur Sühne begangen wurden, daher τραγῳδία, Tragödie).

Jesus hat sich als Vater-Sohn im Abendmahl kultisch geopfert, er hat sich dann in Form seines Passionsweges für seine religiöse Lehre geopfert. Er hungerte nach der ideologischen Hauptstadt seines Landes, nachdem er die Provinz erobert hatte; er „mußte" die Pharisäer (neben den Sadducäern und Essenern eine mächtige politische Partei, fanatische altertümelnde Nationalisten**)) und Schriftgelehrten (Priester, Rabbiner, „Uni-

*) Sie nannten sich „Rasen" (Rasennae) und waren nicht lydische Kolonisten, sondern „nicht ganz unwahrscheinlich" Abwanderer der graubünden-tiroler Raeter, die bis in die historische Zeit etruskisch redeten und einen anklingenden Namen haben (Th. Mommsen, Röm. Gesch., 1. Bd. S. 116ff.). Rasen—Asen; waren die Rasen nicht Asen, Arier?

**) Zur Kennzeichnung der Situation sei D. F. Strauss, Das Leben Jesu, Bonn 1895, S. 219f., angeführt: „So wenig wir zweifeln dürfen, daß

versitätsprofessoren") herausfordern und mit dem Siege über sie seine Lehre krönen (so wie jederzeit und auch heute das Urteil der Metropole schwerer wiegt als das der Provinz.) In das Hstadium (Hunger nach Anerkennung seitens der z. Z. gültigen Autoritäten, der hauptstädtischen Bevölkerung) fällt noch die Stiftung des Abendmahls. Schon hatte der Reformator Warnungen erhalten, schon ahnte er, was ihm bevorstand, schon trat er ins Astadium, dessen Höhepunkt die Nacht im Ölgarten war. Dann folgte das Sstadium: Gefangennahme, Verhör, Geißelung, Kreuzigung, dann das Tstadium: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?!", eine Konstatierung tiefster Zerknirschung, eine verzweifelte Frage an Gott, den Jesus doch in sich glaubte, ein Irrewerden an seiner Würdigkeit, an seiner göttlichen Sendung und an ihrem Erfolge, der Welterlösung, — und endlich die freudige Gewißheit, den Sieg doch errungen, das Werk vollbracht zu haben. Der Tod Jesu war nicht ein kultischer, sondern ein kultureller Tod, ein Revolutionstod: die Gegner waren mächtiger als der Empörer und widerlegten mit der Kreuzigung, der damaligen Todesstrafe, vor den Zeitgenossen die Lehre Jesu an ihm selber (Papierkrone, Dornenkrone, INRI, „Bist du Gottes Sohn, so steig herab!" usw.). Indem nun aber die Hinrichtung als Strafe für eine religiöse Empörung erfolgte, gewann der Revolutionstod den Charakter eines kultischen Opfers, und so wurde Jesus zu einem Christus (S. 167, 208, auch zu einem χρηστός, Tauglichen, Tapferen, Helden), zum Vorkämpfer für seine „Jünger(en)"

es die besten im israelitischen Volke lebenden Kräfte waren, die sich zur Empörung gegen das von Antiochus ihm aufgedrungene Griechentum zusammenfaßten, so wenig ist dadurch ausgeschlossen, daß nach der glücklichen Beendigung des Kampfes eben diese Kräfte nach und nach zu einer so unerfreulichen Richtung, als es der Pharisäismus war, erstarren konnten. Haben wir doch selbst nach der gewiß gesunden Erhebung, der wir die Abwerfung der Franzosenherrschaft verdanken, in der romantischen Deutschthümelei eine Richtung erlebt, die sich zum deutschen Wesen ähnlich verhielt wie der Pharisäismus zum jüdischen. Indem ein Volk das ihm aufgedrungene Fremde in Staat, Sitte und im Falle der Juden auch in der Religion ausstößt und seine Eigentümlichkeit wieder zur ausschließlichen Geltung bringt, weist es leicht auch dasjenige von sich, was in der fremden Volksthümlichkeit Gutes ist, verfestet sich in seiner Einseitigkeit, und insofern es nun alles dasjenige hervorzukehren sich befleißigt, wodurch es in den Erscheinungsformen des Lebens von andern Völkern sich unterscheidet, fällt es, oder fallen vielmehr diejenigen, welche diese Richtung, auch nachdem sie ihre geschichtlichen Dienste getan hat, noch festhalten, leicht einem Äußerlichkeitsgeist anheim, der über der Form das Wesen vergißt. Damit verbindet sich dann in einer solchen Partei der starre Trotz, der von den nationalen Ansprüchen nichts nachlassen, den veränderten Zeitverhältnissen kein Opfer bringen will ... Dieser Partei starrer und beschränkter Judenthümler standen die Sadducäer als aufgeklärte Weltleute gegenüber ... Alle tieferen religiösen und sittlichen Kräfte, so viele derselben in dem alten Volke Gottes noch übrig waren, scheinen sich in jener Zeit in den Verein der Essener geflüchtet zu haben...."

und die späteren Anhänger seiner Lehre, zu einem sons, sonticus, sacer (3. Bd. Nr. 569), zu einem Erprobten, Echten, Wahren und — Schuldigen, der mit seinem Tode die kulturell-politische, damit aber eben auch die religiöse, die Pubertätsschuld auf sich genommen und als „Opferlamm" gesühnt hatte *). Seine Hinrichtung ist indes nicht das Wesentliche seiner Lehre, andere Religionsstifter (z. B. Mohammed) blieben leben; das Wesentliche ist die Überführung des rachedrohenden finster-bösen Jahwe in „den lieben Gott", der im Abendmahl genossen wurde.

Es gibt kein Volk, das nicht ursprünglich Menschenopfer vollzogen hätte. Der altnordische König Vikarr wurde geopfert, damit Odinn guten Wind zum Kriegszug nach Hordaland sende. Die Schweden verbrannten ihren König Olafr tretelja in seinem Hause wegen schlechter Ernte — zur Befriedigung der irgendwie beleidigten Gottheit, die den Mißwachs verhängt hatte. Die Angel-Sachsen weihten vor der Heimkehr von Plünderungszügen an der gallischen Küste jeden zehnten Gefangenen den Göttern, um sich günstigen Wind für die Heimkehr zu sichern. Aus dem Herzen der Menschenopfer prophezeiten die Priester der Normannen den Ausgang ihrer Wikingerfahrten. Nach dem Siege im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) opferten die Germanen die römischen Tribunen und Centurionen, nach dem Siege über die Chatten brachten die Hermunduren alle Gefangenen dem Wodan und dem Ziu dar, um 540 töteten Franken am Po gotische Weiber und Kinder und warfen sie als Erstlingsopfer in den Strom, Gregor d. Gr. berichtet von den Langobarden, sie hätten bei einer Siegesfeier über die Römer 400 Gefangene dem Wodan geopfert, dann ein Ziegenopfer dargebracht, indem sie dem Tiere den Kopf abschlugen und es umtanzten, dazu verabscheuungswürdige

*) Nach D. F. Strauss ist es möglich, daß Jesus am Kreuze gar nicht gestorben ist. Er mag einige (sieben) Stunden gehangen haben. Die Nagelwunden an sich waren nicht tödlich. Solche Fälle sind historisch verbrieft. Der Lanzenstich in die Seite wäre dann Legende, wie so vieles in den lange nach seinem Tode entstandenen Evangelien. Er mag im Grabmal wieder zu sich gekommen sein und es mit Hilfe seiner Freunde verlassen haben; so konnte er auch seinen Jüngern „erscheinen". Er mag sich nicht mehr öffentlich gezeigt haben, mag auch von der Qual tödlich geschwächt alsbald gestorben sein. Zu vornehmen Grabmälern wurde damals der λίθος σαρκόφαγος, d. i. fleischfressender Stein verwendet: die Leichen „verschwanden" aus dem Grabe, d. h. die Priester, die mit den „Sarkophagen" (wozu „Sarg") gewiß ein gutes Geschäft machten, beseitigten sie, ließen sie „fleischlich auferstehen", d. h. im Fleisch ins Jenseits eingehen usf. (die Spekulation auf die Dummheit hat sich noch immer als gutes Geschäft erwiesen). — Soeben (14. Januar 1938) erklärt die englische Hochkirche: die Bibel ist nicht mehr als irrtumsfreie Quelle der Offenbarung anzusehen; die Lehre von der unbefleckten Empfängnis wird abgelehnt, ebenso die von der körperlichen Auferstehung, ebenso die von der päpstlichen Unfehlbarkeit, ebenso die von der Existenz des Himmels jenseits des Firmaments. Was bleibt noch?

Lieder singend (579 n. Chr.) usw. Neben den Menschenopfern wurden also Tier- u. a. Opfer dargebracht; die obszönen Gesänge, Lästerungen, Verspottungen waren ein Teil der Sünden, die auf den Sündenbock übertragen wurden, an ihm mußten eben „alle Sünden" begangen werden. Beim dänischen Hauptopfer in Hleidr wurden 99 Pferde geopfert; man brachte das Roß dem Odinn, den Bock dem Tor, Eber und Rind dem Freyr, den Widder dem Heimdall dar usw., die Tiere wurden verschmaust, die Häupter am First des Hauses angebracht zum Zeichen der Versöhnung zwischen Gottheit und Mensch. Weiterhin wurden Pflanzen (heilkräftige Kräuter, Beeren, Hölzer, Harze, Feldfrüchte) zu heilsam-heiligen Räucherungen, als Rauchopfer verbrannt und Sachen (Gold, Silber, Kleinodien, Kleider, Waffen u. a. Besitzstücke) den Göttern, d. h. ihren irdischen Stellvertretern, den Priestern, „der Kirche" übermacht nach der Devise „do ut des", wobei sich freilich ein Gott göttlich, mindestens fürstlich zu revanchieren hat, der Opferer also ein gutes Geschäft zu machen hofft. So hatte und hat der Priester, der mit dem außerweltlichen Gotte auf du und du stand und steht, eine Art Tarif, wieviel man spenden muß, um eine Portion Sünden vergeben zu bekommen, und es steht nur zu hoffen, daß die jenseitige Buchführung mit der diesseitigen übereinstimmt. Gebt, gebt, gebt! — die ewige Parole aller kleinen und großen Welterlöser.

Auch die Frauen opferten und opfern, auch sie haben die trophische und genische Pubertätsprobe zu bestehen, opfern die Kindheit beim Übergange ins Jugend-Erwachsenenalter. Die Frauenopfer unterscheiden sich gemäß der biologischen Beschaffenheit des Weibes von den Männeropfern. Das Urweib opferte sich nicht wie der in ihren Armen sterbende Urmann, es blieb am Leben, aber gab „ihre Unschuld" hin, wurde „schuldig" d. h. eben vollzog die Pubertätstat, es wurde schwanger und brachte derart Leib und Leben dar, es „schenkte den Kindern das Leben", nährte und schützte die Säuglinge mit ihrem Leibe und Leben, opferte sich den Kindern. In genetischer Abwandlung der urtümlichen Pubertätstat (mit Tötung des Mannes) wurden auch Mädchen, Jungfrauen und Frauen geopfert und wurde so „die Weibessünde", die tödliche Verführung, die Vernichtung (1. Bd. S. 378ff.) des Mannes gesühnt, ihre „Teufelei" „ausgetrieben" (vgl. Hexenverbrennungen) — und so „opfert" auch heute noch der zölibatäre Mönch-Priester, der Impotente überhaupt „das Weib", indem er es in seinen neurotischen Verfahrensweisen „vernichtet", als „die Fleischeslust", die „den (ewigen) Tod" bringt, als „die Fleisches-, d. h. Todsünde", als die Eva, die „den Tod in die Welt gebracht hat". An die kultischen Tötungen „der schönsten Mädchen" (sie drängten sich z. T. zu diesem Vorzug, „mit dem Gott eins zu werden", ich erwähne nur das

Mädchenopfer der Azteken, im Minotauroskult der Griechen, im Damballadienst auf Haiti usw.) schlossen sich späterhin die milderen Sitten, die kultischen Marterungen, Verletzungen, Verstümmelungen, der Ersatz durch Tieropfer (Iphigenie usw.) u. a., bis sich die Prüfungsmethoden der hohen Kulturen herausbildeten, bei denen ja auch im allgemeinen Sinne geopfert wird, um die jugendliche Reife zu gewinnen.

Das Uropfer ist in einem trophisch und genisch; nachdem sich die trophischen von den genischen Prüfungen getrennt hatten, fand auch ein trophisches und ein genisches Opfer statt. Mit der Vollbringung des trophischen Opfers erwarb und erwirbt sich der Prüfling das Recht, in die genische Prüfung einzutreten, das genische Opfer zu vollbringen. In primitiven Zeiten (mag auch die Kulturstufe schon relativ hoch gewesen sein) fand die genische Probe unmittelbar nach der trophischen statt: an die trophische Einweihung schloß sich „die Orgie", der wilde Taumel der Geschlechter oder die feierliche Hochzeit an (vgl. Lingamkult, antike Mysterienspiele usw.). Mit steigender Kultur verlängerte sich die Zeitspanne zwischen Beginn und Ende der Pubertätszeit, sie wurde zur Periode, und ferner braucht sich die genische Probe nicht gleich an die trophische anzuschließen. Nun kann man die geschlechtliche Vereinigung selbst als das genische Hauptopfer bezeichnen: der Mann opfert sich dem Weibe und das Weib dem Manne, er setzt schon im Männerkampfe um das Weib Leib und Leben, Gut und Blut aufs Spiel, und hat er den Gegner überwunden, so opfert er dem Weibe seine Kraft, seinen Samen, sein „Leben", sich selbst. Und das Weib erwidert das Opfer: es gibt „sich" hin, schenkt „sich" dem Manne, ihre Wollust, die mit der seinen auflodert, das Ei, das sein Same befruchtet, es öffnet sich als Acker und nimmt die Saat darein und schützt und nährt und liebt das neue Wesen bis zur Teilung (Geburt) und darüber hinaus bis zum Flüggewerden, ja bis zum letzten Atemzuge.

Man kann aber auch nur die kultische Vollziehung oder dann Ergänzung der geschlechtlichen Hingabe als Opfer bezeichnen. Die Einweihung des Mädchens war und ist natürlich immer Aufgabe des Mannes, urzeitlich also des Urmannes, dann, als der Mann leben blieb, des väterlichen Mannes, des Herrn, mit dessen Überwindung erst „der junge Herr" Besitz und Weib eroberte. Der Herr war eben der Vater. „Wer" der Mann war, der im Getümmel des Frühjahrsfestes das Weib entjungferte (es fanden da obendrein viele Begattungen, promiscue, statt), ob der leibliche Vater oder ein anderer Vater-Mann, war unbekannt, so daß auch der Vater des Kindes unbekannt war (semper incertus). Aber auch in späterer Zeit hatte „der Vater", „der Herr" das Recht und die Pflicht der Einweihung des Mädchens

in die Geschlechtsliebe, das officium et jus primae noctis, und der „Bräutigam" hatte zu verlangen, daß die Braut auch genisch „fertig", „erprobt", ja schwanger, also fruchtbar, ehetauglich war, bevor er sie zu sich nahm. Wodan küßt seiner Tochter Brünhild die Gottheit ab und macht sie so zum irdischen Weibe. An Stelle des Vater-Gottes trat später, als sich das Volk mehrte und die väterliche Majestät-Autorität sich aufteilte, der Priester-Arzt, der in den einzelnen Sprachen auch Daimon (Dämon, dominus), Vater (Papa, pater, Papst), Herr (Signor, Monsignore, Seigneur, Sieur, Sire, Sir, zu signum Zeichen svw. der Ge-, Ausgezeichnete, Inhaber der „In-signien", des Herren-Abzeichens, der den Besitz abzeichnet, verteilt, das Zeichen = den Befehl gibt, wie ja „Priester" griech.-lat. presbyter svw. „der Ältere" [Eltern!] ist). So gingen die jungen Mädchen in den Tempel, das Haus des Herrn und brachten ihre Jungfräulichkeit „unschuldig", d. h. ohne „schuldig" zu werden (wie es mit dem Verstoß gegen das herkömmliche väterliche jus primae noctis geschehen wäre), dem Gotte, d. h. seinem Stellvertreter, dem Priester dar. Dabei wurden auch Kräuter usw. geopfert, also Räucherungen vorgenommen, auch Proben auf Tanzkunst, Giftfestigkeit usw. angestellt, die Mädchen waren so mehr minder betäubt, berauscht von Rauch, Tanz, Trunk, Liebeserregung (wie einst in den Rasereien der „heidnischen" Zeit), sanken in Schlaf (Tempelschlaf) — und als sie erwachten, war „es", „das Wunder" geschehen, „Gott" hatte das Mädchen als „die Erwählte" „heimgesucht", sie hatte „unbefleckt", in einer Art Bewußtlosigkeit empfangen, war besamt von Gott, dem Heiligen Geist(lichen), in „gesegneten Umständen", somit heiratsfähig, ihr erstes Kind war Gottes Kind, Gottsohn, vom Gotte und dem Gotte geweiht (vgl. die Sitte vieler, bes. katholischer Familien, den Erstgeborenen „dem geistlichen Stande" zu bestimmen). Diese fromme Sitte, der ἱερὸς γάμος, lief aus in die Tempelprostitution, dann in die öffentliche Prostitution („Venuspriesterin" usw.), die in hohen Kulturzeiten als eine Form der Neurose, als atavistisch zu kennzeichnen ist.

Der Apologet Justinus (im 2. Jahrhundert n. Chr.) berichtet als von dem Jesusbruder Jakobus überliefert eine Erzählung von der Geburt, dem Heranwachsen und der Verheiratung der Maria. Hiernach wird Jesus auf dem Wege Josefs und Marias nach Bethlehem in einer Höhle geboren. Josef sucht eine Hebamme und findet sie auch. Sie fragt ihn, wer die Gebärende sei. Er: „Meine Verlobte". Sie: „Ist sie nicht dein Weib?" Er: „Es ist Maria, die aufgezogen ist im Tempel des Herrn, und ich erloste sie zum Weibe, und doch ist sie nicht mein Weib, sondern erfuhr Empfängnis vom heiligen Geiste." Als dann die Hebamme und Josef zur Höhle kommen, waren sie Zeugen einer mystisch geschilderten

Geburt. Vgl. hierzu Ev. Matth. 1,18. Die Heimsuchung der Maria, ihre unbefleckte Empfängnis versteht sich so ohne weiteres; hinzu kommt, daß man damals von Samen- und Eizelle noch nichts wußte (S. 67), einen Zusammenhang zwischen Schwangerschaft und Koitus nur ahnte, also ohne dämonistische Deutung der Herkunft des Kindes nicht auskam, in dieser Art die „unbefleckte Fmpfängnis" auslegte und — auslegt (S. 74). Auch diese Deutungen sind in kulturellen Frühzeiten ubiquitär. Das Dschagga-Mädchen z. B., das heiratet, kniet vor dem Orischa, dem Familiengott, nieder und fleht ihn um seinen Segen an: er möge ihr Kinder geben, und sie mögen sein wie er selber; dann erst findet die Begattung statt, als der irdisch-nebensächliche Vorgang, mit dem der göttliche Zeugungszauber, „der Segen von oben" geheimnisvoll verbunden ist. Auch bei uns bedanken sich noch viele Leute bei dem außerweltlichen Gotte, daß er ihnen eine Kind geschenkt habe, wie es seiner Allmacht ja auch zugeschrieben wird, daß jemand stirbt („nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse ..", „es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden" usw.).

Ebenso wenig wie in der Promiskuität der primitiven Frühjahrsfeste das Weib wußte, wer alles sie begattet hatte, wußte natürlich der Mann, wen alles er begattet hatte. Alle waren Männer, auch die Söhne und die Brüder, alle waren Weiber, auch die Mütter und die Schwestern. Alle Männer waren „Väter", alle Weiber waren „Mütter". Und ebenso wie die geschlechtliche Vereinigung Vater: Tochter wurde die Mutter: Sohn kultisch und in kultischen Analogien vollzogen. Vgl. Kybele, Demeterdienst, Oedipus-Jokaste, Geschwisterehe der altägyptischen Dynastien, Siegmund-Sieglinde usw., auch die Geschlechtsliebe neurotischer Frauen zum viel jüngeren Manne, anderer zum viel älteren Manne, der „ihr Vater sein könnte".

In höheren Kulturstufen wurde der Geschlechtsverkehr zwischen Vater: Tochter und Mutter: Sohn sowie zwischen Geschwistern usw. „Inzest", d. h. Verbrechen, also Krankheit, Atavismus-Infantilismus, und ging die kultische Feier der Urtat in extragenitale Zeremonien über, doch hatte „der König", der Herr, mochte er auch nur ein Gutsbesitzer sein, noch lange Zeit hindurch das Recht auf die Begattung seiner weiblichen Leibeignen, der Frauen seiner Vasallen (s. z. B. Edda, Lehrgedicht vom Rig), der Sieger das Recht auf die schönsten und vornehmsten Mädchen und Frauen der Burg, der Stadt, des Landes — und sie waren z. T. glücklich, von ihm beehrt zu werden und seinen Samen zu empfangen. Noch später setzte der Herr etwa den nackten Fuß ins Brautbett (1. Bd. S. 602), bewilligte die Heirat (vgl. „Konsens"), richtet die Hochzeit aus, gab ein Stück Land zum Lehen; die Eltern erteilen analog ihre Genehmigung, ihren

Segen und opfern freiwillig gern einen Teil ihres Besitzes (Mitgift = Mitgabe), ebenso gibt der Priester seinen Segen. Schon mit der Teilnahme am ersten Abendmahl erringt der junge Mensch die Freiheit, auch dem genischen Hoch-ziel zuzustreben, das in der Hoch-zeit erreicht wird.

Dies ist das Wesen des Opfers. Jeder Übergang ist ein Opfer, für das man den (größeren) Gewinn eintauscht, insonderheit ist jedes Fest, Aufsplitterung des einst einzigen Festes oder doch Hauptfestes des Jahres, eine Opfertat. Die einzelnen Opfer sind verschieden wie die Übergänge, sie lassen sich nach mannigfachen Gesichtspunkten klassifizieren:

a) der Art nach

1. Kultische Opfer als spezielle Abwandlungen und Ausformungen des Uropfers: in erster Linie das Abendmahl, dann Spenden aller Art an die Kirche, Wallfahrten, Gelübde, Leistungen usw., auch Kirchensteuern.

2. Profane s. weltliche Opfer: berufliche, sportliche, freundschaftliche, sinnliche Hingaben von Besitzstücken oder Leistungen (Verluste, Honorare an den Arzt für seinen „Medizinzauber", Steuern, Spenden, Mitgift, Erbteil, Geschenke usw., eheliche Vereinigung) oder Selbstopfer („Aufgehen" in einer Aufgabe, Heldentod des Soldaten, des Berufstätigen oder Helfers, der sein Leben aufs Spiel setzt, des Liebenden, der mit seinem Partner eins wird.)

b) der Einordnung nach

1. Das kultische Opfer kann dem profanen vorausgehen, als Bittopfer. Agamemnon opferte seine Tochter Iphigenie bzw. die Hirschkuh (die natürlich schon bereit gehalten war) vor der Ausfahrt nach Troja mit der Deutung, daß die Götter günstige Winde schicken sollten, was sie denn auch prompt besorgten. In den neuen Deich an der Friesenküste mußte „Leben", am besten ein lebendiges Kind, sonst ein lebendiger Hund vergraben werden, damit der Damm hielte (s. Th. Storm, Schimmelreiter). Der norwegische Jarl Hakon versprach in der großen Jomswikingerschlacht seinen eigenen Sohn für den Sieg. Der Kirche oder dem Heiligen muß eine Kerze, eine Messe (das Geld dafür) usw. geopfert werden, damit der Heilige Fürbitte leiste. Das Kind betet zu Gott, er möge ihm in der Schule eine gute Zensur verschaffen, und opfert dafür einen Groschen oder ein Versprechen, volle acht Tage brav zu sein. Usw. Das Bittopfer ist eine Vorprobe des profanen Erlebnisses, aus dem Ergebnis des kultischen Opfers schließt man (Auguren, Druiden usw.) auf den günstigen oder ungünstigen Verlauf des profanen Vorhabens.

2. Das kultische Opfer findet nach dem profanen Erlebnis statt, als Dank-, Versöhnungsopfer. Opferung von Gefangenen usw. nach dem Kampfe, Ring des Polykrates, Erntedankopfer,

Sühnopfer nach der Kopfjagd mit der Deutung, daß die Seele des Abgeschiedenen sich zufrieden geben und keine Rache üben werde, Dankgottesdienst nach dem Siege mit der Deutung, den Neid der feindlichen Götter zu besänftigen, die Gnade der eigenen sich zu erhalten. Natürlich ist jedes Opfer ein „do, ut des", realiter ein „do et das", auch das Dankopfer ist Vorsorge für die Zukunft, also insofern implizit Bittopfer. Oft ist der Lohn für das Opfer nur ein „ideeller", die Befriedigung über die gute Tat, über eine gewonnene Einsicht (durch Schaden wird man klug).

c) der Größe nach

1. Ganzopfer, also Opferung des ganzen Menschen, Selbstopfer, -aufopferung. Tarquinius Priscus stürzte sich in den Abgrund, um die Stadt zu retten, Sokrates (3. Bd. Nr. 569), Jesus, viele andere Märtyrer, Millionen „Ketzer" opferten sich für ihre Überzeugung, allein die katholische Kirche nahm ad majorem dei gloriam unzählige Opfer an Menschenleben und Gütern aller Art an, der moderne Kollektivismus bringt dem Gotte der Gottlosigkeit Hekatomben von Menschenopfern dar usw. Selbstopfer waren die freiwilligen Verbrennungen der indischen Witwen, das Mitsterben der Lieblingsfrau, -diener, -tiere germanischer, afrikanischer usw. Herren u. a. Methoden des Selbstmordes. Häuptlinge primitiver Völker opferten (und opfern) sich, sobald ihre „Kraft" nachzulassen beginnt (z. B. das Haar ergraut, ein Zahn ausfällt usw.) oder nach einer bestimmten Regierungsdauer in oft überaus grausamer Weise, wobei ihre Dämonie auf den Nachfolger übergeht (s. bei J. G. Frazer, Der goldene Zweig). Selbstopfer ist der Heldentod des Soldaten, auch die unblutige Hingabe eines Menschen an eine große individuell-überindividuelle Aufgabe.

2. Teilopfer. Der Mandanerjüngling ließ sich nach der Pubertätsmarterung (Durchstechen von Holzstäben durch das Schulterfleisch usw., Hochziehen daran, Herumdrehen, Belasten anderer durchs Fleisch gestoßener Stäbe mit Schild, Büffelköpfen usw.) noch ein oder zwei Fingerglieder abhacken. Allenthalben bei Primitiven Beschneidungen, Verstümmelungen usw. Die Nonne wie jede Impotente opfert vermeintlich ihre Geschlechtlichkeit, wie der Mönch u. a. mönchische „Männer" die ihrige. Der Soldat opfert bei Verwundungen sein Blut usw. Man opfert (nach Gelübden) Leistungen, Besitzstücke.

d) der Teilnehmerzahl nach

1. Eigenopfer. Man opfert sich oder einen Teil von sich.

2. Gemeinschaftsopfer. Doppelopfer: Mord-Selbstmord, Liebestod, Tristan-Isolde usw. Man opfert einen aus der Gemeinschaft Erwählten oder einen Teil des gemeinsamen Besitzes.

e) der Bereitwilligkeit nach

1. Freiwillige Opfer. Freiwillige vor! Spenden an die Armen.

Der griechische Opferstier mußte mit dem Kopfe genickt haben, das römische Opfertier mit losem Stricke zum Opfertisch (Altar) geführt werden, volenti non fit iniuria.

2. Erzwungene Opfer. Der primitive König in Indonesien „muß" seine Würde annehmen, seine Freiheit opfern, mit diesem Opfer die Mana erkaufen (er wird schwer verprügelt, darf sich auf dem Throne nicht rühren, nicht einmal selber kauen, da sich seine Mana zur weltzerstörenden Kraft fortsetzen würde, sobald er sich im geringsten bewegte). Mancher Negerfürst wurde bei anhaltender Dürre erdrosselt, da sein Zauber schwach geworden wäre und damit er bei dem Regengotte vorstellig werden könnte. Der Verbrecher wird trotz alles Sträubens zum Schaffot geschleppt. Die Steuern werden notfalls „eingetrieben". Du mußt spenden, sonst ist dir die ewige Seligkeit, die Achtung deiner Mitmenschen verloren usw.

f) der Entwicklungshöhe nach

Menschen-, Tier-, Pflanzen-, Sachopfer in phylogenetischer Abfolge und Abwandlung. In höheren Kulturen werden Menschen nicht mehr „geschlachtet", sondern führen ihre Kämpfe in verfeinerter Weise, feineren Handlungen, Worten und Gedanken, also differenzierter, doch werden immer noch Bezeichnungen wie „Hals abschneiden", „zur Strecke bringen", „umbringen", „zerfleischen", „vernichten" usw. (S. 490) verwendet, z. B. für den alltäglichen Konkurrenzkampf auf allen Gebieten, man opfert sich in Form des Aufgehens in einer Aufgabe, des Ringens mit ihrer Lösung, also auch mit denen, die sich ihr entgegenstellen, insbes. in Form des Aufgehens in einer „Lebensaufgabe", deren Lösung ein (mehr minder) großer Kulturfortschritt ist und die nur gegen ungezählte Widerstände vollendet werden kann und oft genug nur die negative Anerkennung der Zeitgenossen in Form von Totschweigen, Beschimpfungen usw. findet (1. Bd. S. 20). Hochkultürliche Menschenopfer sind auch die freundschaftliche und die sinnliche Hingabe, insbes. die eheliche Verschmelzung zur Einheit. Kultisch ist das „Menschenopfer" speziell das Abendmahl; in dieses geht auch das primitive Tieropfer genetisch ein. Menschen- und Tieropfer in Form anatomischer Tötung kommen auch in hohen Kulturen vor im Kriegsfalle (Opfer auf dem Altar des Vaterlandes, Heldentod von Mann und Tier in der Feld-Schlacht), Tieropfer im Schlachthause, bei (not-wendigen!) wissenschaftlichen Versuchen usw. — Analoge Abfolge und Abwandlung in der Ontogenese: Das Kind opfert in seiner zwar primitiven, aber im Niveau der jeweiligen Kulturstufe der Gemeinschaft liegenden Art und Weise, es opfert sich, indem es den Mutterleib, dann die alleine Welt verläßt, überhaupt in den stetigen Entwicklungsschritten, bes. den krisischen, zuletzt im Pubertätsübergang, und es opfert hierbei auch die

Eltern, indem es ihnen „über den Kopf wächst". Seine Forschungen sind auch Tier-, Pflanzen- und Sachenopfer. Usw.

g) der Norm und der Abnorm nach

1. Normale Opfer: der Einsatz entspricht dem Ergebnis, die Gabe der Gegengabe, nach dem Gesetz der immanenten Gerechtigkeit (S. 401, 435).

2. Abnormale Opfer: der Einsatz entspricht dem Ergebnis nach dem Gesetz der immanenten Ungerechtigkeit (S. 402, 436). Der Kranke, bes. ist wieder der Neurotiker gemeint, verkennt das Wesen des Opfers, opfert zuviel-zuwenig, und was er erhält, ist ihm zuviel-zuwenig, er überschätzt invicem die Größe des Opfers und der Gegenleistung, er stellt hier übermäßige Opferforderungen und wendet, selbst im Zwange lebend, zu ihrer Durchführung die Methode des Zwanges (S. 301, 313, 342, usw.) an, dort untermäßige Opferforderungen, deren Erfüllung er als leuchtendes Beispiel preist, er mißbraucht die Gelegenheiten, indem er profane Opfer zum Kult erhebt und kultische Opfer profaniert, er muß selber zur Leistung der üblichen Opfer gezwungen werden und vergeudet sich an falscher Stelle, er opfert auch den Besitz anderer Leute, den er sich irgendwie theoretisch oder praktisch aneignet, indem er individualistisch-kollektivistisch Mein und Dein nivelliert (alles ist eins, sonach gibt es keine Unterschiede, oder alles ist allen, sonach können alle allen alles — und nichts opfern), er setzt rücksichtslos sein Leben aufs Spiel: für sich, für die andern, für alle, und wenn doch alles eins oder alles allen ist, kommt es auf xbeliebige Menschenopfer nicht an, andererseits „schont er sich", hält sich überängstlich zurück, versteckt sich (auch in der Menge) — und „opfert sich" so in Form des vermeintlichen, vorgeblichen Verzichtes, der in Wahrheit nur Schwäche in Großformat ist. Für ihn ist „Opfer" nur die Gabe, die ohne jede Gegenverpflichtung gegeben wird, aber gerade damit die höchste Gegenverpflichtung „bedingt" und „verdient". Für ihn heißt „opfern" mehr geben, als man entbehren kann, ja mehr geben, als man hat (Goethe dagegen: Nur ein Lump gibt mehr, als er hat), aber damit wird der Opferer selber opferbedürftig — und wiederum das Opfern zur Gaukelei. Oder „opfern" heißt schon: das Geringste abgeben; denn nicht auf die materielle Größe des Opfers, sondern auf die Gesinnung kommt es an, mit der Kleinheit des Opfers opfert man seinen Wunsch, mehr zu geben, und „Gott siehet ins Herz". Muß das Opfer freiwillig sein — oder ist erst das ein Opfer, das abgezwungen wird? Man kann auch jem. zwingen, „freiwillig" zu opfern, auch hier heiligt der Zweck die Mittel! Der Schwache hat Anspruch auf das Opfer des Starken (er ist ja nur stark, weil der Schwache schwach ist!) — derart zwar, daß sich der Schwache in seiner Schwäche recht hübsch wohlfühlen kann, um Gottes

willen schwach bleibt und nur in seiner anmaßenden Forderung auf Wohltätigkeit, in seinem untertänigsten Stolz auf seine Schwäche seine — „Stärke" bekundet; denn wenn der Schwache (mittels Erziehung, Aufklärung) stark werden und sich selber helfen würde, wie es sich gehört, dann wäre ja der „Opfergeist" überflüssig und am Ende niemand mehr da, dem geopfert werden könnte, — und wie sollte das der Opferer ertragen, der ja recht gut vom Sammeln der Opfergaben lebt, wer sollte ihn dann noch anhimmeln, ja anbeten, was sollte aus Gott werden, wenn niemand mehr da wäre, der in der Not zu ihm schriee?! Die „Ärmsten unter den Armen" (Krokodilsträne, bitte!) sind ja gerade die Verächter des Irdischen, somit gottselig, die willkommenen und unentbehrlichen Objekte der Wohl-tuerei (mehr„tuerei" als „wohl!"), den Tauge- und Habenichtsen muß man dienen, denn ihrer ist das Himmelreich. Man muß mit Opfern sein Schuldgefühl entlasten; denn Besitz ist nicht Gemeinschaft, sondern Diebstahl an der Gemeinschaft und damit Sünde! Der Betrüger muß ein paar Groschen opfern: Petrus streicht ihm dafür die ganze Schuld. Man muß den knurrenden Hunden einen Knochen hinwerfen. Man muß den Neid des Schicksals abwenden („Noch keinen sah ich glücklich enden ..."). Man opfert aus Großmannssucht, Protzerei, Eitelkeit, Heuchelei, man opfert am besten das Geld und Gut, das man anderen Leuten abquetscht. Usw. Das Mädchen opfert sich dem Manne, um ihn von seiner Geschlechtsnot zu erlösen, und umgekehrt. Die Abstinenten opfern dagegen „die irdische Liebe", sie bannen den Geschlechtsteufel, die böse Lust, den ewigen Tod — und opfern sich damit den Menschen, denn ihnen kann der gebannte Tod nichts anhaben. Der Mörder, der Totschläger usw. verhalten sich zu ihren Opfern atavistisch, d. h. wie der Primitive im Pubertätskampf; mancher treibt dabei eine Art Kult (martert, kreuzigt sein Opfer, trinkt von seinem Blute, ißt von seinem Fleische usw., Satansanbeter, Übernahme der Tod-Tötungssünde, daher mußte der Herr Kaplan dem Massenmörder Kürten die Hände und die Ketten küssen). Man „begeht" ein Verbrechen, wie man ein Fest „begeht". Kein Kranker opfert aus reinem Herzen, sein Opfer ist allemal ein Fehlopfer, nur sofern er zu normnahen Leistungen fähig ist, trifft er äußerlich das Richtige und ist sein Opfer mechanisch brauchbar. S. weiter im 6. u. 7. Bd.

D. Sieg und Niederlage.

Sieger ist, wer die Prüfung bestanden, also den Nachweis gewisser Fähigkeiten und Fertigkeiten erbracht hat. Mit Fähigkeit bezeichnen wir die biologische Beschaffenheit des Individuums funktionell. Je mehr sich der Organismus differenziert, differenzieren sich also auch seine Fähigkeiten. Die auf ein be-

stimmtes Niveau ausgereiften Fähigkeiten nennt man auch Fertigkeiten*); sie entwickeln sich weiter-höher, bis der Mensch mit Bestehen der Meisterprüfung in Beruf und Liebe „fertig" ist. Mit Fähigkeit bezeichnet man auch die unaktuelle Funktion der RSe, deren aktuelle Funktion die Fähigkeit und den Fertigkeitsgrad erweist. Also: die Fähigkeit eines Schülers im Rechnen ist soweit gediehen, daß er die Fertigkeit, in die nächste Klasse überzusiedeln, erreicht hat; ein Geigenkünstler ist fähig, Geige zu spielen, aber erst beim Spielen selber erweist er diese Fähigkeit und ihren Fertigkeitsgrad. Fähigkeit und Fertigkeit ist natürlich nur am Ausdruck (Verhalten) zu erkennen; es gibt keine Fähigkeit, die sich nicht ausdrückte, die sozusagen im Verborgenen blühte, — wie wollte man die denn feststellen? Es gibt keine „funktionslosen RSe" (§ $3_{,3,\,D}$). Fähigkeit und Fertigkeit werden gemeinhin promiscue gebraucht.

Jeder Mensch (jedes Wesen) ist spezifisch; gemäß unzähligen Vergleichen klassifizieren sich die Fähigkeiten zu gruppen- und artspezifischen, stellen sich ferner die entwicklungsbiologischen Unterschiede heraus. Ein Kind z. B. von 6 Jahren hat seine Fähigkeiten; aus Vergleichen ergibt sich die mehr minder nahe Analogie der Fähigkeiten mehrerer 6 jähriger Kinder, ergeben sich die gruppenspezifischen Fähigkeiten, weiterhin sind alle Fähigkeiten menschliche (artspezifische). Jedem 6 jährigen Kinde sind also gewisse Fähigkeiten zu eigen, die zwar von den analogen Fähigkeiten jedes andern 6 jährigen Kindes im Sinne der Individualspezifität verschieden sind, auf die aber jedes 6 jährige Kind geprüft werden kann. Ferner: ein 6 jähriges Kind kann schon z. B. die Kaffeemühle drehen, aber dieses Drehen ist genetisch verschieden von dem Drehen des 8- oder 10- oder 20 jährigen Mädchens oder der verheirateten Frau usw., d. h. die Fähigkeiten sind in steter Entwicklung begriffen. Hat das Kind die Prüfung auf die für seine Entwicklungsstufe zuständigen, d. h. durchschnittlichen s. normalen Fähigkeiten bestanden, dann ist es in dieser Prüfung Sieger. Die den einzelnen Entwicklungsstufen zukommenden Fähigkeiten sind bei den einzelnen Individuen quoad In-, Extensität, eigenschaftliche Determinierung, Periodik usw. verschieden und werden hiernach klassifiziert. Das eine Kind „malt den ganzen Tag", das andere nur kurze Zeit oder in kürzeren oder längeren Zwischenräumen usw., die Malereien sind nach der Art usw. verschieden; hiernach wird die malerische Fähigkeit der verglichenen Kinder zensiert. Alle Kinder aber haben eine malerische Fähigkeit. Wer innerhalb der normalen Var.-B. einer Klasse lesen kann, hat die Prüfung

*) „fähig" zu „fangen", also Fähigkeit = Fängigkeit svw. Begabung zum Fangen, Aufnehmen und Halten. „fertig" zu „fahren", svw. fahrbereit, in Fahrt, der Ge-fahr gewachsen.

bestanden und ist Sieger, wer die normalen Anforderungen nicht erfüllt, ist „durchgefallen", kann aber auf andern Gebieten Sieger sein.

Man vergleicht in der Prüfung nicht Fähigkeiten verschiedener Entwicklungsstufen, niemand wird einen Sextaner und einen Primaner zusammen auf Latein prüfen. Dies gilt auch für die muskulären Kräftemessungen: der ältere Junge ringt nicht mit dem viel jüngeren, falls dieser nicht besonders kräftig ist, also den Altersunterschied damit wettmacht. Die Waffen sind im normalen (fairen) Kampf gleich, der Bewaffnete kämpft nicht mit dem Waffenlosen usw., doch kann rohe Kraft gegen Klugheit (auch hinsichtlich Waffentechnik und -gebrauch) stehen — und letztens hat immer noch das Großhirn über das Kleinhirn gesiegt. Der Ältere kann aber den Jüngeren verhauen, d. h. eine Strafe an ihm vollziehen; hierbei handelt es sich nicht um Kräftemessung, sondern um Erteilung eines Lohnes für eine Missetat (normaliter verbunden mit Aufklärung, Belehrung, S. 461). Oft wird der Unterschied zwischen Kräftemessung und Prügelstrafe nicht erkannt: der mißverstehende (neurotische) Junge faßt die Prügel als Kräftemessung auf und haut zurück oder hält bockig, trotzig, verbissen usw. stand (Standhaftigkeitsprobe nach urtümlichem Muster), der mißverstehende Ältere übertreibt die Prügelstrafe, als ob es sich um eine Art Kampf auf Leben oder Tod handele; der Junge ist stolz darauf, „bevorzugt" worden zu sein und die Kraftprobe bestanden zu haben, der Ältere ärgert sich, daß er „den Bengel nicht weich gekriegt hat" und insofern (bis zum nächsten Male!) unterlegen ist. Der Gesunde prügelt anders wie der Neurotiker, der zuviel-zuwenig tut, krampfig verfährt. Natürlich ist der Strafvollzug auch Prüfung, in hohen Kulturen mit erprobter Dosierung der Strafen kaum noch darauf, ob der Bestrafte die Strafe aushält, vielmehr darauf, ob die Strafe „zieht", erzieht, der Bestrafte sich bessert — wozu erfahrungsgemäß die Strafe allein, also ohne Belehrung nicht ausreicht (vgl. auch meine Aufsätze in Arch. f. Kriminol. Bd. 81 H. 4, Bd. 84 H. 2/3).

Jede Prüfung, jeder Kampf endet mit dem Siege des einen, der Niederlage des andern Partners. Ein „unentschieden" ist ein „vorläufig", die Entscheidung fällt das nächste Mal. Der Sieger ist „über-", der Besiegte „unterlegen" (liegt „unter", „unten", ist unter-worfen, nieder-geworfen usw.). Die Niederlage zeigt keineswegs immer an, daß der Unterlegene die Fähigkeiten, auf die geprüft wird, nicht in dem für seine Entwicklungsstufe zuständigen Grade hat, sondern oft, daß innerhalb der normalen Var.-B. der eine Partner die geprüfte Fähigkeit in höherem Grade hat als der andere. Eine Niederlage derart, daß die geprüfte Fähigkeit als außerhalb der normalen Var.-B

liegend befunden wird, kann nur Erlebnis eines kranken Prüflings sein; diese Fähigkeiten sind also abnorm, stehen auf einer rel. zu niedrigen Entwicklungsstufe. Über die Norm hinaus kann eine Fähigkeit nicht gesteigert sein, sie kann aber enorm sein, also an der Spitze der Norm liegen. Oft imponieren dem Unkundigen abnorme, auf rel. zu niedriger Entwicklungsstufe übersteigerte (hypertrophe) Fähigkeiten als enorme; alle „frühreifen", alle „Wunderkinder" sind krank (§ 7,7, c). Der Gesunde fällt niemals durchs Examen (irgendeiner Art), er kann zwar gegenüber andern Prüflingen unterliegen (zurückstehen), aber „genügen" wird er auf alle Fälle, er bleibt nicht sitzen — weder auf der Schulbank noch im beruflichen Wettbewerb noch in der Liebe.

Der eine Gegner ist der Prüfling, der andere der Prüfer. Das muskuläre oder zerebrale (S. 299, 362) Ringen zweier Tertianer miteinander ist eine gegenseitige Prüfung, und man kann höchstens den Herausforderer als Prüfer bezeichnen; das Ringen kann aber vor einem Dritten als Prüfer, Schiedsrichter stattfinden. Ist der eine Gegner sehr viel älter, „ein Alter", dann ist er regelmäßig der Prüfer: er tritt in höheren Kulturen nicht mehr „selber" an, sondern stellt dem Jungen die Aufgaben und prüft die Lösungsarbeit. Die Aufgabe paßt zu der Fähigkeit, die der Entwicklungsstufe des Prüflings normaliter zukommt, wie sich aus der Erfahrung ergeben hat. Der Gesunde wird dem Prüfling keine Aufgaben stellen, denen er noch nicht gewachsen ist; er kann eine solche Aufgabe nur stellen, um zu prüfen, ob der Prüfling diese Aufgabe als unangemessen erkennt. Stellt der Prüfer im Ernst eine unpassende Aufgabe, so ist er — als geprüfter Prüfer — durchgefallen, so bald das Unpassende der Aufgabe erkannt wird (S. 398). Nicht selten prüft der Jüngere den Älteren, indem er ihm aus seiner Welt Fragen vorlegt, darunter solche, die der Ältere nicht zu beantworten weiß oder deren Beantwortung für den Frager noch unverständlich bleibt (es sei nur an die Karussellfrage „warum?" erinnert); der gesunde Ältere spielt sich da nicht als allwissend auf — derart, daß er irgendeine Auskunft gibt, „um den Frager zu beruhigen", oder ihn anschnauzt: „Das geht dich nichts an" oder ausweicht usw., sondern er belehrt den Frager, daß einer nicht alles weiß, wissen kann und zu wissen braucht, und daß es Dinge gibt, die der Jüngere erst später wird verstehen lernen; auf diese Weise hat der Ältere die Prüfung bestanden, der Neurotiker aber ist mit seiner „Allwissenheit" durchgefallen: das Kind ist ein strenger Prüfer.

Besteht der Prüfling die Prüfung, dann ist der Prüfer (im Rahmen der Prüfung) unterlegen, besiegt, d. h. er ist mit der Feststellung, daß der Prüfling die zuständigen Fähigkeiten hat, also hinsichtlich dieser Fähigkeiten überwunden, überflüssig geworden, „beseitigt", die Prüfung findet nicht mehr statt.

Insofern der Prüfer **Führer** ist, nimmt er am Siege des Prüflings teil, er hat ihn ja zum Siege geführt, ist mit ihm Sieger — gegenüber einem gemeinsamen Prüfer, einem prüfenden Gremium. Der Führer geht voraus, aber dabei prüft er ständig sein Gefolge wie dieses ihn; „blindes Vertrauen" ist ebenso abnorm wie „Überkritik", die gesunde Prüfung führt zu einem gesunden Urteil, zur richtig-gerechten An- oder Aberkennung der Fähigkeiten, die Unterlassung der Prüfung ist ebenso wie ihre Übertreibung krankhaft und ergibt allemal Mißurteile und Mißverhalten. Der Gesunde stellt sich gerne der Prüfung, mag er Führer oder Geführter sein: die gesunde Prüfung ist das einzig richtige Verfahren zur Urteilsbildung, und die gesunde Urteilsbildung ist das einzig richtige Verfahren in jedem Gemeinschaftsleben. Der Kranke (Neurotiker) wähnt, sich — in der speziellen Verfahrensweise seiner Neurose — der aktiven-passiven Prüfung entziehen zu können oder verliert sich in eine Prüferei als Selbstzweck — und scheitert in jedem Falle an den Tatsachen: niemand kann die Prüfung (das Stadium der Erlebnisse), also das Prüfen-Geprüftwerden meiden, und wer sie meiden zu können wähnt, wird eben auch daraufhin geprüft und erfährt allemal sein Menetekel.

Die Tatsache, daß der Prüfer auf seinem Entwicklungsniveau die einer früheren Stufe zukommenden Fähigkeiten in ihrer „damaligen" Art nicht mehr hat, z. B. der 40 jährige die Logarithmentafeln, die er in Sekunda handhabte, nicht mehr ohne weiteres, d. h. ohne einige Einübung benutzen kann, falls er nicht Mathematiker oder mathematisch soweit interessiert ist, oder daß er die Horaz-Oden nicht mehr ohne neuerliche Übung hersagen kann, — kann nicht Gegenstand einer Prüfung mit dem Ausgange in die Niederlage sein. Jene Fähigkeiten sind biologisch in höhere Fähigkeiten übergegangen, sind dabei selber unaktuell geworden oder verkümmert. Nur der neurotische Jüngere wird solche Prüfungen anstellen und sich über den Älteren erhaben dünken; nur der neurotische Ältere wird die Veränderung früherer Fähigkeiten als Niederlage auffassen und sich bemühen, die Fähigkeiten zu erhalten, ausgenommen natürlich der Lehrer, aber auch er sagt die Horaz-Oden nicht mehr so her wie dei Primaner.

Der **gesunde Prüfling** geht stracks auf die Lösung der Aufgabe los, kämpft mit ruhiger Beharrlichkeit um die Lösung und erringt auch den Sieg, wo nicht sogleich, so das zweite oder spätestens dritte Mal, und zwar gut oder weniger gut, genügend auf alle Fälle. Es geht ihm in erster Linie um die Lösung der Aufgabe, nicht um das Urteil dessen, der sie stellt; dieses Urteil ergibt sich ja ganz von selbst nach der vollzogenen Lösung. Der Gesunde ist sich seiner Sache sicher; er weiß, daß er der

Prüfung gewachsen ist, ja denkt nicht einmal daran, daß es anders sein könnte. Er ist bestrebt, die Aufgabe möglichst gut zu erledigen, so gut, wie er eben kann, und mehr, als er kann, kann er eben nicht, ultra posse nemo obligatur, niemand kann über seine biologische Beschaffenheit hinaus leisten, aber auch nicht darunter, mancher kann also nur eben die Höchstleistung vollbringen, strebt nach der höchstmöglichen Anerkennung, ist aber nicht Streber. Der neurotische Prüfling dagegen „kämpft" nicht, sondern „krämpft". Er kann z. B. in weitem oder engem Bogen um die Aufgabe herumschleichen, ihr ausweichen, gegen sie kämpfen (etwa derart, daß er sie und den, der sie stellt, bekrittelt und darin, nicht aber in der Lösung der Aufgabe — seine Aufgabe sieht), er kann sich an oder gegen den Prüfer wenden, also um seine Gunst buhlen oder gegen ihn zu Felde ziehen (hierbei sogar, falls möglich, die Aufgabe lösen!), er kann seine Aufgabe darin erblicken, gegen jede Autorität, jeden Anspruch des Prüfers und seiner „Helfershelfer", gegen den vermeintlichen Zwang zur Leistung aufsässig-widerspenstig zu protestieren, an Stelle der angemessenen Aufgabe der „Chikaneure" eine „eigene" zu setzen, die „selbstverständlich" „die einzig Richtige", ja die Weltaufgabe ist — und sei sie nur die, Opposition und Revolution „aus Prinzip" zu treiben, verkrampft-unzugänglich für jede Aufklärung, ja höchstbeleidigt über die „Zumutung", eine andere Meinung gelten zu lassen, und um Ausreden nie verlegen. Er kann sich auch überanstrengen, „mit aller Gewalt" die beste Note erstreben und sogar eine Weile erzwingen, er kann mit heftigen innern Erregungen (Organsymptomen aller Art) in die Prüfung gehen, „den Kopf verlieren" derart, daß das Denken wie weggeblasen ist oder die Gedanken wie Irrlichter im Dunkel umherhuschen usw. usw. Es kommt seiner und anderer Unklarheit zustatten, daß es für viele kranke Verhaltensweisen keine andern Bezeichnungen gibt wie für die analogen gesunden, man kann z. B. „der erste sein" in der Ablehnung der echten Leistung, Wörter wie Verantwortlichkeit, Heldentum, heroische Aktivität, Mut, Gemeinschaft, Ehre, Freiheit, Produktivität, ja Genie usw. usw. für gesunde wie kranke Tatbestände verwenden, die unechte als die echte Leistung und umgekehrt proklamieren, man kann in Aufsässigkeit oder Unterwerfung „siegen", Zersetzung oder Umbau mit Aufbau, krampfig durchgeführte Schwäche mit Stärke, gesunden Mut mit Mut zur Feigheit, Verderben mit Rettung usw. usw. verwechseln, man kann in vielen Fällen die Diagnose nicht stellen, ja die Kenntnis der Neurosen liegt im Publikum und auch unter den Ärzten noch gar sehr im argen, obwohl die Neurose viel häufiger als irgendeine andere Krankheit, ja längst epidemisch geworden ist. Natürlich gehen auch alle Prüfungen des Kranken zu Ende, die HASTF-Reihe

läuft — eben abnormal — ab, der Kranke kommt also auch zu seinem (einem falschen, bestenfalls normnahen) Ziele.

Wir haben also den gesunden und den kranken, den normalen und den abnormalen Sieg zu unterscheiden — wie die gesunde und die kranke Niederlage. Der gesunde Sieg ist das Ende der bei allen Schwierigkeiten geradlinig bestandenen Prüfung. Der kranke Sieg (der Sieg des Kranken) kann dem gesunden ganz ähnlich sehen, normnah sein (S. 311), der Kranke besteht die Prüfung auf seine Weise, z. B. mit Überanstrengung oder ohne jede Mühe (mit Abschreiben, Bestechung usw.), mit zuviel oder zuwenig Aufwand, der Kranke kann sogar eine Zeitlang, d. h. so lange die Hypertrophie eine gesunde Leistung vortäuscht, ja bei sonst, d. h. in den fastgesunden Anteilen guter Begabung sogar lange Zeit hindurch den ersten Platz belegen und halten und wird dann bewundert wegen seines fanatischen Eifers, seines kolossalen Fleißes, seiner verbissenen Energie oder wegen seiner fabelhaften Begabung. Bei genauem Zusehen hat sich der kranke Sieger zu sehr verausgabt, der Sieg ist ihm vergällt, zu schwer geworden, — oder er ist ihm in den Schoß gefallen, er hat zu wenig geleistet, der Kampf war Spielerei oder Gaunerei — in beiden Fällen ist der Sieg entwertet, ist der kranke Sieger unzufrieden — im Unterschied vom gesunden Sieger, der ob seines Kampfes und Sieges, auch falls er nicht der Erste ist, seine reine Freude hat. Andere kranke Siege sind Verirrungen *) und wenigstens für den Kenner vom echten Sieg klar unterschieden. Ein Schüler geht kurz vor dem früher sog. Einjährigen-Examen ab, „weil mich der eine Lehrer, der Schuft doch durchfallen lassen würde, die Freude soll er nicht haben, so dreh' ich ihm eine lange Nase, — und braucht man denn diese Prüfung? die allermeisten Menschen machen ihren Weg ohne sie, ja sogar besser als viele, die ihr Einjähriges hatten, dies ist ja auch nur Dünkelei" usw. (so wird die Bildung degradiert, und man tut sich auf diesen „Sieg" sogar noch viel zu gute!). Der „weggelaufene Student" hat genug gelernt, das muß er besser wissen als die Professoren, also hat die Prüfung ja gar keinen Wert, sie könnte für IHN auch keinerlei Entscheidung bedeuten, da ja ER viel mehr weiß als die „verkalkten Gehirne", es lebe der Freiheitsdrang, man geht z. B. in die Journalistik oder in die Politik und präsentiert sein Geschwätz als „öffentliche Meinung", manches (andere!) Genie hat auf das Examen gepfiffen ... Meisterprüfung? oho, wer als Meister vom Himmel

*) Errare humanum est, und „es irrt der Mensch, so lang er strebt", aber dieses Irren liegt innerhalb der normalen Var.-B.; mit Verwirrung, Irrweg bezeichnet man krankes Denken und Tun, wie man ja auch die Phrenotiker (Psychotiker) „Irre" und ihr Versorgungsheim „Irrenanstalt" nennt.

gefallen ist, ist über alle Kritik erhaben ... usw. Wir wollen den gesunden Sieg als echten Sieg oder Sieg schlechthin, den kranken Sieg als unechten Sieg oder Fehlsieg bezeichnen; der Fehlsieg ist entweder normnahe (scheinnormal) oder normfern (abwegig).

Die gesunde Niederlage (die Niederlage des Gesunden) ist die Tatsache, daß die geprüfte Fähigkeit innerhalb der normalen Var.-B. bei dem einen Prüfling geringer ist als bei dem anderen, ferner daß der Prüfer die geprüfte Fähigkeit anerkennt. Im ersten Falle ist ein Prüfling dem anderen unterlegen, beide bestehen aber die Prüfung. Im zweiten Falle ist der Prüfer dem Prüfling unterlegen in dem Sinne, daß er hinsichtlich der geprüften Fähigkeit überflüssig geworden ist; der Jüngere zeigt, daß er schon die Fähigkeit besitzt, die der Ältere zur Probe, auf die Probe stellt, der Ältere „gibt sich geschlagen" (nb! „geschlagen"). In dieser Weise überwindet die Jugend allemal das Alter. Der gesunde Erzieher arbeitet darauf hin, eines Tages überwunden zu werden; er stellt dem Zögling Aufgaben und prüft ständig vorläufig und periodisch krisisch-entscheidend, ob die Fähigkeiten des Jungen jeweils zur Überwindung des Alten ausreichen, der Alte liefert und schärft dem Jungen die Waffen, mit denen dieser ihn überwindet, er rüstet ihn aus für den Lebenskampf, für die Selbständigkeit. Der kranke (neurotische) Erzieher unterrichtet den Jungen-Jugendlichen zuvielzuwenig; gemäß seiner eigenen verschrobenen Weltanschauung verhält er sich zum Zögling so, als ob der Lebenskampf nicht menschliche, sondern übermenschliche Leistungen erfordere, also nur mit einem Übermaß (übermenschlichen Maß) von Anstrengung oder Enthaltsamkeit zu bestehen sei, er übertreibt also die Ansprüche oder senkt sie auf ein zu niedriges Niveau, er faßt die Schüler zu hart oder zu weich (bald dies, bald das) an und ist in der Prüfung zu streng oder zu nachsichtig, leistet „allen" oder „keinen" Widerstand und möchte am liebsten die Menschen zeitlebens und ewig unselbständig und unmündig halten und unablässig und endlos in seiner Methode, „mit dem (dämonischen) Leben fertig zu werden", schulen, somit unüberwunden und unüberwindlich bleiben.

Die kranke Niederlage (Niederlage des Kranken) ist die Tatsache, daß die geprüfte Fähigkeit außerhalb der normalen Var.-B., also unter dem Durchschnitt liegt. Der Prüfling besteht die Prüfung nicht, fällt durch. Der Prüfer erweist sich als „unfähig" (s. o.) und bricht zusammen oder reißt aus. Der ungenügende Prüfling kann einem ungenügenden Prüfer genügen, aber alsbald kommt unvermeidlich die Niederlage, für beide. Der Fehlsieg impliziert die (künftige) Niederlage oder ist Niederlage. Wer sein Ziel mit zuviel oder zuwenig Aufwand erreicht,

zeigt eben in dem Zuviel und Zuwenig die Niederlage an: er muß sich zu sehr anstrengen, ist darin also den Gesunden auf alle Fälle unterlegen, oder er strengt sich zu wenig an, hat also „eigentlich nichts" geleistet. Wer aber zu einem normfernen Ziel kommt, zeigt eben darin, daß er auf Abwege geraten ist, einen Irrweg eingeschlagen hat, die Niederlage an, oft freilich nur für den Kenner des richtig-rechten und des falschen Weges, während Unkundigen und Suggestionierten das 150prozentige Gebahren des Neurotikers, also auch sein Weg eine Zeitlang gewaltig imponieren kann und der Kranke selber seinen Irrweg unbe-irrt mit periodischen Zusammenbrüchen weitertreibt, falls er nicht therapeutisch zur Einsicht kommt. Der Gesunde ist wie zu einem kranken Sieg so zu einer kranken Niederlage unfähig; er hat eben gesunde RSe. Diese „Unfähigkeit", krank zu denken und tun, hält der Neurotiker, der ja nicht weiß, woran er ist, nicht selten für einen Mangel gegenüber seiner Krampfleistung, die ja in Wahrheit Unfähigkeit ist.

So viel über die trophischen Prüfungen. Sie finden zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern statt, oder es spielt die Geschlechtszugehörigkeit normaliter keine Rolle (z. B. bei der Prüfung der Schülerin durch den Lehrer). Zur trophischen Prüfung gehört auch die trophisch-berufliche Untersuchung und Begutachtung des Menschen auf Geschlechtsfähigkeit (z. B. durch den Arzt). Die genischen Prüfungen finden normaliter nur zwischen Knabe und Mädchen, Jüngling und Jungfrau, Mann und Weib statt; diese Prüfungen sind die Liebeskämpfe. Hier prüft das ml. Wesen die genischen Fähigkeiten des wbl. und umgekehrt; beider Fähigkeiten sind ihrer Art nach verschieden. Die Prüfung ergibt, ob die beiderseitigen Fähigkeiten zueinander passen, sich partnerisch ergänzen oder nicht. Mit „passen" bezeichnet man die Assoziation zwischen dem Gefüge von RSen des X, deren gegenständliche Aktualitätenreihe der Partner Y ist, mit dem Gefüge von RSen des X, deren gegenständliche Aktualitätenreihe er selber ist. Je in- und extensiver (inniger, S. 327) diese Assoziation (Verflechtung, Bindung), desto mehr, besser paßt X in seinem Erleben zu Y. Der Grad der Paßrechtheit ist also der Grad der In- und Extensität der Assoziation, des Eronenaustausches. In seinem Erleben kann X zu Y besser passen als Y in seinem Erleben zu X (Max sagt zu Frieda: ich finde, daß wir sehr gut zueinander passen; Frieda erwidert, sie fände das nicht, usw.). Normaliter differenzieren sich die sinnlichen RSe soweit aus, daß die Paßrechtheit beiderseits — mit normaler Var.-B. — besteht, die Partner also zueinander passen, miteinander harmonieren, zusammengehören. Der Beobachter prüft den Grad des Passens der Liebespartner an ihren Eigenschaften und Funktionen (Ausdrucksweisen), die natürlich

den Reflexstrukturen der Partner gemäß sind. Das Ergebnis der Prüfung des Beobachters kann von dem Ergebnis des einen und des anderen Partners abweichen („Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet!"), doch stellt sich bei normaler Ausdifferenzierung der sinnlichen RSe allemal heraus, daß die (gesunden) Urteile übereinstimmen (die Eltern usw. sind mit der Liebeswahl einverstanden), nur in pathologischen Fällen gibt es vielerlei Konflikte. Das „Passen" und seine graduellen Abstufungen sind also rein biologische Tatbestände, auch die Prüfung ist ein rein biologischer Vorgang, bei dem sich eben das Passen und seine Varianten herausstellen; die wortlichen Urteile sind nicht etwa die Ursachen des Passens oder Nichtpassens, sondern nur seine Beschreibung.

Sieger im Liebeskampfe sein, die Liebesprobe bestanden haben heißt also: für paßrecht befunden worden sein. Der Mann hat von klein auf viele Mädchen und Frauen kennen und ihre genischen Fähigkeiten in zunehmender Erweiterung-Erhöhung vergleichen gelernt, bis er (normaliter) diejenige ersieht, die für ihn im weitesten-höchsten Sinne paßt: als Ehefrau; analog das Weib. Die Eroberung des Weibes ist eben die Prüfung auf Paßrechtheit; sie führt letztens zur Ehe. Analog erobert das Weib den Mann. Die Eroberung führt zur Begattung; hierbei liegt das Weib unter dem Manne, unter-liegt, aber auch der Mann liegt, das Ewig-Weibliche zieht ihn hinab. Dereinst warf der Mann roh das Weib nieder, aber diese Nieder-werfung, Unter-werfung war auch für ihn die Nieder-lage; dies gilt auch für den Koitus more ferarum. Später nahm die Werbung feinere Formen an, das Weib erhört „das Flehen" des Mannes, erlaubt ihm die Annäherung, gibt sich ihm, wie er sich ihr, „halb zog sie ihn, halb sank er hin" (oder wie man im Scherz-Ernst sagt: halb zog er sie), und den Satz „Schwachheit, dein Nam' ist Weib!" konnte und kann nur ein Hamlet aussprechen. Die koitale Position zeigt lediglich die biologische Struktur und Funktion der beiderseitigen genitalen Apparate einschl. Begattungsmuskeln an, nicht aber, daß „von Natur aus" der Mann über das Weib herrsche. Zwar ist das ursprüngliche Matriarchat phylogenetisch in das Patriarchat übergegangen, aber das hat mit der koitalen Position nichts zu tun; in hohen Kulturen ist der Mann Herr, das Weib Herrin, aber weder ist der Mann Herr über das Weib noch umgekehrt (S. 379). Im trophischen Kampfe war einst der Gegner zu töten (zugrunde zu richten, Grund ist der Boden, auf den er Erschlagene hinsinkt), dann kampfunfähig zu machen, aus dem Wege zu räumen, zu beseitigen, dann wurde der Kampf zum sachlichen Konkurrenzkampf und zum sachlichen Austausch. Der genische Kampf kann seinem Wesen nach immer nur persönlich geführt werden, und die Eroberung ist die Anerkennung

des Partners als paßrecht, ist das beiderseitige Ja, die Verschmelzung der Partner zur Einheit (Summe), nicht aber die Beseitigung des Partners. Der trophische Kampf geht dem Liebeskampf immer voraus, also ist der trophische Sieg (Beweis der trophischen Leistungsfähigkeit) die Voraussetzung für den Liebeskampf, also den Nachweis der Fähigkeit, Rivalen oder andere Gegner aus dem Felde zu schlagen und den Liebespartner zu gewinnen. Der Gesunde „kann" das. Der Sieg im Liebeskampf ist nicht die Tatsache, daß die Liebesfähigkeit des einen Partners der des anderen überlegen ist, sondern daß „die beiden zueinander passen". Die „Liebesgröße" ist beiderseits gleich — dies liegt im Wesen der Paßrechtheit — und kann nur in der normalen Var.-B. schwanken. Im gesunden Liebeskampf erobert der Mann das Weib und ist somit Sieger über das Weib, und das Weib den Mann und ist somit Siegerin über den Mann: zwei Sieger — zwei Besiegte, zwei Einer, die sich einen-einigen -vereinen, zwei Hälften, die zur Summe werden.

Der genische Werdegang, das Liebesstudium mit all seinen Kämpfen und mit der Schlußprüfung, dem Eingehen der Ehe ist normaliter eine unkomplizierte Entwicklungslinie. Der Sieg wird „selbstverständlich" errungen, der gesunde Mensch heiratet, und er heiratet richtig: den richtigen Partner, zur rechten Zeit usw. Jeder Topf hat seinen Deckel und hat seinen Deckel. Der genische Fehlschlag ist — analog dem trophischen Fehlsieg — das Ergebnis des Zuviel-Zuwenig im Liebeskampf, des Liebeskampfes. Und wie im Trophischen sieht auch da die eine Art des Fehlsieges, der normnahe, oft auch die Methode der Eroberung ganz ähnlich der Norm: man kommt zum Ziele, aber der Kampf ist erbittert, mit Übereifer, Trotz gegenüber allen Einwänden („nun gerade!"), aus Ehrgeiz, Eitelkeit, Eifersucht, mit Gewalttätigkeit, Brutalität, Hinterlist usw., mit gegenseitigem Überbieten an Liebesbeweisen, aus Geilheit usw., kurz krampfig geführt worden — oder der Sieg ist in den Schoß gefallen, ohne jede Schwierigkeit und Mühe gewonnen (z. B. die Eltern suchen den Ehepartner aus — punktum!). Die andere Art des Fehlsieges unterscheidet sich klarer vom normalen Sieg: es wird ein normfernes Ziel erreicht, die Eroberung findet nicht statt, der Liebhaber „entzieht sich rechtzeitig der drohenden Verstrickung", läßt sich nicht in die Netze des Weibes ziehen, nicht umgarnen usw., das Mädchen „bleibt lieber ledig, als daß sie sich ihres Geldes wegen heiraten läßt — und es gibt ja nur Geldjäger, die das Mädchen in Kauf nehmen", usw. „Mir kann kein Weib, kein Mann etwas anhaben, ich bin gegen jede Versuchung gefeit, niemals werde ich mich unterwerfen, einen fremden Willen über mir dulden" und was dergl. dumme Redensarten mehr sind. Oder man hat „das Fleisch abgetötet, wie unser Herr

Jesus Christus es uns vorgelebt hat", also das Weib, den Mann, den Sinnlichkeitsteufel überwunden, man bleibt „mit bewußtem Verzicht", lies: als impotent Junggeselle (-in). Vielfach spielen beim Fehlsieg trophische Interessen die Hauptrolle (Geld-, Geschäfts-, Standesehen usw., 7. Bd § 4.)

Die genische Niederlage ist die Tatsache, daß der Liebespartner hinsichtlich der geprüften Fähigkeiten nicht hinreichend paßrecht ist. Gewisse Fähigkeiten passen natürlich immer (zwischen „Partnern"), aber ihrer sind zu wenige, die Werbung wird also abgewiesen, stößt nicht auf Gegenliebe, oder das Verhältnis geht früher oder später auseinander, ein anderer Bewerber wird vorgezogen — all dies als Zeichen der biologischen Veränderung in den assoziierten genischen RSen der Partner. Wir haben auch in der Liebe eine gesunde von der kranken Niederlage zu unterscheiden.

Die gesunde Niederlage (Niederlage des Gesunden) kann nur in die Zeit des Liebesstudiums, also der fortschreitenden Differenzierung der sinnlichen RSe fallen. In dieser Zeit gibt es Veränderungen der sinnlichen Gefüge derart, daß die Liebespartner wechseln, die stürmische Liebe alsbald abkühlt oder der Bewerber von vornherein abblitzt, wobei freilich die Niederlage nicht definitiv zu sein braucht. Der Gesunde entwickelt sich über solche Niederlagen weiter zum endlichen Siege.

Die kranke Niederlage (Niederlage des Kranken) ist die Tatsache, daß die Liebesfähigkeit außerhalb der normalen Var.-B., also unterm Durchschnitt liegt. Der Prüfling besteht die Probe nicht, jedenfalls nicht die Meisterprüfung: er bleibt ledig, bleibt sitzen (wie der kranke Schüler in der Klasse), wird alter Junggeselle, alte Jungfer. Klar, daß der Fehlsieg auch hier künftige Niederlage impliziert oder Niederlage ist. Wer mit zuviel-zuwenig Aufwand sein Liebesziel erreicht, weist damit eben einen Mangel auf. Wer nicht aus reiner, sondern unreiner Liebe heiratet, z. B aus geldlicher Berechnung oder aus Trotz gegenüber einem ablehnenden Partner, aus „verschmähter Liebe" (man heiratet „irgendwen", eine Dirne, um jene „hochnäsige Ziege" zu kränken, herabzusetzen, ein häßliches vornehmes Mädchen, um die Niederlage in einen Triumph umzufälschen, usw.) oder aus Gewalttätigkeit (ich muß meinen Willen durchsetzen, koste es, was es wolle, ich muß „die", d. h. jede Frau besitzen, mir darf keine widerstehen — und wenn ich sie heiraten sollte!) usw., der hat „seinen Lohn dahin", sein Fehlsieg impliziert die Niederlage. Und wer über die normale Grenze hinaus oder überhaupt ledig bleibt, bekennt damit in der lauten und deutlichen Sprache der Tatsachen seine Liebesunfähigkeit, mag er seine Niederlage auch phraseologisch zu verschleiern, aus der Not eine Tugend zu machen suchen (ich habe keine Zeit, höhere Aufgaben, die Weiber, Männer

taugen alle nichts, ich habe aus meinen schlechten Erfahrungen gelernt, man muß die Sinnlichkeit abtöten, einen keuschen, lies: unkeuschen Lebenswandel führen, um im Himmel seinen Lohn einzuheimsen, usf.).

Analog verlaufen die platonischen Prüfungen, die Siege und Niederlagen im Gebiete der Freundschaft, der Liebhabereien, der reinen Kunst, der reinen Wissenschaft, des Sportes (als genischer Funktionen).

In allen Prüfungen gibt es Sieger und Besiegte. Im Laden z. B. spielt sich der Kampf zwischen dem Käufer und dem Verkäufer ab, er gehört zum „Handel", und Handel und Händel (S. 385) sind Arbeit der Hand, der Hände, also eigentlich ein handgreiflicher Kampf, normaliter ein freundlicher, abnormaliter ein feindlicher, doch wird diese Bezeichnung auch für den vw. in Worten, Gedanken, Gesten geführten Kampf beibehalten. Der Laden ist daher eine „Handlung" (Buchhandlung usw.), der Kampf geht um die Ware, er ist die gegenseitige Prüfung auf Warenkenntnis, auf Fähigkeit, die Ware zu taxieren, ihren Wert (Preis) zu bestimmen, den Austausch ordentlich zu vollziehen, daher denn das Feilschen auch „handeln" heißt. Das Feilschen ist üblich in allen Fällen, wo die Ware noch keinen gemeinen Wert hat oder überhaupt keinen haben kann (Kunstwerke). In Zeiten hoher Kultur haben viele Waren einen gemeinen Wert, der nur konjunkturgemäß in gewissen Grenzen schwankt; nach diesem „festen Preis" wird „gehandelt", d. h. es wird im allgemeinen nicht mehr gefeilscht, der Kampf ist nur noch Auswahl des passenden Stückes, Hin- und Herreden über die Güte der Ware, ja sogar Kundendienst (Beratung des Kunden, wobei der Verkäufer sich auf die Seite des Kunden versetzt). Handels eins werden heißt: der Käufer hat gesiegt, der Verkäufer ist unterlegen — und umgekehrt; der Käufer nimmt die Ware, ist Sieger, dann gibt er den Gegenwert (zahlt die Schuld), ist also Besiegter, umgekehrt der Verkäufer. Sieger ist der Käufer: ihm ist die Ware mehr wert als der gegebene Gegenwert (sonst würde er sie nicht nehmen); Sieger ist der Verkäufer: ihm ist die Ware weniger wert als der erhaltene Gegenwert (sonst würde er sie nicht geben). Im Austausch ist also Sieg und Niederlage ausgeglichen, die Gegner haben sich „verglichen", „geeinigt". Läßt der Verkäufer vom Preise nach, dann ist er unterlegen, falls der geforderte Preis „reell" (zu res Sache, also sachgemäß) war, und der Käufer ist quoad Preisnachlaß Sieger; hat aber der Verkäufer einen unreellen, zu hohen Preis vorgeschlagen, um den Käufer zu prüfen oder in der Erwartung, daß er sowieso handeln würde, dann ist der Käufer, falls er einen Teil des Zuviel nachgelassen bekommt, insoweit Sieger, dabei aber doch Besiegter, indem er die Ware noch überzahlt, also „übers Ohr

gehauen wird". Bei manchen Völkern (im Orient) ist das Feilschen freigegeben, es ist dort üblich, normal; in Ländern von höherer Kultur sind die Preisschwankungen gering und gilt die Forderung eines Überpreises als Versuch des Wuchers oder Betruges, d. h. es ist eben das Feilschen nur noch in geringen Ausmaßen oder überhaupt nicht mehr üblich, normal, der Kampf um die Ware ist in feinere Formen übergegangen.

Das ganze Leben setzt sich aus Siegen und Niederlagen zusammen, aus gesunden beim Gesunden, aus kranken beim Kranken. Das gesunde Leben ist Kampf, das kranke Leben ist Krampf. Das r gibt Fehlsieg und kranke Niederlage an: der Kranke hat im Krankhaften seines Kampfes im- oder explizit immer die Niederlage, er kommt nie zum echten Sieg, mag er auch sein Lebelang krämpfen und krämpfen, er müßte denn erkenntnistherapeutisch gesund werden und damit seinen ersten echten Sieg erringen. Der Gesunde kommt im Leben immer „vorwärts", und selbst in seinen Niederlagen liegt der künftige Sieg. Der Gesunde lernt aus Sieg und Niederlage, sein Gewinn ist allemal größer als sein Verlust (vgl. S. 387); der Kranke lernt nichts aus Sieg und Niederlage, er bleibt, soweit krank, in seinem infantilen Entwicklungsraum, und darin verlaufen auch serienmäßig seine Erlebnisse.

Die Fähigkeiten des Menschen sind Kennzeichen seiner spezifischen biologischen Beschaffenheit, seiner Konstitution. Für seine Beschaffenheit kann kein Mensch; es hängt nicht von ihm ab, daß er so beschaffen ist, wie er ist, und er kann sich selber nicht anders „machen", wie er ist. Er ist, wie er ist, ein Reflexwesen, ein gesundes oder ein krankes und in allen Einzelheiten spezifisch. Ebensowenig wie der Sieger dafür kann, daß er Sieger ist, ebensowenig kann der Besiegte dafür, daß er unterliegt, auch falsch handelt: beide verhalten sich gemäß ihrer Reflexstruktur. Der Schuldige ist nicht schuld an seiner Schuld, der Fehlende nicht schuld an seinen Fehlern; er muß sie aber — wiederum rein reflexmäßig — büßen. Die dämonische Instanz, die den Menschen (wie einen Apparat) gemäß oder auch entgegen seiner biologischen Beschaffenheit handeln mache, gibt es nur in der Fiktion des Dämonisten. Lob und Tadel sind realiter nichts weiter als Klassifikation der menschlichen Verhaltungen, die reflexmäßig erfolgen; nur der Dämonist wendet sich vermeintlich an metaphysische Mächte im Menschen, die zu loben oder zu tadeln wären (!), und die wiederum vom Oberdämon „Ich" beherrscht werden müßten, wofür denn nun wiederum dieser Oberdämon „Ich" zu loben oder zu tadeln wäre!

E. Ehre und Freiheit.

Ehre ist der ethische Wert der Fähigkeiten. Der Mensch wertet also seine Fähigkeiten, z. B. die Fähigkeit, zu rechnen, er beschreibt diese Fähigkeit quoad Gefühligkeit (S. 487), er schätzt sie ein und vergleicht sie wertend mit der analogen Fähigkeit anderer Menschen. Aus solchen Vergleichen bildet sich die ethische Wertordnung der Fähigkeiten heraus, die Ehrenordnung. Die Fähigkeiten, z. B. die, zu rechnen, sind selber Werte; der Mensch wertet sich selber quoad Fähigkeiten, wie er andere Dinge wertet, die Selbstwertung ist nur ein Sonderfall der Wertungen überhaupt, nicht zwar ein isolierter, indem ja alle Fähigkeiten im Verhalten zu den Dingen, also Werten sich anzeigen, aber doch eben ein spezielles Wertungs- und Wertgefüge. Indem alle Werte sich um den Menschen gruppieren und zwar sich zu Mein und Dein, also zu innern und äußern trophischen und genischen Besitzständen ordnen, ist Ehre die Fähigkeit zu besitzlichem Verhalten, also Besitz zu erwerben und mit ihm umzugehen, die Fähigkeit zum Wertverhalten und die Fertigkeit hierin — oder kurz, indem sich ja die Fähigkeit im Verhalten erweist, das besitzliche Verhalten quoad Gefühligkeit (also ethisch beschrieben). Sinngleich mit Ehre sind Würde, Tugend, Anstand, Ansehen, Ruhm, Achtung usw.; alle diese Wörter bezeichnen den ethischen Wert des Individuums. Ehre ist ebensowenig wie Wert eine „Fiktion", sondern eine biologische Tatsache.

Jede HASTF-Reihe ist implicite eine Reihe von entsprechenden Wertsetzungen, jede Forschung ist implicite Wertforschung: auf die Vorbewertung (H-, Astadium) folgt die Wertprüfung (S-stadium), darauf die Endbewertung (T-, Fstadium), demgemäß beginnt und vollendet sich die assoziierte Wertbeschreibung. Jedes Erlebnis setzt sich also wertmäßig aus dem Vorurteil, dem prüfenden Urteil (der Wertkritik) und dem Endurteil zusammen, wobei „Urteil" (3. Bd. S. 338) den phänomenalen wie den phänomenologischen Vorgang bezeichnet; im allgemeinen wird „Urteil" aber nur für die Beschreibung, für die Urteilssätze verwendet. So werden also auch die Fähigkeiten werterlebt und wertbeschrieben, wertbeurteilt. Weiterhin werden die Werturteile — genau wie die pragmatischen Urteile — beurteilt; auch die Worte sind gefühlig, auch sie werden also gewertet, auch die Formulierungen zu Urteilen werden gewertet, die Urteile beurteilt, die Wertkritik pragmatisch, ethisch und ästhetisch kritisiert (wobei sich diese Beschreibweisen vielfältig überschneiden). Also das Werten als solches, als biologische Tatsache ist ebensowenig zu werten wie das Seiende als solches (als seiend), das Sein als solches; die Tatsachen sind als Tatsachen, auch als gewertete Tatsachen eben vorhanden, die Werte und damit auch die Wertungen, Wertsetzungen, das Wertverhalten werden

nun verglichen und aus den Vergleichen Urteile, zuletzt normative Urteile abgeleitet, die wiederum verglichen und wie alle andern Werte zu Richtig-Falsch, Gut-Böse, Schön-Häßlich geordnet werden. Alle diese Urteile sind im dämonistischen Denken in der im 3. Bd. § 38,6, b geschilderten Weise schwankend und unbestimmt; problemfrei sind sie erst im realischen Denken, in dem sich auch alle Werte nach Gesund-Krank klassifizieren und rangieren. M kann also ein Werturteil des N als richtig oder falsch, gut oder schlecht beurteilen, und diese Urteile können diskutiert werden und werden es — ohne klares Ergebnis, so lange es an einem gemeinsamen Wertkriterium mangelt, — mit klarem Ergebnis, sobald das realische Wertkriterium Gesund-Krank anerkannt wird. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle dämonistischen Urteile falsch wären; es wird vielmehr von neuem betont, daß der Gesunde auch nur gesund urteilen kann, daß seine Urteile gesund sind, aber die dämonistischen Urteile sind gemäß der Unklarheit des Erlebens unklar. Aus all den Urteilen der Individuen ergibt sich das Gruppenurteil, das öffentliche Urteil, die pragmatischen, ethischen (religiösen, moralischen, juristischen) und ästhetischen Regeln und Gesetze. Insofern die Mehrheit allemal gesund ist, sind die öffentlichen Urteile, mögen sie auch unklar sein, „im Großen-Ganzen" immer richtig (mit normaler Var.-B.). Es gibt aber kleinere und größere Gruppierungen kranker Leute, die auch urteilen, solche Einzel- und Gruppenurteile sind mehr minder falsch, bestenfalls normnah, sind also abzulehnen oder doch nur mit Vorsicht, Vorbehalt, mit Übersetzung in die Norm anzunehmen, sie sind und bleiben kranke, krankhafte Urteile, auch falls sie als normnah mit den gesunden Urteilen übereinzustimmen scheinen. Natürlich kann aber auch der Kranke gesunde Urteile nachsprechen. Dies alles gilt auch für die Werturteile über die Fähigkeiten eines Menschen, die eigenen und die fremden Fähigkeiten, also für die Urteile über die Ehre, Würde usw., über den ethischen Wert des und der Menschen.

Der Mensch jeder Entwicklungsstufe hat besitzliche Fähigkeiten, also auch Ehre; es gibt keinen Menschen „ohne Ehre". Die Ehre des Menschen erweitert-erhöht sich gemäß der Differenzierung seiner RSe. Die kindliche Ehre ist als eine stetig ansteigende Vor-Ehre zu bezeichnen. Die Ehre im engeren Sinne erreicht der Mensch beim Verlassen der Kindheit, mit Bestehen der Reifeprüfung, und zwar erreicht er zunächst die Ehre des Jugendlichen und über die weiteren Differenzierungsstufen schließlich die Ehre des Vollerwachsenen. Zu Ehre vgl. Wehre (die der pubertätlich Erprobte erhielt und erhält, er erweist sich als wehrfähig), Herr (zu hehr, herrlich, Herrscher usw.), er (er ist ein „er", ein „wer" geworden, er ist aus dem Noch-nicht-

wer-sein des Kindes in das Wer-geworden-sein des Jugendlich-Erwachsenen übergegangen, er ist „etwas geworden"), werden (svw. über die Schwelle gehen, hierzu Würde usw.), vgl 1. Bd. S. 150, 377f., 3. Bd. S. 60, Nr. 550, S. 321 usw. Besonders ehrenvoll ist das Bestehen der krisischen und hochkrisischen Prüfungen. So ist es verständlich, daß das neugeborene Kind, das die Gefahren der Geburt überwunden und sich als lebensfähig erwiesen hat, hohe Ehren genießt (mit der Deutung göttlicher Abkunft, göttlichen Wesens, so daß „das Kind" bei Primitiven angebetet wird und bei allen Völkern „angesehen" wird und ist, neurotischen Eltern als „Abgott" „dient" usw.). Bei den weiteren krisischen Übergängen des Kindes ist der Gewinn an Ehre — im Rahmen der Vor-Ehre — kenntlich. Endlich ist es eine hohe Ehre für den jungen Menschen, zur Pubertätsprüfung zugelassen, auserwählt zu werden, und eine noch höhere Ehre, die erforderten Fähigkeiten nachgewiesen und urtümlich mit Waffe und Weib, also trophischem und genischem Besitz, in höheren Kulturen mit Waffe (die dem Kinde nicht ziemt) und besitzlicher Freiheit im Trophischen und Genischen des Jugendalters ausgezeichnet zu werden (S. 497, 3. Bd. Nr. 36). Damit ist also der Mensch aus der Vor-Ehre in die Ehre hineingewachsen, und nun geht diese Ehre nach und nach in die Vollehre über, die mit dem Bestehen der trophischen und genischen Meisterprüfung nachgewiesen wird und auf die der Vollerwachsene Anspruch hat. Die Höchstehre aber erreicht der Mensch erst mit dem Höhepunkt seiner Lebenskurve, mit dem Eintritt in die Höchstreife, mit der Höchstdifferenzierung seiner besitzlichen Fähigkeiten.

Nicht die Größe des Besitzes an sich ist ausschlaggebend für die Ehrenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Ehrwürdigkeit des Menschen, sondern der Differenzierungsgrad des besitzlichen Verhaltens, doch ist die Zunahme der Differenzierung der Fähigkeiten immer auch eine Zunahme des inneren und-oder äußeren Besitzes, je nach der biologischen Beschaffenheit des Einzelnen mehr eine Zunahme des inneren oder mehr eine Zunahme des äußeren Besitzes. Das bloße Anfallen eines Erbes ist Gewinn an Ehre nur in dem Falle, daß der Erbe das Erbe verdient (S. 380). Je höher die Differenzierungsstufe, die ein Mensch erreicht, desto größer sein innerer und-oder äußerer Besitz, desto höher seine Ehre; daher denn die Spitzenmenschen an innerem oder (meist nicht „und") äußerem Besitz die höchste Ehre haben im Vergleich zu den Angehörigen der Mittel- und Basisschichten der Gesellschaftspyramide, aber Ehre haben alle Volksgenossen, alle Menschen. Mit steigendem Alter überwiegt die Differenzierung der Begriffssphäre, also der Besitz an Verstand und Vernunft mehr und mehr die Differenzierung der Gegenstands- und der

Gefühlssphäre, so daß schließlich im Greisenalter der innere (begriffliche) Besitz den äußeren übersteigt und „der Alte" (= Hohe) gemäß seiner überragenden Weisheit in Denken und Tun aufs höchste verehrt wird — bis zu seinem Tode und im Andenken über seinen Tod hinaus. „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen" — nicht weil der Alte klapprig geworden ist und zu schwach zum Stehen ist, sondern aus Ehrerbietung.

Wie der Besitz ein innerer und äußerer ist, so ist auch die Ehre eine innere und äußere, d. h. die Ehre setzt sich aus inneren und äußeren Anteilen zum Ganzen zusammen. Die innere Ehre ist der ethische Wert der inneren Fähigkeiten, die sich in den Gefühlen und den Begriffen aktualisieren. Gefühle sind zwar an sich keine Werte, von ihnen aus, nämlich in der Art der Gefühligkeit der Gegenstände und Begriffe, findet ja erst die Wertsetzung statt, doch sind eben die sensil-sympathischen Funktionen als die wertsetzenden in der Ethik (und Ästhetik) mitzubeschreiben, als die Fähigkeiten zur Wertung selber zu werten, letztens ebenfalls nach Gesund-Krank. Die Begriffe sind Werte; sie sind zwar andere wie die gegenständlichen Werte, und für sie kommt die gegenständliche Wertordnung nur insoweit in Betracht, als sie sich im Gegenständlichen „verwerten" lassen, aber eben als „ideelle Werte", die „mit Geld nicht zu bezahlen", „nicht von dieser (lies: gegenständlichen!) Welt sind", „gelten" sie mit Recht als erhabene, höhere und höchste Werte, zumal sie erst bei der vollen Ausreifung und weiterhin im höheren Alter des Menschen zu voller und zu höchster Differenzierung kommen. Man rechnet die idealischen Funktionen gewöhnlich zu den inneren, indem man die Gefühls- und die Begriffswelt (Gedanken- s. Ideenwelt) als Innenwelt der Gegenstandswelt als der Außenwelt gegenüberstellt; streng genommen ist aber die Begriffswelt als „das Jenseits" (der gegenständlichen Welt) zu bezeichnen (1. Bd. § 28,4). Die innere Ehre ist um so höher, je differenzierter die sensil-sympathischen und die idealischen Funktionen sind, je reicher die Gefühls- und die Begriffswelt ist; dieser Reichtum und die Fähigkeit, ihn zu erweitern und von ihm mitzuteilen (Eronenaustausch), ist an den sensorischen Äußerungen zu ermessen: sie liegen auf einem um so höheren Niveau, je höherdifferenziert die Begriffssphäre, die Ideenwelt ist. Nicht das Wissen an sich macht den Weisen, sondern die assoziative Verknüpfung der Einzelheiten, der Überblick, die Vernunft, also die Fähigkeit, mit dem Wissen umzugehen. Die höchste innere Ehre hat der Weiseste unter den Weisen.

Die äußere Ehre ist der ethische Wert der äußeren, also sensorischen Fähigkeiten, die sich im Verhalten zum äußern Besitz aktualisieren. Auch der äußere Besitz jedes Menschen ist qualitativ und quantitativ gemäß seiner biologischen Beschaffen-

heit; diese ist also (auch) am äußeren Besitz zu erkennen. Ein großer äußerer Besitz zeigt an, daß der Besitzer entspr. hohe Fähigkeiten hat, Besitz zu erwerben und zu erhalten; entspr. groß oder hoch ist denn auch seine äußere Ehre. Hier ist nicht gemeint, daß ein großer Besitz einem Menschen „in den Schoß fällt" (Erbe, Lotteriegewinn, Börsengewinn usw.), sondern daß er ihn verdient. Besitz an sich ist also keine Schande (!), sondern eine Ehre *). Der Gesunde hat den seinem Stande, d. h. eben seinen Fähigkeiten angemessenen äußeren Besitz; jeder Gesunde verdient gewöhnlich so viel, wie er braucht, und noch etwas mehr (die Ersparnisse — zum Zusetzen bei ungünstiger Konjunktur). Dies ist eine rein biologische Tatsache; die RSe des Gesunden funktionieren eben in dieser Art und können unter keinen Umständen anders, d. h. krank funktionieren. Seiner biologischen Beschaffenheit gemäß ist der eine mehr fähig, äußeren Besitz zu erwerben, der andere mehr fähig, inneren Besitz zu erwerben. Man kann oft feststellen, daß großer äußerer Besitz nicht mit großem inneren Besitz verbunden ist und umgekehrt. Gerade der Weise hat in der Regel nur geringen äußeren Besitz, aber er verachtet ihn nicht; er ist bloß nicht fähig, größeren Besitz zu erwerben, seine Fähigkeiten liegen eben im Begrifflichen, im Idealen. Es sei aber betont, daß die äußere und die innere Ehre nicht eine Art doppelte Ehre ist, daß die eine mit der anderen nichts zu tun habe, sondern daß die Ehre jedes Menschen ein Ganzes ist, wie ja auch die inneren Fähigkeiten den äußeren zugeschaltet sind und mit ihnen zusammen das Fähigkeitsgesamt des Menschen bilden. Daß diese Zusammenhänge nicht selten verkannt werden, daß man also glaubt, ein Mensch könne äußerlich echt-ehrlich, innerlich aber ein Schweinehund sein oder umgekehrt, ändert nichts an den Tatsachen, die eben — verkannt werden. Zu dem äußeren Besitz rechnen auch Ehrengaben (Ehrensold, Orden, Titel, Ehrenämter usw.), sie werden manchmal auch als äußere Anerkennung der inneren Ehre hinzugefügt.

Jeder Mensch hat seine Ehre als ethischen Wert seiner (biologischen) Fähigkeiten, die einen geringeren oder höheren Differenzierungsgrad erreichen. Der Einzelne hat also eine geringere oder höhere Ehre. Er gehört einem Stande, einem Berufe an und hat so seine Standes-, seine Berufsehre. Er hat als Sportler seine Sport-, als Soldat seine Waffenehre, als Künstler seine Künstlerehre usw. Er ist Geschlechtswesen und hat seine Geschlechtsehre, als verheiratet seine Hausehre. Das sind nicht verschiedene Sorten von Ehre, sondern Abwandlungen der Ehre. Er hat sein Ehrgefühl (S. 396). Er ist ehrlich, ehrbar,

*) Nur Neurotiker können Besitz, Forderungen an Schuldner und ihre Geltendmachung schlechthin für „unsozial" halten. Unsozial sind der Shylock wie der „faule Schuldner" und sein Beschützer.

ehrbewußt, ehrliebend, ehrerbietig gegenüber dem, der Ehre verdient. Er kann seine Ehre nicht verlieren, nicht ehrlos werden oder sein, nicht unehrlich denken und tun. Er kämpft ehrlich und erringt ehrlich seinen Sieg, wie er ehrlich unterliegt. So verhält es sich beim Gesunden. Wir haben also die gesunde Ehre (die Ehre des Gesunden) von der kranken Ehre (der Ehre des Kranken) zu unterscheiden.

Die kranke Ehre ist die Fehlehre, wie der kranke Sieg der Fehlsieg. Das prägnanteste Beispiel ist uns immer der Denkkranke, der Neurotiker. Nach der Art, wie einer den Fehlsieg, den normnahen und den normfernen, und die kranke Niederlage erlebt, ist auch seine Ehre zu kennzeichnen. Wer seine Ziele mit zuviel Aufwand erreicht, ist ehrsüchtig, übertrieben ehrgeizig, ehrfanatisch, ehrüberempfindlich, seine Ehre ist zwar normnah, aber doch eben nicht gesund, mindestens nicht ganz gesund; sie ist auch in den fastgesunden Fähigkeiten eben nur fastgesund, hat die Nuance der Unehre, der Unehrlichkeit. Übertriebene Ehrlichkeit liegt, eben in der Übertreibung, außerhalb der normalen Var.-B., sie ist erzwungene, krampfige Ehrlichkeit, und wer sich zur Ehrlichkeit zwingen (lassen) muß, ist eben unehrlich, fehlehrig, wie sich allemal zeigt, sobald der Zwang mal wegfällt. Er ist sich seiner Ehrenhaftigkeit unsicher, er weiß auch nicht recht, was Ehre überhaupt ist, er hält sie für ein dämonisches Akzidens zum oder im menschlichen Leibe und wähnt, daß er die Ehre überhaupt, d. h. sein Leben, seine Allmacht, seine Ewigkeit verliert, sobald er nur den allergeringsten Teil verliert, was für ihn schon damit geschehen könnte, daß ein anderer die allergeringste Kritik übt, „die Ehre tangiert", „verletzt", „antastet". So muß er provokatorisch, frech, schmeichlerisch usw. um die Allehre kämpfen — im Zweifel, ob sie nicht gerade die Nichtehre sei, ob er überhaupt die Ehre habe oder doch die anderen, ob es Ehre überhaupt gebe, ob Ehre nicht bloß Fiktion sei, die größte Unehrlichkeit erlaubt, ja geboten sei, um die Ehre zu gewinnen, ob die größte Unehre (die man auf sich nehmen müsse, vgl. Märtyrer, Opfer) nicht die größte Ehre sei, ob man nicht ein (allzu) dickes Fell haben, gegen jegliche Entehrung unempfindlich sein müsse — als Ehrenmann usw. Er kann also auch den Sieg unehrlich erschleichen (der Zweck heiligt das Mittel), er kann auch „seine" Ehre (vermeintlich) jeglicher Prüfung entziehen, also in Wahrung seiner Allehre den Kampf meiden, bei dem es sich zeigen würde, welchen Ehranspruch er ehrlich hat. Wer seine Ehrlichkeit allzu laut betont, ist bestenfalls ein „ehrlicher Spitzbube". Die kranke Niederlage ist allemal die Aberkennung der Ehre hinsichtlich der geprüften Fähigkeiten, doch ist der Kranke immer dazu fähig, die Niederlage in einen Sieg, die Unehre in eine Ehre umzufälschen, oft in einer Weise, die der Un-

kundige solcher Methoden nicht durchschaut. Die Ehre verlieren, das kann nur der Kranke, d. h. gemäß der Entwicklung seiner Krankheit geht er mehr und mehr vom ehrlichen Wege ab; der Ehrverlust ist immer Zeichen der zunehmenden Krankheit und somit ein rein biologisches Geschehen, für das der Kranke nichts kann, für das er auch keine dämonistischen Vorwürfe verdient, sondern aus dem er therapeutisch herausgeführt werden muß (müßte!). In seiner Ehrunsicherheit fällt er Mißurteile, ehrt auch die anderen falsch, bestenfalls normnahe, hebt sie in den Himmel oder verdammt sie in die Hölle, beleidigt je nachdem in feinerer oder gröberer Art, schneidet die Ehre ab und überhäuft andererseits mit Ehren alle, die seine Allehre blindlings anbeten, ja das einzige Kriterium der Ehre anderer Menschen ist ihm ihr — Verzicht auf eigene Ehre zugunsten seiner Allehre, er ist der ewig beleidigte Beleidiger *). So über-unterschätzt er den äußeren wie den inneren Besitz, seinen eigenen und den der Mitmenschen. Seine Ideen sind ihm die einzig-gültigen, er erhebt auch hier den Anspruch auf Ausschließlichkeit, er hält sich für allweise und wendet seine Weisheit — in Wahrheit Hypertrophie infantiler Begriffe — gegen jegliche Weisheit an, die nur im allergeringsten von der seinigen abweicht, als wäre er ein Gott, der Gott, der seine Allwissenheit und Allweisheit mit den Mitteln und Methoden der Allmacht wahren müsse (nb! Gott „muß müssen"?!). Usw. — s. im 6. u. 7. Bde.

Wie verhält sich der Gesunde zum Kranken in Ehrensachen? Nicht anders wie sonst. Er läßt den Kranken gewähren, so lange er nicht allzu sehr stört; er übernimmt das Brauchbare (etwa aus einer originellen Idee, die in überheblicher Form geäußert wird), lehnt im übrigen das Kranke ab, „läßt den Kerl laufen", wehrt sich notfalls selber oder mit Hilfe des Richters, weist dem Kranken den Weg zum Arzte. Der Gesunde ist geduldig, er kann sich Geduld sozusagen leisten, er hält Beleidigungen, Verspottungen usw. aus (vgl. die Pubertätsprüfungen auf Standhaftigkeit, Schlag-fertigkeit gegenüber Beschimpfungen, S. 490),

*) Beleidigen (Leid zufügen) ist: jem. eine geringere Ehre, als er sie hat, zuerkennen, also ihn herab-setzen, herab-würdigen, herunter-reißen, verkleinern, verachten usw., als unreif (vgl. dummer, grüner Junge, Kindskopf, Lausejunge usw.), als unsittlich (Lügner, Strolch, Dieb usw.) oder als tierähnlich (Ochse, Affe usw.) kennzeichnen. Die Charakterisierung als unreif, unsittlich trifft speziell für den Neurotiker, soweit er krank ist, zu, er ist insoweit Infantilist, er dürfte sich demnach von dem, der die richtige Diagnose stellt, nicht beleidigt fühlen. Welche Worte und Handlungen jeweils als Beleidigungen zu gelten haben, bestimmt sich nach der jeweiligen Sitte, d. h. nach dem Verhalten der Gesunden. Der Gesunde beleidigt also nicht, der Neurotiker aber ist ebensosehr Beleidiger, wie er sich beleidigt fühlt, nämlich „prinzipiell", es liegt das im Wesen seiner Krankheit, für die er nichts kann, die man ihm also an sich nicht übelnehmen darf, gegen die man sich aber wehren muß, falls sie allzu sehr stört.

er „sieht sich den Knaben an", tut ihn ab: „der kann wohl nicht dafür!", aber die Geduld hat ein Ende, dann wird der Beleidiger so kräftig, wie er es verdient, belehrt, nicht wieder mit Beleidigungen, sondern mit der gerechten Strafe und Aufklärung (S. 461). Selbst ehrlich und ehrenhaft, erwartet der Gesunde von seinen Mitmenschen Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit; er muß von Kindesbeinen an lernen, daß es Freund und Feind gibt, ehrliche und unehrliche Leute, die Diagnose ist in vielen Fällen leicht, in anderen (den normnahen) schwer zu stellen, um so leichter und eingehender, je differenzierter die Menschenkenntnis ist. Neurosen wurden sehr oft überhaupt nicht erkannt oder doch nicht für Krankheiten oder doch nicht für bedeutsam gehalten. Der Kranke ist, soweit krank, fehlehrig — kann der Gesunde ihn ehren? Folgende Fälle seien angeführt.

1. Die Diagnose wird nicht gestellt.

a) Der zu Beurteilende lebt außerhalb des Interessengebietes des Gesunden, er ist seiner Bildung, seiner Stellung nach zu weit entfernt, der Gesunde hat ihn und seine Leistung nicht geprüft, er hört nur von anderen Leuten dies und das und spricht ihre Urteile nach, ohne selber Stellung zu nehmen, er ist auch gar nicht imstande, ein eigenes Urteil zu fällen, z. B. der Handarbeiter über das Werk eines Gelehrten, soweit es sich nicht popularisieren läßt, d. h. alle angeht, z. B. Werke über Lebensweisheit, Politik usw. Vielfach wird das Abnorme als hypertroph, gewuchert, krampfig für enorm gehalten und hochgeehrt; der Unerfahrene kann z. B. Ehelosigkeit für Verdienst, Abstinenz-Impotenz für Selbstzucht, Fanatismus für „Energie" usf. halten.

b) Man geht in die Suggestion ein (1. Bd. S. 520). Der zu Beurteilende oder seine Parteigänger bedienen sich absichtlich oder unabsichtlich der Suggestion, bei der es ja nicht auf die Richtigkeit der mitgeteilten Tatsachen, sondern darauf ankommt daß sie geglaubt werden. Man hört sich das mit an, findet manches gut, verwechselt Versprechungen mit ihrer Erfüllung, hat im übrigen kein eigenes Urteil über die Dinge, die ja „der Mann davorne" besser wissen muß, — und „stimmt" mit: die Sprache der Masse ist das Brüllen (Hoch! oder Nieder!). Obendrein versteht jeder Hörer das Gehörte auf seine Weise, der Redner kann etwas ganz anderes, sogar das Gegenteil meinen; ein Demagoge redet z. B. von Freiheit, Ehre, Würde usw., aber er kann die „Freiheit" des Sklaven, die „Ehre" des Unehrlichen, die „Würde" des Unwürdigen meinen, nur weiß das die Menge nicht — und er selber weiß es vielleicht auch nicht. Die Hauptsache ist ihm der „Jubel", der „emporbrandet". Suggestive Verehrung ist von kurzer Dauer und muß immer neu provoziert, erlistet, erzwungen werden, aber schließlich erlischt sie doch

(die Leute bekommen es satt, Eigenlob stinkt) oder sinkt wenigstens auf das Maß ab, das dem Suggestor ziemt, sofern er Brauchbares mitgeteilt hat.

c) Es ist vielfach unbeachtlich, ob der Geehrte gesund oder krank, rechtehrig oder fehlehrig ist. Das Alter wird immer geehrt. Der Fremde, z. B. der Mensch, an den man einen Brief richtet, wird mit „geehrter", „sehr geehrter", „verehrter", „hochverehrter Herr" (je nach Position) angeredet und am Schlusse der vorzüglichen Hochachtung versichert. Die Verehrung gilt oft nicht der Person, sondern dem Amt, der Stellung, dem Range, die Person ist ganz gleichgültig. Im Kino, Theater u. a. öffentlichen Vorführungen, bei Volksversammlungen usw. gilt oft die Ehrung nicht der Persönlichkeit des Akteurs, Redners usw., sondern der Befriedigung der Schaulust, dem gehabten Vergnügen, der und das Kranke in seiner Bizarrerie, Bombastik, Närrischkeit usw. kann ja ganz lustig sein, und mancher Redner erntet Beifall für etwas, was er gar nicht gesagt oder nicht gemeint hat, oder für seine Geschicklichkeit, mit Gemeinplätzen zu jonglieren, usf.; oft werden Nebensächelchen laut bejubelt, Hauptsachen übergangen.

d) Der zu Wertende leistet „Allgemeines". Im „Allgemeinen" ist aber Gesundes und Krankes noch undifferenziert oder doch erst unklar geschieden. Den Satz „Der Kranke muß gesund werden" oder „Wir müssen alles tun, um hier Abhilfe zu schaffen" usw. kann der Gesunde und der Kranke sagen; er trifft allemal zu. An der phraseologischen Wiederholung kann man freilich erkennen, ob der Redner „bloß redet" (also Neurotiker ist) oder „etwas sagt" (wobei freilich auch „das Gesagte" Kraut und Rüben sein, aber mit einer gewissen Geschicklichkeit als ein neuer und erlesener Salat serviert werden kann). Die allgemeine Leistung kann niemals ganz unwert sein; inwieweit sie Wert ist, kann manchmal zunächst nur vorläufig beurteilt werden, das endgültige Urteil folgt erst später (vgl. „die Weltgeschichte ist das Weltgericht"); die Verehrung der Person ist da also auch nur vorläufig, mit Vorbehalt, ist Vorschußlorbeer, überdies tritt die Person vor der Sache zurück, die sich eben weiterentwickeln wird. Demonstrativer Beifall, allzu viel Lärm, Rummel und Ruhmredigkeit ist dem Gesunden immer verdächtig, mag er seine Bedenken auch für sich behalten (müssen) oder nur in vertrautem Kreise äußern usw. Auch ein Kranker kann Prophet sein und seine Prophezeiung, allgemein gehalten wie die Orakel alle, kann auch im allgemeinen zutreffen; er kann z. B. predigen: „Wenn wir alle Kräfte zusammennehmen, werden wir auch die größten Aufgaben meistern", er kann auch die Erfüllung seiner Verheißungen ins dämonistische Jenseits, also ins Unkontrollierbare verlegen, z. B. predigen: „Wer an mich glaubt, wird leben, ob er

gleich stürbe" oder „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt" oder sonstwie mit der Ewigkeit herumspekulieren usw. Der Neurotiker, selbst Dämonist in primitivistischer Form, beruft sich gern auf die dämonischen Mächte, mit denen er vermeintlich auf du und du steht, er lebt und bewegt sich gern im allgemeinen, auch seine Einzelheiten sind Allgemeinheiten (und oft Gemeinheiten), Plattheiten, Spielereien, z. B. ein vielgeschäftiges Hin und Her um eine Sache, das er dann für den günstigen Fortgang rühmend verantwortlich macht, während er von dem ungünstigen Fortgang — beleidigt ist („die andern sind schuld" usw.).

2. Die Diagnose wird gestellt.

a) Kein Kranker ist 100%ig krank, auch der Neurotiker hat gesündere bis fastgesunde RSe (S. 121) außer den kranken, er ist im Fastgesunden zu brauchbaren Leistungen fähig, die auf geringerer oder höherer Differenzierungsstufe liegen, auch genialisch sein können. Nach diesen Fähigkeiten wird der Kranke geehrt, das Kranke an ihm bleibt dabei unberücksichtigt; es wird erst dann in Betracht gezogen, wann es sich zu sehr geltend macht, also bei größerer In- und Extensität. Ein Professor kann Stotterer sein, aber er trägt sein Pensum leidlich vor, und mehr wollen die Studenten nicht; wird das Stottern aber gar zu toll oder treten die übrigen Symptome allzu störend hervor, dann wird der Lehrer zur komischen Figur. Man nimmt es Schiller nicht übel, daß er beim Dichten faule Äpfel riechen mußte, aber ein Zwangssymptom war das doch, und der Duft zog doch auch in sein Schaffen ein, das ja ohne ihn nicht stattfand. Vieles bei Nietzsche ist brauchbar, aber alles schillert nach der später manifesten progressiven Paralyse, in vielem (z. B. der Lehre vom Übermenschen) ist das Krankhafte klar kenntlich. Daß Richard Wagner im schleifengeschmückten Frauengewande komponierte und gewiß mit der Schneiderin mehr zu tun hatte als mit dem Schneider u. v. a. m., wird keinen Hörer seiner Musik grämen; dagegen ist ein ertaubter Komponist nicht viel anders daran wie ein fast erblindeter Maler und kann auch als weltberühmtes Genie aus der Begrifflichkeit seines kranken Hörzentrums zwar geniale, aber spezifisch kranke Musik schreiben — man muß nur die Diagnose stellen können, oder ferner: es ist aus der Musik vieler moderner Komponisten die Neurose (krampfige Tonmechanistik, ausgetüftelte, konstruierte Tonsetzerei) mindestens für den Kenner deutlich hörbar.

b) Die Krankheit wird als Auserwähltsein im Sinne des dämonistischen Opferglaubens aufgefaßt und der oder die „Besessene" hochtiefverehrt, angebetet oder verflucht (vgl. Epilepsie-Hysterie als morbus sacer). Der Fanatismus des Antialkoholikers,

des Sittlichkeitsapostels, des Pazifisten, des Strebers usw. wird gebilligt als eine zur Erreichung des „guten Zweckes" notwendige Übertreibung; das ist ein Irrtum, aber er kann noch in der Norm liegen. In diesem Irrtum billigt man dem Genie alle möglichen Absonderlichkeiten zu, ja meint sogar, ein Genie müsse (etwas) „verrückt" sein, sonst wäre es keines. Auch hier wird aus der Not eine Tugend und wohl gar aus der Tugend eine Not gemacht — und der Neurotiker, den es angeht, läßt sich den Irrtum gerne gefallen: er ist ja auch der seine! Mancher Künstler usw. hält sich für genial, „weil" er Launen hat! Viele wissen noch nicht, daß alles Kranke untauglich ist und daß jeder Kranke, soweit krank, Untaugliches leistet, mag es noch so groß-artig (d. h. nach Art des Großen!) aussehen.

c) Die Krankheit wird erkannt, aber der Kranke hochgeehrt, „weil" er trotz seiner Krankheit leistet. Es ist da noch nicht bekannt, daß der Kranke erst mal gesund werden muß, ehe er Echtes leisten kann. Der „Trotz gegen die Krankheit" ist selber krankhaft, er nützt gar nichts, er ist ebensowenig Verdienst wie die Krankheit, gegen die er sich richtet.

d) Der Kranke verlangt die Verehrung und hat die Macht, sie zu erzwingen. Die erzwungene Verehrung ist natürlich nur eine Geste: man tut dem Kranken den Gefallen, er läßt einen dann in Ruhe, ja belohnt einen sogar (am meisten den, der ihn verhimmelt), er glaubt wohl auch zwanghaft, daß die Verehrung nicht erzwungen, sondern freiwillig sei, er glaubt dem Worte, der Geste und verwechselt sie mit der Gesinnung, die sich ja bekanntlich nicht kommandieren läßt.

Aus alledem ist zu verstehen, daß nicht selten Fehlleistungen Beifall finden und Fehlehrige hochgeehrt werden, während mancher, der hohe und höchste Ehren verdiente, übersehen wird. Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär', gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr' — aber manchmal auch weniger. —

Wir unterscheiden die trophische und die genische Ehre. Jene ist die Arbeits-, Berufs-, Standesehre, die Sportehre, Waffenehre, soweit der Sport trophisch ist. Die genische Ehre ist die platonische und die sinnliche. Die platonische Ehre ist der ethische Wert der platonischen Fähigkeiten, also der Fähigkeiten, innern und äußern platonischen Besitz zu erwerben und mit ihm umzugehen. Die Eltern, Geschwister, Verwandten als Personen braucht das Kind freilich nicht zu erwerben, wohl aber wirbt es um ihre Liebe, verhält sich normaliter liebesehrlich zu ihnen wie sie zu ihm. Der Gesunde ist ein gutes Mitglied seiner Familie, Präsentant der Familienehre, die über die Sippen- und Stammesehre in die Volks- und Rassenehre, genealogisch in die Ahnenehre, die religiöse Ehre eingeht; demgemäß bringt der

Gesunde seinen Angehörigen, Verwandten, seinen Ahnen, dem Urahn und der Urahnin, der Vater- und der Muttergottheit die gebührende Ehre dar, weiterhin auch den väterlichen Personen (Lehrer, Priester, Arzt usw.), den mütterlichen Personen, den Älteren und Ältesten überhaupt, der Obrigkeit. Er ist dazu auch ein guter Freund, hält bei sich und andern auf die Freundesehre und -ehrlichkeit. Auch auf diese Fähigkeiten wird er in der Pubertätszeit geprüft, und er besteht die Freundesproben, auch die sich fürderhin anschließenden, es ist ihm Ehrensache, zu seiner Familie usw., zu seinen Freunden zu stehen, auch falls er, zeiträumlich entfernt, ihrer nur noch gedenkt; er sucht und findet Freunde, mancher fällt ab, andere kommen hinzu, die Zahl der Freunde ist Zeichen der biologischen Beschaffenheit: je mehr jem. Denkzellgefüge hat, deren Aktualitäten die Freunde sind, desto mehr hat er eben Freunde, ihre Zahl ist beschränkt, sie gruppieren sich in engere und weitere Kreise, die letzten heißen „Bekanntenkreis". Der Gesunde hat auch Feinde, ja das Sprichwort sagt: „Viel Feinde, viel Ehr"', d. h. die Zahl der Feinde (Neider usw.) entspricht der Leistungsfähigkeit des Gesunden, also auch seiner Ehre, für den Kranken dagegen, der, soweit krank, allemal Menschenfeind selber ist, gilt das Sprichwort nicht: er hat als Individualist zu wenige Freunde, als Kollektivist zu viele Freunde, aber im Grunde genommen überhaupt keine, indem er selber zu echter, ehrlicher, reifer Freundschaft unfähig ist, sie mißbraucht, Freund und Feind nicht unterscheiden kann, nur diejenigen seine „Freunde" nennt, mit denen er im wechselseitigen Verhältnis der Anbetung steht. „Der große Einsame" ist ein enorm hochdifferenzierter Mensch vorgeschrittenen Alters, einem Bergriesen vergleichbar inmitten kleinerer und kleiner Gipfel, mit denen er dennoch einheitlich verbunden ist; schwer ist der erhabene zu ersteigen und nur über die Vorberge. „Der große Einsame" dünkt sich der Neurotiker zu sein, aber er ist in Wahrheit nur Weltflüchtling, Sonderling, ein Wichtlein, das sich wichtig macht: je kleiner der Mensch, um so größer der Dünkel. Mancher wähnt sich ein Riese gegenüber Katzbucklern, ein Gott gegenüber seinen „Kreaturen". — Zur platonischen Ehre gehört auch die Ehre des Sportlers, sofern der Sport genisch ist, die Ehre des Künstlers, des schaffenden Menschen (S. 425).

Die sinnliche oder Geschlechtsehre ist der ethische Wert der sinnlichen Fähigkeiten. Der Gesunde besteht auch diese Prüfungen, er hat seine Ehre als Knabe oder Mädchen, als Jüngling oder Jungfrau, als Mann oder Frau, als Vater oder Mutter. Der und die Gesunde wahren ihre Ehre von selbst, bedürfen nicht der Vorschriften und des Schutzes. Der Kranke besteht die Prüfungen mit zu viel Aufwand oder fällt durch, er ist auch hier fehlehrig. Es ist keine Ehre, die im Gange der Entwicklung

sich einstellenden sinnlichen Verhaltungen zwanghaft zu vollführen oder zu meiden, z. B. die Onanie zu übertreiben oder zu „unterdrücken", d. h. in einer perversen Art, die als Onanie nicht ohne weiteres kenntlich ist (Paronanie, 7. Bd. § 4), auszuüben. Es ist keine Ehre für ein Mädchen, ungeehrt, unverehrt, unbegehrt zu sein und zu bleiben, es ist keine Ehre für den Jugendlichen, sich den Liebesproben zu entziehen, vor dem andern Geschlecht die Augen zu verschließen und zu tun, als ob das ein geradezu göttliches Verdienst sei, das „aller Ehren" wert sei. Es ist keine Ehre, alter Junggeselle oder alte Jungfer zu werden und zu sein. Es ist keine Ehre, sich mit einer formalen Eheschließung Geld zu verdienen, sei das Geld eine öffentliche Beihilfe oder die Mitgift; gesunde Leute heiraten zur rechten Zeit, d. h. eben sie sind heiratsfähig, und dazu gehört, daß die Eheleute aus eigner Kraft ihren Hausstand führen können. Es ist eine Fehlehre, sich in eine kranke Ehe zu begeben, aber auch, „das Gelübde der Keuschheit" (S. 463) abzulegen und vermeintlich zu halten. Die Funktionen der Genitalien finden stets entsprechend ihrer Entwicklungsstufe statt. Der Koitus wird in dem Moment vollzogen, in dem die Genitalien reif dafür sind. Wie sollten sich die Funktionen hemmen oder fördern lassen! es müßten ja dann besondere Hemmungs- und Förderungsfunktionen da sein, also Funktionen, die die Funktionen lenken oder leiten könnten — ein vollkommener Unsinn. Die Liebesschwäche in allen ihren Formen ist wie die Arbeitsschwäche eine Fehl- oder Unehre. Die alten Germanen schwuren auf ihr Mannesglied wie auf ihr Schwert und mochten lieber sterben als entwaffnet und entmannt — fast synonyme Worte für die gleiche Entehrung — zu werden, und so war und ist es bei allen heldischen Völkern und Menschen. In höheren Kulturen, in denen der Besiegte den Penis nicht mehr abgeschnitten kriegt, ist die „Entmannung" = das Absprechen der Mannbarkeit, Männlichkeit die höchste Unehre, und nur kranke Menschen können mißverstehend oder verschleiernd die normale Geschlechtlichkeit für eine Unehre (Schande) und die Impotenz für eine Ehre (Tugend-Tauglichkeit) halten und auf solcher Verirrung gar eine ganze Ethik aufbauen. Ebensowenig ist das liebesunfähige Weib eine Heilige; es ist vielmehr eine Unheilige, Unheile, Kranke. Krank ist auch die ml. und wbl. Dirne. Verführt wird nur, wer sich verführen läßt, nie Gesunde. Alle kranke Geschlechtlichkeit ist Unehre, und Tristan und Isolde, Siegmund und Sieglinde haben ihren Ehebruch und somit ihre Unehre zu Recht mit dem Tode gebüßt.

Der Gesunde verteidigt auch seine Ehre ehrlich, ehrenhaft. Um trophischen Besitz, also auch trophische Ehre finden in höheren und hohen Kulturen normaliter Berufskämpfe unmittelbar Mensch gegen Mensch nicht mehr statt, diese Kämpfe sind

„sachlich", „unpersönlich", und nur der Verbrecher (Räuber, Dieb usw.), also eine Sorte der Neurotiker-Phrenotiker (Atavisten), kämpft „persönlich" und hat sogar eine Verbrecherehre, eine Art der Fehlehre. Im Sport dagegen kommt das persönliche Ringen als Kräftemessung normaliter vor. Auch Ehrverletzungen werden gewöhnlich nicht roh-muskulär, sondern wortlich und notfalls vor dem Gericht erledigt. Ebenso wird im allgemeinen die Familienehre usw. „friedlich-schiedlich" gewahrt, doch ist hier zu bedenken, daß der Einzelne nur eine (seine) Familie, eine Sippe, einen Stamm, ein Volk und Vaterland hat, also die genischen Ehrgefühle konzentriert, ihre Erregungen von besonderer Wucht sind, so daß der gesunde Angegriffene fähig ist, in der Verteidigung sein Leben einzusetzen, doch finden solche persönlichen Kämpfe (Duelle) im Unterschied von primitiven Zeiten (vgl. Blutrache, pathologisch: Amoklaufen) nur noch selten statt und sind Gerichte (Ehrengerichte) eingeschaltet, auch fällen die ordentlichen Gerichte Ehrenurteile. Die familiären usw. Unterschiede werden unaktuell, sobald es gilt, die Ehre der höheren Gemeinschaften, letztens des Volkes und Vaterlandes zu verteidigen; dies geschieht mit friedlichen Mitteln, ultima ratione mit den Waffen. Aber in hohen Kulturen bildet sich — als Kennzeichen der biologischen Beschaffenheit der Völker — eine zwischenstaatliche Gerichtsbarkeit für viele Fälle heraus, und gesittete Völker unterwerfen sich ihrem Spruch genau so, wie der gesittete Volksgenosse den Spruch des Gerichts anerkennt; somit werden mit steigender Kultur die Völker friedlicher, die Zwischenräume zwischen Kriegen länger, aus dem antiken „si vis pacem, para bellum" wird „si vis pacem, para pacem". Das Analoge gilt für die innern Kriege, die Revolutionen. Es gilt auch für die Rassenehre.

Mit Ehre fast synonym ist Freiheit, doch wird das Wort auch pragmatisch gebraucht. Wie das Kind eine Vor-Ehre hat, so hat es eine Vor-Freiheit, und wie die Ehre des Jugendlichen und später des Erwachsenen mit Bestehen der Pubertätsprobe, bes. ihrer Endprobe, der Meisterprüfung in Beruf und Liebe, erreicht wird, so auch die Freiheit, die innere und die äußere (zum Wortsinn s. 3. Bd. S. 329). Der Meister übt frei seinen Beruf aus und ist Freier, freier Herr, freit ein Weib, die somit ebenfalls frei wird, ist freies und mündiges Mitglied der Gemeinschaft der Freien. Den höchsten Grad der Freiheit hat der Höchstreife, der Mensch der höchsten Reife. Der Gesunde kann gemäß seiner biologischen Beschaffenheit die Freiheit weder in der Art der Über- noch der Untertreibung mißbrauchen, er verhält sich und kann sich auch nur verhalten richtig, gut und schön. Er verteidigt seine Freiheit wie seine Ehre, er kann weder Freiheit noch Ehre verlieren, er ist auch in der Bedrängnis wehrfähig.

Seine Freiheit ist die organische Eingliederung in die Gemeinschaft, der Dienst am Ganzen, und diesen Dienst, der ihm und der Gemeinschaft nützt, zu leisten, ist auch die echte Ehre *). Ein Zwang kommt da gar nicht in Betracht. Der Gesunde hat ein gesundes Freiheits- wie Ehrgefühl. Er wird nicht zögern, sondern es für ganz selbstverständlich halten, für die Freiheit des Volkes und Vaterlandes sein Leben einzusetzen, und wird sich dessen nicht einmal rühmen.

Dem Kranken (Neurotiker) dagegen eignet die Fehlfreiheit wie die Fehlehre und der Fehlsieg. Er kann mit zuviel Aufwand (fanatisch, unbändig, aus überspitztem Freiheitsdrang usw.) eine Freiheit gewinnen, die der echten ganz ähnlich sieht und dennoch nur normnahe ist. Er kann auf den Freiheitskampf „tapfer" verzichten und in dem Verzicht auf die Freiheit — die Freiheit sehen. Er kann die Prüfungen nicht bestehen, also sich als unfrei erweisen, und es kann ihm die seitherige Freiheit abgesprochen werden (Freiheitsstrafen). Er lebt im Zwange und kann nur Zwang ausüben — und den Zwang Freiheit nennen. Seine Freiheit ist Despotie-Sklaventum, er weiß nicht, ob er sein eigener oder der andern Herr oder Diener ist, und kann die Entscheidung auch nicht finden. Er wähnt, er könne, dürfe, müsse alles tun und lassen, was er wolle, über und gegen alle Bindungen der Gemeinschaft, und dies eben sei die wahre Freiheit, aber die Bindungen, gegen die sein Wille sich richtet, müssen ja immer da sein, also ist er doch wohl immer unfrei. Niemand über sich haben, nicht einmal einen Hut, niemand neben und unter sich haben, im Nichts schweben — ist das nun Freiheit — oder hört alle Freiheit mit aller Bindung auf? Die absolute Freiheit ist die Auflösung aller Freiheit. Der Zwang zur Freiheit ist Unfreiheit. So ist auch der Zwang zur Ehe Unfreiheit, der gegenüber der ml. und wbl. Junggeselle seine Freiheit wahrt, aber wer in der Ehe eine Fessel sieht, verkennt, daß der Mensch erst in der Ehe die volle Freiheit erlangt und ist in seiner Verwechslung von Freiheit und Unfreiheit wiederum unfrei. Usw. Der Gesunde läßt auch all solche „Freiheitshelden" gewähren, so lange sie nicht allzu sehr stören, er macht aber ihr Gebaren nicht mit (er kann das gar nicht), sucht aufzuklären und wehrt sich in geziemender (freundlicher) Weise, falls ihm der Unfreie seinen Zwang als „die wahre Freiheit" anpreist und wohl gar aufzuzwingen versucht.

---

*) So schrieb ich 1911 in meinem sozialen Roman „Führer der Menschheit?" S. 373: „Das Individuum findet seine Erfüllung nur im Dienste der Gesellschaft. Der Einzelne ist nichts, die Allgemeinheit ist alles."

4. Die trophische Entwicklung.

A. Die Ernährung.

Gemäß der Entfaltung des Organismus, also auch der trophischen RSe ändert sich die Ernährung. Die Kost nähert sich schon in den späteren Kinderjahren mehr und mehr der erwachsenen und geht während der Pubertätsperiode vollends in diese über. Der Embryo-Foet lebt von der Mutter und von sich selber (Harn usw. als Bestandteile des Fruchtwassers), der Säugling von der Mutter, dann scheidet die Mutter als „Nährstoff" aus und wird zur Bereiterin und Spenderin von Speisen, die bis auf Milch und Ei zunächst dem Pflanzen- und Mineralreich entstammen (ovo-lakto-vegetabile oder herbi-fruktivore Periode), erst in den späteren Kinderjahren tritt Fleischnahrung hinzu, wird also die Kost zur „gemischten Kost", diese nimmt dann auch der gesunde Erwachsene zu sich (Vegetarismus ist Neurose *), 7. Bd.). Die Nahrungsmittel sind genetische Ausformungen der ursprünglichen Nahrung (§ $7_{5, A}$): das Flüssige der Urnahrung differenziert sich zu den Getränken, das Feste (Kohlenhydrat, Eiweiß, Fett, Salze) zu den festen Speisen, das Gasige zu den gasigen Bestandteilen der Speisen und zur Atmungsluft. Die Grundklassen der Nährstoffe bleiben also die gleichen, doch wird ihre qualitativ-quantitative Zusammenfügung zu Speisen und Speisenfolgen (Mahlzeiten) immer reichhaltiger und mannigfacher und rückt dabei auf ein immer höheres biologisches Niveau — gemäß der Differenzierung des Organismus, dessen Substanzen sich im stetigen Stoffwechsel stetig erweitern-erhöhen, in der Pubertätskrise das jugendliche Niveau erreichen und dann ihre biologische Ausreifung im ganzheitlichen Zusammenhange fortsetzen.

Im ganzen genommen ist die Kost des Jugendlich-Erwachsenen „schwerer" als die Kost des Kindes, hebt sich aber im stetigen Vollzug der Entwicklung nicht präzis von der Kinderkost ab; Kennzeichen sind etwa reichlichere Darreichung von Fleisch und zwar auch der „gröberen" Sorten und in „kräftigerer" Zubereitung, Darreichung auch der schwereren Gemüsearten, reichlichere Verwendung von Gewürzen (Kinderkost ist „reizlos", „bland" — und so ist auch die allgemeine Krankenkost beschaffen: der Kranke ist eben Infantilist), dazu treten mehr und mehr die „erwachsenen Getränke" wie Kaffee, Tee, Bier usw., die bisher gar nicht oder nur in geringen Mengen, in Verdünnung genommen wurden. Die Speisen sind Aktualitäten trophischer Gegen-

*) Man bedenke, was geschehen würde (wäre), wenn die Tiere nicht in großer Zahl getötet (und verwertet) würden (worden wären): sie würden bei ihrer großen Fruchtbarkeit die Menschen alsbald überwachsen (hätten es längst getan). Irrealis zur Erläuterung.

standszellen, die systemgenetisch mit ihren Gefühls- und Begriffszellen assoziiert sind; demgemäß erlebt der Mensch die Speisen auf jeder Entwicklungsstufe verschieden, auch verschiedene Speisen, das Kind erlebt also die Speisen anders und oft auch andere Speisen (wenigstens als die seinigen) wie der Erwachsene, und seine trophischen Gefühle sind derart ausgerichtet, daß eben jeweils „seine" Speisen begehrt und im Funktionsablauf bis zur Sättigung aufgenommen werden, andere („höhere") Speisen dagegen wohl neugierig betrachtet, dann auch gekostet werden usw. und so eben sich die Forschung, d. h. die Differenzierung der einzelnen Reflexgefüge vollzieht. Demgemäß differenziert sich also auch das Verhalten zu den Speisen, die Eßgewohnheiten. Aus dem Herumriechen, Herumtasten des Säuglings werden genetisch die Lang- und Fangbewegungen (vgl. fangen-fähig, S. 514) des älteren Kindes und des Erwachsenen, zunächst die Eßbewegungen, dann auch die Herbeiholung der Nahrung, dann die Arbeit als Zubereitung in der Küche und als direkter und indirekter Nahrungsfang. Die primitiven Waffen sind Lippe-Kiefer sowie Hand-Faust, Zähne und Krallen, dann folgen allerlei andere Schneide-, Hieb-, Stich-, Reibe-, Bohrwerkzeuge wie Hammer, Axt, Messer, Dolch, Gabel, Löffel, Küchengeräte, Schußwaffen (diese als Bohrwerkzeuge, der Pfeil, die Kugel durchbohrt), zunächst solche, die wir als Eßgeräte bezeichnen, dann solche, die zur Erlangung und Zubereitung der Nahrung dienen. Alle diese Aktionen werden ergänzt von Ausdrucksweisen anderer trophischer RSe, z. B. der Augen, der Beine usw. Auswahl (S. 313) und Behandlung der Nahrungsmittel sind also Reflexe, Kennzeichen der biologischen Beschaffenheit des Individuums.

Eine Eß- und Trinkprobe als Akt der Pubertätsprüfung findet in höheren Kulturen nur noch in Ausklängen primitiver „Unmäßigkeit" statt, etwa in Form der häuslichen Feier der Konfirmation-Schulentlassung mit einer oft recht ausgiebigen Schmauserei, an der der Konfirmand, dem zu Ehren ja das Fest abgehalten wird, teilnehmen und seine Fähigkeit zur Teilnahme, sein Firm-sein, sein Stand- und Durchhalten erweisen muß, d. h. normaliter erweist. Zwar sind unsere Kinder auch schon in jüngerem Alter bei häuslichen u. a. Feiern, wenn auch erst zuschauenderweise, anwesend, aber nun stehen sie im Mittelpunkte des Interesses, werden eben auf Benehmen, auf Würdigkeit, im festlichen Kreise der Erwachsenen zu weilen, beobachtet und begutachtet, ohne daß eine eigentliche Probe auf Eß- und Trinkfestigkeit angestellt wird — wie das in geringeren Kulturen der Fall war und ist (vgl. noch die spätmittelalterlichen Freß- und Sauf-Feste). In Urzeiten gab es nur einmal im Jahre Fleisch zu essen, wie nur einmal im Jahre die „fleischliche" Vereinigung

der Geschlechter stattfand: zur Frühjahrszeit; verzehrt wurde der im Pubertätskampf Gefallene, die Mahlzeit war Verschmausung der Leiche, Leichenschmaus. Während der übrigen Zeit des Jahres war man Herbi-Fruktivore, die sinnlichen RSe blieben in unaktueller Funktion. Mit der phylischen Differenzierung der RSe mehrten sich die Feste und trat an Stelle des Menschenopfers das Tieropfer; zunächst wurde das Totemtier unter Spenden an die Gottheit geschlachtet und verzehrt, aber nur zum Pubertätsfest, also einmal im Jahre, erst bei Mehrung der Festtage wurde auch das Totemtier öfter geschlachtet, es behielt seine bevorzugte kultische Stellung, in der Zwischenzeit wurden andere Tiere gegessen. Mit weitersteigender Kultur wird gemäß der zunehmenden Differenzierung des Organismus die gemischte Kost allgemein für die Erwachsenen und werden nur kultische Feiern in einem dem primitiven analogen Verfahren vollzogen. Reine Karnivoren sind die Menschen niemals gewesen. Beim primitiven Pubertätsfest mußte also der Prüfling zeigen, daß er fähig war, „Leib und Blut des Herrn", später des Totem zu erkämpfen und zu verzehren; dies eben war der Hauptakt der trophischen Prüfung, und während sich in hohen Kulturen die profanen Prüfungen versachlicht haben, ist die kultische Prüfung, das Abendmahl noch ein zeremoniöser Ausklang der Urtat, des Uropfers. (Über modernen Kannibalismus s. S. 513.)

Die Trinkprobe, die der primitive Myste ablegen mußte, war zunächst die „Blutprobe", dann die Probe auf Standhaftigkeit gegenüber Rauschtränken, auf Giftfestigkeit; die Probe war nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ, die „Zaubertränke" waren „„ländlich-sittlich" verschieden: Haoma, Most, Met, Bier, Vanenblut (3. Bd. S. 105, Nr. 179), Wein, also Gebrautes und Gekeltertes, auch Gifte wie Haschisch, Opium, Coca, Arsen (vgl. Mithridates, die steiermärkischen Arsenikesser) usw. — Vorstufen unserer Schlafmittel, Narkotika, Arzneien. Während zunächst diese Stoffe, die Geräte, in denen sie zubereitet, aufbewahrt, dargeboten wurden, der Ort, an dem das geschah, heilig, den Kindern also unzugänglich waren, verlieren die Heiligtümer bei steigender Kultur an Geheimnishaftigkeit; die Rauschtränke, ursprünglich sakramental (Blut-, Alkohol- usw., Liebesrausch), wurden auch profan und somit öfter und oft getrunken. So erhalten auch schon ältere Kinder Kostproben von Alkohol (Dünnbier, Zuckerbier, Wein usw.), wie sie ja auch schon Fleisch essen, und bereiten sich oft auf die späteren Prüfungen vor; sie gehen auch schon mit ins Gasthaus, auf den „Keller", in den Sommergarten, die profanen Ableger der einst heiligen Stätte des Tempels, in dem das Mysterium-Martyrium — wie später das Abendmahl („Einnehmen" von Gebäck und Wein) begangen wurde. Der Jugendliche trinkt schon mal

„richtiges Bier", wie er richtigen Kaffee usw. trinkt, die eigentliche Trinkprobe findet aber erst zwischen etwa dem 18. und 20. Jahre statt und auch nur bei den Jünglingen; ein Mädchen, das die Trinkprobe nach männlicher Art verrichtet, zeigt damit einen rel. starken ml. Einschlag an, ebenso ein Mädchen, das wie ein Mann raucht (abgesehen von Völkern, bei denen auch die Weiber die Rauchprobe zu bestehen haben). Die „Gifte", an denen die Mädchen ihre Reife erproben, waren früher allerlei Kräutersäfte: Extrakte aus Tausendgüldenkraut, Myrte u. a. Medizinsäfte, auch solche, die „bluttreibend" sind und so die genische Reife ankündigten, jetzt „starker" Kaffee, Tee, Essig usw., auch werden Kaffeebohnen, Kreide, Haare u. a. „gute Dinge" gekaut und geschluckt. Die Trinkprobe stellt auch die Kapazität der Blase fest: man darf nicht austreten, wer nicht durchhält, gilt als durchgefallen, wird ausgelacht usw. Die Frauen leisten hierin auf ihren Kaffeekränzchen nicht minder Erstaunliches wie die Männer beim Gelage. Wer am meisten saufen kann, ist König, sang der Musensohn, stud. cerev. seligen Angedenkens. Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann. Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, bleibt ein Narr sein Lebelang (der Alkoholiker sagt: wer nicht liebt Wein und Gesang, verdient ein Weib sein Lebelang). Trinklieder mit Verherrlichung des Alkohols in Masse. Und Schopenhauer, der grämliche alte Junggeselle, seines Zeichens Philosoph: „Noch nie habe ich jemand glücklich gesehen, er wäre denn betrunken gewesen". Bei der Zechprobe hat der Jüngling zu erweisen, daß er auch im Rausch Haltung bewahrt, stand-haft ist, nicht untern Tisch fällt, krakeelt, den Alkohol er- und verträgt. Hat er die Probe bestanden, so braucht er sie nicht bis an sein seliges Ende zu wiederholen! Wer es tut, ist Alkoholiker. Normaliter geht auch diese Sturm- und Trankzeit alsbald in die moderatio et sapientia über. Niemals ist die pubertätliche Zechprobe Ursache des Alkoholismus! Der Alkoholiker ist es latent schon, ehe er etwas von Alkohol weiß; seine Alkohol-RSe entwickeln sich nach und nach hypertroph, und dann säuft er eben, so oft und so lange diese RSe in Hochfunktion sind (S. 120f.). Alkoholkrank ist auch der Abstinente (s. im 7. Bd.). Die Trinkprobe ist nicht Vorrecht eines Standes, sondern allgemein üblich; man darf die Studenten nicht darob beschimpfen. Nur die üblichen Getränke sind verschieden: die unteren Stände bevorzugen Schnaps und Bier, die höheren Bier und Wein (nicht „weil" Wein angeblich teurer ist, sondern als Zeichen höherer Differenzierung). Der Arbeiter der Faust hält es sein Lebtag mehr mit Bier und Schnaps, wie er es mit schwererer Kost hält, der Arbeiter der Stirn bevorzugt Wein und leichtere, feinere Speisen — eine rein biologische Tatsache, die nur der Klassenhaß mißversteht. Je mehr sich der

Arbeiter der Faust zum Arbeiter der Stirn entwickelt, desto mehr geht auch seine Kost in die feinere über; der Revolutionär wird normaliter konservativ, sobald er sein Ziel erreicht hat — biologische Tatsachen!

An der allgemeinen Entwicklung des Organismus nehmen natürlich auch die inneren Organe teil: sie erweitern sich nicht nur, sondern gewinnen an biologischer Reife. Alle RSe, alle Teile des Organismus sind normaliter jeweils biologisch äqual; biologische Inäqualität (S. 144), d. h. Infantilismus gewisser RSe ist Krankheit. Auch Blut und Lymphe verändern sich im Werdegange des Kindes und krisisch in der Pubertät, wie sie sich krisisch bei der Geburt verändert haben (vgl. Ikterus neonatorum, S. 196). Eine allgemeine Differenzierung der Bestandteile, die das organische Ganze „Säfte" sind, findet statt, koinzident mit der genetischen Veränderung der Kost, nicht durch sie verursacht. Die roten und die weißen Blutzellen, die Lymphzellen, die Fermente, Hormone usw. des Kindes sind nicht „dieselben" wie die des Jugendlichen und Erwachsenen, mögen sie auch chemisch und unterm Mikroskop nicht zu unterscheiden sein; die biologische Differenzierung ist eben mit mechanistischen Methoden nicht „zu fassen" (S. 88, 267). Die pubertätliche Umstellung der Säfte ist als Teilvorgang der Entwicklungskrise des Organismus selbstverständlich. Besonders sinnfällig ist die Blutveränderung. Sie verläuft koinzident mit den Veränderungen der blutbildenden Organe als HASTF-Reihe in normalen Formen und in kranken Formen, die man mit Bleichsucht, Chlorose, Blutarmut bezeichnet, aber natürlich stimmt die jeweilige Blutbeschaffenheit zur Beschaffenheit des ganzen Organismus. Im Hstadium scheiden die blutbildenden Organe Hunger-, im Astadium Angstprodukte aus usw., s. 1. Bd. § 13. Im Hstadium stehen dem Blute und der Lymphe vom Darm her nur wenig Nährstoffe zur Verfügung, die Säfte sind leer, die Produkte der Blutdrüsen sind Hprodukte, die Blutfarbe ist eine Hfarbe (2. Bd. S. 376, 474ff.), kenntlich auch an der Farbe der hungrigen (hohlen, mageren) Haut. Im Astadium engt sich der Organismus ein, scheiden die Organe Aprodukte ab, hat auch das Blut „Abeschaffenheit", kenntlich auch an der averengten, afarbenen Haut. Im Sstadium finden Drehungen statt, Sprodukte werden auch ins Blut ausgeschieden, die Nahrung passiert die Schwellen, beginnt schon die Darmwandung zu passieren, die Haut ist sfarben, schmerzlich-bleich. Im Tstadium lockert sich die Verengung, Nahrung geht stückweise vom Darm in die Säfte über, das Blut beginnt sich zu füllen, die blutbildenden Organe, die Blutdrüsen geben Tprodukte ab, die Haut zeigt Tfarbe, beginnt sich aufzulockern. Endlich im Fstadium ist Blut und Lymphe gefüllt, die Gefäße erweitert, die innern Organe, auch die

Blutbildner scheiden Fprodukte ab, die Haut ist fweit und ffarben. So im Einzelvorgang, so im Gesamt Pubertätsübergang, in den die Einzelvorgänge integrierend eingehen.

Die Bleichheit ist also, in Nuancen, den H-, A- und Sstadien eigentümlich, sie geht in den Tstadien in eine graublaurötliche Nuance über, die weiterhin zu einem freudigen Rot wird; koinzident verändert sich der Füllungszustand, die Fältelung-Glättung der Haut usw., wie im 2. Bd. S. 474ff. dargestellt. Am Farbenspiel der Haut kann man die Blutbeschaffenheit diagnostizieren; es ist besonders lebhaft in den Übergangsjahren mit ihren krisisch schwankenden Reflexintensitäten. Die Bleichheit kann den Grad der Bleichsucht erreichen, diese zeigt krankhafte Veränderungen des reifenden Blutes, also auch Dysfunktionen der blutbildenden Organe, ja des gesamten pubertierenden Organismus an, wie sie den ohne weiteres beobachtbaren Symptomen, z. B. abnormer Hunger, Appetitlosigkeit, allgemeine Schwäche, Lebensangst, Weltschmerz, Mißmut, Traurigkeit, aufschäumende Freudigkeit usw. entsprechen. Sturm und Drang, März-April des Lebens, himmelhochjauchzend — zu Tode betrübt. Der Ausgleich der wechselnden Stimmung usw. stellt sich mit vorrückender Pubertätsperiode normaliter ein, die Bleichheit, die sich naturgemäß bei den Jugendlichen beiderlei Geschlechts vorfindet, geht mit der Ausreifung des Blutes in die blühende Farbe des meisterlichen Menschen über, dagegen kann die Bleichsucht — an ihr leidet mehr das wbl. als das ml. Geschlecht — auch bei Behandlung mit Arsen, Eisen usw. bis weit ins Erwachsenenalter bestehen bleiben.

Das Blut wird gern als Präsentant des ganzen Menschen aufgefaßt. Man spricht von Blutsverwandtschaft, Blutsbrüderschaft, Blutzeugen usw. Das Blut ist das unentbehrliche Transportmedium für resorbierte Nährstoffe und Stoffwechselschlacken, für Hormone, Fermente usw., es ist selber ein Organ (flüssiges Organ) mit eignen Funktionen, eignem Stoffwechsel usw., es ist „ein besonderer Saft" und gewiß „dicker als Wasser", es gilt trophisch und genisch als der „Lebens-Todessaft" (vgl. Blutzauber als Heil-, Liebeszauber usw.). Es ist im ganzen wie in allen seinen geringsten Teilchen individual-, gruppen- und artspezifisch, aber dies gilt auch für jede Körperzelle, jedes ihrer Teilchen, jede Einzelheit des Organismus (§ 1), und nur mit Rücksicht auf die gen. besonderen Eigentümlichkeiten, also ohne daß man zu einer Magie, Mythologie oder Mystik des Blutes zu greifen braucht, kann man das Blut als Symbol des Menschen, in dem es fließt, gelten lassen.

B. Das Rauchen.

Das Rauchen ist wie das Alkohol-, Kaffeetrinken usw. ein Vorrecht der Erwachsenen. Demnach beginnt der Pubertierende (abnormaliter auch schon das jüngere Kind) das Rauchen heimlich, darf sich nicht erwischen lassen, ficht auf diese Weise mit „dem Alten" (Vater, Lehrer), er hat Hunger nach Rauchen (nach der damit bekundeten Reife), Angst vorm und beim Rauchen (versteckt sich, hat Herzklopfen, Schweißausbruch, Übelkeit usw., besonders heftig in neurotischen Fällen), Schmerz beim Rauchen (Leibschmerzen, Augenbrennen usw., auch die Zigarette usw. brennt), Trauer nach den ersten Rauchversuchen (hockt blaß, „mitgenommen", „ein Häufchen Unglück" da, gelobt: nie wieder!, sucht die Spuren seiner „Missetat" zu verwischen), endlich Freude über die vollbrachte Tat, die nun eben Heldentat, Überwindung des Alten ist*). Auch hier also die fünf Stadien; sie wiederholen sich gemäß der Periodik der Rauchreflexe, mit geringeren Gefühlsintensitäten: man gewöhnt sich (S. 330) an das Rauchen. Von einer gewissen Zeit an, je nach Familien- und allgemeiner Sitte, darf der Jugendliche öffentlich rauchen und ist nicht wenig stolz auf dieses Zeichen der Freiheit und Manneswürde. Übrigens ist es ja allgemein bekannt, daß „die Bengels" heimlich rauchen; die Rauchprobe erstreckt sich auch auf die Fähigkeit des Jungen, sich nicht erwischen zu lassen, eine Fähigkeit, die auch in vielen andern Verhaltensweisen geübt wird. Die Fähigkeit zur Taktik, Strategie, Schläue, Verschwiegenheit wird wieder besonders hart in den Frühkulturen geprüft (Überlisten des Gegners bei Raub von Besitzstücken, Frauenraub, Geheimhaltung der Gefühle und Gedanken bei „peinlicher" Befragung, Irreführen des Gegners usw.). In primitivistischer Art ist diese Fähigkeit den Neurotikern eigentümlich: den Hinterhältlern, Überschlauen, Lügnern, Schwindlern, Betrügern, Heimlichtuern, Verstockten, Heuchlern, Frömmlern, Dieben, kleinen und großen Gaunern und Gauklern usw., kurz den Sittenbrechern, die nun freilich ihre Sittenwidrigkeit wiederum verheimlichen, oft mit fanatischer Betonung ihrer („der") Sittlichkeit, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit usw. und oft mit Erfolg bei der unkundigen Menge.

---

*) Die Beschwernisse des ersten oder der ersten Rauchversuche, beim Gesunden gering, bei Rauchnervösen heftiger und schon Symptome, gehören zur Verlaufsweise eines normalen bzw. kranken pupertätlich-krisischen Erlebnisses, wie sie ähnlich auch bei andern solchen Hochfunktionen auftreten, hier nur verbunden mit den pharmakologischen Folgen des Rauchens, die wiederum beim Gesunden gering, beim Rauchnervösen heftiger sind. Oft wird gar nicht Tabak geraucht, sondern irgend ein anderes Kraut, und mancher Rauchneurotiker (die andern nennen ihn „Schwächling", „Memme") ist schon beim ersten Zuge schachmatt, in andern Fällen kommt es zu einer akuten Rauch- bzw. Nikotinvergiftung.

Der Dämonist fragt: warum raucht der Mensch? (Er fragt auch: warum trinkt der Mensch Alkohol usw.?, er fragt überhaupt: warum?) Nun, der Mensch raucht, weil er raucht, d. h. er hat eben Rauch-RSe, Rauchreflexe, wie er Trink-, Eß-, Atmungs- usw. Reflexe hat. Die Rauch-RSe sind Differenzierungen der frühkindlichen Sauge- und Lutsch-RSe (S. 234), an den Finger schließen sich die Zuckerstange usw., dann auch der Daumen als fingiertes Pfeifenrohr (die geballte Hand ist „der Pfeifenkopf", der Reifhauch bei kaltem Wetter ist „der Rauch"), dann der zerschnittene Rohrstock des Lehrers, dann die Zigarette, Zigarre, Pfeife an, aus den kindlichen Schmeck- und Stillstoffen gliedern sich (auch) die Anregungs-Beruhigungsstoffe des Tabaks (Nikotin, Brenzprodukte) — analog denen des Kaffees, des Weines usw. — genetisch ab. Das Rauchen ist also eine rein biologische Tatsache, sie ist ubiquitär: alle Völker rauchen (in irgendeiner Weise), wie alle Völker Alkohol usw. trinken. Freilich wurde und wird nicht überall Tabak *) geraucht. Seit alters ist das Rauchen eine Pubertätsprobe, bes. der ml., bei manchen Völkern, bei denen die Frauen wie die Männer rauchen (z. B. Lappen, manche Indianerstämme), auch der wbl. Jugend. Wir finden da in näherer Vergangenheit (auch noch in der Gegenwart) das Räuchern: orts- und landesübliche heilige Kräuter wurden an geweihter Stätte (eben der Pubertätsstätte, im Tempel) verbrannt und verbreiteten außer Düften auch Rauch („Weihrauch"), den der Prüfling einatmen und vertragen mußte; er geriet in eine Art Rausch, zu dem sich der Alkoholrausch, der Liebesrausch gesellte (rauchen, räuchern, rauschen wortverwandt, svw. optisch-olfaktorischen [Rauch] bzw. akustischen [Rausch, Geräusch] Nebel, Dunst von sich geben, der Trunkene ist „benebelt", hat „Höhenrauch" usw.). Vgl. das Rauchopfer, wobei eben totemistische Tiere, Hölzer, Kräuter usw. verbrannt und den Göttern dargebracht wurden, den Tempelschlaf (S. 507), das Räuchern in den Tempeln — mit dem Sinn, daß die bösen Dämonen „auszuräuchern", zu exorzieren seien, wie man ja auch im Mittelalter und vereinzelt noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus den „Hexen" und „Ketzern" den Teufel ausräucherte, wofür die „Besessenen" der heiligen Kirche und der irdischen Gerechtigkeit doch recht dankbar sein mußten, wenn sie auch — persönliches Mißgeschick! — diese Art Feuer- und Rauchprobe nur mit Verlust des Leibes bestanden (der ist ja ganz unwichtig, weil

*) Als Columbus am 12. Okt. 1492 auf Guanahani landete, fand er, daß die dortigen Indianer zylinderförmige, von einem Maisblatt umwickelte Rollen eines Krautes (Folia Nicotianae) rauchten; sie nannten diese „Zigarren" tabaco. Von hier aus kam das Tabakrauchen und die Nicotiana Tabacum auch nach Europa. Die ältesten Tabakpfeifen, die wir aus Deutschland kennen, stammen aus der Zeit um 1600. S. Tiedemann, Gesch. d. Tabaks, Georg Böse, Vom Rauchen und vom Rauchtabak.

sowieso sterblich, und er ist ja eben die Wohnung des Teufels!). Vgl. auch Rauchen als Medizinzauber, ferner desinfektorische Räucherungen usw.

Die Sitte des Räucherns leitet sich wiederum von Vorstufen ab: es gab in jedem Volke (wie beim Einzelwesen) eine Frühzeit, in der die Feuerbereitung noch unbekannt war. Das Feuer ist natürlich immer dagewesen — wie die andern „Grundstoffe" (Empedokles) Erde, Wasser, Luft, die Menschen konnten es nur nicht bereiten, den Feuergott nicht in ihre Macht bringen, sie mußten warten, bis die Sonne Wald, Steppe, Prärie sengte und entzündete, der Blitz (das Himmels-Höllenfeuer) zündend einschlug, hie und da die Flamme geheimnisvoll-zauberisch auflohte (z. B. beim Reiben trockenen Geästs, als elektrische Lichterscheinung, vgl. Klabautermann, St. Elmsfeuer usw.). Dann aber fing man die Flamme ein, das unheimliche Werk gelang mit dem großen Medizinzauber, man ließ nun das Holz weiterbrennen und bewahrte diese Brände oder glimmende Asche auf, das Verfahren der „Bändigung des Feuerdämons" entwickelte sich. So hat jedes Volk seinen „gefallenen Engel", der das Feuer den Göttern stahl oder von ihnen mitbekam und den Menschen schenkte: Loki, Pramantha, Prometheus, Attis, Agni, Ignis, Hephaistos, Vulcanus, Lucifer, Christus usw. — alle Lichtbringer, und allenthalben wird (auch) das Feuer, das Licht, der Rauch und Rausch als göttlich-teuflisches Wunder verehrt (Baal, Horus, Helios, Sol, das ewige Licht in den katholischen Kirchen usw., vgl. 3. Bd. S. 107f., 262f.). Die **Feuerbewahrung** konnte in Urzeiten nur Aufgabe der Frau sein, die ja den Mann überlebte; später als der Mann die Herrschaft antrat, übernahm er auch dieses heilige Amt, doch blieb die Frau Hüterin des Feuers im Hause und am Herde (Vestalin usw.). Ort der Bewahrung und Verehrung des Feuerdämons war die Feuerstätte: der Feuerbrand selber, den die Nomaden mitführten, mit dem das Lagerfeuer entzündet wurde, der heilige (für „Laien", d. i. „das Volk" unbetretbare) Bezirk des Häuptlings-Priesters, Medizinmannes, die Hütte des Herrn, der Herd darin, der Tempel (1. Bd. S. 675, 2. Bd. Nr. 36). „Die Hütte" war erfüllt vom heiligen Rauch, und die Männer, die allein Zutritt hatten, mußten den Rauch aushalten, so auch die Jünglinge, die bei der Pubertätsprüfung erstmalig den heiligen Bezirk betreten durften und ihre Würdigkeit erweisen mußten. Das Oberhaupt, der Vater-Priester, dann der Priester als Stellvertreter „des Alten", des Gottes, der auch des Feuerdämons mächtig war, hatte das Feuer zu bewahren; ging es aus, so war der Gott dem Volke ungnädig, hatte es verlassen, der Vater-Priester hatte den Gott zu versöhnen, das Feuer wieder herbeizuholen, evtl. persönlich, indem er sich dem Gotte opferte und somit Zutritt und Gelegenheit zur Fürbitte

gewann usw. (vgl. auch Feuerbestattung, Sonnenbestattung *)). Aus der Feuerstätte entwickelte sich also der Herd, der sich allmählich bei steigender Kultur popularisierte, in jeder Hütte errichtet wurde, profanen Zwecken (die Feuerzubereitung der Speisen war schon lange erfunden) diente, aber auch kultischen Charakter behielt (am Herde war auch der ärgste Feind geschützt — wie am Altar der Kirche, vgl. Siegmund: „Wes' Herd dies auch sei, hier muß ich rasten" und Hunding: „Heilig ist mein Herd"). Die Hütte war verräuchert, die Feueresse zur Ausfuhr der Dämonen wurde wie das Fenster erst später erfunden, bis dahin mußte der Rauch, dämonisch gedeutet, ausgehalten werden, auch so wurde „geraucht", noch heute haben viele Männer eine Vorliebe für „verräucherte Kneipen", also Abkömmlinge der alten Männer- und Gemeinschaftshäuser, und wen „der Hecht" stört, ist ebensowenig „ein Mann" wie der, der „einen Stiefel nicht vertragen kann" **)

Die Feuerbewahrung wurde dann bequemer, als „die Pfeife" erfunden wurde: in einem Behälter wurde Feuer im Glimmen erhalten, indem man hineinblies. Statt des großen Feuers, das mit der Lunge, dann mit ihrer Nachbildung, dem Blasebalg angeblasen werden mußte (der Atem war der große Zauber, der „Feuerstoff", vgl. Atman, Odin, φλόγιστον usw., 3. Bd. S. 242, 262), ließ sich das kleine Feuer leichter entfachen. Die Behälter waren kleine Herde, mit einem Rohr zum Luftsaugen versehen (vgl. Erdrauchen mancher Negerstämme), waren auch hohle Rohre (Bambus), aus denen man das Mark herausgehöhlt-geholt hatte, so daß die glimmende Asche im Rohre auf dem Marke lag und von oben angeblasen wurde, die Vorstufe der Pfeife, bei der die Anordnung des glimmenden Krautes (Kanasters) derart ist, daß die Luft durchgesaugt wird. Schließlich wurde die Zigarre erfunden: ein Herd en miniature; das heilige Kraut wird in geeigneter Form in den Mund genommen und die Luft durch die brennende Spitze gesaugt, „der Feuerdämon" auf diese Weise beherrscht, gebannt, wie er auch ins Zündhölzchen gebannt ist. Abart die Zigarette = kleine Zigarre.

War das Feuer ausgegangen, mußte man ursprünglich auf ein neues Auftauchen des Feuerdämons warten. Später wurde die **Feuerbereitung** erfunden: man beobachtete, daß Feuer beim Reiben trockener Äste zum Vorschein kam (Waldbrand), und konnte hiernach auch selber das Feuer „beschwören". Ein Stab

*) „Auf den Hund kommen" — Hund, Hunt altgerm. Bezeichnung (auch) für die auf 4 Dolmen ruhende Steinplatte, auf die der Tote gelegt und der Sonne preisgegeben wurde.

**) Als Knaben haben wir „Rauchproben" auch derart angestellt, daß wir uns dem Qualm der Lokomotiven, auch von Bränden, die wir auf dem Felde anlegten, aussetzten (wer da hustete, war „grüner Junge").

aus hartem Holze wurde in eine Nabe eines weichen Holzes (verwendet wurden möglichst rote Hölzer, „rot" war das Zeichen, daß der Feuerdämon darin wohnte) eingesetzt und mit der Hand, später mittels einer Schlinge rasch gedreht; hierbei bildete sich Holzstaub, der unter geschicktem Blasen eines Assistenten sich entzündete. Der Feuerräuber wurde vom Feuerreiber ersetzt. Auch die Analogie des Feuerreibers und Feuerreibens zu Penis-Vulva (Lingam) und Koitus (genital-taktiles Reiben bis zu Liebesglut und Wollustfeuer) wurde herausgefunden und ausgedeutet. Aus dem primitiven Feuerreiber wurde dann das Feuerzeug: Schwamm und Stein, das Streichholz, der Benzinzünder. Bei der heftigen Reibung gewisser Stoffe findet Erhitzung und Entzündung statt, s. 2. Bd. S. 213, 296, 501. Auch das Schießen mit Pulver beruht auf der Entflammbarkeit des Pulvers, wobei die sich jäh bildenden Gase gemäß ihrer Ausdehnung das Geschoß aus dem Rohre treiben (Feuerrohr, Feuertaufe, gebt Feuer!).

Zum Rauchen gehören auch Gemeinschaftsveranstaltungen wie das Abbrennen von Holzbränden bei gewissen Festen, das Springen über das Feuer (z. B. in Tirol) usw. Keine Feier ohne Feuer. Auch das Schießen mit Pulver gehört hierher. Es ist an sich ein Akt der Pubertätsprobe, Analogie zum urtümlichen Männerkampf; an die Faust haben sich die Verlängerungen des Armes, die mechanischen Waffen (Knüppel, Speer, Degen) genetisch angeschlossen, an den Wurf des Steines, des Bumerangs usw. das mechanische Schleudern mit der Handschleuder, mit dem Bogen, schließlich mit der Schußwaffe, in der die Waffe mit dem Feuer-Rauch konfluiert. Im Ernstfalle wird von Mann gegen Mann geschossen, sonst nur „geknallt" (Probe auf Aushalten des Knalles, ähnlich den „Hörproben" beim Peitschenknallen, beim lautlichen Erschrecken, beim Polterabend usw.) oder auf Scheiben usw. geschossen (Schützenfest, militärischer Schießstand), wobei auch die Treffsicherheit geübt und geprüft wird. Auch Salut wird geschossen, also der Begrüßte (wie mit anderem Lärm, z. B. Hurra!) eigentlich auf seine Wehrfähigkeit, Standhaftigkeit geprüft, abgeschreckt oder als willkommen anerkannt und geehrt.

In der Entwicklung der Industrie konfluieren Feuer-Rauch mit Arbeit. Genetischer Ausgangspunkt der Werkstätte ist der häusliche Herd, also die Stätte der Feuerbewahrung (vgl. z. B. Verehrung der Schmiede im alten Ägypten, Germanien [Wieland, Mime], Griechenland [Hephaistos], Italien [Vulcanus] usw. als Feuerbewahrer, die zugleich gefürchtet und verachtet waren als Teufelssöhne, Teufel, Pferde- und Hinkefuß, Hinker und Henker, verletzt bei der Pubertätsprobe, vgl. Oedipus svw. Schwellfuß, Hinkefuß, dem schon nach der Geburt gemäß dem Orakelspruch, er werde den Vater töten, die Sprungsehnen durchschnitten

wurden, usf.). Das Rauchen besteht also nicht bloß im „Schmauchen" der Pfeife-Zigarre, sondern in jedem Ein- und Ausatmen von Rauch. Wer in die Gesellschaft der Großen eintreten, in ihr weilen will, muß Rauch und Rauchen aushalten.

Das Rauchen ist also so alt wie die Menschheit, d. h. es wurde immer in irgendeiner Art geraucht, und es wird immer geraucht werden. Es ist Funktion einer menschlichen RS-Gruppe, die sich phylo- und ontogenetisch ausdifferenziert. Ursprünglich Vorrecht des Vaters-Oberhauptes, dann des Priesters-Medizinmannes hat es sich im Laufe der phylischen Entwicklung popularisiert und somit profaniert, wie ja alle Vorrechte der Spitzenmenschen sich nach und nach verallgemeinern und dabei verflachen, während sich neue Vorrechte herausbilden. Längst ist Rauch aus dem Schornstein Zeichen der menschlichen Siedelung, des Behagens und Friedens, daher raucht der Indianer mit seinem bisherigen Gegner, mit seinem Gaste die Friedenspfeife (eine Aushalteprobe, eine Zuerkennung der Würde), daher der Spruch „Wo man raucht, da kannst du ruhig harren, böse Menschen haben nie Zigarren", daher wird dem Gaste die Zigarrenkiste gereicht, daher ist der bläuliche Tabaksrauch ein erfreulicher Anblick, sein Duft angenehm, daher bittet man mit einer fast kultischen Feierlichkeit (Höflichkeit) um Feuer für die Zigarre und bedankt sich für die Liebenswürdigkeit des Spenders mit Hutabnehmen und Verbeugung (bei uns; in anderen Ländern, z. B. Argentinien gilt die Bitte um Feuer als Beleidigung ähnlich der Verletzung der Hausehre) usw. Die braven Berliner bliesen 1848 ihre Revolution ab, als ihnen das öffentliche Rauchen, sogar im Tiergarten erlaubt wurde, und so sind auch unsere Jungen stolz auf die pubertätliche Befreiung vom Rauchverbot. Natürlich hat das Rauchen die jeweils zeitgemäßen Deutungen erfahren, ursprünglich die roh-, später die verdünnt-dämonistischen, heute die psychologisch-kausalen; die Psychobiologie deutet nicht mehr, sondern beschreibt (auch) das Rauchen als Reflexvorgang und seine Deutungen als die genetischen Abwandlungen der dämonistischen Weltanschauung.

Der gesunde ml. Jugendliche lernt rauchen, wie er Alkohol, Kaffee trinken lernt, wie er arbeiten und lieben lernt, wie er sich überhaupt in die Sitten und Gebräuche der Erwachsenen hinaufentwickelt. Der gesunde ml. Erwachsene raucht mäßig, wie er mäßig trinkt, ißt, arbeitet, liebt; „mäßig" ist hier svw. „maßvoll, maßgerecht, angemessen, üblich, durchschnittlich". Er raucht zwanglos, kann also den Tabak, falls er nicht zur Hand ist, kürzere oder längere Zeit entbehren, er ist ihm nicht „lebenswichtig" (wie dem kranken Raucher). Der Tabak gehört zu den normalen Genußmitteln, das Rauchen ist dem Gesunden eine Annehmlichkeit wie das Kaffee- und das Alkoholtrinken. Er

raucht im allgemeinen nicht bei der Arbeit, im Dienste, wohl aber in den Pausen und nach getaner Arbeit, bes. nach dem Essen (Verdauungszigarre) und in Geselligkeit (geliebte Zigarre), doch gibt es nicht wenige gesunde Leute, bes. Kopfarbeiter, deren Rauch-RSe auch während der Arbeit, z. B. im Studierzimmer, aktuell funktionieren und die hierbei eine Leistungssteigerung erfahren. In die norm. Var.-B. fällt es auch, ob jem. nur im Zimmer oder (auch) im Freien raucht; auf der Straße geht der Duft fast ganz verloren, und für die meisten Raucher ist gerade der Duft und der Anblick des Rauches angenehm, ja oft die besondere Annehmlichkeit, hinter der die Anregung-Beruhigung als Nikotinfolge zurücktritt; manche Raucher bevorzugen nikotinarme oder -freie Tabake (der Anbau solcher Tabake im größeren Stile ist geplant). Pharmakologisch ist der Tabakrauch, bes. das Nikotin — die übrigen Bestandteile sind quantitativ so gering, daß sie praktisch vernachlässigt werden können, — ein Anregungs-Beruhigungsmittel gemäß dem Arndt-Schulz-Gesetz (S. 133); Die Dosis ist also individualspezifisch, mancher raucht eine oder zwei Zigarren (usw.) am Tage, andere etwas mehr, über fünf Zigarren (oder etwa zehn Zigaretten) raucht der Gesunde kaum und zwar nicht aus medizinischen Überlegungen oder irgendeinem Zwange heraus, sondern länger-häufiger sind eben seine Rauch-RSe nicht in aktueller Funktion. Der Gesunde inhaliert den Tabakrauch nicht, sondern bläst ihn aus dem Munde wieder aus; er „kaut" die Zigarre nicht, sondern raucht „trocken", am besten mittels einer Spitze, die er dann wegwirft oder säubert; er läßt einen Stummel von ca. 2 cm übrig — kurz, er raucht hygienisch. Der Gesunde kann natürlich auch nicht krank werden, das Nikotin ist für ihn ebenso wenig Gift wie das Coffein des Kaffees, der Alkohol des Weins usw., das Eiweiß des Fleisches, das Kohlehydrat des Brotes, das Gewürz der Speise, der Gehalt der Luft an Stäubchen, Mikroben, Stickstoff, Kälte usf.

Es gibt nun aber doch Nichtraucher. Man versteht darunter Nichttabakraucher. Rauch irgend welcher Art atmet jeder Mensch mehr minder oft und ausgiebig ein, alle Menschen haben also Rauch-RSe, und in diesem Sinne gibt es keine „Nichtraucher". Bleiben wir bei der üblichen Verwendung des Wortes: Nichtraucher sind da Menschen ohne Tabakrauch-RSe oder mit unentwickelten Tabakrauch-RSen. So pflegen bei vielen Völkern die Frauen (die ja urspr. auch an den Pubertätsproben der Männer und ihren kultischen Ausformungen nicht teilnahmen, teilnehmen durften und auch heute noch vielen Männerversammlungen fernbleiben) nicht zu rauchen, doch riechen die meisten gesunden Frauen den Tabakrauch des Mannes gern und halten dafür, daß ein richtiger Mann (auch) rauchen müsse. Für die gesunde Frau ist wiederum der Tabakrauch kein Gift, bei der üblichen Venti-

lation der Wohnungen ist der so schon stark verdünnte Rauch normaliter unschädlich. Viele Frauen haben auch unentwickelte Alkohol-RSe, dieses Genußmittel ist ihnen „gleichgültig", sie „haben keinen Sinn dafür"; seltener ist die „Gleichgültigkeit" gegenüber dem Kaffee oder Tee (Tein) oder Kakao (Theobromin). So ergeht es auch manchen Männern. Für die Frauen vieler Völker ist das Nichtrauchen die Norm, doch ist das gelegentliche Rauchen einer Zigarette an sich noch nicht zur Abnorm zu rechnen, kann aber abnorm sein (man muß da die Diagnose an der Art des Rauchens, auch aus anderen Merkmalen stellen). Auch ml. Nichtraucher mit unentwickelten (verkümmerten) Rauch-RSen (usw.) können noch in die Norm gerechnet werden, stehen aber an der Grenze zur Abnorm: es fehlen ihnen Reflexe, die bei den meisten Männern wohldifferenziert sind, und vielen solchen Nichtrauchern (usw.) ist ein femininer Einschlag anzusehen, wenigstens vom Kenner.

Alle anderen Nichtraucher sind Kranke, Rauchkranke. Sie sind abstinent. Abstinenz und Abusus sind pathographische Ausdrücke (7. Bd. § $2_{,2,\,E}$). Die Abstinenten sind a) Kranke, bei denen sich ein anatomisches oder funktionelles Leiden im Anschluß an das Rauchen aus der Latenz in die Manifestanz entwickelt oder beim Rauchen verschlimmert hat (man deutet das ursächlich: der Gesunde sei durch das Rauchen krank, der Kranke kränker geworden) — und die nun das Rauchen therapeutisch-prophylaktisch unterlassen, bei denen sich also eine heilsame Angst vor dem Rauchen, also ein therapeutisches Symptom entwickelt hat. b) Neurotiker, die in ihren kranken Einstellungen das Rauchen meiden, z. B. als bes. auffällig die fanatischen („leidenschaftlichen") und die überängstlichen Gegner, die wissentlich oder unwissentlich den Tabak als Träger feindlicher Dämonie (Teufelskraut, Weltgift usw.) erleben, somit die „Gefahr" weitaus überschätzen, Norm und Abnorm nicht unterscheiden, falsche und richtige „kausale" Zusammenhänge durcheinander mengen, pathologische Zusammenhänge verallgemeinern, das Rauchen „grundsätzlich" abschaffen wollen; sie gleichen also den fanatischen-überängstlichen Alkohol-, Kaffeegegnern u. a. Neurotikern, die „prinzipiell" die Genußmittel verdammen und aller Welt den Asketismus predigen („verleugnet euch, verlaßt die Welt!"), sie gleichen auch den Vegetariern, die im Fleisch das tödliche Gift wähnen, auch den Impotenten, die in der Sinnlichkeit die Sünde und den ewigen Tod sehen und „bannen", somit „die Welt erlösen" (6. u. 7. Bd.). Die vernünftige Bekämpfung des Tabakmißbrauches (Alkoholmißbrauches usw.) wird überdehnt zur Bekämpfung des Tabakgebrauches (Alkoholgenusses usw.) überhaupt, man will die Abnorm abschaffen, unterscheidet sie aber nicht von der Norm und will so auch die Norm

abschaffen. Es ist eine Übertreibung zu eifern, man müsse „in die heranwachsende Jugend den eisernen Willen pflanzen, Alkohol und Nikotin zu meiden", das gehöre zur „Ertüchtigung der Jugend" (vgl. die analogen Warnungen vor der Onanie mit Anführung von wilden Schauermärchen über ihre furchtbare Schädlichkeit für Gesundheit und Moral); eine Übertreibung ist es auch, die Raucher ganz allgemein als „Schwächlinge" zu beschimpfen. Vielleicht muß man auch das Atmen abschaffen, „weil" in der Luft allerlei schädliche Keime usw. enthalten seien! Solche persönliche Fehlauffassungen können freilich an den biologischen Tatsachen nichts ändern, wie sie hier sine ira, sed cum studio beschrieben werden*).

Die Bestrebungen gegen den Abusus jeder Art, also auch gegen den Nikotinismus sind selbstverständlich zu billigen und zu fördern. Nicht zu billigen ist der neurotische Radikalismus-Extremismus, auf welchem Gebiete er sich zeigen und welche „Begründungen" er heranziehen mag. Die neurotische Logik ist — eben neurotisch, d. h. krank. Der Extremismus ist auch erfolglos: die Gesunden lassen die Leute reden, die Nikotinisten u. a. Abutienten kommen, falls überhaupt, höchstens suggestiv, also vorübergehend zur Einschränkung oder Unterlassung des Abusus oder zu einer Symptomverschiebung (z. B. Ersatz des gegenständlichen Abusus durch Zwangsgedanken wie Gelübde usw., Intensivierung der Angst an Stelle der Gier-Sucht, d. i oft ein Vorteil im Krankheitsgeschehen, aber keine Heilung), oder sie heucheln Enthaltsamkeit hier und rauchen dort (auch insgeheim) „ihr Quantum": die kranken RSe und ihre Funktionen lassen sich suggestiv nicht ausrotten, sie können sich nur im Wege der Erkenntnistherapie zur Norm hin ausdifferenzieren. Jede kranke Funktion ist Mißbrauch, auch die extremistische Bekämpfung des Mißbrauchs. Der Extremismus ist die Neurose, gegen die er helfen soll. Wilhelm Busch: „Enthaltsamkeit ist das Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen." Der Abutient und der Abstinent (beide Verhaltungen wechseln sich nicht selten periodisch ab) haben das Rauchen, das Trinken usw., die Arbeit, die Liebe noch nicht richtig gelernt, sie sind darin eben noch Kind geblieben, sie tun zuviel-zuwenig, sie müssen zur Norm auslernen.

*) Einige Literatur. J. Bresler, Tabakologia medizinalis, Halle S. 1911. v. Frankl-Hochwart und Fröhlich, Über den Einfluß des Tabakrauchens auf die Entstehung von Nervenkrankheiten, Vortr. auf der Vers. Dt. Nervenärzte in Frankfurt M. v. 3. Okt. 1911. E. Abderhalden, Ethik 1936 Nr. 4. F. Lickint, Tabak und Organismus. A. Wenusch, Der Tabakrauch, Bremen 1939. P. König, Die Entdeckung des reinen Nikotins, Bremen 1940. Der Tabak, Acta nicotina, Wiss. Zeitschr. d. Internat. Tabakwiss. Ges., 1936 usw. Reine Luft, Ztschr. d. Dt. Bundes zur Bekämpfung d. Tabakgefahren, seit 1928. Hans Lungwitz, Tabak und Neurose, Bremen 1942.

Realiter ist das Rauchen niemals die Ursache des Nikotinismus, das Alkoholtrinken niemals die Ursache des Alkoholismus usw., es entwickeln sich lediglich die kranken RSe aus der ererbten Anlage, der Disposition heraus rein biologisch, autogen zur Manifestanz im Sinne des Abusus. Der Nikotinismus (usw.) als reinfunktionelle Krankheit (Neurose) oder als Hauptsymptom gewisser anatomischer Krankheiten ist idiopathisch; er kann auch akzidentell, also Begleitsymptom sein. Alle diese Kranken sind nicht durch das Rauchen krank gewordene Gesunde, sondern das Rauchen ist bei ihnen schon von vornherein Funktion pathologischer RSe, ist schon Symptom, ist zwanghaft, auch falls Pat. nur ein paar Züge tut, erfolgt im Rahmen der je spezifischen Krankheitsentwicklung, und nur der wird süchtig, dessen Rauchreflexe entspr. auswuchern — ein rein biologischer Vorgang. Klar, daß der Nikotinist therapeutisch das Rauchen einschränken oder — bei manchen anatomischen Leiden — ganz lassen müßte, aus der Erfahrung heraus, daß bei Wegfall des Giftes auch die Giftfolgen ausbleiben, also gewisse Symptome mehr minder latent werden; dabei bleibt der Kranke aber krank, auch rauchkrank (er kann das Rauchen nicht vertragen). In vielen Fällen ist ein anderer Erfolg nicht zu erzielen. Bei Rauchneurotikern ist die Ausreifung der kranken RSe der gegebene Heilweg. Viele Neurotiker verwenden übrigens das Tabakrauchen therapeutisch: als Anregungs-Beruhigungsmittel, z. B. jem. raucht vor einem Vortrag eine Zigarette und beruhigt so seine nervöse Angst, und es ist immer noch besser, dies zu tun, als eigentliche Arzneien zu nehmen. Viele Kranke rauchen „normal", d. h. das Rauchen hat mit der Krankheit keinen Zusammenhang und ist für diese Kranken so harmlos wie für die Gesunden. Gift ist Nikotin nur für Nikotinkranke.

C. Die Kleidung.

Der Mensch lebt immer in einer (seiner) Umgebung; sie gruppiert sich um ihn konzentrisch in engeren und weiteren Kreisen, s. § 7, 1—3. Der Embryo-Foet lebt im Fruchtwasser, dann folgen die Eihäute, die Uteruswand, die weitere Umgebung „Mutter", dann deren Umgebung, Umwelt. Der geborene Mensch lebt in der Luft, die mehr minder feucht ist, dann folgt die Kleidung, dann die engere und weitere Umgebung (Luft, Wohnung usw.). Wie l. c. beschrieben, hat auch die Umgebung ihre Genese: sie verändert sich gemäß der Entwicklung des Menschen, und diese Veränderungen bilden eine stetige biologische Reihe mit periodischen Krisen, der Mensch wechselt also ständig in neue Umgebungen. An Stelle der Eihüllen, bes. des Amnion und Chorion, der beiden vom Embryo gebildeten Häute, tritt nach der Geburt die Kleidung, an Stelle der Uteruswand, des Mutter-

leibes usw. die Wohnung, das Haus usw.; die postnatale Umgebung ist die genetische Ausgliederung der pränatalen. Bei unsern Neugeborenen ist die Kleidung Hemdchen, Windeln, Steckkissen, die Wohnung ist die Wiege, das Kinderbett, der Kinderwagen, weiterhin das Zimmer; dann wird aus dem Säuglingskleid das Kleinkindkleid, oft Jahre hindurch gleichartig für Knaben und Mädchen, die Wohnung erweitert sich vom Zimmer zur mehrzimmerigen Behausung, zum Hause usw., dann wird der Garten, die Straße usw. erobert.

Wir sagen: im Mutterleibe ist das Kind nackt, und nackt werden wir alle geboren*). Wasser und Luft rechnen also nicht zur Kleidung, könnten aber recht wohl als flüssige und gasige Kleidung gelten. Nur feste Stoffe sind Kleider. Mit fester Umgebung kommt das Kind bei der Geburt in engere, sogar sehr enge Berührung: bei der Passage des harten Beckens und des weichen Geburtskanals, also im A- und Sstadium der Geburt; dann ist es wieder nackt, wird aber alsbald eingewickelt, erlebt somit jene primären festen Berührungen in milderer Form: als Hemdchen, Windel, Steckkissen, das mit Bändern umschnürt ist (manchmal sehr straff), und auch diese neuen Berührungen sind zunächst vw. agf. und sgf., dann bei der raschen Gewöhnung auch tgf. und fgf. Immerhin fühlt sich das junge Kind freier in unbekleidetem Zustande (S. 409) — wie sich auch der Primitive in seiner Nacktheit wohl fühlt, die Kleidung zunächst als beengend erlebt. Noch für viele ältere Kinder und Erwachsene ist das Ablegen der Kleider eine Art Befreiung vom engenden Zwange; hier liegen schon Übergänge zur Abnorm (Neurose) vor.

Die Kinderkleidung „wächst" mit dem Kinde heran, und zur Pubertätszeit macht auch die Tracht einen Entwicklungsschub durch: „die Kinderschuhe werden ausgezogen", aber dies ist nur ein Beispiel für die Gesamtveränderung der Kleidung. Der Konfirmationsanzug ist ein wichtiger Bestandteil des Pubertätsüberganges; auch alltags werden lange Hosen, langer (längerer) Rock, ein jugendlicher Hut usw. angelegt, man „trägt" (Tracht!) sich als ml., wbl. Backfisch. Und dann nimmt die Kleidung immer mehr die erwachsenen Formen an, differenziert sich über die Lehrlings- und Gesellenkleidung zur Meisterkleidung, mit allerlei Abzeichen versehen; schon früh unterscheidet sich das „gute Kleid" als Festgewand vom Alltagskleid, der Ausgehvom Arbeitsanzug, die genische von der trophischen Kleidung (jene schmuck, diese praktisch).

Alle diese Übergänge geschehen ebenfalls als HASTF-Reihen. Das Kind hat Hunger nach der Tracht der Großen, dann aber Angst vor und bei dem Anlegen und der öffentlichen Vorführung.

*) Manche Menschen (Neurotiker) legen sich nackt zu Bett (vgl. S. 264).

dann kämpft es sich durch, dreht sich in die ungewohnte Kleidung hinein, prüft sich vorm Spiegel, dreht und wendet sich vor andern Leuten, die als Prüfer fungieren, ob ihm die erhöhte Kleidung „steht", wie es sich darin benimmt usw.; dann kommt das T-stadium: der Wechsel ist vollzogen, man hat sich durchgerungen, aber die liebe alte Kleidung war doch so bequem, so gewohnt, mit Rührung wird sie betrachtet, bis dann die Freude über die neue Pracht aufkommt. Krisische Veränderungen enden natürlich auch mit besonderer Freude: an der erhöhten Kleidung ist der erhöhte Rang sichtbar, die Uniform trägt eben nur der Wehrfähige usw., Kleider machen Leute, die neue Mode, an die man erst gar nicht so recht heranwollte, wird denn doch als sehr hübsch befunden — bis die wieder neue „Modeschöpfung" kommt. Nicht wenige Leute aber, bes. Männer tragen lieber den „alten Anzug" weiter. Als HASTF-Reihe verläuft auch das jedesmalige Anlegen der Kleidung: Hunger nach Anziehen mit Suchen, Auslangen, Anfassen z. B. der Hose, Angst vorm Anziehen mit Heranbringen der Hose, Zurechthalten zum Einschlüpfen, Schmerz beim Anziehen mit Hineindrehen, Kneifen, Klemmen usw., Befestigen mit Knöpfen, Bändern usw., Trauer als (kleine und manchmal größere) Ermattung nach der Arbeit, stückweises Überziehen, Teilerfolg, endlich Freude mit Fertigsein, Sache ist in Ordnung, auf zum Kampf. Die Gefühle sind hierbei normaliter kaum oder schwach aktuell, der Ablauf vw. gegenständlich. Analog verläuft das Ablegen der Kleidung, auf das allemal ein neues Anlegen folgt — wie auf die Abgabe die Aufnahme. Die Verhüllungsreflexe laufen während des Astadiums eines größeren Erlebnisses ab, als Vorbereitung für einen Kampf, zu dem man sich friedlich oder kriegerisch „rüstet": Ausgehen, Einkaufen, Sichzeigen, Sichschützen vor Berührungen, Kälte-Wärme, Sichzurechtmachen für eine Geselligkeit, in der man geprüft, durchgehechelt wird, Sichfertigmachen für die Berufsarbeit usw.; sie sind demnach allesamt rel. angsthaltig. Manche Neurotiker erleben das An- und Ausziehen mit übertriebenen Gefühlserregungen, treiben ein Zwangszeremoniell oder „verlieren" sich in Zwangsdenken, z. B. ziehen sich zu hastig an oder aus, tragen zu weite, zu enge Kleider, Schuhe usw., meiden den Gewandwechsel, ordnen pedantisch die Kleider, reißen und zerren und ziehen, daß die Nähte krachen, werden „niemals" fertig, ziehen sich liederlich an, sind also „immer fertig" usw.

Kleidung ist im ganzen wie in den Teilen Hülle, Höhle, Hülse, weiter und enger, auch gedreht, insofern h-, a- und sgf., auch kurz- und lang-gerade, insofern t- und fgf. (1. Bd. S. 615ff.). Sie ist optischer Gegenstand, mit ihm sind assoziiert thermische, taktile usw. gegenständliche Aktualitäten, natürlich auch Gefühle und Begriffe. Sie schützt, verbirgt den Körper vor den Blicken,

vor Berührungen, vor Wärme-Kälte (zu „Schutz" s. S. 161); das Behagen im Kleide ist die Freude über das Geborgensein, das Gefühl der Sicherheit, mit dem man in den Kampf geht. Je nach Kulturhöhe besteht die Kleidung aus einer ein- oder mehrfachen Schicht, die Zahl der Schichten, die Stoffe usw. wechseln modisch, auch jahreszeitlich usw. Gewöhnlich sind die Frauen leichter (auch bunter) angezogen als die Männer, die sich in den harten Lebenskampf begeben, während die Frauen mehr zu Hause sind und vom Manne beschützt werden.

Der Ontogenese entspricht auch hier die Phylogenese. Der Nacktheit der Säuglinge und jungen Kinder und ihrer Vorliebe dafür entspricht die Nacktheit der primitiven Völker. Alle primitiven Menschen gingen zunächst nackt *) und legten sich erst nach und nach Gewand zu, zuerst etwa Grasbüschel, Blättergeflechte (vgl. Feigenblatt), Schnüre, aufgemalte Kleidung (Tatauierung, Kriegsbemalung, noch heute Schminken), Verhüllung der Schamgegend hinten oder vorn, allerlei Schmuck, Felle von Totemtieren, Tanzmasken (Maske = Gesicht des überwältigten Alten, wie der schwarze Konfirmationsanzug den Tod des „Alten" kündet), Gespinste von Pflanzenfasern usw. Mehr und mehr differenzierte sich die Kleidung auch nach der Gelegenheit: Kriegskleid, Rüstung aus Metall, Leder, Zeug, Arbeitskleid je nach Beruf, Anzug des Feierabends, Ballkleid, Frack usw.

Die Entwicklung der Kleidung ist ein rein biologischer Vorgang, er koinzidiert mit der Gesamtentwicklung. Die RSe gliederten sich derart aus, daß auch die Funktionen „Anlegen (Anhängen usw.) von gewissen Gegenständen an gewisse Körperstellen" einsetzten; zuerst wurden die Schamteile bekleidet (verhüllt, somit geschmückt und betont), und diese Reflexe sind Differenzierungen der auf die Genitalregion gerichteten manuellen Schutz-, Schambewegungen (Handvorhalten), die wiederum sich aus diffuseren Hand-Armbewegungen ab- und ausgliederten (vgl. ontogenetische Differenzierung der Bewegungen, §§ $4_{,3,\,F}$, $5_{,2,\,E}$, $6_{,9}$). Weiterhin bildeten sich die Bekleidungsreflexe derart aus, daß aus Rohstoffen Geflechte usw. gefertigt und angelegt wurden, die Kleidung sich erweiterte, vermannigfachte, zu reiche-

*) Es gibt auch heute noch Völker, bei denen Jung und Alt ganz oder so gut wie ganz nackt gehen. Aus der Ontogenese ist der Schluß zu ziehen, daß alle Völker in ihren Frühzeiten nackt gegangen sind. Freilich ist es nicht gut denkbar, daß dies auch in den Klimaten des nördlichen Polarkreises und -eises der Fall gewesen sei, mag man jenen Bewohnern auch einen besonderen Grad von Fähigkeit, Kälte zu ertragen, zuerkennen. Man muß annehmen, daß der Polarkreis erst nachträglich von den Küsten der Kontinente her besiedelt worden ist und zwar zu einer Zeit, in der schon Kleider getragen wurden. Wie bereits im 3. B. S. 125 dargelegt ist, ist als Heimat der Ariogermanen der nördliche Teil Europas anzusehen, nicht der Polarkreis; vgl. dagegen Herman Wirth, der die biologischen Daten unberücksichtigt läßt.

ren Formen aufstieg, dabei an Stelle der Handarbeit das Produkt der Maschine trat (die ja freilich irgendwie von der Hand betätigt wird). Die Bekleidung war ursprünglich Vorrecht der Erwachsenen, dieses Recht wurde mit Bestehen der Pubertätsprobe erworben, d. h. da erst erreichten die Bekleidungsreflexe ihren reifen Funktionsgrad. Im Verlaufe der Kulturperiode erhielten dann auch schon die Kinder, erst die älteren, dann auch die jüngeren und jüngsten, Kleider, wie ja stets Vorrechte der Großen nach und nach als Rechte auf die Kleinen übergehen.

Auf diese entwicklungsbiologische Weise ist die Kleidung entstanden, „geworden". Außer dem Menschen ist kein Wesen bekleidet, also Nachahmung kommt nicht in Betracht. Das Gefieder, das Fell der Tiere ist ebensowenig wie die Behaarung, die Haut des Menschen „Kleid". Daß zwischen Haut und Kleidung eine Luftschicht ist, die dem Fruchtwasser analog, spricht gegen die Auffassung, wonach die Kleidung eine genetische Entsprechung, wo nicht gar Differenzierung der Haut sei. Die Kleidung leitet sich von den Eihüllen her. Man kann sagen: der Mensch habe die Kleidung „erfunden", muß aber „erfinden" realisch verstehen. Es ist nicht (wie der Dämonist meint) so, daß der Mensch RSe und Reflexe erfinden, d. h. die Entstehung und Funktion von RSen, hier also der Bekleidungs-RSe durch die Macht (lies: Allmacht) des Geistes (des Gedankens) verursachen, schaffen, erzaubern könnte, sondern die RSe und somit auch ihre Funktionen bilden sich rein entwicklungsbiologisch heraus, und derart gesellt sich zu den Phänomenen ihre Beschreibung (S. 500). Nicht also hat der Gedanke eines klugen Kopfes die Bekleidung verursacht, sondern sie ist rein biologisch, „von selbst" entstanden; dabei hat natürlich einer mal den Anfang gemacht, einer, der den anderen in der Differenzierung voraus war (ein Prophet, S. 494), der aus dem Vorhandenen eine neue Struktur, Konstruktion ersah und beschrieb, also er-fand, heraus-fand, vor-fand. Also auch die Erfindung ist ein rein biologisches Geschehen, und der Erfinder muß abwarten, ob die anderen eine analoge Entwicklung nehmen wie er und, falls ja, wann „die Zeit reif ist," die Erfindung anerkannt wird, sich einführt. Man sagt zwar, die Mode, also der „Wandel" in der Bekleidung werde von den Modekünstlern, Modeschöpfern „gemacht", tatsächlich ersinnen aber diese Künstler lediglich mögliche Veränderungen der bestehenden Kleidung, bringen Vorschläge, Entwürfe, Modelle, können aber die Öffentlichkeit nicht irgendwie dazu bestimmen, die „erfundenen" neuen Gewandungen anzunehmen, sie müssen abwarten, wie sich die biologische Entwicklung vollziehen wird, und natürlich ist auch die Massensuggestion nur bei vorhandener Bereitschaft, die eine biologische Funktionsweise der beteiligten RSe ist, erfolgreich. Bei hinreichender Erfahrung ist es leicht

zu prophezeien, daß auf eine „kurze" eine „lange" Mode (kurzer Rock — langer Rock), auf kleine Hüte große, auf hohe Stehkragen niedrigere und Umlegekragen usw. folgen werden und umgekehrt: es wiederholt sich ja alles in Analogien, gemäß der Funktionsperiodik der RSe. Der Modeschöpfer „tippt" auf eine sich erfahrungsgemäß an die bisherige Mode anschließende Modifikation wie der Börslaner auf Hausse oder Baisse, aber niemand kann die Gestaltung der biologischen Bewegungen „machen", man muß warten, ob das Publikum „mitgeht", „die Mode mitmacht", d. h. die Erlebnisse sich gemäß der Prognose formen oder nicht. Man kann sich sehr irren. So soll der s. Z. größte Pariser Modekünstler Poiret 1919 erklärt haben, keine anständige Frau würde ihre Beine zeigen, — und dann kam die fuß-wadenkniefreie Mode der Nachkriegsjahre, und Poiret machte Pleite, wurde Schauspieler und starb arm und vergessen.

Erfinder sind Konstrukteure: sie finden neue Strukturen, Entdecker sind Forscher, die neue Totalerlebnisse haben. Erfindungen sind koordinative Veränderungen, Entdeckungen Veränderungen im Erlebnisbestand; beide gehen über das Bisherige, Bekannte hinaus. Das Maschinengewehr konnte nicht entdeckt, sondern nur erfunden, der Planet Neptun nicht erfunden, sondern nur entdeckt werden. Eine Weltsprache (Esperanto) kann erfunden, die Sprache der Bakairi entdeckt werden. „Substanz" kann nicht erfunden werden (S. 376); erreichen bei einem Menschen gewisse Denkzellgefüge früher als bei den Zeitgenossen den aktuellen Funktionsgrad, dann „macht er eine Entdeckung". Erfinder wie Entdecker können ihre Entwicklungen nicht „willkürlich" herbeiführen, können nicht zaubern, sie müssen warten, bis sich die Entwicklung vollzieht, die konstruktive oder phänomenale Veränderung „da" ist. „Alles ist wie geschenkt" (Goethe). Auf den Bildungsgrad kommt es nicht an, ob einer Erfinder, Entdecker ist oder nicht, nur sind Aufgabe, Verfahren und Ergebnis beim Gebildeten differenzierter. Ein mir befreundeter Erfinder auf dem Gebiete der Waffentechnik ist durchaus „unstudiert" (gelernter Schlosser), versteht von wissenschaftlicher Physik rein gar nichts, und doch findet er beim einfachen Anschauen einer Konstruktion den etwa anhaftenden Fehler und oft entscheidende Verbesserungen, erfindet auch Neukonstruktionen; er ist ein rein intuitiver Erfinder. Beides Erfindungen und Entdeckungen knüpfen an Schon-Vorhandenes an.

Die Kleidung ist ein Schutz gegen Wärme-Kälte, d. h. mit der optischen Aktualitätenreihe „Kleidung" ist eine spezielle thermische assoziiert, sobald die Kleidung angelegt ist. Dies ist eine Erfahrungstatsache, sie konnte erst gefunden werden, nachdem die Kleidung angelegt worden war. Es mag Leute ge-

geben haben, die z. B. die Beobachtung des Fellwechsels der Tiere mit den jahreszeitlichen thermischen Erlebnissen assoziierten, somit den Gedanken hatten, daß sich auch der Mensch auf eine analoge Weise thermisch schützen könne; dazu kam die Erfahrung, daß mit der Hand bedeckte Körperstellen gegen Wärme-Kälte geschützt waren. Aber solche Gedanken waren nicht die Ursache für das Herstellen und Anlegen der Kleidung, sondern nur ein Vorausdenken einer möglichen Entwicklung, und daß diese eintrat, war nicht ein Beweis für die Zauberkraft des Gedankens, sondern biologische Ausgliederung der assoziierten optisch-thermisch-taktilen RSe, deren Funktion die Bekleidung ist. Gemäß der Kleidung haben sich auch die thermischen RSe, das thermische Erleben ausgegliedert derart, daß die extro- und die introversen thermischen Punkte, also auch ihr Verhältnis zueinander sommers und winters ungefähr gleichbleiben. Übrigens haben sich dabei auch Veränderungen in der Ernährung usw., kurz im allgemeinen Verhalten vollzogen. Je mehr sich die Kleidung ausdifferenzierte, desto mehr verfeinerten sich auch Nahrung, Beruf, Wohnung, Liebesverhalten — oder gemäß den Graden der Differenzierung des Gesamtorganismus ist auch die Kleidung verschieden, so die Kleidung des Handarbeiters gröber als die des Kopfarbeiters, auch außerhalb des Berufes, die vornehmen Gewänder sind feiner als die der dienenden Klasse, die Kleidung der Spitzenmenschen feiner als die der Basismenschen, und die sozialen, politischen usw. Emporkömmlinge pflegen sich alsbald beim teuersten Schneider Dutzende von Anzügen zu bestellen und ihren (neuen) Frauen Hermelinpelze und Diamanten anzuhängen ...

Wie der Mensch in Assoziation mit der angelegten Kleidung andere thermische Erlebnisse hatte und hat wie ohne Bekleidung, so auch andere taktile Erlebnisse. Er merkte, daß die Kleidung gegen allerlei Verletzungen schützte und, je fester sie war, um so weniger zu durchdringen war. So hat sich die Kleidung zu einer Hülle des ganzen Körpers ausdifferenziert, auch lederne, metallene Beschaffenheit angenommen, passend zu den Umständen, unter denen sie angelegt wurde. Mit der Entwicklung der Berufe aus dem einst einzigen Berufe, dem Kampfe mit Mensch und Tier hat sich die Berufskleidung von der Rüstung abdifferenziert, weist aber klare Analogien auf (z. B. Stehkragen — Halsberge, Wattierung der Schultern — Achselstücke — Epaulettes — Schulterschutz, Hut — Dienstmütze — Helm usw.).

Man sagt, der Urmensch habe ein dichtbehaartes Fell gehabt, dies sei die erste Kleidung gewesen, die Behaarung sei allmählich geschwunden, daher habe der Mensch die Kleidung erfunden, diese sei also Umwandlung des „Haarkleides". Zunächst habe der Mensch sein Haarkleid durch Tierfelle ersetzt, weil er gefroren habe, usw. Dazu ist folgendes zu bemerken. Der Urmensch mag eine dichtere und stärkere Behaarung gehabt haben, als

sie der Kulturmensch hat. Der Mensch jeder Kulturepoche ist — bis auf wenige Stellen wie die Hohlhand, den Hohlfuß — am ganzen Körper behaart, aber die Behaarung ist bis auf gewisse Stellen (Kopfplatte, unterer Gesichtsteil und Brust beim Manne, Achselhöhle, Schamgegend) dünn, besonders bei Frauen und Kindern. Der Foet hat ein feines Haarkleid, das Wollhaar, die Lanugo; er verliert sie nach der Geburt, an ihre Stelle tritt das sekundäre Haarkleid, wie an die Stelle der Milchzähne die bleibenden Zähne treten (S. 217). Dafür, daß die Urmenschen ein dichteres Haarkleid gehabt haben als die Epigonen, spricht die Tatsache, daß auch heute noch viele Männer eine rel. dichte Behaarung haben, pathologisch in Form der Hypertrichosis, bei der die Lanugo nicht ausfällt, sondern erhalten bleibt und wuchert und sich mit den sekundären Haaren vergesellschaftet („Waldmenschen"). Die Hypertrichosis kommt auch bei Frauen und bei älteren Kindern vor; sie geht immer mit Zahndefekten (Zwischenkiefer fehlt) u. a. Mißbildungen einher und ist Infantilismus derart, daß Hornsubstanzen in foetal-frühinfantiler Art verteilt bleiben, also eben die Lanugo erhalten bleibt und wuchert und dabei Zahndefekte (der Säugling hat ja noch keine Zähne) vorhanden sind *). Von Atavismus kann man dabei aber nicht derart sprechen, daß es dereinst eine Zeit gegeben hätte, in der die Menschen, auch die Erwachsenen keine Zähne und dafür sozusagen ein Fell gehabt hätten, sondern nur eben derart, daß die Menschen eine tierähnliche Behaarung gehabt haben, und daß diese sich pathologisch neben gewissen anderen Anomalien bei Kulturmenschen vorfindet. Der Darwinismus sieht die Lanugo als rudimentäres Organ an, das bei den Säugetieren ausentwickelt sei, — eine Annahme, die sich ebenso wenig auf Tatsachen stützt wie die andere, daß die Behaarung des Menschen und bes. die Hypertrichosis die Abstammung des Menschen vom Affen beweise. Der Mensch hat niemals ein „Fell", niemals eine tierische Haut gehabt. Die Frauen sind normaliter überall und allzeit abgesehen von den gen. Stellen weniger stark behaart gewesen als die Männer, wie denn auch bei ihnen reichliche Behaarung, z. B. an Lippe-Kinn, an Armen und Beinen als ml. und unschön gilt und gerne beseitigt wird. Und die kindliche Behaarung, mag sie auch urzeitlich stärker gewesen sein als bei den Kulturkindern, war und ist doch eben immer eine Vorstufe der erwachsenen Behaarung, und niemals hat es gesunde Kinder gegeben, die bereits Bart, Achsel- und Schamhaar gehabt hätten (nur pathologisch kommt das vor). Es ist denn auch die erste Rasur des Bartes, des Kopfhaares (Skalplocke, Chinesenzopf, Tonsur der Mönche usw.), das Ausraufen des Schamhaares, die chemische Entfernung des Achselhaares (z. B. bei den eleganten Frauen der griechischen Antike, und wiederum modern geworden) ein wichtiger Akt der alten Pubertätsriten gewesen (daher: man muß Haare lassen, ist „a G'scherter", S. 490).

Es ist also unrichtig zu sagen: die Urmenschen waren in der Lage, nackt zu gehen, weil sie ein dichteres Haarkleid hatten, und: sie zogen sich deshalb an, weil allmählich die Haare dünner und spärlicher wurden, sie also gefroren hätten. Dann hätten ja gerade die Kinder am ehesten Kleider angelegt, was aller Erfahrung widerspricht: die Kinder gehen nackt auch bei Primitiven, die als Erwachsene schon eine reiche Gewandung tragen, und auch bei uns gehen die Kleinen, z. B. am Strande noch nackt, während die Erwachsenen öffentlich, auch im Bade, immer bekleidet sind

*) Gemeint ist hier die universelle Hypertrichosis, aber auch die regionäre H. (zusammengewachsene Augenbraunen [Synophris], Frauenbart, ml. Typus der Schamhaarfigur bei Frauen usw.) ist Infantilismus und immer mit anderen Konstitutionsanomalien und mit Funktionsstörungen, bes. der Genitalien (Hypomenorrhoe, Dysmenorrhoe, Sterilität, Frigidität, vorzeitigem Klimakterium) verbunden.

(das gemeinsame Nacktbaden Erwachsener beiderlei Geschlechts finde ich ebenso wie die sog. Nacktkultur geschmacklos, mag man auch mit Hygiene usw. ankommen; ein bißchen Badezeug tut der Hygiene keinen Abbruch, und ein letztes Geheimnis sollte den Liebenden zur Enthüllung vorbehalten bleiben). Das Schwinden des Haarkleides ist nicht die Ursache der Erfindung des Kleides, sondern beides koinzidiert genetisch. Auch mancher normal behaarte Mensch unserer Tage ist gegen Kälte so abgehärtet, daß er z. B. im winterlich kalten Flusse badet; andererseits frieren ungewöhnlich oder abnorm behaarte Menschen nicht weniger als normal behaarte (bei gleicher Kleidung). Ebenso abwegig wie die gen. kausale Deutung ist die umgekehrte: weil der Mensch sich bekleidet habe, sei das Haarkleid verkümmert, es sei nun nicht mehr notwendig gewesen. Wie steht es denn mit dem Kopfhaar? Die Primitiven hatten noch keine Hutfabriken, heute haben wir aber „trotz" Helm und Hut noch immer reichliches Kopfhaar (abgesehen von Altersglatze und pathologischem Haarausfall). Auch die übrigen Haarinseln sind trotz der Bekleidung geblieben. Realiter hat das Haar des Menschen seine Entwicklungsgeschichte und die Kleidung die ihrige, und zwischen beiden besteht keinerlei kausaler oder finaler Zusammenhang, sondern nur eine gewisse Koinzidenz.

Zur Kleidung gehört auch die Kopfbedeckung. Sie leitet sich genetisch wiederum von Urformen (nicht vom Kopfhaar) ab. Der „erste Hut" ist der harte Beckenring, durch den der Foet in der Geburt hindurch muß, gegen den er mit großer Gewalt andrängt, der seinen Kopf einzwängt, einpreßt. Nach diesem „Hute" sind alle Hüte gebaut, nach dieser „Corona" („das Kind steht in der Krönung", sagt der Geburtshelfer, S. 207) ist die Königskrone und die Dornenkrone gebaut, von jenem ersten Helme leiten sich alle Helme, von jener ersten Haube (vgl. Glückshaube, S. 207 Fn.) alle Hauben ab (vgl. unter die Haube kommen); die analoge Gestaltung ist offenkundig (3. Bd. Nr. 245, 255, 256). Das Ablegen des Hutes ist ein Zeichen dafür, daß man sich der Hut, des Schutzes begibt; man legt so auch die Waffe, den Stock, den Mantel ab, man ist geborgen. Auch das abendliche Ablegen der Tageskleidung ist Zeichen, daß man sich geborgen fühlt, man kann das bequeme Hauskleid, die Hausjoppe anziehen, der Tageskampf ist vorüber, Besuch kommt nicht mehr, man wird nicht mehr herausgefordert; dann vertauscht man das Hausgewand mit dem Nachtgewand, das man im Bett trägt und das mit dem Bett zusammen eine genaue Analogie zur nächsten Umgebung des Foetus ist (beim Bettpisser sogar mit „Fruchtwasser"): man liegt im Bett wie in Mutters Schoß, hält sich (S. 201, 264), schläft und träumt wie der Ungeborene und erwacht und verläßt das Bett „wie neugeboren". Das Bett kann auch der Schlafsack, die Hängematte, primitiv warmer Sand, in den man sich einbuddelte (vgl. Sandbäder), sein.

Der Urmensch ging auf nackten Sohlen, hatte Horn, „Leder" an den Füßen — wie viele primitive Menschen (z. B. die Abessinier) heute noch. Auch die Kulturmenschen haben eine harte, stellenweise hornige (oft mit Hühner-, d. s. Hornaugen) Sohlenhaut. Mit der übrigen Bekleidung kam früher oder später auch die

Fußbekleidung auf: zunächst als Sandale, dann als entwickelterer Schuh, als Stiefel, der Fuß- und Beinbekleidung (Beinschiene) in einem ist. Auch die Fußbekleidung ist rein biologisch entstanden. Daß der Mensch Kleider und Schuhe trägt, ist nur aus der biologischen Tatsache zu verstehen, daß er ab ovo umhüllt ist. Daß bei der biologischen Differenzierung des Urkleides auch die Haut „Beiträge" im Sinne einer Konfluenz mit genetischen Nach-bildungen der Eihäute geliefert haben mag, braucht nicht bestritten zu werden.

Die Kleidung kann rein entwicklungsbiologisch nur dem Körper angepaßt sein; wir tragen nur Kleider, die uns „passen". Das Weib trägt somit als superfeminines Wesen (1. Bd. S. 552) nur superfeminine Kleider, also Gewänder mit mehr runden als geraden Anordnungen (Rock, Bluse usw.). Der Mann dagegen trägt als supermaskulines Wesen Kleider mit mehr geraden als runden Anordnungen (Hose langgestreckt, Jackenschnitt usw.). Der Männeranzug paßt zur ml. Beschäftigung, das Frauenkleid zur wbl. Beschäftigung, auch im Genischen. Und auch dieses Passen ist rein biologische Tatsache. Zu Zeiten nähert sich der wbl. Typus in allerlei Einzelheiten dem ml. an, ohne daß je aus dem Frauengewand ein Männeranzug würde; das Umgekehrte gilt für den ml. Typus der Kleidung. Die Kleidung zeigt die biologische Beschaffenheit (Konstitution, Weltanschauung, Charakter) ihres Trägers. Die Uniform ist der Anzug der Angehörigen beruflicher, sportlicher, militärischer Verbände. Das Uniforme kann sich auch auf gemeinsame Abzeichen beschränken. Aber selbst an der Uniform kann man seinen Träger taxieren. Übertreibungen des Uniformierens finden sich in kollektivistischen (gleichmacherischen) Epochen. Mancher Neurotiker versteckt sich in die Uniform, andere tragen sich in offenkundig absonderlicher (Schnitt, Farbe usw.), andere in normaler Art, so daß die Diagnose schwierig ist und die Persönlichkeit selber mituntersucht werden muß. Auch gibt es Transvestiten, solche, die ein gegengeschlechtliches Kleid anziehen, und solche, deren Gewand sich in Einzelheiten allzu sehr der gegengeschlechtlichen Fasson annähert (S. 536, ferner im 7. Bd. § 4).

Die trophische Bekleidung unterscheidet sich von der genischen. Erstere ist Berufs-, Arbeits-, Gebrauchskleidung, letztere ist Schmuck, beide kommen auch als Festkleidung vor. Die Mode ist weniger trophisch als genisch. Die trophische wie die genische Bekleidung gehen phylisch aus der Verhüllung der Genitalien hervor. Die Urtat war der (trophisch-genische) Liebeskampf zwischen Mann und Weib, er endete günstigstenfalls (d. h. falls der Mann nicht weg- oder totgebissen wurde) mit der Begattung. Das wbl. Genitale ist unter dem Schamhaar zwischen den Beinen versteckt, das ml. „sichtbar versteckt". In actu

verläßt der Penis sein Versteck und sucht in das Versteck der Vulva einzudringen. Im späteren Männerkampf ist die Tötung, dann die Kastration Kampfziel, die Genitalien müssen also in ihrem natürlichen Versteck aufgesucht werden und werden dann in eine Hülle versteckt, dem „Zugriff" möglichst entzogen, damit zugleich aber aus-gezeichnet, geschmückt (vgl. mittelalterliche Braguette). Diese Hüllen waren natürlich Vorrecht der zum Pubertätskampfe fähigen, der geschlechtsfähigen jungen Leute und der Erwachsenen. Kinder gingen nackt oder trugen als ältere eine Vorform der späteren reifen genitalen Bekleidung (z. B. Mädchen-Uluri und Frauen-Uluri der Bakairi). Die Verhüllung kann auch nur angedeutet sein, z. B. mit einer Hüftschnur; die Hülle kann auch hinten angebracht sein und ist es da, wo die Gesäßseite „die Scham" ist (Koitus von hinten). Später differenzierte sich die trophische von der genischen Kleidung ab. Im Zeitalter des Totemismus erwarb der Sieger über das Stammestier dessen Fell und trug es als Siegeszeichen, als Zeichen, daß er nun „das große Tier" geworden war; vielerlei Modifikationen treten da genetisch auf, auch die Wappentiere u. a. tierfigürliche Abzeichen, die man am Hauseingang anbringt oder ansteckt oder als Emblem der Firma benutzt, sind Abkömmlinge des Totemismus, während die Amtstracht den Sieg über den Vater-Gott und die Übernahme seiner Rechte angibt. Die Verhüllung der Braut ist ubiquitärer Brauch, und es ist die Aufgabe des Mannes, den „Gürtel und Schleier" zu lösen (lat. nuptiae zu nubere verhüllen, got. liugan, nhd. lügen, d. h. die Wahrheit verhüllen, wie eben die Braut, das Weib, die Maja der alten Inder, das dämonische Rätsel, verhüllt und dann enthüllt wurde; bei australischen Stämmen legen die Jünglinge Frauentracht an und schmücken sich die Mädchen mit Mannesemblemen — nicht, wie Winthuis [Einf. in d. Vorstellungswelt primit. Völker, Leipzig 1931] meint, um doppelgeschlechtlich zu werden, sondern um die Zusammengehörigkeit von Mann und Weib zu demonstrieren, usw.). Und natürlich muß auch das Weib den Mann als Geschlechtswesen, also auch sein Genitale ent-decken (die Decke wegnehmen). Die genische Bekleidung wird also angelegt, um — abgelegt zu werden. Auch im trophischen Kampfe sucht der Gegner eine „Blöße" zu entdecken, die Rüstung so zu überwinden, den Gegner zu ent-rüsten (er ist dann „bloßgestellt", entwaffnet und „entrüstet"), an ihn heranzukommen, ihn selbst zu treffen. Je mehr sich der trophische Kampf versachlichte, desto mehr ging die Ent-rüstung in den Verschleiß der Kleidung bei der Arbeit über, die Kleidung wird mehr minder drastisch versehrt, zerrissen, abgerissen, wer sie trägt, sieht „ganz abgerissen", d. h. erfahren und dabei „heruntergekommen" aus, und ist wohl auch selber ein Gerissener, Schmerzerprobter, ein Achilles oder Odysseus

(3. Bd. Nr. 211). So sind auch die Trachten der Sippen, Stämme, Völker nicht erdacht, sondern geworden, sie stimmen zu den übrigen Teilen der Umgebung, zur Heimat und sind somit spezifisch für die Menschen, die in der Heimat wurzeln.

D. Die Wohnung.

Der Primitive wurde mit Bestehen der Pubertätsprüfung „flügge" (svw. flugfähig wie der junge Vogel): er bekam die Waffe, das Handwerkszeug, ein Stück Land und Vieh, dazu auch das Weib, das er im Gemeinschaftshause erprobt hatte — wie er von ihm erprobt worden war — und dem er nun „den Hof machte", in den er die Braut heimführte. An die elterliche Behausung schloß sich also genetisch (fast) unmittelbar die neue Behausung des jungen Paares an. In Zeiten höherer und hoher Kultur wird das eigene Heim erst am Ende der Pubertätsperiode erreicht. Bis dahin macht die Wohnung folgende Entwicklung durch. Der Ungeborene wohnt im Mutterleibe, an diese primitive Wohnung schließt sich genetisch die Wohnung des Kleinkindes und des Großkindes, sie ist zunächst nur ein erlebnismäßig abgegrenzter Teil eines elterlichen Zimmers, dann der elterlichen Wohnung, also ein Zimmer, das mit Geschwistern geteilt wird, und mag auch die ganze elterliche Wohnung dem Kinde offen stehen und diese „unsere Wohnung" heißen, so bildet sich doch gemäß den vorbesitzlichen Abgrenzungen mehr und mehr der Bezirk heraus, den das Kind als „eigentlich sein" betrachtet. Der Jugendliche bleibt noch „daheim" bei den Eltern, hat aber wo nicht ein eigenes Zimmer, so doch einen schärfer als bisher abgegrenzten Raum für sich und seinen Besitz, innerhalb der elterlichen Wohnung eine größere wohnliche Selbständigkeit, er erhält auch den Hausschlüssel usf.; dazu geht er zur Lehrstelle, der genetischen Fortführung des kindlichen Spiel-Bastel-Zimmers (als Arbeitsraum bei einem Handwerksmeister) und des Schulzimmers (als Lehrzimmer einer Fortbildungs- oder höheren Schule). Oder er verläßt das Elternhaus ganz und siedelt zu einem Lehrmeister oder in ein Erziehungsheim (Internat, Alumnat, „Pension" usw.) über und wird „Kamerad" (S. 488), wie später in der Kaserne (casa Haus), als Älterer wird er „möblierter Herr", an Stelle der Mutter tritt die Zimmervermieterin, die den Mieter „bemuttert". Das junge Mädchen bleibt entweder bis zur Hochzeit im Elternhause oder kehrt dahin nach einem kürzeren oder längeren Aufenthalte in einem Heim usw. zurück oder übersiedelt in einen fremden Haushalt als Haustochter, Hausangestellte, als „möbliertes Fräulein".

Auch phylogenetisch ist natürlich die Wohnung genetische Ausformung der foetalen Behausung: Der Primitive kroch in eine Höhle oder grub sich abends in den warmen Sand ein oder

schlang auf luftiger Baumhöhe Zweige zu einem Dache zusammen. Hieraus entwickelte sich die Erdwohnung in und auf der Erde (Leo Frobenius: chthonische Kultur, Matriarchat, Wohnung in der Erde, Tiefbau; tellurische Kultur, Patriarchat, Wohnung auf der Erde, Hochbau, 1. Bd. S. 12) und die Baumwohnung, die Wohnung über der Erde (dem Wasser, Pfahlbauten), die bei weiterer Entwicklung mit dem Hochbau auf der Erde verschmolz (mehr-, vielstöckige Häuser, Wolkenkratzer). Das unterkellerte Gebäude ist eine Kombination aus Tief- und Hochbau. In den höheren und hohen Kulturen, die ja alle patriarchalisch sind, ist der Hochbau mit Keller die Norm, und nur mancher Neurotiker oder Phrenotiker (Angst, Verfolgungswahn) „gräbt sich in die Erde ein", d. h. läßt sich ein unterirdisches Refugium oder eine (sogar mehrstöckige) unterirdische Wohnung mit allerlei raffiniert erklügelten Sicherungen ausbauen.

Gemäß der Entwicklung der sozialen Struktur, der Ausgliederung der Gesellschaftspyramide kamen die Unterschiede der Behausungen und ihrer Inneneinrichtungen (Möbel = Bewegliches) nach Rang und Vermögen des Besitzers auf: das Oberhaupt hatte den größten und reichsten Hof, „den Hof" schlechthin (vgl. zu Hofe gehen, Hof des Königs, höflich usw.), der besonders sorgfältig geschlossen, ein Schloß, und befestigt, eine Festung war, auch mehrere Häuser enthielt, in der Mitte das Herrenhaus, das zunächst der Tempel, das Heiligtum (der abgesonderte Bezirk, den niemand betreten durfte, 1. Bd. S. 675) selber war, dann neben dem Tempel, der Versammlungsstätte der Gläubigen, die dort geschult wurden (schulen, schola 3. Bd. Nr. 233), dem Gästehaus, Gasthaus, Gemeinschaftshaus usw. gelegen war. Um den Herrenhof herum lagen die Höfe der Nachkommen, Diener, Untertanen, jeder auch befestigt, jeder eine Burg. Und um alle Höfe zog sich schließlich die Holz- oder Steinmauer der Siedelung. Die Siedelungen lagen im Luch und Moor (3. Bd. S. 77, Nr. 6, 15) mit späterer Ausgestaltung zu Moor- und Wasserburgen oder auf Bergeshöhen, dann überwuchsen die Siedelungen, die Stätten, Städte den Ring der Mauern, Wälle und Gräben und blieben bei weiterer Ausgestaltung der Friedens- und Kriegsmethoden „offen". So sind auch die Landesgrenzen, die eine größere und große Anzahl von Siedlungen, Dörfern, Städten, im Zentrum die Hauptstadt, den Sitz des Oberhauptes, umschließen, befestigt und zwar je nach der Kulturstufe mit Mauern (Stadt-Staat-Mauer, chinesische Mauer) oder mit einem Festungsgürtel usw., oder sie sind offen mit eingestreuten Festungen und im Ernstfalle rasch angelegten Verteidigungslinien. Immer trachtet der Gegner, eine Befestigung zu überwinden, doch ist die Übertreibung der Befestigung (krampfiger Verschluß aller Verkehrsporen, hermetischer Abschluß von der Umwelt, auch wirtschaft-

lich, finanziell usw.) oder einer bestimmten Befestigungsmethode ebenso wie ihre Untertreibung (schwächliches Offenlassen der Landesgrenzen), die auch eine Art der Verteidigung ist, allemal Symptom einer Volksneurose und insofern fehl, als es immer wieder Methoden gibt, die Methoden unwirksam zu machen, und als die absolute Isolierung wie des Einzelnen so des Volkes undurchführbar ist. Der beste Schutz ist: der Mann.

E. Arbeit, Sport, Krieg.

Das Kind arbeitet noch nicht, sondern spielt; je älter es wird, desto mehr nähert sich das Spiel der Arbeit an. Diese Entwicklung setzt sich im jugendlichen Alter fort. Noch ist die Tätigkeit zunächst nicht Vollarbeit, vollwertige Arbeit. Der Lehrling hat eben zu lernen, er studiert an Materialien und Werkzeugen, und was dabei als Produkt herauskommt, ist zunächst noch unverkäuflich; daneben leistet er freilich allerlei Handreichungen und Dienste, die entlohnbar sind und entlohnt werden (z. B. Botengänge, Ablegen von Briefen, Führung der Portokasse usw.). Der höhere Schüler entwickelt sich schon in eine vorwissenschaftliche Arbeitsweise hinein, darin unterscheidet sich biologisch sein Lernen von dem des Kindes. Er verdient noch nicht unmittelbar, sondern wird unterhalten, die Pubertätsperiode dauert beim Kopfarbeiter, bes. beim Schüler höherer und hoher Schulen (bis zu etwa einem Jahrfünft) länger als beim Handarbeiter, doch erreicht der Kopfarbeiter im Ablaufe seiner Ausbildung ein Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, das an sich verwertbar ist, auch nicht selten verwertet wird (z. B. der ältere Schüler gibt dem jüngeren Nachhilfestunden), im allgemeinen aber ungenutzt für den Erwerb sich stetig weiterentwickelt.

Im Verlaufe der Lehrlingsjahre gewinnt die Arbeit an biologischer Reife soviel, daß die Abschlußprüfung dieser Periode stattfindet. Mit ihrem Bestehen wird der Lehrling zum Gesellen. Die Prüfung besteht in der Anfertigung des Gesellenstückes und einem Zeremoniell, bei dem die Arbeit kritisiert und der Prüfling, falls sie für gut befunden wird, sein Zeugnis mit Hand-schlag (dem Gesellenschlag, früher etwa ein Backenstreich, analog dem Ritterschlag mit dem Degen usw., ein Rest des urtümlichen Pubertätskampfes, 1. Bd. S. 344f.) erhält. Die Gesellenarbeit ist nahezu vollwertig; der Geselle verdient sich schon sein Brot, freilich unter dem Meister, der die größere Erfahrung, Fertigkeit, Differenzierung hat und somit zur Prüfung der Gesellenarbeit befähigt, berechtigt-verpflichtet ist, doch ist normaliter weder Prüfung noch Urteil diktatorisch, sondern diskutorisch: der Prüfling hat das Recht und die Pflicht, seine Leistung in geziemender Art zu verteidigen, ja seine Fähigkeit, die „berechtigten Interessen" zu vertreten, wird selber geprüft, und erst aus diesem Hin

und Her und Für und Wider ergibt sich das endgültige Urteil, das allerdings der Meister fällt, der Lehrmeister oder eine übergeordnete meisterliche Instanz. Nur der Despot duldet keine Widerrede, keine Verteidigung des Prüflings, keine leiseste Kritik, obwohl sie realiter um so berechtigter, ja notwendiger ist, je strenger sie verboten wird, er sieht in dem Prüfling den Unterwürfling, demgegenüber er tabu, sakrosankt, eine, ja die Gottheit sei, und behandelt in seinem Allmachtswahn ihn, dessen Würde er auf die Probe stellen müßte, als würdelos (er selbst ist Allwürde, wie könnte da ein anderer auch Würde haben?). Und genau so verhält sich der neurotische Prüfling, der sich ja als Meister vom Himmel gefallen, also erhaben über jegliche Prüfung, Kritik zu sein dünkt (mit dem Zweifel, ob er nicht doch „unter aller Kritik" stehe).

Nach Ablauf der Gesellenjahre findet die Meisterprüfung statt, und nun erst ist die Arbeit vollwertig, wird der Beruf selbständig ausgeübt. Jeder gesunde Jugendliche reift zur Meisterprüfung heran und besteht sie „selbstverständlich". Der höhere Schüler erreicht bis zur Reifeprüfung (Abiturium) eine Bildungsstufe, auf der er fähig ist, in seinem Berufe rel. rasch zum Gesellen und Meister aufzusteigen oder die Hochschule zu besuchen, wo er über eine Zwischenprüfung zum Staatsexamen, der Meisterprüfung des Akademikers, aufsteigt (das Doktorexamen ist nicht mehr wie früher Meisterprüfung, sondern hat mehr den Charakter einer wissenschaftlichen Ehrenprüfung angenommen). Der „Werkstudent", der sich mit allerlei berufsfremden Diensten sein Brot verdient und „nebenher" auch studiert, ist weder Werktätiger noch Student (niemand kann zween Herren dienen); er ist Kennzeichen einer kulturell verwirrten Zeit und kommt in einem geordneten Staatswesen kaum vor. Mit dem Werkstudenten ist nicht der Student zu verwechseln, der sich im Rahmen und in Fortführung seines Studiums (als Hauslehrer, Stundenlehrer, Arztvertreter, Schriftsteller usw.) seinen Unterhalt z. T. oder ganz verdient, wenigstens kann diese Tätigkeit in der normalen Var.-B. liegen, sie kann aber auch übertrieben und somit Selbstzweck werden und dann Zeichen der Neurose sein. Neurotisch ist auch der Student, der über allerlei anderen (z. B. sportlichen, politischen, organisatorischen) Dingen sein Studium vernachlässigt oder gar aufgibt, sich vorm Examen drückt oder sonstwie ausbricht, die kranke Niederlage im Kampfe um die wissenschaftliche Reife erfährt, und neurotisch ist auch der Fehlsieger, der mit zuviel Aufwand oder auf Schleichwegen usw. seine Abschlußprüfung besteht. Der gesunde Student geht den gesunden Weg zum gesunden Ziele, dem Besitz des wissenschaftlichen Meisterdiploms. Daß er auf diesem Wege auch das zu seinem Fache gehörende Handwerk praktisch kennen lernt, kann nur

vorteilhaft sein, sowohl für das Studium wie für die Verbundenheit mit dem Volksganzen (Abbau eines etwa vorhandenen Standesdünkels usw.).

Aus dem kindlichen Spiele entwickelt sich so die Arbeit des Jugendlich-Erwachsenen, aus dem Spiele wird Ernst. Aber neben der Arbeit treibt der Jugendlich-Erwachsene auch noch Spiele (§ 7,5, D); auch diese haben einen ernsthafteren, reiferen Charakter als die analogen kindlichen Betätigungen, sie sind ihre biologischen Fortführungen auf ein höheres Niveau. Der Jugendliche kann sich im Klavierspiel usw. vervollkommnen, er kann die sportlichen Übungen fortsetzen und tut das normaliter, erlernt auch Skatspielen usw. — jeder verhält sich gemäß seiner biologischen Beschaffenheit. Die sportlichen Spiele sind Vorbereitungen für den „Ernstfall im Spiele", für die Wettkämpfe, bei denen über den Grad der Leistungsfähigkeit entschieden wird. So entwickelt sich jeder Sportler zu seiner Höchststufe, einer unter ihnen stellt den jeweiligen Rekord auf, ist der Beste; die Spitzenleistung ist beim Gesunden das Ergebnis einer harmonischen Differenzierung, die über die der Rivalen hinausreicht, nicht das Ergebnis einer Rekordsucht oder anderer neurotischer Abartigkeit. Der Übersport ist ebenso neurotisch (krampfig) wie der Untersport, d. h. die sportliche Abstinenz, Interesselosigkeit.

Der wichtigste Sport ist die militärische Ausbildung, die Vorbereitung für den Krieg. Mehr als eine andere Ausbildung erzieht der Heeresdienst zur letzten Hingabe an die Gemeinschaftsgüter Freiheit, Ehre, Vaterland. Die militärischen Fähigkeiten sind allgemeine und besondere. Nicht jeder Sportsmann, mag er auch ein Weltmeister sein, ist ein guter Soldat, man kann eher das Gegenteil annehmen: der Sportler ist meist einseitig ausgebildet, der Soldat im ganzen und obendrein speziell, nämlich in einer bestimmten Waffengattung, als Waffenträger, Stratege usw. Gewiß nehmen in der soldatischen Ausbildung die Leibesübungen den größten Raum ein, aber auch die großhirnlichen Fähigkeiten zur Überwindung des Gegners im Waffengange entwickeln sich dabei, die Kenntnis des Dienstes überhaupt, der Waffe, der Kampfmethoden, der Sittlichkeit usw., ja bei vielen Soldaten, speziell den Berufssoldaten (S. 372) und unter diesen wieder bes. beim Offizier erreicht die wissenschaftliche Seite des Heeresdienstes hohe und höchste Differenzierungsgrade. Während in primitiven Zeitaltern die rohe Muskelkraft (Kleinhirn) den Ausschlag gab, ist mit steigender Kultur mehr und mehr das Großhirn am duellum-bellum, an den Pubertätsproben beteiligt, und in höheren und hohen Kulturen kann bloß mit Marschieren und Muskelkraft ein Krieg weder geführt noch gewonnen werden, sondern ist ein hoher zerebraler Anteil bei

Mann und Offizier erforderlich und geschieht die Kriegsführung durchaus nach den aus der Erfahrung abgeleiteten wissenschaftlichen Methoden. Dazu muß der Soldat wissen, worum es geht, er ist nicht mehr dazu geeignet, als Herdenvieh in die Schlacht getrieben zu werden, sein unbedingter Gehorsam ist einsichtiger Gehorsam, der „Kadavergehorsam" (S. 517) ist Eigentümlichkeit primitiver und primitivistischer (kollektivistischer) Gemeinschaften. Der Soldat wird also normaliter nicht zu einem „willenlosen Werkzeug", sondern zu einem verständig-vernünftigen und so auf seinem Posten vollverantwortlichen Mitkämpfer erzogen, d. h. in hohen Kulturen erreicht normaliter der Soldat biologisch einen so hohen Differenzierungsgrad, er ist darin den Soldaten geringerer Kulturstufen überlegen. Noch immer hat das Großhirn über das Kleinhirn, der Verstand über das blinde Draufgehen letztens den Sieg davongetragen. Jeder echte (gesunde) Erzieher ist Aufklärer, nicht Verdummer, Dummhalter, nicht „Aufklärer" darüber, daß Aufklärung etwas sehr Schlimmes sei und daß es übrigens nichts aufzuklären gebe.

Nicht jeder Gesunde kann jeden oder einen beliebigen Sport ausüben und darin Meister werden; z. B. Boxer oder Tennischampion kann nur werden, wer die entspr. biologische Beschaffenheit, die entspr. RSe mit einer rel. hohen Differenzierungsfähigkeit hat. Waffenfähig dagegen wird jeder gesunde Jüngling, er entwickelt sich derart, daß sich die allgemeinen militärischen Fähigkeiten (in je spezifischer Art) herausbilden. In Zeiten des „Überangebotes" kann zwar nicht jeder Gesunde Soldat werden, es werden unter den gesunden Jünglingen die meistgeeigneten „ausgehoben", die anderen aber betätigen sich in irgendeiner Weise wehrsportlich, treten Wehrsportverbänden bei usf. Die Wehrfähigkeit ist biologische Eigentümlichkeit des Gesunden. Daher schleicht denn der arme Bursch, der bei der Gestellung durchgefallen ist, in sein Dorf zurück, während die Auserwählten straußgeschmückt mit geschultertem Stock „einmarschieren"; sie werden von den gesunden Mädchen beim Tanze usw. bevorzugt, der Untaugliche dagegen geht zum untauglichen Mädchen und holt sich, selber Mauerblümchen, das Mauerblümchen, sofern er sich überhaupt auf den Tanzboden wagt und nicht lieber daheim trauert oder — große Reden über die Nutzlosigkeit des Militärs und den Vorteil der Untauglichkeit schwingt. Nur in kranken Zeiten und von kranken Leuten kann der Wehrfähigkeit Würde und Wert abgesprochen werden. Im allgemeinen: Dienstpflicht ist Dienstrecht. Der Gesunde dient nicht gezwungen, sondern freiwillig und gern; Disziplin ist ihm nicht Zwang, sondern Selbstverständlichkeit.

Zur Wehrhaftigkeit gehört auch die Fähigkeit, mit „geistigen Waffen", also mit Gedanken und Worten zu kämpfen. Wir

wollen die Wehrhaftigkeit als allgemeine Kampffähigkeit von der Waffenfähigkeit als der militärischen Kampffähigkeit unterscheiden und betonen, daß Waffenfähigkeit nicht bloß die technische Handhabung der Waffe, sondern auch die allgemeine Tüchtigkeit (Tauglichkeit, Tugend) des Soldaten meint. Die RSe, deren Hochfunktion der Waffendienst und deren Höchstfunktion der Kriegsdienst ist, wollen wir als militante RSe bezeichnen. Die Funktion dieser RSe intensiviert sich periodisch bis zu den Graden, die wir „den Ernstfall" nennen. Der Ernstfall ist der Krieg, der innere und der äußere, der Bürgerkrieg (die Revolution) und der Völkerkrieg („Krieg" im engeren Sinne).

Der Krieg ist die Waffenprobe der Massen, die letztmögliche (ultima) Reifeprobe. Daß die Waffenprobe — wie der urtümliche Pubertätskampf — Mann gegen Mann geführt wird, daß mancher Kämpfer sein Leben läßt, beweist nicht, daß der Krieg ein Atavismus (Archaismus) und somit hoher Kulturen unwürdig, ein Verbrechen wie Mord und Totschlag, den der Einzelne verübt, ein Massenverbrechen sei, das „abgeschafft" werden müsse oder könne, sondern beweist nur, daß die militanten RSe allezeit, auch in den höchsten Kulturen vorhanden sind und von Zeit zu Zeit ihre Höchstfunktion erreichen (spezifische Funktionsperiodik). Es werden aber bei steigender Kultur die Zeiträume zwischen zwei Kriegen größer, viele Streitfälle werden von zwischenstaatlichen Instanzen geschlichtet (S. 540), doch können diese Instanzen ihrem Wesen nach Kriege nicht verhindern (sie müßten denn selber eine hinreichende Kriegsmacht haben — ein Widerspruch und eine Utopie), und es wäre unbillig und unverständig, ihnen daraus einen Vorwurf oder sich über sie lustig zu machen. Ferner differenzieren sich im Gange der phylischen Entwicklung auch die militanten RSe aus, so daß sich die Kriegsmethoden vervielfältigen und verfeinern, der Krieg also nicht mehr auf die Vernichtung (den Tod) des Gegners, sondern auf seine Niederwerfung (die Kampfunfähigkeit) abzielt. Zwischen den Kriegen liegt die Friedenszeit. Während dieser Zeit findet Austausch und friedlicher Wettkampf statt, sind die militanten RSe übend tätig. Wer in der Zeit der Waffenruhe oder außerhalb der Kriegshandlungen einen Menschen tötet, ist abnorm und wird gemäß seiner Abnormität behandelt. Selbst in Revolutionszeiten ist die Tötung verpönt, wird als politischer Mord gebrandmarkt und geahndet, doch wird sich bei Zusammenstößen der Parteien die Tät- und Tötlichkeit mit Faust und Waffe nicht ganz vermeiden lassen, auch nicht in Revolutionen, die grundsätzlich die bestehenden Gesetze achten und den Kampf vorwiegend mit Worten führen.

Der Krieg hat keine Ursachen derart, daß die militanten

RSe oder ihre Hoch- und Höchstfunktionen eingezaubert werden könnten; der Anstieg der Funktionsintensität erfolgt in der spezifischen Periodik rein biologisch, und niemand kann ihn hemmen oder fördern. Der Krieg hat aber eine Entwicklungsgeschichte, er entsteht; wann die Zeit reif ist, d. h. eben die militanten RSe hinreichend in- und extensiv funktionieren, bricht der Krieg aus, ein rein biologisches Ereignis. Man kann die Entwicklungsgeschichte verschieden weit zurückverfolgen, man kann einen „Anfang" „setzen", z. B. den Mord in Serajewo 1914 als Anfang des Weltkrieges „annehmen" oder die Verabredungen Frankreichs mit Rußland usw., aber Ursachen wird man niemals finden, nur Ur-Sachen, mit denen die Reihe anfängt, Vor-Sachen, Glieder der genetischen Linie, die in den Krieg mündet (s. § 12,4, B). Tatsache ist, daß die militanten RSe damals allenthalben ihrer Höchstfunktion entgegengingen und sie auch — natürlich unter gewissen Umständen, in einer gewissen zeiträumlichen Reihenfolge der Ereignisse — erreichten.

Zu den Umständen, unter denen der Funktionsanstieg der militanten RSe erfolgt, gehören auch die obrigkeitlichen Bekanntmachungen, Erlässe, Aufrufe, Reden an Volk und Heer, Zeitungsberichte usw., also gegenständliche Worte, an die sich — eben im Falle des militanten Funktionsanstieges — innere und äußere Erregungen in der Art der Kriegsstimmung, Zustimmung, des Gehorchens-Folgens, der Vorbereitung zum Kampfe mit dem angegebenen Gegner-Feind, dann des Kampfes selber anschließen. Die gesunde Obrigkeit-Führung sagt die Wahrheit, und der gesunde Volksgenosse ist überzeugt davon, obwohl er nicht in der Lage ist, alle Einzelheiten nachzuprüfen, im Sinne dieser Überzeugung vertraut, glaubt er der gesunden Führung. Von Massensuggestion kann man da nur sprechen, sofern man Suggestion ganz allgemein als Eronenaustausch, Massenerlebnis versteht (S. 33 ff., 1. Bd. § 23). Auch auf Entstellung der Tatsachen, Mißverständnisse, Hetzreden, Lügen usw., bes. solche, die, geschickt getarnt, mit aufpeitschender Rhetorik vorgebracht werden, können solche Erregungen folgen bei denen, die den Kriegstreiber nicht durchschauen, sondern seine Mitteilungen für wahr halten; hier muß man schon von Massensuggestion sprechen, die z. T. an der Grenze der Norm, z. T. pathologisch ist. Der Gesunde kommt mit seinem gesunden Menschenverstand — je nachdem mehr im Groben oder im Feinen — alsbald dahinter, daß und wobei er belogen worden ist und wird, und seine militanten Reflexe erreichen dann nicht ihre Höchstgrade oder flauen ab oder richten sich gegen den Lügner. Eine mehr minder große Masse Menschen (Masse Mensch) kann aber in der pathologischen Suggestion, die seuchenartig um sich greifen kann, verbleiben, die Gesunden terrorisieren, sich mit fanatischer Wild-

heit auf den Gegner stürzen, einen kranken Krieg führen und sogar einen kranken Sieg gewinnen, aber früher oder später erwachen auch die Verführten und wenden sich gegen den Verführer. Erreichen die militanten RSe gemäß ihrer Funktionsperiodik nicht die Höchstfunktion, sondern sinken vorher ab, so „nützen" auch alle Hetzreden und Aufwiegelungen nichts, und erreichen sie die Höchstfunktion, so sind alle Mahnungen und Warnungen vergeblich: sie sind eben keine Ursachen. Vgl. S. 282, 370.

Angreifer (S. 385) ist die Gruppe, das Volk, dessen militanten RSe zuerst die Höchstfunktion erreichen. Der Gegner gehört zur Gegenständlichkeit dieser RSe, ist also rein biologisch „gegeben" und wird nicht etwa „gewählt" (im dämonistischen Sinne). Er befindet sich in der Abwehr, er kommt ein wenig später als der Angreifer, kann dann freilich den Angreifer überholen, sein Kriegserlebnis setzt ein mit dem Hunger nach Abwehr, der unter den Umständen der Bedrohung, Bedrängung, des Zwanges aktuell wird (ein friedliches Volk will den Krieg nicht, er wird ihm aber aufgezwungen), und darauf folgen die Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudestadien (s. u.). Der Angreifer hat die „Schuld am Kriege", aber damit kann man realiter nur die Tatsache bezeichnen, daß er den ersten Schritt tat, also in der gesetzten Ablaufsreihe „anfing"; je nachdem wie weit man diese Entwicklungsreihe zurückverfolgt, hat bald diese, bald jene Partei „die Schuld" — und obendrein ist ja damit nur ein biologisches Datum angegeben, für das niemand kann, d. h. an der Schuld ist der Schuldige nicht schuld (er kann ja nicht dafür, daß er militante RSe — wie jeder — hat und daß diese ihre biologische Funktionskurve haben). Natürlich ist auch bei diesen Funktionskurven einer der Erste (S. 494, 561), einer, der den Krieg voraussieht, ankündigt, ansagt, das Zeichen zur Mobilmachung, die Kriegserklärung, den Befehl zum Losschlagen gibt, normaliter die Zentrale (S. 378) des Volkes, die Regierung und ihr Oberhaupt, der oberste Kriegsherr, aber auch er hat keine Schuld daran, daß er gemäß seiner Differenzierung „voraus", eben der Erste, der Fürst (engl. first) ist, und auch hier gilt wieder, daß man „den Schuldigen" verschieden weit zurückdatieren kann.

Jeder Krieg ist eine HASTF-Reihe: Hunger nach dem Waffengang, nach der Kraftprobe, Kräftemessung, Kriegslust, Beginn der Vorbereitung; Angst vor dem Kampfe, Hemmung, Vorsicht, Warnungen, Mahnungen, Verhütungsversuche, Fortsetzung der Rüstung (letzte Vorbereitung, Bereitschaft, geballte Kraft); Schmerz: der Krieg bricht aus, das Ringen setzt ein, die Schwelle ist überschritten und muß durchgekämpft werden (wer A sagt, muß auch B sagen); Trauer nach dem Kampfe, größer beim Besiegten als beim Sieger, Waffengang zu Ende,

Ermattung, Kampfmüdigkeit, Verwundetsein, Waffenstillstand als Einleitung der Friedensverhandlungen; Freude über das Kriegsende, größer beim Sieger als beim Unterlegenen, jubelnder Empfang der Truppen, Friedensschluß. Dieser Gesamtverlauf setzt sich aus einer großen Anzahl integrierender Einzelerlebnisse, jedes eine HASTF-Reihe, nuanciert je nach dem Stadium des Gesamtverlaufes, zusammen. Der Krieg ist an sich sportlicher Ernstfall. An dieser Massenpubertätsprobe (Pubertätsprüfung der Völker) sind in erster Linie die Jungmannschaften beteiligt, die wollen und sollen die Feuertaufe empfangen, die Tapferkeitsprobe ablegen, wie das auch in den primitiven Pubertätskämpfen geschah; mit Heranreifen der Jugend eines Volkes zur Waffenfähigkeit wächst auch der Hunger, die Waffen zu erproben, und sobald die militanten HRSe ihre Hochfunktionen erreicht haben, besteht die Gefahr, daß die Gewehre sozusagen von selber losgehen. Die Jungmannschaften aber werden geführt, die Führer sind die Berufssoldaten (die aktiven Chargen und Offiziere) sowie die Chargen und Offiziere des Beurlaubtenstandes, doch behält auch der berufliche Militärdienst seinen Sportcharakter und wird immer mehr ehrenhalber als ertragshalber ausgeübt (der Militärbeamte dagegen ist rein berufstätig). Die Jungmannschaften (vgl. ver sacrum usw.) ziehen in der Regel aber auch nicht allein in den Krieg, sondern begleitet und ergänzt von den Mannschaften des Beurlaubtenstandes, deren Kreis um so größer ist, je mehr sich der Krieg mechanisiert und je mehr er sich im Einzelfalle verschärft. Die Kriegslust der Jugend genügt also nicht zum Ausbruch des Krieges, der Hunger muß allgemeiner sein. Er ist im übrigen nicht Ursache, sondern nur Ur-Sache des Ablaufes, erstes Stadium, und oft genug bleiben die weiteren Stadien unaktuell, kommt der Krieg nicht zum Ausbruch, je nach der spezifischen Funktionsperiodik der militanten RSe.

Sieger ist, wer die größere Waffentüchtigkeit hat. Er erhält den Siegespreis, den der Unterlegene zu geben hat. Der Siegespreis ist biologischer Bestandteil des Krieges, so wie er biologischer Bestandteil des Sportes, so wie der Lohn biologischer Bestandteil des Arbeitsvorganges ist (S. 374). Wird der Krieg rein ehrenhalber geführt, dann ist der Siegespreis die Anerkennung, der Waffenruhm (Trophäen), die militärische Weltgeltung, je nachdem ergänzt von materiellen Gütern wie Ersatz der Kriegskosten, Wiedergutmachung, Landübereignung, doch tritt in diesem Falle „die Beute" genau so wie im unblutigen Sport hinter der Ehrenanerkennung zurück, wie ja der echte Soldat immer in erster Linie um die Ehre kämpft und den Beutemacher verachtet. Hier ist der Krieg reiner Sport, er kann aber auch im Dienste politischer Interessen geführt werden, als Mittel zum politischen Zweck (Eroberungs-, Handelskrieg usw.), indes ist auch dann der

Kriegsdienst Ehrendienst, erhält der Soldat Ehrenzeichen, fällt auf dem Felde der Ehre und wird in Denk-, Mahnmalen, Gedächtnisfeiern usw. als Held verehrt. Für die Ehre stirbt man, nicht fürs Geschäft.

Man pflegt die Kriegsgegner Feinde zu nennen, es muß aber zwischen Gegner und Feind auch hier unterschieden werden (S. 386). Feind ist, wer zu schaden trachtet, d. h. möglichst viel zerstört, raubt und plündert, über die Erfordernisse der Kriegshandlungen hinaus tötet und verwüstet, Krieg gegen die Zivilbevölkerung führt und das bekriegte Volk möglichst ausrotten will. Gegner ist, wer zu nützen trachtet, d. h. Kriegsschläge austauscht, nur die im Rahmen der Kriegshandlung erforderlichen Zerstörungen vornimmt, nicht ausrotten, sondern nur niederwerfen, kampfunfähig machen will, nur mit Bewaffneten kämpft, dem bekriegten Volke eine Lehre erteilt, ihm kulturelle Vorteile, Fortschritte bringt. Feind ist, wer destruktiv, Gegner, wer konstruktiv kämpft. Einen ritterlichen Feind gibt es nicht, es gibt nur einen ritterlichen Gegner. Der Feind kämpft unehrlich oder fehlehrig, der Gegner kämpft ehrlich. Der Feind schließt als Fehlsieger einen unehrlichen Frieden, auch mit dem ehrenvoll Unterlegenen, der Gegner schließt einen ehrlichen, echten, „wirklichen" Frieden. Die gegnerische Kampfesweise hat einen grundsätzlich freundlichen Charakter: sie führt zum Nutzen aller Beteiligten, also auch des Unterlegenen, mindestens insofern, als er aus Kampf und Niederlage lernt, auch insofern, als ehrliche Gegner eine ehrliche Versöhnung eingehen. Ein solcher Krieg ist ein gesunder Krieg, Sieg und Niederlage sind gesund. Der Feind bricht den Krieg vom Zaune, überfällt mitten im Frieden usw., kämpft nach primitiver Sitte, roh, bösartig, grausam, hinterlistig (nicht bloß listig, Kriegslist ist normal), tückisch, mit Lüge und Verleumdung und unter Mißachtung von Vertrag und Völkerrecht, er führt einen kranken Krieg und schließt einen kranken Frieden, mag er Sieger oder Besiegter sein (Übermut, Länderraub, Erpressung usw. — bzw. Scheinfrieden, Rachegier, unversöhnlicher Haß usw.). Der Feind mag im einzelnen auch gegnerische, der Gegner auch feindliche Züge aufweisen, grundsätzlich sind die Typen zu unterscheiden. Ein Gegner kann es mit einem Feind zu tun haben, er kann ihn seiner Konstitution nach dennoch nur freundlich, in der besonderen Art, wie der Gesunde mit einem Kranken, einem Verbrecher umgeht, behandeln. S. weiter § 12,5. —

Bisher war von der Entwicklung der Arbeitsreflexe des ml. Jugendlichen die Rede. Auch die Arbeitsreflexe der Jungfrau entwickeln sich, auch sie macht eine Lehrzeit, spezifisch nach ihrer Konstitution, durch im Haushalte der Eltern oder im fremden Haushalte oder in Lehranstalten, wird dann auch Ge-

sellin, arbeitet also im gleichen Sinne wie der ml. Geselle selbständig und wird zuletzt, meist ohne besonderes Examen, Meisterin, indem sie heiratet und im eignen Haushalte den Innendienst leistet und leitet. Die militanten RSe der Urweiber sind im Laufe der Kulturentwicklung in die milderen Formen der sportlichen Betätigungen übergegangen, die gemäß der konstitutiven Eigentümlichkeit des Weibes von denen des Mannes verschieden sind, aber bei verschiedener Ausführung doch vielfach konfluieren (nur Männer boxen, aber Männer spielen auch mit Frauen Handball usw.). Im Kriegsfalle ist die Frau dem kämpfenden Manne Gehilfin und nimmt so an seinem Kriegsruhm, seiner Waffenehre teil. Der Unterschied zwischen dem hier skizzierten gesunden und dem kranken (neurotischen) Verhalten ergibt sich aus dem bisher Mitgeteilten; s. auch im 6. und 7. Bd.

Anmerkung. Die Arten des Krieges.

Die „Vorlage" aller Kriege ist die urtümliche Pubertätsprobe: der Zweikampf auf Leben und Tod, das duellum. Dieser „Urkrieg" fand im Frühjahr zwischen Mann und Weib statt und endete mit dem Liebestode des Mannes. Aus ihm entwickelte sich der Männerkampf auf Leben und Tod, der Sieger nahm Besitz und Weib (trophischen und genischen Besitz). Noch später war der Männerkampf nicht mehr auf Leben und Tod abgestellt, sondern auf Entmannung, Unterwerfung, aus dem duellum wurde das bellum, der Massenkampf. Man kann dieses kulturgeschichtliche Stadium vom Urkrieg als primitiven Krieg unterscheiden. Beide waren Raubkriege. Aus dem Raubkriege gingen die Kriegsarten der höheren und hohen Kulturen hervor, die kultürlichen Kriege: der Eroberungskrieg (junges, armes gegen altes, reiches Volk, landarmes gegen landreiches Volk, wobei landarm svw. im Verhältnis zum Bodenertrag übervölkert; Handels-, Kolonialkrieg), der Ehrenkrieg (gegen den Beleidiger der Nationalehre, Strafexpedition usw.), der Propagandakrieg (Kultur gegen Barbarei, sofern sie sich unerträglich benimmt), der Präventivkrieg (zur Verhütung eines feindlichen Überfalles), der Interventionskrieg (zur Beendung eines unerträglich langdauernden oder barbarisch geführten Krieges zweier Völker oder einer so gearteten Revolution; zur Hilfeleistung an ein feindlich überfallenes Volk; zur Erfüllung einer Vertragsverpflichtung; zur Befreiung einer mißhandelten Minderheit von Volksgenossen in einem fremden Staat), der Restitutionskrieg (zur Wiedergewinnung der Freiheit geraubter Gebiete). In jedem Kriege ist der eine Gegner Angreifer, der andere Verteidiger (S. 576). Unter Angriffskrieg versteht man im engeren Sinne den Friedensbruch, den räuberischen Überfall, den unsittlichen (kranken) Krieg, in dem sich der Angegriffene mit Recht zur Wehr setzt, also einen Abwehrkrieg führt; um auf jeden Fall dem Odium des Angreifers bei den Zeitgenossen und in der Geschichte zu entgehen, sucht der Angreifer den Gegner zu provozieren und ihm den ersten Schuß zuzuschieben. Die Arten des Krieges geben die Umstände an, unter denen ein Krieg ausbricht, d. h. die militanten RSe in die Hochfunktion eintreten.

Der gesunde (normale) Krieg ist sittlich; er wird gemäß der jeweiligen Kulturstufe geführt. Die gesunde Mehrheit des Volkes will den Krieg, die militanten RSe der gesunden Volksgenossen (bzw. ihrer Mehrheit) erreichen die aktuellen Funktionsgrade. Die Staatsführung ist normaliter Präsentant des ganzen Volkes, ihr Wille biologisches Symbol des Volkswillens. Das Staatsoberhaupt oder die Regierung „macht" nicht den Krieg,

sondern das Volk zieht zu Felde und an seiner Spitze der Führer. Normale Einstellung zum Kriege: er ist eine biologische Tatsache; er ist die ultima ratio, so lange wie möglich ist die friedliche Verständigung anzustreben; Verträge sind nicht „Fetzen Papier", sondern Rechtsbindungen: sie sind geschlossen, auf daß sie gehalten werden, sie sind den jeweiligen Zeitverhältnissen gemäß zu revidieren, sie sind nicht für die Ewigkeit geschaffen, erzwungene Verträge sind unsittlich, und wer sich in normaler Art dagegen auflehnt, handelt sittlich. Vorbereitung zum Kriege: die Wehrfähigkeit ist eine biologische Tatsache, jedes Volk hat eine der Zahl der Volksgenossen entsprechende Heeresstärke (Wehrmacht), sie entspricht der politischen Geographie des Volkes, sie kann den biologischen Status auf die Dauer weder unter- noch überschreiten; man kann über Quantität und Qualität der Rüstung, die ja aus den biologischen Tatsachen sowie aus Veröffentlichungen und Spionage bekannt sind, zwischenstaatliche Verträge schließen. Der friedlich-militärische Wettbewerb der Völker besteht in der überlegenen Tugend und Durchbildung des Soldaten, in der strategisch-taktischen Überlegenheit, in der Vervollkommnung der Waffentechnik, in der Aufbereitung des ganzen Volkes für den Ernstfall. Ausbruch des Krieges: letzte Vorbereitung, Mobilmachung, Kriegserklärung usw. nach den völkerrechtlichen Bestimmungen; normaliter rechtzeitig am rechten Orte mit rechten Kräften, ohne Affekte (Begeisterungsrummel usw.), mit klarer Nüchternheit. Kriegsführung: freundlich, ritterlich, human, Beachtung des Völkerrechts, Vermeidung unnötigen Blutvergießens und Zerstörens, hart, nicht grausam, entschlossen, nicht brutal, fest, nicht starr; immer zum ehrlichen Friedensschlusse bereit. Kriegsende: der Krieg wird für den Frieden geführt, Ziel ist nicht mehr Vernichtung, Ausrottung, Entehrung, Beraubung des Gegners, sondern Versöhnung; der Friede ist ehrlich, anständig, rechtlich, sittlich; der Besiegte erkennt den Sieger als überlegen an und einigt sich mit ihm über den Siegespreis: gesunder Sieg, gesunde Niederlage, beiden Gegnern nützlich.

Der gesunde Bürgerkrieg wird aus dem Schoße des Volkes geboren und ist eine auf-vorwärts gerichtete Entwicklungskrisis, eine „Umwälzung" (Revolution) von unten nach oben. Sie hat gewisse Ziele, die in der normalen Entwicklungslinie liegen; die Ziele sind aber nicht etwa, wie die Finalisten wähnen, die Ursachen der revolutionären Bewegung, sondern eben die zunächst gedachten Endpunkte, zu denen hin sich der rein biologisch aufkommende Entwicklungsschub richtet (§ 7,1, c). Ihrem Ursprung nach geht die Revolution auch auf die primitive Pubertätsprobe zurück, war „damals" also auf die Tötung des Herrn abgestellt und milderte sich wie der äußere Krieg im Laufe der Kulturentwicklung zu feineren Verfahren und Zielen: sie ist nicht immer auf Beseitigung des bisherigen Oberhauptes gerichtet, sondern erstrebt oft Ziele, die sich unter Beibehaltung des bestehenden Regimes erreichen lassen, aber auch falls sie die Regierung stürzen will, ist „der Sturz" in hohen Kulturen nicht der Tod, der da „politischer Mord" heißt, wenn auch die (z. T. krankhaft) hochgehenden Gefühlserregungen der Massen zu blutigen Ereignissen (Exzessen) führen. Mag die Revolution glücken oder mißglücken, ein ordentliches Gericht prüft und beurteilt Täter und Taten, also das abgesetzte Regime bzw. die revolutionäre Bewegung. Eine Revolution, die Mord und Totschlag als notwendig oder zulässig erachtet und verübt, ist in den Zeiten der hohen Kultur und der Zivilisation krank (atavistisch, archaistisch); hierin unterscheidet sich nunmehr die Revolution vom (äußern) Kriege. Wenn auch in Vollzug und Folge der Revolution die bisher geltenden Gesetze vielfältige Veränderung erfahren, so doch normaliter nicht die allgemeinen Prinzipien des kulturellen Zusammenlebens.

Der gesunde innere oder äußere Krieg wird von gesunden Leuten

geführt; Kranke können nur mittun, sofern sie Brauchbares leisten. Er endet immer glücklich: mit der echten Versöhnung der Gegner. Der Sieg ist nicht immer der Beweis dafür, daß der Krieg gesund war: die Brutalität und rohe Gewalt kann über Sitte und Anstand den „Sieg" davontragen, die „Versöhnung" kann erzwungen, anderseits geheuchelt werden usf., der Fehlsieg ist die Fortsetzung des kranken Krieges mit den auf Frieden und Ruhe nuancierten Zwangsmethoden. S. weiter § 12,5.

F. Der Besitz.

Im § 7,5, E ist dargetan, daß genetisch auf die Periode „Alles ein", „Alles mein" die Periode „Alles allen" folgt und diese mehr und mehr in die Periode „Jedem das Seine" ausläuft. Das Kind lebt im vorbesitzlichen Alter, dieses nähert sich allmählich dem besitzlichen Alter und geht schließlich in dieses über. Mit Bestehen der initialen Pubertätsprüfung ist der Jugendliche noch nicht gleich im Vollbesitz, seine Besitzrechte (Abgrenzungen von Mein und Dein) entwickeln sich vielmehr weiter bis zum Abschlusse der Pubertätsperiode, also zur Erreichung der vollen Selbständigkeit in Beruf und Liebe. Diese Differenzierung ist Mehrung-Erhöhung des innern und des äußern Besitzes. Der Jugendliche ist Kamerad; Sozius im Sinne des vollreifen Volksgenossen (S. 488) wird der Mensch erst mit Bestehen der Meisterprüfung, und wer sie nicht besteht, also krank ist, hat die Vollreife ebensowenig erreicht wie derjenige, der sie mit zu viel Aufwand besteht.

Besitz ist Siegeslohn. Hat der Jugendliche mit seinen Leistungen bewiesen, daß er besitzfähig ist, fällt ihm sein Teil ganz von selbst zu, er „nimmt Teil" (seinen Teil) an dem Besitz der Gemeinschaft, dieses Nehmen-Geben ist sittlich, gesetzlich (S. 384, 434), die genetische Veränderung des bisherigen Besitzstandes ist rechtens, ist nicht Störung oder Zerstörung der bisherigen Ordnung, sondern Erfüllung und wiederum Weiterführung der biologischen Entwicklung. Besitz wird erworben, und Erwerb ist Austausch. Gewiß ist jeder Erwerb ein „Eingriff" in die bisherige Besitzordnung, aber ein berechtigter Eingriff, nicht eine Schuld, die gemieden werden müsse. Der Jugendliche hat steigenden Anspruch auf Besitz, und der Besitzende (Vater, Alte) hat Anspruch darauf, daß sich der Jugendliche die Erfüllung seines Anspruchs verdient. In primitiven Zeiten geschah der Nachweis der Besitzwürdigkeit im persönlichen Kampfe zwischen Jung und Alt, mit dem Ausgange, daß der Alte schließlich doch getötet wurde; der Überlebende (Nach-komme) gelangte sogleich in den trophischen und genischen Vollbesitz, der freilich noch im Niveau des „Alles ein" und „Alles allen" lag, und hatte sich alsbald wieder gegen das Andrängen der Rivalen und dann seiner Nachkommen, kurz der Jüngeren zu wehren. In höheren und hohen Kulturen ist die zu Besitz führende, mit Besitz entlohnte

Leistung sachlicher Art und währt die Prüfung auf Besitzfähigkeit die Pubertätsperiode hindurch, Erbe wird der Nachkomme erst nach dem „natürlichen" Tode des Alten.

Die Sitten, die Sitte, die Gesetze, also auch die Be-sitz-ordnung entwickeln sich onto- wie phylogenetisch, und die Methoden der Frühzeit, damals rechtens, gelten in höheren und hohen Kulturen als Raub, Mord, Totschlag, Barbarei und werden nur noch von Verbrechern, also einer Gruppe von Kranken, Atavisten, Archaisten, Infantilisten verübt (S. 384), während alle gesunden Kulturmenschen die den höheren Differenzierungsgraden der Menschen biologisch eigentümlichen milderen, „gesitteteren" Kampfesweisen anwenden, ihrer auch nur fähig sind. Der Goethespruch „Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ewige Krankheit fort ..." (Faust, Schülerszene), kann nur in dem im 3. Bd. S. 386 angegebenen Sinne gelten: eine Formel, die ein durchschnittliches Verhalten zusammenfassend beschreibt, ändert sich nicht so rasch wie manche oder viele Einzelfälle dieses Verhaltens und bleibt für eine gewisse Veränderungsspanne alles dieses Verhaltens überhaupt zutreffend; diese rel. geringe Veränderungsgeschwindigkeit von gesetzlichen Formulierungen („Fixierungen") kann man aber nicht mit einer Krankheit, noch dazu mit einer ewigen vergleichen, und es ist auch nur mephistophelische Weisheit, daß nach dem Rechte, das mit dir geboren, leider nie die Frage und daher der Enkel zu bedauern sei, richtig ist nur, daß auch alle Veränderungen der Sitte, der Gesetze nach dem Schema HASTF verlaufen und auf um so größeren Widerstand (Sstadium) stoßen, je erheblicher sie sind (Krisen). Realiter hat jede Epoche ihre Sitte, Sittsamkeit, Besitzlichkeit (Sitz, sitz-, seßhaft), Gesetzlichkeit und beschreibt der jeweilige Gesetzgeber als gesundes Spitzenmitglied der Gemeinschaft das ihm zentral eigne und bekannte Verhalten, eben die Sitte in zusammenfassenden Formeln. Werden Gesetze „gemacht", die dem durchschnittlichen Verhalten, der Empirie nicht gemäß sind, so sind sie „Papier", „leere Formeln", um die sich niemand kümmert, ja auch der biologischen Beschaffenheit nach gar nicht kümmern kann; solche volksfremde, volksfeindliche Gesetze werden auch nur von volksfremden, volksfeindlichen Menschen erdacht, die irgendwie, z. B. von einer revolutionären Welle oder „durch Beziehungen" oder vom Zauber des Parteibuches, also ohne den Besitz der sachlichen Fähigkeit in den kurulischen Sessel geschwemmt worden sind oder als weltferne, ja weltfeindlich Neurotiker „zu bestimmen" haben, d. h. zu haben wähnen; mit „drakonischen" Gesetzen bestraft mancher neurotische Gesetzgeber seine eignen Sünden und Verbrechen an — den andern. Besser Solon als Drakon!

Die gesunde Entwicklung kann niemals falsch, schlecht,

böse, häßlich, die kranke Entwicklung niemals richtig, gut, schön sein. Die gesunde, mit gesunder Leistung erzielte Besitz-, Machtergreifung ist nicht Schuld und Sünde, und nur der Kranke (Neurotiker) kann den berechtigten Anspruch auf Besitz verweigern und mit der biologischen Ordnung der Dinge unzufrieden sein, als All-Nichtsbesitzer (S. 389) die Besitzlosigkeit den — andern als religiöses, soziales Ideal predigen. Schuld, Sünde, falsch, böse, häßlich ist nur das kranke (neurotische) Besitz-, Machtstreben und -erwerben, das feindliche (fanatische, aufsässige, freche usw.) Vorgehen, das denn auch zu normfernen, bestenfalls zu normnahen Zielen führt (S. 385). Krank ist auch, wer sich gegen unberechtigten Besitzanspruch nicht verteidigt, wer dem Rechtsbrecher nicht wehrt — oder die Abwehr auch des berechtigten Anspruchs in primitivistischer Methodik, z. B. in unberechtigter Selbsthilfe, unter Ausschaltung der Gesetze, mit allerlei Schiebungen usw. betreibt. Alles Kranke ist unsittlich. Was von dem Einzelnen gilt, gilt auch für die Gemeinschaft; ein Volk ist zwar nie im ganzen krank, aber in gewissen Verhältnisgefügen können kranke Mitglieder, die eben auf einen solchen Posten geraten sind, Fehlentscheidungen treffen, an denen das Volk zunächst nichts ändern kann (z. B. Waffenstillstand 1918, Unterschrift unter den Versailler Vertrag).

Je ausgeprägter die Besitzrechte und -pflichten des Jugendlichen werden, desto mehr prägt sich auch seine Teilnahme an den Gemeinschaftsgütern, den Volks- und Rassegütern aus: sein persönlicher innerer und äußerer trophischer und genischer Besitz, er selbst erweist sich in der Form der eigenbesitzlichen, individuellen Abgrenzung — im Unterschied von der kindlichen Alleinheit und Kollektivität — als Teil des Ganzen. Der Gesunde ist national und sozial gesinnt, er verhält sich als eigenlebiges, selbständiges Mitglied der Gesellschaft und lehnt die despotische Zumutung, seine Persönlichkeit in eine Art kollektivistischer Gemeinschaft aufgehen zu lassen, entschieden ab, wie es ihm ja auch seiner biologischen Beschaffenheit nach unmöglich ist, eine solche Forderung zu erfüllen. Der Kranke aber ist unsozial oder asozial (abgesondert), mag er auch das Wort sozial andauernd im Munde führen; er ist ungesellig, mag er auch immer in Gesellschaft sein, Individualist-Kollektivist, Despot-Sklave und nur über eine prinzipielle Distanz mit der Gemeinschaft verbunden, falsch verbunden, somit auch in seinem besitzlichen Verhalten ohne richtig-rechten Zusammenhang mit der Besitzordnung der Gemeinschaft und mit den Gemeinschaftsgütern.

G. Der Beruf.

„Beruf" ist die Struktur und Funktion der Arbeits-RSe; ihre Hochfunktion ist die Berufsausübung. Natürlich sind die

Arbeits-RSe im Organismus nicht isoliert, abgemauert, sondern integrierende Teile des Ganzen, und so kommt in der Art des Berufs und seiner Ausübung bis in die geringsten Einzelheiten die Spezifität des ganzen Menschen zum Ausdruck. Die Arbeit setzt sich aus Haupt- und Nebenarbeit zusammen. Auch die Nebenarbeit gehört zum Berufe, doch kann man als Beruf im strengen Sinne auch bloß die Hauptarbeit bezeichnen. Die Berufstätigkeit des Schlossers ist die Gesamtheit seiner handwerklichen Verrichtungen; er hat aber auch seine Ersparnisse zu verwalten, diese Tätigkeit gehört auch zu seinem Berufe, aber als Nebenarbeit, die bei hinreichender Ausdehnung (z. B. er beteiligt sich geldlich an Bauunternehmen) zum Nebenberuf neben der Schlosserei als Hauptberuf werden kann. Betreibt er in seiner Freizeit den Autosport oder sammelt er Briefmarken, dann sind das keine Nebenberufe. Betreibt er aber den Sport nebenher berufsmäßig oder handelt er nebenher mit Briefmarken, dann ist dies oder das sein Nebenberuf. Hauptberuf der Frau ist die Leistung und Leitung der Hauswirtschaft. Dazu scheidet z. B. die jugendliche Lehrerin bei ihrer Verheiratung aus dem Schuldienst aus; sie kann aber — je nach dem Umfange ihres Hauptberufes (Zahl der Kinder usw.) — mehr minder ausgiebig nebenberuflich noch Unterricht erteilen, in späteren Jahren (Kinder sind groß) in zunehmendem Maße; vgl. S. 422, 459. Fleiß ist die Häufigkeit der arbeitlichen Funktionen.

Der Beruf ist — wie jede andere Einzelheit — dem Menschen angezeugt, d. h. mit der Gründung des Individuums (Amphimixis) ist auch der spätere Beruf biologisch-symbolisch bestimmt (§ 3), und so wie das Individuum im ganzen auf der jeweiligen Entwicklungsstufe Ausgliederung, Explikation der Keimzelle im Rahmen der Spezifität ist, so sind auch die Berufs-RSe im Wege der Differenzierung von der Keimzelle her entstanden und somit dem Individuum biologisch eigentümlich. Auch der Beruf ist ererbt. Zunächst spielt das Kind, doch zeigt sich schon bald andeutungsweise, dann ausgeprägter die berufliche Entwicklungsrichtung an: was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Freilich beschäftigt sich das Kind auf vielerlei Gebieten: es ist bald Baumeister, bald Uhrmacher, bald Gärtner, bald Kutscher usw., d. h. die Gegenständlichkeit und somit die Beschäftigung mit den Gegenständen gliedert sich aus (koinzident mit der Gefühls- und Begriffsdifferenzierung im Erleben und Beschreiben), ohne daß man sagen darf, das Kind sei „an sich" zu jedem Berufe „potentiell" befähigt und werde „durch innere oder äußere Faktoren" zu diesem oder jenem Berufe „bestimmt". Zunächst sind nur eben die künftigen Entwicklungen noch eingeebnet, aber nach und nach und unter allerlei Schwankungen im Entwicklungstempo sondern sich die Berufs-RSe heraus,

bis sich ihre Differenzierung im Ablaufe der Pubertätsperiode vollendet.

Der Knabe betätigt sich schon früh „männlich". Diese Tätigkeit ist paternär mit mehr minder großem rezessivem maternärem Anteile (S. 115, 328); aktuell zeigt sich ein maternäres Erbe in der Teilnahme an wbl. Beschäftigungen (z. B. der Knabe hilft der Mutter in der Küche), aber auch diese Betätigungen sind bei ihm wieder paternär nuanciert (er benimmt sich dabei eben doch als Knabe). Analog-umgekehrt das Mädchen. Dabei braucht der Sohn nicht den speziellen Beruf des Vaters zu ergreifen; oft genug geschieht es. In welchen Beruf er aber auch hineinwächst, immer ist der Beruf des Sohnes mit dem des Vaters und damit der Vorfahren in der von Mutters Seite herstammenden Nuancierung genealogisch verwandt, und immer übt der Sohn seinen Beruf paternär mit maternärer Nuancierung aus. Auch hier also Dominanz und Rezessivität, auch beruflich ist der Lebende biologisches Symbol seiner Ahnen und seiner Nachkommen. Der Beruf des Mannes erbt dominant im väterlichen, der des Weibes im mütterlichen Erbgang. Ein Verlagsbuchhändler hat nebenbei einen kleinen zoologischen Garten, sein älterer Sohn „inkliniert" zur wissenschaftlichen Zoologie, der jüngere „kennt nur Tiere", ein Vorfahre war Förster, der Vater verlegt tierphysiologische u. a. naturwissenschaftliche Werke und ist ein Nimrod wie der Schwiegervater usw. (s. auch S. 116). Die erbbiologischen Zusammenhänge sind in allen Fällen bei hinreichender Nachforschung vorzufinden, auch in den Fällen mit abnormen Relationen der ml: wbl., der paternär: maternären Erbanteile (vgl. § 3,4), wobei der Sohn einen entspr. maternär determinierten Beruf in einer „effeminierten" Weise ausübt und sich besonders gern mit wbl. Arbeiten beschäftigt, analog-umgekehrt die Tochter. Die Kinder des Gelehrten sind, auch falls sie die Differenzierungshöhe des Vaters bei weitem nicht erreichen (auch hierin sind die Variationen genealogisch vorzufinden, geniale Väter z. B. haben kaum je geniale Kinder, auf einen Höhepunkt folgt ein Abstieg usw.), — in der erbdeterminierten Berufsart und in einer „gelehrtenmäßigen" Weise tätig: jeder Handgriff verrät die Abkunft. Usw.

Der Urmensch hatte — analog dem kleinen Kulturkinde, dem Kinde überhaupt — noch keinen Beruf, d. h. man kann seine Tätigkeit noch nicht Beruf nennen. Er spielte, und der Ernstfall war die Pubertätsprobe. Des Nahrungserwerbes bedurfte es noch nicht, die „Mutter Natur" lieferte ohne Arbeit alle Nahrung: Früchte, Kräuter, Wurzeln (frukti-herbivores Zeitalter). Aus dem urtümlichen Spiel entwickelte sich wie in der Ontogenese nach und nach das arbeitliche Spiel und dann die Arbeit selber, der Beruf. Der primitive Beruf war das Waffen-

handwerk, die Waffen waren Faust und Zähne, sie wurden abgesehen von der Nahrungsaufnahme im Pubertätskampfe gebraucht. Dann trat an Stelle der einmal jährlich fälligen Menschenfleischkost die Totemverzehrung, die Tierkost, die Nahrung wurde auch animalisch, die Waffen entwickelten sich (S. 543, 565), der Jäger erstand. Aus ihm entwickelte sich der Hirt, der Viehhalter (er zähmte Tiere), zunächst als Nomade, dann, als der schweifende Mensch seß-, sitzhaft wurde, als Bauer. Koinzident differenzierten sich die RSe, deren Funktion die Zubereitung der Nahrung, ferner die, deren Funktion das Verarbeiten der Felle zum Gewand, das Spinnen und Weben usw., ferner die RSe, deren Funktion die Herstellung von Waffen, Geräten, Instrumenten, Apparaten, Einrichtungsgegenständen usw. waren — alle in stetig steigender Ausgliederung. Erfindungen, Entdeckungen wurden gemacht, die Großhirnfunktionen erweiterten-erhöhten sich, die gelehrten Berufe bildeten sich mehr und mehr heraus. Alle Berufe aller Kulturzeiten sind Differenzierungen des einst einzigen Berufes — auch derart, daß sich die vw. großhirnlichen von den vw. kleinhirnlichen Tätigkeiten, also Arbeit und Sport — wie in der Ontogenese — sonderten und nun bloß noch die Arbeit den Namen „Beruf" führt. Der Sportler einschl. Soldat ist als solcher nicht berufstätig, doch wird (S. 371f.) das Spiel, der Sport von Erwachsenen oft berufs-, erwerbsmäßig ausgeübt. Noch weniger hat der Künstler einen Beruf, er hat eine Berufung (S. 432f.); er ist platonisch tätig, nicht trophisch („Die goldne Kette gib mir nicht ..."), doch kann der trophische Anteil so groß sein, daß eine künstlerische Arbeit geleistet und derart ein Beruf ausgeübt wird (Kunstgewerbler).

Das junge Kind weiß noch nicht und das ältere noch nicht sicher, „was es werden will", das Entwicklungstempo der arbeitlichen Spiel-RSe ist spezifisch, also verschieden, doch ist normaliter ihre Differenzierung bis gegen Ende der Kindheit soweit gediehen, daß die vorher nur angedeutete künftige Berufszugehörigkeit im allgemeinen ersichtlich wird, besonders beim Angehörigen der Basisschichten, meist auch beim Mittelschichtler — jener geht in die handwerkliche, dieser etwa in die kaufmännische Lehre —, während der höhere Schüler oft noch längere Zeit zwischen mehreren Möglichkeiten schwankt, nicht ganz selten bis in die Hochschulsemester. Ein auffälliges Interesse des Kindes für ein bestimmtes Gebiet ist nicht immer Anzeichen des späteren Berufes; es kann sich um eine episodische oder um eine nebenhergehende Entwicklung handeln, die letztens doch von der Differenzierung der RSe überholt wird, deren Funktion der definitive Beruf ist. Die Eltern, bes. die ehrgeizigen, die „unter allen Umständen" den Sohn etwas „ganz Großes" werden und die leidlich begabte Tochter „unbedingt studieren"

„lassen" wollen, täuschen sich oft in der Einschätzung von herdmäßigen Sonderentwicklungen, die nicht selten nur Hypertrophien sind; ebenso täuschen sich Eltern und Erzieher in der Meinung, man könne und müsse die Entwicklung überhaupt oder eine für eine gewisse Stufe auffällige Teilentwicklung auf große Zukunft dressieren, auf das und mit dem „Erziehungsobjekt" pauken und es mit ewigen Mahnungen und Drohungen und Beschämungen dazu zwingen, die Wunschträume ihres Ehrgeizes zu verwirklichen. Im allgemeinen zeichnet sich — wenigstens für den Menschenkenner — die Berufsgruppe, der das Kind angehören wird, und das Berufsniveau, das es vermutlich erreichen wird, schon früh, spätestens beim älteren Kinde ab, und dann hebt sich der individuelle Beruf mehr und mehr aus den Möglichkeiten der Berufsgruppe ab, geht das Schwanken in die definitive Richtung über. Mancher junge Student horcht in den Fakultäten herum (das kann eigentlich jedem nützlich sein) und findet erst im zweiten oder (spätestens!) dritten Semester seinen entschiedenen Weg; aus vielseitigen Begabungen stellt sich oft ein Haupt- und ein Nebenberuf heraus. Wie immer der Beruf sich gestalten mag, stets wird er „ganzheitlich" ausgeübt, also derart, daß auch die Nebeninteressen nuancierend beteiligt sind. Ein Philosophie- oder Rechtsstudent z. B. widmet sich alsbald der Medizin und wird dann auch Arzt, er übt diesen Beruf mit beträchtlichen philosophischen bzw. juristischen Ingredientien aus; über den psychobiologisch geschulten Arzt s. 1. Bd. S. 97ff. Das „Umsatteln" kann also noch in der Norm liegen, aber wer mehr als einmal umsattelt, zeigt eine krankhafte Unentschiedenheit, also eine mangelhafte Differenzierung seiner Berufs-RSe an. Der Gesunde führt rein biologisch, ohne inneren und äußeren Zwang seine Berufsausbildung zu Ende.

Die krankhafte Berufsentwicklung ist als berufliche Unreife, beruflicher Infantilismus gekennzeichnet. Der Berufsneurotiker kommt zum normfernen oder bestenfalls zum normnahen Ziele. Er irrt von der Richtung, die zu einem Berufsziele führen könnte (normaliter führt), immer wieder ab, wechselt die berufliche Ausbildung wie das kleine Kind die Spielsachen — und in der Tat sind ihm auch die Berufsgeräte altgewordene Spielsachen und die Beschäftigungen mit ihnen „Spielerei"; er bleibt der ewige Lehrling, der ewige Geselle, der ewige Student, er „schafft es nicht", er scheut vor der Entscheidung, der Prüfung, bes. der Meisterprüfung zurück — und rühmt sich dessen als einer Heldentat, mit der er den Prüfer, das von ihm drohende Unheil bezwungen habe, aber ist doch im Zweifel, ob er nicht ein minderwertiger, ein nichtswürdiger Ausgestoßener sei. Er weiß nicht, ob er alles oder nichts weiß; er ist Hans Dampf in allen Gassen, wähnt sich „Fachmann auf allen Gebieten" zu sein, und hat

auf keinem etwas Ordentliches gelernt, mag er auch autodidaktisch, also „mit Überwindung" der Lehrer, alles Mögliche, sogar mit Übereifer betrieben haben. Er geht vielleicht im Sport auf, d. h. betreibt den Sport hypertroph — aus Angst vor der Arbeit, dem Studium, dem Wissen; er ist vielleicht Organisierer, Revoluzzer, Maulheld usw. oder stellt sich in den einfachen Dienst einer Bewegung, die von ihm keine solchen Leistungen verlangt, die er bei Vollendung seiner Berufsausbildung vollbringen müßte, er sieht „Persönlichkeit" darin, auf die (echte!) Persönlichkeit zu „verzichten", sich kadaveristisch einzuordnen, und predigt dazu befehlsgemäß andauernd von Persönlichkeit und Leistungsprinzip usw., so daß er selber und die Trabanten glauben, er sei eben der, der zu sein und zu werden er den anderen empfiehlt und vorschreibt. Oder er kommt zu einem normnahen Berufsziel, aber mit zu viel Aufwand, mit übertriebener Einseitigkeit, mit Überanstrengung, mit Büffelei, „eisernem Willen", zu spät, manchmal auch (überstürzt) zu früh, er quält oder schwindelt sich durchs Examen und bleibt nachher doch auf der Strecke, indem er sich nicht in die Selbständigkeit wagt oder in ihr früher oder später versagt, er „begnügt" sich aus Angst vor der höheren Aufgabe mit einem geringeren Berufe, mancher Musterschüler endet als Pfründner auf einem sanften Beamtensessel, mancher „bringt es zu nichts".

Der Beruf ist dem Menschen angezeugt, er wächst in seinen Beruf hinein, es gibt keine Berufswahl derart, daß sich ein Mensch nach Gutdünken, unabhängig von seiner biologischen Beschaffenheit, als eine Art Neutrum diesen oder jenen Beruf aussuchen und dann eben verrichten oder durch Ratschläge usw. veranlaßt werden könnte, diesen oder jenen Beruf zu ergreifen (S. 275, EdS. § 69). Mit „Wahl" bezeichnen wir das Stadium vor der Entscheidung, das Angststadium, das zunehmend shaltig wird, bis die Entscheidung, die Überschreitung der Schwelle erfolgt. „Wählen" heißt schwanken, Angst haben vor der Entscheidung, die eine und dann die andere Richtung (Möglichkeit) sehen und noch nicht wissen, welche man einschlagen wird. Wer die Wahl hat, hat die Qual. Welche Richtung dann eingeschlagen wird, wie die Ent-scheidung (Herkules am Scheidewege) fällt, das muß der Wählende abwarten, das ist nicht Wirkung eines mystischen freien (oder unfreien?) Willens, nicht von Innen- oder Außenfaktoren verursacht, sondern rein biologische Tatsächlichkeit: Überwiegen der Funktionsintensität der einen Gruppe von RSen. Nur der Dämonist deutet diesen rein biologischen Vorgang als die mystisch-mysteriöse Einwirkung innerer oder äußerer Mächte auf den Leib, der „an sich" zu jedem Berufe fähig sei und nun eben von „jenen Mächten" — die nun freilich wieder vom „Ich" beherrscht werden müßten

(S. 526) — bestimmt werde, was er tun solle und tue. Die Berufsberatung ist nur ein diagnostisches Verfahren: es wird an Einzelheiten festgestellt, zu welchem Berufe sich der Untersuchte eignet; sie ist die wissenschaftliche Differenzierung des naiv-intuitiven Urteils. Ob aber der Untersuchte den hiermit diagnostizierten Berufsweg einschlagen wird, muß abgewartet werden, der Berufsberater kann mit seinem Rat den biologischen Werdegang nicht umstellen, er müßte denn ein Zauberer sein.

Der Gesunde wächst glatt in seinen Beruf hinein, wobei das „glatt" ein gewisses Schwanken, Überlegen vor der Entscheidung in sich begreift. Nur der Kranke kann sich nicht entscheiden — oder entscheidet sich überstürzt und geht so auch der „eigentlichen" Entscheidung aus dem Wege. Der Zögerer kann zum Fehlziel kommen, in der Angst vor dem Berufe, nach dem er hungert, abbiegen und in einen dieser kranken Struktur gemäßen Beruf einmünden oder in allen möglichen Berufen umherirren, seinen Beruf „verfehlen", — aber den verfehlten Beruf jedenfalls kann er nicht verfehlen, er ist eben strukturgemäß, und wiederum kann der Rat, den verfehlten Beruf zu wechseln, gegen die Struktur nichts ausrichten. Mancher Neurotiker ist so beschaffen, daß er nur unter den Umständen des Zwanges (S. 301f., 342 usw.) zu einer (seiner) Berufstätigkeit kommt; er ist so unselbständig, daß er andere über sich entscheiden „läßt", er fügt sich dem Zwange in dem Zweifel, ob er nicht zu viel Höherem, ja zum Allerhöchsten berufen sei und mit der erzwungenen, also eigentlich ungültigen irdischen Beschäftigung nur seiner allerhöchsten Aufgabe untreu werde, aber doch wohl nicht untreu werde (da gezwungen!). Nur für Kranke kann also Zwang in Betracht kommen, niemals aber als allgemeine Methode — weder hier noch sonstwo. „Jeder an seinen Posten!" — das ist für die Gesunden — und die Mehrzahl ist immer gesund — selbstverständlich, der Gesunde kann ja gar nicht anders, wie zu seinem Posten kommen; wer solche „Lehrsätze" ausspricht, darf nicht glauben, daß er mit seinem Lehrsatz eben das normale Verhalten herbeiführt oder verursacht, das der Satz ja nur beschreibt. Auch der Zwang ist kein Heilmittel, sondern eine Neurotikern gegenüber übliche Verfahrensweise, bei der der Neurotiker — Neurotiker bleibt, mag auch die Diagnose von der Tatsache der (im Zwange) geleisteten Berufstätigkeit verdunkelt, die Neurose sozusagen unsichtbar geworden sein — für den Nichtkenner. Der Heilweg der Neurose ist ja gerade die Herausführung aus dem Zwange. Im Zwange lebt auch der Neurotiker, der das normnahe Berufsziel erreicht, dessen Entwicklung also in normnaher Richtung verläuft. Nur krampfig kommt er zum Ziele, nur krampfig übt er seinen Beruf aus, aber auch das krampfige Verhalten ist biologische Eigentümlichkeit

des Menschen, eben des Neurotikers, der Zwang kann weder durch inneren noch durch äußeren Zwang erzwungen werden.

Den Beruf wechseln kann nur der, bei dem sich eine entspr. Veränderung der Berufs-RSe vollzieht. „Willkürlich" kann man seinen Beruf nicht wechseln, seine Arbeits-RSe „umstellen" — das tun sie rein biologisch, „von allein", oder sie tun es nicht. Gibt X das Schneiderhandwerk auf und wird Chauffeur, dann sind die RSe, deren Funktion das Schneidern ist, rein biologisch von denen überholt oder abgelöst worden, deren Funktion das Autolenken ist; dabei ist ein mehr minder großer Teil jener Gruppe an dieser beteiligt: es wird nach wie vor eine Maschine bedient, und der gewesene Schneider bedient sie „schneidermäßig" (als ob er immer noch an der Nähmaschine säße) und flickt auch eine Panne schneidermäßig aus und wird immer besser mit Nadel und Zwirn umgehen als der gelernte Mechaniker. Wiederum kann der Berufswechsel, aber nur beim Neurotiker, erzwungen werden, und wiederum ist der Zwang nicht Ursache des Berufswechsels, sondern nur die Art und Weise, bei der sich da die Umstellung vollzieht. Nicht die bessere Konjunktur ist Ursache des Berufswechsels, er kann aber im zeiträumlichen Zusammenhange mit einer gesteigerten Nachfrage stattfinden: die Ursächlichkeit, die aus einem so beschaffenen Menschen einen andersbeschaffenen zaubern könnte, deutet nur der Dämonist in die zeiträumlichen Geschehnisse hinein. Der Gesunde bleibt in seinem Berufe, er kann strukturgemäß gar nicht heraus, auch bei ungünstiger Konjunktur hält er durch, hat Ersparnisse, ergänzt daraus den zeitweise knappen Verdienst, weiß, daß die Welle auch wieder ansteigt.

Wir unterscheiden Männer- und Frauenberufe. Von ersteren war bisher die Rede, doch gelten die Ausführungen auch für das Weib. Das gesunde Mädchen differenziert sich trophisch in Richtung Hausfrau, erlernt also wbl. Handarbeit (Nähen, Sticken usw.), Kochen, Besorgung der Hauswirtschaft, dazugehörige schriftliche Arbeiten, Geldverkehr, Abrechnungen, Umgang, Haushalten mit Geld, ferner solche Fertigkeiten, die mit erheblichen genischen Anteilen versetzt sind wie Säuglings-, Krankenpflege, Erziehung. In primitiven Zeiten war der Mann nur Krieger, das matriarchalische Weib Hausherrin, die alle Arbeiten des Friedens verrichtete, aber auch im Kriege auf ihre Weise half, auch selbst zu den Waffen griff. Je mehr das Weib die Vorherrschafft einbüßte, desto mehr übernahm der Mann im Frieden auch hauswirtschaftliche Arbeiten, wobei die Nachkommen, die Kinder, dann auch die Sklaven (Kastrierten), die Beamten (3. Bd. Nr. 442) halfen, es entwickelte sich die Kultur (colere treiben, bebauen, hegen und pflegen, incola Einwohner usw.), also Viehzucht, Ackerbau, aber immer hatte der Mann vw

den Außendienst, das Weib vw. den Innendienst. So ist es auch in der weiteren Kulturentwicklung geblieben — gemäß den Strukturverschiedenheiten zwischen Mann und Weib, nicht etwa „durch Verabredung" (1. Bd. S. 628). Der Innendienst setzt sich in den Außendienst fort und umgekehrt, beide Gebiete ergänzen sich, greifen vielseitig in einander über, so daß der Mann — auf seine Weise — gewisse („ihm liegende") Verrichtungen des Innendienstes, das Weib analog solche des Außendienstes übernehmen kann. Immer aber unterscheidet sich das, was „Männersache" ist, von dem, was „Frauensache" ist. Das junge Mädchen, das Schreiben und Rechnen bis zu dem Differenzierungsgrade der Stenotypistin und Buchhalterin lernt, übt sich normaliter doch für die analogen Verrichtungen ihres späteren Innendienstes als Hausfrau, wenn auch diese Verrichtungen meist einfacher sein oder in einer Aufsicht bestehen werden (man muß eben „können", was man kontrollieren will).

Zur Vorbereitung auf den Hausfrauenberuf gehört auch die Gesellenzeit des Mädchens, das nach der Lehrzeit im Laden, Geschäft, Büro usw. dem Chef oder der Chefin des Hauses dient — wie der junge Mann auf seine Weise. Während aber der junge Mann durch die Lande streift, als fahrender Schüler, Gesell, Handwerksbursch bald hier, bald da „anspricht" und erst nach den Wanderjahren, den Fahrten mit ihren Gefahren und Erfahrungen die Meisterprüfung ablegt und sich niederläßt, bleibt das junge Mädchen meist geruhsamer, sitz- und sitthafter bei den Eltern oder ihren Ersatzpersonen wohnen (S. 568) und ersehnt-ersieht von da aus den Freier. Der kranke Fahrende entwickelt sich oft nicht über „das Fahren" hinaus und wird Landstreifer, Landstreicher, Vagabund, „Horizontspalter", nicht nur als Fußgänger, als armer Teufel, der die Welt durchwandert, sondern auch als Auto- oder Flugzeugfahrer usw., als reicher Erbe, der schweifend seinen Rücken sucht, höherdifferenziert als Forschungsreisender, der ruhe- und rastlos die Weiten durchstreift, dabei Ehre und Ruhm ernten kann, und den es ebenso wenig zu Hause duldet wie den Tippelbruder im Winterquartier, sobald der erste Frühlingssonnenstrahl ihn trifft. Es gibt auch so ruhelose Mädchen, doch ist ihr Aktionsradius gewöhnlich kleiner als bei den ml. Wanderern, sie wechseln häufig die Stelle, die Wohnung, die Stadt, sind als Stadt- oder Landreisende tätig usw., sie haben eine rel. starken ml. Einschlag (rel. viele paternäre Anteile), üben demgemäß auch ihren Beruf aus, tragen sich gern männlich, rauchen und sporteln „wie Männer", sind sog. selbständige Naturen und bedauern, daß sie nicht Mann geworden sind.

Das gesunde Mädchen ist mit seinem Weibtum einverstanden, es wächst in den Hausfrauenberuf hinein, heiratet zur rechten Zeit den Richtigen. Damit ist nicht gesagt, daß jede Frau, die

heiratet, jeder Mann, der sich selbständig macht und einen Hausstand gründet, gesund sei. Wer aber unselbständig, Junggesell bleibt, ist insofern krank. Der Hausfrauenberuf füllt die gesunde Frau in der Regel vollkommen aus; wird ein Nebenberuf (z. B. Schneiderei) ausgeübt, so nur in dem ohne Beeinträchtigung der Hausfrauenpflichten möglichen, also beschränkten Maaße, und nur in Zeiten beengter Berufsverhältnisse des Mannes (fallende Konjunktur) oder im Kriege kann der Nebenberuf einen größeren Raum gewinnen, dieses Gefüge von RSen also entspr. in- und extensiv funktionieren. Der und das Verdienst der Hausfrau liegt wesentlich in der Erfüllung des Hausfrauenberufes. Die Überbetonung (Hypertrophie) eines Nebenberufes findet sich bei krankhafter beruflicher Entwicklung. Es hat sich da eine gewisse Beschäftigung, die normaliter zur Vorbereitung zum Hausfrauenberuf gehört, sozusagen selbständig gemacht, die Entwicklung ist fehlgegangen, statt zur Hausfrau bildet sich das junge Mädchen zur „ersten kaufmännischen Kraft", zur selbständigen Schneiderin, Putzmacherin, Direktrice, Ärztin usw. aus, geht in „ihrem" Berufe auf, „denkt gar nicht daran" zu heiraten, ihre „Selbständigkeit" aufzugeben usw. Die Überleistungen mögen als mechanische, schablonische brauchbar sein, sie liegen dennoch auf infantiler Ebene, sind vervielfältigtes ausgealtertes Kinderspiel; sie mögen abgesteckt nach den analogen Leistungen des gesunden jungen Mädchens normnahe sein, bezogen aber auf das normale Berufsziel sind sie Abwegigkeiten in der Art der verschiedenen Neurosenformen, z. B. fehlgelenkte Wißbegier, Sucht nach Selbständigkeit, Angst vor der normalen Meisterprüfung, dem Eintritt in die Stellung der Haus- und Ehefrau. Aber auch falls — bestenfalls — das normnahe Berufsziel erreicht wird, die Berufs-RSe des Mädchens also in normnaher Richtung sich ausentwickeln, wird aus dem Mädchen doch niemals eine echte, rechte Hausfrau, sondern die Fehlart der Selbständigkeit geht mit in den Hausfrauenberuf ein, nuanciert seine Ausübung mehr minder merklich, oder der Nebenberuf konkurriert mit dem Hauptberuf derart, daß die Frau nicht recht weiß, ob sie nun eigentlich Schneiderin, Ärztin usw. oder Hausfrau ist, unsicher schwankt, beide Tätigkeiten („beide Berufe"!) mehr minder mangelhaft erledigt, mag sie äußerlich auch als „mustergültige Hausfrau" erscheinen. Vielfach sind diese Typen virile Mädchen, d. h. solche mit allzu großem ml. Einschlag (Zwittertum, § $3_{,4}$ Anm.); sie betätigen sich in einer ausgeprägt ml. nuancierten Art und Weise, machen dem Manne Konkurrenz, bleiben Einspänner, sind „selbst eine Summe", „ein Ganzes", „nicht Weib noch Mann — und dennoch beides", haben „ihren eignen Haushalt" — oder heiraten einen Partner mit entspr. wbl. Einschlag, sind da nebenher Haus- und Ehefrau, in der

Hauptsache „berufstätig", sporttätig, nicht selten Ernährerin des femininen Mannes, der „keine passende Stellung findet" und somit die Hauswirtschaft besorgt; Kinder sind unerwünscht oder so gewünscht so unwillkommen, sie stören usw. Vielfach gründen solche Kranke, wenn überhaupt, den Ehestand zu spät, andere laufen alsbald wieder heraus, lassen sich scheiden und „atmen auf", sobald sie wieder „all-ein" sind. Andere kranke Typen verwechseln Beruf und Liebe, verkaufen ihren Leib. Andere bleiben hübsch bei Muttern, kommen in ihrer neurotischen Angst vor den Zukunftsaufgaben nicht über die Anfangsgründe der Hauswirtschaft hinaus und sind selbst da nur spielerisch tätig; ist die Mutter tot oder geschieden, dann führt das Töchterchen dem Vater die Wirtschaft. Solche Mädchen können auch in die Ehe geraten, dann spielen sie eben Hausfrau, sogar Mutter; sie sind vielfach Töchter reicher Eltern, verwöhnt „bis in die Puppen", verbringen ihre Tage mit Maniküre, Klavierspiel, Tennis, Konditorn, Shoppinggehen, Herumflanieren und sind die tyrannisierten Tyrannen des Personals und auch des Ehemannes. . . . (S. weiter im 6. u. 7. Bd.)

Die Berufs-RSe sind in der Regel den ganzen Arbeitstag mit den üblichen Pausen in Präfunktion, also acht bis zehn und mehr Stunden. An Sonn- und Feiertagen (Ferien) sind sie gewöhnlich unaktuell, doch pflegen viele Menschen, bes. Kopfarbeiter auch da, wenn auch in geminderter Extensität, zu arbeiten, ja viele vermissen die gewohnte Arbeit schmerzlich, sind „nervös" und sehnen sich nach dem Montag (Sonntagsneurose). Die Berufsreflexe nehmen also unter den trophischen Reflexen einen besonders breiten Raum ein. Das Erlernen des Berufs (die Übung) ist die Ausgliederung der Arbeits-RSe. So bildet sich der Organismus auch in diesem Funktionsgefüge aus, nicht aber ist der Beruf die Ursache der Ausformung des Organismus.

5. Die genische Entwicklung.

A. Die sinnliche und die platonische Liebe.

Je mehr sich das Kind der Pubertät nähert, desto mehr holt die genische Ausgliederung die zunächst vorauseilende trophische ein und übertrifft sie schließlich, so daß der Jugendliche und Erwachsene ein vw. genisches Wesen ist (§§ $2_{,2}$, $7_{,4}$). In dieser Entwicklung scheiden sich auch mehr und mehr die platonischen von den sinnlichen RSen; die Ausgliederung jener eilt wiederum der Ausgliederung dieser voraus und wird ebenfalls eingeholt und übertroffen. Die Genitalien reifen bis zur Ausscheidung von Samen und Ei; hierbei stellen sich äußere Pubertätszeichen ein: Wachstum der Genitalien, des Schamhaares usw. Aber auch der übrige genische Anteil (wie der trophische, versteht sich) entfaltet sich: der Knabe wird zum Jüngling und jungen Manne

(Heranwachsen des Körpers zur Männlichkeit, Verbreiterung der Schultern, Streckung des Skeletts, zunehmende Betonung der geraden Linien, Ausgestaltung des Kopfes zu ml. Formen, Prägung der Gesichtszüge, Keimen und Fülligwerden des Bartes, der Achsel-, Brusthaare, Reifen der Behaarung überhaupt, Annäherung der Ausdrucksweisen einschl. Mimik, Gestik, „Benehmen" an die vollreifen Grade der Harmonisierung [S. 467], dies alles im Einklang mit der fortschreitenden Differenzierung der innern Organe), das Mädchen wird zur Jungfrau und zum Fräulein (Heranwachsen zur Fraulichkeit, Verbreiterung der Hüften, Rundung des Skeletts, zunehmende Betonung der runden Linien, Vergrößerung der Brüste, Hüften usw., Ausgestaltung des Kopfes zu fraulichen Formen, Prägung der wbl. Gesichtszüge, Wachsen der typisch wbl. Behaarung, Differenzierung der Ausdrucksweisen zu den Graden der vollreifen Harmonie, dies alles im Einklang mit der Ausreifung der innern Organe).

Der Grad der Männlichkeit bzw. Weiblichkeit, der sich also im jugendlichen Alter zunehmend ausprägt, bestimmt sich nach der Relation der den Organismus ganzheitlich zusammensetzenden ml. und wbl. (paternären und maternären) bzw. wbl. und ml. (maternären und paternären) Anteile, wie § 3,4 dargetan. Die Relation kann innerhalb und außerhalb der normalen Var.-B. liegen; es gibt Grenzfälle. Wir bemerken z. B. beim Jüngling rel. breite Hüften, dickes Gesäß, kleinen Kopf, schwachen Bartwuchs, „weiblichen" Mund, zierliches Kinn usw., beim Mädchen rel. breite Schultern, geringen Busen, schmale Hüften, großen Kopf, „männlichen" Mund, starkes Kinn usw. und werden zu erwägen haben, ob diese Abweichungen vom Kanon noch in der Norm liegen, hierzu auch die Beobachtung des Gebahrens, der Interessenrichtung, der wortlichen Mitteilungen über die weltanschauliche, charakterliche Einstellung heranziehen. Die gröberen, ins Pathologische reichenden Fälle nennt man Zwittertum, Femininismus bzw. Virilismus. Die Figur des femininen (effeminierten) Jünglings-Mannes nähert sich, regional oder total, der wbl. an, sein Gebaren ist weichlich, „unmännlich", weibisch, die Genitalien sind nach der wbl. Seite hin verbildet (kleiner Penis, kleine Hoden, schwache Behaarung usw., Kryptorchismus, Hypospadie, Offenbleiben des Hodensackes bis zur Scheidenbildung usw.). Die virile Jungfrau und Frau hat eine „Knabenfigur", ihr Gebaren ist hartlich, „unweiblich", männisch, die Genitalien sind nach der ml. Seite hin verbildet (abnorme Länge der Klitoris, abnorme Enge der Scheide, Verkümmerung der innern Genitalien, Schamhaar bis zum Nabel aufsteigend usw.). Natürlich zeigt sich die Zwitterhaftigkeit des Organismus in allen seinen Funktionen mehr minder deutlich. Die Tatsache, daß ein femininer Mann, eine virile Frau Kinder

hat, beweist nichts gegen die Diagnose; auch kranke Keimlinge können sich vereinigen, auch kranke Keimzellen können zu (kranken) Nachkommen werden. Ein femininer Mann wird immer nur eine virile Frau annehmen: die Partner passen immer zueinander. Übrigens wechselt normaliter das „Schönheitsideal" periodisch, d. h. es finden innerhalb der normalen Var.-B. Verschiebungen der Relation ml.: wbl., also konstitutive Veränderungen statt, so daß z. B. eine Epoche, in der die Frauen fettfüllig, großbrüstig, dickhüftig usw. sind, übergeht in eine andere, in der sie mehr schlank und rank sind, dann wieder „die vollschlanke Mode" aufkommt usw. Nicht „das Ideal" „macht" diese Veränderungen, sondern die Veränderungen sind rein biologische, sie müssen „da" sein, dann erst können sie ästhetisch gewertet werden.

Die fortschreitende Sonderung der platonischen und der sinnlichen RSe zeigt sich darin an, daß sich der Heranwachsende zu gewissen Personen (usw.) „freundschaftlich", zu anderen „sinnlich" verhält; jene sind also Aktualitäten platonischer, diese sinnlicher Denkzellen. Die Entwicklungsschritte sind immer HASTF-Reihen; sie vollziehen sich innerhalb der einzelnen Gefüge in der Art der Zentrierung, der Gruppierung um den Mittelpunkt (S. 35, 98, 154, 378 usw.). So ist das Genitale sinnliches Zentralorgan, und so geht die sinnliche Entdeckung des Menschen in der Weise vor sich, daß sich auf jeder Entwicklungsstufe das Interesse mehr und mehr auf das Genitale kon-zentriert. Dabei ist jeder Entwicklungsschritt ein Fortschritt, eine Neu-entdeckung, die über das Bekannte hinausführt; dieses bisher Bekannte kann auf kürzere oder längere oder lange Zeit begrifflich aktuell oder mehr minder vollständig vergessen werden. Die kleinen Kinder sehen sich häufig nackt, aber — ganz abgesehen davon, daß ihre Sinnlichkeit normaliter noch so implikat ist, daß sie sich noch nicht als Geschlechtswesen erleben — sie vergessen den Anblick alsbald, an seine Stelle treten die unzähligen Neuentdeckungen, und erst in deren Ablauf keimt auch das sinnliche Erleben aus und tritt das Genitale (nicht mehr bloß als merkwürdiges „Gebilde", sondern) als Geschlechtsmerkmal auf. Aber auch diese Entdeckung erweitert-erhöht sich stetig und krisisch, und immer wieder bleibt nur die Erinnerung an das bisher Bekannte, die sich ebenfalls stetig verändert und mehr minder verblaßt und unaktuell wird, immer wieder schließen sich an die neuen gegenständlichen Entdeckungen die neuen Begriffe. Je älter das Kind wird, desto größer wird sein Erinnerungs-, Wissens-, also Begriffsschatz, desto reichhaltiger die Vergleichsmöglichkeit des Neuen mit dem Alten, aber gleichwohl muß das Neue immer wieder entdeckt werden, laufen also immer neue HASTF-Reihen ab.

Der Jüngling also, der „errötend ihren Spuren folgt und von ihrem Gruß beglückt ist", sehnt sich, hungert nach dem Anblick der Geliebten in ihrer Gänze, sein Erröten ist Ausdruck der Liebesangst, seine Begegnung mit ihr, sein Umwerben, der Abschied von ihr, ihrem Anblick ist Liebesschmerz, sein Verweilen, sein langsames Weitergehen, sein Umdrehen nach ihr, sein Winken, sein letzter Gruß, sein Verlassensein ist Liebestrauer und wird zum Liebeskummer, falls sich die Geliebte spröde und abweisend zeigt, sich nicht mehr zeigt, die Eltern „dagegen" sind usw., endlich die Liebesfreude ist das Hochgefühl, das Glück über die Begegnung und ihr Wohlgelingen, einstrahlend in den Hunger nach dem nächsten Stelldichein, ist auch anderenfalls die Beruhigung über die Abweisung, „die bei Lichte besehen doch ein Glück ist" und den Weg zu neuen Abenteuern frei macht. Und so wie ihm geht es ihr. Die jugendlichen Liebenden „denken" zunächst noch nicht an die gegenseitige Enthüllung, das jugendliche Liebeserleben ist etwas Neues, geht über das Bisherige hinaus, ist ein neuer Anfang, ein neuer Hunger, eine neue Angst usw., so daß es noch nicht bis zur genitalen Zentrierung gekommen ist, derartige Gedanken vielmehr als entwürdigend, sündhaft usw. gewertet werden. Selbst falls vorher mal ein „ungenierter Verkehr" zwischen ihnen bestanden hat, so war das doch Kinderspiel, man hat das überwunden, man denkt nicht mehr daran, darf auch nicht daran erinnern, „das war einmal", jetzt ist eine neue genische Angst (Scham) aktuell geworden, deren Ausdruck die strenge Verhüllung der Geschlechtsmerkmale, ganz besonders der Genitalien ist. Der Liebesernst macht sich mehr und mehr geltend, die sinnlichen RSe differenzieren sich zu immer höheren Stufen, ihre Funktion, das Liebeswerben entwickelt sich allmählich zur vollen Fertigkeit, und demgemäß entdecken sich die Partner immer mehr, lernen sich „näher", „intimer" in der Art des Zentrierungsprozesses kennen, bis schließlich die letzte Hülle fällt und die Nacktheit, die Genitalien im sinnlichen Erlebnis neu ent-deckt, ent-hüllt werden, der Mann das Weib, das Weib den Mann „erkennt". Die sinnliche Entwicklung der Jugendlichen vollzieht sich also derart, daß sich aus dem Erleben des Liebespartners als Gesamtpersönlichkeit und demgemäß aus dem allgemein umwerbenden Verhalten die Stufen zunehmender (optischer, taktiler usw.) Enthüllung mit Zentrierung auf die Genitalien herausbilden, dabei aber normaliter immer der Partner im Ganzen, als Ganzes geliebt wird, nicht bloß die Genitalien begehrt und erobert werden. Das Weib ist nicht bloß Genitale und noch etwas dazu, der Mann ist nicht bloß Penis und um ihn herum irgend etwas Unwichtiges, sondern gesunde Menschen lieben sich ganzheitlich, und zur Ganzheit gehören allerdings sinnlich-zentral die Genitalien.

Die gesamte sinnliche Entwicklung ist — analog der trophischen — als ein Studium *) zu bezeichnen; es setzt das Vor-Studium der Kinderjahre, bes. der älteren fort. Zum Liebesstudium gehört die puberale Onanie (§ 7,6, B); dabei wird gewöhnlich schon ein Liebespartner begrifflich mehr minder entblößt, auch nackt vorgestellt, d. h. eine nackte Figur, die als Erinnerung an ein gegenständliches Erlebnis (Beobachtung eines nackten Menschen, Beschauen von Abbildungen) mit der Erinnerung an den Liebespartner, den man zwar wohl im Bade- oder Sportanzug, aber nackt noch nicht gesehen hat, zu einer begrifflichen Einheit, zu einem „Idealbild" verschmilzt — analog den Gestalten, die in wollüstigen Träumen auftauchen. Die Onanie ist die präkoitale Funktion der Genitalien. Abusus wie Abstinenz ist auch hier die Abnorm, abnorm ist auch die mutuelle Onanie zwischen Jüngling und Jungfrau, also die vorzeitige Neuentdeckung der partnerischen Genitalien, d. h. die vorzeitige Entdeckung der reifen Genitalien. Normaliter haben die Liebes-RSe eine Entwicklungsstufe erreicht, die der Anfang einer neuen Epoche des Liebesverhaltens zwischen den Geschlechtern ist, der nämlich, die in der Begattung endet. Die gegenseitigen Prüfungen auf Liebesfähigkeit finden in Form von familiären, gesellig-gesellschaftlichen Zusammenkünften statt, bei denen man sich näher kennen lernt; bei Tanzstunden, dann Bällen usw. haben die jungen Leute Gelegenheit, sich zu umfassen und so in engere Berührung miteinander zu kommen, und hierzu gesellt sich die gegenseitige Erforschung beim gesonderten Zusammentreffen mit verliebtem Getändel, schicklichem Frage- und Antwortspiel, dann auch dem ersten zaghaften Kuß usw. Im Gange des Liebesstudiums wechseln die Partner: man tanzt bald mit diesem, bald mit jenem, läßt sich von diesem oder jenem Verehrer nach Hause begleiten, „geht" mit dem oder jenem und kommt über allerlei derartige Prüfungen zu einer Herausgestaltung des „Typs", zu dem dann auch die und der definitiv Erwählte gehört. Wie jeder solcher Entwicklungsschritt, jede neue Prüfung, so verläuft auch „der letzte Schritt" als HASTF-Reihe: auf den weit genug ausgereiften Hunger nach geschlechtlicher Vereinigung folgt die zugehörige Angst (Schamhaftigkeit), dann führt der Liebeskampf (Sstadium) zur letzten Enthüllung und zur Be-

*) Gemeint ist selbstverständlich nicht ein Bücherstudium der Liebe, sondern die Entwicklung als Erlebnispraxis, die freilich auch „theoretisch" bedacht und besprochen wird. Abnormaliter kann das Berufs- wie das Liebesstudium als „Theoretisieren" die Praxis weitaus überwiegen, sozusagen das „Wissen" an Stelle des „Tuns" treten; es handelt sich da um Hypertrophie der Beschreibung krankhaften Erlebens — mit der Deutung: ich weiß ja schon alles, also brauche ich nichts zu tun. Es kann jem. sogar „Sexualforscher" und dabei Junggeselle oder sonstwie liebesneurotisch sein.

gattung, die als integrierende Teilkurve in das Stadium fällt (1. Bd. S. 390f.), es folgt die Trauer über das Geschehene (oft ahaltig als Reue) und endlich die Freude über die geglückte Eroberung des Liebespartners, über die vollzogene Einweihung in das letzte Geheimnis der Erwachsenen.

Das Liebeswerben des Mannes unterscheidet sich von dem des Weibes gemäß der verschiedenen biologischen Struktur. Die Gefühlssphäre des Weibes ist relativ zur Gegenstands- und Begriffssphäre reicher entwickelt als die des Mannes (1. Bd. S. 628), das Weib ist geruhsamer, der Mann beweglicher. Der Mann nähert sich also dem Weibe, umwirbt es, das Weib erwartet den Mann, lockt ihn zur Tat, kommt ihm entgegen, flieht verlangend und läßt sich in hingebender Abwehr umfangend erreichen (vgl. Samen- und Eizelle). Man sagt: der Mann ist aktiv, das Weib passiv, aber damit wird nur die mehr äußere Aktivität des Mannes von der mehr inneren Aktivität des Weibes abgehoben; das gesunde Mädchen ist nicht Mumie oder Mimose, es zeigt sich und seine Reize in jeweiliger Dezenz. Weder „verführt" normaliter der Mann das Weib noch das Weib den Mann, sondern beide geben sich der Einheit, der Summe hin, verschmelzen miteinander, und den normalen Geschlechtsverkehr kann man nicht „Verführung" (= Fehlführung, S. 411) nennen, sondern nur Ausreifung zur letzten Liebestat. Die Stunde der Summierung zweier gesunder Menschen ist nicht die schwache, sondern die starke Stunde. Nur Liebesneurotiker „behalten sich vor", gehen nicht in die Einheit, die Summe ein, bleiben Einer und Eine, nur bei ihnen ist der Geschlechtsverkehr „eine schwache Stunde", Verführung, Unzucht, und nur sie können ihn als Sünde oder Schande bezeichnen, die gemieden werden müsse oder hätte gemieden werden müssen.

Mit der sinnlichen Enthüllung ist nicht die trophische zu verwechseln, wie sie beim Kleiderwechsel, beim Sport, im Bade usw. stattfindet. Der Mensch ist nicht nur ein genisches, sondern auch ein trophisches Wesen. Die Periodik der trophischen RSe ist von der der genischen verschieden (1. Bd. S. 549): jene haben ihre Hochfunktion hauptsächlich am Tage, diese, bes. die sinnlichen hauptsächlich abends und nachts. Der Mensch als Aktualitätenreihe trophischer RSe wird also trophisch, als Aktualitätenreihe genischer RSe genisch erlebt und behandelt. Dies gilt also auch für den mehr weniger entkleideten, selbst nackten Menschen. Der Arzt erlebt seine Kranken beruflich, also trophisch; die Erwachsenen erleben die Kinder und diese jene trophisch oder platonisch, nicht sinnlich. Gewiß sehen sich Mann und Weib im knappen Sport- oder Badeanzug auch sinnlich-prüfend an, aber diese (okulare) Sinnlichkeit tritt normaliter weitaus hinter dem Trophischen des Zusammenseins zurück.

Dieses Zusammensein ist ein ganz anderes Erlebnis wie das im Ballsaal oder wie das zweier Liebenden „in der kleinsten Hütte". Selbst das Nacktbaden am Strande ist als hygienisch und sportlich im wesentlichen trophisch; die sinnliche Erregung, in die der Neuankömmling beim Anblick wohlgefälliger nackter Gestalten des anderen Geschlechtes gerät, flaut normaliter rasch ab, „man gewöhnt sich", ohne daß damit die okulare Prüfung auf Liebesfähigkeit aufzuhören braucht (sie findet auch sonst statt, ist aber dort erleichtert und erweitert); für manche Neurotiker freilich ist die Entblößung, nicht das Bad die Hauptsache, und für manche ist das Bad selber eine Art sinnlichen Erlebens. Die alten Spartaner ließen die jungen Leute beiderlei Geschlechts nackt zu sportlichen Veranstaltungen antreten, und die schöne Phryne wurde bei den Eleusinischen Festen gewiß nicht mit geilen Augen, sondern ästhetisch betrachtet, wenigstens von den gesunden Teilnehmern. Der junge Bororo reicht seiner Liebsten sein einziges Bekleidungsstück, den Penisstulp (ein zusammengedrehtes; über die Vorhaut geklemmtes Palmblatt) zum Halten, wann er sich im Tanze zeigen will, nimmt ihn nachher mit einem Dankeschön zurück und klemmt ihn wieder an — das ist des Landes so der Brauch. Die nackten Primitiven laufen doch nicht andauernd mit einer Erektion herum, sie sind in ihrer Nacktheit ebenso keusch wie wir in unseren Anzügen, sie haben eine ausgeprägte Brunstzeit, außerhalb ihrer sind ihre koitalen RSe unaktuell, die Nacktheit sinnlich uninteressant. In Schweden, in Wolhynien und anderswo baden Männlein und Weiblein gemeinsam nackt am Strande, so ist es Sitte, niemand „findet etwas dabei", man würde aber etwas dabei finden, wollte sich einer die Badehose anziehen. Bei uns gilt das gemeinsame Nacktbaden als unsittlich (S. 565), und wer sich einfallen ließe, nackt spazieren zu gehen, würde von Polizei und Gericht an die gültige Ordnung erinnert werden. Die Nacktklubs usw. sind keine sportlichen oder hygienischen Vereine, sondern solche von Exhibitionisten und Voyeurs, die so tun, als ob sie keine wären; sie könnten bei ihren Spielen ruhig die üblichen Sportanzüge anhaben, sie sind aber eben in erster Linie nackt. Die Ebelianer in Königsberg wollten die Fleischeslust abtöten, indem sich die wbl. Teilnehmer nach und nach immer mehr entblößen mußten; sie waren Sittlichkeitsfanatiker (und eben damit unsittlich) wie die Prüden, Mucker und Finsterlinge, die auf die Sinnlichkeit schimpfen und damit ihre kranke Sinnlichkeit „abreagieren", usw. Der gesunde Mensch braucht „sein Fleisch nicht abzutöten", er ist gar nicht imstande, seine sinnlichen RSe auf die schiefe Bahn zu lenken *); wer da wähnt, man müsse die Sinnlichkeit

*) Der Gesunde hat es auch nicht nötig, „Enthaltsamkeitsübungen" zu machen und „den Willen und die Fähigkeit, die Naturtriebe zu unter-

bekämpfen, bekennt damit nur seine eigene Impotenz. Nur unkeusche Leute aller Schattierungen können meinen, daß die Nacktheit eine Erfindung des Teufels sei, daß man nicht einmal im Wannenbade oder beim abendlichen Umkleiden nackt sein, und sich ansehen dürfe, geschweige gar das sündige Fleisch der anderen. Wie gefährdet muß eine solche „Sittlichkeit" sein Natürlich ist hiermit nicht die gesunde Ablehnung der Unsittlichkeit gemeint: sie ist für den Gesunden selbstverständlich, und man muß die Unsittlichen ihrer Krankheit gemäß belehren. Für den Gesunden ist die trophische Enthüllung bis zur Nacktheit kein „sinnlicher Reiz" — und er benimmt sich im Liebesverkehr nicht trophisch; die beiden großen Gruppen der RSe sind bei aller Verschränkung klar geschieden.

Mit dem Einsetzen der Ei- und Samenausscheidung ist die Geschlechtsreife erreicht. Die sinnliche Entwicklung geht nun weiter zur Begattungs-, dann zur Befruchtungs- und schließlich zur Fortpflanzungsreife. Bis zur Begattungsreife ist die genitale Hochfunktion die Onanie; sie findet in den ersten Übergangsjahren häufiger statt als später, wann die sinnlichen Gefühle sich mehr und mehr ausschließlich auf das andere Geschlecht ausrichten, und unterbleibt kürzere oder längere Zeit überhaupt. Nach Einsetzen der Begattungsreife ist das onanische Zeitalter im wesentlichen überwunden, doch finden zunächst noch in periodischen Abständen (etwa zweimal wöchentlich) Pollutionen statt, die zwar auch ein onanisches Verfahren, aber meist nicht ein manuelles sind (§ 7,6, B). Sobald die Genitalien koitusreif sind, findet der Koitus statt — unvermeidlich, mit biologischer Selbstverständlichkeit, ob mit oder ohne Segen der Eltern, des Standesamtes und der Kirche. Daß sich jemand durch Warnungen usw. oder durch „Selbstzucht" abhalten läßt, den Koitus zu vollziehen, ist nur ein Zeichen dafür, daß seine Genitalien die Koitusreife eben noch nicht erreicht haben. Die

drücken, zu stählen", wie von überbesorgten „Sexualethikern" gefordert wird, die dem Gesunden die gesunde Geschlechtlichkeit nicht zutrauen oder wähnen, der Gesunde könne einer kranken Geschlechtlichkeit anheimfallen und davor könne und müsse er sich durch Abstinenzübungen bewahren. Zur sexualethischen Fürsorgerei, die immer einen mehr minder ausgeprägt muckerischen Charakter hat, gehören auch die ewigen Warnungen vor der „Sinnenlust", die Empfehlungen der Enthaltsamkeit, die „keineswegs schädlich sei", die Mahnungen, sich „in der Beherrschung der beunruhigenden Regungen des Geschlechtstriebes" (und aller möglichen anderen „Triebe", die offenbar alle für Teufel oder mindestens gesundheitszerstörende Dämonen gehalten werden) zu üben usf. Der Gesunde handelt und denkt gesund, der Kranke aber bedarf der vernünftigen Therapie, zu der ganz und gar nicht die Erziehung zum Selbstzwang, also zu einer andern Form seiner Neurose gehört (vgl. im 6. u. 7. Bde.). Man sollte endlich aufhören mit dem Unfug, die Geschlechtsliebe als „das Gift, das die Seele und den Leib zerstört", zu verketzern; solche „Ethiker" bedürfen einer rechtschaffenen Aufklärungsbehandlung.

Funktion der hinreichend reifen Genitalien ist eben die Begattung. Der voreheliche (promiskuale) Geschlechtsverkehr kann innerhalb, freilich auch außerhalb der Norm liegen; die Diagnose ist, wo nicht am berichteten Vorgang selber, an den Menschen zu stellen, die ihn ausüben. Das Liebesstudium muß sich ja zum intimen Kennenlernen der Partner fortsetzen, das war immer so und wird natürlich immer so bleiben. Der Primitive ging (und geht) nach Bestehen der trophischen Pubertätsprobe ins Gemeinschaftshaus (Vorstufe des Bordells, auch der Hotels, Gasthäuser, Vergnügungsstätten, Ballsäle, vgl. S. 507, 569), dort paarten sich die jungen Leute durcheinander, bis sich die Passenden gefunden hatten und Hochzeit machten. Bei den Massai lebt das noch unreife ältere Mädchen als Wirtschafterin und Beischläferin im Kral der unverheirateten Krieger und tritt erst bei der ersten Menstruation aus und alsbald in die Ehe. Die Probe- oder Kommnächte waren in unserm Mittelalter üblich und sind in verschiedenen Abwandlungen (ländlich sittlich) ubiquitär. Der Bauer kauft nicht die Katze im Sack, und auf der Alm da gibts ka Sünd. Einige Liebhaber, die fensterln, sind dem Maderl gestattet; bleibt aber der vierte oder fünfte nicht hängen, dann hat sie verspielt, hat sich als irgendwie liebesunfähig erwiesen, z. B. wird nicht schwanger, so daß sie nicht geheiratet werden kann. Aber auch der Bua ist untauglich, der nicht endlich seine Liebste schwängert. Bei manchen Völkern war und ist aber der voreheliche (und außereheliche) Beischlaf, sogar bei Todesstrafe, verboten; man darf das nicht als Zeichen besonderer Sittenstrenge ansehen, sondern muß bedenken, daß die Gesetze jeder Art zusammenfassende Beschreibungen des üblichen Verhaltens sind, nicht aber dessen Ursache. Bei Völkern, die den vorehelichen Geschlechtsverkehr verpönen, kommt er eben gar nicht oder selten vor (um so seltener, je härter die Strafe, EdS. § 62), gemäß der spezifischen Organisation der sinnlichen RSe, wozu auch die Zeit der koitalen Ausreifung gehört. Es liegt auch bei uns in der Norm, daß der erste Beischlaf in der Hochzeitsnacht stattfindet; dann sind die Ehepartner noch junge Leute, etwa um die 20 herum. Heiraten viel ältere Menschen „jungfräulich", dann leiden sie an einer mehr minder ausgeprägten Hemmung der sinnlichen Entwicklung. Natürlich kann auch der zu normaler Zeit ausgeübte Koitus abnorm sein.

Für die Zeit des Eintritts der Begattungsreife gibt es wieder eine normale Var.-B. Sie umfaßt bei den Mädchen etwa die Zeit vom 16. bis zum 22., bei den Jünglingen vom 18. bis zum 24. Jahre, doch liegt für höhere Stände und für Einzelfälle der Termin nicht selten in einem etwas späteren Jahre. Ein Mädchen, das vor dem 16., ein Jüngling, der vor dem 18. Jahre den Geschlechtsverkehr aufnimmt (coitus praecox), ist ebenso abnorm wie

der junge Mensch, der bis zum 26. Jahre die Liebe noch nicht kennen gelernt hat. Die Variationen nach Stand und Landschaft sind S. 466 erwähnt. Je höherdifferenziert der Mensch, desto geringer ist die Sympathogenität (auch) der sinnlichen sensorischen RSe, desto geringer die sinnlichen Gefühlsintensitäten; man pflegt diesen (rein biologischen!) Tatbestand als „Selbstbeherrschung" zu preisen — derart, daß „der Verstand" oder „die Vernunft", wohl auch „der Wille", „das Ich" usw. als dämonisches Wesen im Leibe wohne und die „niederen", „tierischen Gelüste" zügele — entweder dauernd (dann sei der Mensch ein Heiliger!) oder auf eine gewisse Zeit (dann sei der Mensch zwar schließlich fleischlich geworden, habe aber doch seine Macht über den Sinnlichkeitsteufel bewiesen!). Für die erreichte Differenzierungshöhe kann nun aber der Mensch nichts, also auch nicht für das ihr gemäße Verhalten. Mit einem mystischen Willen kann er weder die Begattungs- noch die Fortpflanzungs- und Ehereife fördern oder hemmen; der Dämonist deutet diesen „Willen" usw. nur in die biologischen Tatbestände hinein. Auch diese Reifestufen werden von den Menschen höherer Differenzierungsgrade gewöhnlich später erreicht als von den Basismenschen. Das Analoge auch phylisch. So gilt für die südlich-tropischen Völker eine andere Var.-B. des Eintritts der Geschlechts-, der Begattungs-, Fortpflanzungs- und Ehereife: er liegt früher, und die Geschlechtlichkeit erlischt eher als bei nördlichen Völkern; dazu sind die sinnlichen Erregungen dort in- und extensiver als da. So war im Altertum der Genitalkult der südlichen Urbewohner und dann auch der hyperboräischen Einwanderer (3. Bd. S. 142) sehr viel üppiger als bei den Nordländern, die den Freyr oder Fricco (= griech.-röm. Priapus) in Form phallischer Gebilde in ihren Heiligtümern aufstellten und der Nerthus (3. Bd. S. 342), der Mutter Erde mit ihrem Symbol, dem Wagen (Wiege, Mutterleib, carneval svw. carrus navalis Schiffswagen [nicht nach mittelalterlicher Kapuziner-Deutung „carne vale" Fleisch, leb wohl!], vgl. die altgriechischen Thelyphorien, analog den Phallophorien Feiern, bei denen Nachbildungen der Genitalien in Großformat umhergefahren und verehrt wurden, vgl. den altindischen Lingamkult usw.) ihre orgiastischen Opfer darbrachten. Die Begrifflichkeit der Nordländer war höher entwickelt als die der zeitgenössischen Südländer. Bei jungen Völkern liegt die Begattungsreife früher als bei älteren, höherkultivierten, auch liegen bei jenen die bei diesen rel. weitgetrennten Reifegrade näher beieinander, ja in der Frühzeit fällt Geschlechts-, Begattungs- und Fortpflanzungsreife auf einen Termin: den Pubertätstermin.

In den höheren Kulturen ist der Prozentsatz der Mädchen, die relativ spät (in der Var.-B. ihrer Zeit) zur Begattungsreife kommen,

oder bei denen die Begattungs- und Ehereife zusammenfallen, größer als bei den Jünglingen. In diesem Sinne ist der Satz, der Mann sei polygam, das Weib monogam veranlagt, zu berichtigen. Nach diesem Satze wird nämlich dem Jüngling der voreheliche Geschlechtsverkehr (dem Ehemanne dann auch der außereheliche) konzediert, dem Mädchen (der Ehefrau) nicht, ja der Mann solle gar nicht „unerfahren" in die Ehe treten, wohl aber das Mädchen, der Mann solle sich vorher „die Sporen verdient" haben, das Mädchen aber habe mit der Jungfräulichkeit die Ehre verloren (S. 539) usw. Gerade „Schürzenjäger" legen entscheidenden Wert auf die Jungfräulichkeit der künftigen Gattin (manche Ehescheue verbergen ihre Schwäche hinter dem Vorwand, es gebe „keine Jungfrau mehr"!), gerade untreue Ehemänner quälen die Ehefrau und sich in maßloser Eifersucht. Aber auch manche gesunden Männer wollen bei der Zukünftigen „der Erste" sein (die neurotische Abart hierzu hat Angst vor dem Vorgänger, vor dem Vergleich mit ihm, den die Frau ja nie vergesse, usw.), sie sagen etwa, niemand würde einen „zerbrochenen Krug" kaufen, verwechseln also die Frau als Gesamtpersönlichkeit mit ihrem Genitale und dieses mit einem käuflichen Gefäß, lassen die Tatsache außer Betracht, daß auch die Frau als lebendiges Wesen ihre sinnliche Entwicklung hat, und daß der Koitus nicht ein „Zerbrechen", „Beschädigen", sondern ein Reifezeichen ist. Die Mädchen pflegen von ihrem Zukünftigen die „Unschuld" nicht zu verlangen, im Gegenteil eine gewisse Erfahrung vorauszusetzen und zu wünschen, ja manch eine ist stolz darauf, daß ein Don Juan gerade sie auserwählt. Die besten Ehemänner sind die Männer, die sich vor der Ehe die Hörner abgelaufen haben. Damit ist also nur die eingangs angegebene Tatsache beschrieben — und natürlich findet auch das neurotische Verhalten (Abusus wie Abstinenz in den verschiedensten Formen) seine Beschreibung und verschmilzt vielfach mit der Beschreibung des gesunden Verhaltens, wird ihr auch paradox entgegengestellt usw., kurz es wird auch im Liebesleben Gesund und Krank sehr oft nicht unterschieden, ja die diagnostische Unkenntnis ist, abgesehen etwa von der Erkennung grober Abweichungen, bei Laien wie bei Ärzten geradezu verblüffend, man könnte sagen, haarsträubend. Diese Unkenntnis tut freilich dem gesunden Verhalten auch in der Liebe keinen Abbruch, wohl aber ist sie mit Wertungen und Urteilen verbunden, die der besseren Einsicht nicht standhalten (vgl. S. 534ff.).

Zu solchen noch recht primitiven Auffassungen gehört auch die, daß der Mann „theoretisch" alle Tage oder sogar mehrfach am Tage je eine Frau befruchten könne, demnach „polygam" sei, während die Frau nur ein Ei im Monat produziere und mit der Empfängnis ihr koitales Erleben auf etwa ein Jahr ab-

geschlossen habe, demnach „monogam" veranlagt sei. Diese „Theorie" ist reine Fiktion, ist ein Irrealis, den man für den Realis hält — ein üblicher Irrtum (1. Bd. 66f.). Die angenommene „andauernde" Geschlechtsfunktion des Mannes kommt normaliter gar nicht vor, und selbst die abnorme Häufigkeit des Koitus (Satyriasis) erreicht keineswegs die angenommenen Ausmaße. Gewiß produziert der Mann sehr viel mehr Samenzellen als die Frau Eizellen (S. 61), aber dafür sind unter all den Samenzellen die befruchtungs- und fortpflanzungsfähigen sehr viel seltener als unter den Eiern die befruchtungs- und fortpflanzungsfähigen (§ $1_{,4 \text{ u. } 5}$), und selbst Männer, von deren außerordentlicher Geschlechtskraft uns die Historie berichtet (z. B. August der Starke oder Ibn Saud), haben es nicht über etwa 150 Kinder (und dies noch angeblich!) gebracht, solche Männer gibt es zudem in hohen Kulturen nicht mehr. Der Koitus ist ein Liebesvorgang, und man liebt nicht jede Frau, sondern nur die, die — man liebt (lieben diligere svw. auswählen). Auch während der Schwangerschaft ist bis in die späten Stadien hinein der Koitus üblich (§ $9_{,5}$). Also mit der Fiktion „alle Männer können andauernd, mit allen Frauen koitieren" beschreibt man einen Tatbestand so, wie er sein könnte, wenn er anders wäre, als er ist!

Die Begattung findet statt, sobald die Genitalien die Begattungsreife, und auch dann nur, sobald die genitalen RSe ihre Hochfunktion erreicht haben, also in gewissen Perioden. Wird die Reife innerhalb der normalen Zeitspanne erreicht, dann ist die Sache in Ordnung. Die Ausreifung ist nicht weg- oder herbeizuzaubern, weder zu fördern noch zu hemmen: sie vollzieht sich „autogen", natürlich unter gewissen Umständen. Es ist keineswegs abnorm, daß die jungen Leute im Laufe ihrer Entwicklung, ihres Liebesstudiums mehrere Liebesverhältnisse, auch mit Koitus haben, nur bleiben eben rein biologisch mehr Mädchen als Jünglinge jungfräulich bis zur Verlobung und Ehe und ist die Zahl dieser Mädchen um so größer, je höher die Differenzierungsstufe (in höheren Ständen also größer als in den Basisschichten, in höheren Kulturen größer als in primitiven Zeiten). Wer da sagt: „Ich heirate nur ein unberührtes Mädchen", mißversteht die biologischen Tatsachen und schätzt die Mädchen nur nach ihrer genitalen Unberührtheit (die oft genug genitale Schwäche ist!) ein, nicht nach der Gesamtpersönlichkeit (die übrigens bei allen „unbegehrten" Mädchen mangelhaft ist). Der Jüngling mag im allgemeinen einige Mädchen mehr intim kennen lernen als das Mädchen Jünglinge, aber groß ist der Unterschied im Durchschnitt nicht, und wer nach fünf oder sechs Geliebten noch nicht die Richtige gefunden hat, ist ebenso liebesschwach wie das Mädchen, bei der auch der dritte oder vierte Liebhaber nicht hängen bleibt. Nicht ganz selten wartet ein Mädchen Jahre

und Jahre hindurch auf den Einzig-Geliebten, ihre sinnlichen RSe sind schon früh derart differenziert, daß die Gefühle mit einem bestimmten Manne (eben mit dem Geliebten) definitiv assoziiert sind, mögen auch Nebenentwicklungen (vorübergehendes Interesse an andern Männern) ablaufen; der Geliebte kann dagegen ein ausgiebiges Liebesstudium absolvieren, bis er zu „ihr" findet oder zurückfindet wie Peer Gynt zur Solveig. Das Mädchen kann vielbegehrt sein — es kann nur den Einen lieben, und manchmal ist die Liebe hoffnungslos, aussichtslos, dann entpuppt sie sich als neurotische Fixierung (eben an einen Unerreichbaren, einen Verheirateten, einen an Bildung, Stand usw. Unpassenden, als Anklammern ans Unmögliche in Angst vor der Ehe, vor der die vermeintlich „einzige Liebe" schützt, usw.). So auch beim Manne (Ritter Toggenburg). Der Gesunde bleibt in der normalen Var.-B. und kommt allemal zum Ziele. Die Jahre der Romantik sind mit Schwüren ewiger Treue geschmückt, aber nur einer kann echt sein — und der braucht nicht geleistet zu werden: die echte Liebe ist sowieso unverbrüchlich.

Der voreheliche Geschlechtsverkehr liegt also an sich innerhalb der Norm, er kann aber — ebenso wie der eheliche — abnorm sein, nach Häufigkeit, Verfahren usw. (7. Bd.). Unter allen Umständen abnorm ist die voreheliche Geburt. Die These „Same = Same, Ei = Ei" ist weder erbbiologisch (§ $1_{,3}$) noch genetisch richtig. Auch Hoden und Eierstöcke machen einen Reifungsprozeß durch derart, daß ihre Produkte über die Ausscheidungsreife (Geschlechtsreife) hinaus die Befruchtungs- und die Fortpflanzungsreife erreichen. Die Onanie (einschl. Pollution) ist der biologische Vorgang, bei dem die noch nicht befruchtungsreifen Samenzellen weggeworfen werden; ebenso gehen bei den jungen Mädchen die noch nicht befruchtungsreifen Eier zugrunde. Auch die Begattungsreife fällt nicht mehr wie in primitiven Zeiten mit der Befruchtungs- und der Fortpflanzungsreife zusammen. Zunächst sind die Keimlinge der Jugendlichen noch nicht befruchtungsfähig, sind noch Lehrlingsstücke, der Koitus ist noch Lehrlingsakt, Übung im Geschlechtsverkehr. Alsdann reifen die Keimlinge zur Befruchtungsfähigkeit, sind Gesellenstücke, der Koitus ist Gesellenakt, die Keimlinge sind noch nicht fortpflanzungsfähig, die Keimzelle geht unbemerkt ab, wird sozusagen noch weggeworfen. Erst der höchste Reifegrad der Keimlinge (und somit der Organismen, die sie produzieren) ist die Fortpflanzungsreife: die Keimlinge sind Meisterstücke, der Koitus ist ein Meisterakt, die Keimzelle bleibt am Leben, wächst zum Kinde heran, das Kind ist das Meisterstück. Das sicherste Zeichen für die Befruchtungsreife ist die Befruchtung, aber sie ist zunächst in der Regel unbemerkt oder kaum bemerkt, allenfalls aus einer krisischen Ausprägung der Geschlechts-

charaktere zur Väterlichkeit, Mütterlichkeit hin zu erschließen. Das sicherste Zeichen für die Fortpflanzungsreife ist die Schwängerung, die zur Geburt des Kindes führt. Es ist also innerhalb der Befruchtungs- bzw. Fortpflanzungsreife die Fähigkeit von der Fertigkeit derart zu unterscheiden, daß die Fertigkeit die Aktualisierung der Fähigkeit ist (S. 513); somit gibt es befruchtungs- bzw. fortpflanzungsreife Keimlinge, die fähig, und solche, die fertig sind. Nicht jeder Koitus ist fruchtbar, die weitaus meisten Keimlinge erreichen nicht die Befruchtungs- und nicht die Fortpflanzungsfertigkeit, sondern sterben, obwohl ausgereift, vor der Amphimixis (spezifische Lebensdauer s. S. 60, 80). Dies gilt auch für die vollreifen Partner, die gesunden Eheleute: sie zeugen nur wenige Kinder, auch ohne daß Präventivverkehr stattzufinden braucht, und normaliter aussterbende Familien enden mit einem Ehepaar, das bei voller Gesundheit und somit auch gesundem Geschlechtsverkehr kinderlos bleibt, indem eben die phylisch gealterten vollreifen Keimlinge vor der Amphimixis sterben oder die Keimzelle alsbald stirbt.

Normaliter fällt die Fortpflanzungs- mit der Ehereife (S. 466) zusammen. Sobald der Gesunde sein Mädchen geschwängert hat, ist die Ehe geschlossen, wird geheiratet (sogleich, nicht erst nach 4 oder 6 Monaten). Die Ehereife ist ein biologisches Datum, nicht an den Hochzeitstermin, die formelle standesamtliche und kirchliche Trauung gebunden, doch melden die gesunden Liebespartner ihre Ehereife bei den zuständigen Behörden und damit der Öffentlichkeit an. Findet zwischen Brautleuten der erste Geschlechtsverkehr erst in der Hochzeitsnacht statt, so wird angenommen, daß die Partner nicht nur trophisch, sondern auch genisch ehereif sind; diese Annahme ist an sich mit einem Risiko verbunden: es kann sein, daß die Eheleute doch nicht vollreif, sondern nur partiell ehereif sind, also z. B. der Kindersegen ausbleibt usw., sicherer ist es schon, vorher zu probieren, ob die Liebespartner auch genital zueinander passen, die Braut also schwanger wird, doch trifft jene Annahme bei gesunden Liebesleuten allemal zu, liegt also „der erste Koitus in der Hochzeitsnacht" innerhalb der normalen Var.-B. Je höherdifferenziert der Organismus, desto später wird die Befruchtungs- und die Fortpflanzungsreife, also die Zeugungsreife im eigentlichen Sinne, erreicht. Der Studierende, der erst mit etwa 26 Jahren zur beruflichen Selbständigkeit kommt, also Frau und Kind ernähren kann, ist bis dahin auch noch nicht ehe- und fortpflanzungsreif, während es der Handwerker, der mit 22 seinen Hausstand gründet, eben dann schon ist.

Abnormaliter fallen Fortpflanzung und Ehe auseinander. So kann eine Ehe — abgesehen von der aussterbenden Familie — Jahre hindurch unfruchtbar bleiben, die Liebespartner haben

sich zwar zusammengetan, sind aber erst noch Jugendliche, die ein Liebesverhältnis mit Koitus und zwar nach formeller Trauung haben, oder sie sind trophisch ehereif, nicht aber genisch und produzieren erst nach einiger oder längerer Zeit fortpflanzungsfähige Keimlinge; diese und somit auch die Kinder sind nur in den Fällen gesund, wo sich eine echte Ausreifung vollzogen hat, das Liebesverhältnis in eine echte Ehe übergegangen ist, in der Regel aber haben solche Keime nur eine Fehlreife, die bestenfalls normnahe ist, erreicht, sind als krank fortpflanzungsfähig geworden, und demgemäß sind auch die Kinder krank, wie die Eltern krank sind. Die Diagnose für die Keimlinge ist natürlich nur an den Liebespartnern zu stellen. Alte Junggesellen ml. und wbl. Geschlechts, die Kinder in die Welt setzen, produzieren fehlreife Keimlinge und kranke Kinder, ebenso kranke Eheleute, mögen die Kinder ehelich oder ehebrecherisch gezeugt sein. Die Krankheit kann funktionell (neurotisch) oder anatomisch („organisch") sein.

So sind denn auch die vorehelichen Geburten (die unehelichen überhaupt) abnorm. Die Keimlinge sind frühreif (S. 409, 419), in krasser Form bei der Schwängerung z. B. einer 15jährigen von einem 17jährigen. Eine Art Fortpflanzungsreife ist vor der Ehereife erreicht, aber sie ist eben krankhaft, sie liegt auch vor der trophischen Reife zur Ehe, die Partner ziehen noch nicht zusammen oder bleiben doch noch Jugendliche-Junggesellen, verschmelzen nicht zur Einheit, sondern haben nur mehr minder zahlreiche Berührungspunkte, die sich wieder lösen, manchmal aber auch erweitern und verfestigen, so daß aus einer „wilden Ehe" eine „zahme Ehe", niemals aber eine gesunde Ehe wird. Solche Jugendliche sind es, die den Präventivverkehr pflegen, auch wohl die Frucht selber (mit allerlei Manipulationen, Tränken usw.) zu beseitigen suchen oder sie von der „weisen Frau" beseitigen lassen *), die ferner nicht austragen, sondern Aborte oder Frühgeburten haben — oder eben das voreheliche, uneheliche Kind zur Welt bringen, dies alles je nach der biologischen Beschaffenheit des Genitalapparates, des Organismus überhaupt; natürlich gilt dies auch für Verheiratete, die nicht voll, sondern nur partiell ehereif sind, auch ihre Kinder sind Lehrlings- oder Gesellenstücke, keine Meisterstücke.

---

*) Vgl. die habituelle Abtreibung (mittels Massage usw. im „Frauenhause") bei Primitiven an Mädchen, die im Gemeinschaftshause empfangen, aber den Ehepartner noch nicht gefunden haben, also noch nicht ehereif sind; uneheliche Kinder gibt's da nicht. Vgl. ferner das Verzehren, Töten, Wegwerfen, Aussetzen, Opfern der Erstgeborenen als noch nicht lebensfähiger Wesen (die die Lebensprobe nicht aushalten, S. 242, 500), als Lehrlings- oder Gesellenstücke.

Für die gesunden Jugendlichen ist der Präventivverkehr überflüssig; sofern sie ihn ausüben, sind sie unsicher, ob die Schwängerung nicht doch vor der Heiratsfähigkeit eintreten könne, ja die hier geschilderten biologischen Sachverhalte sind allgemein unbekannt, die gültige (irrige) Auffassung ist die, daß jede Samen- jede Eizelle befruchten, daß jeder Koitus ein Kind erzeugen könne und würde, wenn man sich nicht schützte. Als Beweise zieht man Einzelfälle von Schwängerungen an, die erst eingetreten sind, als der Mann mal den Überzieher vergessen hatte oder dieser zerrissen war usw.; der Sachverhalt stimmt natürlich, aber seine Verallgemeinerung ist unzulässig; die Zahl der unfruchtbaren Koitusse, die allein in jeder Nacht stattfinden, ist unabsehbar groß, und sie sind nicht (bloß) unfruchtbar, weil der Mann den Überzieher vergessen hat, sondern weil die Keimlinge nicht befruchtungs- oder fortpflanzungsfertig sind, ja gemessen an der Zahl der unfruchtbaren Koitusse ist die Schwängerung eine überaus große Seltenheit, und dabei tritt sie manchmal trotz Schutzmaßnahmen ein. Man will es aber nicht darauf ankommen lassen, man hat das Bewußtsein, daß sich die vor- oder uneheliche Schwangerschaft nicht gehört, daß die vor- und uneheliche Geburt eine Schande bes. für das Mädchen ist, man hat auch Angst vor den Unterhaltsschwierigkeiten, die freilich oft ins Neurotische ausartet. Was soll in der Tat der Akademiker, der bei dem immer weiteren Hinausschieben des Termins der beruflichen Selbständigkeit über 30 Jahre alt wird, ehe er heiraten kann, mit einem Kinde oder gar mehreren anfangen! Das Zahlen von Alimenten ist kein Ersatz für die väterliche Liebe, und die Sorge der „Ziehmutter" ist keine echte Mutterliebe. Die Begattungsreife ist aber doch da, also Überzieher, Zurückzieher u. dgl. Nur sehr unkundige Menschen können die uneheliche Geburt der ehelichen gleichsetzen, und nur neurotische und neuropathische Mädchen können auf ihre uneheliche Leistung stolz sein. Daß die unehelichen Kinder den ehelichen gesundheitlich nachstehen und zu einem sehr hohen Prozentsatz ausgesprochen krank sind, ist S. 325, mit Anziehung von H. Reiter und F. Lenz, gesagt — und versteht sich von selbst für den, der da weiß, daß solche Kinder Lehrlings- oder bestenfalls Gesellenstücke (Junggesellenstücke!) sind. Mehr als 90% aller Kinder sind denn „auch heute noch" ehelich (Lenz, l. c.), einschl. der vorehelichen und später legitimierten sogar 95%, doch ist es gewiß zu gut gemeint, anzunehmen, daß „auch heute noch" (!) 90% aller Koitusse in der Ehe stattfinden, vielmehr werden im vor- und außerehelichen Verkehr im großen Stile Verhütungsmethoden angewendet. Dem Lenzschen Satze, daß aus dem unehelichen Verkehr eine „Unsumme von Unheil"

entsteht, kann ich von meinem Standpunkte aus nur voll beistimmen. Wohlgeboren sind nur eheliche Kinder; die frühere Anrede „Ew. Wohlgeboren" hatte einen guten (sozial-, erbbiologischen) Sinn. Nur (im genannten Sinne) kranke Menschen zeugen vor der Ehe Kinder — sie sind auch „danach". Man kann aber nicht verlangen, daß die Jugendlichen, die die Begattungsreife erlangt haben, dieser Reife zuwider handeln, also „ihre Geschlechtlichkeit unterdrücken, beherrschen" usw., man könnte ebensogut verlangen, daß sie sich des Essens enthalten, — „verlangen" kann man das schon, bloß niemand wird sich danach richten, und ein solches Verlangen kann auch nur von Impotenten oder „Frommen, die alles hinter sich haben," aufgestellt werden.

Zu den vorehelichen Kindern gehören auch die in solchen Frühehen gezeugten, die die trophische Reife, also die berufliche Selbständigkeit noch nicht erreicht haben. Gibt man z. B. Studenten anfangs der 20er Jahre soviel Beihilfen, daß sie heiraten können, so sind sie keineswegs echt ehereif, sondern höchstens zu einer Verhältnisehe fähig. Diese „Ehen" sind zumeist unfruchtbar — oder ihre Früchte sind zwar „Kinder", aber mangelhafte, unerwünschte, kranke, eben Lehrlings- oder Gesellenstücke (vgl. die Erfahrungen in Frankreich). Der Mensch ist keine Zeugungsmaschine; daß er es sei, ist ein Irrtum individualistischer-kollektivistischer „Lehren". Realiter ist der Mensch ein biologisches Wesen, daß zur Zeugung ausreifen muß, d. h. rein biologisch ausreift, und alles, was vor der ganzheitlichen Ausreifung, in irgendeiner Art der Fehlreife gezeugt wird, ist fehlwertig und kein Gewinn für Volk und Rasse, mögen diese Kinder auch zwei Arme und zwei Beine, Rumpf und Kopf haben und für mechanische Leistungen (mit Vorbehalt) verwendbar sein. Krank ist auch die irgendwie erzwungene Ehe, sei der Zwang (S. 302) ein innerer (man fühlt sich moralisch verpflichtet, die uneheliche Mutter zu heiraten, das Mädchen „läßt" sich „verführen", um in die Ehe zu kommen, usw.) oder ein äußerer (man wendet wirtschaftliche Zwangsmethoden, auch Versprechungen usw. an, um den jungen Mann mürbe zu machen oder zu locken). Solche Ehen sind, wie viele andere übrigens, Scheinehen; die Unreife wird verdeckt mit dem Zeremoniell. Die Ehe ist ein Sakrament; vor ihm besteht weder Suggestion noch Heuchelei noch sonst eine Art der neurotischen Methodik, mag sie noch so „rationell" aussehen und die Allzuvielen blenden. Das Sakrament ist eine biologische Tatsache. Alle kranken Ehen, alle kranken Liebesverhältnisse sind unsittlich; unsittlich ist auch die Meidung der Ehe. Eins ist not: Erkenntnis — Erkenntnistherapie!

Entwicklungsmäßig geht also normaliter das onanische Zeitalter in das koitale über und zwar zunächst in die pro-

miskuale, dann in die konjugiale Reife. In der promiskualen Zeit haben sich die späteren Ehepartner noch nicht gefunden, sie mögen sich schon kennen, aber die definitive Ausrichtung der Liebesgefühle hat sich noch nicht herausgebildet, ist erst in der Heranbildung begriffen — unter allerlei Wechsel von Liebespartnern im Ablaufe des Liebesstudiums. Die Ehepartner wachsen derart einander zu, bis sie „sich erkennen", zur Einheit verschmelzen. Sie finden sich unweigerlich und unvermeidlich: im rein biologischen Entwicklungsgange. Die „freie Liebe" ist die Liebe der Jugendlichen, sie ist also unfrei (heimlich usw., das heimliche Verfahren ist da üblich, sittlich, normal); sie ist in späterem Alter abnorm, unsittlich — ebenso wie die „wilde Ehe". Gesunde Liebespartner verloben sich nach definitiver Ausrichtung der genischen Gefühle, also Ausreifung der sinnlichen RSe, wiederum erst privat (heimlich), dann öffentlich. Die Verlobung war dereinst die Gelobung der Echtschaft (3. Bd. S. 321), der Ehebeginn, von dem an bis zur Trauung die Aussteuer fertig gemacht wurde, die Einladung an die Hochzeitsgäste erging usw.; somit fand und findet auch, wo nicht schon vorher, in der Regel spätestens nach der Verlobung der Geschlechtsverkehr statt, und der Brautkranz ist nicht so sehr ein Zeichen der Jungfräulichkeit wie ein Zeichen, daß die Braut noch nicht geboren hat (in vielen Fällen hält das Hymen — als Samenfänger — dem Penis stand und zerreißt erst bei der Geburt).

Neben der Entwicklung der sinnlichen Liebe, die sich normaliter nur auf das andere Geschlecht richtet, verläuft die Entwicklung der platonischen Liebe, die sich auf Partner beiderlei Geschlechts richtet. Sie gilt nach wie vor in erster Linie, wie geartet die Gefühlseinstellungen auch sein mögen (1. Bd. S. 452), den Familienangehörigen, den näheren und entfernteren Verwandten, auch in der Weise des Gedenkens, Briefschreibens, Beschenkens usw. bei räumlichem Getrenntsein, dann auch dem Lehrmeister usw., ferner den Freunden. Auch das religiöse Gedenken an die Ahnen, die Älteren in begrifflicher Vereinheitlichung, an Gott differenziert sich weiter aus, gemäß der Differenzierung des platonischen Verhältnisses zu den Menschen, der Menschenliebe überhaupt. Unter Wechsel von Partnern, Erweiterung und Zentrierung (bes. enge Freundschaft zu bestimmten Personen) gewinnen die Bünde der Jugendlichen an biologischem Niveau, nähern sich den Vereinigungen der Vollerwachsenen an, werden ihnen mehr und mehr gleichberechtigt an- und eingegliedert. Über die engeren Kreise hinaus widmet der Jugendliche zunehmend in- und extensiv sein Interesse den größeren Gemeinschaften, dem öffentlichen Leben, wird immer ausgeprägter Persönlichkeit unter Persönlichkeiten, mündiges Mitglied der Volksgemeinschaft, reifer Teilnehmer an den Gemein-

schaftsgütern, die er höher einschätzen lernt als sein eignes Dasein. Koinzident erweitert-erhöht sich die Liebe zu Tieren, Pflanzen, Landschaften usw., gliedern sich Liebhabereien zu definitiven Formen aus, während andere unaktuell werden, stabilisiert sich mehr und mehr die Vorliebe zu einzelnen Künsten, die dilettantisch oder in der Ausbildung zu künstlerischer Vollendung ausgeübt werden. Wie weit es der Einzelne auf den Gebieten der platonischen Liebe bringt, ist wiederum Sache seiner biologischen Beschaffenheit; der eine hat mehr Freunde als der andere, der eine mehr Feinde als der andere, der eine erweist sich schon früh als — gesunde oder kranke — Führernatur im sozialen, wissenschaftlichen usw. Leben, der eine wird ein kleiner, der andere ein großer Künstler usw. Jeder Gesunde erreicht auch hier die Meisterschaft, die geringere oder höhere. Kein Meister fällt vom Himmel, auch das Genie muß fleißig sein und ist es als gesunder Mensch, aber die künftige Meisterschaft in ihren spezifischen Arten und Graden ist von den Eltern-Vorfahren, von der Keimzelle her biologisch determiniert.

B. Die Kleidung. Die Haartracht.

Von der trophischen Kleidung (Arbeits-, Berufsanzug) ist die genische zu unterscheiden (S. 566). Sie wird nach getaner Arbeit, nach dem trophischen Kampfe angelegt, wie ja immer die trophischen Hochfunktionen den genischen vorausgehen. Die Kennzeichen des trophischen Erfolges, die Trophäen oder ihre Abzeichen, die Beweisstücke der trophischen Leistungsfähigkeit fügt man der genischen Kleidung bei. Die genische Kleidung ist reicher, zierlicher, schöner als die trophische und in ihrer ganzen Art (Betonung der Körperformen, damit eine Art Enthüllung der verhüllten „Reize", bald des Busens, bald der Beine, bald des Gesäßes usw., dazu Freilassen nackter Körperregionen, z. B. Dekolleté, Rückenausschnitt, Arme) für die mannigfachen Formen des Liebeskampfes ebenso geeignet wie das Arbeitskleid für den Arbeitskampf. Die Trophäen nehmen die Formen des Schmuckes an: der Mann legt seine Orden usw. an, die Frau ihre Ringe, Edelsteine, Halsketten (primitiv z. B. in Ostafrika die aufgereihten präparierten Genitalien der vom Manne erlegten Gegner, Davids 200 Philistervorhäute, für die er die Saulstochter Michal bekam, usw.) an, zu Ehren ihres Mannes, dessen Ruhm und Reichtum sie verkündet. Für den Beruf taugt der Schmuck wenig oder gar nicht, er ist da „deplaziert". Auch in Dingen der genischen Kleidung gibt es die normale Var.-B. und die Abnorm, auch da gilt für den Menschenkenner: zeige mir, wie du dich kleidest (eine Einzelheit, Kleinigkeit genügt), und ich will dir sagen, wer du bist. Die übliche Tracht ist „mode"; die neue Mode (S. 561) beginnt als Wandlung der bisherigen Mode zunächst

bei Einzelnen, dann folgen mehrere und schließlich viele, die Mehrzahl, in andern Fällen „setzt sich eine neue Moderichtung nicht durch" — je nach der biologischen Funktion der Bekleidungs-RSe; diese Funktion ist bei den Frauen viel variabler als bei den Männern. Der quoad Bekleidung Kranke (Neurotische) tut zuviel-zuwenig: er ist zu modern (Modefex, Gigerl, Modedame) oder unmodern, ist überpeinlich oder liederlich, zieht zuviel oder zuwenig an (Nonnentracht, Exhibitionismus), trägt bizarre oder zu eintönige Farben, erscheint immer als weißer Engel oder als schwarzer Teufel, als bleicher Tod oder als rotes Leben, überputzt sich oder „brilliert" in Schmucklosigkeit, verwechselt die trophische mit der genischen Kleidung, trägt jahraus-jahrein den gleichen Anzug oder hat 30 Anzüge im Schranke und zieht sich mehrmals täglich um, ist kleidereitel im Beruf und schlecht angezogen bei Festlichkeiten („Freund, wie bist du hereingekommen ... ?") usw. usw.

Die Trophik in ihrer Gesamtheit wie in ihren Einzelheiten wird weniger ästhetisch beschrieben als die Genik. Im Trophischen kommt es in erster Linie auf das Praktische an; ob der Werkanzug, die Werkzeuge und ihre Handhabung mehr oder weniger schön oder gar häßlich sind, ist nicht so wichtig, die Geschmackskomponente ist auch in allem Trophischen biologisch-symbolisch enthalten, doch ist die Ästhetik des Trophischen, bes. der Arbeit noch relativ wenig differenziert (S. 484ff.), nimmt aber zu Zeiten einen biologischen Aufschwung, so daß die Berufsgebäude, Berufsräume, die Maschinen, die Produkte der Hand- wie der Werkarbeit, selbst die „Massenartikel", dazu die Auslagen (Läden usw.) und die Propaganda nach dem jeweiligen Schönheitsideal gestaltet werden; ebenso ißt es sich angenehmer an einem schöngedeckten Tisch mit schönen Eßgeräten. Im Genischen dagegen kommt es nicht so sehr auf das Praktische wie auf Schönheit (Geschmack) an. Die genische Kleidung und der Mensch, der sie trägt, wird in erster Linie ästhetisch gewertet; ob die genische Kleidung „praktisch" ist, interessiert kaum oder gar nicht, sie ist es aber, falls normal, auf alle Fälle hinsichtlich der Paßrechtheit für die jeweiligen Umstände (z. B. im Winter Pelzschmuck, wenigstens ist der Winterpelz oder Pelzbesatz anders wie der Sommerpelz oder -besatz). Kranke Kleidung, auch kranke Mode ist allemal „geschmacklos", d. h. häßlich; es kommt vor, daß gewisse neurotische Kreise eine „verrückte Mode" tragen und einführen wollen, aber sie werden damit bei den gesunden Leuten kein Glück haben, höchstens eine Zeitlang ein Anzahl Mitläufer finden. Auch die allzu weitgehende öffentliche Entblößung der Frauen lehnt der gesunde Geschmack ab; „es muß alles seine Grenzen haben". Aber auch das Muckertum wirbt vergeblich um die Gunst des großen Publikums.

Auch die genische Kleidung differenziert sich gemäß der Entwicklung des Kindes und des Jugendlichen. Während sie sich im Kindesalter noch nicht oder wenig von der trophischen Kleidung abhebt, sondert sie sich von ihr mehr und mehr um die Pubertätszeit und weiterhin im Jugendalter und entwickelt sich wie die trophische über die Lehrlings- und Gesellen- zur Meisterkleidung. Das Backfisch- geht über in das Tanzstunden- und dieses in das Gesellschafts-, Ballkleid, das sich zu den reiferen und reifen Formen entwickelt, dann auch in mehreren Exemplaren im Schrank hängt; so auch der Anzug des Jünglings. Analog entwickelt sich die Unterkleidung, speziell beim Mädchen, dessen fraulicher werdenden Formen sich auch die Unterkleidung anpaßt (Leibchen, Gürtel, Korsett, Büstenhalter usw.). An der Kleidung ist also das Alter des Jugendlichen zu erkennen; ein 15jähriger im Frack wäre ebenso komisch wie ein Backfisch im „erwachsenen" Ballkleide. Verschieden ist auch die Kleidung in den einzelnen Volksschichten, die trophische wie die genische: die der Basisschichten ist einfach, grob, schlicht, die der höheren Schichten reicher ausgegliedert, feiner, vornehmer, und selbst die schlichte Kleidung des Spitzenmenschen ist anders wie die des Basismenschen. Dies ist nichts weiter wie eine biologische Tatsache; nur in ihren kranken Formen geht sie in den Standes- und Klassendünkel ein, der Gesunde kennt und anerkennt Stände und Klassen, aber er hat keinen Dünkel. Es ist auch eine biologische Tatsache, daß die Basismenschen den Auftrieb (Hunger) nach oben haben, empor wollen, daß die Erneuerung der Gesellschaftspyramide immer von unten nach oben erfolgt, und daß nun die Aufsteigenden außer allen möglichen andern Gewohnheiten auch die feinere Kleidung annehmen. Auch phylogenetisch ändert sich die Tracht: in stetigem und krisisch beschleunigtem Flusse wandelt sich die primitive Kleidung zu den kultürlichen Formen, die primitiv rohen Stoffe und ihre rohe Verarbeitung zu den feineren Stoffen und reicher ausgegliederten Anfertigungen, wobei sich gewisse Anordnungen periodisch wiederholen (analoge Wiederkehr der Moden, aber so, daß man nicht etwa ein Kleid von anno dazumal aufheben und später wieder als modern anziehen kann) und wobei sich die jeweilig feinere Kleidungsart allmählich popularisiert. (Diese Popularisierung gilt für alle Gebiete, es sei nur z. B. erinnert an das Lesen und Schreiben, einst Vorrecht weniger, dann vieler Gebildeter und schließlich allgemeine Fertigkeit, ferner an das Tragen des Augenglases, als Monokel aus Beryll [wozu „Brille"] einst „göttliches" Privileg des Königs [Pharao, Nero], dann aus Glas Kennzeichen vornehmer Leute, der Offiziere, dann bes. in Form des Zweiglases [nun bei Sehstörungen] volkstümlich, wiederum mit Wandlungen wie Zwicker, Intelligenzbrille usw., die ebenfalls alsbald „Gemeingut" wurden, usw.)

Die genische Kleidung wird im Liebeskampfe schließlich abgelegt — im Unterschied von der trophischen, die im Arbeitskampfe gerade nicht abgelegt, sondern nur „angegriffen", abgenutzt wird (S. 567). Das letzte Ziel der Liebe ist eben die Enthüllung, die Begattung. Darauf weist die wbl. Kleidung mit ihrer „Sparsamkeit" hin, während die ml. Kleidung geschlossener und zwar der ml. Art, trophisch und genisch zu kämpfen, angemessen ist; das Weib braucht eine zarte und freigiebige Verhüllung ihrer „Reize", der Mann eine derbere „Rüstung", dies „braucht" ist Brauch, eine rein biologische Tatsache. Immerhin zeigen gewisse Anzugsformen an, daß im genischen Kampfe die Schutzhülle der Genitalien (von der sich ja alle Kleidung genetisch ableitet, S. 560) verdünnt, gelockert, auch besonders geschmückt ist. So ist der Frack (zu lat. floccus Flocke, dann flockiges Gewand, Mönchskutte, frz. froc, dann Leibrock) ein in der Unterbauchregion ausgeschnittener Leibrock, wie das Ballkleid an Brust oder Rücken ausgeschnitten ist; das feierliche Schwarz der ml. Festkleidung betont den schweren Ernst der Situation, die dereinst den Tod verhieß, das Weiß und Bunt des Gewandes der Frau kündet ihr Leben auch nach der Liebestat (S. 469). Der Frack zeigt das Ende, den Friedensschluß des Männerkampfes an, somit den Beginn des Liebeskampfes, die Bereitschaft, ihn zu führen. Für trophische Feiern (Examina, Empfänge usw.) ist eigentlich der Gehrock am Platze: an seiner Geschlossenheit ist ersichtlich, daß sein Träger zum Männerkampfe „gerüstet" ist. Natürlich muß zur Begattung Waffe und Rüstung abgelegt werden, der Mann ist die Wehr los, wehr-los, sie kann ihm gestohlen werden (z. B. dem Amfortas der Speer, als ihn die Kundry im Auftrage des Teufels Klingsor betörte), er kann überfallen werden (z. B. Lohengrin im Brautgemach), das Weib selber kann sich im Anklang an urzeitliches Geschehen der Waffe bemächtigen (z. B. Judith bei Holofernes), das Geheimnis der Manneskraft erlisten und den Wehrlosen verraten (z. B. Delila den Simson), — daher denn heute noch viele Neurotiker eine Todesangst vorm Geschlechtsverkehr haben, bei dem sie ohnehin ihre Männlichkeit (Erektion, Samen und somit „ihr Leben") an das Zauberweib verlieren. Die Genitalregion zu schmücken, ist nicht mehr allgemein Mode; im Mittelalter paradierte der Mann mit der Schamkapsel (Braguette), die die beiden spanischen Hosenbeine vervollständigte, also eigentlich ein Schutz des Genitales war und von der Geliebten schön bestickt und verziert wurde, Vorstufe des heutigen Hosenlatzes der bayrischen usw. Tracht; primitiv: Penisschmuck mit Stulp, Schleifen usw. Mehr als die genische Kleidung des Mannes weist die des Weibes auf die im Fortgange des Liebeskampfes kommende Enthüllung hin. „Rasch hilft dir Amor sie entkleiden und ist nicht halb so schnell wie du"

(Goethe). So wird die Braut verschleiert, verhüllt (S. 567), und es ist Aufgabe des Mannes, die Verhüllung zu lüften, den Brautschleier abzutreten, zu zerreißen, dann den Gürtel usw. zu lösen, das Weib als „Menschin" zu erkennen, wie das Weib den Mann als „Menschen" erkennt. Der „schöne Wahn", die „Anbetung" der Liebenden, ihre stürmische Leidenschaft, ihre hohe Erwartung wandelt sich in die sanfte Flamme der wissenden Liebe. Bis vor kurzem gingen die orientalischen Frauen verhüllt; die indische Weib-Gottheit Maja trug den Schleier wie die Mutter-Gottheit zu Sais usw.; die Novizinnen erhalten den Schleier, der sie als „Bräute Christi" kennzeichnet; die Witwe trägt wiederum die Verhüllung und zeigt damit an, daß sie nur dem Verstorbenen angehört. Usw.

Wie die genische Kleidung Trophäen aus dem trophischen Kampfe, so nimmt nicht selten die trophische Kleidung genische Attribute an, und zwar in all den Fällen, in denen die Menschen trophisch (beruflich) auf dem genischen Gebiete ihrer Kunden tätig sind. So ist der Frack des Kellners ein ins Trophische übernommenes genisches Gewand. Der Kellner (Kellermeister) ist Vertreter des Gastwirtes, ursprünglich des Herrn des Hofes (S. 569, 601), zu dem das Gäste-haus, die Herberge, das Gemeinschaftshaus gehörte; diese Gaststätte erhielt dann einen eignen Aufseher, Wirt und wurde später selbständig. Der Gast wurde und wird hochgeehrt (3. Bd. S. 326), „festlich", d. h. kämpferisch-prüfend „begrüßt" (ahd. kruozan, mhd. grüezen svw. freundlich oder feindlich an jem. herankommen, ihn anrufen, angreifen), als hostis abgewiesen, als hospes aufgenommen; er wurde ursprünglich auch geehrt, indem er in seinem Schlafgemach die Frau, eine Tochter des Hauses (filia hospitalis) usw. vorfand. Der Frack ist das heutige „Festgewand" des Kellners oder doch des Oberkellners (der Gastwirt selber pflegt ihn nicht mehr zu tragen, er hat eben seinen Stellvertreter), das Gasthaus die Stätte des festlichen, gemeinschaftlichen Schmauses als Vorspiel der genischen Ehrung („er geht mit ihr ins Hotel" usw.). Die Berufstracht der Modekünstler usw., der Verkäufer von Waren, die im Minnedienst verwendet werden, zeigen die entspr. genischen Nuancen; die Modistin muß schicke Hüte, die Schneiderin elegante Kleidung, der Verkäufer den Cut away (eine Abart des Fracks von geringerer Feierlichkeit), die Verkäuferin ein ansprechendes Gewand (auch angedeutete „Kriegsbemalung") tragen, und alle müssen möglichst hübsch, ja schön oder doch kosmetisch anmutig zurechtgemacht sein, wobei die Schönheit des Mannes anders ist wie die der Frau. Die Friseuse mit struppiger Frisur ist ebenso unmöglich wie der Friseur mit Bartstoppeln. Usw. — Auch der Künstler als platonisch schaffender Mensch trägt sich gewöhnlich anders wie der Berufstätige und ist an der

Kleidung erkennbar (Schlapphut, wehende Kravatte, eleganter oder salopper Anzug usw.); natürlich „macht" die Kleidung nicht den Künstler, manche glauben das aber.

Zur Tracht gehören auch der Schnitt usw. des Haares, die Schmückung der Lippen, des übrigen Gesichts mit Farbe und Puder, das Parfümieren usw. Die pubertätlichen Veränderungen des Haares sind zunächst trophische, dann genische Entwicklungen, so bei den Männern je nach Sitte das Kürzen des bis dahin langen Haares oder das Abscheren bis auf einen Rest (Skalplocke, Chinesenzopf, Tonsur) oder im Gegenteil das Langtragen mit oder ohne Einflechten, ferner das erste Rasieren des Barthaares (man muß eben im Pubertätskampf „Haare lassen", wird „gezaust", „gerupft", „geschunden"). Analoges bei den Mädchen: je nach Sitte tragen sie das Kopfhaar lang oder kurz (Bubikopf — nichts Neues, schon im Mittelalter dagewesen, als Kennzeichen hier der „gelüstigen Fräuleins", dort der Klosterschülerinnen), in Zöpfen um den Kopf geschlungen oder als Gretchenzopf usw., bei manchen Völkern wird das wachsende Schamhaar entfernt (die Bakairimädchen enthaart mit einer Bastpinzette der Herr Papa, die eleganten altgriechischen und spätrömischen Damen trugen den Venusberg kahl, wie bei uns das Achselhaar der ballbe- oder -entkleideten Damen „stört"). Die trophische Frisur ist einfach, schlicht, „praktisch", die genische reich, gewellt, zierlich, in erster Linie schön. Das Schminken ist Abkömmling der primitiven Kriegsbemalung (S. 560), wie die sonstige Rüstung zum Kampfe (Kriegstanz mit Masken, die den getöteten Alten, das getötete Totem darstellten, Anlegen von Genitalschurz, Schild und Waffen) Zeichen, daß der Krieger erprobt ist, den Gott überwunden hat und somit selber Gott geworden und mit furchtbarer Zaubermacht begabt ist, der „Schrecken aller Feinde". Die Frauen legten und legen hauptsächlich die genische Kriegsbemalung an: das Rouge der Lippen, des Gesichts, der Nägel weist auf die Blüte, das reife Geblüt, die Blutreife, die Fähigkeit zum Liebeskampf (Auffressen des Mannes, blutige Lippen!), das stürmisch pulsende Leben hin — mit Assoziationen zur Menstruation. Die Dunkelfärbung der Augen (dunkle Ringe um die Augen) ist „interessant" als Zeichen genischer Betätigung, sinnlicher Erfahrung und Bereitschaft, kündet auch wie das bleichgepuderte Gesicht den Liebestod. Das Parfüm zeigt den lieblichen Duft der Blume an (Heine: „Du bist wie eine Blume .."), d. h. die geruchliche Reife des Mädchens. Gesunde Männer parfümieren sich nicht, nur feminine Männer. Es schickt sich nicht, daß die 14jährige sich anmalt und parfümiert, sie trägt auch ihr Haar usw. anders wie die ältere Jungfrau. Alle diese Gepflogenheiten wandeln sich wie die Mode überhaupt.

C. Die Liebeswahl.

Die sinnliche Ausgliederung geht normaliter so vor sich, daß die Liebespartner nicht Familienangehörige, sondern entferntere Verwandte oder Angehörige fremder Familien und Sippen, nicht so oft fremder Stämme eines Volkes, seltener fremder Völker einer Rasse und noch seltener fremder Rassen sind. Insbesondere gehören die definitiven Liebes-, also die Ehepartner zumeist einem näheren Kreise an, es ist da die Verwandtschaft recht eigentlich total (S. 24ff.), im übrigen der totalen mehr minder weit angenähert. So ist z. B. schon die Ehe zwischen einem deutschen und französischen oder italienischen oder englischen Menschen Ausnahme von der Regel und steht an Totalität hinter der Ehe zweier deutscher Menschen zurück; aber auch die Angehörigen des preußischen oder des sächsischen oder des bayrischen Volksstammes stehen sich näher als die Angehörigen der verschiedenen Stämme *). Der katholische Mensch ist ein anderer wie der evangelische (Religion ist nicht wie ein Handschuh, den man ausziehen und wechseln kann, sondern Merkmal der Gesamtpersönlichkeit, der biologischen Beschaffenheit des Individuums). Somit ist die Ehe zwischen einem katholischen und einem evangelischen Menschen, bes. vom Standpunkte des ersteren und seiner Priester aus, eine „Mischehe" und nicht derart total wie die gesunde Ehe „Gleichgesinnter" **). Noch viel mehr

*) Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts „sang" die Berlinerin: „Keen Sachse, Hesse, Wiener, keen Bayer darf es sind: alleene en Berliner macht mir vor Liebe blind! Berlin, det is mein Leben — bin een Berliner Kind! Wer mir kriegt, muß all eben ooch een Berliner sind!

**) Der katholische Mensch lebt in einer „dichteren", geringer entwickelten (also primitiveren) Form der dämonistischen Weltanschauung als der Evangelische, der also in einer „verdünnteren", höher entwickelten Form lebt. Kennzeichnend für die Entwicklungsstufe der Weltanschauung einer Gemeinschaft ist die kirchliche Lehre, also auch das Leben der Priester. Für die katholische Weltanschauung ist kennzeichnend der priesterliche Zölibat, die kollektivistische Organisation und Dogmatik des Klerus (Verwandtschaft mit dem kollektivistischen Teil des Judentums mit Anerkennung des Auserwähltseins, der Bibel als Offenbarung des Weltgottes usw.), die Weltverneinung oder die Weltbejahung aus der metaphysischen Distanz (also zuschauermäßig-gewährend) usw. Martin Luther war der erste Priester, der sich aus dem finsteren Dämonismus seiner Zeit zu helleren Anschauungsstufen entwickelte, wie schon viele „Laien" vor ihm getan hatten und nach ihm taten, so daß die evangelische Kirche entstand (rein biologisch, nicht etwa metaphysisch gewollt oder göttlich inspiriert). Luther ist als Reformator durchaus Jesus an die Seite zu stellen (s. § 8,3, B). Indes verblieb er noch in einer rel. dunkeln Dämonie befangen (kämpfte mit dem Teufel, warf sein Tintenfaß nach ihm usw.), und erst allmählich ging die Entwicklung zu den noch helleren Formen über und jetzt in die realische Weltanschauung als die Stufe der endgültigen und letzten Klarheit. Der katholische Christ, der in echter Überzeugung zum evangelischen Glauben übertritt, hat sich aus den dunkleren zu den helleren Formen der dämonistischen Weltanschauung entwickelt und ist somit freier geworden;

trifft das zu für die Angehörigen verschiedener Rassen, die natürlich auch verschiedene religiöse Auffassungen haben, auch falls sie ihrer Aussage nach „auf Religion keinen Wert legen", sich für „aufgeklärt" halten usw. Die jeweiligen Ehegesetze (bei uns z. Z. der § 172 StGB.) geben die jeweils üblichen Geschlechts- und Ehepartner, also die gesunde Differenzierung der sinnlichen RSe bis zur Begattungs- und Ehereife an; in der Frühzeit der Kulturperiode ging diese Differenzierung nicht über die Promiskuität hinaus, so daß es damals eigentliche Ehegesetze noch nicht gab, mit steigender Kultur gliederten sich die Familien, die „sozialen Keimzellen", dazu die Sippen und Stämme mehr und mehr ab, und so entwickelten sich auch — bei manchen, z. B. australischen Volksstämmen in komplizierten und strengen Formen — die Ehen und die Ehegesetze, bis schließlich in den Hochkulturen die Paarungen in der oben angegebenen Wahl erfolgen und der promiskuale Liebesverkehr der Jugendlichen in die Einehe ausgeht.

Bei der puberalen Differenzierung der genischen RSe erhalten die platonischen einen gewissen sinnlichen Einschlag (S. 410), der nach Ablauf der Krisis, also mit dem Übergange in höhere biologische Stufen verschwindet. Nachdem das ältere Kind entdeckt hat, daß es von den Eltern abstammt, dann in der präpuberalen Zeit Näheres über die Zeugung erfahren hat, lernt der Jüngling im pubertätlichen Entwicklungsschub die Mutter wiederum „mit anderen Augen ansehen" wie bisher, nämlich als das mütterliche Weib, also das Weib (die Madonna) mit dem Kinde. Ebenso (Überkreuzbindung, § $7_{,6,c}$) entdeckt das Mädchen den Vater als den väterlichen Mann. Zugleich aber geht die Sonderung der platonischen und der sinnlichen RSe mehr und mehr vor sich, der fremde Partner wird Liebesobjekt. Somit ist es verständlich, daß viele Jünglinge (vielleicht alle) zuerst in die mütterliche, ältere, reife Frau, das junge Mädchen in den väterlichen, den (viel) älteren, reifen Mann verliebt sind, solche Personen anschwärmen, schwärmerisch verehren, während das jüngere oder gleichaltrige oder wenig ältere Mädchen bzw. der jüngere oder gleichaltrige oder wenig ältere Jüngling nicht so sehr in Betracht kommen, ja gering geschätzt werden. Solche Verhältnisse haben immer noch den platonischen Grundcharakter, aber doch mit weitaus stärkeren sinnlichen Anteilen, als das Verhältnis zu den Eltern sie aufweist. Diese „heißgeliebten" älteren Partner fungieren gemäß ihrer Liebeserfahrung mehr als

aber auch innerhalb des katholischen Glaubens haben sich solche Entwicklungen schon weitgehend vollzogen. Wer aber bloß „zweckmäßig", etwa um nicht eine Mischehe zu schließen oder aus Geschäftsrücksichten usw., „den Glauben wechselt", er sei Christ oder Jude oder Mohammedaner usw., handelt unsittlich. Vgl. 1. Bd. S. 676.

Lehrer der Liebe, an ihnen übt sich der und die Jugendliche in der Liebe, mögen sie auch diesen Hinweis — je nach Temperament — mit mehr oder weniger Entrüstung usw., als crimen laesi amoris caelitis und caelibis ablehnen. Normaliter lösen sich alsbald gemäß der weiteren Differenzierung der Sinnlichkeit solche Bindungen; nicht ganz selten bleiben sie aber auch längere Zeit und sogar dauernd erhalten, wobei auch beim Wechsel der Liebespartner immer wieder eine mütterliche Frau, ein väterlicher Mann „gefunden" und „angenommen" wird, auch ein koitales Verhältnis und sogar die Ehe sich ergeben kann. Solche Persistenzen jugendlicher Schwärmereien sind abnorm: wenn auch normaliter die Liebespartner der Mutter und Schwester bzw. dem Vater und Bruder biologisch nahestehen, so ist doch die viel ältere Frau zu sehr Muttersatz, der viel ältere Mann zu sehr Vatersatz, die sinnliche Entwicklung ist auf infantiler Stufe stehen geblieben, hat sich auf ihr in die Breite entwickelt (ist hypertrophiert) und der platonischen Liebe zugesellt, der Jüngling-Ehemann verhält sich zu der viel älteren Frau auch als Liebhaber wie zu seiner Mutter, nur mit sinnlicher Beigabe, die Jungfrau-Ehefrau zu dem viel älteren Manne wie zum Vater mit sinnlicher Beigabe. Es mag noch innerhalb der Norm liegen, daß der Jüngling von der reifen Frau, das junge Mädchen vom viel älteren Manne in die koitale Liebe eingeführt wird, dann aber geht die normale sinnliche Entwicklung zur Vereinigung mit dem Altersgenossen, also des Mannes mit der einige Jahre jüngeren oder gleichaltrigen oder (seltener) nur wenig älteren Frau, des Mädchens mit dem einige Jahre älteren oder gleichaltrigen oder (seltener) wenig jüngeren Manne. Daß ein Jüngling ein gleichaltriges oder etwas älteres Mädchen als Liebes- und Ehepartnerin erwählt, zeigt, falls normal, eine rel. weitgehende Ausreifung an: er kann in der Gesellschaft der jüngeren Mädchen kein volles Genüge finden, sie sind ihm eben nicht reif genug. Natürlich muß von Fall zu Fall entschieden werden, ob ein Liebesverhältnis normal ist oder nicht; auch innerhalb der üblichen Zeitlichkeit kommen abnorme Verhältnisse vor.

Die Differenzierung der sinnlichen RSe erreicht über manche krisenhafte Erhebungen (Sturm und Drang, Romantik) normaliter schließlich das Stadium der endgültigen Liebesbindung. Das Schwanken zwischen dem oder jenem Partner (vgl. mein Buch „Welt und Winkel"), das Nacheinander der Bindungen und Lösungen, das Suchen nach der bzw. dem Richtigen erfüllt sich. Die sinnlichen RSe sind dann derart ausgereift, daß die in- und extensivsten sinnlichen Gefühle dauernd nur mit einem Liebesgegenstand und -begriff, mit dem einen Manne, dem einen Weibe assoziiert sind, der Koitus nur mit dem einen Liebespartner stattfindet und auch nur möglich ist. Andere

sinnliche Partner mögen noch vorkommen, aber sie sind mit so geringen sinnlichen Gefühlen assoziiert, daß der Koitus weder begehrt wird noch möglich ist. Von solchen Liebespartnern gibt es Übergänge zu den platonisch geliebten — derart, daß es nicht immer zu entscheiden ist, ob die sinnliche oder die platonische Bindung überwiegt, besonders falls die Partner dem Alter nach als sinnliche Partner in Betracht kommen. Sehr viel ältere und sehr viel jüngere Menschen sind normaliter platonisch geliebt, nur abnormaliter mit so starken sinnlichen Einschlägen, daß sinnliche Liebkosungen und sogar Koitus stattfinden. Krankhaft ist es in hohen Kulturen auch, daß sich die Sinnlichkeit nicht bis zur Einehe differenziert und stabilisiert, sondern während der Braut- und Ehezeit mehrere koitale Liebespartner vorkommen, also die jugendliche Promiskuität anhält („verheiratete Junggesellen"). Krank ist es auch, daß die Sinnlichkeit nur die onanischen oder die promiskualen Grade ohne Ehe erreicht. Aber auch die Einehe kann krank sein (z. B. Angst vorm Ehebruch und seinen Folgen usw.). Hierüber im 7. Bd. § $4_{,1,\,B}$.

Um die Pubertätszeit macht auch die Begriffssphäre einen stürmischen Entwicklungsschub durch. Das phänomenale und phänomenologische Gedächtnis („Wissen") erweitert-erhöht sich. Die Begriffstypen erster und zweiter Ordnung bilden sich in größerer Zahl und schärfer heraus (diese Begriffszellen erreichen also den aktuellen Funktionsgrad), der monotheistische Gottesbegriff entsteht und gewinnt an Prägung. Auch das sinnliche Ideal, oft Idol (S. 291) wird aktuell — im Kreise sinnlicher Phantasien, die in vielen Fällen die normale Var.-B. überschreiten. Dieses Ideal steht beim Knaben-Jugendlichen allemal der Mutter, beim Mädchen dem Vater nahe, d. h. die Mutter bzw. der Vater liefern zur Bildung des Liebesideals, das „Abgottes" den größten Anteil — genau so wie zum Gottesbegriff. „Meine Zukünftige muß so sein wie die Mutter", „mein Mann muß mal so sein wie der Vater"; freilich nicht selten auch in der Art des Gegenstückes, der analogen Eigenschaften in gegenstücklicher Form (z. B. weich — hart usw., s. im 5. Bde.). Ferner sind an diesem Ideal die Geschwister beteiligt. Das Ideal ist im Grundzuge das „Familienideal". Der Jüngling „träumt" also von dem herrlichsten, schönsten, einzigen Weibe, der Backfisch vom „hehrsten Helden der Welt", der gerade ihr sich zuneigt. Es ist klar, daß der gegenständliche Mensch niemals mit dem Ideal (als einem Begriffstypus!) identisch ist oder genau übereinstimmt, daß also „die Blütenträume" niemals reifen. Der Jugendliche lernt allmählich Abstriche, Konzessionen machen, die Gegenständlichkeit, genannt „Wirklichkeit" gelten lassen. Das romantische Ideal geht über in den „Typ", d. h. der Begriffstypus, mit dem die möglichen Liebespartner prüfend verglichen werden (1. Bd. § $28_{,6}$),

bleibt erhalten, differenziert sich aber zu konkreteren Formen, wird weniger metaphysisch, sozusagen irdischer, die mütterlichen bzw. väterlichen Anteile gehen mehr und mehr in verjüngte Abwandlungen über, bleiben aber die grundsätzlichen Determinanten. Nur in abnormen Fällen bleibt das Mutter- bzw. Vaterideal in der ursprünglichen Form bestehen und sucht der Jugendliche und auch ältere Mensch vergeblich und mit immer neuen Enttäuschungen nach seiner „Verwirklichung" (Vergegenständlichung); sie ist ja unmöglich, insofern der ersehnte Liebespartner nicht die Mutter bzw. der Vater und die Mutter bzw. der Vater nicht der ersehnte Liebespartner ist und sein kann, nicht einmal im Inzest (vgl. mein Buch „Einer Mutter Liebe").

Im Ablaufe der sinnlichen Entwicklung, also des Liebesstudiums vollzieht sich die Liebeswahl, wie sich analog im Trophischen die Berufswahl vollzieht. Wie S. 588 dargetan, ist die Wahl nicht ein „psychischer Akt" oder die Entscheidung eines mystischen Willens, die so ausfällt, wie sie ausfällt, aber ebenso gut hätte anders ausfallen können. Der Mensch ist nicht ein Leib, in dem ein Dämon (genannt Wille oder Seele-Geist, Seelisch-Geistiges usw.) wohnt und diesen Leib nach Gutdünken handhabt, sondern der Mensch ist ein Reflexwesen, und ein bestimmtes Stadium seines Reflexverhaltens im episodischen und genetischen Ablauf nennt man Wahl, nämlich das Astadium, das allemal vor der Entscheidung (dem Sstadium) liegt und in sie übergeht, und das keinerlei „entscheidende Kraft" ist oder hat, sondern der Entscheidung eben nur vorangeht, eine rein biologische Tatsache wie die Entscheidung selber, die ebenfalls rein reflektorisch eintritt — so oder so. Eine Liebeswahl im dämonistischen Sinne findet ebenso wenig statt wie eine Berufswahl; realiter verstanden kann man aber das Wort natürlich gebrauchen. Welchen Liebespartner der Mensch M „wählen" wird, ist erbdeterminiert, genau so wie der Beruf. Der Mensch wächst seinem Liebespartner genau so entgegen wie seinem Berufe, er kann ihn nicht verfehlen, er kann aber gemäß seiner kranken biologischen Beschaffenheit fehlgehen, also ein Fehlziel in Liebe und Beruf erreichen. „Unbewußt treiben wir zu einander und wundern uns gar, wann wir uns treffen", sagt Ikar in meinem Buche „Die Hetäre". Daß also der Mensch aus mehreren Liebespartnern, die im Gange der sinnlichen Entwicklung als Aktualitäten der sinnlichen Denkzellen auftreten, schließlich den einen beibehält, „auswählt", ist nicht himmlische oder höllische Fügung, nicht ein Willkürakt seelischer Instanzen usw., sondern eine einfache Entwicklungstatsache, die nämlich, daß sich die sinnlichen Gefühle schließlich am in- und extensivsten auf den einen Partner ausrichten und diese reife Ausrichtung sich nicht mehr ändert. Diese konstitutive Stabilität der reifen

Sinnlichkeit ist die eheliche Treue. Die Liebeswahl findet also normaliter nicht im jugendlichen Ungestüm und Liebesrausch statt, sondern im Wege einer langen Entwicklung als eine klare, ruhig-bestimmte Selbstverständlichkeit, ohne langes Kopfzerbrechen u. a. schwere Konflikte mit den Eltern, mit Rivalen, zwischen Berufs- und Liebesehre usw. Je größer die Auswahl, desto leichter die Wahl; in den Basisschichten des Volkes ist sie also leichter als in den Mittel- und da leichter als in den Spitzenschichten, leichter bzw. schwerer auch gemäß den ansteigenden Differenzierungsgraden.

Die Liebespartner finden also ganz „von selbst" zueinander, sie sind „im gegebenen Moment" da, d. h. sobald die sinnlichen RSe hinreichend ausgereift sind. Nichts und niemand kann die Entwicklung der RSe fördern oder hemmen, lenken und leiten, sie ist ein rein biologisches Geschehen, das normal oder abnormal verläuft — natürlich unter gewissen Umständen, in je spezifischer, auch spezifisch variabler Weise. Es ist überflüssige Mühe, nach „Motiven" oder andern Ursachen der Liebeswahl zu suchen, man findet „bei Lichte besehen" (bei realischer Betrachtung) niemals etwas anderes wie eben die biologischen Abläufe, die Reihen der Gefühle, Gegenstände und Begriffe in ihren jeweiligen und genetischen zeiträumlichen Zusammenhängen. Man sagt z. B., der X heiratet Frl. Y nur des Geldes wegen, seine Geldgier ist das Motiv seiner Liebeswahl; damit ist realiter die besondere Art der sinnlichen Entwicklung angegeben, nämlich daß an ihr allzuviele trophische RSe beteiligt sind, daß diese Heirat eine „Geldheirat" ist, nicht aber ist die Geldgier die Ursache der sinnlichen Entwicklung überhaupt oder zur Ehe. Eine solche Entwicklung ist krankhaft, aber die Krankheit hat ja die — krankhafte Entwicklung nicht verursacht, ist nicht „Motiv" der Liebeswahl, sondern lediglich Kennzeichen, Besonderheit der Entwicklung. Normaliter ist die sinnliche Entwicklung (auch die platonische) „rein", unvermischt mit trophischen Anteilen (abgesehen von der normalen Verschränkung im ganzheitlichen Organismus), die normale Liebe ist die reine Liebe, und diese ist auch die wahre Liebe. Der gesunde Mann kann eben „eine Frau ernähren", eher kommt er nicht zur Ehe, er braucht nicht „nach Geld" zu heiraten, und er kann es seiner Struktur nach gar nicht, er lehnt gewiß eine Mitgift, einen Besitz, ein Erbteil der Erwählten nicht ab, er ist ihr darob nicht böse, er bezieht ihr Vermögen mit in seine trophische Tätigkeit ein, verwaltet es usw., aber ihr Besitz ist nicht „ausschlaggebend". Der Gesunde nimmt sich übrigens immer einen „ebenbürtigen" Ehepartner, schließt niemals eine „Mesalliance", auch der innere und äußere Besitz der Partner paßt in gegenseitiger Ergänzung. — Auch der Zwang ist kein Motiv, sondern eine Verlaufsweise und zwar

eine kranke. Wird jem. zur Ehe gezwungen, so heiratet er unter den Umständen des innern oder äußern Zwanges (S. 609). Die Ehevermittelung, das Zusammenführen von möglichen Ehepartnern ist wieder nicht Ursache, sondern die besondere Methode der Prüfung auf Eheeignung, und nicht wenige Leute entwickeln sich auf diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" zur Ehe; manche in Liebesdingen unselbständige Menschen kommen so in eine kranke Ehe, in andern Fällen ist die Eheanbahnung eine gute Gelegenheit (z. B. ein Witwer, vielbeschäftigt, mit Kindern usw. will wieder heiraten, aber nicht auf den „Zufall" warten). Unter welchen Umständen aber auch die Entwicklung, die gesunde und die kranke, verlaufen mag, immer ist sie ein rein biologisches (autogenes) Geschehen.

Der Liebespartner wird — wie jedes andere Individuum — pragmatisch, ethisch und ästhetisch beschrieben; wie S. 612 gesagt, nimmt die Ästhetik im Genischen einen weitaus größeren Raum ein als im Trophischen. Dabei ist die Schönheit des Weibes eine andere wie die des Mannes, gemäß der biologischen Verschiedenheit der Geschlechter. Mißt man die Schönheit des Mannes nach der des Weibes, dann ist „der schöne Mann" rel. stark feminin und vom gesunden Weibe nicht begehrt, es will den Mann mit ml. Schönheit; ebenso ist das Mädchen mit viril-schönem Gesicht nur zum Liebespartner für den Mann mit rel. starkem wbl. Einschlag geeignet (S. 590f.). Das Gleiche gilt für die Ethik (Sittsamkeit, Anständigkeit usw.) und die Pragmatik. Schönheit und Sittsamkeit liegen inner- oder außerhalb der normalen Var.-B. Der Gesunde wählt immer nur innerhalb der normalen Var.-B.: alles Gesunde ist schön und gut, aber innerhalb der normalen Var.-B. gibt es die komparativen Verschiedenheiten, und ihnen gemäß ist die Partnerschaft. Das Ästhetische ist bei dem einen Menschen mehr entwickelt als beim andern, der eine „legt mehr Wert auf" Schönheit als auf Tugend, der eine zieht die ausdifferenzierte Schönheit (auch Eleganz usw.) der einfacheren oder gar primitiven vor, der andere umgekehrt, vorübergehend oder dauernd. Der Kranke wählt, ohne daß er sich darüber klar zu sein braucht, immer den kranken Liebespartner, und beide sind, soweit krank, mehr weniger häßlich und schlecht. Usw. Aber alle Merkmale des Liebespartners sind nicht die Ursachen der Liebesbindung, sondern eben seine Merkmale, ihre Eigentümlichkeiten. Der Mann liebt nicht das Mädchen, „weil" (kausal) es schön, sittsam, vermögend oder arm ist, sondern er liebt das Mädchen, das schön usw. ist („weil" nicht kausal, sondern = „weilend", „während", 1. Bd. S. 71).

„Die Liebe auf den ersten Blick" ist eine hochkrisische Entwicklung sinnlicher RSe zu intensiv-aktueller Funktion. In der Regel geht die Entwicklung nicht so stürmisch vor sich,

nimmt die In- und Extensität der mit einem bestimmten Partner systemgenetisch verbundenen Liebesgefühle nach und nach — in je spezifischem Tempo — zu, eben im Ablaufe der vielfältigen Proben auf Liebesfähigkeit, Paßrechtheit (die Liebesleute „gehen mit einander", lernen sich kennen). Die plötzlich steil aufschäumenden Gefühlserregungen (Gefühlswellen, -wallungen) sinken oft ebenso steil wieder ab, der Liebesrausch verfliegt, man „wird ernüchtert" — unter gewissen Umständen, z. B. bei Aufklärung über ungünstige Sachverhalte, die der oder die Blindliebende übersah, bei Suggestionen, denen der Unselbständige zugänglich ist, usw., auch in Form des primären Abfalls der Gefühlserregung, wobei das Liebesobjekt „mit andern Augen" angesehen wird, der bisherige Partner „abfällt" usw. In andern Fällen stabilisiert sich die Partnerschaft, oft bis zur Ehe.

Daß Liebespartner allemal zu einander passen, wie überhaupt Partner- und Paßrechtsein synonym sind, wurde schon dargelegt (z. B. S. 61, 521). Die Tatsache, daß ein Verhältnis besteht, beweist, daß die Partner zueinander passen und zwar mehr oder weniger, je nach dem Grade der Intensität der Bindung und der Extensität der „Berührungsflächen". Die Partnerschaft kann flüchtig oder anhaltend oder dauernd sein, je nachdem, ob und wie sich die beteiligten sinnlichen RSe ändern oder stabilisieren. Im Falle z. B. des Koitus mit einer Prostituierten passen wenigstens die Genitalien zu einander und zwar nur „vorübergehend"; darüber hinaus findet sich bei genauem Zusehen doch auch bei solchen Partnern allerlei Paßrechtes, so daß der Verkehr im promiskualen Niveau überhaupt möglich und durchführbar ist (z. B. Notkoitus, Libertinage, Geilheit, Mitleid, Herablassung u. a. „Gefühle der Verbundenheit mit der Dirne"); dies gilt auch für den Verkehr mit der unbezahlten Dirne, der Hetäre, der eleganten Frau, die sich „aus Liebe" dem und jenem hingibt. Normalerweise erweitern-erhöhen sich die sinnlichen Funktionen schließlich zur Totalität und Unlösbarkeit der Partnerschaft, eben zur Ehe. Die Bindungen und ihr Werdegang sind natürlich bewußt derart, daß zunächst Liebesgefühle aktuell sind, dann auch der Liebespartner gegenständlich und begrifflich aktuell wird und ist, aber während die Gefühle schon aktuell sind, braucht der Partner, auf den sie sich genetisch richten, noch nicht aktuell zu sein, und insofern geht die Liebeswahl unbewußt vor sich, auch weiß der Liebende oft noch nicht in Worten, daß er liebt, und erst bei weiterer Entwicklung „kommt ihm diese Tatsache zum Bewußtsein", hier also zum Wortbewußtsein, so daß er sagt und denkt: ich liebe diesen Menschen. Niemals ist aber das Bewußtsein die Ursache der Liebe — wie sollte denn das möglich sein! Es müßte „das Bewußtsein" eine dämonische Macht sein, die den Liebeszauber vollbringt! „Die Liebe" ist

die Funktion der genischen RSe, zunächst unaktuell, dann aktuell, also bewußt; das Bewußtsein der Liebe als Ursache der Liebe (causa sui!) zu deuten, ist Fiktion und Irrtum zugleich, aber im dämonistischen Denken ist „kein Ding unmöglich".

Die innigste Partnerschaft (S. 327) besteht zwischen den Familienangehörigen. Die fremden Partner der einzelnen Familienmitglieder passen also mehr weniger auch zu den übrigen Familienmitgliedern, und am meisten paßt der endgültige Liebespartner, der Ehepartner. Verliebt sich also ein Jüngling in ein Mädchen, dann ist diese Tatsache Beweis dafür, daß das Mädchen auch zu den Familienangehörigen des Geliebten wie dieser zu denen der Geliebten paßt. Die Bindung unter diesen Familienmitgliedern ist platonisch, auch die Bindung zu den Familienangehörigen des Liebespartners ist regelmäßig keine sinnliche oder doch keine so stark sinnliche wie zum Liebespartner selber, immerhin kommt es vor, daß sich eine solche sinnliche Bindung entwickelt, nebenher oder zu solcher Intensität, daß der Jüngling die Schwester, das Mädchen den Bruder des ursprünglichen Partners vorzieht. Abnormal ist die Eifersucht der Mutter auf die Tochter (sie gönnt ihr den Geliebten nicht, möchte ihn selber haben), die des Vaters auf den Sohn (er begehrt die Schwiegertochter, ist allzu zärtlich), die Eifersucht der Tochter auf die Mutter, die wieder heiraten will oder ein Verhältnis hat, des Sohnes auf den Vater usw.; vielerlei Konflikte.

Die Partnerschaft umfaßt sämtliche Gefühlsspezies, doch sind inner- oder außerhalb der normalen Var.-B. einzelne Gefühlsspezies besonders in- und extensiv beteiligt. So kann die Angst vor dem Partner bes. groß sein, demnach ist das Verhalten bes. (auch neurotisch) ängstlich, aber eben darin passen die Partner zu einander; oder die Partner hassen sich oder ringen betont-schmerzlich (bis zu den Graden des Sadomasochismus) mit einander — und sind sich darin, als so geartete Menschen unentbehrlich: wer hassen, leiden-wehtun will, braucht dazu einen passenden Menschen. Gleich und Gleich gesellt sich gern, und Gegensätze ziehen sich an, sagt man: die Gegensätze sind die ml.: wbl. Strukturen und ihre oft gegenstücklichen Funktionen („anziehen" heißt: die Gegensätze bewegen sich zu einander, 2. Bd. S. 224), die Gleichheiten sind die beiderseits analogen Eigenschaften und Funktionen (§ $1_{,1,A}$, gleichsinnige Bewegungen s. 1. Bd. S. 660). Liebesleute, die sich viel zanken oder gar prügeln, passen insofern zu einander, in ihrem Verhältnis sind die Angst- und Schmerzausdrücke hypertroph, sie benehmen sich wie kleine Kinder, die sich ja auch gern „kampeln". Entwickelt sich der Zänker nicht aus seiner kranken Verfassung heraus, so wird er beim Wechsel seiner Liebespartner immer wieder „seinen Gegensatz" und darin „sein Gleiches" annehmen,

er wechselt nur die Personen, nicht die Charaktere, er braucht strukturgemäß einen Partner, den er auszankt und der ihn (je nachdem sofort oder nach unterwürfigem Dulden zurückschlagend) auszankt. Das Verhältnis ist gewiß krankhaft, aber darin passen die Partner zu einander, sie passen „schlecht" zu einander, ihr Verhalten ist „unpassend", aber eben darin sind sie Partner (vgl. S. 330). Die Gesunden passen gut zueinander. Aber nicht für alle Partner, von denen man bei ungenügender Sachkenntnis glaubt, sie paßten gut zueinander, trifft das zu, z. B. kann sich eine gegenseitige Angst derart äußern, daß einer dem andern nichts zu sagen wagt, also eine „vorbildliche Harmonie" vorgetäuscht wird.

Aus den biologischen Entwicklungstatsachen verstehen wir, daß der Sohn, die Tochter immer nur, vorübergehend oder gar dauernd, eine Partnerin, einen Partner wählen kann, die mehr weniger in die Familie passen. Bei den bloß genitalen Verhältnissen (Trunkenheit, Geilheit) findet meist eine Wahl nicht statt, die Persönlichkeit der Dirne kommt nicht in Betracht, „sie" ist nur „wandelnde Scheide", und der Zyniker sagt „Loch ist Loch"; aber wo eine Wahl auch nur andeutungsweise stattfindet, erfolgt sie nach dem persönlichen Geschmack, sozusagen nach dem Familiengeschmack. Paßt der Liebespartner schlecht in die Familie, dann sind die Liebesbindungen krankhaft. Weigert sich eine Familie, den Liebespartner des Sohnes, der Tochter aufzunehmen, etwa mit den Worten: sie bzw. er paßt nicht zu uns, dann ist die ganze Gruppe krank, z. B. der Sohn, die Tochter geht eine „Mesalliance" ein, heiratet weit unterm oder überm Stande, schlägt somit aus der Art und zeigt damit ein spezielles Erbteil an, die Eltern leiden an Standesdünkel, an Klassenbewußtsein in der Art einer schroffen Distanzierung von der andern (unteren oder oberen) Klasse, an Gelddünkel, an Autoritätswahn usw., und der Sohn, die Tochter sind Empörer von der analogen Überspanntheit. Es gibt da krankhafte Konflikte, aber eben darin passen die Teilnehmer zueinander. Auch normaliter kann es mancherlei Schwierigkeiten geben: der oder die Erwählte wird natürlich geprüft, aber besteht die Prüfung, die Eltern geben ihren Segen.

Der Sohn, die Tochter sind je biologisches Symbol der Eltern; es ist hiernach ganz selbstverständlich, daß auch die Sinnlichkeit des Abkömmlings die biologisch vereinheitlichte Sinnlichkeit der Erzeuger — mit dominanten und rezessiven paternären und maternären Anteilen — ist, mithin in dem Abkömmling die vereinigten Eltern die Liebeswahl treffen, der Liebespartner also allemal über den Abkömmling hinweg zu jedem Elter (und Geschwister) und zwar im Sinne der Überkreuzbindung paßt, ihm ähnlich, verwandt ist. Es verhält sich dies wie bei der Berufswahl.

So schließen sich denn auch genetisch im Erleben des Sohnes an die Mutter, die Schwestern die geliebten fremden Mädchen und endlich die Braut an, und nicht selten werden diese erst vw. platonisch, dann mehr und mehr sinnlich geliebt. Ebenso ist der Geliebte dem Vater, den Brüdern biologisch nahe verwandt — so nahe, daß der Schwiegersohn wie die Schwiegertochter „zur Familie gehört". Die Reihe Mutter—Schwester—Geliebte—Ehefrau und die Reihe Vater—Bruder—Geliebter—Ehemann sind also je ein genetischer Zusammenhang, wobei sich die sinnlichen Gefühle in Assoziation mit dem fremden Partner mehr und mehr entwickeln.

Es ist hier von der ganzheitlichen Ähnlichkeit die Rede. Man kann beliebige Menschen, also auch Angehörige verschiedener Völker und Rassen nach bestimmten Eigenschaften und Funktionen, z. B. nach Hautfarbe, Blutbeschaffenheit, Körpergröße, gewissen Stellungnahmen und Verhaltensweisen usw. vergleichen und so nähere und entferntere Ähnlichkeiten ermitteln, ohne die Zugehörigkeit dieser Eigenschaften und Funktionen zu dem biologischen Gesamt der verglichenen Menschen und somit als ihr biologisches Symbol in Betracht zu ziehen; man beschreibt dann partikularistisch, nicht totalistisch (S. 25). Die Psychobiologie vergleicht die Individuen als biologische Ganzheiten und findet dieses Gesamt, die Spezifität im Sinne der biologischen Symbolik in jeder einzelnen Eigenschaft und Funktion vor. Die analogen Eigenschaften und Funktionen sind also bei den einzelnen Individuen im totalistischen Sinne mehr minder verschieden. Die Freundlichkeit des Chinesen ist von der des Deutschen biologisch, hier rassemäßig durchaus verschieden, es ist aber auch die Freundlichkeit jedes Volks-, Sippengenossen usw. von der jedes andern verschieden, wenn auch totalistisch nahe- und nächstähnlich. Die größte ganzheitliche Ähnlichkeit besteht zwischen den Familienmitgliedern, sie prägt sich in jeder Eigenschaft und Funktion aus. Mithin ist auch der fremde Liebespartner eines Familienmitgliedes den übrigen Familienangehörigen ganzheitlich nächstverwandt. Diese biologische Nächstähnlichkeit weisen die Berührungsflächen, also die Persönlichkeitsgebiete, in denen die Partnerschaft besteht, auf; die andern Gebiete, in denen Partnerschaft nicht besteht, sind totalistisch betrachtet mehr bis weniger ähnlich, doch sind diese Gebiete, in denen die Nächstverwandten nichts miteinander gemein haben, normaliter ganz gering, falls überhaupt vorhanden. In abnormen Fällen können dagegen diese Fremdgebiete einen großen Raum einnehmen, z. B. in einem rein genitalen Verhältnis, etwa gar eines Weißen mit einer Negerin, in einer Geldehe, Vernunftehe usw., doch können auch kranke Partner einander total so ähnlich sein, daß in der „Harmonie der Disharmonie" ein komplettes und dauerndes Verhältnis besteht.

Wie S. 115, 328 dargelegt, ist das Kind ein biologisches Gesamt aus paternären und maternären Erbanteilen, der Sohn also supermaskulin derart, daß er vw. paternäre, die Tochter superfeminin derart, daß sie vw. maternäre Anteile in ihrem Gesamt aufweist. Soweit der Sohn genisch paternär ist, ist die Liebespartnerin mutterähnlich, also insofern partnerisch auch zum Vater; soweit der Sohn genisch maternär ist, ist die Liebespartnerin vaterähnlich, also insofern partnerisch auch zur Mutter. Mut.mut. gilt dies auch für die Tochter. Die Mutter ist z. B. eine heitere, der Vater eine ernste Natur, der Sohn ist vw. ernst mit maternären Anteilen „heiter", seine Liebespartnerin ist heiter wie die Schwiegermutter (ihr darin ganz ähnlich), ernst wie der Schwiegervater in allseits paßrechten In- und Extensitäten. Eigenschaften haben nicht nochmals Eigenschaften, Funktionen können nicht obendrein funktionieren; sie sind lediglich zu klassifizieren, nicht aber — nach „ihren" Eigenschaften und Funktionen zu beschreiben. Es gibt viele heitere Mädchen, und die Eigenschaften „heiter" lassen sich partikularistisch nach Nuance, In- und Extensität, Häufigkeit des Aktuellseins usw. kategorisieren sowie totalistisch vergleichen. Der Jüngling M nimmt nicht ein beliebig heiteres Mädchen zur Lebensgefährtin, sondern ein Mädchen von einer ganz bestimmten ganzheitlichen Art der Heiterkeit, nämlich von einer solchen, die der Heiterkeit der Mutter ganzheitlich ganz ähnlich ist. Usw.

In jedem Menschen liebt seine ganze Familie, seine ganze Ahnenreihe und die Reihe seiner Nachkommen. Die Liebeswahl ist erbdeterminiert, also keine Wahl im dämonistischen Sinne, sondern eine biologische Unausweichlichkeit (ne-cessitas). Niemand kann seinem Liebespartner entgehen; er ist ihm biologisch-symbolisch in der Keimzelle bestimmt. Es ist auch dem Kranken biologisch bestimmt, daß er einen paßrechten kranken oder keinen Ehepartner findet — oder daß er über den Genesungsweg zum gesunden Ziele kommt.

§ 9. Der Vollerwachsene.

1. Die Zeitalter.

Nach dem Bewegungsgesetz (S. 50, 266) durchlebt jedes Individuum eine an- und eine absteigende Strecke seiner Existenz, seines Bestandes; beide Strecken zusammen sind seine Lebenskurve. Es nimmt von einer spezifischen Kleinheit an bis zu einer spezifischen Wachstumsgrenze zu und dann ab bis zur spezifischen Teilungsgrenze, deren Überschreiten „der Tod" (als biologisches Datum) ist. In diese Lebenskurve sind unzählige Teilkurven integrierend eingebaut; die Lebenskurve ist das Integrum aller Teilkurven. Die Entstehung des Individuums ist die assoziative

Vereinigung von Eronen (Aktualitäten) zu einem abgegrenzten Gefüge, von Eronenkomplexen zu einem größeren Ganzen; es entsteht niemals aus Nichts, sondern immer aus Etwassen, die sich zusammenfügen, indem sie sich von andern Gefügen trennen; alle Bewegung ist analytisch-synthetisch von Individuum zu Individuum (daher „Bewegungsgesetz"). Während der ansteigenden Lebensstrecke ist die Aufnahme größer als die Abgabe, dann beginnt die Abgabe die Aufnahme zu überwiegen, an die evolutive Strecke schließt sich die involutive Strecke, an die Differenzierung (Ausgliederung) die Inferenzierung (Ingliederung; das Wort „Eingliederung" hat einen andern Sinn) an. Alle diese Veränderungen sind nicht bloß „mechanische", d. h. mechanisches Anfügen und Trennen unveränderter Substanzen, sondern sie sind biologische, d. h. die sich bewegenden Eronen, Substanzen ändern sich im ganzen zu Paßformen, die einzelne Aktualität der individualen Reihen ist jeweils, in jedem Stadium der E- und Involution anders — wie eben die Aktualität immer-anders ist. Daß die Chemie und Physik dieses Immer-anders-sein nicht erfassen können, wurde S. 88 gesagt; auch die mechanistische Biologie (S. 52) kann das nicht. Nur die Psychobiologie kann es und tut es.

Die menschliche Lebenskurve teilen wir in folgende Perioden ein:

1. Die embryonal-foetale Periode, die vorgeburtliche Zeit: von der Amphimixis bis zur Geburt.
2. Die infantile Periode, die Kindheit: von der Geburt bis zum Beginn der Pubertätsperiode, bis zur 1. Reife.
3. Die juvenile Periode, die Jugend: vom Beginn der Pubertätsperiode bis zur 2. Reife; diese Periode zerfällt in zwei Unterperioden:
   a) die Zeit vom Beginn bis zum Ende der Pubertät, also die Pubertätsperiode, das Zeitalter der Jugendlichkeit, der reifenden Jugend (adolescentia, Jungmann, Jungfrau);
   b) die Zeit vom Ende der Pubertätsperiode bis zur 2. Reife, das Zeitalter der vollreifen Jugend, des Vollerwachsenseins (juventas, Mann, Frau).
4. Die mature Periode, die Höchstreife: von der 2. Reife bis zum Beginn des Greisenalters.
5. Die senile Periode, das Greisenalter: vom Beginn bis zum Tode.

Man kann auch das Ende der Pubertätsperiode als 2. Reife bezeichnen, doch ist die ganze Pubertätsperiode ein einheitlicher Ausbau der 1. Reife, in die der Mensch beim Verlassen der Kindheit eintritt, und setzt sich diese Entwicklung — in flacherer Erhebung — während der Vollreife fort bis zum krisischen Abschluß, den ich als 2. Reife bezeichne (man spricht auch von einer

„zweiten Pubertät"), und mit dem die Höchstreife erreicht wird. Demgemäß habe ich auch die Pubertätsperiode und die Zeit der Vollreife als juvenile Periode zusammengefaßt. Auch mit der 2. Reife ist die Entwicklung noch nicht abgeschlossen, sie geht in wieder flacherer Erhebung weiter bis zum Höhepunkte der Lebenskurve. Alle Entwicklung ist ja Reifung, man kann diesen stetigen und zeitweise krisischen Prozeß nur eben nach den Reifegraden abteilen. Den Höchstreifen habe ich (schon in der EdS.) als „matur" bezeichnet; auch dieses Wort wird oft für geringere Reifegrade verwendet, ich habe mit meiner Bezeichnung angeben wollen, daß die Reifung im großen ganzen mit dem Erreichen der Höchstreife vollendet ist.

Die Zeitpunkte, bis zu denen die einzelnen Perioden reichen, sind individual- und gruppenspezifisch. Sie liegen inner- und außerhalb der normalen Var.-B. In unserm Kulturkreise wird normaliter die Geburtsreife nach 9 Kalender-, 10 Mondmonaten, die Pubertätsreife um das 13./14. Jahr, das Ende der Jugendlichkeit, also die Heirat bei den Mädchen zwischen dem 18. und dem 26., bei den Jünglingen zwischen dem 22. und dem 28. Jahre *), die 2. Reife bei den Frauen um das 35., bei den Männern um das 40. Jahr, der Beginn des Greisenalters um das 60.—65., das Lebensende zwischen dem 60. und 80. Jahr erreicht. Es gibt aber Zeiten in der Volksgeschichte, in denen normaliter viele Volksgenossen schon in der Jugend sterben (Krieg), dagegen ist der Seuchentod usw., wie überhaupt der „vorzeitige" Tod, d. h. der Tod an Krankheit (auch der Selbstmord, der Straftod ist krankheitlich) — eben pathologisch, und auch der Heldentod kann pathologisch sein (Todessucht usw.). Auch die übrigen Termine (Geburt usw.) können zu früh oder zu spät liegen, doch beweist der zahlenmäßig richtige Termin nicht die Gesundheit. Je jünger ein Volk, desto kürzer ist die Pubertätsperiode und die durchschnittliche Lebensdauer, desto größer die Sterblichkeit und die Geburtlichkeit. Je älter ein Volk, desto länger ist die Pubertätsperiode und die durchschnittliche Lebensdauer, desto geringer die Sterblichkeit und die Geburtlichkeit, desto mehr „vergreist" es. Im Ablaufe der Lebenskurve eines Volkes wechseln Perioden von kürzerer („Verjüngung") mit solchen längerer durchschnittlicher Lebensdauer ab, demgemäß Perioden von größerer und geringerer Sterblichkeit und Geburtlichkeit; diese Teilperioden gehen integrierend in die Gesamtkurve ein. Die Basisschichten der sozialen

*) Das deutsche Ehegesetz läßt, sofern es die Möglichkeit vorsieht, daß schon die 16- bzw. der 18jährige heiraten, die biologische Eheunreife dieser jugendlichen Zeitgenossen außer Betracht. Solche „Frühehen" sind denn auch sehr selten, die Kinder solcher „Eheleute", wenigstens die in den ersten Jahren geborenen, sind „Gesellenstücke", keine „Meisterstücke". Vgl. S. 605.

Pyramide erreichen jeweils früher die Begattungs- und Ehereife als die Mittel- und diese als die Spitzenschichten; die Geburtlichkeit-Sterblichkeit fällt von unten nach oben ab (S. 62, 329). In südlichen Breiten werden Pubertät und Heiratsalter früher erreicht und verblühen die Menschen rascher als in nördlichen Zonen; Negerkinder z. B. entwickeln sich viel rascher als Kulturkinder, sind schon mit 3—4 Jahren ziemlich selbständige Lebewesen, siedeln mit 7—8 Jahren ins Klubhaus über, ihre Höherentwicklung hört mit der Pubertät fast ganz auf. Vgl. S. 466, 601.

Beim Embryo-Foet überwiegt die Entwicklung und Funktion des sympathisch-parasympathischen Systems, die sensorischen Reflexe sind vw. sympathogen; ich habe daher dieses Zeitalter das sensitive (sensus Gefühl) genannt (EdS. § 55). Im Laufe der Kindheit gliedert sich mehr und mehr überwiegend das Sensorium aus, doch sind die sensorischen Reflexe immer noch, wenn auch in einem zugunsten der Ideogenität abnehmenden Maße, hochsympathogen; der Hunger, als Wunsch, überwiegt unter den Gefühlsspezies, daher heißt die Kindheit das optative Zeitalter (S. 335). Im Jugendlichenalter geht der Hunger aus der genetischen Stufe des Wunsches mehr und mehr in die höhere des Willens über; so heißt dieses Zeitalter das optativ-voluntative (S. 492), es wird zum voluntativen Zeitalter, als welches die Periode der Vollreife bezeichnet wird. Im maturen Zeitalter erreicht die Ideogenität des Verhaltens (Besonnenheit, Verstand, Vernunft, Weisheit) ihre Höchstgrade: kognitives Zeitalter; es steht im Zeichen des Lebenskampfes und so des Schmerzes (2. Bd. S. 534). Das Greisenalter, involutiv auf allen Gebieten, ist das beschauliche, das kontemplative Zeitalter. S. weiter hierüber im 5. Bde.

2. Die Selbständigkeit.

Mit der Pubertätsperiode enden die Lehr- und Wanderjahre, die vielfältigen Prüfungen, die Vorbereitung für die Meisterprüfung, die nunmehr bestanden wird. Der Mensch hat ausgelernt — soweit, daß er Meister in seinem Berufsstand ist, sich niederläßt (seßhaft wird, einen Wohn-sitz hat), einen eignen Betrieb eröffnet oder an einem größeren Unternehmen meisterlich mitarbeitet, in den Ehestand tritt, in Beruf und Liebe selbständig ist, auf eignen Füßen steht. Der Vollerwachsene ist Vollbesitzer, ihm eignet die volle Ehre, Würde, Freiheit, Verantwortlichkeit, er ist vollmündig, hat das Recht und die Pflicht, das Wort zu ergreifen, zu reden, zu raten und zu taten, aus dem Kameraden ist der vollreife Volksgenosse geworden, dessen Stimme gehört wird, gilt, zählt, ein Sozius unter Sozien, ein Freier unter Freien. Er hat gelernt zu gehorchen und zu befehlen, er gehorcht den Oberen, der Obrigkeit — nicht als Sklave, in blinder Unter-

werfung, sondern als Herr, als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft, in einsichtiger Absteckung und Erfüllung seiner Befugnisse, er befiehlt den Jüngeren — nicht als Tyrann, Despot, Sklavenhalter, sondern als echter Führer, lehrend und aufklärend, wohlwollend und gütig-streng. Seine Wertsetzungen sind die gültigen. Er achtet das Gesetz, ja er ist selber das Gesetz: sein Verhalten ist pragmatisch, ethisch und ästhetisch die Norm (liegt innerhalb der normalen Var.-B.), die ja eben das (gesunde!) Gesetz beschreibt; so ist er auch moralisch und religiös einwandfrei. Er braucht die Gesetzbücher gar nicht zu kennen, er erfüllt die Gesetze „von selbst", eben gemäß seiner gesunden biologischen Beschaffenheit, er kann sie gar nicht nicht erfüllen; kranke Gesetze, d. s. solche, die nicht die Norm des betr. Verhaltens angeben, sondern die Abnorm des Gesetzgebers, die Fehlgesetze, sozusagen ungesetzliche Gesetze sind, kann er nicht anerkennen, wenn er sich ihnen auch, so gut er als Gesunder es kann, praktisch fügt. Zwang lehnt er für sich ab; er handelt von sich aus richtig, gut und schön; er läßt den Zwang für Kranke gelten, die im Zwange leben und so des Zwanges bedürfen, aber als Methode von allgemeiner Gültigkeit, ja Notwendigkeit (so, als ob ohne den Zwang, noch dazu den krampfigen, alle Menschen falsch, böse und häßlich handeln würden — gemäß ihrer Natur, nach der „alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse sei immerdar", 1. Mose 6,5) weist er den Zwang von sich, wie er jenen Bibelspruch als „göttlichen" Irrtum abweist. Die Absicht, ihn zu zwingen, faßt er mit Recht als feindlich auf, auch falls sie sich als „gutgemeint" ausgibt, er trägt ihr Rechnung, aber kann sich ihr nicht fügen; ihm ist Zwang Herabwürdigung, Verletzung seiner inneren und äußeren Ehre, Angriff auf seine Freiheit.

Er ist ein kleiner oder ein großer Meister — je nach seiner biologischen Beschaffenheit. Er ist nicht mit dem bisher Erreichten zufrieden — derart, daß es kein Weiterkommen mehr gebe und zu geben brauche, ja daß die Höherentwicklung und somit die höhere Leistung eine Art soziales Verbrechen sei; er ist aber mit seiner Beschaffenheit einverstanden, er will nicht „über sich selber hinaus", über die in seiner Beschaffenheit gegebenen Grenzen, er ist unfähig zu irgendwelchen krummen Wegen, die ihm zu höherer Position, aber nicht zu höherer Leistungsfähigkeit verhelfen könnten, er verschmäht die Ausnutzung von „Beziehungen", die mit seiner Leistungsfähigkeit gar nichts zu tun haben (Verwandtschaft, Freundschaft, Parteibuch usw.), sein Spruch lautet: „Selbst ist der Mann" und „Selbst ist die Frau", er ist aber nicht fanatisch, eigenversessen, „nur er selbst". Er strebt vorwärts, aber ist kein Streber. Er kommt auch vorwärts, sein Rang erhöht sich, sein Arbeitskreis, der Kreis seiner Pflichten und Rechte erweitert-erhöht sich im Rahmen

seiner Spezifität, er wächst der zweiten Reife entgegen. So wenig wie das Einrücken in den Vollbesitz ein etwa gar feindlicher (wenn auch freundlich getarnter) Eingriff in die bestehende Ordnung ist, sondern eine entwicklungsmäßige Umordnung der Besitzverhältnisse, so wenig ist die Erhaltung und Mehrung des Besitzes, die Zunahme an Ansehen und Würde offener oder erschlichener Raub, sondern normaler Entwicklungsvollzug: er geschieht freundlich, als Austausch, die Erweiterung (horizontal) ist immer auch Erhöhung (vertikal).

Als Sozius ist er der Gemeinschaft verhaftet, nicht mehr der kollektiven und nicht einer kollektivistischen (gleichmacherischen), sondern der reif ausgegliederten Gemeinschaft, die wir als Gesellschaft (§ 12,2) von den genetisch früheren Formen der Gemeinschaft unterscheiden. Er ist natürlich auch nicht Individualist (wie der Neurotiker). Sein Besitz ist integrierender Teil des Gesellschaftsbesitzes und allseits von andern Besitzen umgeben, in die Besitzordnung biologisch eingebaut. So ist sein Eigeninteresse immer mit dem Gesamtinteresse, sein Eigenwohl mit dem Gesamtwohl, sein Eigennutz mit dem Gemeinnutz identisch. Er kann gar nicht anders handeln als im Sinne der Gemeinschaft. Auch dazu bedarf er nicht des Zwanges, ja nicht einmal der Belehrung; er ist „von Haus aus", „blutmäßig" ein soziales Wesen, wie er ein nationales Wesen ist; er ist Sozialist und Nationalist*) – nicht im Sinne des Individualismus und Kollektivismus (also neurotischer s. archaistischer Gesellschaftslehren), nicht im Sinn des Chauvinismus, sondern im Sinn des reifen Sozialismus und Nationalismus hoher Kulturen, der jedem Volksgenossen und jedem Volke „das Seine" zuerkennt. Er ist autark — nicht derart, daß er „alles selber macht", um sich eine „absolute" Mauer errichtet, alle Verbindungen abbricht, alle Poren hermetisch verschließt (dies ist der Autarkismus des Individualisten), sondern derart, daß er sich seiner eignen Kraft bewußt, selbst-sicher, selbst-ständig, selbst-stark ist, keiner Unter-stützung bedarf, im Rahmen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten leistet und seine Leistungen mit denen der Mitbürger austauscht, wie auch das Volk seine Leistungen im zwischenstaatlichen Verkehr mit denen der andern Völker austauscht.

So nimmt der Vollreife am öffentlichen Leben teil, mag er in seiner Werkstatt arbeiten oder in fachlichen oder politischen Körperschaften seine meisterlichen Kenntnisse und Erfahrungen zum Besten geben, Mitglied von Zentralen (S. 595) geringeren

*) „Sozial" ist svw. „gruppenmäßig", es gibt eine Sozialversicherung, nicht eine sozialistische, es gibt einen sozialistischen, nicht aber einen sozialen Staat. „Sozialismus" ist Hauptwort zu sozial, sofern ein politisches System bezeichnet wird; zu sozial = gruppenmäßig ist das Hauptwort „Sozietät". – „Natio" s. p. 34; der Russe ist nicht Brite usw.

oder höheren oder höchsten Ranges sein, in denen „die Fäden zusammenlaufen" und von denen sie ausgehen, in denen die inneren und äußeren Verhältnisse des kleineren und des größeren Kreises, letztens des ganzen Volkes ihren Sammelpunkt, ihre Verstandes-vernunftmäßige Verarbeitung, Beratung und Formulierung zu Regeln und Gesetzen (Bestimmungen, Verordnungen, Kodifizierungen usw.) finden und von denen aus diese Regeln und Gesetze ausgegeben, verlautbart, erlassen, veröffentlicht werden. Diese Zentralen sind private, d. h. solche, die je eine bestimmte Gruppe vertreten, und amtliche, d. h. solche, die eine kleinere oder größere Allgemeinheit, eine Dorf-, Stadtgemeinde, die Bewohner eines Landes, eines Wählerkreises, letztens des ganzen Volkes vertreten und Behörden heißen (städtische, parlamentarische, staatliche). Sie sind derart organisiert, daß von der Gemeinschaft gewählte ehren- und hauptamtliche Mitglieder darin tätig sind, letztere sind in der Erledigung der zentralen Arbeiten besonders geübt; an der Spitze jeder Zentrale steht ein Leiter, an der Spitze des Staates der Staatsführer, das Staatsoberhaupt. Die Funktion der Zentralen, speziell der staatlichen heißt „regieren", d. i. regeln, richten, lenken, leiten (dazu rex, Regent usw.), also die Regeln und Gesetze aus den Eingängen ermitteln und bekanntgeben. Nicht aber ist das Regieren die Funktion einer über dem Haufen der Regierten schwebenden dämonischen Macht, die (durch den Mund des Regenten) ihre unerforschlichen Ratschlüsse offenbart und nach ihrem Belieben das Verhalten der Sterblichen überhaupt sowie seine Ablaufsweisen verursacht, als ob dieses Verhalten sonst überhaupt nicht vorhanden oder doch ein chaotisches Durcheinander wäre; eine solche verstiegene Auffassung seines Amtes kann nur der individualistische Neurotiker hegen, der sich ein Gott oder doch mindestens gottgleich, göttlich wähnt, und er kann die in seinem Amt zusammenlaufenden Fäden nur falsch oder fehlerhaft, bestenfalls normnahe verarbeiten und in dieser Art Bestimmungen, Verordnungen, Regeln und Gesetze aufstellen, die denn auch nur nach ihrem Normgehalt gelten können. Tatsächlich sind alle Menschen — Menschen! Tatsächlich ist erst das Verhalten der Menschen da, und dann wird es beschrieben, auch in Form der Regeln und Gesetze. Tatsächlich sind erst die Dinge, ihre Eigenschaften und Funktionen in der erlebten Art und Weise da, und dann abstrahiert man daraus die Naturgesetze und deutet die Ordnung als Wirkung eines metaphysischen Ordnungsprinzips. Das Gesetz (der Gesetzgeber) „schafft" nicht das Verhalten, das es (er) beschreibt; wohl kann der Gesetzgeber aus einer möglichst großen Erfahrung und Weisheit heraus eine Prognose stellen und diese in seine Formulierungen mit hineinarbeiten, aber ob die Prognose zutrifft, also das Ver-

halten sich in der geweissagten Richtung entwickeln wird, das muß er abwarten, und er kann auch diese Entwicklung nicht verursachen. Der Gesunde verhält sich auch niemals so, als ob er das könnte.

An welchem Posten der gesunde Staatsbürger auch steht, wie weit er es im Beruf und im öffentlichen Leben bringen mag, immer ist er Diener an der Gemeinschaft, d. h. eben Teil des Ganzen. Ob Generaldirektor oder Pförtner, ob Kopf- oder Handarbeiter, ob Soldat oder Zivilist, ob Freiberufler oder Beamter — alle Gesunden sind am Gemeinwohl tätig. So war es, ist es und wird es immer sein. Es ist ein Irrtum, einzelnen Ständen oder Berufen oder Personen nachzurühmen, sie leisteten besonders viel im Dienste des Vaterlandes. Man sagt oft, der Beamte X habe sein ganzes Leben dem Staatsdienste gewidmet oder gar „geopfert", verdiene also eine besondere Auszeichnung. Als ob der Freiberufler usw. nicht auch sein ganzes Leben dem Dienste am Volke weihte, als ob er überhaupt etwas anderes tun könnte, als ob es volksbiologisch überhaupt möglich wäre, daß jemand seine Leistungen für sich behielte, nicht preis-gäbe, nicht in stetiger Verbindung mit den anderen Volksgenossen lebte, die zusammen ja eben den Staat bilden! Dabei hat er es viel schwerer als der Beamte, der schön warm sitzt, seine Dienststunden absolviert, keinerlei Berufsunkosten, aber sein festes Einkommen, seine und seiner Familie Altersversorgung hat, nicht im Lebenskampf steht, an ihm mehr zuschauend teilnimmt („Futterkrippe"). Der Mann des freien Berufes muß seinen Betrieb aus Eigenem gründen und erhalten, unausgesetzt den Unterhalt für sich und seine Familie erwerben, er zahlt auch im wesentlichen die Steuern, aus denen der Beamtenapparat besoldet wird, er muß auch besorgt sein, seine Ersparnisse zu erhalten, während dem Beamten auch diese Sorge „der Vater Staat" abnimmt. Es trifft nicht zu, daß der Beamte für das Publikum da sei, aber auch nicht, daß das Publikum für den Beamten da sei; beide sind für einander da, und jegliche Überheblichkeit und Unterwürfigkeit ist Kennzeichen neurotischer Weltanschauung. Der hohe Beamte verdient nicht als Staatsdiener — das sind alle Gesunden — eine besondere Hochachtung, sondern als Mann von besonders hoher Differenzierung, und diese Hochachtung gebührt allen Menschen hoher Differenzierungsgrade. Ein Beamter usw. aber, der sich auf irgendeine Weise einen hohen Posten ergattert (Postenjäger usw.), also den Befähigungsnachweis nicht erbracht hat, kann rechtens auch nicht den Anspruch auf die Hochachtung stellen, die dem hochdifferenzierten Menschen zuteil wird. Alle Kranken leisten zudem nur Fehlwertiges, bestenfalls Normnahes — und sind insofern schlechte Staatsdiener, schlechte Volksgenossen, welche

Stellung sie auch einnehmen mögen. Krankheit verdient nicht Verehrung, sondern — Therapie!

Aus dem absoluten Wesen Kleinkind, dem „Gotte" wird im Laufe der infantilen Entwicklung das Kollektivwesen, der Kämpfer um Macht und Größe, der Held der Pubertätsprüfung und im Laufe der Pubertätsperiode der heldische Mensch (3. Bd. S. 379), der den errungenen Besitz zu wahren, zu verteidigen, zu mehren und zu erhöhen versteht, Freund und Feind unterscheiden kann, selber niemandes Feind ist und auch dem Feinde freundlich begegnet. Als Mitglied der Gemeinschaft lebt er in der Konjunktur (conjungere verbinden, S. 378); die Konjunktur verläuft in biologischen Kurven: in „guten Zeiten" verdient der Gesunde soviel, wie er braucht, und noch etwas mehr (Ersparnisse), in weniger guten Zeiten verknappt sich sein Einkommen, er „hat aber zum Zusetzen" (vgl. „Spare in der Zeit, so hast du in der Not, S. 526, 590), er kann durchhalten, bis sich die Zeiten wieder bessern, und sie werden sich wieder bessern, noch nie hat das ganze Jahr die Sonne geschienen, aber auch nicht der Regen gegossen, auf die fetten Jahre folgen die mageren und auf sie wieder fette, man kann sich darauf verlassen, man braucht nicht für die Ewigkeit zu sorgen, d. h. nicht so zu tun, als ob man das könne, als ob man die künftigen Geschlechter „absolut sicher stellen" könne, man soll die Kinder zu tapferen Lebenskämpfern erziehen, man darf leben und leben lassen, wir stehen niemals vor dem Nichts (wie wäre das denkbar!), sondern immer nur vor dem Etwas, „die Welt geht weiter", „es geht" immer — so oder so, bald gut und sehr gut, bald weniger gut, aber eigentlich schlechtgehen kann es dem Gesunden nicht, schlecht geht es nur dem Kranken, auch dem, der im Luxus lebt, und der wähnt, es könne „überhaupt nicht mehr gehen", und er müsse das ewig drohende Verhängnis bannen: mit Überarbeit, Übersparsamkeit (Geiz), Geldgier usw. oder mit „fleißiger Faulheit", Verschwendung, „freiwilliger Armut" usw. (wo Nichts ist, kann auch das Verhängnis nichts holen!), jedenfalls mit Krampf. Der Gesunde hat auch seine Sorgen, aber er ist nicht überbesorgt, wie er nicht leichtfertig ist. Er kann auch zeitweise seine Arbeitsstelle verlieren, aber eigentlich arbeitslos kann er niemals werden (er hat gesunde Arbeitsreflexe), auf irgendeine (je spezifische) Weise ist er verdienlich tätig und beißt sich durch. Arbeitslosigkeit ist Krankheit (der Arbeitsreflexe), sie ist in einem Volke immer vorhanden, es gibt immer eine Anzahl Arbeitslose, und sie kann epidemisch auftreten, aber diese Epidemie hat wie jede andere ihre Kurve, sie kommt und geht im rein biologischen Ablaufe, natürlich unter gewissen Umständen, als eine Kette, Reihe von Umständen, von Ereignissen, die aber keine Ursachen, sondern Glieder des Ablaufes sind (§ 3,2 u. 3, B,

§ 12,5). Der Gesunde ist auch nicht überfleißig — so, als ob er „alle" Arbeit selber machen müsse. Seine Arbeits-RSe sinken rechtzeitig in die unaktuellen Funktionsgrade ab, der Gesunde „kann" ausruhen, und er ruht gut nach getaner Arbeit, er hat auch ein Privatleben, er ist mit der Familie, mit Freunden zusammen oder liest und studiert oder widmet sich Liebhabereien oder übt Sport aus oder besucht Theater, Kino usw., kurz er genießt den Feierabend mit der weisen Mäßigung, die Kennzeichen der Vollreife ist. Hin und wieder geht er zu politischen Versammlungen, Vorträgen usw. Der gesunde Erwachsene ist vollkommen, so vollkommen, wie eben „der Mensch" sein kann, und eine andere Vollkommenheit wie die menschliche gibt es realiter nicht, eine über das reine Menschentum hinausreichende, metaphysische Vollkommenheit, sozusagen eine vollkommene Vollkommenheit ist eine dämonistische Abstraktion, und nur Neurotiker können die Übervollkommenheit von sich annehmen oder behaupten oder ihr nachjagen und zwischen Über- und Untermenschentum, All- und Nichtswürdigkeit schwanken — und sind eben darin unvollkommen.

Die genische Selbständigkeit ist die volle Freiheit, Ehre und Selbstverantwortlichkeit im genischen Verhalten; auch hierin ist der Vollreife der elterlich-erzieherischen Aufsicht entwachsen und auf sich selbst gestellt; und auch hierin lebt er im Rahmen der Sitten und Gebräuche, der Regeln und Gesetze seiner Zeit, rein selbstverständlich und ohne jeden Zwang. So unterrichtet er sich vor seinen (bes. den schwerwiegenden) Entscheidungen gern über die Auffassung anderer, bes. älterer, erfahrenerer Menschen, wie er anderseits die seinige zur Verfügung stellt, Selbständigkeit ist ja nicht Unbelehrbarkeit, Versteifung auf die eigene Auffassung als die allein gültige; aber „Rat" ist ihm eben nichts weiter wie das vom Befragten abgegebene (oft prognostische) Urteil, nicht suggestiver Zwang, nicht Orakelspruch, dem man sich blind unterwerfen müsse, nicht Befehl zum — unselbständigen Handeln. „Rat" ist eine assoziative Ergänzung im biologischen Prozeß der Entscheidung, er ist eine Bestätigung oder Berichtigung, oft in Befehlsform, er „trägt bei", aber er ist nicht Ursache der Entscheidung, er wird befolgt, falls die Entwicklung gemäß der biologischen Beschaffenheit des Beratenen in der „angeratenen" Richtung von statten geht, anderenfalls wird er nicht befolgt, kann ja auch gar nicht befolgt werden, nur der Dämonist deutet in den Rat die Zaubermacht hinein, die die biologische Beschaffenheit des Beratenen in die angeratene Richtung zwingen könnte. Auch ein Befehl kann nur gemäß der biologischen Beschaffenheit dessen, der ihn erhält, ausgeführt werden, und so unsinnig es wäre, einem Baum zu befehlen, er solle seine Wurzeln aus dem Boden ziehen und davon-

wandern oder statt Birnen Eicheln tragen oder den Homer auswendig lernen, so unsinnig ist es, einem Menschen befehlen zu wollen, anders zu sein, als wie er ist, oder ihm Befehle zu geben, die er biologisch nicht ausführen kann, selbst falls er an die Möglichkeit des Unmöglichen glaubt. Also auch im Genischen kann sich der Gesunde einem Zwange usw. nur insoweit fügen, wie er sich in die Norm übersetzen läßt. Dies betrifft hier das Verhalten zur Familie, Sippe usw., zu den Ahnen und somit zu Gott (die religiöse Einstellung, den Glauben, die Religionsfreiheit), die Wahl der Freunde, das Verhalten zu Freund und Feind, das Verhalten zur Obrigkeit, zu den Volksgenossen, den Menschen überhaupt, den genischen Gemeinschaftsgütern, ferner zu Tieren und Pflanzen, der Natur überhaupt, ferner zur reinen Kunst, mag sie ausgeübt oder genossen werden, zur reinen Wissenschaft, mag sie produziert oder studiert werden, usw. In allen Dingen lebt und bewegt sich der Einzelne in seiner Gemeinschaft, letztens in der Volks- und Rassegemeinschaft, im Menschentum, der Gesunde gesund, der Kranke auch als Mitglied gesondert, abgesondert, als Individualist, der mit seiner Welt identisch ist wie das ganz junge Kind, als Kollektivist, d. h. Massenglied von kleineren oder größeren Sekten geselliger, religiöser, politischer usw. Art, die alle im Niveau des Kleinkindes, der Kinderstube liegen und in ihrer neurotischen (fanatischen usw.) Ungebärdigkeit nicht selten gefährlich werden und den Gesunden arg zu schaffen machen können, bes. bei epidemischer Ausbreitung.

Auch der genische Besitz mehrt-erhöht sich beim gesunden Vollreifen weiter. Die Familie erweitert sich, und die Kinder wachsen heran, die Eltern gewinnen an Rang in der Familie, der Sippe usw. Der Freundeskreis erweitert, verändert, zentriert und festigt sich. Die Feinde werden mit der ruhigen Gelassenheit der überlegenen Würde freundlich belehrt und abgeführt. Die Zugehörigkeit zum Volksganzen, das Bewußtsein dieser Zugehörigkeit und der mit der Vollreife erreichten Mündigkeit, auch das Rassebewußtsein, das Bewußtsein des Menschentums (Artbewußtsein) erblüht zu den edeln Formen des Stolzes, der weder Überheblichkeit noch Unterwürfigkeit kennt. Die Anerkennung als Vollmensch gehört zum selbstverständlichen Besitz des Erwachsenen, er erwirbt sie geraden Weges und geraden Sinnes, weder mit Krampf nach unten noch nach oben, weder mit Schmeichelei und Schleichelei noch mit dem Zwange der Brutalität. Nicht selten besteht die Anerkennung zunächst und manchmal lange Zeit in ihrer negativen Form: die Leistung ist zu hoch, als daß sie in den Gesichtskreis des großen Publikums einträte, und selbst höher als das Niveau der Fachgenossen; dann folgt die positive Anerkennung in den folgenden Genera-

tionen. So geht es oft dem reinen Wissenschafter, dem reinen Künstler: der Prophet gilt nichts im Vaterlande, sagt man, er gilt nichts bei den Zeitgenossen (der großen Menge), aber dieses „Nichtsgelten" ist da eben die höchste Anerkennung in der noch negativen Form, die Anerkennung, daß der Prophet eben — Prophet, seiner Zeit mehr minder weit voraus ist (S. 494). Und auch die Leistungen des hirnschöpferischen Menschen mehren-erhöhen sich stetig und in kleineren oder größeren Krisen zu ihrer reifsten Entfaltung. Mit den gesunden, den enormen Leistungen sind auch hier nicht die kranken abnormen Leistungen zu verwechseln, doch werden gerade sie nicht selten eine Zeitlang vom Jubel der Menge (S. 534f.) umtobt, bis das gesunde Volksempfinden sich durchsetzt und die Götzen stürzt.

Der höchste sinnliche Wert ist für den Gesunden der Ehepartner, er ist völlig unersetzbar, so lange er lebt. Unersetzbar ist er schon in der Zeit der letzten Ausreifung des Jugendlichen, aber zwischen der bzw. dem Einzig-Geliebten, ja sogar der Braut bzw. dem Bräutigam und der Ehefrau bzw. dem Ehemann ist doch ein großer genetischer Unterschied; aus den Liebespartnern sind eben die Ehepartner geworden, sie sind zur untrennbaren ehelichen Summe verschmolzen, der Prozeß des Zueinanderwachsens hat sich vollendet, und dieser Übergang ist ein hochkrisischer Entwicklungsschub, ist die Hoch-zeit. Die höchsten platonischen Werte sind die Eltern und die Kinder, und auch diese Werte sind völlig unersetzbar. Ebenso wie der Ehepartner, so lange er lebt, normaliter der Einzige ist und bleibt, ebenso hat der Mensch nur eben seine Eltern, Vorfahren, Ahnen und seine Kinder, Nachkommen. Zu den Eltern und damit auch zu den Ahnen, letztens zu Gott hat das platonische Verhältnis mehr den Charakter der Ehrfurcht (Aufblicken, Verneigen, Gottesfurcht, Ahnenverehrung, Anbetung); zu den Kindern mehr den Charakter des Wohlwollens (Herabblicken, Herabneigen, Segnen, Behüten). So ist auch das weniger innige Verhältnis zu den Eltern-Vertretern, Gottesvertretern, zu den Älteren und Alten überhaupt, um so mehr, je höher sie im Range stehen, am meisten zum Oberhaupt des Volkes, dem Landesvater, dem Pater patriae verehrend, und sofern sie nicht verehrungswürdige Personen, sondern etwa Unfähige, Scheinheilige, Postenjäger, Emporkömmlinge usw. sind, ist doch wenigstens ihre Stellung an sich in der Gesellschaftspyramide zu achten. Indes alle diese Personen wechseln, auch die Freunde wechseln, sind ersetzbar, niemals aber die Familie und niemals Gott, der Urahn, der Inbegriff alles Menschlichen. Und niemals ersetzbar ist das Volk, dem du angehörst, das Vaterland, in dem du wurzelst. So werden denn auch trophische Güter als Einzelbesitz oder wechselbare Freundschaften oder Autoritäten normaliter nie-

mals mit Einsatz des Lebens verteidigt, wohl aber Familie, Volk und Vaterland.

Der kranke (paradigmatisch: neurotische) Erwachsene ist, soweit krank, auf kindlicher, hauptsächlich frühkindlicher Entwicklungsstufe stehen geblieben, somit eine in sich gebrochene, genetisch abgestufte Persönlichkeit. In seine höherdifferenzierten Anteile (RSe) geht Krankes nuancierend ein, so daß er auch da nur fastgesund ist. Soweit krank, ist der Kranke also „noch Kind": unselbständig, unreif, unfrei, untauglich, unwürdig, unecht usw. in Beruf und Liebe, doch sind diese Eigentümlichkeiten ganzheitlich verbunden mit den erwachsenen Eigenschaften und Funktionen, so daß sich das allgemein Fehlhafte, Fehlerhafte, Abweichende, Absonderliche ergibt. Der Neurotiker ist auch mit dem Worte „schein-" oder „pseudo-" zu kennzeichnen, also scheinselbständig, scheinreif, scheinfrei, scheintauglich, scheinwürdig, scheinecht usw. Innerhalb der kranken Varianten tut er zuviel-zuwenig, erreicht die (seine!) Meisterschaft mit zuviel Aufwand oder erreicht sie nicht — wie früher (z. B. S. 448, 453, 490) dargelegt. Auch der kranke Meister kann sich im Lebenskampf nur mit Überanstrengung und periodischen Zusammenbrüchen halten, bis er früher oder später ganz zusammenbricht. Die Würde ist ihm Bürde, die Freiheit Fessel, das Selbstverständliche Zwang, die Vorschrift, das Gesetz, die Sitte dämonische Tyrannei, der man sich wachsam unterwerfen (scheingesetzliches, scheinlegales Handeln) oder mit Aufsässigkeit, Widersetzlichkeit begegnen muß (gesetzwidriges, illegales Handeln), um sie in die eigne Allmacht zu entmachten. Er schwankt zwischen Willkür, Brutalität, Intoleranz, Pedanterie usw. und anderseits Selbstdemütigung, Windelweichheit, Byzantinertum, Nachlässigkeit usw., ja er ist beides in einem, seine „Energie" ist nur addierte Schwäche, und seine Schwäche ist nur reduzierter Krampf, seine Despotie ist nur die aufgereckte Form der Ohnmacht, seine Machtentäußerung ist gespannt, alarmbereit, beansprucht die gleiche Anbetung wie ihr Gegenstück, die Despotie, — und betet selber an: den, den man mit der Unterwürfigkeit beherrscht. Seine Gesetzlichkeit ist feindlich (S. 384). Er kann sogar „legal" morden. Er ist ehrfurchtlos und erstirbt in Ehrfurcht. Er ist vor Gott kriechender Gottesleugner, er ist im ewigen Kampfe mit dem Teufel Teufelsanbeter, er ist Gott und Teufel zugleich. Als Wahrheitsfanatiker ist er Lügner, und die Lüge ist ihm Methode der Wahrheitsliebe. Als „Heuchler im Prinzip" ist er am heuchlerischsten in seiner Ehrlichkeit, die eben nur Scheinehrlichkeit ist. Als Großmaul sagt er „nichts", und sein Schweigen ist großmäulig. Alles, was er tut, ist über- und untertrieben zugleich, selbst im Zusammenbruch übertreibt er. Er ist Extremist. Welchen Stand und Rang er erstreiten oder ergaukeln oder

„dem Glück verdanken" mag, immer mißbraucht er ihn und die mit seiner Stellung verbundene Macht. Er „muß" „sein eigner Herr sein", kann niemand über sich dulden außer sich selber. Er wird Beamter, um „versorgt" zu sein. Er weiß mit sich und der Welt nichts anzufangen — und fängt demnach alles an. Er weiß nicht, woran er ist, und er kennt nicht den wahren Sinn seines „ewigen Leidens". Er ist im Stehen immer fallbereit und im Fallen immer bereit aufzuschnellen; er steht und fällt krampfig, er steht und fällt zugleich, er fällt und steht zugleich, nur überwiegt das eine oder das andere periodisch. Er ist der Feind der Menschen, und er ist sein eigner Feind; aber die Feindschaft wähnt er Freundschaft: im Absoluten, das und der er sich dünkt, verschwimmt Feind- und Freundlichkeit, Tod und Leben zum chaotischen All-Nichts. S. Einzelheiten im 6. u. 7. Bde.

3. Die Berufe. Der Sport.

Je mehr der Mensch heranwächst, desto mehr treten die sympathogenen Anteile der sensorischen Muskelaktionen — mit periodischen Schwankungen — zugunsten der ideogenen zurück (§ 6,9), die Begriffsphäre differenziert sich also, je älter das Kind und der Jugendliche wird, in einem rascheren Tempo als die Gefühlssphäre. Die einzelnen Menschen unterscheiden sich im Differenzierungsgrad der Hirnrinde überhaupt wie im verhältnismäßigen Differenzierungsgrad der einzelnen Denksphären. Der erreichbare Diff.- s. Bildungsgrad ist spezifisch; er kann auf keine Weise vermieden oder überschritten werden. Dem Diff.-grade des Gehirns entspricht der des übrigen Organismus, also auch der Ausdrucksorgane. Jeder Mensch hat jeweils einen gewissen Diff.-grad, der höher ist als der vorige, bis der höchstmögliche erreicht ist. Innerhalb des jeweiligen Diff.-niveaus gibt es eine normale Var.-B. der Diff.-grade der einzelnen RSe und ihrer Gefüge. Im Rahmen dieser Var.-B. sind alle RSe, alle Teile des Organismus gleichhoch differenziert, biologisch äqual (S. 100, 144); „geschichtet", also mit biologisch inäqualen Anteilen ausgestattet ist nur der kranke Organismus. Die Funktion der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins ist also nicht Zeichen dafür, daß die Hirnrinde über das jeweilige Niveau hinausdifferenziert wäre, sondern nur daß sie als Zentrale (S. 35, 98) an der oberen Grenze der jeweiligen Var.-B. liegt und eben spezifisch ist (derart, daß sie Organ des Bewußtseins ist, § 3,2). Der Differenzierungsgrad eines Menschen als Ganzen ist um so höher, je höher seine Begriffssphäre differenziert ist; der Diff.-grad der Begriffssphäre ist Indikator des Diff.-grades der Gesamtpersönlichkeit. Die Substanzen der höherdifferenzierten Zellen sind „feinere" als die der wenigerdifferenzierten Zellen, die also „gröbere" sind; der Unterschied ist ein biologischer (S. 88).

Der Diff.-grad der Muskeln ist nicht ohne weiteres am Volumen, also an der Größe und Anzahl der eine Muskeleinheit (z. B. den M.biceps) bildenden Muskelzellen zu ermessen. Ein Muskel kann bei dem einen Menschen aus größeren oder kleineren und aus mehr oder weniger Zellen bestehen als beim andern Menschen gleichen Diff.-grades; es gibt da eine normale Var.-B., auch quoad Kontraktionsintensität (K.-I.) s. Kraft der einzelnen Muskelzellen und ihres Gesamt *). Innerhalb der norm. Var.-B. aber ist die Kraft eines aus mehr Zellen bestehenden Muskels größer als die eines aus weniger Zellen bestehenden gleichhochdifferenzierten Muskels. Die Differenzierung vollzieht sich im Wege der Übungen (S. 245 usw.); diese brauchen nicht besonders intensiv (nicht eigentliche Turnübungen) zu sein, z. B. kann jem., der eine „sitzende Arbeit" hat, doch ein guter Bergsteiger, jem., der viel Treppen zu steigen hat, ein schlechter Bergsteiger sein. Die Kraft kann sich auch bei gleichbleibender Diff.-höhe mehren, die Übungen (Arbeit, Turnen) sind also nicht Ursache der Höherdifferenzierung, auch nicht in den Fällen, in denen sich die Höherdifferenzierung vollzieht: sie ist eben lediglich eine biologische Tatsache, ein Kennzeichen der je spezifischen biologischen Beschaffenheit. So sind denn auch neurotische Funktionsstörungen (Hyper-, Hypofunktionen) mittels Muskelübungen nicht zu heilen.

Es ist klar, daß die Muskeln funktionieren und die Differenzierung stetig und zu Zeiten krisisch weitergeht bis zur spezifischen Grenze. Also wo hohe Differenzierung, da häufige Hochfunktionen (Übungen), nicht aber umgekehrt. Der einmal erreichte Diff.-grad sinkt auch bei der Muskelruhe nicht ab — ebensowenig wie ein 20jähriger wieder 19- oder 10jähriger werden kann. Selbst in den Fällen, in denen bestimmte Muskelgruppen rel. gering funktionieren, ist das rel. geringe Muskelvolumen und die rel. geringe Kraft nicht Zeichen eines geringen Diff.-grades (oder eines Absinkens gegen früher), die gesunden Muskeln können sich bei gleichbleibendem Diff.-Niveau mindern. Auch die krankhaften Muskelveränderungen sind nicht „Regression", sondern anatomische oder funktionelle Hyper- oder Hypotrophien auf infantil gebliebener Entwicklungshöhe. Bei der Involution werden die Muskeln dünner und schwächer, das ist aber kein Krankheitszeichen; aber auch die krankhafte Involution ist nicht Regression, sondern Infantilismus.

Die Ausstattung eines Menschen mit Muskeln ist nach Anzahl der Muskelzellen, Kraft, Größe usw. spezifisch. Auch hierin

*) Die K.-I. der Springmuskeln des Flohes ist relativ viel größer als die der Springmuskeln des Menschen. Der Floh springt etwa 100 mal so hoch wie der Mensch im Verhältnis zum Körpergewicht. Ein guter Turner hat kräftigere, aber nicht immer dickere Muskeln als der Nichtturner. Dicke Muskeln können schwach und schlapp sein. Usw.

gibt es wieder eine norm. Var.-B. Der Gesunde ist in allen Teilen harmonisch, hat auch die durchschnittliche Muskulatur. Die norm. Var.-B. ist ziemlich ausgedehnt. In der Regel sind Muskelmenschen muskelkräftiger als Gehirnmenschen, also weniger-differenzierte Menschen muskelkräftiger als höherdifferenzierte, die dafür gehirnkräftiger sind (Gehirn- s. Denkkraft ist die Intensität der Hirnfunktion, des Denkens). Ausnahmen — auch solche mit regional bes. kräftigen Muskeln — bestätigen die Regel. Der Gehirnmensch, der Sport treibt, hat kräftigere Muskeln als der Nichtsportler. Der Muskelentwicklung entspricht normaliter die Skelettentwicklung. Über Körperbau und Charakter s. im 5. u. 6. Bd.

Innerhalb der Diff.-stufe des Organismus sind die Berufs-RSe bes. ausgegliedert. Die Muskelgruppen, die zu diesen RSen gehören, treten im Rahmen der norm. Var.-B. bes. hervor, sind bes. kräftig, und ihre Funktionsfolge ist bes. gut koordiniert, „ausgearbeitet" (Geschicklichkeit, Gewandtheit). Der gelernte Transportarbeiter geht mit Möbelstücken viel geschickter um als der ungelernte Hilfsmann oder der Kaufmann usw., dem die Möbel gehören; der Mikroskopiker geht mit seinen Arbeitsgeräten viel gewandter um, „sieht viel mehr" als der Ungeübte; der Landmann kann bei seiner Arbeit „die Stadtfräcke" nicht gebrauchen, sie sind ihm nur im Wege, falls sie mithelfen wollen, er ist das Bücken, Hacken usw. gewöhnt, sein ganzer Organismus ist „landwirtschaftlich" und leistet somit auch Ordentliches in diesem Berufe, zum Turnen ist er weder geeignet noch geneigt („er turnt so genug", sagt er, abends braucht er Ruhe von seinem schweren Werken, das bald nach Mitternacht wieder beginnt). Der Beruf ist charakteristisch. Die Berufs-RSe sind immer vorhanden, auch am Feierabend, sie sind auch bei unaktueller Funktion an den dann aktuellen Funktionen biologisch-symbolisch beteiligt: so kann man an den Bewegungen eines Menschen seinen Beruf mehr minder deutlich erkennen. Der Schneider „schneidert immer", d. h. an allen seinen Bewegungen, auch wann er nicht auf seinem Tische sitzt, ist das Schneidermäßige ersichtlich, sie sind eben die eines Schneiders. Usw. Vgl. S. 590.

Der Beruf eines Menschen ist also kenntlich:

1. Am Körperbau im allgemeinen: Je höherdifferenziert ein Mensch, desto höherdifferenziert ist auch sein Beruf. Den rel. geringsten Diff.-grad erreichen die Muskelmenschen, den höchstmöglichen die Gehirnmenschen. Erstere sind athletisch (herkulisch), letztere in der Regel grazil; auch ein „kräftig gebauter" Gelehrter ist lange nicht so robust wie ein Transportarbeiter, übrigens — mag er auch Univ.-Prof. sein — niemals großhirnlich so fein differenziert wie der ausgesprochen grazile Gelehrte. Übergänge kommen vor; ein Boxer z. B. kämpft mit roher Kraft,

ein anderer mit mehr großhirnlicher Beteiligung und ist auch feiner gebaut; der boxende Kaufmann oder Gelehrte kann mit beiden nicht antreten. Regionale Muskelpakete (auch Fettansammlungen) dürfen nicht täuschen; die ausnehmend kräftigen Waden des bergsteigenden Gelehrten sind eben doch grazil und auch hierin ganzheitlich determiniert. Über lepto- und eurysom usw. s. 5. Bd. § $13_{,4}$, 6. Bd. § $2_{,1}$.

2. An der Ausprägung der berufstätigen Muskelgruppen: Der Handarbeiter hat im Rahmen seiner Diff.-stufe bes. „gut entwickelte Arme", der Zeichner feinere und feine Hände, der Naturforscher „Forscheraugen" mit bes. fein entwickelter Augenmuskulatur, der Denker die „Denkerstirn" mit kultivierter Mimik und Gestik, usw.

3. An der Koordination der Muskelaktionen: Das Zusammenspiel der berufsgeübten Muskeln unter sich wie mit den nichtarbeitlichen Muskeln ist je nach dem Beruf verschieden, Haltung, Stellung, Lage und ihre Veränderungen (Gang usw.) sind für die einzelnen Berufsarten typisch, und es gibt keine Möglichkeit, die beruflichen Spezifizierungen auf den Kanon „Mensch" zu redressieren.

Je differenzierter der Mensch, je differenzierter also sein Beruf, desto differenzierter sind auch die Berufsgegenstände. Grobe Muskelarbeit ist rel. einfach, die Bewegungen richten sich auf Lasten, es kommt hauptsächlich auf die rohe Kraft an. Der Grobschmied hantiert mit schweren Hämmern, Eisenteilen usw., der Feinmechaniker mit zarten Instrumenten, zwischen beiden steht etwa der Schlosser. Je mehr bei steigender Kultur die Maschine den Menschen ersetzt, desto geringer wird die Zahl der athletischen Menschen; auch hierbei besteht nicht etwa ein Kausalzusammenhang, sondern eine Koinzidenz kultureller Eigentümlichkeiten. Die wissenschaftlichen Berufe arbeiten mit feinsten Apparaten nach feinsten Methoden an feinen Materialien. Je feiner der Beruf, desto feiner sind die im wesentlichen beteiligten Muskeln, auch die (akustische und optische) Sprache, Beschreibung, „Ausdrucksweise". Für gewisse Berufe sind im wesentlichen Sprech- und Schreiborgan (mit Feder- oder Schreibmaschinenbenutzung) die Apparate, z. B. Ansager, Schreiber; in analogen höheren Berufen entspricht ihre Funktionsfolge den Wortbegriffsreihen als den Beschreibungen der Berufsgegenstände und ihrer Begriffe, wobei je nach dem Diff.-grade der Begriffssphäre mehr aus der Zone der Individualbegriffe oder mehr aus den Zonen der Begriffstypen (des „Überblickes", des Verstandes, der Vernunft, S. 291, 309) beschrieben wird (z. B. Lehrer, Redner, Schriftsteller, Betriebsführer, Beamte, Gelehrte, Denker der verschiedenen Abstufungen). Je höher differenziert ein Mensch, desto verfeinerter sind die Gesichtsmuskeln, die ja an sich feinere

Muskeln als die kompakten Muskeln der Arme, der Beine usw. sind, das Spiel der Mimik und der Gestik. Das „geistvolle" Gesicht des Denkers ist ohne weiteres von dem gröberen Gesicht des Handwerkers oder des Boxers, das vornehme vom gewöhnlichen Gesicht zu unterscheiden. Gerne wird „Hand" zur beruflichen Bezeichnung verwendet, man spricht von Handarbeit, Handwerk, Handlung, Händler, Behandlung (z. B. auch des Arztes, vgl. Chirurg svw. Handwerker), Hantierung, Arbeiter der Faust usw. Daß mit allen Berufs- wie überhaupt sensorischen Tätigkeiten auch Gefühls- und Begriffserregungen verbunden sind, ist genugsam dargetan.

Nach dem Differenzierungsgrade klassifizieren sich die Berufe so:

1. Geringe Diff.-grade: Arbeiter der Faust als Schwerarbeiter, Muskelmenschen. Kleinhirn besonders entwickelt. Bauern als Gutsarbeiter. Ungebildete.

2. Mittlere Diff.-grade: Arbeiter der Faust als Leichtarbeiter, Handwerker wie Tischler, Zimmermann, Maurer (etwa mit Ausnahme der Steinträger, die zu Gruppe 1 gehören), Müller, Gärtner, Schneider, Uhrmacher u. a. Feinmechaniker, Kleinhändler, Kleinbauern usw. Übergänge zu Gruppe 3: Hand-Stirnarbeiter, z. B. kleiner bis mittlerer Kaufmann, Unternehmer, Fabrikant, Händler, Schreiber, Angestellter, Beamter, Berufssoldat, Techniker, Volksschullehrer usw. Mittelgebildete in geringeren und höheren Graden; höchstgebildet in dieser Gruppe ist der Lehrer, die Lehrerin.

3. Hohe Diff.-grade: Arbeiter der Stirn, Kopfarbeiter, Gehirnmenschen. Großhirn bes. entwickelt. Großgrundbesitzer, Großkaufmann, höhere und hohe Beamte, Offiziere, Akademiker, Wissenschafter, Denker usw., Geburts-, Schwert-, Amts-, Finanz-, Hirnadel. Hoch- und Höchstgebildete, Männer und Frauen.

In der sozialen Pyramide (S. 62) nehmen die geringen Diff.-grade die Basis und basisnahen Schichten, die mittleren die mittleren Schichten, die hohen Diff.-grade die Spitzenschichten ein. Innerhalb jeder Schicht sind die Meister jeder Art die höchstdifferenzierten Mitglieder („höchst" also im Rahmen der Diff.-unterschiede der Schicht). Der Beruf ist Kennzeichen der Gesamtpersönlichkeit. Die Schichten der Gesellschaftspyramide sind die Klassen oder Stände. Der pyramidische Aufbau der Gesellschaft (des Volkes, Staates), also die Existenz der Klassen oder Stände ist eine biologische Tatsache, niemand kann sie „abschaffen", wie sie niemand geschaffen hat.

Die drei Gruppen stimmen in gewisser Weise zu denen, in die wir die Menschen nach der relativen Entwicklung der Denksphären einteilen, und wie diese Gruppen sind jene nicht scharf abgegrenzt, sondern es bestehen fließende Übergänge.

Wir unterscheiden Gefühls-, Gegenstands- und Begriffsmenschen.

1. Gefühlsmenschen sind die Menschen,

a) bei denen die Gefühlssphäre über die Gegenstands- und die Begriffssphäre überwiegt: die Kinder und viele Menschen der Basisschichten;

b) bei denen die Gefühlssphäre während des beginnenden Überwiegens der Gegenstandssphäre noch einen rel. breiten Raum einnimmt: die Jugendlichen und die Menschen der Basisschichten, die jüngeren Jugendlichen der Mittelschichten; sie sind die Übergangstypen zu den Gegenstandsmenschen.

2. Gegenstandsmenschen sind die Menschen,

a) bei denen die Gegenstandssphäre überwiegt: die älteren Jugendlichen und die Menschen der Mittelschichten, die jüngeren Jugendlichen der Spitzenschichten;

b) bei denen die Gegenstandssphäre während des beginnenden Überwiegens der Begriffssphäre noch einen rel. breiten Raum einnimmt: die älteren Jugendlichen der Spitzenschichten, die Männer der Übergangsschicht zu den Begriffsmenschen.

3. Begriffsmenschen sind die Menschen, deren Begriffssphäre überwiegt: die Menschen der Spitzenschichten. An der Spitze stehen normaliter „die Köpfe".

Die Frauen gehören natürlich wie die Männer den einzelnen Volksschichten an, sind aber in allen Schichten, also Diff.-graden mehr Gefühlsmenschen. Hochdifferenzierte Frauen haben (auch) eine hochdifferenzierte Gefühlssphäre, ein verfeinertes Gefühlsleben, und dieses überwiegt an Reichhaltigkeit die gleichfalls hochdifferenzierte Gegenständlichkeit und Begrifflichkeit, in dieser Art ist ihr Verhalten bei aller Feinheit, Vornehmheit mehr sympathogen als ideogen. Für die Frauen der Mittel- und Basisschichten trifft dies in den entspr. einfacheren Formen zu. (Vgl. 1. Bd. S. 628.)

Phylisch sind die Primitiven allesamt Gefühlsmenschen. Mit steigender Kultur hebt sich die Spitze der Gesellschaftspyramide mehr und mehr von der Basis ab, und somit gehören die Menschen der kulturellen Frühperiode z. T. noch zu Gruppe 1 a, z. T. zu 1 b, die führenden „Köpfe" (Häupt-linge, Medizinmänner, weise Frauen usw.) auch schon zu 2 a, später auch zu 2 b, in den mittleren Kulturzeiten sind die Menschen von 2 a und 2 b zahlreicher und sind führende Köpfe schon Begriffsmenschen, in den höheren und hohen Kulturen sind diese zahlreicher und höher differenziert, wie überhaupt bei fortschreitender Kultur die Diff.-höhe des gesamten Volkes (also auch der Basis- und Mittelschichten) zunimmt, so daß die Kinder hoher Kulturen homolog den Erwachsenen früherer Kulturstufen sind. Dies letztere trifft

übrigens auch für den Neurotiker zu, der ja, soweit krank, auf infantiler Differenzierungsstufe stehen geblieben ist und sich da in die Überfunktion entwickelt hat (S. 640 usw.); er ist also Archaist, wie er Infantilist ist, er weicht als Gefühls-, Gegenstands- und Begriffsmensch (-neurotiker) von der norm. Var.-B. ab.

Wie alle Gefühlsmenschen erleben und behandeln die Basismenschen ihre Gegenstände rel. hochgefühlig, doch sind ihre Gegenstände (im Unterschied von denen höherdifferenzierter Gefühlsmenschen, und natürlich auch im Unterschied von denen der Gegenstands- und Begriffsmenschen) wenig ausgegliedert, noch kompakt, einfach, sozusagen unbehauen, roh — und ebenso ist das Verhalten zu ihnen, das Arbeiten mit ihnen. Gefühlsmenschen leben vw. in der Gefühlswelt, führen ein rel. in- und extensives Innenleben (1. Bd. S. 589); die Gefühle der Basismenschen sind wiederum noch wenig gegliedert, kompakt, einfach, roh, und zwar jede Gefühlsspezies. Der Basismensch ist nicht etwa bloß gutmütig, treuherzig, harmlos usw., er ist „naiv" (Wort aus nativus zu nasci, also svw. ursprünglich) auch in seinem Hunger, seinem Haß, seinem Zorn, seiner Angst, seinem Schmerz, seiner Trauer usw., sein rohes, rauhes Zupacken ist nicht „gefühllos", sondern Ausdruck zyklopischer Gefühle (als sympathogener Anteile), man kann es eher „gefühlvoll" nennen, doch gilt das Wort auch für höherdifferenzierte Gefühlsausdrücke, wird auch synonym mit „sentimental" (etwa svw. allzu gefühlvoll) gebraucht — und „sentimental" ist der Basismensch nun gerade nicht (ebenso wenig übrigens wie jeder andere Gesunde).

Die Gegenstandsmenschen leben vw. in der Welt der Gegenstände (Außenwelt), sie führen vw. ein Außenleben, ein äußerliches Leben, als Praktiker, die entspr. dem Diff.-grad ihrer Gegenstände geschickt hantieren, als „Weltmenschen" mit einem ausgeprägten „Tatsachensinn", an dem weder die Gefühle noch „des Gedankens Blässe" stark beteiligt sind. Ihre Gegenstände sind weniger gefühlig als die der Gefühlsmenschen (sozusagen „sachlicher") und weniger begriffig als die der Begriffsmenschen (1. Bd. S. 558). Ihre sensorischen Ausdrucksaktionen sind sozusagen „rein" aus der modalen Sphäre gespeist, enthalten also weniger sympathogene Anteile als die Aktionen der Gefühlsmenschen und weniger ideogene als die der Begriffsmenschen, und zwar verschiebt sich das Verhältnis des sympathogenen zum ideogenen Anteil um so mehr zugunsten des letzteren, je höher der Beruf, also der Diff.-grad in dieser Schicht ist. „Der Maurer kann's, der Polier kann's und versteht's, der Architekt versteht's"

Die Begriffsmenschen leben vw. in der Welt der Begriffe, im „Jenseits" (1. Bd. S. 698), in der Welt „des Geistes", der Gedanken und Überlegungen, des Verstandes und der Vernunft. Ihre Gegenstände sind weniger gefühlig als die der Gefühls- und der Gegenstandsmenschen, dafür mehr begriffig, d. h. sie stehen der Begriffsbeschaffenheit nahe, während die Gegenstände der Gefühlsmenschen der Gefühlsbeschaffenheit nahe stehen. Ihre Begriffe sind entspr. dem Diff.-grade mehr minder vielfältig und reich ausgegliedert, immer aber mehr als die der Gegenstands- und gar der Gefühlsmenschen. Demgemäß haben ihre sensorischen Aktionen mehr ideogenen Anteil als die der Gegenstands- und noch weitaus mehr als die der Gefühlsmenschen - entspr. treten die sympathogenen Anteile zurück, doch sind die Begriffsmenschen nicht etwa „gefühllos", sie sind nur überlegsam, gelassen, bedächtig, „ruhig", verständig und vernünftig, weise. Die vw. betätigten Muskeln sind die feineren, kleineren (Auge, Gesicht, Hand, Finger, Kehlkopf als Sprechapparat), und sie sind obendrein feiner differenziert als bei den Gegenstands- und den Gefühlsmenschen, die mehr die größeren und großen Muskeln betätigen (abgesehen von den gebildeten Frauen).

Man kann die Gefühlsmenschen die Instinktiven (vgl. S. 176), die Gegenstandsmenschen die Intuitiven, die Begriffsmenschen die Intellektiven nennen, wobei „Instinkt" Bezeichnung für Gefühl, Gefühlserregung und derart „Antrieb", „Intuition" für „reine, unmittelbare Anschauung", „Intellekt" für „begriffliche Einsicht" ist. Man kann ferner die Gefühls- und die Begriffsmenschen als die Introvertierten, die Gegenstandsmenschen als die Extravertierten bezeichnen. Es ist aber zu bedenken, daß den Instinktiven, bes. denen höherer Kulturen und denen höherer Diff.-grade (Frauen) die Intuition nicht fehlt und auch ein gewisser Grad von Intellekt (bes. wieder den gebildeten Frauen) zu eigen ist, ferner daß auch die Intuitiven zu Zeiten (gemäß der je spezifischen Funktionsperiodik) instinktiv handeln und einen Grad von Intellekt haben, den man in feiner Wortwandlung mit Intelligenz (auch Klugheit) bezeichnet, endlich daß auch die Intellektiven zu Zeiten instinktiv und intuitiv handeln. Das Analoge gilt für die Intro- und die Extravertierten; diese Fachausdrücke von C. G. Jung gelten aber obendrein eigentlich für kranke Menschen (ebenso die Terminologie E. R. Jaenschs); vgl. das fein durchgearbeitete System von J. H. van der Hoop. Auch Intellektualismus bezeichnet Krankheit, nämlich Hypertrophie der Begrifflichkeit, „intelligente Dummheit".

Zwischen den einzelnen Gruppen und zwischen den einzelnen Ebenen jeder Gruppe (Schicht) gibt es Übergänge. Die Angehörigen eines gewissen Berufes können verschiedenen Schichten

angehören, der Beruf als solcher sich also durch die Schichten hindurcherstrecken, z. B. der Bauer kann Schwer- und Leichtarbeiter sein und als Verwalter, Besitzer mit höherer Bildung zur Gruppe 3 gehören (gewöhnlich zu ihren unteren Stufen), der Kaufmann gehört zur Gruppe 2, der studierte (Dipl.-)Kaufmann in den Grenzbezirk zwischen 2 und 3 oder zu 3, der Nationalökonom usw., bes. der Hochschullehrer zur Gruppe 3, der Schriftsteller gehört je nach dem Niveau seiner Arbeiten zu den verschiedenen Ebenen der Gruppe 2 und 3, der Schlächter gehört zur Gruppe 1 oder 2, der Chirurg, der analoge Handlungen vornimmt wie der Schlächter (Abkömmling des Opferpriesters), aber zur Erhaltung und Heilung von Tier und Mensch arbeitet, gehört zur Gruppe 3, der Schlosser, Installateur usw. zählen zur Gruppe 2, der Techniker zur oberen Grenze von 2, der Dipl.-Ing., der technische Lehrer und Hochschullehrer zur Gruppe 3, usw. Die Begriffsmenschen sind mehr Denker als Täter, umgekehrt die Gegenstands- und die Gefühlsmenschen, doch ist der Gesunde, auch der Höchstgebildete niemals bloß Denker, sondern steht allenthalben mit der Welt der Gegenstände und der Gefühle in stark-lebendigem Zusammenhange, sein Denken hat praktischen Wert, seine Beschreibung ist „lebensnah" und an der Erlebniswelt kontrollierbar und kontrolliert, er ist Empiriker, auch als sog. Geisteswissenschafter (3. Bd. S. 354). Die verstiegene (neurotisch oder gar phrenotisch entartete) Ideologie aber hat mit der Welt der Gegenstände und der Gefühle nur noch einen ganz dünnen Zusammenhang, ist in sich versponnen, weltfremd und weltfern, abstrakt im hypertrophen Sinne, nur der Denkkranke kann sagen, sein Reich sei nicht von dieser Welt, und sich so verhalten, als ob sich die Welt nach seinen ideokratischen Maximen zu richten habe oder richten könne, ein „Gott", der die Tatsächlichkeit nach seinen Ideen gestalten zu können wähnt und an eben dieser Tatsächlichkeit scheitert und zerbricht.

Jeder Mensch ist als Kind Gefühlsmensch; dann differenziert sich mehr und mehr die Gegenständlichkeit und die Begrifflichkeit — in den Graden der genannten Gruppen. Wie weit die Differenzierung, der Aufstieg geht, ist Sache der Spezifität. Der eine wird ein kleiner, der andere ein großer Meister; die Kranken bringen es entweder überhaupt nicht zum Meistertum, oder wer von ihnen „es schafft", wird niemals ein echter, sondern immer ein schlechter Meister. Die Gesunden bilden sich auch als Meister noch weiter und kommen nicht nur vorwärts, sondern auch aufwärts, viele erreichen in der sozialen Leiter höhere Stufen. Manches Kind geht in seinem Bildungsgange in eine höhere Schicht über, als die der Eltern ist. In dieser Art erneuert sich ständig und zu Zeiten krisisch die Gesellschaftspyramide von unten nach oben. Die Basis ist der Mutterboden, aus dem die Mittel- und

Spitzenschichten immer wieder neue Kräfte, neues Blut erhalten; sie wird nie leer, sie nimmt den weitesten Raum ein, die Basismenschen sind am fruchtbarsten, sie können es sich raumgemäß leisten, viele Kinder zu haben, mehr als die Mittel- und Spitzenmenschen mit ihrem immer schmäleren Lebensraum. Viele Basis- und Mittelmenschen bleiben in ihrem Stande, ihre Kinder nehmen in der elterlichen Schicht an dem allgemeinen Kulturaufstieg des Volkes teil; andere dagegen streben nach oben, sind für höhere Berufe begabt, durchlaufen („Laufbahn", „Karriere") eine oder mehrere Schichten, kommen zu hohen Stellungen und Ehren. „Dem Tüchtigen freie Bahn" — heißt: der Tüchtige macht sich die Bahn frei; daran eben erweist er seine Tüchtigkeit. Manches „Kind des Volkes" arbeitet sich bis in die höchsten Spitzenschichten hinauf. Spezifisch wie die obere Grenze der Differenzierung ist auch das Tempo des Aufstieges. Der Gesunde, auch der Geniale, braucht seine Zeit, er klettert brav und ehrlich von Stufe zu Stufe, er durchlebt die stetige vertikale Reihe von Einzelheiten, er kommt echt durchgebildet zum Ziele. Aufstieg ist gesund, Abstieg (= Herunterkommen) ist krank: nur der Kranke sinkt unter den väterlichen Stand, „erniedrigt" sich, „verkommt"

Aber auch der Aufstieg kann krankhaft sein. Der Kranke (Neurotiker) erkämpft nicht, sondern erkrämpft seine Ziele, sie sind bestenfalls normnahe und dann zu weit gesteckt, oder sie sind falsche Ziele und auch als diese zu weit gesteckt. Der Fanatiker, Ehrgeizling z. B. will das „Unmögliche" und glaubt an die Möglichkeit des Unmöglichen, ja dieser „Glaube" ist ihm, wie er wiederum glaubt, das „Fundament alles Lebens und Strebens". Er muß „unter allen Umständen", „koste es, was es wolle" der Erste sein und ist von der „absoluten Richtigkeit" seines Wollens, seiner Richtung ebenso zwanghaft (d. h. zweifelig) „überzeugt", wie er „sich unbedingt durchsetzen" muß. Sein Ziel mag z. B. heißen: ich will ein ganz großer, d. h. bei ihm der überlebensgroße, der einzige Kaufmann werden, dann ist ihm jedes Mittel recht (nach dem Motto: der Zweck heiligt die Mittel), nur nicht das der ehrlichen, sachlichen Arbeit, und mag er auch überfleißig sein, „alles" selber machen, so ist dieser Fleiß doch nur Hypertrophie, ein unablässiges „Tun als ob", ein verbissenes Arbeitspielen. Seine Vielgeschäftigkeit kann als enorme Tüchtigkeit imponieren, tatsächlich ist sie nur abnorm. Er kann emporkommen, ist aber nur Emporkömmling. Sein Tempo ist überhitzt, überstürzt, er überspringt alle Zwischenstadien, ja für ihn gibt es keine Grenzen, wie er sprunghaft seine Interessen wechselt, alles und nichts weiß, eine Scheinbildung, Verbildung hat, an deren „Echtheit" er zwar immer zweifelt, aber nicht zweifeln lassen „darf". Mancher kommt zu jung in hohe Stellungen,

es fehlt ihm die erforderliche Reife, Sachkenntnis, Erfahrung, er meidet jede Entscheidung oder entscheidet blindlings, in seiner Unsicherheit spielt er wohl „Radfahrer": katzbuckelt nach oben, tritt nach unten. Mit dem Amt kommt eben der Verstand nicht; das Sprichwort ist ironisch. Manche hochstapeln sich aufwärts, nutzen Gelegenheiten aus, dienen nicht, sondern dienern sich hinauf, es kommt ihnen ja nicht darauf an, die vorschwebende Stellung ordentlich auszufüllen (obwohl sie das behaupten), sondern darauf, sie mit allen Mitteln zu erobern. Mancher „hat Glück", die Konjunktur („die Zeit") arbeitet für ihn, er wird wie ein Säugling auf den erträumten Posten gehoben, wie ein Kork von der Welle emporgeschwemmt (z. B. Revolutionsblüten), sein Aufstieg ist ein unechter, ein Scheinaufstieg, sein Ruhm ist „gemacht", und er fühlt sich in der großen Rolle keineswegs wohl, sondern muß ewig im Kampf mit dem Verhängnis bleiben und somit ewig übermenschliche Aufgaben leisten, mögen sie auch nur im Leisten der Unterschrift (als Schreibarbeit) bestehen (falls er hierzu nicht auch unfähig ist [Schreibangst]). Er ist eben den tatsächlichen Aufgaben, die je nach Stellung mehr minder umfängliche, bedeutsame, aber immer nur menschliche und zwar erwachsene sind, nicht gewachsen und lebt im ständigen Zweifel an seiner All- und Nichtswürdigkeit, so daß er gar keine Zeit zu sachlicher Tätigkeit hat, nur noch gemeinplätzige Richtlinien ausgibt und seine Leute „für sich" arbeiten „läßt"; dabei kann sein Unternehmen lange Zeit bestehen und florieren, falls die Konjunktur günstig ist und gute Mitarbeiter vorhanden sind, es ist ja ein eigenlebiger Organismus, und „der Herr" stört bloß seine Funktion. Usw. Jeder Aufstig, der sehr rasch („fabelhaft", „phantastisch") erfolgt, ist verdächtig auf Hypertrophie, die nur eben zunächst nicht diagnostiziert wird, und auf drohenden Zusammenbruch, der letztens unvermeidlich ist. Aber krank ist auch der Mensch, der aus lauter Angst vor dem Aufstieg mit seinen höheren Pflichten und Rechten seine Begabung geheimhält, seine Ziele sich zu nahe steckt, jede Prüfung meidet und sein Licht unter den Scheffel stellt. Usw.

Spezifisch ist es, ob einer exekutiv oder prolativ arbeitet (S. 373). Der exekutive Mensch bleibt rel. jung auf einer gewissen beruflichen Entwicklungshöhe stehen und übt so seinen Beruf gleichbleibend aus. Der prolative Mensch entwickelt sich über die Höhe der exekutiven Altersgenossen hinaus, er ist ihnen voraus, seine Arbeit ist förderlich (prolativ zu proferre vorwärtstragen, -bringen). Viele Erfinder und Entdecker sind prolative Menschen (S. 562); sie sind Könige ihres Berufes, die Exekutiven sind die Kärrner, die Arbeit haben, wann die Könige bauen. Aber auch die Prolativen erreichen einen Höhepunkt, von dem an sie nur noch exekutiv tätig sind, z. B. ihre fertige Idee, ihr

System ausbauen. Die Prolativen stehen den Genialen nahe; jene sind im trophischen, diese im genischen Gebiete (hirnzeugerisch, kreativ, S. 433) tätig, doch gibt es viele Mischfälle. Die gesunden Menschen, ihr Arbeiten und Schaffen sind produktiv (S. 373). Über Arbeitsneurosen s. im 7. Bd. § 3.

Der vollerwachsene Sportler ist entweder Liebhaber (Amateur) oder Berufssportler (Professional, S. 371). Auf welchem Gebiete er sich betätigt und wie weit er es bringt, ist wiederum Sache der Spezifität. Niemand kann sich über sich selber hinaussteigern noch vor der Hochstufe seiner biologischen Entwicklung haltmachen. Trainiert ein Sportler fleißig, nun so sind eben seine Sport-RSe so häufig, wie eben die Übungen stattfinden, in Hochfunktion; die Übungen sind aber nicht realiter Wirkungen eines mystischen Willens, der im Menschen wohne und die Muskeln nach seinem Belieben in Funktion setze und am meisten gelobt werden müsse, wenn er recht eisern, ja verbissen, fanatisch sei, anderseits aber doch vom Ich, einem Gegenwillen beherrscht werden solle usw. Es ist auch nicht Wirkung eines schlechten, ungenügenden Willens, daß ein Sportler in bescheidenen Grenzen bleibt. Mancher ist freilich krank, als Übertreiber (Rekordsucht, „über Leichen gehen", auch über seine eigne, „ewig mit dem Tode kämpfen", Rücksichtslosigkeit gegen Weib und Kind, unfaire Kampfesweise, Sportfimmel usw.) oder als Untertreiber (Angst vor der Leistung, Entwertung des Sportes usw.); vgl. S. 363. Der Höhepunkt der sportlichen Fertigkeiten liegt in der Regel in einem rel. frühen Alter. Auch der Liebhaber kann es zur Meisterschaft bringen, für den Professional ist dies unerläßlich: er wird ein kleiner oder ein großer Meister (Weltmeister), und er hat seinen Titel zu verteidigen. Der vornehmste Sport ist der Waffendienst. Er ist auf die Verteidigung der höchsten Gemeinschaftswerte gerichtet (§ $8_{,4,E}$). Er wird somit auch mit „tödlichen Waffen" geübt und erfordert im Ernstfalle den Einsatz des Lebens. Auch im Sport ist es das Richtige, Gute und Schöne: von der Pike auf dienen; doch gibt es auch hier Emporkömmlinge, kranke Untergebene und kranke Führer mit kranken (über-, untertriebenen) Leistungen.

Die Differenzierungsgrade der Sporttätigkeit sind die gleichen wie die der Berufstätigkeit (S. 645).

1. Geringe Diff.-grade: Athleten, Boxer, Ringer.

2. Mittlere Diff.-grade: Turner, Fuß-, Faustballer, Läufer, Springer, Fechter, Schützen, Jäger. Gruppe 1 und 2 Muskelsportler.

3. Hohe Diff.-grade: Skat-, Rätsel-, Schach-, Denksportler, Taktiker, Strategen, Kopfsportler.

Anmerkung. Über „Schichtung".

Der menschliche Organismus ist ein Zellenstaat — ist er nicht analog geschichtet wie die Gesellschaftspyramide (der Staat)? Nein. Der Einzelne gehört nicht allen Schichten der Ges.-Pyr. an, sondern nimmt in ihr einen bestimmten (den seiner Spezifität entsprechenden) Platz ein, gehört also zu einer bestimmten Schicht; für ihn kommt nur die dieser Schicht eigentümliche norm. Var.-B. der Differenzierung in Betracht. Innerhalb dieser gibt es also gewisse Diff.-Unterschiede, z. B. sind die Zentralen der Organsysteme höherdifferenziert als die peripheren Teile, aber diese Unterschiede pflegt man nicht als Schichtung zu bezeichnen. Der Organismus gehört ferner nicht den verschiedenen Altersstufen (also der vorgeburtlichen, der kindlichen, jugendlichen usw.) zugleich an, sondern jeweils „einer", nämlich der jeweils erreichten; er enthält also normaliter nicht embryonal-foetale, infantile usw. Anteile zugleich, sondern ist auf jeder Altersstufe einheitlich (mit norm. Var.-B.) differenziert. Er gehört auch nicht verschiedenen phylischen Stufen an, sondern ist einheitlich „Zeitgenosse". Von Schichtung dieser Art kann beim Gesunden nicht die Rede sein. Gänzlich unbiologisch ist die Einteilung des Organismus in edle und unedle Organe (S. 100), jene sollen die oberen, offengetragenen (in Sonderheit der Kopf, die Stirn mit Gehirn), diese die unteren, verhüllten (in Sonderheit die Genitalien) sein. An diese „Schichtung" knüpft die populäre Psychologie an, indem sie in die unteren Teile die bösen, in die oberen die guten Dämonen fingiert (vgl. z. B. Dr. G. R. Heyers „Seelenkunde"), aber auch in der wissenschaftlichen Psychologie ist von „seelischen Schichten" die Rede. Realiter ist der gesunde Organismus nicht geschichtet, sondern entwicklungsäqual; dagegen ist der kranke Organismus geschichtet, seine kranken RSe sind inäqual. Vgl. S. 356, 5. Bd. § 3 usw.

Die Schichtung der Ges.-Pyr. kann also nicht auf das Einzelwesen übertragen werden. Daß der Mensch — und zwar gemäß seiner je spezifischen Diff.-Stufe — die Ges.-Pyr. erlebt, beweist nicht eine analoge Schichtung der Hirnrinde, sondern eben nur eine bestimmte Klassifikation des Erlebten, der Aktualitäten, wie S. 41, 356 dargetan. Und nur bei Kranken finden sich eben inäquale Anteile vor. Mit dieser Schichtung nach dem Diff.-grade hat natürlich die anatomisch-regionäre oder die ontogenetisch-anatomische Einteilung (Segmente) nichts zu tun.

4. Wissenschaft und Kunst.

Mit „wissen" wird die Funktion der optischen Begriffssphäre, darüber hinaus (gemäß der Präponderanz der Sehfunktion, S. 477, 1. Bd. S. 589) der Begriffssphäre überhaupt im Verhältnis zur Funktion der Gegenstandssphäre und der Gefühlssphäre bezeichnet. Man muß gegenständlich gesehen (usw.), auch Gefühle erlebt haben, dann „weiß" man (1. Bd S. 705). Der Wissensgrad ist also der Diff.-grad der Begriffssphäre und zeigt wie dieser den Diff.-grad der Gesamtpersönlichkeit an (S. 641). Der für den Einzelnen erreichbare Wissensgrad ist spezifisch; man nennt ihn auch Bildungsgrad. Die Gruppierung nach dem Wissen ist die S. 645 f. mitgeteilte. Die geringsten Wissensgrade hat das Kind, sein Wissen wächst mit ihm, die höheren Wissensgrade hat der Jugendliche, die hohen und höchsten der Voll- und Höchstreife. In der sozialen Pyramide eignen die geringsten Wissensgrade den Basis-, die höheren den Mittel-,

die hohen und höchsten den Spitzenmenschen. Analog die phylischen Diff.-unterschiede im Ablaufe der Kulturperiode. Die hohen und höchsten Grade des Wissens nennt man Wissenschaft; die geringeren Grade sind die vorwissenschaftlichen, innerhalb deren sich die niedrigen Grade als die einfachen, schlichten, primitiven, naiven abheben und auch als Dummheit (3. Bd. S. 105) bezeichnet werden (der Dummheit widerspricht nicht eine gewisse Pfiffigkeit, Bauernschläue, der Mutterwitz, auch nicht die berufliche Gewandtheit, doch wird das Wort oft im Sinne der pathologischen Dummheit angewandt, die wie alles Kranke Symptom einer anatomischen oder rein funktionellen [z. B. Angst vorm Wissen] Abweichung ist).

Der gesunde Mensch jeder Altersstufe ist wissenshungrig, er strebt nach Erweiterung-Erhöhung seiner Bildung und eignet sie sich an gemäß der Differenzierungsmöglichkeit seiner Hirnrinde. Je älter er wird, desto mehr neigt er zur Besinnlichkeit, zur „Einkehr in sich selbst", zum Nachdenken auch über die „Letzten Fragen", viele beschäftigen sich mit Büchern der Weltweisheit. In Zeiten eines allgemeinen Bildungsniederganges schwinden in weiten Kreisen die höheren, edleren Interessen, sogar bei vielen Mitte- und Spitzenmenschen, die da auch kein Geld haben, sich Bücher anzuschaffen; die Bildung nimmt eine kollektivistische Verflachung an, ja die höhere Bildung gilt wohl gar als unsozial und als sträflicher Dünkel, mit dem man „gehörig abrechnen" muß. Auf eine solche Absenkung des Kulturniveaus, die mit epidemischen Übertreibungen verbunden sein kann, folgt dann wieder ein Anstieg, falls sich das Volk überhaupt noch in der aufsteigenden Strecke seiner Kulturperiode befindet.

Das Wissen ist ein allgemeines und ein spezielles. Die zu den Arbeits- bzw. Schaffens-RSen gehörende Begrifflichkeit ist „speziell", d. h. bes. reich ausgegliedert. Der Student überragt den Handwerker an allgemeinem Wissen und auch an Wissen in seinem Fache, aber der Handwerker ist auch begrifflich in seinem Handwerk mehr bewandert, erfahren. So unterscheidet sich „Bildung" und „Ausbildung", die allgemeine und die fachliche Bildung. Auch der Wissenschafter spezialisiert sich gemäß seiner biologischen Beschaffenheit, d. h. er erreicht eine bes. hohe Differenzierung in einem bestimmten (seinem) Fachgebiete; nicht wenige Wissenschafter sind auf mehreren Gebieten „zuhause", doch ist der Gesunde niemals „einseitig" (S. 473). Ein umfassendes Wissen hat der echte Philosoph (S. 310); es ist um so umfassender, je höherdifferenziert die Begriffssphäre in den Zonen des Verstandes und der Vernunft, also der Kollektivbegriffe ist: um so „größer" ist der Philosoph. Wissen kann lexikalisch sein, die Einzelheiten stehen da nebeneinander; sind sie weitgehend miteinander assoziiert, so ist das Wissen Weisheit.

Der echte Philosoph ist ein Weiser, ein kleiner oder ein großer, je nach Spezifität.

Auch die wissenschaftliche Entwicklung vollzieht sich im Wege des Lernens, als Lernen, auch der Wissenschafter muß sich durch die Fülle der Einzelheiten hindurcharbeiten, bis er zur Meisterschaft gelangt, und auch der Meister als Jungmeister hat fleißig weiterzuarbeiten, um es zum Großmeister zu bringen. Auch das Genie braucht seine runde Zeit, bis es ausreift. Für den Wissenschafter gibt es keinen Achtstundentag. Die wissenschaftliche Ausbildung dauert mindestens fünf Jahre länger als die handwerkliche oder kaufmännische, dafür winkt dem Wissenschafter eine rel. gering besoldete oder ertragarme Stellung: sein innerer Reichtum ist größer als die äußere Entlohnung seiner Tätigkeit, er erhält nicht mehr, als der praktischen Verwertbarkeit entspricht, und diese liegt über dem Niveau des täglichen Lebensbedarfs, der für die große Masse das Wichtigste ist und vielen Sozialtheoretikern überhaupt das Wichtigste dünkt. Indes der Wissenschafter, bes. der reine Denker, der Philosoph weiß, daß das Denken rel. billig im Kurs ist, und er ist damit einverstanden, in der Art seines Gesamtverhaltens, seiner rel. geringen „irdischen" Bedürfnisse braucht er nicht mehr äußern Besitz, als er hat, aber er verachtet „das Irdische", auch den äußern Reichtum nicht, er ist nicht weltflüchtig, seine Macht liegt nur eben mehr in der begrifflichen Sphäre.

Und diese Macht verteidigt er auch. Die Jugend drängt nach, neue Richtungen mit neuen Ergebnissen stellen sich ein, ja ganze neue Wissenschaften entstehen, und der Meister hat sich mit ihnen auseinander- oder zusammenzusetzen, und solche Kämpfe — in den HASTF-Reihen verlaufend — lassen an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig, bes. in den Denkgebieten, in denen es um Grundsätzliches geht, wobei die strittigen Punkte oft ganz feine, aufs feinste zugespitzte Differenzen zweier Weltanschauungen und somit „prinzipiell" unvereinbar sind. Der gesunde Wissenschafter prüft das Neue forscherisch, in Richtung auf das Vor-Aufwärts, bereitwillig, unvoreingenommen, fähig um- und hinzuzulernen, seinen innern Besitz, seine Einsicht, Erkenntnis zu erweitern und zu erhöhen; sein Kampf ist freundlich, ehrlich, sachlich, auch wo die Persönlichkeit selber zur Erörterung steht, dankbar für jeden Gewinn, der normaliter immer auf beiden Seiten liegt. Sachliche Kritik ist ihm willkommen, er lernt aus ihr. Er weiß, daß niemand allwissend ist, aber daß wir auch nicht nichts wissen; seine Erkenntnis gipfelt nicht in dem verzichtlerischen „Ignoramus, ignorabimus", sondern in dem tapferen „Non ignoramus". Auch seine Abwehr ist fortschrittlich. Er diskutiert nicht nur mit Freunden, jüngeren und älteren, er hat sich auch gegen die Feinde zu wehren, die die

Wissenschaft für einen überflüssigen Luxus oder geistigen Hochmut halten, sie einebnen, in den Dienst der Kirche, der Politik usw. zwingen, ihr Ziele und Methoden vorschreiben oder sie sonstwie erniedrigen wollen. Der gesunde Wissenschafter verteidigt seine Würde, Ehre, Freiheit, und das „eppur si muove" ist der Wahlspruch seiner Unbestechlichkeit und Wahrhaftigkeit.

Die gesunde Wissenschaft steht — wie alle gesunde Tätigkeit — im Dienste der Gemeinschaft, des Volkes, der Menschheit. Sie kann nur nützen, ja ihr Nutzen umgreift weitere Gebiete als die Praxis des Gegenstandsmenschen, um so weitere, je höherdifferenziert sie ist, je mehr sie sich in der Zone der Vernunft, der Weisheit bewegt. Die Weltgeltung eines Volkes wird letzten Endes von der Höhe seiner Wissenschaft bestimmt. Noch immer hat „die Idee" über die rohe Kraft gesiegt. Die Höhe der Wissenschaft ist die Höhe der Kultur. Die gesunde Wissenschaft bedarf keines Zwanges, wie sie auch keinen Zwang ausübt. Sie lehnt auch den Versuch ab, ihre Diff.-grade zu nivellieren. Sie ist in allen Graden „volksgemäß" im Sinne der Zugehörigkeit zum Volksganzen und in dieser Art auch spezifisch; die deutsche Wissenschaft ist anders wie die französische oder die chinesische, aber jede echte Wissenschaft trägt das Merkmal der Universalität und ist somit zwar in erster Linie vaterländisch, darüber hinaus aber weltnützlich. Als „volklich" muß die Wissenschaft aber nicht durchaus „populär", „volkstümlich" sein, sie kann es auch gar nicht, ihre Diff.-grade sind ebenso wenig einzuschmelzen wie die pyramidische Struktur der Gesellschaft. Die Wissenschaft hat — Wissenschaft zu sein, sie ist es normaliter, sie kann sich Sonderinteressen nicht unterordnen, sie kann sich nicht verleugnen, sich nicht untreu werden, sie kann als gesund nicht entarten. Es gibt eine populäre Wissenschaft, aber nicht alle Wissenschaft läßt sich popularisieren, und daß sie dafür nicht geeignet ist, tut ihrem Wert keinen Abbruch. Am ehesten ist die Philosophie als Weltanschauungslehre zu popularisieren, sie geht alle an, und sie ist allumfassend, es besteht da nicht das Bedenken, daß viele Sachverhalte bei den Wenigergebildeten in andere Sinnzusammenhänge einrangiert werden als bei den Hochgebildeten und so Mißverständnisse entstehen, wie das bei den Fachwissenschaften der Fall ist. Die Psychobiologie als Weltanschauungslehre geht den Basis- und Mittemenschen sogar leichter ein als den Spitzenmenschen mit ihren ausgefestigten und vielfach erstarrten, verbildeten Gehirnen — und eben darin erblicke ich (nicht etwa ein „suggestives Moment", sondern) ein Zeichen der Lebensnähe, Tatsachenrichtigkeit und Zukunftsicherheit. Was ich lehre, kann jeder verstehen; ich schreibe freilich in diesem Werke die wissenschaftliche Sprache, ich will die Lehre vor dem Forum der Wissenschaft ausbreiten, die Wissen-

schafter sind die Lehrer des Volkes; in der Praxis, in Vorträgen usw. aber spreche ich auch populär, und es ist nicht schwer, das Wesentliche, also Erforderliche selbst älteren Kindern verständlich mitzuteilen.

Die Wissenschaft ist nicht die Ursache der Objekte, die sie erforscht und beschreibt, sie kann auch an ihnen nichts ändern, sie ist nicht eine dämonische Macht, die über den Dingen schwebt und ihren Gang und Wandel lenkt und leitet. Auch die höchste Weisheit kann aus Wasser nicht Wein oder aus einem Faulenzer einen Fleißigen erzaubern. Die Wissenschaft kann ihre Erkenntnisse nur darbieten, mitteilen — und die Erfahrung lehrt, daß sich alle Erziehung, alle Entwicklung im Wege des Unterrichts vollzieht (§ $7_{,7}$), ferner daß sich gemäß der Differenzierung der Hirnrinde die Gesamtpersönlichkeit differenziert, das Verhalten des Gebildeten also anders ist (eben „gebildet") wie das des Ungebildeten: wir ermessen ja nur an dem Verhalten (der Ausdrucksweise) den Bildungsgrad der Menschen, wir haben gar keine andere Möglichkeit. Der Dämonist wähnt, z. B. die Hygiene als Wissenschaft müsse die Krankheiten verhüten, ja ausmerzen, sonst sei sie wertlos, oder eine politische Theorie müsse die Menschen ihr gemäß verändern, oder „der Geldwert" müsse sich nach den Theorien und Theoretiken der Wirtschaftswissenschaft *) richten usf. (vgl. 1. Bd. § 4). Nein, einen solchen „Nutzen" haben die Wissenschaften ebensowenig wie die Gesetze der Ethik und Ästhetik. Ihr Nutzen ist die Förderung der Einsicht, der Erkenntnis — und ihr entspricht rein biologisch die Differenzierung der Erlebensgebiete, die studiert und beschrieben werden. Die Theorie ist nicht die Ursache der Praxis oder umgekehrt, wohl aber erweitert-erhöht sich die Praxis gemäß der Differenzierung der Theorie. Nicht „alle Theorie" ist „grau", sondern nur die erlebnisferne Spekulation (wieder Goethe: „Ein Kerl, der spekuliert ...", Faust, Studierzimmer); immer aber grün ist des Lebens goldner Baum.

Auch der Wissenschafter ist exekutiv oder prolativ oder, falls reiner Wissenschafter, also platonisch tätig, epochal oder genial, ein kleines oder ein großes Genie, ganz selten ein Universalgenie. Auch hier muß das Genie, das ja immer seiner Zeit voraus ist, warten, bis die menschlichen Gehirne so weit nachgereift sind, daß sie die geniale Leistung erkennen und anerkennen.

Es versteht sich, daß die wissenschaftliche Tätigkeit auch krank sein kann. Sie vollzieht sich dann, soweit krank, auf kindlicher Entwicklungshöhe und ist auf dieser hypertrophiert, horizontale Vermehrung von Einzelheiten, Überfunktion, die, eben als solche, nicht selten als enorm, als besonders große

*) Vgl. W. Rieger, Über Geldwertschwankungen, 1938.

Leistung imponiert, in Wahrheit Pseudowissenschaft, unechte, unreife, phraseologisch aufgeblähte, spielerische, kollektivistisch versimpelte Wissenschaftlichkeit mit bestenfalls einzelnen normnahen (fehlerhaften), sonst normfernen (falschen) Methoden und Ergebnissen. Krank ist die Verwissenschaftlichung, die „Wissenschaft an sich", die ihre Objekte vernachlässigt oder gar vergißt, die selbständig gewordene, in sich verfilzte und verdrehte Abstraktion, die verstiegene, halsstarrige, unbelehrbare Ideologie, die die empirische Tatsächlichkeit umbaut, verfälscht, ja wegzaubern zu können wähnt und sich wohl gar mit den Mitteln der unechten Wissenschaft gegen — die Wissenschaft wendet, die Phantastik (nicht Phantasie, 5. Bd. § $8_{,1,c}$), die Theoretisiererei und Spintisiererei, die Kritikasterei, die Philosophasterei usw., mit einem Worte der Begriffsmißwachs, die Begriffsneurose mit ihren Ausdrucksweisen: dem als-ob-wissenschaftlichen Getue und Gerede, dem Jonglieren mit Worten, der ebenso öden wie großtuerischen Wiederholung des Gleichen, der Stereotypie der Praxis, der sterilen Mechanistik und Formalistik. Freilich geht das Kranke in die gesünderen und fastgesunden Bezirke oft derart ein, daß die Diagnose schwer zu stellen ist, bes. falls die kranken Anteile nur gering sind; wo indes nicht (sicher) am Werk, so ist sie doch an seinem Urheber, jedenfalls bei psychobiologischer Untersuchung, zu ermitteln. Der kranke Wissenschaftler kann — wie jeder Kranke — nur Krankes leisten, so Krankes, wie krank er selber ist, bestenfalls Normnahes. Die wissenschaftlich gebildeten, bes. studierten Frauen, sind rezeptiv-exekutiv bzw. -epochal tätig. Ihre weibliche Begrifflichkeit ergänzt die männliche und steht auf genetisch gleichfestem Niveau. Die Frau mit überwiegend männlicher Begrifflichkeit ist allemal krank. Daß die Leistungen des Kranken insoweit brauchbar sind, als das Kranke an ihnen nicht allzu sehr stört, wurde mehrfach (z. B. S. 402, 449, 459, 536) angegeben. S. 534 ff. wurde dargelegt, daß die unkundige Menge nur ein der Unkenntnis entsprechendes Urteil haben kann.

Die reine wissenschaftliche Tätigkeit ist die Schwester der Kunst. Die Kunst ist genisch, die künstlerische Tätigkeit platonisches Schaffen (die Fabrikation von „Kunstprodukten" wie Kunstseide, Kunstwolle, Kunsthonig usw. ist hier also nicht gemeint). Auch diese RSe entwickeln sich gemäß ihrer Spezifität, auch der Künstler „muß" fleißig lernen und üben, sich durch viele Einzelheiten hindurchkämpfen, bis er — je nach der Spezifität — ein kleiner oder großer Meister wird. Die Berufung ist wie der Beruf angezeugt: wer nicht ab origine Künstler ist, kann es niemals werden; daß ein Mensch Künstler „wird", zeigt an, daß er es von seiner Gründung an war. Künstlertum ist ebenso wenig wie irgend eine andere Begabung zu erlernen; die Diffe-

renzierung der Anlage ist das Lernen und Üben. Was der Mensch nicht von seinen Ahnen her ist, kann er niemals werden. Jeder Mensch hat künstlerische RSe, jedes Kind zeichnet, malt, knetet, baut, spielt Verwandlung, reimt, singt, jeder Mensch durchlebt ein Zeitalter der Vor-Kunst, der primitiven, naiven und der schon mehr differenzierten künstlerischen Betätigung, auch der Jugendliche dichtet, musiziert, spielt Theater usw. und besucht Kunststätten und künstlerische Veranstaltungen, und viele Erwachsene betätigen sich noch weiter künstlerisch, und alle besuchen Theater, Kinos, Museen usw., besitzen auch mehr minder zahlreiche und kostbare Kunstgegenstände. Alle Menschen kritisieren, urteilen auch ästhetisch. Der Künstler ist ein Mensch, bei dem die künstlerischen RSe innerhalb seiner allgemeinen Differenzierung bes. ausgegliedert sind (wie beim Berufsmenschen die individuellen Berufs-RSe). In der sozialen Pyramide gehört der eine Künstler der Basisschicht, der andere der Mittel-, der dritte der Spitzenschicht an; danach sind die künstlerischen Leistungen weniger oder mehr differenziert, eben mehr primitive, grobe Kunst („Volkskunst") oder mehr gehobene, feinere, reifere oder hohe und höchste, feine und feinste, reife und reifste Kunst. Analog ist die phylische Kunstentwicklung.

Auch der Künstler spezialisiert sich in der Regel, bei einer allgemeinen künstlerischen Begabung. Auch für den Künstler gibt es keinen Achtstundentag, auch er „gehorcht der gebietenden Stunde", d. h. er muß warten, bis seine künstlerischen RSe ihre Hochfunktionen haben, und schafft in der Zeit der Hochfunktion, sie kann kurz, sie kann auch lange anhalten, ein gewisser Rhythmus stellt sich normaliter bei der Reifung heraus. Auch der Künstler hat rel. geringe „irdische" Bedürfnisse, er kann über seinem Schaffen alles vergessen, worauf die Berufsmenschen Wert legen, er hat keinen Erwerb, er lebt in einer Sphäre, in der Geld und Gut, Essen und Trinken, Haus und Hof nur eine Nebenrolle spielen, sein innerer Besitz ist sein Künstlertum, und demgegenüber ist ihm der äußere Besitz nicht eben wichtig, ohne daß er ihn verachtet. So hat die (reine) Wissenschaft mit der (reinen) Kunst viel Verwandtes, und so gibt es keinen genialen Wissenschafter, der nicht einen „künstlerischen Zug" und weitgehende und hochdifferenzierte Kunstinteressen hätte, und keinen genialen Künstler, der nicht auch die Wissenschaft, bes. die Philosophie als (naive oder gelehrte) Weltanschauungslehre liebte. Denker und Dichter, Dichter und Denker — die edelsten Blüten der Menschheit.

Auch der Künstler erweitert-erhöht sein Meistertum, er verteidigt sein Künstlertum gegen neue Richtungen, aber wie der gesunde Wissenschafter in der Art der wohlwollenden Prüfung, in der Art der Bereitwilligkeit zum Fortschritt. Er ist auch

Kunstkritiker, aber auch in seiner Kritik freundlich, förderlich, und freundlich ist er auch in der Abwehr unfähiger und ungerechter Kritik, mag die Abwehr auch je nach Temperament saftig, witzig, ironisch, herb und derb sein. Die Notwendigkeit der Kunstkritik erkennt er selbstverständlich an, er ist ihr dankbar, er lernt aus ihr, wie sollte er — oder sonstwer — denn weiterkommen ohne die ständige Selbst- und Fremdprüfung! „Das große Publikum" ist nur im Rahmen seiner Massenhaftigkeit (geringe Kenntnis in künstlerischen Dingen, Suggestibilität, Stimmungsschwankungen zwischen Hoch und Nieder, Gefühlsurteile, die normaliter im Groben nicht falsch sind, aber eben nur im Groben gelten können) beachtlich, und seine Kritik kann den differenzierten Künstler ebenso wenig wie für sein Gebiet den Wissenschafter befriedigen, beide wollen normaliter die Fachkritik, die differenzierte Kritik, lehnen aber die Kritikasterei, die Kritik als Selbstzweck, als Methode zur Befriedigung von allerlei Affekten ab. Der Kunstkritiker braucht nicht Künstler zu sein, er ist Berufsmensch auf dem Gebiete der Ästhetik. Es ist unrichtig, von ihm zu verlangen, daß er „es besser machen" oder schweigen solle. Was man aber von ihm „verlangen" sollte, wäre: daß er gesund sei; der kranke (z. B. neurotische) Kritiker kann auch nur kranke Urteile abgeben, bestenfalls normnahe, sonst normferne, allemal fehlerhafte bis falsche (vgl. 1. Bd. S. 20), und solche Kritisiererei als Mißbrauch einer öffentlichen Einrichtung gehört verpönt nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft, im öffentlichen Leben überhaupt. Natürlich ist es oft schwer, die Diagnose zu stellen, gerade im Gebiete der Ästhetik (3. Bd. S. 363f.), aber das ist nun mal nicht zu ändern, und es immer noch besser, die Kritikasterei niedriger zu hängen, als mit ihr auch die berechtigte Kritik auszuschalten, zumal sich die Fehlkritik über kurz oder lang widerlegt, falls das verrissene Werk wirklich etwas taugt, die Ausschaltung der Kritik also nur der Unfähigkeit zugute kommt, und ferner die unterdrückte Kritik unter Druck weitergeht — um so schärfer und kräftiger, je mehr sie unterdrückt wird (vgl. S. 458). Überall „erzeugt Druck Gegendruck" — auch in der Nachgiebigkeit.

Wie alle gesunde Tätigkeit, so steht auch die gesunde Kunst im Dienste der Gemeinschaft, des Volkes, der Menschheit (S. 656). Sie ist in allen Diff.-graden volklich, volksspezifisch, sie ist auch rassespezifisch. Die deutsche Kunst ist anders wie die französische oder die chinesische, die nordische anders wie die südländische, die Kunst der weißen Rasse anders wie die der schwarzen usw.; über die Ähnlichkeit-Unähnlichkeit s. § $1_{,1}$, § 12. Die Weltgeltung eines Volkes wird von der Höhe seiner Kunst mitbestimmt. Dabei trägt aber die Kunst ebenfalls die Merkmale der Universalität; der deutsche Mensch, wenigstens der Gebildete,

interessiert sich auch für die chinesische Kunst, wie sich der gebildete Chinese auch für Goethe und Richard Wagner erwärmt. Als volklich muß die Kunst nicht durchaus „volkstümlich" sein, sie hat vielmehr die gleichen Abstufungen wie die Gesellschaftspyramide, und was der großen Masse gefällt, braucht dem Höher- und Hochgebildeten nicht zuzusagen. Sie läßt sich ebenso wenig wie die Wissenschaft u. a. Kulturgüter auf ein primitives Niveau einschmelzen; nur entartete (neurotische) Kunst ist primitivistisch s. archaistisch, und es gibt im Volksleben Zeiten, in denen diese uniform-kollektivistische „Kunst" epidemisch auftritt wie die Neurose überhaupt.

Ebensowenig wie die Wissenschaft läßt sich die Kunst ihre „Objekte" vorschreiben. Wissenschaft und Kunst sind frei, und die gesunde Wissenschaft und Kunst halten sich immer im Rahmen der allgemeinen Gesetzlichkeit, bedürfen keines Zwanges, ja lehnen ihn entschieden ab. Das Wort „l'art pour l'art" bedeutet normaliter nicht, daß die Kunst „Selbstzweck", ein Gebiet sei, das mit dem Volksganzen keinerlei Zusammenhang habe, daß der Künstler ein Leben „für sich", frei von allen Bindungen der „Spießbürger" und „Banausen" führen dürfe, sondern bedeutet, daß die Kunst Kunst zu sein hat und sonst nichts weiter; die Kunstgesetze aber sind in die allgemeine Gesetzlichkeit eingegliedert, nicht zwangsmäßig, sondern „ganz von selbst", rein biologisch. Im Rahmen dieses Eingefügtseins der Kunst in den allgemeinen Strom des Volkslebens liegt ihre Freiheit; nur der kranke Künstler fabelt und faselt von einer Freiheit jenseits „aller Grenzen", von einer „absoluten Freiheit". Im übrigen ist der Künstler frei als Meister, wie jeder Meister, jeder Vollreife frei ist. Die Tatsache also, daß das Kunstwerk in erster Linie, ja vom Künstler und Kunstkenner ausschließlich ästhetisch betrachtet wird (S. 486), besagt nicht, daß es außerhalb der Ethik stünde, daß die Kunst „amoralisch" sei und jede ethische Anforderung als „moralinsauer" ablehnen dürfe und müsse.

Wissenschaft und Kunst können sich allerdings auch mit dem Kranken, also dem Falschen, Schlechten und Häßlichen beschäftigen; die Medizin z. B. tut dies in der Hauptsache, und in der weit überwiegenden Zahl der Dramen und Romane sind absonderliche Ereignisse und Charaktere behandelt, oft genug auch das noch in einer Verzerrung, wie sie sich der menschenunkundige Schriftsteller und Dichter „ausdenkt". Das Normale gilt in weiten Kreisen als langweilig, die Verrücktheit dagegen als um so interessanter, je verrückter sie ist; „absonderlich" (neurotisch) nimmt man da als fast synonym mit „interessant", die Diagnose wird meist nicht gestellt, oft das Kranke verherrlicht und glorifiziert. Die Kunstkritik beurteilt ein Werk nicht danach, ob es Schönes oder Häßliches darstellt, sondern danach,

ob und in welchem Grade der Vorwurf künstlerisch erfaßt und gestaltet ist, ob die Darstellung selber schön oder häßlich ist. Wer ein Verbrechen wissenschaftlich oder künstlerisch beschreibt, ist ebensowenig Verbrecher wie der Richter, der den Sünder aburteilt. Die Darstellung des Häßlichen „verführt" nicht den Leser oder Zuschauer, nun ebenfalls häßlich zu sein und zu handeln. Der Gesunde kann das gar nicht, und der Kranke ist krank mit und ohne Kunst, und wer sich verführen läßt, ist insofern, als er dazu fähig ist, krank (vgl. S. 411, 598). Der Sänger des Siegmund ist gewiß nicht ehebrecherischer Blutschänder und wird es nicht „deshalb, weil" er den Siegmund singt und mimt; und all die Hörer der „Walküre" machen nun nicht etwa den Siegmund und die Sieglinde — oder des „Faust" den Faust und das mutterkindmordende „deutsche Gretchen" — oder des „Blaubart" den verrückten Frauenhenker nach! Wer aber Verbrecher oder sonstwie abnorm ist, braucht nicht Theater oder Lektüre, um es zu werden! Die Angabe, jem. sei „die reine Seele" durch schlechte Lektüre oder Schaubietungen „vergiftet" und auf Abwege geführt worden, zeugt von einer rührenden Unkenntnis der menschlichen Biologie. Es gäbe ja bei einer derartigen „Wirkung" der guten oder schlechten Kunst (usw.) keinen anständigen Menschen mehr! Die erhabensten Kunstwerke stellen Handlungen dar, die in höheren und hohen Kulturzeiten als die schlimmsten Verbrechen gelten, und die leichtgeschürzte Muse hat — daher ihr Name — niemals mit ihren Reizen gespart. Gleichwohl sind alle gesunden Leute gesund geblieben; die Kranken werden aber weder durch die Vorführung des Verbrechens oder reichlich kühner Entblößung krank, noch werden sie durch die Fürsorge einer Sittlichkeit, die oft Muckertum ist, geheilt. Man könnte eher sagen (vgl. S. 486), daß die Kunst vielfach zu ethischen Einsichten erzieht (sie kann ja schließlich auch nur Beispiele für das Gesetz der immanenten Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit [S. 401f.] darstellen), aber ihre Aufgabe ist das nicht, ihre Aufgabe ist die ästhetische, und sie erfüllt diese Aufgabe richtig, gut und schön — dann ist sie gesund, oder falsch, schlecht und häßlich — dann ist sie krank. Zur kranken Kunst verhält sich aber der Gesunde wie zum Kranken überhaupt: er lehnt sie ab, mit um so größerer Klarheit des Urteils, je differenzierter er ist. Dieser Tatsache allein wird eine gesunde gesetzgeberische Überwachung der Kunst gerecht.

Ob ein Kunstwerk gesund oder krank ist, entscheidet sich nicht nach dem Vorwurf, dem Stoff, sondern an der Art und Weise des Schaffens, die sich natürlich auch am Geschaffenen, wenigstens für den Kenner, mehr minder deutlich ausprägt. Das kranke Kunstwerk stellt das gesunde und das kranke „Natürliche" in einer je spezifischen Weise verzerrt, auf Uniformität stilisiert, bizarr verkünstelt, manieriert, unwahr, abartig dar. Der kranke

Künstler erlebt eben, soweit krank, krankhaft und kann so auch nur krankhaft wiedergeben. Sofern sich z. B. in die künstlerischen Funktionen hypertrophe Sinnlichkeit ergießt, d. h. sinnliche RSe pervers mit platonischen assoziiert sind, wird der Stoff in dieser Art verfälscht wiedergegeben, hat das Kunstwerk die Note der Unzüchtigkeit, auch falls es sich um ein Heiligenbild oder einen Kirchengesang handelt, es enthält etwas Lüsternes, das sich zu genitaloiden Figurationen konzentrieren kann, ein inbrünstiger Gesang ist von einem brünstigen sehr wohl verschieden, er kann aber brünstige Nuancen oder Partien aufweisen. Unzüchtigkeit ist die Fehllagerung und die Überbetonung des Geschlechtlichen. An sich braucht die Darstellung des Geschlechtlichen nicht unzüchtig zu sein, sie ist es aber, falls sie in geiler, genitomanischer Art, als ein pervers-sinnliches Erlebnis des Künstlers erfolgt. Ein solcher Künstler schafft auf einem Niveau mit dem Primitiven, der den Genitalienkult (S. 602) auch künstlerisch gestaltete, oder des Kindes, das nach der Rätselhaftigkeit dieser sonderbaren Körperregionen forscht. Der gesunde Künstler hoher Kultur stellt die Genitalien in Funktion nicht dar, wohl aber die vorbereitenden und folgenden Liebesszenen (bes. ausgesprochen in Roman und Drama, die ja allesamt „Liebesgeschichten", Abkömmlinge der alten Pubertätserlebnisse sind, vgl. Komödie, Tragödie usw.). Die kultivierte Kunst bevorzugt reicher ausgegliederte Vorlagen, die Genitalien sind ihr nicht interessant genug, sie gehören aber zum Körper und werden mit und an ihm, z. B. in der Skulptur ohne besonderen Akzent dargestellt. Wer aber den Körper nur als Draperie um die Genitalien oder einen Wald als Lingam (Erde = Weib, Vulva, Bäume = Phallen) auffaßt und wiedergibt, ist „ein Schwein". In anderer Weise krank ist ein Architekt, der die reiche Ausgliederung des kultivierten Baustils auf starre Linien reduziert und in dieser infantilistisch-primitivistischen Manier wohl gar „die ewigen Gesetze der Raumgestaltung" gefunden zu haben und zu beherrschen glaubt; solche Auffassungen können sogar eine Zeitlang Schule machen. Die verworrene Statik des verflossenen Kubismus war eine ebensolche Entartung wie der Dadaismus der Nachkriegsjahre (1919 usw.), der die Dichtkunst als kindisches Lallen (dada!) aus-, nein verübte. Usw. Indes auch das Kranke ist logisch und konsequent: in der Fehllogik und Inkonsequenz — und kann gerade darin imponieren. In jedem Volke gibt es kranke Kunst, und es ist, bes. dem Laien, nicht immer leicht, sie von der gesunden zu unterscheiden.

Man hat auch die Künstler als epochale und als geniale Menschen zu unterscheiden. Erstere beschreiben bloß, was ist, zeichnen, malen bloß ab, sind Kopisten, sie gestalten nach; die genialen s. kreativen Künstler gestalten neu, gemäß einem Er-

leben, das sich in der Art des Schöpferischen (S. 425) vollzieht, also über das Erleben der andern Menschen hinausreicht, beim Gesunden in gesunder („naturgetreuer") Höherentwicklung des Bisherigen, beim Kranken in der (je spezifisch) abartigen Ausbreitung des abartig Erlebten. Prolative Menschen können Kunstgewerbler sein: die nämlich sind es, die in ihrem Gewerbe über das Exekutive hinaus förderlich arbeiten.

Wie die Berufsmenschen sind auch die Künstler nach dem Differenzierungsgrade in die drei Gruppen einzuordnen; über sie ist schon im 1. Bd. S. 684f. berichtet.

1. Gefühlskünstler: sie schaffen vw. aus der Gefühlssphäre, ihre Werke sind von einer rohen, wuchtigen, rel. wenig gegliederten Monumentalität.

2. Gegenstandskünstler: sie sind Impressionisten, auf die gegenständliche Vorlage „angewiesen", die exekutiv abgebildet, in Worten beschrieben oder kreativ neugestaltet wird (Landschafter, Porträtisten, Bildhauer usw. als Naturalisten, Schriftsteller, soweit sie nicht Berufsmenschen sind).

3. Begriffskünstler: sie schaffen aus dem Gedächtnis, sind wie die Gefühlskünstler Expressionisten, doch sind ihre Werke reich gegliedert und von hoher und höchster Kultur.

Die Künstlerinnen aller Diff.-grade sind Gefühlsmenschen. Sie sind rezeptiv-epochal tätig. Unter ihnen ist die Neurose bes. weit verbreitet, aber die Künstler geben ihnen darin nicht eben viel nach. Zumeist wähnen sie, sie verdankten ihrer Abartigkeit (in Lebensweise, Tracht, Verhalten, Aberglauben usw.) ihr Künstlertum und würden es mit ihr verlieren, ihr Künstlertum selber halten sie für eine Inspiration aus dem Jenseits, eine Gottesgnade, eine überirdische Kraft, eine Dämonie, die man eben schalten und walten lassen müsse, die anzutasten kein Sterblicher das Recht und die Macht habe, usf. Indes Kunst ist realiter auch „nur" eine schlichte biologische Tatsächlichkeit, und nur der Unkundige kann die kranke Kunst — „des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend ..." (wofür freilich Shakespeare selber kein Beispiel ist) — eben als krank bewundern.

Die künstlerischen RSe haben beim Einzelnen, also auch bei den Gruppen der Einzelnen ihre spezifische Funktionsperiodik. Zeiten unaktueller Funktion (Abkehr von der Kunst, leere Theater usw.) wechseln mit Zeiten aktueller Funktion (neuerwachtes Interesse für die Kunst, reger Theaterbesuch usw.). Zeiten üppiger und bedeutender Kunstproduktion wechseln mit sterilen Zeiten. Diese Wandlungen gehen natürlich im Zusammenhange mit andern Wandlungen, also unter gewissen (sozialen usw.) Umständen vor sich, denen aber nicht die dämonische Ursächlichkeit innewohnt.

5. Die Ehe.

Die Hochzeit beschließt die Pubertätsperiode. Sie ist die Hauptprobe der Liebespartner auf Geschlechtsfähigkeit und -fertigkeit; wer sie besteht, ist Meister, Meisterin in der Liebe, ist selbständig, tritt in den Ehestand. Die sinnliche Prüfung ist zunächst Privatsache, sie ist die Vollendung der Annäherung der endgültigen Liebespartner, also der Differenzierung der sinnlichen RSe, sie ist das intimste Kennenlernen und damit der Übergang zur Einheit, die Verschmelzung zur Summe, die Hochzeit. Als Gemeinschaftswesen und somit als der Gemeinschaft verantwortlich teilt der Mensch das günstige Ergebnis der Liebesprobe der Öffentlichkeit mit und lädt Verwandte und Freunde zur Hochzeitsfeier: zur standesamtlichen und kirchlichen Trauung (Bekundung der Eheschließung) sowie zum häuslichen Mahle (Vermählung, s. 3. Bd. Nr. 324). Der erste Koitus zwischen den Liebespartnern, bei dem es sich entscheidet, ob sie auch genital zueinander passen, findet also „eigentlich" vor der öffentlichen Eheschließung statt. Das eheliche Passen wird am besten damit bewiesen, daß die Braut schwanger wird, und in weiten Kreisen war und ist die Schwangerschaft die Voraussetzung zur Eheschließung; unfruchtbare Ehen kommen da nicht vor. In andern (bes. den höher- und hochdifferenzierten) Kreisen gilt das extragenitale Passen der Liebespartner als Beweis dafür, daß sie auch genital zueinander passen, findet also die Trauung vor der genitalen Probe, die Hochzeitsfeier vor der Hochzeit statt, wird die Braut erstmalig in der Hochzeitsnacht enthüllt; da gibt es denn auch unfruchtbare Ehen. Immerhin wird die Zahl der Brautpaare, die „unschuldig" vor den Altar treten, nicht eben groß sein, größer dagegen die Zahl der Bräute, die noch nicht schwanger sind. Wer das Risiko, eine unfruchtbare Ehe einzugehen, vermeiden will, muß eben vorher probieren; dieses Verfahren ist keineswegs unsittlich, sondern gehört im Gegenteil in die normale Var.-B. Unsittlich dagegen ist es, die schwangere Braut sitzen zu lassen bzw. das Kind, nicht aber den Mann zu wollen; so können sich nur Leute verhalten, die in einer krankhaften Art noch nicht ehereif sind, — wie eben alles Unsittliche krank und alles Kranke unsittlich ist.

Wie der Koitus und zwar der hochzeitliche eine besonders intensive HASTF-Reihe ist (S. 597), so auch die ganze hochzeitliche Periode: sie beginnt mit dem zunehmenden Hunger nach dem Ehestand, mit innern und äußern Vorbereitungen (Aussteuer usw.), dann folgt, je näher der Hochzeitstermin rückt, die zunehmende Angst, die letzte innere und äußere Vorbereitung (Anfertigen des Hochzeitskleides, Fertigstellen der Aussteuer, der Wohnungseinrichtung, Absenden der Einladungen, Anmeldung beim Standesamt usw., „wie wird alles werden!" usw.), sodann

findet das Schmerzstadium, die Feier selber statt, die Trauung, das Mahl, der Abschied von den Eltern, der Jugendzeit, der Eintritt in die eheliche Selbständigkeit mit ihren Pflichten und Rechten, weiterhin folgt das Trauerstadium, das wehmütige Denken an die aufgegebene Jugend, die schöne Vergangenheit, das Bewußtsein, alle Brücken hinter sich abgebrochen zu haben, in eine neue Lebenssphäre übergegangen zu sein usw., endlich das Freudestadium, die Freude, das Hochziel des Menschen erreicht zu haben, das Glück, mit dem (der) Geliebten endgültig vereint zu sein. In das letzte Angststadium fällt der Polterabend: er stellt nach alter Sitte die Schrecknisse der urtümlichen Pubertätsprobe dar, die wilden Kämpfe, das Toben und Radaumachen, das Opfern von Sachen als Ausklang des einstigen Menschenopfers, des Pubertätstodes, das Drohen des getöteten Herrn, des Daimons, Dämons, des bösen Geistes, der eben mit dem Lärm vertrieben werden sollte, usf. (Poltergeister, Lärm mit Rasseln, dem Schwirrholz, Knallen, Schießen usw.). Eine kultürliche Form des einstigen Frauenraubes ist die Hochzeitsreise. Zum Brautkranz s. S. 610. In den Brautkranz muß es regnen, wie der Same in das bräutliche Kränzlein. Der Mann muß die Verhüllung der Braut lüften, das Rätsel der Maja lösen, somit auf den Schleier treten, ihn zerreißen, die Braut aber muß zum Zeichen ihrer Herrschaft dem Manne auf den Fuß treten usw.

In den Flitterwochen sind die jungen Eheleute eifrig geschlechtlich tätig, dann reguliert sich die sinnliche Periodik derart ein, daß in der ersten Zeit noch allnächtlich ein Beischlaf stattfindet, dann drei- oder zweimal wöchentlich (Luthers Regel: aller Wochen zwier) mit den menstruellen Pausen. Dieser Rhythmus bleibt Jahrzehnte hindurch etwa der gleiche oder geht auf eine Hochfunktion in der Woche zurück, aber auch im Greisenalter sind die Gesunden noch koitusfähig: „Unterhalb des Gürtels werden die Frauen nie alt" (Diderot), und auch der gesunde Mann bleibt potent „bis zum letzten Atemzuge". Während der Zeit der Trennung (Verreisen usw.) gesunder Eheleute bleiben die koitalen RSe in unaktueller Funktion; es fällt weder dem Manne noch der Frau ein, nun „fremd zu gehen", und wer eine vorübergehende Trennung geschlechtlich nicht „aushalten" kann, bekundet sich damit als geil und somit krank und somit als schlechter Ehepartner. Gesunde Eheleute trennen sich nicht auf eine abnorm lange Zeit, sie hängen aber auch nicht wie die Kletten aneinander. Alles Zuviel und alles Zuwenig ist krank. — Natürlich hat das ästhetische Wohlgefallen an schönen Menschen sowie die Freundschaft (Platonik) nichts mit ehelicher Untreue zu tun.

Die Art des Koitus ist bei den einzelnen Völkern verschieden. In den westlichen Kulturen ist der Koitus Bauch an Bauch üblich, doch liegen allerlei figurae veneris im Bereiche der norm.

Var.-B., so der Koitus von hinten, in Seitenlage usw. Im Orient ist mehr der Koitus von hinten (more bestiarum) üblich, bei andern Völkern (z. B. Äthiopiern) legt die Frau auf dem Rücken liegend die Füße über die Schultern des hockenden Mannes usw. Innerhalb der norm. Var.-B. liegen die Positionen, bei denen sich die Genitalien vereinigen und der Same in die Scheide spritzt; es kann aber natürlich auch ein positionell richtiger Koitus krank sein. Der Geschlechtsverkehr ist eben — geschlechtlich, er ist aber normaliter nicht geil, nicht sinnliche Spielerei, nicht Lüsternheit. Eine derartige „Erotisierung der Ehe" zum Zwecke der Herbeiführung der „Hochehe" oder „vollkommenen Ehe", die Anwendung von allerlei Technizismen zur (angeblichen!) Steigerung der Wollust ist ein krankes (krampfiges) Verfahren, und solche „Mätzchen" empfehlen kann nur jemand, der von der Ehe keine Ahnung hat, mag er auch verheiratet sein; auch liebeskranken Eheleuten kann auf dem mechanistischen Wege nicht geholfen werden, wiewohl eine ärztliche Aufklärung über die normale Var.-B. der Geschlechtsbeziehungen für Unerfahrene am Platze ist. Gesunde Eheleute machen es richtig, auch ohne Unterricht, sie sind „geborene", nicht „gelernte Eheleute", sie lehnen unzüchtige Methoden ab, sind zu ihrer Ausübung auch gar nicht fähig. Beide „wollen" zugleich. Normal ist das der immissio penis vorausgehende Liebesspiel, also Küsse, Streicheln des Busens, der Hüften, der Vulva, des Penis, Spielen im Schamhaar usw. Hierbei wird die Scheide feucht, so daß der Penis gut eingleiten kann; beim Manne steigt dabei die Funktionsintensität des Ejakulationsapparates an. Abnormaliter artet das Vorspiel zur Onanie aus oder unterbleibt ganz. Der Orgasmus erfolgt bei gesunden Eheleuten gleichzeitig, je nachdem nach etwa 10 bis 20 Stößen („Wellenbewegung" beider Partner), in späterem Alter dauert es etwas länger; beim Wiedersehen nach einer Trennung können mehrere Begattungen stattfinden und ist die erste dann rasch beendet, ebenso wird in Urlaubszeiten mehr der Liebe gehuldigt als im geregelten Alltag. Gesunde Leute „denken" nicht bei der Begattung, die Begrifflichkeit ist unaktuell zugunsten der Liebesgefühle. Alles Künstliche ist abnorm und bezeugt, daß die Partner nicht (richtig) „können".

Über Begattungs-, Befruchtungs- und Fortpflanzungsreife s. §5,A

Normaliter fällt die Fortpflanzungs- mit der Ehereife zusammen; sie schließt sich unmittelbar an die trophische Reife an: der Mann muß Weib und Kind ernähren können, dann kann er heiraten, aber im Mittelalter konnte niemand Meister werden, der nicht verlobt war und seine Braut angab. Ehereif ist, wer die volle Selbständigkeit in Beruf und Liebe erreicht hat. Der ehereife Mann geht mit dem ehereifen Mädchen die Ehe, in hohen Kulturen die Einehe ein; daß er dies tut, bezeugt eben seine Ehereife, ein

eheunreifer Mensch geht die Ehe nicht ein. Es ist hier die Rede von der vollreifen Ehe, der Vollehe oder vollkommenen Ehe, der gesunden Ehe; die Partner sind vollreif. Man kann innerhalb der Ehereife die Ehefähigkeit von der Ehefertigkeit unterscheiden derart, daß die Fertigkeit die Aktualisierung der Fähigkeit ist (vgl. S. 606); normaliter dokumentiert sich die Ehefähigkeit in der Ehefertigkeit, also in der Eheschließung, der echt Ehereife kann die Ehe nicht nicht eingehen, sie ist ihm eine biologische Selbstverständlichkeit, er „zerbricht" sich nicht den Kopf darüber, ob, wann und mit wem usw., die echten Liebespartner reifen einander derart entgegen, daß sich ihre Verschmelzung zur Einehe ganz von selbst, als ein Abschluß der Entwicklung ergibt. Nicht wenige Menschen aber schließen die Ehe, ohne vollreif zu sein; sie sind nur partiell ehereif, z. B. derart, daß die Ehe eine Kameradschafts-, eine Geld-, eine Standes-, eine Formalehe usw. ist. Solche kranke Ehepartner sind nur insoweit ehereif, als sie die Ehe überhaupt eingehen, aber in ihren ehelichen Bindungen nehmen gewisse Nebengebiete einen zu großen Raum ein, sind auf einem infantilen Niveau hypertrophiert, also unreif. Die Eheschließung an sich ist also kein Beweis für die Vollreife, sie kann ein rein technischer Akt sein, wie ihn „theoretisch" auch Kinder — etwa bei einem humorigen Standesbeamten — spielen könnten und tatsächlich ja untereinander nicht selten spielen (Hochzeitsspiel). Vollreife schließen die Ehe, aber auch viele Kranke (Neurotiker) tun das, sie sind aber nur fehlreif, pseudoreif, ihre Ehe ist unecht, eine Fehl- oder Scheinehe, eine „Als-ob-Ehe". Immerhin sind die partiell reifen Ehepartner noch höher entwickelt als die ml. und wbl. Junggesellen oder die unehelichen Väter und Mütter. Aus kranken Ehen können, falls sie überhaupt fruchtbar sind, nur kranke Kinder hervorgehen (vgl. S. 118, 607ff.).

Vollreife Eheleute produzieren vollreife Keimlinge, von denen die weitaus meisten zwar fortpflanzungsfähig, nur wenige aber fortpflanzungsfertig sind: die Kinderzahl ist im Verhältnis zur Zahl der Keimlinge überaus gering (S. 61). Während also der ehefähige Mensch allemal ehefertig wird, bleiben seine Keimlinge zumeist fortpflanzungsfähig, nur ganz vereinzelte sind fortpflanzungsreif, d. h. biologisch so beschaffen, daß sich ihre Fähigkeit aktualisiert, die Fortpflanzung stattfindet. Knaus und unabhängig von ihm Ogino haben aus zahlreichen genauen Beobachtungen eine Periodik der Befruchtungsfähigkeit des regelmäßig menstruierten Weibes errechnet: innerhalb eines Intermenstruums ist die Frau nach Knaus zwischen dem 8. und 19. Tage, nach Ogino zwischen dem 7. und 12. Tage befruchtbar; produziert also in dieser Zeit ein befruchtbares Ei, in der übrigen Zeit ist sie physiologisch steril. Diese Regel trifft natürlich nur

zu für die Fälle, in denen — sie zutrifft, d. h. in der gen. Zeit Konzeption eintritt. Für alle andern Fälle trifft sie nicht zu. Es fehlt nicht an „Versagern"; Albrecht erklärt sie aus der menstruellen und lutealen Phasenverschiebung in der Periodizität (nach Riebold, nach dem „in jeder Menstruationsreihe unvermittelt Phasenverschiebungen auftreten können", die Berechnungen also nicht verallgemeinert werden dürfen, vgl. Münch. Med. Wschr. 1933 Nr. 43). Ogino schätzt die Fälle, für welche die Berechnung des Konzeptionstermins nicht anwendbar ist, vorläufig auf die Hälfte der Frauen. Dabei sind nur die Frauen von regelmäßigem Menstruationstyp mit möglicher Phasenverschiebung, nicht die genitalkranken Frauen in Betracht gezogen. Auch innerhalb der genannten Termine produziert die Frau nicht jeden Monat ein fortpflanzungsfertiges Ei, sie bekommt auch nicht jedes Jahr ein Kind, sondern in der ganzen Zeit ihrer Fortpflanzungsfähigkeit nur wenige Kinder. Nur so viele Kinder eine Frau geboren hat, so viele fortpflanzungsfertige Eier hat sie unter all den fortpflanzungsfähigen produziert. Empfängt eine Frau von dem einen Manne nicht, dagegen von einem andern, dann hat sie eben da erst das fortpflanzungsfertige Ei bereitet (z. B. sie ist unterdes ausgereift, findet den richtigen Partner, oder sie hatte vor dem ersten Manne eine genitale Angst mit genitalen, auch ovariellen Verkrampfungen, vor dem andern Manne hat sie diese Angst nicht, doch liegen da schon abnorme Umstände vor). Auch der Mann produziert nur so viele fortpflanzungsfertige Keimlinge, wie er Kinder zeugt. Die Eizelle bleibt nur wenige Stunden nach dem Follikelsprung befruchtbar, die Samenzellen verlieren ihre Befruchtungsfähigkeit im wbl. Genitale in etwa 48 Stunden, so lautet die gültige Theorie; sie ändert nichts an der Tatsache, daß eben nur das eine Ei, nämlich das fortpflanzungsfertige von der einen Samenzelle, ebenfalls der fortpflanzungsfertigen generativ besamt wird (manchmal mehrfache Amphimixis: Zwillinge usw.). Wo Konzeption, da fortpflanzungsfertige Ei- und Samenzelle, koinzidente Aktualisierung der Fortpflanzungsfähigkeit der Partner, wie ja in der echten Ehe auch die genitalen Funktionen in harmonischen Kurven verlaufen.

Daß Jugendliche zunächst nur ausscheidungs-, dann befruchtungsreife Keimlinge produzieren, ferner daß voreheliche Geburten in die Abnorm gehören, ist S. 600ff. dargelegt. Normaliter heiraten die Liebespartner, sobald das Mädchen schwanger geworden ist. Auch partiell ehereife Partner können fortpflanzungsfähige und -fertige Keimlinge produzieren, sogar überfruchtbar sein; andere sind kinderlos, die Frau empfängt nicht, oder die Frucht stirbt vorzeitig ab, die Keimlinge sind nur befruchtungs-, aber nicht fortpflanzungsreif und darin eben krank.

Gesunde kinderlose Eheleute (aussterbende Familien) sind solche, deren Keimlinge zwar die Fortpflanzungsfähigkeit, aber nicht -fertigkeit erreichen oder deren Fortpflanzungsfertigkeit alsbald erlischt (Frucht geht unbemerkt ab); Acker wie Saat sind zwar gesund, aber phylisch so alt, daß die Saat nicht aufgeht. Überflüssig zu betonen, daß die Ausreifung der Keimlinge und demgemäß ihr Schicksal (S. 61) ein rein biologischer Vorgang ist und nicht von „Innen"- oder „Außenfaktoren" verursacht werden kann — derart, daß z. B. mit gutem Willen oder mit Geld und guten Worten die nicht vorhandene Fortpflanzungsreife herbeigezaubert werden könnte.

Die Schwangere ist etwa ein Jahr lang nicht menstruiert (Schwangerschaftsblutungen sind abnorm und keine Menses, mögen sie auch in periodischen Abständen auftreten). In dieser Zeit produziert auch der Ehemann — es ist von der normalen Ehe, der Vollehe die Rede — keine fortpflanzungsfertigen Keimlinge. Die Eheleute setzen während der Schwangerschaft den Geschlechtsverkehr fort, oft bis in die letzten Monate hinein; der dabei in das wbl. Genitale aufgenommene Same wird verdaut (1. Bd. S. 543 Fn.) und aufgesaugt und „verlebendigt" die Frau. Man kann überhaupt den Koitus als ein „Begießen" des wbl. Genitales und damit ihres Organismus bezeichnen: das Weib erhält die für ihr Wohlbefinden erforderlichen ml. Stoffe, die vollreife Frau „hat" eben den Koitus mit dem einzig geliebten Manne, er gehört zur Blüte der Ehepartner, zu ihrem blühenden Leben; nur die Kranke „steht leer", ist „vertrocknete alte Jungfer", nur der Kranke „kann nicht", hat keine strotzende Erektion, keinen reichlichen Erguß, bei andern Kranken ist der Koitus mangelhaft, aber ein mangelhafter Geschlechtsverkehr ist immer noch besser als keiner. Der Koitus in der Schwangerschaft liegt also durchaus in der Norm, die Liebe, die Wollust, der Same kommt Mutter und Frucht zugute. In primitiven Zeiten erlosch zwar die Brunst nach Begehung der Frühjahrsfeste (Pubertätsfeiern), das schwangere Weib interessierte den Mann geschlechtlich nicht, erst beim nächsten Frühjahrsfest blutete die Frau wieder und zeigte damit ihre neuerliche Liebesbereitschaft an („Kriegsbemalung", S. 616). Mit steigender Kultur häufen und verflachen sich die Brunstkurven, die Begattungen, differenziert sich auch die Liebeswahl — koinzident mit biologischen Veränderungen des Organismus u. a. derart, daß der Schwangeren die ml. Stoffe Bedürfnis und Sättigung sind. Ein Ehemann, dem die schwangere Ehefrau, eine Schwangere, der ihr Ehemann „zuwider" ist, sind krank; krank ist die Schwangere, die sich dem Ehemanne versagt, und krank ist der Ehemann, der sogleich zu einer andern Frau läuft und diese wohl gar noch schwängert (also schon wieder fortpflanzungsfertige Samenzellen

produziert, ml. Überfruchtbarkeit); unter Krankheit verstehen wir hier, wie gesagt, immer die weitestverbreitete, die Neurose. In der gesunden Ehe gibt es keinen Ehebruch. Etwa von der Mitte der Schwangerschaft an sinken die koitalen RSe in die unaktuellen Funktionsgrade ab, es intensiviert sich die Liebe zur Frau als Mutter, zum Manne als Vater und zum ungeborenen Kinde.

Auch nach der Geburt bleiben die koitalen RSe normaliter noch eine Zeitlang — etwa drei Monate, bis zum Einsetzen der neuen Menstruation — unaktuell. Es werden dann sogleich wieder fortpflanzungsfertige Keimlinge produziert, bes. von jungen Eheleuten, oder es vergeht eine kürzere oder längere Zeit, bis die neue Schwängerung stattfindet. Die Basismenschen sind in der Produktion fortpflanzungsfertiger Keimlinge, also in der Fruchtbarkeit leistungsfähiger als die Mitte- und diese als die Spitzenmenschen, die eine entspr. größere gehirnliche Leistungsfähigkeit aufweisen. Die Basis hat mehr Platz als die Mitte und die Spitze: diese biologische Tatsache läßt aufs einfachste die Unterschiede der Geburtlichkeit in den Gesellschaftsschichten verstehen; z. B. die Frage, warum reiche Leute, die sich „ein Dutzend Kinder leisten könnten", nur zwei oder nur eins haben, beantwortet sich von selbst, „mit Geld" kann man keine Kinder zeugen, Leute in gehobener Position „haben" eben rein biologisch die ihrer Schicht angemessene rel. geringe Fruchtbarkeit, und ist das nicht der Fall, dann sind sie abnorm, entweder überfruchtbar (einzelne oder alle Kinder „kommen herunter") oder unfruchtbar, doch sind die gesunden kinderlosen Ehen, also die aussterbenden Familien in den Spitzenschichten relativ viel zahlreicher als in den Mittel- und da wieder zahlreicher als in den Basisschichten. Insbesondere sind geniale Menschen vw. kinderarm, und die großen und größten Genies sind in der Regel die (gesunden oder kranken) letzten und höchsten Blüten ihrer Familie-Sippe. Die Auffassung, alle Ehen müßten eine gleiche Anzahl — etwa vier — Kinder haben, damit dem Bevölkerungsverfall Einhalt geboten, der Volkstod abgewendet werde, ist eine mathematisierende Theorie, mit der man die biologischen Verschiedenheiten der einzelnen Bevölkerungsschichten auf einen Generalnenner bringt; es ist ein Irrtum anzunehmen, daß mit dieser Rechnung die tatsächlichen Verschiedenheiten aufgehoben wären, und obendrein eine Fiktion, daß sie aufgehoben werden könnten. Ähnlich jene fiktionale Rechnung: wenn sich nach dem 30 jährigen Kriege je 100 Einwohner einer Gemeinde dem Zweikindersystem verschrieben hätten und in der Folgezeit keinerlei Zu- und Abwanderung erfolgt wäre, so lebten nach 100 Jahren in dieser Gemeinde nur noch 22 Nachkommen. Solche Rechnungen mögen zahlenmäßig stimmen, aber die Tatsachen, die solche Statistik

kollektiviert, sind eben anders: dem Zweikindersystem haben sich eben die Einwohner nicht „verschrieben", und die Spitzenschichten haben eben weniger Kinder als die Mittel- und diese weniger als die Basisschichten, und es ist ganz müßig zu überlegen und zu berechnen, was wäre, wenn es anders wäre, wie es ist. Und Theorien, auch mit Statistik „belegte", können die Tatsachen nicht ändern, die sie beschreiben.

Auch das Volk ist ein Organismus, er hat seine Lebenskurve (§ 12), ihr Ablauf vollzieht sich wie der Ablauf der Lebenskurve des Einzelnen nach dem Bewegungsgesetz (S. 628). Der Volksorganismus nimmt zu bis zur spezifischen Wachstumsgrenze, dann ab bis zur spezifischen Teilungsgrenze, bei deren Überschreitung das Volk stirbt. Mit steigender Kultur sinkt die prozentuale Geburtlichkeit und Sterblichkeit. In diese Gesamtkurve gehen unzählige kleinere und größere Teilkurven integrierend ein. So schwankt während der evolutiven Strecke die Geburtlichkeit (übereinstimmend mit der Sterblichkeit) in kurvenmäßigen Zu- und Abnahmen und zwar so, daß die Bevölkerungsziffer im ganzen zunimmt; während der involutiven Strecke nimmt sie unter analogen Schwankungen ab. Die Schwankungen finden natürlich unter allerlei (je spezifischen) Umständen statt, und der Dämonist-Kausalist hält diese Umstände für Ursachen, die für Auf- und Abstieg „verantwortlich zu machen" seien und deren Kenntnis die Beherrschung der Geburtlichkeit usw., also des biologischen Verlaufes des Einzel- wie des Volkslebens ermögliche; realiter sind diese Umstände lediglich Glieder des Geschehens und ebenso wenig „Ursachen" wie die aus ihrer Kenntnis abgeleiteten, sie also beschreibenden Theorien. So fällt eine Abnahme der Geburtlichkeit z. B. mit Hunger-, mit Kriegszeiten, mit Volksseuchen (zu denen auch die Volksneurose gehört) usw. zusammen, d. h. während solcher Zeiten sinkt rein biologisch die Geburtenziffer ab, sind die koitalen RSe weniger häufig in Hochfunktion und-oder werden weniger fortpflanzungsfertige Keimlinge produziert, dafür sind eben andere RS-Gruppen in aktueller Funktion. An solche Perioden, die je nach Spezifität kürzere oder längere Zeit anhalten, schließen sich dann solche an, bei denen die Geburtlichkeit wieder ansteigt usw. Aus diesen Tatsachen werden die bevölkerungspolitischen Theorien abstrahiert; sie können aber den Gang der Dinge, den sie ja eben nur beschreiben, nicht ändern, auch der Bevölkerungspolitiker muß warten, bis auf den Ab- der Anstieg der Geburtlichkeit folgt usw., er kann in „das Rad der Geschichte" nicht eingreifen, er ist kein Gott und kein Zauberer.

In den Zeiten des Niederganges der Geburtlichkeit reifen allgemein weniger Keimlinge zur Fortpflanzungsfertigkeit heran — um so viel weniger, wie weniger Kinder geboren werden. Die

hiermit koinzidenten genitalen Methoden sind verschieden: es finden weniger Begattungen statt, oder es wird Präventivverkehr geübt, oder die Begattungen sind eben weniger fruchtbar, oder die Frucht wird in rel. vielen Fällen nicht ausgetragen oder abgetrieben. Fortpflanzungsfertig sind nur die ml. und wbl. Keimlinge, die sich zu Nachkommen vereinigen; sie erreichen die Fertigkeit im Momente der Amphimixis, aber Früchte, die irgendwie vor der Geburt zugrunde gehen, sind nicht aus fortpflanzungsfertigen, sondern aus nur befruchtungsfertigen Keimlingen entstanden — oder die Fortpflanzungsfertigkeit erlischt alsbald. Bleiben die Samenzellen im Kondom oder vorm Pessar liegen, so sind sie eben nicht befruchtungsfertig. Sterben sie im Genitalschleim oder im Gifte des Verhütungsmittels, dann ist dies eben ihr biologisches Schicksal. Nicht fortpflanzungsfertige Keimlinge kommen nicht zur fortpflanzenden Vereinigung. Viele Leute, die „sich schützen", tun damit etwas Überflüssiges, doch kann man eben nicht „vorher" wissen, ob nicht doch fortpflanzungsfertige Keimlinge da sind. Andere Frauen werden schwanger trotz der Vorsichtsmaßregeln: die befruchtungs- oder fortpflanzungsfertige Samenzelle vereint sich auf alle Fälle mit dem Ei, selbst falls sie chemisch vergiftet worden ist. Nicht selten hilft die Anwendung eines Verhütungsmittels zur Empfängnis, indem die Angst der Frau vor der Empfängnis suggestiv beruhigt wird, also die genitalen Verkrampfungen sich lockern.

Fällt der Präventivverkehr noch in die Norm? Für die voreheliche Zeit ist die Frage zu bejahen, wie S. 607 dargetan; manche Präventivmittel bieten obendrein einen Schutz gegen Geschlechtskrankheiten, und wenn auch sie nur bei entspr. Disposition auftreten (1. Bd. S. 571, 6. Bd. § 1_4), so kann doch niemand wissen, ob nicht die Disposition bei ihm besteht. Für die gesunde Ehe ist die Frage im allgemeinen zu verneinen und nur für gewisse Ausnahmen fakultativ zu bejahen. Solche Ausnahmen sind Notzeiten, also Zeiten wirtschaftlicher Depression, Kriegszeiten (mancher Urlauber z. B., der von der Front auf kurze Zeit nach Hause kommt, dann wieder an die Front geht und fallen kann, „schützt" sich und seine Frau, um nicht eine Halbwaise oder im Falle des Todes auch der Mutter eine Vollwaise zu hinterlassen, vgl. S. 323ff.); dies sind, soviel ich sehe, die einzigen „sozialen Indikationen". Übrigens sinkt die Geburtlichkeit in solchen Zeiten auf die Dauer sowieso ab, werden weniger fortpflanzungsfertige Keimlinge produziert, so daß „der Schutz" in vielen Fällen überflüssigerweise angewendet wird (was man freilich nicht „vorher" wissen kann). Gesunde Familien richten ihre Lebensansprüche nach dem jeweiligen Einkommen ein, so daß es auch für die Kinder, wenn auch nicht für eine „unbeschränkte" Zahl reicht. Geht die Kurve wieder aufwärts

— ein rein biologischer Ablauf —, dann steigt auch die Geburtlichkeit wieder an. Hierbei mehrt sich auch die soziale Anerkennung. Die Vergünstigungen für Kinderreiche sind nicht Almosen, sondern gehören zum Verdienst. Die Geschichte lehrt aber, daß wirtschaftliche Beihilfen die im Verlaufe der Bevölkerungskurven eintretenden Minderungen der Geburtenziffer nicht beheben, also nicht einen Geburtenanstieg verursachen. Für den Ablauf der biologischen Kurven gibt es überhaupt keine Ursachen, sondern er vollzieht sich unter gewissen Umständen, und diese lassen sich wiederum nicht (dämonistisch) herbeiführen, sondern stellen sich im allgemeinen Zusammenhange mit der Volksbewegung ein. Fortpflanzungsfertige Keimlinge lassen sich weder durch „Innen-" noch durch „Außenfaktoren", weder durch „den Willen" noch durch „Zureden" usw. herstellen, sie sind Kennzeichen einer biologischen Beschaffenheit des Organismus. Wie oben gesagt, haben ja die wohlhabenden Eheleute regelmäßig weniger Kinder als die Basismenschen. In gewissen Fällen kann die Angst vor der Empfängnis (mit Präventivverkehr) bei Aussicht auf Beihilfen, also suggestiv soweit absinken, daß sich die genitalen Angstverkrampfungen lockern und fortpflanzungsfertige Keimlinge produziert werden, aber diese Ängste sind neurotisch, sie lassen sich durch Geld usw. nicht heilen, sondern nur betäuben, die kranken RSe sind nach wie vor vorhanden, die Kinder sind Angstkinder, deren Zeugung bezahlt wurde. Kinderbeihilfen usw. sind soziale Anerkennungen, nicht Ursachen der Fruchtbarkeit, sie können niemand bewegen, beliebig viele Kinder zu zeugen, jeder kann nur so viele zeugen, wie er gemäß seiner biologischen Beschaffenheit zeugen kann. Diesen Tatsachen entspricht die Verantwortlichkeit des Gesunden, so viele Kinder zu zeugen, wie er standesgemäß aufziehen kann. In Zeiten, in denen viele Angehörige der Mittel- und Spitzenschichten ein zu knappes Einkommen haben, wird in diesen Kreisen der Präventivverkehr üblich, dezimieren sie sich; zwar rücken neue Mitglieder von unten her auf, aber auch sie fügen sich alsbald den Verhältnissen ein, die Symptome einer bildungsfeindlichen, also kollektivistischen, also kranken Gesellschaftsordnung sind. In höheren und hohen Kulturen ist die Gesellschaftspyramide reich ausgegliedert und ist ihre (immer nur partiell mögliche) Einebnung eine soziale Krankheit (§ 12, dann 7. Bd.).

Außerhalb der Norm, d. h. als Verfahren kranker Eheleute ist der Präventivverkehr eine sozialhygienische Methode: es wird kranker Nachwuchs verhütet (eugenische Indikation). Die Krankheiten sind schwere anatomische, so daß Schwangerschaft und Geburt das Leben der Frau bedrohen oder zu Verschlimmerung und Siechtum führen, auch schwer erbkranke

Kinder zu erwarten sind; dazu kommen gewisse schwere funktionelle Krankheiten (möglicherweise mit anatomischen Grundlagen), die sich natürlich forterben. Aus der Erfahrung ergeben sich diese Krankheitsgruppen; sie decken sich mit denen, bei denen die Unterbrechung der Schwangerschaft oder die Sterilisation gesetzlich zulässig ist. Präventivverkehr wird ferner geübt von zahlreichen Neurotikern (7. Bd.), bes. Angst-, Schmerz- und Trauerneurotikern, auch von Überfruchtbaren, von Arbeitsfanatikern, Künstlern, die „aus Liebe zu ihrem Berufe" auf Kinder verzichten, ein zu geringes Einkommen haben, usw. Die schwer migränekranke Frau, die obendrein frigide ist, eine zarte bis schwächliche Konstitution hat usw., erklärt, sie wolle ihren Kindern ein gleiches Leiden ersparen. Manche Eheleute scheuen die „Unbequemlichkeiten" der Kinderaufzucht. Der ml. und der wbl. Ehebrecher „wird sich hüten", Ehebruchskinder in die Welt zu setzen; auch wollen sie sich vor Ansteckung schützen; andere aber schwängern „mit Vorliebe" verheiratete Frauen. Usf. Es ist klar, daß sich auch die Neurose vererbt (S. 117), und daß neurotische Nachkommen nicht vollwertig sind, mögen sie auch Leistungen vollbringen, die trotz ihrer Krampfigkeit brauchbar sind. Bei der epidemischen Verbreitung der Neurosen gehen dem Staate somit viele Kinder verloren und werden ihm viele neurotische Kinder geboren. Neurose ist heilbar — nicht mit Suggestivmethoden, sondern mit der Erkenntnistherapie, mit dem psychobiologischen Unterricht. Leider ist die soziale Bedeutung der Psychobiologie und der Erkenntnistherapie trotz mancher fachmännischer Hinweise noch nicht erkannt und gewürdigt; aber einmal wird es die Regierung als ihre vornehmste sozialhygienische Aufgabe betrachten, das Volk von der Neurose zu befreien, von einer Epidemie, die auf allen Gebieten des Gemeinschaftslebens des Volkes und der Völker viel mehr Schaden stiftet, als die Zeitgenossen ahnen, und für diese Künftigen schreibe ich meine Lehre nieder.

Methoden des Präventivverkehrs. Benutzung der Knaus-Oginoschen Regel; sie ist, wie oben ausgeführt, hierfür nicht zuverlässig. Kondom (Frau entbehrt den Samen, S. 670). Pessar. Chemische Mittel: entweder erfolglos oder mit Gefahr der Keimschädigung verbunden gemäß dem biologischen Schicksal der Samenzelle, die zur Vergiftung disponiert ist und sich mit dem Ei zu einer kranken Frucht vereinigt. Zum „Zurückzieher" (Koitus interruptus) ist der Gesunde nicht fähig, er ist eine neurotische Methode; ebenso die präventive Enthaltsamkeit (mit Onanie usw.). Abnorm ist die Abtreibung; sie ist mit Recht gesetzlich verboten. Über alle diese Sachverhalte müßte die Öffentlichkeit aufgeklärt werden.

Wie steht es mit der Inzucht, der Verwandtenehe? Wer

da glaubt, daß die Menschheit von zwei Ureltern abstamme, glaubt damit auch, daß sie im Wege der Inzucht entstanden sei! Daß dieser Glaube ein Irrtum ist, habe ich im § $1_{,6}$, auch im 3. Bd. S. 117 (mit Hinweisen auf den 1. Bd.) dargetan und werde es weiter im § 12 dartun; dieser Glaube widerspricht auch vollkommen den erbbiologischen Tatsachen. Bei der Neubildung von Völkern einer Rasse haben sich aber Jungmannschaften abgegliedert und sind in die Weite gezogen (Kolonisation), haben dabei ihre Weiber mitgenommen oder sich mit Weibern vorgefundener Urbewohner gemischt. Die jungen Paare zeugten Kinder, und diese mischten sich wiederum z. T. in familiärsipplicher Verwandtschaft (Geschwisterehe usw.). Schon auf früher Kulturstufe finden gewöhnlich Liebespartner nur bestimmter Verwandtschaftsgrade zueinander, z. B. heiraten Australier eines bestimmten Clans nur Partner eines bestimmten anderen Clans (vgl. Freud, Totem und Tabu). Die Tatsache dieser im biologischen Entwicklungsgange eines Volkes auftretenden Sonderungen der Geschlechtsverbindungen beschreiben die Ehegesetze; ihre Verletzung ist so selten, daß sie mit dem Tode oder doch mit Verbannung bestraft wird (EdS. § 62). Auch in späteren Kulturzeiten ordnen sich die Liebes- und Ehebindungen rein biologisch derart, wie wir das aus der Überlieferung und aus unseren Sitten wissen. In hohen Kulturen ist der Beischlaf zwischen Menschen bestimmter Verwandtschaftsgrade nicht üblich; die Gesetze geben diese Sitte an (vgl. § 173 unseres St.G.Bs.), „Blutschande" wird bestraft, um so härter, je seltener sie vorkommt (S. 508). Menschen außerhalb dieser Verwandtschaftsgrade „dürfen" sich mischen, d. h. solche Heiraten kommen oft vor, also besteht auch kein Gesetz gegen sie. Irgendeine Statistik, die zuverlässig bewiese, daß aus Verwandtenehen entsprossene Kinder gesundheitlich ungünstiger gestellt seien als die aus blutsfremden Ehen, gibt es nicht. Krankheiten vererben sich genau so von blutsfremden wie von blutsverwandten Eltern auf die Kinder. Gesunde Eltern haben gesunde Kinder. Gesunde Menschen heiraten innerhalb der Sitten und Gesetze. Es ist ein Zeichen von Neurose, daß Liebespartner von einem verbotenen Verwandtschaftsgrade miteinander den Beischlaf ausüben; etwaige Kinder erben dann auch die Neurose der Eltern *).

*) Manche Dynastien waren oder sind vielfältig versippt, aber daß gewisse Linien ausgestorben und daß die Mitglieder gewisser versippter Dynastien neurotisch usw. sind, beweist nicht „die Schädlichkeit der Inzucht", sondern eben nur, daß gesunde wie kranke Familien, Sippen usw. schließlich aussterben, sowie daß einmal (latent oder manifest) neurotische Menschen an die Herrschaft kamen und eine Dynastie gründeten, in der die Neurose wie jede andere Krankheit weitererbte. Die Regierenden sind nämlich auch „nur" Menschen und gar nichts weiter. Kranke paaren sich nur mit Kranken. Die Aufnahme von „frischem Blut" hat nur die Be-

Indem in der Regel auf 105 Knaben 100 Mädchen geboren werden, kann theoretisch jeder Mensch heiraten *). Der Gesunde wächst in die Ehe; wer es nicht tut, ist krank. Ehelosigkeit ist immer Krankheit, niemals „Verdienst" (S. 463). „Äußere Verhältnisse" usw. schützt nur der Eheunfähige vor; die Angaben mögen stimmen, aber die Tatsachen werden weltanschaulich mißverstanden und dämonistisch (als Ursachen) gedeutet. Die Genitalien wie alle andern Organe des gesunden Menschen funktionieren gesund, das ist doch wohl selbstverständlich. Die reife Funktion der gesunden Genitalien ist Geschlechtsverkehr, Zeugung. Da hilft kein Herumreden von „edlem Verzicht", „höheren Aufgaben", „Mangel an Zeit", „keiner Gelegenheit", „zu streng erzogen" usw. Es gibt kein Hindernis für den Gesunden, gesund zu sein! Es gibt keine Tatsache, die den Gesunden hindern könnte, die Ehe einzugehen. Jeder „alte Junggesell" ml. und wbl. Geschlechts ist krank, die weitaus meisten sind neurotisch, sie haben die Pflicht, alles zu tun, um gesund zu werden, also zur Ehe auszureifen. Die Ärzteschaft hat die Pflicht, die Neurotiker über die Neurose und ihre Heilbarkeit aufzuklären; leider findet die Neurosenkunde viel zu wenig Beachtung. Die Auferlegung der Junggesellensteuer, so berechtigt sie ist, kann natürlich keine Heilmethode, sondern höchstens in einer Anzahl von Fällen eine Zwangsmethode sein, die den Kranken in eine kranke Ehe führt. Die Regierung als höchste Zentralstelle wird schließlich nicht umhin können, auch hier den sozialtherapeutischen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen, also den psychobiologischen Unterricht in den Aufklärungsdienst einzufügen.

Der gesunde Vollreife höherer und hoher Kulturen lebt in der Einehe **). Gesunde Eheleute sind zur biologischen Einheit verschmolzen, sind Summanden der Summe „Ehe", nicht Einer und Eine. Ehebruch gibt es da ebenso wenig wie Ehescheidung. Auch der Tod kann die gesunde Ehe nicht scheiden: die Ehepartner überleben sich nicht lange, geht die eine Hälfte eines Ganzen dahin, kann die andere nicht mehr lange sein, die Wunde

deutung, daß man von der Versippung mit einer jüngeren Familie-Sippe einen längeren Fortbestand der Linie (oft nicht vergeblich) erhofft. — Die Tierzüchter verwenden die Inzucht zur Hochzüchtung, Aufzucht „edler Tiere". Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Domestikation oft den Charakter der Gefangenschaft hat, solche Tiere also mindestens neurotisch sind.

*) Gewisse statistische Angaben widersprechen scheinbar diesem Satze, z. B. die, daß es im Jahre 1933 rund 6 Millionen Frauen von 20 bis 30 Jahren gab und von ihnen nur rund 2,5 Millionen verheiratet waren; viele von diesen Frauen waren eben noch nicht verheiratet. Die Mehrzahl aller Frauen im Heiratsalter ist allemal verheiratet.

**) Wie unwahr, wie grotesk ist z. B. der Satz des Leipziger Philosophieprofessors Ernst Bergmann: „Einehe auf Lebenszeit ist deshalb geradezu naturwidrig und schädlich" (Erkenntnis und Muttergeist, S. 383)!

kann nie verheilen; während seines Nachsterbens bleibt der Hinterbliebene mit dem Verblichenen im Andenken vereint. (Vgl. Brünnhildens Tod, Witwenverbrennung in Indien, Begräbnis der Lieblingsfrau mit dem gestorbenen Fürsten in Afrika, usw. usw.) Die Ehegatten hoher Kulturen sind Herr und Herrin, aber nicht Herr über die Herrin oder umgekehrt, sondern gleichgestellt wie eben die sich ergänzenden Hälften. Die gesunde Ehe ist gänzlich unproblematisch, sie ist im Ganzen und in allen Einzelheiten harmonisch. Die Begattung ist zwar der periodische Höhepunkt der ehelichen Liebe, aber gesunde Eheleute lieben sich gegenseitig auch in der Zwischenzeit, lieben sich nicht bloß genital, sondern im ganzen. Es wird nicht fortwährend Süßholz geraspelt, aber es gibt keinen Streit. Es gibt Meinungsverschiedenheiten, sie gleichen sich in liebevoller Besprechung aus und führen zu positiven Ergebnissen. Auch zwischen den Gatten laufen die HASTF-Reihen ab. Der Mann redet der Frau nicht ungebührlich in ihren Beruf (als Hausfrau) — oder umgekehrt; er achtet ihre Selbständigkeit wie sie die seine, sie helfen sich mit Rat und Tat. Gemeinsam tragen sie Leid und Freude. Ihre Interessen sind völlig gleichgerichtet. Die eheliche Bindung ist keine Fesselung derart, wie Heterogenes mit Stricken oder sonstwie aneinander gezwängt ist. Die gesunde Ehe ist in Freiheit geschlossen und in Freiheit untrennbar und unverbrüchlich. Die eheliche Treue ist eine biologische Selbstverständlichkeit, und es ist völlig unmöglich, daß ein gesunder Mann ein anderes Weib wie das seine und eine gesunde Ehefrau einen anderen Mann wie den ihren begehrt und so die Ehe bricht im Herzen oder in Gedanken.

Über die Fehlehe in ihren mannigfachen Formen s. im 7. Bd. § 4.

Ich weiß diesen Abschnitt nicht besser zu beschließen als mit dem Sonett „Liebe" von Shakespeare:

Nie geb' ich zu, daß treuer Herzen Bund
Je brechen kann. Denn Lieb' ist Liebe nicht,
Die in dem Wechsel sieht des Wechsels Grund
Und, wenn verschmäht, wie der Verschmäher spricht.

O nein, sie ist ein ewig festes Mal,
Schaut unverrückt aufs wild'ste Element,
Dem irren Boot ein Stern von hellem Strahl,
Des' Höhe man, des' Wert man nie erkennt.

Ein Spott der Zeit kann Liebe nimmer sein,
Verfällt ihr auch die Ros' auf Wang' und Mund,
Am jüngsten Tag zeigt sie denselben Schein

Und wechselt nicht mit Woche, Tag und Stund'.
Wenn dies an mir als Irrtum sich ergibt,
War ich kein Dichter, — hat kein Mensch geliebt.

5. Die Geburt des Kindes.

Indem gesunde Ehepartner Summanden der Summe „Ehe" sind, ist es selbstverständlich, daß der Mann auch die Schwangerschaft seiner Frau auf seine Weise miterlebt, daß den Veränderungen des schwangeren Weibes die Veränderungen des Mannes entsprechen. Die eine Hälfte eines Ganzen kann sich nicht irgend verändern, ohne daß sich die andere Hälfte im Sinne der gegensätzlichen Gleichheit (d. i. eben Partnerschaft) mitverändert; realiter ist an und bei dieser Gleichläufigkeit wiederum nicht eine Ursächlichkeit am dämonischen Werke, sie wird nur vom Dämonisten in die zeiträumlichen Zusammenhänge hineinfingiert. Die Entwicklung des Weibes zur Mutter koinzidiert mit der des Mannes zum Vater. Diese Entwicklung findet erfahrungsgemäß am besten während des ständigen Zusammenlebens der Ehepartner statt. Kürzere Trennungen sind noch keine nennenswerte Beeinträchtigung, wohl aber längere Trennungen, gar solche, die sich auf Jahre erstrecken, also die Geburt überdauern. Wohl ist der gesunde Ehemann auch in der Ferne seiner Frau innigst (S. 327) verbunden wie sie ihm, weder er noch sie kommen in Versuchung, die Treue zu brechen, auch falls die Trennung, wie z. B. im Kriegsfalle, viele Monate oder gar ein Jahr und länger währt. Die vollreifen Liebesgefühle sind endgültig ausgerichtet, nur mit dem einen Liebespartner in der Innigkeit assoziiert, die allein zum Geschlechtsverkehr befähigt. Aber dieser Liebespartner wird in der Zeit der Trennung gegenständlich nicht erlebt, die betr. Modalzellen bleiben unaktuell, nur das „Erinnerungsbild" (das Begriffsindividuum) oder eine gegenständliche Abbildung sind so und so oft aktuell, verbunden mit den Liebesgefühlen, unter denen die Sehnsucht überwiegt. Unter diesen Umständen vollzieht sich die Entwicklung zur Mutter, zum Vater nicht so günstig wie bei ständigem Zusammensein der Eheleute, bei längerer Trennung sogar ungünstig bis zur Abnorm. Der lange in Geschäften usw. abwesende Mann mag häufig an seine Lieben denken, aber andere Dinge liegen ihm näher, spielen in seinem Erleben die Hauptrolle, andere RSe sind in hohen Funktionen, und so kann sich die Väterlichkeit nicht im gleichen Sinne wie die Mütterlichkeit der Schwangeren entwickeln. Der Soldat im Kriege wird vielleicht von der Geburt seines Kindes kaum Notiz nehmen können, er ist zu sehr anderweit beschäftigt, er begrüßt als Urlauber sein Kind nicht als organisch ausgereifter Vater, muß sich als Heimkehrer erst an das Kind gewöhnen — wie das Kind an den Unbekannten, der plötzlich ins Haus kommt, die Mutter für sich beansprucht, sich als Herr benimmt. So geht denn auch die Geburtlichkeit während eines Krieges um so mehr, je länger er dauert, zurück, und die Kriegskinder, die von der einsamen,

mannlosen, um den Mann sorgenden, vielleicht hungernden, schwer arbeitenden Frau getragen und ausgetragen, von der einsamen Frau geboren werden und wohl jahrelang, bis der Vater heimkehrt, oder überhaupt, falls der Vater fällt, als Halbwaisen aufwachsen, sind biologisch nicht vollwertig, sind mindestens der Neurose verfallen. Auch falls der Heimkehrer seine Entwicklung zur Vaterschaft nachholt, so ist doch eine Abweichung mindestens von der strengen Norm vorhanden, und ganz richtig Vater wird er erst dem folgenden Kinde, dessen Entstehung, Heranwachsen und Geburt er anwesend miterlebt. Dies gilt für hohe Kulturen, in denen sich die Familie klar herausdifferenziert hat; in primitiven Zeiten sind die Liebesbindungen promiskual unbestimmt, die familiäre Abgrenzung kaum angedeutet, auch die Kinder Individual- oder Kollektivwesen, und auch hierin stehen die Neurotiker der höheren und hohen Kulturen den Primitiven ganz nahe.

Die Geburt des Kindes ist normaliter das zeugerische Gipfelereignis der Ehepartner. Die folgenden Geburten liegen normaliter entwicklungsmäßig noch höher, die Mutter- und Vaterschaft (Begattung, Schwangerschaft, Geburt, Aufzucht) übt sich und gewinnt so an Fertigkeit in der Ausübung. Damit ist nicht gesagt, daß die folgenden Kinder nach Gesundheit, Begabung usw. besser gestellt seien wie das erste oder die ersten. Die Tatsache, daß einzelne große Männer oder Genies viertes oder siebentes Kind waren, wird in Zeiten von Geburtenfanatismus gern dahin mißverstanden, daß die Eltern nur eben so fleißig zeugen müßten wie jene, dann hätten wir eine entspr. Fülle von Genies zur Verfügung! Dabei werden obendrein die großen Männer und ihre Leistungen ohne weiteres für gesund gehalten und nicht bedacht, daß es auch große Fehlwerte gibt, die für das Volk und die Völker überaus unheilvoll sind, mögen sie zu Zeiten auch noch so bejubelt werden und statt berüchtigt berühmt sein. Oft sind die folgenden Kinder, wenn auch gesund, so doch in der norm. Var.-B. weniger günstig ausgestattet als das erste oder die ersten. Statistische Daten werden oft als Beweismittel mißbraucht. Man kann nur sagen, daß es das erste Kind in der Geburt regelmäßig am schwersten hat (Geburtsfunktionen der Mutter noch ungeübt, S. 500), die folgenden Kinder es leichter haben, am leichtesten das letzte Kind, das Nesthäkchen, und daß sich demgemäß die Lebensläufe im Rahmen der Familienähnlichkeit gestalten; das hat aber nichts mit Begabungsgraden usw. zu tun. Auch wird die Statistik insofern ganz verwischt, als man das Heer der Neurosen mangels Möglichkeit und Fähigkeit zur Diagnose miteinrechnet.

Die Geburt ist eine hochkrisische HASTF-Reihe (§ $5_{,3}$). Der Hunger nach Überstehen des großen Ereignisses, nach Über-

schreiten der Schwelle, Freisein, Entbindung, Mutterglück leitet in stärksten Intensitäten die Geburt ein. Dann folgt die Angst vor dem entscheidenden Schritt, dem Austritt, Verlust des Kindes, der „Zukunft". Nun schneidet das Kind durch — unter stärksten Wehen, die aber normaliter recht wohl ausgehalten werden, die generative Teilung, der Abschied vom bisher umhegten Kinde findet statt. Daran schließt sich das Trauerstadium: die Ermattung nach der schweren Geburtsmühe. Das Ende ist die Freude über das vollbrachte Werk, das Mutterglück. Auch der Mann durchlebt diese Stadien, natürlich auf seine Weise, bei ihm sind die extragenitalen RSe in höchster Funktion: Hunger nach Vaterschaft, nach Beendigung der Schwangerschaft und Geburtsgefahr der Frau, der Erwartung des Sprößlings, dann Angst vor der Entscheidung, Angst um die Kreißende und das Kind, „ob alles gut gehen wird", mit unruhigem Hin- und Hergehen, ängstlich-besorgten Worten, Erkundigungen, Herzklopfen u. a. Zeichen allgemeiner Spannung, dann erlebt er das geburtliche Schmerzstadium, zwar normaliter nicht in Form aktueller Schmerzgefühle (wie die Kreißende), aber doch in hohen Intensitäten der Schmerzreflexe mit dem Ausdruck der Drehung, Windung: er ringt die Hände, windet die Arme, vollführt sonst allerlei Drehungen, hat schmerzliches Gesicht, schmerzliche Gedanken, stößt schmerzliche Laute und Worte aus, klagt und weint wohl gar (vgl. Botschaft der Hebamme an den Arzt: „Bitte die Zange mitzubringen, Mutter und Kind sind zwar ganz wohl, aber der Vater weint andauernd."), kämpft gemeinsam mit der Gebärenden die schwere Stunde durch, bis er dann ins Stadium der Trauer, der Ermattung übergeht, erschöpft, „als ob er das Kind gekriegt hätte", „mindestens so mitgenommen wie die Frau" dahockt, allerlei Worte stammelt, auch solche der Reue („wenn ich das gewußt hätte!"), dann aber tröstet, erholt er sich zusammen mit der Frau, und das gemeinsame Freudestadium endet das große Erlebnis: die Mutter hält selig lächelnd ihr Kind im Arme, der Mann betrachtet stolz „sein" Werk, bringt Geschenke, ist „vor Freude außer sich".

Primitive Menschen haben ein im Verhältnis zum gegenständlichen und begrifflichen Leben in- und extensiveres Gefühlsleben als höher- und hochkultivierte Menschen, wobei das Gesamterleben zunächst diffus, implikat ist und sich erst mit steigender Kultur ausgliedert. Die phylische Entwicklung ist eine Analogie zur ontischen (S. 65). Besonders die krisischen Vorgänge der Primitiven laufen mit derart hohen Gefühlserregungen ab, wie sie die gesunden Kulturmenschen nicht mehr „nachfühlen" und wie sie nur Kranke mit Gefühlshypertrophie ungefähr erleben können. So die primitiven Pubertätsfeste und so die Geburten. Und auch da finden wir von den Zeiten an, in denen sich die

Familie schon abgegrenzt hatte, die Koinzidenz der hohen Geburtserregungen bei Weib und Mann vor. Hieraus wird uns die Sitte des Männerwochenbettes (der Couvade, couver brüten, s. bei O. Peschel, Völkerkunde, 6. Aufl. S. 25ff.) verständlich. Bei vielen Völkern in allen Erdteilen legt sich der Mann unmittelbar nach der Niederkunft seines Weibes, die er in einer (magisch gedeuteten) Art und Weise miterlebt (z. B. läßt er einen Stein aus dem Mantel fallen), hin und hält das Wochenlager ab, während die Frau alsbald ihrer Arbeit wieder nachgeht. Er ist also mehr „mitgenommen" als die Frau, er nimmt Wöchnerinnenkost zu sich oder fastet, er wird bei manchen Völkern schwer geschunden, verprügelt (Analogie zum Schmerzstadium der Pubertätsprüfung, zur „Marterung" des gewählten Oberhauptes, an dem der Tod des vorigen gesühnt werden und der die Prügel aushalten muß, usw.), er wird bei anderen Völkern wie oder als eine veritable Wöchnerin oder ein verwundeter Held gepflegt, erhält Geschenke, Glückwünsche zu „seiner" (!) Entbindung, wieder bei anderen weicht man ihm aus und behandelt ihn wie einen Ausgestoßenen (analog den Sühnzeremonien nach vollbrachter Pubertätstat).

Man hatte sich bisher vergeblich bemüht, das Rätsel dieser merkwürdigen und so weit verbreiteten Sitte zu lösen. Hirschfeld und Götz (Sexualgeschichte der Menschheit, S. 92) meinen, der Mann stelle sich nur leidend und die Couvade sei nichts weiter wie eine hysterische Komödie. Dagegen ist einzuwenden, daß man doch nicht alle Couvadevölker in ihrer Gesamtheit für hysterisch erklären kann und daß sich niemals eine hysterische oder anders-kranke Sitte verallgemeinert, also zur Norm wird. Der Freudschüler Reik hält dafür, daß die Quälerei des Wochenbetters eine symbolische Tötung und Wiedergeburt als Sühne für den urtümlichen Vatermord darstelle. Natürlich ist die Vaterschaft der klare Beweis dafür, daß die Eheleute „vom Baume der Erkenntnis gegessen", die Pubertätstat vollbracht haben, wobei urtümlich „der Alte" getötet wurde. Indes die Sühne für „den Sündenfall" findet ja bei der Tat selber (in Form der empfangenen Wunden, später der Pubertätsmartern) sowie nach der Tat (in Form von allerlei Zeremonien, z. B. der Absonderung des Täters auf einige Zeit, einer Art Gefangensetzung usw.) statt, nachher ist der Sieger angesehenes Mitglied der Gemeinde, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß er für die gesühnte Tat nochmals (ne bis in idem) zu sühnen hätte — und zwar indem er an Stelle der Frau das Wochenbett bezieht. Ganz abwegig, aber im dämonistischen Denken heimisch ist die Deutung, daß solche Straftat- und Sühneüberlegungen die Ursache der Einrichtung der Couvade gewesen seien; man hätte sich also ausgedacht, daß der junge Vater quasi getötet werden müsse, um die Uruntat des Vatermordes zu sühnen, und dann hätte man eben die bis dahin noch unbekannte Couvade „eingerichtet", wie man ja auch eines Tages mit Majoritätsbeschluß im Rate der Alten die Pubertätsmartern ersonnen und eingeführt hätte, um die jungen Männer vom Inzestverkehr mit der Mutter abzuschrecken usw. (s. 3. Bd. S. 30). Ich betone wiederum, daß erst das Erlebnis da ist, dann seine Beschreibung, seine Deutung, niemals umgekehrt. Erst war die Pubertätsprüfung da — und zwar ist sie biologische Eigentümlichkeit der Entwicklung —, dann fragte man, warum sie stattfände, und ersann allerlei Deutungen als „Antworten", bis die Psychobiologie den realischen Sachverhalt aufzeigte. Gewiß ist die Couvade eine Analogie zur Pubertätsprobe und wird wie

diese dämonistisch, motivisch, kausalisch mannigfach gedeutet, auch natürlich von den Couvadevölkern selber; realiter ist sie lediglich ein reflektorischer Vorgang als Gleichläufigkeit des Geburtserlebnisses bei Weib und Mann, wobei eben der Mann seiner biologischen Struktur gemäß die Wochenbettreflexe hat statt wie bei andern Völkern die Frau; die Quälung des Wochenbettes sind „Nachklänge" der Wehen, also neuerlicher Anstieg der Schmerzreflexe bis zur aktuellen Funktion beim Manne. Die Diätbeschränkung wird natürlich auch dämonistisch gedeutet: ißt der Wochenbetter etwas „Falsches", so ist das dem Kinde schädlich usw. (magische Identität, s. im 5. Bde.). Übrigens gibt es auch ein vorgeburtliches Männerkindbett. —

Unserer Auffassung kommt ganz nahe Thurnwald, indem er sagt, der Mann habe wirklich wie die Frau Wehen und die Couvade sei ein wirkliches Wochenbett; nur kann er diese Tatsache nicht verständlich machen — und das ist ja eben das Ziel der Erörterung: wir verstehen die Sitte aus der Reflexorganisation der Beteiligten. Tylor meint, die Schmerzen der Frau würden auf magische Weise auf den Mann übertragen (transference of pain, Frazer) — eine rein dämonistische Deutung im Zauberglauben. Auch Bastian glaubt an eine solche Deutung: die bösen Dämonen sollen von der Frau auf den Wochenbetter abgelenkt werden, und man kann etwa hinzufügen, daß die Prügel und Verwundungen die Dämonen versöhnen sollen usw., aber das sind ja eben alles nur Deutungen eines Verfahrens, das vor den Deutungen da war und das wir verstehen wollen. „Verirrungen" und „Wahnbilder", wie R. Lehmann will, sind diese Sitten keineswegs, sondern gesunde biologische Abläufe, die hier ziemlich roh, bei andern Völkern differenzierter, milder sind und bei allen Völkern in einer je spezifischen Abwandlung zu finden sind, natürlich des öfteren auch in krankhaften Formen vorkommen. Bachofen deutet, des Vaters Männlichkeit ordne sich der wbl. Potenz unter und offenbare sich in Muttereigenschaft, das Kindbett werde vom Manne nachgeahmt, um Anteil am Kinde zu erlangen usw., — reinste Phantastik. Realiter ist die Koinzidenz der Geburtsreflexe bei Weib und Mann eine einfache biologische Tatsache und aus der Reflexstruktur als gemeinsames eheliches Erleben vollkommen zu verstehen.

Die Abwandlungen dieses gemeinsamen Erlebens sind zahllos, z. B.: der Mann fuchtelt im Angst- und Schmerzstadium der Geburt mit dem Säbel usw. durch die Luft (Deutung: er wehrt die bösen Dämonen ab, — aber haut er nicht auch die guten in Stücke oder hält sie fern? — und wie können Dämonen mit Säbelhieben zerstückt oder vertrieben werden?), oder es werden Formeln der Beschwörung, des Gebets, des Segens oder Fluches ausgesprochen und allerlei Zeremoniell in den einzelnen Stadien (mit dämonistischen Deutungen) verrichtet; in Thüringen wird manchenorts vor das Fenster der Wochenstube ein Manneshemd gehängt, in der Schweiz zieht manchenorts die Frau beim ersten Ausgang die Hosen des Mannes an, im Lechtal setzt sie seinen Hut auf usw. usw. — mit allerlei abergläubischen Auslegungen. Wir wissen, daß auch alle diese Sitten rein reflektorische Ausdrucksweisen im gemeinsamen Geburtserleben sind; dies gilt auch für die vielerlei Sitten und Gebräuche, wie man das Neugeborene begrüßt und behandelt (z. B. beißt in der Steiermark manche Mutter einer lebenden Maus den Kopf ab und hängt ihn dem Kinde als Amulett gegen Krankheit und Tod, also „die bösen Dämonen" um den Hals, wobei die Maus als Erdtier das böse Totem = der Teufel-Tod ist, statt des Kindes, das ja auch aus einem Loch, aus der Mutter-Erde kommt, das Opfertier getötet wird, usw. usw.). Alle Deutungen sind sekundär, primär ist das Erlebnis.

Den hohen Gefühlserregungen bei primitiven Geburten sind nahanalog die hypertrophen Gefühlserregungen bei abnormen

Geburten in höheren und hohen Kulturen. Es können einzelne oder mehrere Stadien abnorm in- und extensiv sein, die übrigen sind hiernach nuanciert; so übersteigerter Hunger nach Mutter-, Vaterglück (schwere Unruhe, „nicht erwarten können", zu rasche, überstürzte Geburt usw.), übermäßige Angst mit ihren krampfigen inneren und äußeren Ausdrucksweisen, heftige Schmerzen, tiefe Trauer (Zerknirschung, Anwandlung von Melancholie und ausgesprochene, manchmal langanhaltende Melancholie), übertriebene Freunde (mit läppischem Gebaren) usw. Das Verhalten steht in diesen wie in allen Fällen von Neurose usw. dem primitiven ganz nahe, ist archaistisch und kann auch nur archaistisch gedeutet werden (s. 6. und 7. Bd.).

§ 10. Der Höchstreife.

Die Entwicklung des Menschen ist mit dem Erreichen der Vollreife (Maturität, § $9_{,1}$) nicht völlig abgeschlossen, er verbleibt nicht auf einer Hochebene (etwa gar mathematischer Art), sondern es erfolgt weiterhin ein allerdings flacher Anstieg. Am steilsten ist der Anstieg im Kindesalter, beim Jugendlichen wird er schon weniger steil, noch flacher im Vollerwachsenenalter, ganz flach beim Höchstreifen. Im Zeitalter der Höchstreife erreicht die Lebenskurve ihren Höhepunkt; von ihm an beginnt die involutive Lebensstrecke. Ein Teil der involutiven Strecke fällt also in die mature Periode. Den involutiven Veränderungen dieser Teilstrecke steht gegenüber eine evolutive Erweiterung-Erhöhung der Begriffssphäre (Zellen und Assoziationen) bis zur höchstmöglichen Vollendung, die Zunahme an Verstand, Vernunft, Weisheit.

Der vollerwachsene Organismus erreicht mit dem mehr minder krisischen Übergange in die Höchstreife die 2. Reife. Bis dahin gliedern sich die RSe immer mehr aus, und immer mehr prägt sich im Gesamt des Organismus, in allen Eigenschaften und Funktionen das fortschreitende Geübtsein, die noch immer zunehmende Festigung aus. An den Ausdrucksweisen fällt der weiterhin zunehmende ideogene und abnehmende sympathogene Gehalt auf, immer mehr überwiegt also die Begriffs- über die Gegenstands- und über die Gefühlssphäre, die Impulsivität der Jugend ist übergegangen in die Besonnenheit der Voll- und Höchstreife. Die biologische Beschaffenheit der Zellen und Säfte ändert sich in der Art der höchstmöglichen Differenzierung; mit dem Beginn der Involution setzt schon eine gewisse Zunahme der anorganischen Stoffe ein; allgemein: eine ältere Zelle ist anders zusammengesetzt als eine jüngere und junge. Die Höchstreife wird in unserm Kulturkreise bei den Frauen um das 35., bei den Männern um das 40. Lebensjahr, der Höhepunkt der Lebenskurve bei den Frauen um das 40.—50., bei den Männern um das

45.—55. Lebensjahr erreicht (beide Daten mit norm. Var.-B.) Die Grade der Höchstreife, der Maturität sind individuell verschieden, auch da gibt es eine norm. Var.-B. (und natürlich eine Abnorm, die hier immer unter der unteren Grenze der norm. Var.-B. liegt). Die höchsten Reifegrade der Basismenschen liegen niedriger als die der Mitte- und diese niedriger als die der Spitzenmenschen, soweit die Gesunden in Betracht gezogen werden. Die Basismenschen reifen also auch zur Weisheit aus, aber die Weisheit der Mitte- und noch mehr die der Spitzenmenschen ist mehr ausgegliedert, umfaßt mehr Einzelheiten, mehr Assoziationen, ist reicher an Kollektivbegriffen, liegt auf höherem biologischem Niveau. Kranke (Neurotiker) weisen eine Hypertrophie auf infantiler Ebene, also eine Scheinreife, auch eine Scheinweisheit auf — abgesehen von ihren fastgesunden Bezirken, die je nach Spezifität weniger oder mehr differenziert, auch hochdifferenziert sein können, immer aber krankheitlich nuanciert sind. Die Unterschiede in den Graden der möglichen Reife gelten auch für die phylischen Entwicklungsstufen: die Höchstgrade liegen also bei den Primitiven niedriger als bei den Angehörigen höherer und hoher Kulturstufen.

Gemäß der Entwicklung zur höchstreifen Persönlichkeit und darüber hinaus zur Lebenshöhe mehrt sich bei immer höherbewerteten Leistungen der äußere Besitz; sein Ausmaß ist, wie früher beschrieben, spezifisch für den Einzelnen und seine Gruppe, es ist regelmäßig bei den Basismenschen geringer und nimmt in den höheren Schichten zu, wiederum in verschiedenem Ausmaße, das obendrein innerhalb gewisser Grenzen (also einer norm. Var.-B.) nach Angebot und Nachfrage (Konjunktur) schwankt, so daß zu Zeiten ein Handwerksmeister ein größeres Einkommen als ein hoher Beamter oder Arzt hat usw. Auch der innere Besitz mehrt sich gemäß der Ausreifung der Persönlichkeit, und auch sein Ausmaß ist in den Basisschichten regelmäßig geringer als in den höheren Schichten. In den Mittelschichten (dem Mittelstand) hält sich ein mittlerer äußerer und innerer Besitz etwa die Wage. In den Spitzenschichten kann sich großer äußerer und innerer Besitz vereinen, in der Regel ist aber ein großer innerer mit einem relativ kleinen äußeren Besitz verbunden und umgekehrt, sind also die äußerlich reichen und reichsten Leute andere wie die innerlich reichen und reichsten, beide Typen gehören aber den Spitzenschichten an (vgl. Land-, Geld-, Geistesaristokratie usw.). Auch falls der innerlich reiche Mensch einen großen äußern Besitz hat, ist er ihm meist von den Eltern überkommen, nicht selbsterworben. Der äußere wie der innere Besitz ist Macht (majestas), sie wird um so größer, je reifer der Mensch wird, je höher er in der Gesellschaftspyramide aufsteigt, je größer sein „Wirkungskreis" (Arbeitsbereich) wird.

„Macht" ist (wenigstens hier) nicht mit „Kraft" als „roher Muskelkraft" zu verwechseln; an roher Kraft ist die Basis allemal der Mitte und der Spitze überlegen, die Machtgrade aber sind Differenzierungsgrade. In der Norm gilt der Spruch: „Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle".

Die Mehrung des äußern und innern Besitzes erfolgt nicht in ebenaufsteigender Linie, sondern in Kurven. Jeder besitzliche Fortschritt geht als HASTF-Reihe vor sich, ist also mit einem Risiko verbunden, aber der Gewinn ist normaliter größer als der Verlust (S. 402). Die Erhaltung des Besitzes ist oft schwieriger als sein Erwerb. Eine „absolut" sichere Anlage gibt es nicht. Den Wertschwankungen der Besitzstücke kann sich niemand entziehen, an den Besitzschwankungen der Gemeinschaft, des Volkes, an den Schwankungen der Kaufkraft der Währungseinheit nimmt jeder Volksgenosse teil. Der Gesunde handelt „nach bestem Wissen und Gewissen". Er ist weder zu wilden Spekulationen noch zur Aufbewahrung seines Geldes „im Strumpf" fähig, er legt sein Geld so gut an, wie es normalerweise möglich ist. In der Regel erhält sich ein Besitzvolumen nicht über zwei, drei Generationen hinaus. Die Abgaben-Ausgaben liegen normaliter innerhalb der Mehrung des Besitzstandes. Aussteuer, Mitgift an die Kinder finden nicht geldlichen Gegenlohn, wohl aber Gegenwerte in Form der Erweiterung des genischen Besitzes (der Familie). Die Mehrung des Besitzes, zu dem ja auch Ansehen, Ehre, Stellung, Hoheit gehören, überdauert den Höhepunkt des Lebens, bis dann der Greis sich zur Ruhe setzt.

Welche Stellung der Höchstreife auch innehaben mag, immer ist er den Menschen freund: zunächst den Berufsgenossen (den Gleichgestellten, Untergebenen und Vorgesetzten), den Geschäftspartnern, dem Publikum, dann den platonischen Freunden, mit denen ihn nicht berufliche Interessen verbinden. Er ist sich seiner Würde bewußt, kennt aber keinen Dünkel, keine Kluft zwischen sich und den Mitmenschen; er kennt auch keine Unterwürfigkeit und ist unfähig, Versuche zur Einebnung der Gesellschaftspyramide mitzumachen, sich kollektivistischen Bewegungen anzuschließen, auf seinen Stand (gar noch berechnenderweise) zu verzichten. Die Zahl der engeren Freunde ist spezifisch; der höherdifferenzierte Mensch ist darin wählerischer als der Herdenmensch, und wer gar in einem Fache an der Spitze marschiert, wer als Genie seiner Zeit voraus ist, hat eine nächste Umgebung von nur wenigen Menschen, und an sie erst schließen sich die Scharen der näher- und der fernstehenden Menschen an. Jeder Mensch hat auch Feinde, insbes. muß jede führende Persönlichkeit mit einer Anzahl von Feinden rechnen, einer um so größeren, je höher die Persönlichkeit die Menge überragt; zu den Feinden zählen nicht die Gegner, nicht die Verständnis-

losen und Uninteressierten, die wiederum um so zahlreicher sind, je höher die Spitze aufragt. Der gesunde Kulturmensch handelt aber nicht nach dem Spruche „Oderint, dum metuant!", er will auch nicht mit Suggestionen Anhänger gewinnen, sondern verläßt sich darauf, daß die echte Leistung allemal über kurz oder lang Anerkennung findet. Neurotische (krampfige) Verfahrensweisen kann der Gesunde nicht vollführen und nicht mitmachen. Nicht der Zweck heiligt die Mittel, sondern die Mittel heiligen den Zweck: gesunde Mittel führen immer zum gesunden Ziele, ein gesundes Ziel kann nie mit kranken (schlechten) Mitteln erreicht werden, kranke Mittel führen zum normfernen, bestenfalls normnahen Ziele.

Der gesunde Höchstreife lebt als patriarchalische Persönlichkeit in seiner Familie und Sippe und überschauet mit frohem Blick auch sein Liebesglück. Das Zusammenleben mit dem Ehepartner, den Kindern und Enkeln, den Sippengenossen usw., letztens den Volksgenossen, auch den Angehörigen fremder Völker ist harmonisch, freilich im Schema HASTF, aber in harmonisch-gleichmäßigem Ablaufe der Erlebnisse. Selbst im innern oder äußern Kriege ist er nicht Feind, sondern Gegner. Er ist wehrfähig, aber nicht kriegerisch; er hält Frieden in Kraft und Würde, nicht in Schwäche und Unwürde. Sein Leben liegt vor aller Augen, er hat keine Geheimnisse, er ist darum jeder Prüfung gewachsen.

In die mature Periode fällt der Eintritt des Klimakteriums. Um das 45. Jahr beginnt beim Weibe die Menopause, während der Mann weiterhin Keimlinge produziert bis ins hohe Alter. Beim Weibe involvieren die Genitalien derart, daß Eier nicht mehr ausreifen, doch erlischt damit nicht die Sinnlichkeit, Liebesfähigkeit. Der Geschlechtsverkehr findet weiterhin regelmäßig mit voller Befriedigung statt, wenn auch die Intensität der genitalen Gefühle weniger hohe Grade erreicht als in jungen Jahren. Der Eintritt ins Klimakterium ist ein hochkrisischer Übergang. Natürlich ist die Involution der Genitalien nicht bloß ein lokales Ereignis, sondern ein solches, an dem das gesamte genitale Nervensystem mit den zentralen Neuronen, mit seinen Verbindungen zu den trophischen Organsystemen beteiligt ist, das überhaupt den gesamten Organismus betrifft. Daß auch die Hormone — nicht nur der Genitalien, sondern aller Blutdrüsen, aller Organe sich qualitativ und quantitativ verändern, ist selbstverständlich, doch ist diese Veränderung, dieser „Ausfall" nicht die Ursache der anderweiten klimakterischen Veränderungen (Ergrauen des Haares, Fältelung der Haut, Fettanhäufungen, Hitzewallungen usw.), sondern ein Glied in der Reihe der involutiven Erscheinungen; bei künstlicher Zufuhr der mehr und mehr ausfallenden Hormone können die Veränderungen der

Klimax milder verlaufen. Der Übergang setzt nicht plötzlich ein, sondern bereitet sich vor, erreicht dann den Höhepunkt und flaut im Laufe mehrerer Jahre ab. Die Gefühlserregungen sind gewiß auch normaliter krisisch, aber nur neurotische Frauen geraten in — oft langdauernde — Affekte, unter denen die Angst („Torschlußpanik"), der Schmerz („Abschied vom Leben", „verzweifelter Kampf gegen das Alter"), und die Trauer („Leben vorüber, nichts mehr zu hoffen, eigentlich alles versäumt" usw.), begleitet von entspr. sensorischen und idealischen Funktionen, am auffälligsten sind. Wie jeder Übergang kann sich also auch der klimakterische normal oder abnormal vollziehen.

Selbstverständlich hat auch der Mann ein Klimakterium. Zwar hört die Produktion von Keimlingen nicht auf, aber um die 50 herum findet doch ein allgemeiner Umbruch im Mannesleben statt, den man als „Wechseljahre des Mannes" zu bezeichnen hat. Am sinnfälligsten ist dieser Umbruch wie bei der Frau am Genitale: die Hoden und die Samenzellen verändern sich biologisch im Sinne des Alterns (hormonale Minderung bzw. Ausfall, „Portepee länger als Degen"), die Menge der Samenzellen und des Prostatasaftes verringert sich, Befruchtung-Fortpflanzung findet — je nach dem Lebensalter der Ehefrau — seltener oder nicht mehr statt, nur ausnahmsweise ist der Mann zwischen 55 und 60 oder gar der Greis noch fortpflanzungsfähig, ja diese Ausnahme muß man ins Pathologische rechnen, das so gezeugte Kind als fehlwertig ansehen, mag es auch „äußerlich" wohlgebildet erscheinen (abnorm ist ja schon der entspr. Altersunterschied der Gatten). Auch beim Manne ist die genitale Involution ein Glied in der Reihe der allgemeinen Veränderungen des beginnenden Alters: Haarausfall, Welken der Haut, Nachlassen der Muskelkräfte, zunehmendes Ruhebedürfnis bei verringerter Schlafdauer usw. Das Klimakterium des Mannes hat normaliter eine weniger krisische Verlaufsweise als das der Frau; nur neurotische Männer erleben wie die neurotischen Frauen den Übergang mit stürmischen Erregungen: gesteigertem Liebeshunger („Johannistrieb"), gesteigertem Arbeitshunger („noch alles fertig machen"), Angstwellen (Todesangst), Weltschmerz, melancholischen Anwandlungen („alles vorüber", „nichts geschafft", „Welt ein Jammertal", „Leben sinnlos") usw. Der gesunde Mann gleitet wie die gesunde Frau (nach Überstehen ihrer Krisis) gemächlich ins Greisenalter hinüber, wenn auch die ganze Periode des Überganges im Zeichen einer gewissen Trauer steht (2. Bd. S. 534).

§ 11. Der Greis.

Das Greisenalter setzt in dem Zeitpunkte ein, von dem an sich zur Involution des übrigen Organismus die der Hirnrinde, bes. der Begriffssphäre gesellt. Der Zeitpunkt liegt wiederum

inner- oder außerhalb einer norm. Var.-B.: diese Breite ist die Zeit zwischen dem 60. bis 65. Lebensjahr, und die Basismenschen vergreisen früher als die Spitzenmenschen. Es gibt aber auch 50jährige Greise, und es gibt 70jährige Männer (nicht Frauen) von „jugendlicher Elastizität", senium präcox und postcox, beides abnorm. Der Übergang ist wiederum ein allmählicher, oft mit einem oder mehreren krisischen Ereignissen, von denen eines das entscheidende ist (z. B. Amtsentpflichtung, Geschäftsübergabe an den Sohn), und die dem Menschen „zum Bewußtsein bringen, daß er reif ist abzutreten". Hunger nach Ruhe, Freisein von „der Last der Tage", Todessehnsucht; Angst vor der tatenlosen Zukunft, vor dem näherrückenden Tode; Schmerz beim Abschied vom tätigen Leben, von Stellung und Verantwortlichkeit; Trauer über den unvermeidlichen Verlust; Freude über die Vollendung, die die wohlverdiente Ruhe gewährleistet; doch steht das ganze Greisenalter normaliter im Zeichen der Freude (angenehmer Lebensabend). Auch dieser Übergang verläuft abnormaliter (beim Neurotiker) mit einem oder mehreren hypertrophen Stadien, nach denen die übrigen nuanciert sind.

Evolution ist Ausgliederung, Differenzierung, Involution ist Ingliederung, Inferenzierung (S. 629). Evolution ist Mehrung der Bestandteile des Ganzen mit zunehmender Vermannigfaltigung und Präzisierung der Eigenschaften und Funktionen (Arbeitsteilung usw.), Involution ist Minderung der Bestandteile des Ganzen mit zunehmender Entmannigfaltigung und Entpräzisierung (Einschmelzung und Entschärfung) der Eigenschaften und Funktionen. Die einzelnen Stadien der evolutiven und der involutiven Strecke sind homo-analog, d. h. das Gewebe eines bestimmten Stadiums der Involution ist quoad Differenzierungsgrad (der hier also ein Inferenzierungsgrad ist) dem Gewebe des entspr. Stadiums der Evolution ganz ähnlich, die homologen Stadien sind nach Eigenschaften und Funktionen analog, nicht aber gleich, noch gar identisch. Der spielende Greis ist kein spielendes Kind, sein Spielen ist von dem des Kindes verschieden, aber er spielt „wie" ein Kind, er spielt auch gern mit dem Kinde (dem Enkel). Die Spiel- wie die Arbeitsreflexe des Erwachsenen involvieren zu Stadien, in denen beide Funktionen zum Spiel verschmelzen, wie das kindliche Spiel noch nicht zu Spiel- und Arbeitsreflexen gesondert war. Der Greis „ist" kein Kind, er ist als gesund weder kindlich noch kindisch, sondern bei aller Homo-Analogie vom Kinde biologisch durchaus verschieden. Die Redensart „der Mensch wird wieder zum Kinde" meint in unklarer Fassung diese Tatsache. Ich habe schon öfter betont, daß es eine Regression, eine biologische Rückläufigkeit auf ein durchlebtes Stadium nicht gibt, sondern nur Progression — dies sowohl in der Onto- wie in der Phylogenese (vgl. das Dollosche

Gesetz von der Nichtumkehrbarkeit der stammesgeschichtlichen Entwicklung). Übrigens ist die involutive Strecke der Lebenskurve kürzer und steiler als die evolutive; zeitlich beschrieben, gehen die Tage und Jahre um so rascher dahin, je älter der Mensch wird (Inferenzierung der Zeitunterschiede gemäß der Involution der Kleinhirnrinde, 2. Bd. §§ 30, 31).

Die involutive Minderung geht derart vor sich, daß die Abgabe die Aufnahme überwiegt; sie beginnt vom Höhepunkte der Lebenskurve an. Hierbei verändert sich der Organismus im Sinne einer fortschreitenden Mineralisierung, Anorganisierung, Eintrocknung, Entfettung der Gewebe, die Nahrungsaufnahme verringert sich, der Stoffwechsel verliert an In- und Extensität, das Körpergewicht nimmt ab, die Kontraktionen der inneren und äußeren Muskeln, somit die Bewegungen der inneren Organe wie der Knochen werden schlaffer, unpräziser, einfacher, unsicherer, langsamer, die Wirbelsäule beugt sich nach vorn, der Gang wird matt, schleppend, die Züge werden welk wie der ganze Organismus. Die genischen, spez. genitalen Funktionen lassen nach zu selteneren und geringeren Erhebungen. In zunehmendem Maße werden mehr Stoffe ausgeschieden als aufgenommen, resorbiert und assimiliert, die Auflösung geht allmählich von statten. Auch die Gehirnfunktion läßt nach: viele Denkzellen lösen sich auf oder verkümmern, so daß die Aktualitäten sich an Zahl mindern, viele nur noch wenig hell und wenig präzis sind. Während sich bis zum Ende der Höchstreife die Begrifflichkeit noch mehrt, geht sie im Greisenalter rasch zurück; Jugenderinnerungen werden dabei in größerer Zahl aktuell, die Vergangenheit „wird wieder lebendig", das Ende schließt sich mit dem Anfang zum Kranze, dem Zeichen der Vollendung. Zugleich schmilzt die gegenständliche Welt ein, die Unterschiede verblassen, die Werte gleichen sich an und ein. Es impliziert sich auch die Gefühlswelt, die Interessen schrumpfen, die Teilnahme verglimmt.

So mindert sich der innere Besitz — und auch der äußere geht dahin: der Greis gibt ab, er ist nicht mehr imstande, sein Gut und Geld zu verwalten, er setzt sich zur Ruhe, er bestimmt den Nachfolger, von dem er sein Altenteil, sein Ausgedinge, seine „Pension", seine Rente bezieht, oder er gibt seinen Besitz in fachmännische jüngere Hände zur Verwaltung, er zieht sich mehr und mehr zurück, seine Beweglichkeit mindert sich zum Ruhesitz im Großvaterstuhl. Als Ältester, Älteste, als Altmeister, Altmeisterin, die ihre Werke vollbracht haben, stehen die Greise hoch in Ehren.

Normaliter leben Philemon und Baucis zusammen bis zum seligen Ende. Die eheliche Liebe verbindet die beiden Hälften bis zum letzten Atemzuge. Im Kreise der Ihren genießen Groß-

vater und Großmutter verehrende Liebe. Schon fast entrückt, verklärt sind die Alten. Ihre Welt ist einheitlich, wie sie am Anfange war, und der Greis ist schließlich wieder mit ihr identisch, all-ein, die Gottheit, wie sie das junge Kind war (S. 389).

Das Altern an sich ist keine Krankheit, kann aber krankhaft verlaufen. Die Alterserscheinungen an sich sind normal, sie können aber krankhaft auftreten. So sind die Arterienwände bei fortschreitendem Alter normaliter mit Kalkeinlagerungen ausgestattet, die Arteriosklerose aber ist eine Krankheit, ist Hypertrophie der normalen Verkalkung. Das Altern läßt sich nicht fördern oder aufhalten, es ist ein biologischer Vorgang. Das Leben läßt sich nicht verkürzen oder verlängern: die Lebensdauer des Individuums ist spezifisch, es endet, wann und wie es endet. Manche Leute werden steinalt, in manchen Völkern gibt es rel. zahlreiche sehr alte Leute. Der Dämonist forscht nach geheimnisvollen Ursachen, die das lange Leben bewirken, und wähnt, solche Ursachen finden zu können und gefunden zu haben, und wähnt ferner, daß „der Mensch", der sich diese Ursachen zunutzemache, dann auch länger leben werde, als er seiner biologischen Beschaffenheit nach zu leben hätte! Er muß z. B. Yoghurt trinken wie die Bulgaren, weil sich bei diesem Volke rel. zahlreiche hochbetagte Leute vorfinden; denn diese Sauermilch enthält gewisse Bazillen, die die Darmflora günstig „umstimmen", also die bakteriellen Darmtoxine, die Autointoxikation verhüten, also das Leben verlängern! Der 90jährige erzählt, er habe nie Alkohol getrunken oder nie geraucht oder sei täglich zwei Stunden spazierengegangen oder sei Junggesell geblieben — „deshalb" sei er so alt geworden, und jeder, der es ihm gleichtue, könne, ja müsse ebenso alt werden; aber andere Altersgenossen berichten, sie hätten täglich ihr Schöppchen getrunken und wacker gequalmt und wären nie spazieren gegangen und hätten sich mit Frau Venus immer gut verstanden usw. — und „deshalb" seien sie so alt geworden *). Die Art und Weise, wie jem. sein Leben führt, besondere Gepflogenheiten werden da als Ursachen für die Kürze oder Länge des Lebens gedeutet, zu dem sie als biologische Eigentümlichkeiten gehören. Solche Deutungen und Deutereien sind reiner Aberglaube. Wir wissen, daß gegen das Altern kein Kraut gewachsen ist.

Auch nicht gegen den Tod. An einer gewissen biologischeu Etappe der Involution erfolgt eine sturzartige Beschleunigung der Auflösung; die Funktion der RSe erlischt, der Zerfall hat

*) Ein Besucher fragt einen 80 jährigen, wie er es gemacht habe, so alt zu werden. Antwort: Ich habe nie einen Tropfen Alkohol getrunken. Dabei erhebt sich im Oberstübchen ein tolles Gepolter, so daß der Besucher erschreckt fragt, was denn oben los sei. Antwort: Das ist mein Vater, der ist halt wieder mal besoffen.

schon einen so hohen Grad erreicht, daß die Zellen nicht länger als geformte, abgegrenzte Gebilde bestehen, nur noch Ansammlungen von Substanzen sind mit anderen chemischen Vorgängen wie vorher, als jede Zelle noch ein Ganzes, ein kleiner Organismus war. Bei dem Datum, den wir „Tod", „Sterben" nennen, ändert sich der biologische Chemismus zu der Art eines rapiden Auflösungsprozesses, ist also in dieser Art von dem evolutiven Chemismus verschieden. Es finden Umsetzungen fester Teilchen, Verflüssigungen, Vergasungen statt, wobei neue Verbindungen entstehen und sich wiederum trennen. Sterben heißt: in Teile zerfallen, aufhören, Organismus zu sein (3. Bd. Nr. 25, 56).

Wie jeder E-, so ist auch jeder Involutionsschritt eine HASTF-Reihe. Es überwiegen die Abgabe-Reihen (1. Bd. § 14,9). Aller Hunger ist auf Verlassen des Bisherigen gerichtet, die Aufnahme führt hierbei zu einer Mehrung, die Abgabe zu einer Minderung des trophischen und genischen inneren und äußeren Besitzes. In der Involution werden mehr und mehr Teile abgegeben, doch bleibt noch Besitz, bleibt noch die Ehe (die Kinder aber werden ausgesteuert usw.). Der Hunger ist normaliter jeweils nicht auf Verlassen des Besitzes überhaupt, nicht auf Verlassen des Ehepartners gerichtet, nur zuletzt richtet er sich auf das Ende, mit dem freilich die Trennung auch vom Ehepartner eintritt, und auf diesen Hunger folgt die Angst vor der Trennung, dem Abschied. Man kann aber die Hungerstadien der Involution nach diesem letzten Ziel insgesamt als Sterbehunger, die Angststadien als Sterbeangst usw. bezeichnen, so wie wir die Hungerstadien der Evolution insgesamt als Entwicklungshunger, die Angststadien als Entwicklungsangst usw. bezeichnen.

Der Tod ist die letzte, analog der Geburt und der Pubertät hochkrisische HASTF-Reihe des Menschen: Hunger nach dem Ende, nach der ewigen Ruhe, Todessehnen, Angst vor dem letzten Schritt und seinen Folgen, die sich der Dämonist zweifelnd ausmalt, bis auch diese Zweifel verstummen (Gebete, Sterbesakramente [S. 167 Fn., 493ff.]), Schmerz als Überschreitung der Schwelle, Abschied von den Angehörigen, Todeskampf, dann Trauer als Entspannung, Todesmattigkeit, zuletzt Freude als Verklärung, Streckung, ewige Seligkeit (indem das Aufhören des letzten Gefühls nicht mehr erlebt wird). Die Angehörigen erleben das Sterben mit dem Sterbenden: sie wünschen ihm ein seliges Ende, die Erlösung vom Alter mit seinen Beschwerlichkeiten, sie ängstigen sich vor dem letzten Ereignis, das den schmerzlichen, tränenreichen Abschied von dem Liebsten, was man hat, oder von dem Vater-Großvater, der Mutter-Großmutter, dem alten Freunde usw. mit sich bringt, dann eben erlebt man die unvermeidliche Trennung, die Trauer über den Verlust, an die sich die Freude anschließt darüber, daß der Verstorbene eines seligen

Todes gestorben ist, ausgelitten hat, daß man ihn rühmen kann (de mortuis nil nisi bene) und daß im übrigen das Leben weitergeht (lachende Erben). Auch die Beerdigung ist eine HASTF-Reihe: Hunger (Wunsch), den Verblichenen zur letzten Ruhestätte zu bringen, Angst vor dem letzten Abschied, das Begräbnis selbst, die Trennung vom Grabe, die traurige Heimkehr und das traurige Gedenken an den Abgeschiedenen, allmählich die Tröstung, Aufrichtung der gebeugten Hinterbliebenen, die in das Erwachen neuer Lebensfreude übergeht. Die Trauergemeinde freilich tröstet sich rascher: sie wird zum Leichenschmaus geladen, und bei manchen Völkern geht es dabei hoch her (mit allerlei Deutungen: die Seele des Abgeschiedenen soll versöhnt oder verjagt werden usw.), beim militärischen Begräbnis folgt auf die Trauermelodie und das Salutschießen über das Grab ein frisch-fröhlicher Marsch ins neue Leben. Der gesunde Kulturmensch stirbt im Frieden an Altersschwäche, er stirbt einen friedlichen Tod, er entschläft sanft (Euthanasie). Nur der Kranke (Neurotiker) stirbt schwer, so schwer, wie er gezeugt und geboren wurde und wie er es im Leben gehabt hat.

Sterben ist nicht: zu Nichts werden. Aus Etwas kann niemals Nichts werden (und umgekehrt). Kein noch so geringes Teilchen „geht verloren", „alles" bleibt erhalten, formt sich zu neuen Verbindungen, zu neuen Gebilden, die der Erde entwachsen und über Zwischenstufen auch wieder menschliche Teile werden: neues Leben blüht aus den Ruinen, Auferstehung des Fleisches. Darüber hinaus lebt der Mensch im Andenken, als Begriffsindividuum der Hinterbliebenen und in seinen Kindern und Werken fort — wie schon die Edda berichtet (Havamal, Schlußverse):

Besitz stirbt. Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
doch Nachruhm stirbt nimmermehr,
den der Wackre gewinnt.

Besitz stirbt. Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
eins weiß ich, das ewig lebt:
der Toten Tatenruhm.

§ 12. Die Psychobiologie der Kultur.

1. Das Alter der Menschheit und der Welt.

In dem Moment, in dem sich im Werdegange des Foetus eine Denkzelle hinreichend entwickelt hat, ist als ihre biologische Funktionseigentümlichkeit die erste Aktualität, das erste Bewußte da, ist seine Welt entstanden. Dieser „Anfang" fällt ins spätfoetale Alter. Die erste Aktualität ist ein Gefühl, ist Hunger; an sie schließen sich die anderen Gefühle Angst usw. unmittelbar

an. Zunächst ist also die Welt der Gefühle und zwar in chaotischer Beschaffenheit da. Der Anfang der gegenständlichen Welt fällt in die Zeit um die Geburt herum und ist die erste Aktualität der ersten hinreichend, d. h. eben zu aktueller Funktion ausgereiften Gegenstandszelle; an sie schließen sich genetisch andere Aktualitäten an, allesamt ebenfalls von chaotischer Beschaffenheit. Mehrere Monate nach der Geburt beginnt die Welt der Begriffe, erreicht die erste Begriffszelle den aktuellen Funktionsgrad, und auch die Begriffe sind chaotisch. Gemäß der weiteren Entwicklung der Hirnrinde mehren sich die Aktualitäten und ihre assoziativen (individualen) Reihen und gewinnen stetig an biologischem Niveau (Differenzierung); hierüber im 5. Bde. Ihre jeweilige Gesamtheit ist die jeweilige Welt, gegenwärtig immer nur als die Aktualität, die Symbol aller Aktualitäten und immer-anders ist.

Die Welt jedes Menschen (jedes Hirnwesens), seine Welt ist die Welt: mehr als die Gesamtheit seiner Aktualitäten (die Aktualität als immer-anders) kann er nicht erleben, und diese Gesamtheit ist eben die Welt. Daß auch jeder andere Mensch (jedes Gehirnwesen) eine, seine Welt erlebt, ist ein logischer Schluß, der sich in der Welt des Einzelwesens vollzieht (S. 269ff.). Meine Welt ist die Gesamtheit meiner phänomenalen und phänomenologischen Aktualitäten, meiner Erlebnisse und Beschreibnisse, und daß jeder Mensch seine Welt hat, ist ein logischer Schluß, der zu meiner Welt gehört; meine Welt ist also die Welt, ich komme auf keine Weise über sie hinaus, ich kann über meine Hirnrinde nicht hinausdenken (1. Bd. S. 471 usw.).

Der Mensch stammt immer nur von seinen Eltern ab (§ $1_{,6}$). Die Entstehung des Menschen ist die Amphimixis. Bevor die erste Denkzelle des Foet den aktuellen Funktionsgrad erreicht, ist seine Welt noch nicht da, aber die Welt des Vaters und die Welt der Mutter usw. sind schon da, in ihren Welten vollzieht sich u. v. a. der Zeugungsakt, die Schwangerschaft, die Geburt des Kindes, aus dessen Verhalten der logische Schluß auf die Existenz seiner Welt gezogen wird. Indem der Mensch immer nur von seinen Eltern stammt und indem die Welt immer nur die Gesamtheit seiner Aktualitäten ist, ist Mensch und Welt immer da, hat es niemals „keine Menschen" und niemals „keine Welt" gegeben.

„Entstehen" heißt realiter nicht „aus Nichts werden", „vergehen" heißt realiter nicht „zu Nichts werden", sondern beide Vorgänge sind biologische Veränderungen des Seienden. „Anfang" und „Ende" sind lediglich Daten im biologischen Geschehen. Weder „war" vor einem Anfang Nichts noch wird nach einem Ende Nichts sein, und „der Anfang und das Ende der Welt und der Menschheit" ist lediglich Fiktion und, falls man ihr Realität

zufingiert, Irrtum obendrein. Nichts kommt überhaupt nicht vor, Nichts gibt es nicht, Nichts ist Nichts, Nichts ist nichterlebbar, auch nicht beschreibbar, vom Nichts können wir nichts wissen, wir können auch nicht sagen, daß es „dereinst" Nichts „gegeben" habe, daß Nichts „vorhanden" gewesen sei, und wer das Sein des Nichts, des Nichtseienden — etwa mit der „logischen Begründung", daß die Welt doch mal einen Anfang gehabt, daß es doch mal „erste" Menschen gegeben haben, also vorher Nichts gewesen sein „müsse", — behauptet, ergeht sich in leeren Formeln, wie sie nur im fiktionalen Denken möglich, aber sogar üblich sind, wird auch nicht ermangeln, mit dem Irrealis zu „beweisen": wenn die Welt nicht einen Anfang gehabt hätte, wäre sie nicht da, sie ist aber da, also hat sie einen Anfang gehabt, also muß vorher Nichts „dagewesen" sein. Vgl. hierzu 5. Bd. § $7_{,5}$.

Realiter ist Nichts lediglich der anschauungsgemäße Gegenpol zum Etwas; damit wird nicht etwa das Sein des Nichts behauptet, sondern lediglich die Tatsache, daß das Seiende anschauungsgemäß immer „entfernt" ist, angegeben (1. Bd. §§ 1—3, 2. Bd. S. 109ff., 5. Bd. §§ 1,2) und betont, daß auch das Wort „Nichts" aus der Objektbeschreibung zur Bezeichnung des Nichtbezeichenbaren sozusagen entliehen ist. „Objektiv" gibt es kein Nichts. Das Seiende kann selbstverständlich nur als seiend erlebt und beschrieben werden, über das Seiende hinaus kann man legitim nicht schließen. Beschreibe ich das Seiende (die Aktualität, das Bewußte usw.) genetisch, so nur derart, daß ich Vor-Aktualitäten, d. h. Aktualitäten, die vor der gegenwärtigen da waren, angebe, auf alle Fälle Aktualitäten, niemals „etwas anderes", und zu dieser Beschreibung komme ich von der Symbolnatur der Aktualität, ihrem Immer-anders-sein her. Beschreibe ich die Entstehung der Aktualität als Funktionseigentümlichkeit der Denkzelle, gebe ich auch nicht etwa an, daß sich die Aktualität aus Nichts bilde, sondern beschreibe mir bewußte Vorgänge in der Denkzelle (1. Bd. S. 639), diejenigen nämlich, bei deren Ablauf gewisses für mich Seiendes die Beschaffenheit „Seiendes des Besitzers der Denkzelle" gewinnt; dabei ist aber mein Seiendes, z. B. die Hauptsubstanz des Denkzellkerns, die sich zur Beschaffenheit „bewußt" entwickelt, überhaupt also meine Welt nicht identisch mit dem Seienden, dem Bewußten, der Welt eines andern Menschen (§ $7_{,1}$).

Das „Unbewußte" ist das Unseiende, Noch-nicht- und Nicht-mehr-Seiende; ihm ist ebensowenig wie dem Nichts das Sein zuzuschreiben, es ist ja eben unseiend. „Unbewußtes" ist Bezeichnung für die vor und nach der gegenwärtigen Aktualität vorkommenden Aktualitäten; diese sind eben jetzt nicht mehr und noch nicht. Vom Unbewußten kann ich nur sprechen, indem ich das Bewußte beschreibe und zwar genetisch, also in seiner

entwicklungsmäßigen Abfolge, Veränderung; dabei bleibe ich durchaus im Bewußten, im Seienden. Sage ich: es gibt für mich Seiendes, das für einen andern noch-nicht-ist, so beschreibe ich immer nur mein Seiendes, niemals das Unseiende, Unbewußte des andern. Das Unbewußte ist unbeschreibbar. Die Entstehung des Seienden kann nur als innerhalb des Seienden erfolgen, nämlich als dessen Veränderung nach dem Satze „die Aktualität (das Seiende) ist immer-anders" beschrieben werden. Niemals ist das Nichtseiende oder das Unseiende „seiend", niemals kann man über das Seiende hinaus erleben und beschreiben, niemals kann man das Seiende derart beschreiben, daß man ihm das Sein abspricht.

Die Entstehung der Welt im foetalen Alter kann ich nur in und an meinem Seienden, am Seienden überhaupt beschreiben. Sage ich: die Welt entsteht aus dem Unseienden, so beschreibe ich Seiendes, Vorgänge, die, wie ich aus Beobachtungen, also aus Seiendem legitim schließe, für den Beschriebenen noch-nicht-sind, aber dessen unseiende Vorgänge beschreibe ich damit nicht, kann ich überhaupt nicht beschreiben. Vieles (für mich) Seiende ist-noch-nicht für andere, wie ich in meinem Sein legitim schließe; ebenso legitim ist mein Schluß auf die Vorgänge in den Denkzellen (usw.), er stimmt ohne irgendeinen triftigen Widerspruch oder Einwand zu allen Tatsachen, und ebenso legitim ist mein Schluß, daß mein Seiendes niemals mit dem eines andern Wesens identisch sein kann, sondern nur mehr weniger analog. Schläft der Mensch oder funktioniert seine Hirnrinde sonstwie unaktuell, dann kann er auch vom Seienden nicht sprechen, die Welt existiert nicht mehr; spricht er „im Schlafe", so beschreibt er Seiendes, und es ist zu bestimmen, ob er träumt oder ganz bewußtlos ist. „Erwachen" ist Wiederentstehung der Welt, wie ich an und in meinem Seienden beschreibe, und wer da sagt, auch für den Schläfer sei „die Welt" noch da, kann das auch nur in seinem Sein, also solange er selber bei Bewußt-sein ist, sagen und irrt übrigens, indem er sein bewußtes Erleben, sein Seiendes mit dem der andern Menschen identifiziert, auch mit dem geringen Funktionsgrad der Hirnrinde des Schläfers, den wir an und in unserm Sein als „bewußtlos" bezeichnen. Daß ich bin, daß die Welt ist, kann ich nur sagen, solange ich bin und die Welt ist. Auch daß andere Menschen je ihre Welt haben, kann ich nur sagen, so lange ich bei Bewußtsein bin. Daß vor mir Menschen mit je ihrer Welt waren und nach mir sein werden, weiß ich nur in meinem Sein.

Niemals kann das Seiende sein, ohne — zu sein. Das Seiende ist immer, das Sein ist Immer-sein (1. Bd. S. 742) s. Immer-anders-sein. Immer waren Menschen, und immer war je ihre Welt, und so wird es immer bleiben. Eine sog. „objektive", „vom Bewußtsein unabhängige", „an sich, ein für allemal

existierende" Welt, die also der Mensch „nur anschaut", die auch ohne ihn da wäre, gibt es nur in der fiktionalen Beschreibung der Welt, die ist, also der Gesamtheit der Aktualitäten der Denkzellen. Es ist reine Fiktion, nach dem Alter der Menschheit und der Welt zu fragen — so als ob es einmal keine Menschen und keine Welt gegeben hätte; man kann nur nach dem Alter von Individuen fragen (2. Bd. S. 120ff.). Die Phylogenese kann nicht über die Ontogenese hinaus zurückgeführt werden. Auch der primitive Mensch war Mensch, hatte Vater und Mutter, war aus ihren Keimlingen entstanden, war Einzeller im Mutterleibe, wuchs zum Zellenstaat heran usw. — genau wie der Kulturmensch, der Mensch überhaupt. Wie sich im Ablaufe der Kulturperiode der Mensch entwickelt hat, so auch seine Welt; sie hat sich stetig und zu Zeiten krisisch („Erdkatastrophen") verändert und wird sich so weiter verändern — gemäß der Differenzierung und Inferenzierung der menschlichen Hirnrinde. Und an eine Kulturperiode schließt sich die folgende an.

Nach dem bis zur Psychobiologie und außerhalb ihrer gültigen Dogma hat Gott am Anfang Himmel und Erde aus Nichts geschaffen und dazu aus Erde und Odem (Hauch, Seele) „den ersten Menschen" oder „die ersten Menschen". Diese Fiktion findet sich in mannigfachen Abwandlungen bei allen Völkern vor. Angesichts der Tatsache, daß jedes Individuum wird und vergeht, nimmt man an, daß auch die Menschheit und die Welt, das All einen Anfang gehabt habe und ein Ende haben werde, nur zwischen dem Nichts vor dem Anfange (der Schöpfung) und dem Nichts nach dem Ende (dem Untergange) bestehe und zwar nach dem Willen des dämonischen Schöpfers-Zerstörers. Man hat noch nicht erkannt, daß diese Deutung nur in einem seienden Gehirn möglich ist und stattfindet, Denkfunktion des wachen lebenden Menschen ist, über das Sein also nicht hinausreicht; man hat ferner noch nicht erkannt, daß „Menschheit" nur Bezeichnung für alle Einzelmenschen, „Welt" Bezeichnung für alle Individuen ist, und daß nur das Einzelwesen wird und vergeht (Bewegungsgesetz, S. 50, 266 usw.), niemals aber zu Nichts wird, sondern in all seinen Teilen, die sich zu neuen Einzelwesen formen, Etwas bleibt. Werden und Vergehen kommt also für „die Menschheit" und „das All" überhaupt nicht in Betracht — und so gesellt sich zur Fiktion der Irrtum*). Vgl. S. 69, 290.

Auch alle bisherigen naturwissenschaftlichen Kosmo- und Anthropogonien sind dämonistischen Geblüts. Sie reichen alle vom „Anfang

*) Man hört oft sagen, daß man sich das Immersein der Welt und der Menschheit nicht „vorstellen" könne, daß die Welt doch einmal einen „richtigen" Anfang (vor dem also Nichts „gewesen wäre") gehabt, daß es doch einmal „die ersten Menschen" (vor denen also noch keine dagewesen wären) gegeben haben müsse; wer das sagt, vergißt, daß man sich dann doch auch die Anfang- und Endlosigkeit, das Immersein der Gottheit, des Metaphysischen nicht „vorstellen" könne. Erkennt man aber dem Metaphysischen das Immersein zu, so ist es doch nicht „schwieriger", das Immersein auch dem Physischen zuzuerkennen, in das ja das Metaphysische nur hineinfingiert wird. Gewiß denken wir nur in Endlichkeiten, aber eben vor der einen war eine andere und nach ihr wird eine andere sein — und so ist es „immer". Das Einfachste von der Welt! Wenn nur das Umlernen aus der Kompliziertheit zur Einfachheit, aus dem „credo quia absurdum" zum „cognosco quod est" nicht so schwer wäre!

aus dem Nichts" bis zum „Ende in das Nichts", und es bleibt nur übrig, an den außerweltlichen Zauberer zu glauben — mit all den zugehörigen Zweifeln, die zu dem verzweifelten „ignoramus-ignorabimus" führen. Man sucht die Antwort auf die Frage nach der Ursache — und erkennt nicht, daß diese Frage sozusagen die Antwort auf die Fiktion der Ursache ist, daß man also erst die Ursächlichkeit in das Geschehen hineinfingiert und nun nach dem Wesen und Wirken dieser fingierten Ursächlichkeit forscht so, als ob sie Realität wäre. Die Fiktion gilt als Beweis dafür, daß das Fingierte „tatsächlich" existiere, und während die einen Forscher und Denker wähnen, man könne dem Metaphysischen — das nb. immer wieder, nämlich prinzipiell gesetzt wird! — schrittweise näherkommen, indem man fleißig im — Physischen forscht und denkt, bescheiden sich die andern mit „dem schwachen Menschenverstand", der zwar das „Hinter den Dingen" ahne, aber nicht erreichen könne. Sie alle erkennen die Paradoxie nicht, daß ein Fingiertes real oder realisierbar sei. Sie erkennen nicht, daß das fiktionale Denken eine Funktion der menschlichen, physischen Hirnrinde ist. Sie erkennen nicht, daß auch die Fiktion sich nur auf Einzelwesen anwenden läßt, nicht aber auf die abstrakt-zusammenfassenden Bezeichnungen „Menschheit" und „Welt", daß für diese also „Ursächlichkeit", „Zwecklichkeit", „Schöpfung" und „Zerstörung" usw. gar nicht in Betracht kommen. Aber diese Denker sind zumeist sehr böse, daß ich sie auf diese Sachverhalte aufmerksam mache.

Man teilt die Erdgeschichte auf Grund von Grabungen und geologischen Altersberechnungen (vgl. z. B. 1. Bd. S. 745, 2. Bd. S. 134) in eine Reihe genetischer Perioden ein und nimmt an, daß der Mensch erst im Tertiär, vor 10, nach andern vor 50—60, nach andern vor „höchstens" 2 Millionen Jahren aufgetreten sei. „Denn es ist heute keine Frage, daß die Menschheit als Ganzes einmal und einheitlich auf der Erde entstanden ist", sagt Prof. Dr. Hans Weinert im Berl. Lok.-Anz. v. 17. Juli 1937! Das „Alter der Erde", die nach einer Theorie aus der Sonne entsprungen sein soll, berechnet man mit 1½—3 Milliarden Jahre. Demnach war die Erde zunächst ohne Menschen, die Erde — oder die Welt? — ein Gasball, der zunächst „ruhte" („absolute Ruhe" selbstverständlich, obwohl „so eine" Ruhe weder vorkommt noch gedacht werden kann!), bis dann „Bewegung" auf ihn einwirkte (von woher, wie beschaffen??), ihn ins Drehen, dabei zur Abkühlung (obwohl bei Bewegung Wärme entsteht!) und zur Verdichtung, zur Bildung der Elemente aus der „Ursubstanz" (aus „eigenschaftlosen kleinsten Teilchen" usw., s. 2. Bd. 274ff.) und zu deren Zusammenlagerung brachte usw., so daß die anorganische Welt entstand; in diese ist dann „das Leben" (woher, welches Wesens??) eingedrungen, oder es sind „Lebenskeime" durch generatio äquivoca (Urzeugung) oder aus andern Welten oder Sternen (wie dort entstanden??) auf die Erde gekommen, die organische Welt hat sich so „entwickelt", zunächst die urpflanzliche, dann die urtierische, bis dann in mono- oder polyphyletischer Reihe vom Anorganischen, Pflanzlichen, Tierischen her der Mensch entstanden ist. Reines wissenschaftliches Märchen.

Es ist keine einzige Erfahrungstatsache dafür vorhanden, daß die stetige Veränderung des Seienden zu einer Umwandlung des Anorganischen in Organisches, des Pflanzlichen in Tierisches und des Tierischen ins Menschliche, überhaupt zu einer Wandlung der niederen in höhere Arten führe oder führen könne. Gewiß nimmt der Mensch anorganische, pflanzliche und tierische Nährstoffe auf und assimiliert aus ihnen Bestandteile seines Organismus, aber das meint ja die Deszendenztheorie nicht, das ist etwas ganz anderes wie die (angebliche) Umwandlung eines Tieres in einen Menschen. Die vielfältigen Analogien zwischen Mensch und Tier (auch Pflanze und anorganischen Strukturen) sind ebensowenig Beweise für deszendenzgenetische Zusammenhänge wie die Analogien in der Tierwelt selber usw.

Der Mensch stammt nicht vom Bären ab, „weil" beide Vorliebe für Honig haben (wie noch 1884 S. Tornier behauptete). Und der „älteste Vogel" Archäopteryx, der „Eigenschaften der Reptilien und der Vögel in seltsamer Mischung vereint", wird „dadurch" keineswegs zu „einem Bindeglied zweier heute weit getrennter Tierklassen", wie C. Thesing (Schule d. Biol., 1934) meint, sondern „beweist" gar nichts weiter, als daß es einmal (in der Juraformation) solche Tiere gegeben hat, die analog den Vögeln und den Reptilien gebaut waren. Max Westenhöfer ist der Ansicht, daß der Mensch nicht vom Affen oder von affenähnlichen Vorfahren abstamme, sondern ein Stamm für sich sei, der direkt zur Wurzel der Säugetiere hinabführe, sich vom Urtypus der Säugetiere nur wenig entfernt habe; er glaubt aber an eine Umwandlung des Tieres zum Menschen (Med. Welt 1934 Nr. 41; vgl. 2. Bd. S. 274). Nach E. Dacqué ist der Mensch die gottgeschaffene „Urform" der organischen Entwicklung, aus der sich die Haupttypen der Tiere allmählich abgespaltet haben; die „Urform" sei im spätpaläozoischen Zeitalter molchähnlich, im Mesozoikum reptilienähnlich und schließlich im Tertiär säugetierähnlich aufgetreten. Usw. Realiter gehen zwar alle Zellen des Organismus „Mensch", also auch seine Denkzellen aus einer Zelle, der Keimzelle hervor, insofern sind auch alle Aktualitäten aller Denkzellen „eines Ursprungs", d. h. individualspezifisch-menschliche; diese Tatsache prägt sich aber eben in der näheren und entfernteren Ähnlichkeit (§ 1,1) der Individuen aus, niemals aber darin, daß eine Art in eine andere überginge; die verschiedenen Individuen treten erst auf, sobald sich die betr. Denkzellen bis zur aktuellen Funktion differenziert haben. Dies gilt natürlich auch für die Phylogenese; sie kann ja immer nur die Einzelwesen der Phyle in ihrer genetischen Reihenfolge beschreiben, und die Einzelwesen „Mensch" waren eben immer Menschen, sie konnten ebensowenig wie wir heute die Umwandlung einer Art in eine andere erleben.

Es ist Erfahrungstatsache, daß die sog. sterblichen Überreste von „Lebewesen", auch des Menschen relativ rasch, in einigen Jahren „zu Staub zerfallen". Demnach sind die geologisch-paläontologischen Funde, so zahlreich sie sein mögen, überaus spärlich. Nur unter besonders günstigen (mineralischen, thermischen usw.) Umständen können Skelette usw. sich konservieren, und die Petrefakte usw. schätzt man nun auf ihr Alter. Daß menschliche Überreste nur noch frühestens aus der Tertiärperiode erhalten sind, beweist keineswegs, daß vorher keine Menschen gelebt hätten, wie die geringen Reste nicht beweisen, daß etwa nur so wenige Menschen gelebt hätten, wie man bei den Grabungen vorgefunden hat. Die Altersschätzungen schwanken ungemein. Es wäre kein Wunder, falls man mal menschliche Überreste fände, die man in die Kreide- oder Jura- oder Trias- oder noch weiter zurückliegende Zeiten datierte. Die Abstammungslehre Darwins usw. ist lediglich eine fiktionale Verknüpfung der Funde, der Analogien zwischen den Lebewesen, ein fiktionaler Versuch, eine einheitliche Entwicklungslinie herzustellen und so „die Welträtsel" (Haeckel) zu lösen. Diese Theorien bleiben voll von Problematik und lassen alle Rätsel stehen; sie müssen z. B. die Frage nach dem Agens movens der Mutationen mit der Fiktion von Ursächlichkeiten wie Umwelteinflüssen, Anpassung, Auslese (als „treibender Kraft"), innerem Entwicklungstrieb usw., letztens doch eben eines Gottesplans, eines Waltens der Vorsehung usw. „beantworten" oder offen lassen. Auch für die Theorien der Entstehung der Erde aus der Sonne, der Umwandlung von Gas in Festes und Flüssiges anderer elementarer Beschaffenheit, von Ursubstanz in die verschiedenen Elemente, der Entstehung der Pflanzen usw. ist keinerlei Tatsache vorhanden, die als stichhaltiger Beweis gelten könnte. Wir wissen, daß das junge Kind chaotisch erlebt, und daß sich die Individuen allmählich differenzieren; aber das meinen ja jene Theorien nicht.

Auch für die naiven und gelehrten Prophezeiungen des Weltunterganges, des Aussterbens der Menschheit gibt es keine beweisende Tatsache; es gibt nur Tatsachen, die fiktional „ausgemalt" werden. Käme der Mond von seinem jetzigen Abstand (380000 km) der Erde auf 18300 km nahe, was die „Zugkräfte der Erde" verursachen könnten, dann würde er in Stücke zerreißen und als Staubstreifen um die Erde kreisen (analog dem Ring des Saturn). Die Menschen würden das freilich nicht erleben; sie sind „explosionsartig" entstanden und haben nur eine kurze Lebensdauer noch vor sich, ihren halben Lebensweg hat die Menschheit schon zurückgelegt usw. (Pozdena u. a.)! Die Menschen sind ja nur ein „Pilzrasen" auf der Erde (Schopenhauer)! — Irgendwie müssen sich ja die Menschen beschäftigen — und sei es nur damit, wissenschaftliche Märchen zu ersinnen.

2. Die menschlichen Gemeinschaften.

Die Menschheit setzt sich zunächst aus den Rassen zusammen. Die Rasse umfaßt mehrere Völker, ein Volk mehrere Stämme, ein Stamm mehrere Sippen, eine Sippe mehrere Familien. Alle diese Gemeinschaften sind solche der Bluts- oder Geburtsverwandtschaft (genealogische Verwandtschaft, zu „Blut" s. S. 547). Auch Nation heißt Geburtsgemeinschaft (nasci geboren werden, entstammen, natura usw.), ist also eine organisierte Menschengruppe gemeinsamer Abstammung, ein Volk (Ge-folge, Nachfolger, Nach-kommen, 3. Bd. S. 95). Die Blutsverwandtschaft ist die Verwandtschaft der ganzen Menschen, der Menschen in ihrem Gesamtwesen *). Völker verschiedener Rasse können zwar gemeinsam einen Staat bilden, aber sie können niemals zu einem Volke, einer Nation verschmelzen. Der Staat ist eine politische Gemeinschaft, das Volk, die Nation ist eine Blutsgemeinschaft **). Natürlich können auch Völker gleicher Rasse gemeinsam den Staat bilden; die Mehr- und Minderheiten stehen dann einander sehr viel näher, als ihnen fremdrassische Mitbewohner des Staatsgebietes stehen. Die Kultur ist Eigentümlichkeit des ganzen Menschen, also auch seiner Blutsgemeinschaft; sie ist also rassisch abgegrenzt, rassenspezifisch und innerhalb der Rassenspezifität volklich, stämmlich, sipplich, familiär, individuell, also gruppen- und individualspezifisch. Volk, Rasse sind Kulturgemeinschaften großen und größten Umfanges, der Staat ist nicht notwendig eine Kulturgemeinschaft, er ist eben ein politisches Gebilde. Die Mitglieder aller Rassen sind Menschen, ihre Eigenschaften und Funktionen ähneln sich mehr minder weitgehend (S. 24), stehen auch im kulturellen Austausch, soweit Paßformen vor-

*) „Blut" ist hier Präsentant der Gesamtpersönlichkeit in genealogischer Beschreibung. Im engeren Sinne sind Blutsverwandte nur die Familien- und Sippenmitglieder (vgl. z. B. St.G.B. § 173); im weiteren Sinne sind blutsverwandt alle Rassegenossen.

**) Nach E. Frhrn. v. Eickstedt ist Rasse eine zoologische, Volk eine kulturelle, Nation eine politische Einheit. E. gebraucht also Nation im Sinne von Staat, m. E. zu unrecht (Rassenkunde und Rassenhygiene d. Menschheit, 1934).

handen; manche Mitglieder der einen nähern sich Mitgliedern der andern Rasse soweit an, daß wir von Grenzfällen sprechen (Heirat zwischen Rassenfremden), sie gehören zu einer der beiden Rassen, bilden also nicht etwa eine neue Rasse.

Andere menschliche Gemeinschaften bilden sich nach einzelnen oder mehreren Eigenschaften und Funktionen, nach bestimmten Interessengebieten. Sind die Blutsverwandtschaften totalistische, so die Interessenverbände partikularistische Gemeinschaften (S. 25). Dabei darf nicht außer acht bleiben, daß sich in jeder Einzelheit des Individuums das ganze Individuum zeigt, jede Einzelheit biologisches Symbol des Ganzen ist. Es sind sich aber gewisse Eigenschaften und Funktionen blutsverwandter oder blutsfremder Individuen kategorial so ähnlich, daß sie das Quale einer Gruppierung, also eines assoziativ-koordinativen Systems von mehr minder langem Bestand bilden. Die partialistische Gemeinschaft ist natürlich als Gemeinschaft ein Totum, ein Ganzes; ihr Quale ist aber eben nicht das Totum des einzelnen Mitgliedes, sondern eine oder mehrere Einzelheiten. Die Angabe von kategorialen Einzelheiten ist partikularistisch, die Angabe von Einzelheiten als Präsentanten des Ganzen ist totalistisch. Die Mitglieder der Blutsverwandtschaft können als solche nur totalistisch, die Mitglieder der Interessenverbände können als solche nur partikularistisch beschrieben werden; z. B. ist das Totum des einzelnen Mitgliedes eines Gesangvereins unwesentlich gegenüber der kategorialen Funktion „singen", wiewohl jeder Sänger mit seiner Stimme singt; anderseits ist es ein Fehler, eine Volksgemeinschaft partikularisch aufzufassen und ihre Mitglieder als solche partikularistisch zu beschreiben, also auch so zu kategorisieren: sie sind eben Volksgenossen als totale Wesen.

A. Die partikularistischen Gemeinschaften.

a) Die politischen Vereine (Parteien, vaterländische Verbände, Kolonialverband, Flottenverein, Verein für das Deutschtum im Auslande usw.). Der „totale Staat" ist ein Staatswesen, dessen sämtliche Mitglieder einen gleichgerichteten politischen Willen haben. An sich ist es da möglich, daß auch eingebürgerte Volksfremde an der politischen Gleichrichtung teilnehmen. „So total", daß alle Mitglieder die gleiche politische Überzeugung hätten, ist freilich ein Staat niemals, doch sind im gesunden totalen Staate die „Andersgesinnten" der Zahl und Stellung nach bedeutungslos, im kranken totalen = totalitären Staate unterdrückt; jener ist „autoritär", dieser „despotisch", man darf beides nicht verwechseln. Der totale Staat ist parteienlos. Die freiwillig oder gezwungen aufgelösten Parteien sind in die herrschende und die beherrschte Schicht aufgegangen, bestehen also nicht mehr als politische Vereine, ihre bisherigen Mitglieder

existieren aber noch und unterhalten z. T. noch lose oder festere Verbindungen, die man als Vorstufen künftiger Parteiungen betrachten kann. Eine solche Organisation des Staatssystems bildet sich in staatlichen Notzeiten (mit den Symptomen äußerer und innerer Bedrängnis, der Parteieninflation, inneren Zerrissenheit und der zugehörigen Herrschaft der Phrase über die Tat, Ratlosigkeit, was zu geschehen habe, usw.) heraus und ist ein staatstherapeutisches Verfahren, ein Genesungsversuch des Volksorganismus. Naturgemäß muß er die Stadien der ausklingenden Krankheit durchlaufen, die Gesundheit wird niemals mit einem Schlage, sondern erst allmählich erreicht, doch kann es vorkommen, daß der Umschwung nur äußerlich als Genesungsprozeß erscheint, tatsächlich gar kein echter Genesungsvorgang ist, also auch nicht zur Gesundheit führt — wie das beim Einzelkranken ja auch nicht selten der Fall ist; die Diagnose ist am therapeutischen Verfahren und denen, die es ausüben, selber zu stellen: es kann gesund oder krank sein, mit gesunden oder kranken Methoden arbeiten, es kann aus der Not herausführen oder innerhalb der Not verlaufen, eine Organisation der Not sein (etwa wie der Krebs eine kranke Organisation ist). Der totale Staat ist vom totalistischen zu unterscheiden: totalistisch ist der Staat, der mit dem Volke, der Nation identisch ist. Das Volk ist immer eine totalistische Gemeinschaft. Die Bildung und das Bestehen politischer Parteien ändert nichts am totalistischen Charakter des Volksorganismus. Niemals ist ein Staat, an dem verschiedene Rassen beteiligt sind, totalistisch, er kann aber total sein. Politische Parteien sind im totalistischen Staate, also dem Volksstaate zwar partikularistische Gemeinschaften, aber in den kategorialen Interessen stellt sich doch das Totum jedes Mitglieds, also auch das Totum der Volksgemeinschaft dar. Sind Volks-, insbes. Rassenfremde Mitglieder der politischen Parteien, dann ist der Staat nicht totalistisch, auch falls er total ist. Das Gefüge des Staates kann mehr minder gefestigt sein, im Ablaufe seiner Geschichte wechseln Perioden lockerer mit solchen festerer assoziativer Verknüpfung der Mitglieder und ihrer Gruppen. Staaten bilden sich und lösen sich auf, ebenso wie die politischen Parteien, ebenso wie die Einzelwesen.

Staatspolitik, auch Politik schlechthin genannt, ist das Gemeinschaftsleben der Staatsmitglieder, also ihre Eigenschaften und Funktionen im Zusammenhange mit der Gemeinschaft „Staat". Als Wissenschaft ist sie die Staatswissenschaft: Soziologie in Überschneidung mit der Ökonomik (3. Bd. S. 349). Politiker ist der praktische Soziologe, der ungelehrte wie der gelehrte. Kein Staatsmitglied kann unpolitisch sein, sein Verhalten ist allemal politisch (d. h. steht im Zusammenhange mit der Gemeinschaft „Staat"). Dagegen ist das soziologische Inter-

esse, also das theoretische und praktische Interesse für die Politik, die „öffentlichen Dinge" (vgl. res publica = Republik) bei den Einzelnen verschieden in- und extensiv, auch verschieden hinsichtlich des Gebietes des öffentlichen Lebens, auch periodisch variabel — gemäß der Reflexstruktur des Einzelnen. Je größer dieses Interesse, desto mehr nimmt der Einzelne an politischen Versammlungen und Körperschaften teil, rückt auch in führende Posten privater oder behördlicher Natur auf, mancher widmet sich ganz der Politik als ungelehrter oder gelehrter praktischer oder theoretischer Soziologe, er ist ein kleiner oder ein großer Meister, erreicht demgemäß eine geringere oder höhere Stellung — je nach seiner biologischen Beschaffenheit, er kann auch Minister werden und beherrscht als Fachminister sein Ressort im soziologischen Zusammenhange, der Ministerpräsident hat den soziologischen Überblick über das Ganze — unter dem Staatsoberhaupt, bei dem letztens alle Fäden integriert zusammenlaufen und von dem sie alle ausgehen.

In parlamentarischen Staaten sind die vom Volke gewählten Gremien Berater des Oberhauptes, sie können auch beschließende Instanzen sein, doch liegt die letzte Entscheidung beim Staatsoberhaupt. In den politischen Instanzen findet die Legislative statt, d. h. werden die allgemeinen Verhaltungen und Erfahrungen zentral zu den gesetzlichen Formeln verarbeitet und diese Gesetze erlassen (S. 633); ihre Befolgung wird von der Exekutive überwacht. Die autoritären Staaten sind parlamentlos, wie sie parteienlos sind; die beratenden Gremien bestimmt das Staatsoberhaupt. In jeder gesunden Staatsführung gipfelt die allgemeine politische Willensbildung, in jeder kranken Staatsführung demonstriert sich die politische Willensbildung einer minderheitlichen Anhängerschaft, und ihr fehlerhaftes bis bestenfalls normnahes Denken und Tun wird von den gesunden Staatsmitgliedern — sie sind immer die Mehrzahl — nur soweit und solange geduldet, wie es nicht allzu sehr stört. Gesunde Staatsmitglieder sind immer gute Staatsbürger. Der Gesunde gibt dem Staate, was des Staates ist, in seinem Gesamterleben hat die Politik den rechten Anteil — abgesehen davon, daß er ein politisches Wesen ist, er macht aus seinem Dienste am Staate nicht etwas Besonderes und heischt für die Selbstverständlichkeit keine besondere Anerkennung, wie es der politische Standesdünkel tut. Die politische Krankheit hat alle Formen der Neurose, z. B. steht der politischen Desinteressiertheit die politische Inflation gegenüber, wechselt eine Zeit, in der „ein politisch Lied ein garstig Lied" ist, mit einer Zeit der politischen Überfütterung, eine Zeit, in der „jedermann sein eigner Politiker" ist, und mit einer solchen, in der die politische Haltung tyrannisch vorgeschrieben wird, eine Regierung ist krank in der

Art der Schwäche, Nachlässigkeit, Unentschlossenheit, eine andere in der Art der Überspannung der Autorität, der Despotie (mit Anspruch auf Ausschließlichkeit, mit Unterdrückung und Zwang als Regiermethode, die gar als „freiheitlich" bezeichnet wird) usf. (vgl. § 12,5), doch ist, wie gesagt, die Mehrzahl der Staatsmitglieder allemal gesund.

Die Wandlungen im politischen System sind rein biologische Geschehnisse, niemand kann sie verursachen, fördern oder hemmen, auch der geniale Politiker muß warten, bis „die Zeit reif ist" (S. 282); das heißt aber nicht, er solle oder könne die Hände in den Schoß legen, sondern das heißt, sein Reden und Tun gehört zu den Umständen, unter denen sich eine politische Bewegung entfacht, — falls sie sich eben entfacht, und alles Reden und Tun kann eine Bewegung nicht entfachen, falls sie sich eben rein biologisch nicht entfacht, also die Zeit nicht reif oder die Ideenwelt des Politikers überhaupt nicht annehmbar ist. Es zeigt sich, daß eine neue politische Strömung immer erst Einigen bewußt und von Einem verkündet und geführt wird (Prophet, S. 494, 639); so beginnt sie aktuell zu werden, ihr Führer ist aber nicht ihre Ursache, er marschiert nur an der Spitze, er ist ihr Vor-kämpfer, er spricht und tut, was eine Gruppe von Menschen unbewußt fühlte, er gibt die Richtung an, die von ihnen sowieso eingeschlagen wird, und je nach ihrer biologischen Beschaffenheit, die sich nicht ab- oder umbefehlen läßt, sind die anderen Mitkämpfer, Anhänger, Mitläufer oder Gegner und Feinde, die sich nur soweit aufklären und bekehren lassen, wie sie ihrer biologischen Beschaffenheit nach bekehrbar sind. Auch politische Bewegungen können gesund oder krank sein: jene führen allemal zum gesunden, diese zum falschen, bestenfalls normnahen Ziele, jene wenden gesunde, diese falsche, bestenfalls normnahe Methoden an. Die Zahl der Anhänger beweist nicht ohne weiteres Gesundheit oder Krankheit; auch an Epidemien sind viele Menschen beteiligt (1. Bd. S. 520, 658).

Was hat die Staatspolitik mit Weltanschauung zu tun? Weltanschauung ist die Art, wie jem. die Dinge erlebt (3. Bd. S. 354, 5. Bd.). Es gibt die chaotische, die dämonistische (in ihren verschiedenen genetischen Verdünnungsgraden) und die realische Weltanschauung (S. 53). Die Beschaffenheit der Welt ist hiernach wesensmäßig verschieden. Jeder hat seine Welt, seine Weltanschauung, sie ist individualspezifisch, eine spezifische Abwandlung innerhalb einer der genetischen Weltanschauungsstufen, sie ist zugleich, wie sich aus Vergleichen ergibt, gruppenspezifisch, letztens artspezifisch („menschlich"). Beschreibt also jem. seine Welt, dann gibt er auch seine Weltanschauung an, spricht und handelt gemäß seiner Weltanschauung — etwas anderes ist unmöglich, an seinem Verhalten, bes. seinem Be-

schreiben erkennt man die Weltanschauung des Menschen. Sagt der Arzt z. B., der Kranke hat eine Lungenentzündung, sie ist durch Erkältung, durch Pneumokokken verursacht usw., so spricht er aus seiner ärztlichen Welt und Weltanschauung und unterrichtet hierüber (auch therapeutisch) den Kranken. Er hat Berufsgenossen, die in je ihrer ärztlichen Welt leben, die seine Weltanschauung „teilen", d. h. gleicher „Ansicht" sind wie er; er bildet mit ihnen eine Weltanschauungsgemeinschaft, nicht als ob „die ärztliche Weltanschauung" eine andere Sorte wäre wie die genannten genetischen Formen, sondern sie ist eine Abwandlung innerhalb einer dieser Formen, und zwar der verdünnt-dämonistischen (kausalen, motivischen). Die Angabe eines krankheitlichen Zusammenhanges, ja die Aufstellung eines ganzen nosologischen Systems ist nicht weltanschaulich, das Wesen der Dinge interessiert hierbei nicht, doch kann eine medizinische (usw.) Beschreibung nur in der Weltanschauung des Beschreibenden verlaufen und diese implizit mitteilen. So kann auch der Politiker nur sagen, in welcher Art er als Politiker seine Welt erlebt und andere Leute darüber unterrichten, Anhänger finden usw. Es gibt aber keine politische (usw.) Weltanschauung in dem Sinne, daß sie zu den genannten Formen als eine andere Form hinzukäme. Eine politische Weltanschauung ist die Weltanschauung eines Politikers und seiner politischen Freunde, sie ist eine dämonistische und wird schließlich die realische Weltanschauung sein. Gewiß hat der Demokrat eine andere Welt und Weltanschauung wie der Aristokrat usw., dies aber immer im Rahmen der gen. Weltanschauungsstufen. Indem der Politiker seine Hörer über seine politische „Auffassung", sein soziologisches System unterrichtet, lehrt er in all den Einzelheiten auch seine Weltanschauung; er ist dabei aber nicht Weltanschauungslehrer im eigentlichen Sinne, er stellt und beantwortet nicht die Frage nach dem Wesen der Dinge, er ist nicht Philosoph, er lehrt auch nicht eine neue Weltanschauung, d. h. eine solche, die zu den gen. Formen noch hinzukäme (eine solche gibt es nicht); er kann aber auch Weltanschauungslehrer sein, sich mit der Frage nach dem Wesen des Menschen und der Gemeinschaft beschäftigen und bringt dann seine Einsichten im- oder explizit auch in seinem politischen Reden und Tun zum Ausdruck — im Unterschied von anderen Politikern, die sich für die Wesensfrage nicht interessieren. Natürlich ist die Weltanschauung des Einzelnen gesund oder krank — wie eben der Einzelne. Der Realist im psychobiologischen Sinne hat aber nur eine gesunde Weltanschauung.

Das Quale eines politischen Vereins ist sein Interessengebiet: so gibt es sozial-, wirtschafts-, finanz-, standes-, kulturpolitische usw., aber auch allgemeinpolitische kleinere oder

größere Gruppen; auch ein abgegrenztes Interessengebiet ist aber als integrierender Teil der Gesamtpolitik eingeordnet und in diesem Sinne orientiert.

Analoges gilt für die übrigen Gemeinschaften.

b) Die sozialen Vereine (Genossenschaften, Sozietäten) haben das Quale der Hilfsbereitschaft und Hilfegewährung entweder in der Form der Gegenseitigkeit oder der Wohltätigkeit. Sie sind privat (Feuerversicherung usw.) oder staatlich (Krankenkassen, Angestellten-, Invalidenversicherung). Die sozialen Gruppen sind nicht sozialistisch; Sozialismus ist eine politische Bezeichnung (S. 633).

c) Die wirtschaftlichen Vereine haben die Aufgabe gemeinsamer Festsetzungen der Preise u. a. Handelsbedingungen (Kartelle, Truste kleineren oder größeren Umfanges), des Studiums der allgemeinen und speziellen Wirtschaftslage, der Konjunktur und ihrer Kurven, der Beratung ihrer Mitglieder und der Behörden.

d) Die beruflichen Vereine nehmen die Interessen der eingegliederten Berufe wahr, speziell und in erster Linie die wirtschaftlichen, in zweiter Linie und nicht immer soziale, ständische, wissenschaftliche, politische. Eine berufliche Vereinigung ist auch der Unternehmer (Betriebsführer) und die Belegschaft. Die Zünfte sind umfassende Berufsverbände.

e) Die ständischen Vereine bestehen aus Angehörigen einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Die Basis-, Mittel- und Spitzenschichten der Gesellschaftspyramide nennt man auch Stände. Standesvereinigungen bilden sich zunächst bei den oberen Schichten, dann auch bei den unteren, je nach Erwachen des Standes- oder Klassenbewußtseins, mit den neurotischen Abarten der Übertreibung der Standesunterschiede (Standesdünkel) oder der Untertreibung („Abschaffung" der Klassen und Stände, Gleichmacherei, Einebnung der Gesellschaftspyramide). Aufgabe der Standesvereine ist die Förderung der Standesinteressen speziell in ethischer Hinsicht (Standessitte, -moral, -ordnung, Ehrengericht, Ansehen usw.), dann auch die Pflege der Geselligkeit, daneben werden soziale, wirtschaftliche, wissenschaftliche usw., nicht zuletzt auch politische Interessen gepflegt.

f) Die sportlichen Vereine. Zu ihnen gehört das Heer (S. 572). Politische Interessen finden sich normaliter so weit vor, als auch aller Sport und am ausgeprägtesten der Waffensport dem Vaterlande, dem Staate dient.

g) Die wissenschaftlichen Vereine sind populär- und gelehrt-wissenschaftliche Gemeinschaften, deren jede ein gewisses Gebiet bearbeitet.

h) Die künstlerischen Vereine sind dilettantischer oder vollkünstlerischer Art, oft mit starken wirtschaftlichen Nebeninteressen (Ausstellungen, Theater usw.).

i) Die ethischen Vereine. Zu ihnen gehören die Religionsgemeinschaften, außer der oder den Landeskirchen z. B. die Sekten der Herrnhuter, Baptisten, Methodisten usw.

k) Die geselligen Vereine pflegen die Freundschaft mit Tanz, künstlerischen Aufführungen, Ausflügen usw. Gelegenheit zu sinnlichen Entfaltungen: Kennenlernen von Liebes- und Ehepartnern. Junggesellenverbände jeder Art sind Neurotikerverbände.

l) Die Jugendvereine. Das Quale ist das jugendliche Alter der Mitglieder, meist mit Überwiegen der sportlichen Interessen, daneben auch Pflege fachlicher, weltanschaulicher, sozialer, politischer Interessen. Jugendverbände mit hauptsächlich wissenschaftlichem Charakter sind die Schulen, Schulklassen.

m) Die zwischenstaatlichen Vereine sind Zusammenfassungen partialistischer Vereine einzelner Staaten. Es können sich internationale Vereinigungen der angeführten elf Arten bilden, sie können kürzere (Kongresse, Ausstellungen, Sportveranstaltungen usw.) oder längere Zeit (Völkerbünde, Vereinigungen der Ärzte, Philosophen, Künstler, Rotes Kreuz usw.) bestehen. Hier hat „international" natürlich einen anderen Sinn als in der kollektivistischen Ideologie, wo es die Nivellierung der Gesellschaftspyramiden in den „der Internationale" angeschlossenen, letztens in allen Ländern („Weltrevolution"), damit einen Abbau der Landesgrenzen bis zur völligen Beseitigung angibt. Das Streben nach diesem Ziele scheitert daran, daß es eben Nationen gibt. „Zwischen" ihnen findet normaliter auf allen Gebieten Austausch statt, aber verschmelzen können sie nicht. Es können sich Staatenbünde organisieren (USA., das alte Österreich-Ungarn usw.), es können Völkerbünde der Art geschlossen werden, daß die angeschlossenen Staaten ihre gemeinsamen gleich- oder verschiedengerichteten Interessen (auch Konfliktstoffe) besprechen und zu ordnen suchen, aber dabei bleibt die Eigenart der Völker unangetastet — und etwas anderes ist auch gar nicht möglich. Die Idee vom „Weltstaate" ist ebenso utopistisch wie die der völligen Isolierung eines Kulturstaates (Autarkie im „absoluten" Sinne, Absperrung mit einer „chinesischen Mauer", totale Selbstversorgung). Zudem ist utopistisch die Idee von der Einebnung der Gesellschaftspyramide, die in allen hohen Kulturen reich ausgegliedert, stolz und frei wie ein gotischer Münsterturm aufsteigt, vom Zusammenschlagen zur breiten Masse; zu Zeiten kultureller Absenkung mögen sich kollektivistische Strömungen bilden und können sogar vorübergehend die Führung übernehmen, aber sie sind krank und verzehren sich in sich selbst und werden vom gesunden Volksteil ab- und ausgeschieden. (Vgl. Ewald Gerfeldt, Kulturbiologie, Hamburg 1951.)

B. Die totalistischen Gemeinschaften.

Die totalistischen Gemeinschaften sind Familie, Sippe (Familienverband), Stamm (Sippenverband), Volk (Stämmeverband), Rasse. Der Mensch ist von den Eltern gezeugt, die Familie ist Prototyp aller menschlichen Gemeinschaften. Das Kind ist biologisches Symbol seiner Eltern, darüber hinaus aller Vorfahren (S. 113). Indem Vater und Mutter von zwei Familien abstammen, hat sich mit ihrer Vermählung ein Familienverband gebildet usw. Indem der Mensch heranwächst und die Ehe mit dem Partner aus einer anderen Familie schließt, erweitert sich die Sippe. Vater wie Mutter ist biologisches Symbol aller Nachkommen, der Mensch also biologisches Symbol aller seiner Vor- und Nachfahren, somit auch aller Sippen-, Stammes- und Volksgenossen. Eine Rasse besteht aus blutsverwandten Völkern. Es zeigt sich, daß sich regelmäßig Rassegenossen zur Zeugung und Ehe vereinigen (S. 617), sie und ihre Keimlinge passen eben biologisch zueinander. Rel. selten mischen sich Angehörige verschiedener Rassen, sie passen als Grenzfälle wenigstens soweit zueinander, daß der Geschlechtsverkehr möglich ist, ihre Kinder sind die Bastards, in denen sich das Rassische beider Eltern biologisch-symbolisch mit Dominanz der einen Rasse forterbt.

„Rasse" ist also eine biologische und zwar erbbiologische Tatsache; sie ist es ebenso wie Familie, Sippe, Stamm und Volk (§ $1_{,1}$). Jede Rasseeigentümlichkeit findet sich latent oder manifest (rezessiv oder dominant, S. 585) an jedem Rassegenossen (biologisches Rassegesetz). Eine erbbiologische Gruppierung über Volk und Rasse hinaus gibt es nicht. Die relativ wenigen Menschen, die „zwischenrassisch" sind und das Vorkommen zwischenrassischer Verwandtschaft beweisen, bilden nicht etwa eine neue Rasse, sondern sind eben Mischlinge, und man kann sie nur als mischrassisch, Angehörige einer Mischrasse bezeichnen. Der Mensch ist zwar biologisches Symbol alles Menschlichen, der Menschheit, aber innerhalb dieser allgemeinen Symbolik liegt die erbbiologische Gruppierung zu Rassen, Völkern usw.

Ein Mensch erlebt gegenständlich-persönlich nur Angehörige von zwei oder drei oder höchstens (selten) vier Generationen seiner Familie, indes bezeugen Überlieferungen aller Art, daß die genealogische Reihe über diese Vorfahren hinaus zurückzuführen ist; diese Reihe reicht aber im einzelnen auch nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte der Vergangenheit (Stammbaumforschung), doch wird niemand daran zweifeln, daß auch der „letzte" Ahn Vater und Mutter gehabt hat, nur sind sie eben nicht mehr namentlich nachweisbar. Dies gilt für die genealogischen Reihen anderer (aller) Menschen. Der Schluß

ist also unberechtigt, daß sämtliche genealogische Reihen eines Volkes oder gar einer Rasse als einer Erbgemeinschaft von einem gemeinsamen Urelternpaar ausgehen. Die Ahnen haben eben immer wieder Ahnen gehabt. „Die Urahnen" ist Sammelbezeichnung für alle über die gegenständlich oder begrifflich erlebbaren Ahnen hinausreichenden Ahnenreihen, und „der Urahn", „die Urahnin" sind Sammelbezeichnungen für die Ahnenväter und Ahnenmütter, deren Reihe bis ins Vorgeschichtliche läuft und „immer" weitergeht — genau so wie die Reihe der Nachkommen bis ins Nachgeschichtliche läuft und „immer" weitergeht. Wir sagen „der Urahn", wie wir sagen „der Mensch", „das Tier" usw. Präsentant der gesamten Väterreihe ist der Endbegriff „Vater", der gesamten Mütterreihe der Endbegriff „Mutter", der gesamten Kinderreihe der Endbegriff „Kind"; diese Endbegriffe sind individualspezifisch (wie denn sonst!), jeder Mensch erlebt die seinigen, ihre Existenz gehört zu dem Erfahrungsbereich, aus dem sich der Schluß auf die Abstammung des Menschen von seinen Ureltern, Urahnen legitim ergibt, und wie die Urahnen einst im Germanischen „Gottheiten", „Götter" hießen, so sind die Endbegriffe, in denen sie gegenwärtig sind, die Gottesbegriffe „Vater", „Mutter", „Kind" (die heilige Familie; vgl. 1. Bd. S. 664ff., 3. Bd. Nr. 521, 522, 527); so natürlich in jeder Sprache. Die Religion ist gemäß dem je spezifischen Gesamterlebnis „Familie" als der Grundlage der Erbgemeinschaften geprägt, und gemäß der Erbgemeinschaft sind die Gottesbegriffe der Erbgenossen derart ähnlich, daß sie gemeinsam als Gott, Gottheiten bezeichnet werden, wobei je nach der biologischen Artung der Erbgemeinschaft die Vater-Gottheit (patriarchalische Kulturen) oder die Mutter-Gottheit (matriarchalische Kulturen) im Vordergrunde steht, vorwiegend aktuell ist und die Kind-Gottheit sich hinzugesellt. Daß in die religiöse Sprache der germanischen Kultur vielfach Fremdwörter (Jehova oder Jahwe, Adam und Eva, Jungfrau Maria, Jesus Christus usw.) an Stelle der spracheigenen Namen übernommen wurden, ist schon S. 496 erwähnt; sie wären an sich entbehrlich, sind aber z. T. eingebürgert, man muß sich nur darüber klar sein, daß mit ihrer Verwendung an der ariogermanischen Religion, also Familien- und Rasseauffassung nichts geändert ist und wird. Das Analoge gilt für jede andere Religion; jede Religion ist Ahnenkult, also erbdeterminiert.

Über die Rasse hinaus gibt es keine Erbgemeinschaft. Die einzelnen Rassen haben erbbiologisch miteinander nichts zu tun. Es gibt also keine „Urahnen der Menschheit", sondern nur Urahnen der einzelnen Rassen. Die Rassen stammen nicht von einander ab. „Die Menschheit" leitet sich nicht von den jüdischen Urahnen, genannt Adam und Eva, geschaffen vom jüdischen

Gotte, ab — ganz abgesehen davon, daß Adam und Eva (die Worte auch nur Bezeichnungen für „Mensch") wiederum Vater und Mutter hatten usw. „Die Menschheit" stammt auch nicht von den nordischen Urahnen Askr und Embla oder den griechischen Urahnen Deukalion und Pyrrha usw. ab. Die Rassen waren immer da. „Allmenschlich" (im erbbiologischen Sinne) und „Familie" ist ein Antilogismus. Wer hat es je erlebt, daß von einem Elternpaar ein germanisches und ein chinesisches und ein semitisches Kind gezeugt worden wäre! Aber wir alle, alle Rassen und ihre Unterteilungen sollen, so lautet das noch immer gültige Dogma („Monogenese"), von den jüdischen Urahnen, den von Jahwe mit Zauber aus Erde plus Odem geschaffenen, also elternlosen Adam und Eva abstammen! Diese „ersten Menschen" müßten also anfänglich die Menschen aller Rassen haben zeugen können — und alle Erbbiologie, die vor aller Augen liegt, wäre aufgehoben, oder die Menschen wären alle Juden — und die schlichte Tatsächlichkeit, die wiederum vor aller Augen liegt, wäre wiederum aufgehoben. Auf die verworrene Problematik, die mit jenem Dogma *) verbunden ist, einen Hexensabbat von Fiktionen und Irrtümern und Unsinn kann hier nicht eingegangen werden (mangels Raumes).

Nur die Tatsache, daß alle Menschen — Menschen sind, ist allgemein-menschlich. Nur die Tatsache, daß das Kind von seinen Eltern abstammt, ist allgemein-menschlich, nicht aber sind die Ureltern „der Menschen" identisch. Nur die Tatsache, daß die Urahnen Gottheiten (in den verschiedenen Sprachen) hießen und heißen, ist allgemein-menschlich, nicht aber waren diese Gottheiten identisch. Nur die Tatsache, daß es keinen Menschen ohne Religion gibt und geben kann, ist allgemein-menschlich, nicht aber sind die menschlichen Religionen identisch oder könnten es werden, könnten zur einen, der Weltreligion verschmelzen. Auch die Völker und Rassen können nicht verschmelzen, wie es die Familien, Sippen und Stämme nicht können. „Weltreligion" kann nur besagen, daß jeder Einzelne seinen Gott hat und daß dieser Gott „menschlich" ist. Die biologische Religion hebt alle dogmatisch-weltanschaulichen Streitigkeiten auf.

Die Erbzusammenhänge erweisen sich an allen Eigenschaften und Funktionen, also auch an der aktuellen Hirnfunktion, dem Denken, dem Bewußtsein, der Weltanschauung. Sonach ist Rasse auch eine weltanschauliche Tatsache, derart daß

*) Erstaunlicherweise halten die Zeitgenossen unsers Kulturkreises (sogar Rasseforscher) hartnäckig an diesem seltsamen Dogma fest („die Bibel" ist ja nun einmal „Gottes", d. h. des Weltgottes Jahwe „Wort"!!) und lehnen die Aufklärung und den, der sie gibt, wenigstens zunächst je nachdem mit Kopfschütteln oder mit allen Zeichen des Entsetzens oder mit Feindseligkeit ab. Ich kann ein langes Lied davon singen.

die Welt — im Rahmen der allgemein-menschlichen genetischen Weltanschauungsformen (S. 705) — rassespezifisch ist. Auch das Denken usw. eines Menschen ist erbdeterminiert, also biologisches Symbol des Denkens seiner gesamten Deszendenz und Aszendenz (mit Dominanz und Rezessivität). Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Also auch die Erbgemeinschaft des Denkens geht nicht über die Rasse hinaus. Auf die Weltanschauung eines Menschen schließen wir (etwa anderes ist nicht möglich) aus seinem Verhalten, bes. seinem Beschreiben. An jeder Einzelheit ist nun eine sehr viel größere Ähnlichkeit festzustellen, sofern nach ihr Rassegenossen, als sofern Rassefremde verglichen werden. Dies gilt also auch für das Denken, das Bewußtsein, die Weltanschauung*); ein „Weltdenken" im Sinne einer Indifferenz der Hirnfunktion aller Menschen, ihres Erlebens und Beschreibens ist eine utopistische Fiktion – nicht zu verwechseln mit dem kosmopolitischen Denken. Wir sprechen von Rassebewußtsein als dem spezifischen Bewußtsein aller Rassegenossen: mein Bewußtsein (meine Welt) ist rassisch, und ich bin mir dessen bewußt. Natürlich ist das Denken, das Bewußtsein, die Weltanschauung des Einzelmenschen „menschlich" (anthropoistisch), artspezifisch, aber innerhalb der Artspezifität grenzen sich die Erbgemeinschaften ab. Dies gilt auch für Konstitution, Charakter, Temperament. Von „Rassenseele" sprechen wir freilich realiter ebenso wenig mehr wie von „Einzelseele"; die sog. „seelischen" Vorgänge, Eigentümlichkeiten usw. sind biologische.

---

*) Jeder Mensch hat seine Hirnrinde. Ein Deutscher und ein Chinese sind zwei Menschen, sie haben beide menschliche Reflexsysteme, menschliches Verhalten und Erleben, aber der eine verhält sich und erlebt „anders" wie der andere, und das Anderssein ist ein biologisches, hier ein rassisches. Auch ein Chinese, der in Deutschland lebt, wird immer Chinese bleiben, chinesisch und nicht deutsch sich verhalten und erleben; er ist ein rassisch-spezifischer Organismus, herausgewachsen aus einer bestimmten (seiner) chinesischen Keimzelle, er ist eine rassisch-spezifische Organisation von Reflexsystemen, hat also auch eine rassisch-spezifische Hirnrinde, ist bis in die geringste Einzelheit rassisch-spezifisch. Er hat und wird immer haben eine chinesische (chinesisch erlebte) Umwelt, auch mitten unter den Deutschen, er erlebt und beschreibt die deutschen Menschen, Tiere, Pflanzen, Landschaften usw. spezifisch anders wie der Deutsche. Mag auch ein Gegenstand die gleiche chemische Zusammensetzung, gleiche physikalische Eigenschaften (Gewicht usw.), gleiche mathematische Eigenschaften (Maße, Struktur) usw. in der deutschen und in der chinesichen Beschreibung haben — dieser Gegenstand wird dennoch vom Deutschen rassisch anders erlebt wie vom Chinesen usw. Natürlich hat auch jedes Mitglied einer Rasse seine Hirnrinde, sind die Erlebnisse der einzelnen Mitglieder spezifisch, aber eben rassisch und dann weiterhin volklich, stammlich, sipplich, familiär verwandt. Von hier aus verstehen wir das Wesen der Schicksalsgemeinschaft, die Tatsache der gemeinsamen, d. h. der nächst- und naheverwandten Erlebnisse und Verhaltungen.

Die Unterscheidung nach Ähnlichkeit und Unähnlichkeit (§ 1,1), die Klassifikation hiernach ist eine einfache Tatsache des Erlebens und Beschreibens, doch ist bei vielen Menschen die Differenzierung noch nicht soweit fortgeschritten, daß die Unterschiede bis in die Feinheiten hinein erlebt und beschrieben werden; im Groben vollzieht sie sich im Bewußtsein jedes Menschen. Rasse ist also auch Klassifikationstatsache. Die Menschheit ist eben das Gesamt der menschlichen Gemeinschaften, sie sind geringer oder höher, loser oder straffer organisiert (S. 445 f.). Die kollektivistische (ideologische oder praktische) Unterorganisation ist ebenso abwegig wie die individualistische Überorganisation, „Masse Mensch" ist ebenso wie „ICH der Einzige" Symptom der Kulturneurose, das eine begleitet gegenstücklich das andere, der Individualismus gedeiht nur auf dem Boden des Kollektivismus, und die Überorganisation ist die eine Methode der Aufhebung der Unterschiede der Organisierten, destruktiv wie die andere Methode: die Unterorganisation und allemal mit ihr verbunden. (Vgl. meinen Aufsatz „Nationalbiologie von der Persönlichkeit aus", Dt. Ärztebl. 1934 H. 9/11.)

Der Mensch beweist die Rasse.

Welche Rassen gibt es? In dem Bestreben nach immer genauerer Systemisierung gebraucht die Rassenforschung das Wort Rasse im engeren und weiteren (nicht immer klar angegebenen) Sinne. Wir halten an der alten Einteilung insofern fest, als wir die weiße, die gelbe und die schwarze Rasse, also die Arier, die Mongolen (Mongoliten) und die Neger (Negriten) unterscheiden, sondern aber dazu noch die rote (Indianer) und die braune Rasse (Semiten, Araber, Inder, Australier usw.). Die Hautfarbe dient hier als Kennzeichen der rassischen Gesamtbeschaffenheit. Viele Arier sind wetter- und sonnengebräunt, aber diese Bräune ist doch eine andere wie die der braunrassischen Menschen, die schon braun geboren werden. Auch verblaßt die Bräunung der Arier erheblich, sobald sie sich Wetter und Sonne (bes. der südlichen) nicht mehr aussetzen. Die arischen Kinder sind allemal weiß. Niemals werden Arier schwarz oder gelb im Sinne der Rassenfarben. Niemals wird aus einem Neger oder einem Gelben usw. ein Weißer. Mischlinge haben eine Mischfarbe mit mehr minder ausgeprägter Dominanz der einen Rassenfarbe.

Jede Rasse setzt sich aus Völkern zusammen. Mischungen von Rassegenossen untereinander sind nicht „Mischehen" im rassebiologischen Sinne. Die Ehe zwischen einem arischen englischen und einem arischen französischen Menschen ist nicht volksrein, aber rasserein. Die Ehe zwischen einer katholischen und einem evangelischen Deutschen ist zwar eine kirchliche Mischehe (S. 617), nicht aber eine rassische. Die Ehe zwischen

einem preußischen und einem bayrischen Partner ist nicht stammrein, aber rasserein. Der ostische, westische, dinarische usw. Volksstamm ist nicht je eine besondere Rasse, die zu den obengen. fünf hinzukäme, sondern eine Variante innerhalb der weißen Rasse; die Verwandtschaft ist näher oder entfernter. Der Gesunde nimmt immer nur einen Rassegenossen als Liebes- und Ehepartner an, nicht etwa aus Berechnung oder auf Befehl, sondern blutmäßig, gemäß seiner biologischen Beschaffenheit, die man nach dem Gefühl als „Rasseinstinkt" (S. 648) bezeichnet. „Vor Gott sind alle Menschen gleich" kann nur bedeuten, daß alle Menschen Menschen sind; aber innerhalb der Artspezifität sind sie eben verschieden.

Rassische Grenzfälle sind Menschen, deren Rassespezifität so wenig ausgeprägt ist, daß Geschlechtsverkehr und Ehe mit dem fremdrassischen Partner möglich ist. M. E. sind diese Menschen krank im Sinne der rassischen Indifferenz, abartig, entartet, gleichgültig ob die Bindung an den Rassefremden ohne oder mit Wissen der Rassefremdheit ent- oder besteht; dies gilt auch für die Bindung zwischen einem rassereinen Menschen und einem Bastard, auch falls dessen einer Elter jener Rasse angehört. Jeder Mensch erlebt Angehörige verschiedener Rassen, er macht mit ihnen Geschäfte, kann auch Freundschaft zu ihnen hegen, ist als Gesunder zu ihnen wie zu allen Menschen freundlich, aber sinnlich lieben kann der Gesunde den Rassefremden nicht, er ist ihm seiner Differenzierung nach nicht Liebespartner. Diese Differenzierung führt eben aus den kindlichen Frühstufen des Erlebens heraus, dessen rassische Spezifität zwar vorhanden, aber noch implikat, unausgegliedert ist; das Kind ist also Rassewesen, aber in seinem Erleben sind auch die rassischen Verschiedenheiten noch unklar. Es ist ebenso unrichtig zu meinen, das Kind sei rassisch neutral und könne sich zu jedwedem Rassewesen entwickeln, wie zu meinen, es hätte dereinst „die ersten Menschen" gegeben, die rassisch neutral oder polymorph gewesen seien und von denen aus sich dann die Rassen entwickelt hätten, eine Ansicht, aus der sich die unlösbare Problematik der seitherigen Rassenbiologie ergibt. Wohl aber gibt es Menschen, die sich gemäß der latent-kranken Anlage in ihrem sinnlichen Erleben (also ihren sinnlichen RSen) über die rassische Unklarheit nicht hinausdifferenzieren und in dieser Unklarheit entweder rassisch promiskual bleiben oder den Fremdrassischen bevorzugen; es ist dies der Tatbestand eines speziellen Infantilismus, also einer Krankheit, und bei hinreichend genauem Nachforschen wird man allemal finden, daß diese Art Gleichgültigkeit gegenüber den Rassenunterschieden erbüberkommen ist, auch falls sich in der Familien- und Sippengeschichte nicht gerade Mischehen vorfinden. Die Mischehen sind also kranke Ehen. Auch viele

Ehen von Rassegenossen sind krank (z. B. Geld-, Standes-, Geilheitsehen usw.), aber bei den Mischehen kommt eben die rassische Indifferenz noch hinzu oder ist Hauptsymptom.

Nicht das Zusammenleben von Rassefremden ist also die Ursache dafür, daß sie unehelichen oder ehelichen Geschlechtsverkehr ausüben; es müßte ja dann die Möglichkeit der Mischung für jeden bestehen, tatsächlich aber kommt für den Gesunden der Rassefremde als Liebespartner gar nicht in Betracht. Aber selbstverständlich müssen sich Rassefremde, die Liebespartner werden, begegnen. Nur wer ab origine disponiert ist, kann sich in einen Rassefremden verlieben und sich mit ihm mischen; daß dies geschieht, ist ein Merkmal seiner und seines Partners biologischer Beschaffenheit, die ihm nicht angehext oder weggehext werden kann, sondern die ihm erbüberkommen ist. Diese Beschaffenheit zeigt sich dann auch in seinem Äußeren und in seinen Äußerungen, seinem Verhalten mehr minder ausgeprägt an. Das deutschblütige Mädchen, das einen Juden oder einen Chinesen heiratet, weicht vom weißen Rassetyp ebensoweit ab wie ihr Partner vom braunen bzw. gelben, sie ist nicht Echtarierin wie der Partner nicht Echtjude bzw. Echtchinese ist, die Rasse hat an ihnen biologisch nicht viel verloren, doch wird man sich ihrer ebenso wie anderer Kranker therapeutisch annehmen, möglichst bevor der Verkehr stattfindet. Die Prophylaxe-Therapie kann die Aufklärung über die rassebiologischen Sachverhalte sein, doch wird sie in vielen Fällen nur soweit ausreichen, daß die Verbindung nicht perfekt wird, in anderen nicht einmal soweit; für diese letzteren Fälle ist, falls der Staat die Rassenmischung verhüten will, der behördliche Zwang unentbehrlich. Es wird aber die rassebiologische Bedeutung zwischenrassischer Liebesverhältnisse und Ehen bei dem relativ geringen Prozentsatz solcher Verbindungen von den Rassenreinheitsfanatikern überschätzt. Die Aufklärung erfolgt normaliter nicht in Form von Beschimpfungen und Verleumdungen der andern Rassen, in Züchtung des Rassenhasses usw., zu solcher Kampfesweise ist nur der Neurotiker fähig. Der Einsichtige erkennt die Eigentümlichkeiten der andern Rassen genau so an, wie er die seinigen anerkannt wünscht; er stellt die weltanschaulichen, charakterologischen, konstitutionellen, die eigenschaftlichen und funktionellen Abweichungen der andern Rassen von der seinigen nicht als Beweise der Minderwertigkeit und Verwerflichkeit hin, er leidet nicht an Rassendünkel („Rassismus"), er verachtet auch nicht die Rassen oder die Völker einer Rasse, die erst eine geringere Kulturhöhe erreicht haben als die bzw. das seinige oder ihren Kulturgipfel bereits überschritten haben, er weiß, daß die Norm variabel auch über die Rassengrenze hinaus ist, und daß Sitten und Gebräuche anderer Völker nicht „deshalb, weil" sie anders sind als die seines

Volkes, schlecht sein müssen (z. B. S. 385), auch in dem Falle nicht, daß solche Sitten, übertragen auf das eigene Volk, atavistisch, archaistisch und somit pathologisch, sogar in der Art des Verbrechens wären (S. 479, 484). Die Kulturkurve (Auf- und Abstieg) jedes Volkes jeder Rasse durchläuft analoge Entwicklungsstadien. Die Krankheit aber, in welcher Form und Ausbreitung sie in der eigenen oder fremden Rasse auftreten mag, beschimpft der Gesunde nicht (als ob die Kranken „dafür könnten"), sondern sucht zu helfen oder wehrt sie ab.

Die Kinder rassereiner Ehen, auch falls sie nicht sippe- oder stamm- oder volksrein sind, sollte man nicht Bastards nennen. Ein arischer Deutscher zeugt mit einer arischen Französin ebensowenig Bastards wie ein Bayer mit einer Preußin. Ein Satz wie der: „Heute sind alle Kulturvölker mehr oder weniger bastardiert" ist entweder Unsinn oder Mißbrauch der Wörter Rasse und Bastard. Sätze wie der: „Rasse ist vererbbares inneres Gesetz, insbesondere vererbbares innersekretorisches Gleichgewicht" oder „Die reinen Rassen sind heute verschwunden; bei ihnen war vielleicht Rasse und Konstitution identisch" zeigen nur an, bis zu welchem Grade von „Verwissenschaftlichung" (S. 658) die Rassenforschung bei manchen Gelehrten gediehen ist. Bastards sind nur die Kinder zweier Menschen, deren jeder einer andern der fünf Rassen angehört. Auch die Kinder eines katholischen Mädchens und eines zur katholischen Kirche übergetretenen Juden entstammen einer Mischehe und sind Bastards. Relativ zahlreich sind die Bastards unter den Juden. Dieses ursprünglich rein-semitische Volk hat sich in den ca. 2000 Jahren seiner Diaspora zu einem so großen Teil mit Negern, Mongolen und Ariern gemischt, daß man es geradezu als Mischvolk bezeichnet. Indes halten sehr viele Juden auf Rassereinheit. Alle Bastards sind „unglückliche Leute" (Rittershaus), sie sind eben krank zum mindestens neurotisch. Die Überintelligenz z. B., die sich bei manchen vorfindet, ist Hypertrophie, also abnorm, nicht enorm; abnorm sind viele „bewunderte" Leistungen, die Bewunderung beweist nicht Norm oder Abnorm, und um diese Unterscheidung handelt es sich in der realischen Rassenbiologie. Die von manchen Anthropologen und Epigraphikern angeführten Vermutungen über Völkerzüge und Rassenmischungen bei Völkerwanderungen sind für mich, der ich die fünf Rassen unterscheide und nicht jedes Völkchen als „Rasse" ansehe, keineswegs überzeugend, und Behauptungen wie die von Jaques Millot: „Die großen Menschheitswerke sind immer Schöpfungen von Rassen mit gemischtem Erbe, wie es die Ägypter der Pharaonenära und die Griechen der Periklesepoche waren" sind unrichtig („immer!") und schweben in der Luft, sofern Rassenmischung unter den fünf Rassen angenommen und diese als Voraussetzung zu so

hoher Leistungsfähigkeit, als Ursache der Schaffung „großer Menschheitswerke" hingestellt wird *).

„Die Rasse" kann ebensowenig entstehen, wie „der Mensch" entstehen kann. „Die Rasse" kann ebensowenig aussterben, wie „der Mensch" aussterben kann. Individuen, Familien, Sippen, Stämme, Völker werden und vergehen, Rasse wird nicht und vergeht nicht. Rasse ist immer, wie der Mensch immer ist, wie das Seiende immer ist. Der Mensch kann immer nur Angehöriger einer (seiner) Rasse sein — er kann nicht keiner Rasse angehören! Mit „Rasse" meine ich jede der fünf Rassen. Rasse kann nicht neu entstehen: es müßten denn neue Menschen entstehen — nicht auf dem Wege der Zeugung (dann hat ja der Nachkomme die Rasse der Eltern), sondern — ja wie? aus Nichts? durch Zauber? durch generatio aequivoca? durch die sagenhafte Entwicklung aus Tierformen? Unmöglichkeiten! Aber Völker als Rassenteile sterben: in der Weise, daß zuletzt nur kinderlose Familien übrig bleiben oder die Letzten getötet, ausgerottet werden, sterben, aufgesaugt werden in das eindringende Siegervolk. Als die Engländer 1803 Tasmanien besetzten, zählten die Tasmanier noch nach Tausenden; in wenigen Jahrzehnten verminderten sie sich auf 16 Köpfe, die Letzte war Frau Trucanini, mit ihr starb ein Volk der braunen Rasse. Vor 150 Jahren war Australien von vielen Millionen Urbewohnern bevölkert; heute leben noch ca. 60 000. „Der letzte Mohikaner"; das Volk der Mayas, der Azteken erlosch — usw. Wer von ausgestorbenen Rassen spricht (v. Eickstedt gibt an, daß im Rassenkreis des Homo alluvialis s. recens vier Rassen ausgestorben wären), setzt Rasse = Volk oder Volksstamm.

Ein Volk kann genau so wenig wie ein Mensch „neu entstehen" — derart, daß es keine Vorfahren gehabt hätte. Es kann sich nur von einem Volke (das natürlich einer der fünf Rassen angehört) ein mehr minder großer Teil absplittern, von einem nomadisierenden Volke ein Teil einen andern Weg einschlagen oder früher seßhaft werden als die Genossen, von einem seßhaften Volke ein Teil auswandern, neue Weideplätze suchen (Weitenhunger, Kolonisation). Ein Volksteil kann längere Zeit „im Verborgenen blühen"; hat er eine hinreichende Volkszahl und Kultur erreicht, so auch den Anschluß an die weitere Umgebung,

*) Die Tatsache, daß sich heute noch die fünf Rassen klar und unverkennbar voneinander abheben, beweist, daß Rassenmischungen größeren Umfanges (bei Völkerwanderungen usw.) nicht stattgefunden haben. Grenzfälle hat es mehr oder minder zahlreich natürlich immer gegeben. Auch die wandernden Arier haben sich nicht mit allen möglichen fremdrassischen Urbewohnern vermischt und „deshalb" ihren Nieder- und Untergang gefunden; wohl aber haben sie sich mit andern Völkern ariogermanischer Rasse vermischt und erlebt jedes Volk seinen Aufgang und seinen Niedergang.

an die übrige Welt. Ein Volksteil kann in ein anderes gleich- oder fremdrassisches Volk zunächst fast unbemerkt einwandern, dann sich innerhalb des Wirtsvolkes vermehren, es mehr und mehr durchsetzen und sich mehr und mehr durchsetzen, sich sogar zur herrschenden Schicht entwickeln: friedliche Eroberung im Unterschied von der kriegerischen, bei der der Sieger sogleich die Herrschaft antritt und das eingeborene Volk vertreibt oder unterwirft oder ausrottet oder assimiliert.

Von einer „Wiege der Menschheit" kann hiernach keine Rede sein. Die Erde war immer bevölkert, nicht bloß an einem Punkte, an dem „die ersten Menschen" entstanden (geschaffen) wären und von dem aus sich dann die Menschenmassen ergossen hätten (Kaukasus, Polynesien, Nordpolarkreis usw., s. 3. Bd. S. 125). Die Rassen haben sich nicht aus „einer" entwickelt — etwa „durch Umwelteinflüsse", „Anpassung", also „Faktoren", die es hätten fertig kriegen können, aus rassisch-neutralen Menschen (eine contradictio in adjecto!) Nachkommen der verschiedenen Rassen zu zaubern, sondern waren immer da und werden immer da sein. Die Historie bietet so wenig eine einzige Tatsache, die die Deszendenztheorie verifizierte, so wenig eine einzige Tatsache, die die Abstammung der Menschheit, also der Rassen von zwei Ureltern belegte. Herman Wirth (Der Aufgang der Menschheit, 1928, S. 86) nimmt „für die Entstehung der Menschheit zwei Pole" an: eine hellere Urrasse mit der Blutgruppe I, deren Herd das heutige Arktisgebiet, und eine dunkle Urrasse mit der Blutgruppe III, deren Hochgebiet das Gondwanaland gewesen sein müsse; aus der Kreuzung der beiden Rassen sei die gelbbraune entstanden; die asiatische Rasse würde also das Ergebnis einer Mixovariation, die atlantisch-nordische dagegen einer Idiovariation sein (Blutgruppe II). Woher aber die beiden „Urrassen"? Und die Kreuzungstheorie ist mehr als fraglich. Nach v. Eickstedt war Hochasien „die Wiege der Menschheit", von da seien die Wanderungen ausgegangen: der westöstlich verlaufende irano-himalayische Gebirgszug und der von Südwest nach Nordost verlaufende tieno-altaische Gebirgszug grenzen drei Räume ab, deren nördlicher die Heimat der Europäer, deren östlicher die der Mongoliten, deren südlicher die der Negriten geworden sei (v. E. spricht in unrichtiger Wortverwendung von „Mongoloiden" und „Negroiden"); dann seien von diesen Räumen aus die übrigen Gebiete der Erde besiedelt worden. Andere Forscher nehmen andere Wanderungswege an, je nachdem wohin sie die „Wiege der Menschheit" verlegen. M. E. waren die Wohnräume der fünf Rassen schon immer die, die sie heute (als Heimaten) bevölkern, und werden es auch weiterhin bleiben: Europa den Weißen, Asien den Gelben, Australien—Indonesien—südliche Halbinseln des indischen Ozeans den

Braunen, Afrika den Schwarzen, Amerika den Roten *). Innerhalb der Heimaträume der einzelnen Rassen fanden und finden ständig und zu Zeiten krisisch Völkerbewegungen statt; auch sind immer Wanderzüge über die Grenzen gedrungen und haben die neuen Gebiete besiedelt, unterworfen, nicht selten auch früher oder später ihren Untergang gefunden, und auch diese Auswanderungen, Kolonisierungen gehen ständig und zu Zeiten krisisch vor sich. So ist Amerika seit langem das klassische Land der Kolonisten, sind „die Amerikaner" ein Gemisch von allen möglichen Völkern und Rassen und so zahlreich geworden, daß die roten Urbewohner mehr und mehr zurückgedrängt wurden, aber als Rasse nicht aussterben werden.

3. Die Kulturperioden.

Kulturbiologisch ist „die Natur" die von Menschenhand unberührte gegenständliche Welt. Ein Volk, das die Natur unbearbeitet läßt, ist ein „Naturvolk", ein vorkultürliches Volk; ein Volk dagegen, das die Natur bearbeitet, kultiviert (zu colere pflegen, cultura zunächst Ackerbau), ist ein „Kulturvolk". Das Wort „Kultur" ist ein Wort der totalistischen Beschreibung. Die Kultur ist die entwicklungsbiologische Differenzierung des gesamten Erlebens und Verhaltens des Menschen und seiner Erbgemeinschaften **). Der Differenzierungsgrad ist der Kulturgrad (die Kulturhöhe, der Bildungsgrad). Die totalistischen Gemeinschaften sind die Erbgemeinschaften: Familie, Sippe, Stamm, Volk, Rasse. „Die Menschheit" ist keine Kulturgemeinschaft (KG), sie ist aus den Kulturgemeinschaften, letztens den rassischen, zusammengesetzt, und natürlich haben alle Kulturmenschen die menschliche Kultur. Partialistische Vereine, die sich mit kulturellen Dingen, z. B. der Kulturgeschichte, befassen, sind keine KGen, gehören aber einer KG an, falls die Mitglieder Rassegenossen sind.

Die Kultur einer Gemeinschaft ist das biologische Gesamt der Kultur aller Mitglieder (S. 35, 84f.). Sie besteht nicht an sich, abgesehen von der Kultur der Mitglieder, als ein über ihr schwebendes oder in ihr wirksames Paideuma. Die Kulturgeschichte einer Gemeinschaft (die Geschichte einer KG) kann nicht über die Geschichte der einzelnen Mitglieder hinausgeführt werden. Die Kulturgeschichte einer Rasse ist also die der zugehörigen Völker, Stämme usw., der Rassegenossen. Auch hier ist die Phylogenese die syllogistische Analogie zur Ontogenese (S. 65).

---

*) Ich sehe für Europa nicht eine „gelbe Gefahr", wohl aber für Westeuropa eine „slawische Gefahr", gemäß der Züge der Völker gegen Westen.

**) Der Kult ist speziell das religiöse Brauchtum, die Pflege der religiösen Tradition.

Den Lebensablauf (die Existenzdauer) des Einzelmenschen kann man die persönliche Kulturperiode (KP) nennen. Er ist in seinen Frühstadien Naturmensch, d. h. ein so primitives Wesen, daß man es als „natürlich" im Sinne von „vor-kultürlich" bezeichnen kann. Das junge Kind erlebt und verhält sich als alleines Wesen, und von Kultur, zunächst beginnender, primitiver, kann man erst sprechen, nachdem der Mensch seinem Erleben und Verhalten nach Mitglied geworden ist. Das sog. Naturstadium rechnet also zur KP, aber als ein Vorstadium der Kultur im eigentlichen Sinne. Mit der Differenzierung des Menschen steigt seine Kultur an, bis im maturen Zeitalter der Höhepunkt der Kultur erreicht ist und nun der Abstieg einsetzt, der in die ausgehende Kultur, die Zivilisation führt und im Verhältnis zur evolutiven Strecke homo-analoge Stadien durchläuft. Die KPn der Mitglieder eine KG integrieren die KP der Gemeinschaft; sie verläuft ebenfalls als aufsteigende und absteigende Kurve, die identisch mit der Lebenskurve (Existenzdauer) der Gemeinschaft ist. Auch die KG Familie, Sippe, Stamm, Volk durchlebt eine Frühzeit, einen Anstieg bis zum Höhepunkt und einen Abstieg, der mit der Auflösung, dem Sterben endet. Innerhalb einer KG finden sich jeweils Mitglieder der verschiedenen persönlichen Kulturgrade, innerhalb der KG Volk Familien, Sippen, Stämme verschiedener Kulturgrade, innerhalb der KG Rasse Völker verschiedener volklicher Kulturgrade. Völker werden und vergehen, nicht aber Rassen; die Rasse ist das Gesamt der jeweils zu ihr gehörenden Völker, die KP der Rasse läuft also immer in Kurven weiter, ihr Abstieg geht in einen neuen Anstieg über, die KG Rasse kann sich niemals auflösen (auch nicht falls z. B. Völker einer Rasse im Kriege liegen). Die Kultur ist individual- und gruppenspezifisch (familien-, sippen-, stamm-, volks- und rassespezifisch), sie ist auch artspezifisch, nämlich menschlich. Man vergleicht die Völker einer und verschiedener Rassen auf Kulturhöhe und spricht von Naturvölkern (Primitiven), also Völkern auf vorkultürlicher oder beginnend-kultürlicher Entwicklungsstufe, und Kulturvölkern, also Völkern der verschieden hohen Kulturgrade und Zivilisationsvölkern, also Völkern, die im Kulturabstieg begriffen sind, sich ihrem Ende mehr oder weniger weit genähert haben. Alle Einzelwesen sind jeweils Zeitgenossen, jede Generation unterscheidet sich phylisch-altersmäßig und somit nach der Gesamtbeschaffenheit von früheren Generationen. Die ontische Veränderung ist immer zugleich eine phylische. Die ethnographischen Tatsachen zeigen, daß die Gemeinschaft hoher Kultur sich aus kulturniedrigen und primitiven Stufen entwickelt hat. Auch die historischen Überlieferungen aller Art innerhalb der KG beweisen diesen Entwicklungsgang, also den

Ablauf der KP. Die gesamte KP einer Gemeinschaft geht nicht in glatter Linie auf-, dann abwärts, sondern in wellenmäßigen Schwankungen, deren jede eine kleine KP für sich ist und in die Gesamt-KP integrierend eingeht; man vergleiche die Struktur der Wasserwelle, des Gebirges (S. 214) usw. Die Kultur eines Volkes rückt also stetig und zeitweise krisisch („Kulturkrisen") vor bis zu ihrem (spezifischen) Höhepunkte, von dem an sie abfällt, und auch der Abstieg geht stetig und zeitweise krisisch vor sich. Die Mitglieder jeder Generation, die jeweiligen Zeitgenossen haben je ihren Kulturgrad inne, diese Grade sind verschieden, man kann an ihnen einen Durchschnitt ermessen. Der Durchschnitt des jeweiligen Kulturstandes liegt während der aufsteigenden Strecke der KP immer niedriger als in der folgenden Epoche, abgesehen natürlich von den Absenkungen in der Kurve, die keine Rückschritte auf schon durchlebte Kulturstadien sind, sondern Fortschritte zu den sich anschließenden höheren Stufen.

In der Vergangenheit eines Volkes sind also die Kulturgrade immer geringer, je weiter man zurückgeht. Diese geringeren Kulturgrade sind volksspezifisch wie die höheren und höchsten und wie dann auch die absteigenden. Die Höchstgrade früherer Epochen entsprechen den geringeren Graden späterer Epochen, z. B. entspricht die Bildungsstufe des mittelalterlichen jungen Studenten etwa der unserer Gymnasiasten der Mittelklassen, die dämonistische Weltanschauung der erwachsenen Altgermanen der unserer jungen Kinder (und unserer Neurotiker) usw. Die evolutive Strecke jeder KP läuft rückwärts in primitive Stufen aus, die sich an den Ausgang der vorangehenden KP anschließen. Zu den kulturellen Frühstufen einer Gemeinschaft von jetzt hoher Kultur sind die Kulturen der heutigen Primitiven mehr minder nahe Analogien; hierzu lassen sich auch die KPn fremdrassischer Gemeinschaften vergleichen, doch darf die Tatsache, daß sich dabei genetische Analogien herausstellen, nicht dahin mißverstanden werden, daß es rassische Verschiedenheiten und somit Rassen überhaupt nicht gegeben habe oder doch nicht mehr gebe. Auch zwischen Mensch und Tier usw. bestehen Analogien (vgl. S. 71, 164)!

Wie die Einzelwesen, so erreichen auch die KGn die ihrer Spezifität, ihrer biologischen Beschaffenheit gemäße Kulturhöhe. Jederzeit gibt es Völker geringerer und höherer Kultur, also auch solche, deren Kulturhöhe hinter der vergangener Völker zurückbleibt (wie die Überlieferung erweist). Über die für die KG biologisch erreichbare Kulturhöhe kann sich ihre Kultur eben nicht erheben, sie kann auch nicht darunter bleiben. Zu den Umständen, unter denen sich die Kulturkurve eines Volkes erhebt und senkt, gehört der Austausch von Kulturgütern mit den übrigen Völkern der Erde (3. Bd. S. 125), die Aufnahme und Abgabe von Paß-

formen, wobei die Spezifität (Autochthonie) der Kultur der KG gewahrt bleibt. Nur kranke Kulturen suchen sich autarkistisch von der Umwelt abzuschließen oder alle Grenzen abzuschaffen; solche Bestrebungen scheitern an den Tatsachen. Auch die jeweiligen Kulturhöhen der KGn sind einem Gebirge zu vergleichen: da gibt es eben auch niedrigere und höhere Berge, und sie stehen alle miteinander in Verbindung. Für die Aufstellung einer kulturellen Rangordnung der Völker und Rassen ist das Alter kein sicheres Kriterium. Das eine Volk lebt seine Kurve rascher ab, hat eine kürzere Lebensdauer als das andere, kann dabei aber eine höhere Kultur erreichen als ein langlebiges; so geht es ja auch den Einzelmenschen. Unterstellen wir einmal, daß die Ariogermanen ein höheres Alter haben als z. B. die Ägypter, Griechen oder Römer, so hatten sie doch zur Zeit der Pharaonen oder des Perikles oder des Augustus z. B. ihre Schrift noch nicht über die Runen hinausentwickelt (3. Bd. S. 124ff.); die ariogermanische Höchstkultur steht noch bevor.

An den Kulturgipfel eines Volkes schließt sich der Kulturverfall an, die Zivilisation, die Verbürgerlichung, die zunehmende Angleichung der Unterschiede, die Vergreisung. Das Volk wird alt und durchlebt homo-analoge Stadien der Evolution (genau wie die Einzelwesen). Letztens siecht es in Altersschwäche dahin, unfähig zur Machtentfaltung, zum Widerstand gegen den Ansturm jüngerer Völker, es schwelgt in der Erinnerung an seine große Vergangenheit, ist stolz auf ihre Denkmale und hat Anspruch auf die Würde des Alters, auf den Schutz des stärkeren Jüngeren, auf die Unterstützung der ihm irgendwie Verpflichteten oder an seinem Dasein Interessierten. Seine Bevölkerungszahl sinkt, die Fortpflanzungsfähigkeit erlischt mehr und mehr, es stirbt friedlich oder katastrophisch, andere Völker sind Erben, es kann aber aus dem Leibe des Volkes der Keim entsprungen sein eines Nachfolgers: Kolonisten zogen aus, besiedelten neue Lande und wurden Gründer eines neuen Volkes, einer neuen Kultur.

Die KP beginnt also mit der Verselbständigung von Keimen des Muttervolkes. Manche der ausgesandten Keime gehen zugrunde, andere werden vom Fremdvolke assimiliert, andere sind Gründer, tragen die Tradition, das biologische Erbe des Muttervolkes. Auch das Einzelwesen sendet viele Keime aus, wenige fallen auf guten Acker und tragen vielfältige Frucht. So schließt sich die neue KP an die alte an, die KP des Volkes und die der Rasse als der Kultureinheit der Rassevölker — und die der Menschheit, sofern man die KPn der Völker und Rassen zusammenfassend bezeichnen will. Die KP, in der wir heute leben und die wir überschauen, kann man als die alluviale bezeichnen. Sie umfaßt die KPn der einzelnen lebenden Völker und Rassen. Ihr Alter ist nur zu schätzen: man rechnet 12000

bis 20000 bis 37 Millionen Jahre. Wer aber meint, der Mensch sei im Tertiär, geschaffen oder aus niederen Arten entwickelt, zum ersten Male auf der Erde erschienen, kann auch nur eine einzige KP der Menschheit annehmen und wird diese im Tertiär beginnen lassen, also vor 10 oder 60 Millionen Jahren, je nachdem man die kleinen oder die großen Zahlen liebt, und die KP muß dann auch mit dem Aussterben der Menschheit enden. Wir glauben nicht an Mythen, sondern halten uns an die Tatsachen. Sie zeigen uns, daß es immer Menschen gegeben hat und geben wird, daß also vor der alluvialen KP andere KPn abgelaufen sind und nach ihr andere ablaufen werden. Von den verflossenen KPn sind sogar noch gewisse Reste vorhanden, und es ist in diesem Zusammenhange gleichgültig, ob man den Homo neanderthalensis, rhodensis, soloensis zum Homo primigenius und den Pithekanthropos, Sinanthropos und Homo Heidelbergensis zum Vormenschen oder zu den Affen rechnet. Die Wesen werden bald zu Staub (S. 699)! Der Übergang der voralluvialen KP in die alluviale (usw.) ist nicht so aufzufassen, als ob „die Menschheit" im ganzen ihren Abstieg erlebt habe und dann wie der Vogel Phönix verjüngt aus der Asche erstanden sei. Es haben immer viele Menschen gelebt, und sie waren immer Gemeinschaftswesen, und die Gemeinschaften haben immer je ihre spezifische KP abgelebt, und in diesem stetigen und zu Zeiten krisischen (Erdkatastrophen!) Lebenslauf der Völker und Rassen sind aus den Muttervölkern immer wieder junge Völker hervorgegangen, während jene starben. Die Abgrenzung „alluviale KP" ist also lediglich eine systematische. Daß der Mensch in den voralluvialen KPn — als Mensch, wohlverstanden! — anders beschaffen war wie wir, ist, schon mit Rücksicht auf die stetige Veränderung überhaupt, nicht zu bezweifeln. Es ist auch klar, daß die vom Muttervolke ausgesandten Keime jung waren, also die Kultureigentümlichkeiten jener Periode in einer entspr. Primitivität aufwiesen. Wie sich der Beginn der alluvialen KP, ihr Aufstieg und ihr Ausgang und analog der Verlauf jeder KP nach allen vorliegenden Tatsachen darstellt, ist im folgenden kursorisch geschildert.

4. Die alluviale Kulturperiode.

A. Der Anfang.

Der Anfang reicht bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück, auf die kulturellen (vor-kultürlichen) Eigentümlichkeiten der Urzeit können nur Schlüsse gezogen werden und zwar 1. aus der kulturellen Entwicklung des Einzelwesens gemäß dem Erfahrungssatze von der Analogie der Onto- zur Phylogenese, 2. aus der Völkerkunde, 3. aus der Überlieferung jeglicher Art; die Daten von 2 und 3 bestätigen die von 1.

Die voralluviale KP hatte mit einem großen, vielleicht katastrophalen Völkersterben weiter Regionen (Eiszeit, Sintflut [3. Bd. Nr. 539], „Weltuntergang") ihr Ende erreicht. Herabgeglitten von der einstigen Kulturhöhe, eingegangen ins senile Allgemeine, Nicht-mehr-geschiedene, in ultimärer Art wieder primitiv geworden, sandte das sterbende Volk viele Keime aus — Einzelwesen, die dem Volkstode entrannen, mehr seßhaft die Weibchen, mehr schweifend die Männchen, primitiv als Junge und als Sprossen eines dekultivierten Volkes. Viele von ihnen verkamen — wie das auch sonst das Schicksal unzähliger Keime ist; manche aber waren fähig, die Ersten eines neuen Aufstieges, Vorfahren zu sein, die Tradition ihres Volkes, ihrer Rasse fortzusetzen.

Der urzeitliche Mensch war — wie jeder Mensch — von seinen Eltern gezeugt, von seiner Mutter geboren. Er hatte bis zu neun Geburtsgenossen (S. 470); von ihnen gingen einzelne alsbald zugrunde, bes. das Erstgeborene, das die Bahn des Geburtskanals freimachte, erstmalig den mütterlichen Schoß sprengte, die Bresche für die Nach-kommenden schlug (S. 242, 500). Die Mutter gebar in einer Art Dämmerzustand, sie wußte nicht, was vor sich ging, die Nabelschnuren zerrissen, oder die Mutter biß oder riß sie instinktiv durch; als sie erwachte, wimmelte es um sie von merkwürdigen Kleinwesen („Ebenbildern"), die sie prüfend untersuchte, eine rauhe Prüfung, bei der mancher Prüfling starb, gefressen wurde. Die Überlebenden befreiten die Mutter von der drängenden Milchfülle. Die Mutter war Säugerin, sonst kümmerte sie sich nicht eben viel um die Kleinen. Sie verließen die Zitzen der Mutter nach etwa neun Monaten und waren nun schon halbwegs fähig, sich die Nahrung selbst zu suchen. Sie blieben zunächst bei Muttern, aber waren in ihrer Obhut Selbstversorger. Sie wuchsen rasch zu einer frühen Selbständigkeit heran.

Die Mutter wohnte einsam (solitär) im Hag, als Hegerin, Hegisse, Heckerin, Hexe, entfernt von andern Heckerinnen und ihren Gehegen. Der Hag war ein Erdloch, ein Höhle, ein Dickicht. Alle waren nackt. Nahrungssorgen gab es keine: die Bäume hingen voll Früchte, die Erde trug Kräuter und Wurzeln — man brauchte nur zuzugreifen. Getränk war Wasser und Saft. Der Urmensch war Vegetarier, Frukti-Herbivore — bis auf den Pubertätsfraß. Andere Wesen (Tiere) waren Fleischfresser: im Hunger überfielen sie auch den Menschen, und es galt sich zu wehren. Das wilde Weib war stark, hatte in ihren Zähnen und Krallen gute Waffen; es verstand auch zu klettern, zu schwimmen; listig war es auch — so schützte es sich und seine Hecke, doch wurden viele Kinder ein Raub der Fleischfresser. Früh übten sich die Kleinen im Kampfe. Das Suchen, Ergreifen

und Fressen der Nahrung sowie der spielerische Kampf mit den Geschwistern, der Übungs- und der Ernstkampf mit Tieren, mit Unwetter und „Naturgewalten" waren die einzige „Arbeit". Die Schwachen erlagen, die Starken blieben erhalten — rein biologisch, nicht auf Auswahl und Verfügung einer dämonischen Gottheit oder Weltvernunft, genannt Auslese usw.

Aber es gab noch einen Kampf, einen Kampf besonderer Art: alljährlich um die Zeit, in der sich die Natur erneuerte, brach ein unheimliches menschliches Wesen in den Hag ein und fiel über die Mutter her. Sie wehrte sich, kampfgeübt wie sie war, mit allen Kräften, mit Zähnen und Krallen, es war ein blutiges Ringen, um so heftiger, je mehr Blut floß *). Aber allmählich erlahmte ihr Widerstand, sie gab lüstern nach, im Liebes- und Blutrausch sank sie zu Boden oder wurde hingeworfen oder beugte sich nieder — und dann geschah ein tolles Stoßen und Stöhnen der beiden, bis sie nach einem Höhepunkte rasch erschlafften, wie erschlagen hintaumelten und in tiefen Schlaf verfielen, aus dem der Fremde nicht mehr erwachte. Die Mutter aber erwachte — und sie fiel hungrig über den Fremdling her, der sie bezwungen hatte, schlug von neuem Zähne und Krallen in ihn, zerbiß, zerriß sein Fleisch, verleibte sich zum Samen „Leib und Blut des Herrn" ein, wurde so ganz eins mit ihm.

Die schon hinreichend großen Kinder erlebten den ungeheueren Kampf, aber sie verstanden ihn nicht. Sie verstanden auch nicht, daß zu einer Zeit im Winter plötzlich eine Anzahl ebensolcher Wesen, wie sie selber waren, auf der Bildfläche erschien. Und der Frühjahrskampf und das „weh-weihnachtliche" Ereignis wiederholten sich alljährlich. Schon früh begannen bei den Kindern die geschlechtlichen Funktionen zu onanistischen Spielereien (Vorübungen) aufzusteigen, bald setzte dann auch die Samen- und Eiproduktion ein, und dann war auch die Begattung nicht mehr fern. Die reifen Weibchen zogen nicht sehr weit von dannen, bauten sich ein eignes Nest, sie wurden wie einst die Mutter vom wildschweifenden Männchen überfallen, und es konnte ein Bruder sein wie bei der Mutter ein Sohn, der in den Armen des Weibes den Liebestod starb (Siegmund-Sieglinde, vgl. Oedipus-Jokaste usw. usw., Nachklänge der Urzeit, s. bei Otto Rank, Inzest-Motiv in Dichtung und Sage, 1912).

Mit der Mehrung der mütterlichen Einzelgehege bildeten sich Gruppen heraus, solche Nester, die näher und nahe beieinanderlagen. Eine primitive Gemeinschaft entstand und vergrößerte sich, indem die jungen Weibchen sich peripher ansiedelten, z. T.

*) Vgl. das Bild „Die Jagd nach dem Weibchen" von Félicien Rops, das den urtümlichen Kampf der Geschlechter darstellt. Vgl. den afrikanischen Spruch: „Gefährlich ist der Schlangenbiß, gefährlicher der Affenbiß, am gefährlichsten der Menschenbiß."

freilich zogen sie auch weiter, aber weitschweifend war das Weib niemals, es war und ist seiner biologischen Beschaffenheit nach mehr geruhsam, lebt in einem engern Kreise, wartet, bis der Freier kommt. So wartete auch das Urweib, und als die Zeit reif war, fand der Urmann, in allen Sinnen höchsterregt, zielsicher wie der Jäger auf der Fährte, die wilde Braut und geschah der Pubertätskampf, der mit der Schwängerung des Weibchens und dem Liebestode des Männchens endete.

Wie die jungen Kinder unserer Zeit waren die Urmenschen Gefühlsmenschen, der sympathisch-parasympathische Anteil der RSe überwog bei weitem den sensorischen, und der idealische Anteil (das begriffliche Denken) war zunächst nur keimhaft vorhanden. Sie lebten hauptsächlich in der Welt der Gefühle, die Gegenständlichkeit war noch kaum aufgegangen und war auch in ihren höchsten Differenzierungsgraden, die der erwachsene Urmensch erreichte, erst diffuses, andeutungsweise gestaltetes Weben und Schweben, ein chaotisches (s. magmatisches) Geschehen mit beginnenden Abhebungen von verfließenden Grenzen, nebelhaft und gespenstisch, dann rohdämonistisch. Somit waren auch die sympathischen Reflexe, die Gefühlserregungen und die Gefühle als Aktualitäten von einer Intensität, wie sie schon die Menschen der späteren Epochen und gar Menschen hoher Kulturen nicht mehr erleben. Und an den sensorischen Reflexen war der sympathogene Anteil so hoch, daß die sensorischen Bewegungen (einschl. Sprachlaute) nur als Gefühlsausdrücke zu bezeichnen sind, ganz besonders in der Brunstzeit, im Frühjahr. In Hinsicht auf die Sympathogenität der Ausdrucksbewegungen differenzierte sich der Urmensch nicht weit über seine Kindlichkeit hinaus, er blieb „Kind" und damit genetisches Analogon zum Kinde (und zum Neurotiker) höherer und höchster Kulturen.

Das Haupterlebnis des Urmenschen war (auch schon) die Pubertätsprobe, der Übergang ins Erwachsensein. Die trophische Probe war kein besonders herausgehobener Vorgang: Nahrung gab es genug, die Arbeit war Spiel, auch als Kampf mit Tieren auf Leben und Tod, mit „Naturgewalten", ein trophischer Wettbewerb, ein Rivalisieren mit dem Alten (als Besitzer) kam nicht in Betracht, er war ja gestorben, auch gab es noch keinen Besitz, es fehlte noch die Abgrenzung, die Welt war eins, und der Urmensch war eins mit seiner Welt. Der Mann mußte seine Kraft erst im Liebeskampfe erweisen: das Weib war wehrfähig, und es kam wohl auch vor, daß der schweifende Mann auf dem Wege zum Weibe, das er roch, dem er zutrieb, einen andern Mann traf und auf Leben und Tod anging (vgl. § 1,4). Manch einer, der den Rivalen erledigt hatte, mag im Liebeskampfe mit dem Weibe unterlegen sein, bevor er sein Ziel erreicht hatte; nur der Kräftigste bezwang das Weib, errang

seine Gunst — die tödliche Gunst: während er es besamte, blieb als Ausdruck der urtümlichen Wollust das Herz in Diastole stehen, „brach ihm das Herz", sank der Erschlaffte mit dem letzten Wollustseufzer zusammen (Vagustod, EdS. § 34). So hatte der Urmann die Reifeprüfung bestanden: mit seinem Leben hatte er die Zukunft der Geschlechter gesichert. Er hatte seine Pflicht getan, sein Recht ausgeübt — und nun war er überflüssig. Das Weitere besorgte das Weib: auch es hatte seine Reifeprüfung bestanden, es trug und gebar und säugte die Kinder — und tat dies „nächstes Jahr" von neuem, die „Unsterbliche", deren Tod kein Mann erlebte.

Für den Wollusttod des Urmannes als allgemeines Ereignis haben wir in der menschlichen Geschichte kein unmittelbares Beispiel: es gibt kein Naturvolk, bei dem wir diesen Liebestod allgemein beobachten könnten. Wir können nur aus den vorliegenden Tatsachen Schlüsse ziehen, wie ja überhaupt auf die prähistorischen Verhältnisse nur Schlüsse möglich sind; richtig sind auch hier die Schlüsse, denen keine Tatsache widerspricht, zu denen alle Tatsachen stimmen. Folgendes ist da anzuführen.

1. Bei der Amphimixis wird die Samenzelle, das Männchen in die genisch-trophische Öffnung des Eies, des Weibchens aufgenommen und stirbt (§ 1,5). Die Amphimixis ist das klassische Beispiel für die genisch-trophische Aufnahme des Männchens in das Weibchen. Nun gilt einwandfrei das biogenetische Grundgesetz in psychobiologischer Fassung. Also müssen sich alle Stadien der Ontogenese analog (!) in der Phylogenese vorfinden. Zwar nicht so, daß der Urmensch ein Einzeller, dann Fisch usw. gewesen wäre (S. 71, 164), aber so, daß der Urmensch in seinen Höchststufen analog dem Kinde hoher Kulturen beschaffen war und sich verhielt. Somit muß auch die Amphimixis ein phylisches „Vorbild" haben — nicht bloß derart, daß sie zu allen Zeiten stattgefunden hat, sondern derart, daß es ein analoges Erlebnis in der Urzeit gegeben haben muß, das nämlich, bei dem das Männchen sterbend vom Weibchen genital und oral aufgenommen wurde. Natürlich gelten die onto-phylogenetischen Analogien auch für die weiteren Entwicklungsstadien des Kulturfoetus. Der Urmensch lebte in seiner frühen Kindheit (außerhalb des Mutterleibes) analog wie der Foet hoher Kulturen (im Mutterleibe), er differenzierte sich bis dahin nicht weit über seine embryonal-foetale Entwicklungsstufe, wie er sich fernerhin nicht weit über seine kindliche Entwicklungsstufe differenzierte, sondern auf ihr vw. in die Breite und Länge wuchs. Zwar lebte der Urmensch nicht mehr im Fruchtwasser, aber seine Gegenständlichkeit war derart diffus, verschwommen, daß sie einem dunkeln, wässerig-feuchten Nebel glich, der vom Dunkel des Mutterleibs nicht eben sehr verschieden war und wohl auch in dem rel. kurzen Dasein nicht sehr aufhellte. „Die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe."

In Analogie zum Erleben des ganz jungen Kulturkindes (5. B. § 7,3) war die Umwelt des Urmenschen „mütterlich", Materie (mater), Chaos, Magma, das mit verschwommenen Gefühlsreflexen von unvorstellbar hoher Erregbarkeit assoziiert war und mit hochsympathogenen sensorischen Muskelaktionen behandelt wurde. Höchste Grade von HASTF — in primitivster Beschaffenheit — schäumten auf gegenüber einer unfaßlich verworrenen nahen Umgebung, die mangels Erinnerungen noch nicht oder dann erst kaum wiedererkannt (1. Bd. § 28,5), sondern immer wieder neu

erlebt wurde. Statt unserer Sonne erschien vielleicht ein etwas hellerer Fleck verfließend in matte Dämmerung ringsum, zwischen Tag und Nacht war kein großer Helligkeitsunterschied, der Urzeitler mag wie das junge Kulturkind viel geschlafen und nur öfters kurz erwacht sein, die Zeit (Jahreszeiten) lief in magmatischem Gleichmaß dahin, auch die räumlichen Unterschiede waren noch nicht oder kaum entdeckt, Leben und Tod floß in eins, alles war Nebel, aus dem sich gespenstische Umrisse, beginnende Gestaltungen, später Gestalten abhoben. Die Denkzellen des Urzeitlers und demgemäß seine Aktualitäten hatten eine analog geringe Differenzierungshöhe wie die des jungen Kulturkindes.

Zu diesen „schwankenden Gestalten" gehörte auch der Mensch, selbst ein vw. wässriges Wesen (S. 164). Nach kurzem Dasein ging er sich auflösend in die Materie wieder ein, aus der er sich herausgehoben hatte. Der Urmann überstand die Krisis der Begattung nicht, er ging in die beiden Hauptöffnungen des Weibes, in die mater ein, sein Rest zerfiel alsbald. Das Weib erhielt sich länger, aber auch die mater teilte sich alljährlich in viele Teile (Kinder), „starb" in dieser Art, dem „Todeskeim" des Mannes erliegend, und nach einigen Jahren zerfloß auch sie in ihrem Versteck. So lebten die Urmenschen in und auf der Materie, selbst Materie und in dieser Art Muttersubstanz aller künftigen Gestaltungen, die phylische Grundlage, aus der sich in langen Zeiträumen mehr und mehr ansteigend die kultürliche Gesellschaftspyramide erhob.

2. Der urzeitliche Liebestod ist die klassische Vorlage für alle späteren Entwicklungsformen des Verhältnisses der Geschlechter zueinander. In der nächsten Periode starb der Mann nicht mehr (insoweit waren auch die Gefühlserregungen schon gemildert), sondern wurde, von der Liebestat erschlafft schlafend, vom Weibe getötet und gefressen. Wieder später trat der Mann immer mehr als Rivale des Geschlechtsgenossen im trophischen und genischen Kampfe auf: die Männer mehrten sich, die Männerkämpfe wurden Regel, dann Gesetz. Der Sieger hatte nun auch noch das Weib zu bezwingen, und mancher mag da noch erlegen sein. Noch später wurde der Mann nicht mehr „grundsätzlich" vom Sieger getötet, sondern nur noch kastriert — und wieder nahm der Sieger das Weib, das schwächer geworden war, aber in einem nächsten Pubertätskampf verlor auch er Leben oder Mannheit. Dann verfeinerten sich rein genetisch (d. h. gemäß der biologischen Differenzierung der RSe) die Sitten soweit, daß der Männerkampf nicht mehr auf Tod und Entmannung ging, sondern auf Wegnahme des Besitzes, zu dem nun auch das Weib gehörte. Es wurde nicht mehr die Leiche des toten Alten verzehrt, sondern an seiner Stelle ein Tier (Totem). Endlich wurde und wird der Kampf nicht mehr so sehr muskulär, Mensch gegen Mensch, sondern in Form von Stellung-Lösung „unpersönlicher" Aufgaben geführt. Aber auch im heutigen Männerkampf wie Liebeskampf zwischen Mann und Weib klingt die uralte Melodie des Liebestodes nach.

Diese Melodie lautet thematisch: das Weib nimmt den Mann in sich auf. Es tat dies einst in urtümlicher Roheit und Vollständigkeit. Das Männchen starb am Weibe und wurde von ihm gefressen, „total" einverleibt. Dieses „Auffressen aus Liebe" war nicht bloß der Ablauf nasaler (olfaktorischer) und oraler (taktiler, gustatorischer) Reflexe, also Beriechen, Küssen, Beschmecken, sondern zu diesen „harmlosen" Reflexen gesellten sich die des Leib- und Blutverzehrens. „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben" — das sagte „dem Adam" (d. h. „dem Menschen") „der Alte" warnend, und das fühlte „der Adam" in seiner ungeheueren Angst vor dem unheimlich auftauchenden, zauberisch lockenden Weibe, in seiner Todesangst. „Der Eva" (d. h. „dem Weibe") ward solches Los nicht prophezeit, auch sie hatte ihre urtümliche Angst vor dem Bevorstehenden, aber ihr Los war: lebenbleiben, schwangerwerden,

gebären, säugen, hegen — und wieder empfangen. Der Mann hatte mit der Besamung seine Aufgabe erfüllt, konnte abkommen, es blieb ihm nur noch übrig, dem geschwängerten Weibe als erste und (zunächst) einzige Fleischnahrung zu dienen, ihr auch sein Fleisch und Blut zu vermählen, es auch zum Erben seines Fleisches und Blutes zu erhöhen und so zu befähigen, sein Fleisch und Blut den Nachkommen, die doch eben „Fleisch und Blut der Eltern" sind, zu übermitteln (selbstverständlich im rein biologischen, nicht etwa auf Grund von Überlegungen eingerichteten Vollzuge). Die Materie (das Allgemeine, altnord. godr, später god usw., 3. Bd. Nr. 522) nimmt auf und gibt ab, aus ihr gestalten sich die Wesen, und in sie sinken sie zurück, von Erde bist du, und zu Erde sollst du werden. Die Materie ist das Mütterliche, die Muttersubstanz als mütterliche Höhle (jede Höhle ist „mütterlich", 3. Bd. S. 41, Nr. 245, 249), sie nimmt ihre Gebilde als Samen, als „Paterie" wieder in sich auf und „schafft" (zu „Schaff", „schöpfen" usw.) sie neu. Frau Werlde, die Welt als Mutter, Mutter Erde, „von oben" befruchtet. So auch Weib und Mann. So nahm das Urweib den Urmann, das Mütterliche das Väterliche, die Materie die Paterie „total" in sich auf. Das Weib war Fleischfresser vor dem Manne· einmal im Jahre war das wilde, hohe, heilige Fest. Erst später, als er leben blieb, lernte auch der Mann die heilige Mahlzeit: der Verzehrte war der im Männerkampf Besiegte, dann das Totem usw. (S. 469f.). Die erste Lehrmeisterin war das urweise Weib, und noch ist und wird immer bleiben das Weib Wegweiserin des Mannes zu seinem letzten Ziel und dieses Ziel zugleich. Zwar frißt das Weib den Mann schon lange nicht mehr in persona auf, aber so oft sie Fleisch (oder die totemistischen Ersatzspeisen) ißt, nimmt sie — und er mit ihr — prinzipiell „Leib und Blut des Herrn" zu sich (vgl. Abendmahl). Auch sonst lebt das Weib vom Manne, er hat es zu ernähren und kann nicht eher heiraten, als bis er ein Weib ernähren kann (nur der ml. und wbl. Junggesell, also Neurotiker, „ernähren sich selbst"); unablässig sehrt und zehrt das Weib vom Manne, unablässig gibt er sich ihr hin, und sie empfängt, nimmt gnädig – und ihre Gnade ist der Liebe Lohn – sein Opfer an, und stets ist er bereit, für sie zu sterben, damit sie lebe und mit ihr die unendliche Zukunft.

Aus den kulturhistorischen Tatsachen kann nur der Schluß auf den urzeitlichen Liebestod gezogen werden, ein anderer Schluß wäre unzulänglich oder unrichtig. Es kann also für die Urzeit nicht die These gelten, daß sich der Mann nach der Besamung des Weibes davongemacht habe und in dieser Art des „Verschwindens" für Weib und Kinder „gestorben" sei — so wie für das junge Kind „verschwinden", „abwesend sein" svw. „sterben" ist. In allen frühen Kulturen ist das Weib die Vernichterin des Mannes und damit die Schöpferin der künftigen Generation, Töterin und Lebensquell, Grab und Auferstehungsstätte, die ewige Gottheit. Und in allen antiken Kulturen, die sich bei allem Reichtum der Entfaltung vom urtümlichen Geschehen noch nicht so weit wie die modernen Hochkulturen entfernt hatten, in denen also auch der Kult der Genitalien einen viel breiteren Raum einnahm, findet sich das Weib als das Namenlos-Ewige, als Nacht und Tod, als Wasser, Meer und Sumpf, als Sphinx, Hekate, Persephone, Lamia, Empousa, Erinnye, Furie, Parze, Ceres, Erda, Wala, Holle, Berchtha, Hel, Norne u. a. Schicksalsgöttinnen, -teufelinnen, als Kirke, Sirene, Scylla und Charybdis, als Maria und Brünnhilde, Walküre u. a. Todbringerinnen. Pandora brachte mit ihren Gaben alles Übel in die Welt, und die altindische Usas, die griech. Eos, Ausosa, Aurora, die schöne himmlische Göttin der Morgenröte, die „Mutter der Kühe", kündete, ihn bekränzend, das Ende des jungen Tages. Venus libitina und lubentina. Eros trug die gesenkte Fackel, und Amor zerschoß mit flinkem Pfeil das Herz. In allen antiken Pubertätsfesten lauert der Tod auf den Mysten, der zum Weibe strebt, und ist das Weib die Verführerin zur Todsünde

und somit Töterin selbst: sie tötet, indem sie dem Manne ihre himmlisch-höllische Gunst erweist. Diesen Deutungen nach muß die Geschlechtsliebe gemieden werden: das Weib muß sie meiden, um nicht zur Töterin und somit todeswürdig zu werden; der Mann muß sie meiden, um den tödlichen Weibeszauber zu brechen! Lieber die Genitalien abschneiden (Galli, Skopzen). oder die vom Weibe auf sie gerichtete magische Versuchung bannen (d. h. realiter: impotent sein), lieber ehelos bleiben, als in die Arme des Weibes geraten, das den irdischen oder doch „den ewigen Tod" verhängt. So hat Adam „den ewigen Tod in die Welt gebracht", als er der leibhaftigen Sünde „Eva" verfiel, und so hat uns Jesus Christus „vom ewigen Tode erlöst", indem er das Weib mied, und so müssen seine Vertreter, die katholischen Priester und Mönche, die Welterlösung fortführen, indem sie im Zölibat leben! „Und hast mich zugrunde gerichtet — mein Liebchen, was willst du noch mehr?", klingt Heines kranke Lyra, sie berichtet uns auch vom Stamme Asra, in dem die Männer sterben, wenn sie lieben, usf. Auch die ariogermanische Kulturgeschichte geht (selbstverständlich) aus vom Liebestode, vom Schicksal-Verhängnis Weib, der Göttin-Teufelin, und ist wie jede Kulturgeschichte dem Leitmotiv nach ein einziger großer Bericht von Liebeslust und -leid, von Heldenkämpfen mit dem Weibe und um das Weib. Und nie hat ein Dichter etwas anderes besungen als die verzehrende Liebe. (Vgl. 1. Bd. S. 623, 3. Bd. S. 37—41, Nr. 16, 22, 425 usw.)

3. Krankheit ist Infantilismus. Besonders leicht erkennbar ist dies bei den Neurosen. Der Neurotiker hat, soweit krank, die Frühstadien seiner Kindheit noch nicht überwunden, er verhält sich also hierin noch als Kind, aber seinen Jahren nach hypertrophiert und ausgealtert; und so erlebt er auch. Er tut zuviel-zuwenig, er sieht sich nicht den menschlichen Aufgaben gegenüber, sondern in seiner infantilistischen Übersteigerung wähnt er dem Schicksal, der Dämonie selber in der jeweiligen Verkörperung gegenüberzustehen und auserwählt-verflucht zu sein, den ewigen Kampf mit dem Verhängnis zu führen, selber das Schicksal und selber die Allmacht, die Dämonie. So auch in der Liebe: dem Manne ist das Weib, dem Weibe der Mann die feindliche Dämonie, die die Allmacht verletzen und damit vernichten will, der feindliche (gute, böse?) Zauber, der den ewigen Tod jedem bringt, der ihm nicht widerstehen kann, der aber von dem Ein-Einzigen seiner Macht beraubt wird, so daß die Welt vom Liebestod, vom Tode überhaupt erlöst ist (vgl. Christus, Parzifal e tutti quanti). So sind alle Impotenten „Welterlöser", jeder aber „der Welterlöser"! Natürlich nur in ihrem Wahn. Nun ist, wie oben ausgeführt, das Verhalten des Kulturkindes nahanalog dem des erwachsenen Primitiven, der sich denn auch von Naturgewalten, Dämonen, Leben-Tod, Gott-Teufel umgeben glaubt und in den noch gespenstischen Wesen Verkörperungen der Schicksalsmacht sieht, hört, tastet usw. So ist der Neurotiker als Infantilist zugleich Archaist (s. 6. Bd. § 1,5), und die Tatsache des neurotischen Verhaltens und Erlebens zwingt zu dem Schlusse, daß in der Urzeit der Kampf tatsächlich auf Leben und Tod geführt wurde, ganz früh der Liebeskampf zwischen Mann und Weib, dann der diesem Kampfe vorangehende trophische Männerkampf. Ohne jene urzeitlichen Geschehnisse ist das neurotische und phrenotische Verhalten, das ja oft genug nicht bloß „Spiel mit dem Leben oder Tode", sondern ausgeführter Mord und Totschlag ist, einfach unverständlich. — Vgl. auch das sadistische Beißen des Liebespartners (sie, nicht er beißt!), ein nahes Analogon zum urtümlichen Beißen, lat. mordere, nhd. morden (3. Bd. Nr. 72, 25), die „verzehrenden Liebesblicke" usw.

4. Die Gründung des Menschen ist die genisch-trophische Aufnahme des „Männchens" in das „Weibchen". Diese Urtatsache muß natürlich durch die gesamte Organisation „Mensch" hindurchgehen, also auch für

die Entstehung des Bewußtseins (die spezifische Funktion der Denkzellen, die ja auch alle letztens aus der Keimzelle hervorgehen), für das bewußte Erleben und Beschreiben Geltung haben. Der Mensch kann gar nicht anders erleben und beschreiben wie in weiblich-männlicher Gegensätzlichkeit-Partnerschaft, alle andern Bezeichnungen der grundsätzlichen Klassifikation wie gehöhlt-gestreckt, rund-gerade, leer-voll, negativ-positiv sind Synonyma zu weiblich- männlich (1. Bd. S. 530, 617 usw.). Seiner Entstehungsweise nach kann der Mensch nur „in" Übergängen erleben und beschreiben, in HASTF-Reihen, deren jede ein Übergang eines Männlichen, Geraden aus dem bisherigen Weiblichen, Runden in ein anderes Weibliches, Rundes, eine andere Umgebung ist. Ebenso kann er wie die ontische so die phylische Genese nur zu einem Ursprung zurückführen, der eine vollständige Aufnahme des männlichen in den weiblichen Partner war: ontisch Aufnahme der Samen- in die Eizelle, phylisch des Urmannes in das Urweib. Und wie sich die junge Generation und ihre individuelle Kulturperiode an die elterliche anschließt, so war der phylische Ursprung der Ausgangspunkt einer neuen KP, die sich an die vorhergehende anschloß. Biologische Denknotwendigkeit.

5. Liebestod in der Tier-, Pflanzen- und Mineralwelt. Alle Befruchtung ist Aufnahme eines Ml. in ein (das paßrechte) Wbl. Eine Befruchtung, bei der nicht wenigstens eine ml. und eine wbl. Substanz (im hermaphroditischen Organismus) sich vereinigten, und demnach eine ungeschlechtliche Fortpflanzung gibt es nicht (§ 1,6). Das Ml. hört als selbständige Substanz oder Zelle mit dem Eingehen ins Wbl. zu bestehen auf, das Wbl. dagegen besteht weiter, gemehrt um das aufgenommene Ml. Die primitivste Befruchtung ist allemal die totale Aufnahme des Ml. ins Wbl., der Liebestod des Männchens. Mindestens werden „wesentliche" Teile des Männchens verzehrt (analog wie bei den primitiven Pubertätsproben „das Wesentliche" des getöteten Alten, das je nach der Sitte im Gehirn, der Zunge, den Hoden, dem Herzen, dem Leichenwasser mit Würmern usw., kurz eben im „Leib und Blut des Herrn" gesehen wurde, vom Sieger-Nachfolger verzehrt wurde und oft noch wird — mit der Deutung, daß somit das Dämonische des Vaters, sein Leben, seine Macht und Kraft auf ihn überginge, vgl. das magische „pars-totum", also „pars pro toto", z. B. das abgeschnittene Haar, Nagelstück, ein Krümchen Kot, etwas Spucke usw. „enthält" den „ganzen" Zauber der Person usw.). Bei vielen Tieren, z. B. Spinne, Biene, Gottesanbeterin, Oxyuren usw., stirbt noch jetzt das Männchen den Liebestod. Bei andern Tieren ist die Begattung zu Formen entwickelt, die analog sind dem Stadium der Männerkämpfe in der menschlichen Entwicklung (Tiere mit Brunstkämpfen, z. B. Affen, Hirsche usw.). Noch andere Tiere, die Samen und Eier ablegen (Fische usw.), haben sich zu längerlebigen Wesen entwickelt (doch sollen z. B. die ml. Aale nach der Abgabe des Samens sterben) — wie es ja ein biologisches Gesetz ist, daß die Individuen einer Art im Laufe ihrer phylischen Entwicklung ein immer höheres durchschnittliches Lebensalter erreichen als die früheren und primitiven Stufen. Grundsätzlich ist das Männchen nach der Begattung überflüssig, es stirbt in den primitivsten Zeiten, es bleibt in höheren Entwicklungsstadien, verstümmelt oder heil, kürzere oder längere Zeit in der Regel noch am Leben, aber auch bei vielen rel. hochentwickelten Arten stirbt es nach wie vor den Liebestod.

Auch in der Pflanzenwelt kennen wir die generative Vereinigung ml. und wbl. Substanzen, sozusagen ungeformter Keimlinge (Sprossung) und die von ml. und wbl. Zellen (Gameten), letztere bei mon- und diözischen Pflanzen. Die „Eltern" junger Pflanzen können sich freilich nicht wie die (freibeweglichen) Tiere und die Menschen begatten, sie teilen aber ihr beiderseitiges Geschick insofern, als die ml. Pflanzen nach Aussendung der Samen eher welken als die wbl., die die Früchte hervorbringen, wie ja

auch die Funktion der ml. Zeugungsorgane alljährlich eher ins Ruhestadium übergeht als die der wbl. Zeugungsorgane. Man darf also den Schluß ziehen, daß die Phylogenese auch der Pflanzenarten auf rel. kurzlebige Wesen, von denen „die Männchen" nach Erfüllung ihrer generativen Aufgabe sterben, während „die Weibchen" weiterleben, zurückzuführen ist.

Im Mineralreich sind die trophischen und die genischen Vorgänge nicht so sinnfällig geschieden wie bei den Pflanzen, Tieren und Menschen (1. Bd. 605, 2. Bd. § 32,1, c). Auch diese Vorgänge, beschrieben als chemische Umsetzungen, morphologische Veränderungen, physikalische Bewegungen sind Aufnahmen ml. (gerader) in wbl. (runde) Anordnungen, wobei die aufgenommene Substanz ihre selbständige Existenz verliert, genisch gesprochen ihr Liebestod als naturgesetzlich klar erkennbar ist.

B. Der Aufstieg.

a) Das Matriarchat.

Indem sich in verschiedenen Entfernungen ein Mutternest an das andere reihte, entstand eine offene Ansammlung von Mutternestern. Schon im Mutternest selber war der Keim einer sozialen Struktur gegeben. Die Mutter war der Kern der „Zelle Nest", die Hauptsubstanz im „Zellkern" (vgl. S. 38) war das Ei. Der Kern war erreichbar vom Partner, dessen Hauptsubstanz die befruchtende Samenzelle war. Zur „Zelle Nest" gehörten die Kinder sowie der lose Umkreis der Bedarfsgegenstände. Die Abgrenzung war wie alle Abgrenzungen nur angedeutet, das Nest ging in die weitere Umgebung über, die im Erleben nicht weit reichte (enger Horizont der Primitiven) und ins Grenzenlose verschwamm. Das nächste Nest (Tochternest) lag außerhalb des Gesichtskreises der Mutter, wie das Mutternest außerhalb des Gesichtskreises der Tochter lag, doch rückten die Nester mit steigender Entwicklung der Gehirne, also erlebnismäßig einander näher, die lose Ansammlung hatte wie das Einzelnest keimhaft eine Struktur. Bei der Kurzlebigkeit und hohen Sterblichkeit der Generationen nahm trotz der hohen Fruchtbarkeit die Zahl der Einzelnester nur langsam zu. Sie gruppierten sich rein biologisch, nicht etwa auf Grund von Überlegungen „zellulär", also in einer losen Anordnung um die Zentrale, die, selbst Urzelle, zum Kern der Ansammlung wurde. Der Mensch schaut „zellig" an (1. Bd. S. 622), eine andere Anordnung als die zellige (rund-gerade, Umfang-Durchmesser) kommt nie vor. Dieser Kern lag noch in der Ebene der Ansammlung, doch war in seiner Kerneigenschaft und -funktion der künftige Emporstieg aus der Ebene keimhaft schon gegeben. Ebenso gründete in der Tatsache der Urmutterschaft des zentralen Nestes rein biologisch die Autorität (auctor Urheber, augere vermehren), die Urmutter war eben die „Autorin" der ganzen Ansammlung, die Quelle aller künftigen Entwicklung, die Bereiterin der Basis, aus und auf der sich die soziale Pyramide im Laufe der Zeiten erhob. Hier also liegen die Anfänge einer Gesellschaftsordnung, die

man mit Matriarchat zu bezeichnen pflegt. Die Übersetzung ist Mutterherrschaft; die Verdeutschung Mutterrecht trifft nicht den Kernpunkt der Sache: das Mutterrecht ist das Recht, das der Mutter in jedem Entwicklungsstadium zukommt und das ihr niemand, es sei denn ein Kranker, streitig macht. Gewiß erfährt das Mutterrecht nicht anders wie das Vaterrecht seine entwicklungsmäßigen Änderungen, aber es ist jederzeit ebenso unstreitig wie das Vater- und das Kindesrecht. Die Mutterherrschaft dagegen ist ein politisches System, an dessen Kern-Spitze die Mutter steht. Als Herrscherin ist sie die Hüterin der jeweiligen Rechtsordnung, sie verkörpert sozusagen das gültige Recht, das Erbe geht in der weiblichen Linie, und insofern könnte man die unter der Mutterherrschaft bestehende Rechtsordnung „Mutterrecht" nennen, doch erhält das Wort damit einen ungebräuchlichen Sinn, der obendrein leicht zu Mißverständnissen führt. Ich stimme also mit J. J. Bachofen überein, der in seinem bekannten Werke ausführt, daß das Matriarchat nicht einem bestimmten Volke, sondern einer Kulturstufe angehört und zwar einer früheren als das Paternitätssystem.

Das Mutternest ist mannlos. Der im Frühjahr einbrechende Mann befruchtet und nährt das Weib, ist Zeuger und Ernährer mit seinem Leibe. Die Knaben, in wenigen Jahren flügge geworden, ziehen in die Weite, finden instinktiv das Weib und sind wieder mit Leib und Leben Zeuger-Ernährer. Dennoch ist das Mutternest Keim der Familie, der Vater bleibt nur eben nicht am Leben, die Urfamilie ist Mutter und Kind, bei hinreichender Entwicklung der Begrifflichkeit erinnert sich das Weib des „verewigten Mannes", raunt von ihm wohl auch ihre Sagas mit urtümlichen Lauten und Zeichen („raunen" zu „Runen") *). Auch ontogenetisch lebt der junge Säugling ausschließlich mit der Mutter, im Mütterlichen; erst später erlebt er in ganz vagen Umrissen befremdet auch den Fremdling, der

*) Kultische Abkömmlinge sind z. B. die altgerman. Seherinnen, von Tacitus u. a. Aurinia, Alioruna genannt, ahd. alruna, mhd. alrune, nhd. Alraun, Kinder der weisen-weißen Frau Albrune und wie die Urmutter all-raunend = allwissend (Veleden): sie warfen die Runenstäbe, weissagten die Zukunft, brachten Opfer, auch Menschenopfer dar, hielten Glück und Unglück in ihrer Zaubermacht, genossen auch als allwissende Richterinnen göttlich-teuflische Verehrung (ihre Zaubermethoden waren Vorstufen des Gottesurteils), Holdinnen-Unholdinnen wie die Feen (zu lat. fatum, spätlat. wbl. fata svw. Schicksalsgöttin, altfranz. faie, mhd. feie, wozu feien) und die Hexen (ahd. hâzus aus hagazussa das einsam im Hag wohnende Zauberweib, das mannlose Waldweib, die Waldfahrerin). Der Zauber der Alrunen waltet auch in den menschähnlich gestalteten Wurzeln der Mandragora, die unterm Galgen oder unter altheiligen Bäumen oder Sträuchern wie Esche, Eibe, Hasel usw. wächst; der Alraun ist ml., dann weiß, oder wbl., dann schwarz, ist nur mit Todesgefahr zu gewinnen und gibt seinem Besitzer Schicksalsmacht usw. „Hag" svw. „heiliger Bezirk", S. 569.

noch viel später sich als Vater behauptet und Vaterrechte geltend macht (s. 5. Bd. § 7,3).

Im Laufe langer Zeiträume organisiert sich die urzeitliche Ansammlung mehr und mehr, die einzelnen Mutternester gewinnen mehr und mehr an Zusammenhang miteinander, ihr koordinatives Verhältnis hebt sich allmählich aus der Verschwommenheit, aus dem Stadium der „All-einheit in der Ansammlung" heraus, die einzelnen Mutternester beginnen Mitglieder einer Gemeinschaft um die Zentrale zu werden. Die Differenzierung der Hirnrinde, also des Erlebens in allen neun Sinnesgebieten geht vorwärts: aus dem urzeitlichen Chaos beginnen sich noch schwach und unsicher, aber doch eben schon schärfer umrissene Gestalten zu formen, der Horizont erweitert sich, die Begrifflichkeit, ein primitives Wissen macht Fortschritte, die Entdeckung der Gegensätze bereitet sich weiterhin vor und führt schließlich zu einer weltanschaulichen Katastrophe: dem Zerbrechen der all-einen Welt, dem Erleben des Ich und Du, der andern Individuen als solcher, als abgetrennt-verbundener, zusammenhängend-einzelner Wesen, als Glieder einer Gemeinschaft. Mit dem Fortschreiten dieser Strukturierung hebt sich das zentrale Mutternest mehr und mehr aus der Ebene heraus, die Spitze der sozialen Pyramide steigt aus der mütterlichen Basis ein wenig, dann im Laufe langer Entwicklung höher empor — freilich erst zu einem flachen Kegel. Der Kreis der Mutter-Tochternester wird zu einer primitiven Gemeinschaft von Gleichen, unter denen eine par, die Urmutter-Vertreterin, die jeweilige Älteste ein wenig „hervorragt" und so dominiert: als prima inter pares. Dies ist die Frühperiode des primitiven Kollektivismus (Kommunismus), die sich aus der Periode des primitiven Individualismus (Alleinseins) entwickelt: alles gehört allen, alles ist commune, diese primitiven Mütter-Weiber leben in ihrer Gemeinschaft wie die Kulturkinder in der Kinderstube, in der das älteste Geschwister zu führen, die älteste Tochter Mutterstelle zu vertreten beginnt. Damit hat auch die Abgrenzung der Gemeinschaft von der weiteren Umwelt eingesetzt und gewinnt allmählich an Ausschärfung: die zeiträumlichen Unterschiede werden wie alle Unterschiede und Verschiedenheiten schon deutlicher, die einzelnen Nester und auch der ganze Kral beginnen sich mit einem noch ganz einfachen Schutzwalle aus Dickicht, Geäst usw. zu umhegen, der Anfang des Weiberdorfes ist gewonnen, doch ist es noch in Bewegung, nomadisiert in geringen Wegstrecken.

Später nehmen die einzelnen Behausungen festere Wände an, werden schon „gebaut", die vorgefundene Höhle wird mit Zweigen u. a. Materialien ausgestattet, auch wohl schon primitiv abgeteilt usw. Geräte gibt es noch nicht, die vorgefundenen

Dinge werden in der Art ihrer vorgefundenen Funktion gewiß verwendet, aber Erfindungen werden nicht gemacht. Die Nahrung ist bis auf das eine Fest im Jahre (Pubertätsfest) fleischlos, Rohkost. „Kleidung" ist die bloße Haut. Immerhin beginnt das Spiel einen Einschlag von Arbeit zu gewinnen, wird schon ein wenig arbeitsmäßig. Das familiäre, d. h. mutternestliche Leben beginnt sich zu einem primitiv-gesellschaftlichen auszudehnen, die Insassen der einzelnen Mutternester verkehren miteinander, verständigen sich mit Lauten, Gesten, Vorführungen, es finden Zusammenkünfte parlamentarischer Art um oder in der Urmutterhöhle statt, das Verhalten der Großen zu den Kindern ist in einer primitiven Art unterrichtlich.

Die Weltanschauung der Urzeit war primitiv-monistisch: die Welt war das Chaos (S. 390). Sie geht bei weiterer Entwicklung der Hirnrinde in die animistische Weltanschauung über. Die Individuation setzt ein, aber die Individuen sind zunächst und lange Zeit hindurch gespenstischer Beschaffenheit, verfließen, fließen ineinander, gehen ineinander über — so ähnlich wie die Traumgestalten der Kulturmenschen. Die Dinge können sich ineinander verwandeln, ihre Teile sind die Ganzen und können sie ersetzen. Tag und Nacht, die Jahreszeiten heben sich schärfer voneinander ab, die Geschehenszusammenhänge werden (noch unsicher) zeitlich und räumlich geschätzt. Das Chaotisch-Allgemeine tritt genetisch hinter die Gestalten zurück, die es schafft und zerstört, es ist das schöpferisch-zerstörerische Prinzip, das sich zu den gespenstischen Wesen vorübergehend verdichtet, es ist die Allmacht, die durch alle Wesen hindurchgeht, ohne selbst abgegrenzt zu sein. Schon früh wird entdeckt: so lange der Mensch atmet, ist er beweglich, ißt und trinkt usw., sobald er nicht mehr atmet, liegt er unbeweglich am Boden, ist „zu Grunde" gegangen. Atmung, Bewegung ist Anzeichen der schöpferischen Allmacht, Aufhören der Atmung, Bewegung Anzeichen der zerstörerischen Allmacht, sie offenbart sich also in einer zwiefachen Art, als Leben und als Tod, sie ist zunächst als Atem, Hauch, Odem, Seele usw. (3. Bd. Nr. 425, 522 usw.) „verfeinerte Substanz", dann mehr und mehr als „metaphysisch", „immateriell" der Leiblichkeit, der Materie gegensätzlich in der Art des primitiven psycho-physischen Dualismus, des primitiven Dämonismus. Aus der diffusen Allmacht ist so in der Genese der Weltanschauung die Zweiheit Leben und Tod geworden, die geheimnisvoll einander entgegenwirken, und je mehr sich die Gestalten individuieren (abgrenzen), desto mehr wird auch das Dämonische individuiert gedacht: in jedem Berge, Flusse, Quell, in Sturm und Regen, in Gestein und Wolke, in jeder Pflanze jedem Tier, jedem Menschen wohnt das Dämonische als gestalteter Dämon Leben oder Tod, so daß eine Fülle von Dämonen existiert, die, alle wesenseins, doch mit- und gegeneinander, in und mit den

Geschöpfen ihr Zauberspiel treiben, auch schon ranglich sich abzustufen beginnen *). So geht die animistische Weltanschauung in die magische über.

Auf dieser Stufe gibt es eine schon ausgeprägtere Religion. Sie hat sich aus den urzeitlichen Vorstufen entwickelt, aus dem urzeitlichen Verhältnis Kind: Mutter, wobei die Mutter das Allgemein-Mütterliche, die Mater-Materie, das Aufnehmende-Abgebende, die zeugend-zerstörende Natur darstellte (vgl. godr-god-Gott, S. 728). Das Kind: Mutter-Verhältnis ist die Grundlage aller Religion. So trug die keimhaft beginnende Religion, die sog. Naturreligion schon sozusagen menschliche Züge. Die Natur war die Gottheit; der Mensch, eins mit der Natur, war die Gottheit, die zentrale Verdichtung der Natur, die Mutter war die zentrale Gottheit, zentrale Verkörperung der Allmacht, des dämonischen Lebens-Todes. So sind denn auch später die Dämonen menschlich geartet und gestaltet, sie mögen hausen, wo sie wollen: der Berggott, der Meeresgott usw. ist ein metaphysischer Mann, die Dryaden und Najaden sind schöne Frauen usw. Jeder Dämon, jeder Gott, letztens auch der monotheistische ist anthropomorph, er bleibt es auch in jeder Verwandlung, mag er in einen Baum oder einen Fluß oder ein Tier oder ein Stück Holz (Götze, Fetisch) eingehen, mag er auch keine festumrissene Gestalt haben, sondern eine gespenstisch verfließende. Die individualen Strukturen haben nicht bloß „ein Gesicht" (wie H. Werner meint), das durch die Materie durchscheine und ihr individuelles Wesen bestimme, sondern sie sind eben als Individuen je von einem anthropomorphen Dämon bewohnt, der geheimnisvoll die materielle Gestalt bestimmt. Die Dinge zentrieren sich bei fortschreitender Differenzierung immer ausgeprägter um den

*) Die völkerkundlichen Bücher bringen hierzu reiches Material. Es sei hier nur als Beispiel aus einem Bericht über eine Reise durch Borneo von Dr. Karl Helbig (Berl. Lok.-Anz. v. 8. Jan. 1939) folgendes zitiert: „Der Urwald ist voll von greifbaren und mehr noch von eingebildeten Gefahren, und gerade die letzteren zu beschwichtigen, zu bannen oder auch zu überlisten ist der bedeutendste Inhalt der Kulte. Überall lauern dämonische Mächte: im Donner und Sturm und Regen, im Brausen des Wassers und Rauschen der Bäume, in jedem Stein und jedem Kraut und jedem Gerät, in den Himmelsrichtungen und den Wegkreuzungen, in den Wirbeln und Dünsten, in den Schluchten und Felswänden und Höhlen. Und von hier aus greifen sie weiter zu den Gräbern und Unfallstellen, zu den Lagern der Alten und Kranken. Allgegenwärtig sind sie im Leben des Dajak, allgegenwärtig muß sein Gegenzauber sein; sei es daß er mit dem dumpfen Klang der Gongs, dem Rasseln der Beckenspiele und den klatschenden Takten der Trommeln die Geister vertreibt, sei es, daß er ihnen Opfer bietet, sie durch Knall und Feuer erschreckt, durch ein Amulett ihre feindseligen Absichten durchkreuzt." So das animistisch-magische Denken aller primitiven Völker. Und übrigens aller Phrenotiker und Neurotiker, soweit krank, in den höheren Kulturen. Krankheit ist Infantilismus und Archaismus, weltanschaulich Aberglaube.

Menschen (S. 473). Auch wir sprechen noch von dem Kopfe, der Nase, dem Fuße des Berges, vom Höhenrücken, von der Gletscherzunge, vom Flaschenhals usw., indem wir gewisse Strukturen mit analogen der menschlichen Gestalt vergleichen und gemeinsam bezeichnen (2. Bd. § 33,1, a); der phylisch und ontisch Primitive sieht (fingiert) aber in die individualen Strukturen tatsächlich anthropomorphe Dämonen hinein, und selbst Gebilde wie die runde Sonne, der runde und seine Gestalt seltsam verändernde Mond sind nicht bloß Gesichter (man könnte besser sagen: Gesichte) als dem Menschen zugekehrte „Enden" einer dämonischen Gestalt, sondern sind von solchen Dämonen bewohnt (Sonnengott, Mann im Monde, Frau Luna usw.). Die Naturverehrung war eben im Grunde immer Menschenverehrung und vom Menschen her charakterisiert; nicht „die Sonne" als Himmelskörper wurde verehrt, sondern als Wohnort des schöpferisch-zerstörerischen „Prinzips", das eben nur menschlich gedacht werden konnte und kann — wie soll man denn „ein Prinzip" sich vorstellen! Die spätere Formel „Gott-Natur" ist nur eine Zurückführung der Religion auf ihre Anfänge, ein Versuch, den Gott zu entpersönlichen (1. Bd. S. 672 Fn.), aber sowohl das urzeitliche Chaos wie die animistische Allmacht waren ja nur das Keimbeet der physisch-metaphysischen Gestaltungen, die sich zunächst um die Mutter gruppierten und deren Dämonie sich „nach dem Bilde des Menschen" formte.

Somit ist die Urreligion (bei allen Völkern) Mutter-Kind-Kult. Der Vater des Kindes starb beim Zeugungsakt, war dem Kinde also unbekannt; sobald es den neuen Einfall des Mannes in das Mutternest erlebte, nahm es dieses unbegreifliche Geschehen in den Mutterkult hinein, und auch bei der Mutter vollzog es sich im Rahmen der eignen Allmacht, die hier ihre härteste Probe bestand. Dem Manne aber war das Weib Schicksal schlechthin: es nahm den Lebenden-sterbenden in sich auf. Erst als die Begriffssphäre hinreichend entwickelt war, blieb „der Verewigte" in der Erinnerung gegenwärtig und gewann so auch an kultischer Bedeutung. So lange aber der Mann sein Leben hingab und später noch, so lange er zwar am Leben blieb, aber weiterschweifte, war die „Madonna mit dem Kinde" alleinige Präsentanz der Religion. Der „Kult" war natürlich noch kein vom Geschehen gesondertes Zeremoniell, sondern das Geschehen selbst, gipfelnd im Pubertätserlebnis.

b) Der Übergang zum Patriarchat.

Die Differenzierung schritt soweit fort, daß zu einer Zeit der Mann nicht mehr den Liebestod beim Weibe starb. Der Mann hielt da den Einzug in das Weiberdorf. Dort hatte sich die soziale Struktur schon weiter ausgebildet, das Urmutternest, d. h. die

Behausung der Ältesten, war schon eine Art Hof geworden, die Urmutter-Nachfolgerin war Haupt und Oberhaupt der Weiberhorde (vgl. Kaschiten, Amazonen usw.) Die Männer waren den Weibern untertan, dienten ihnen und der Oberherrin (Vielmännerei), erfanden allerlei Geräte für Wanderung und Wirtschaft, Wagen, Waffen, Behälter usw., fingen das Feuer (Blitz, Wald-, Steppenbrand usw.) ein, ja entdeckten den Ort, in dem sich der Feuerdämon im Holz verborgen hielt (rotes Holz), und die Technik, es zur hellen Flamme zu erwecken (Feuerreiber). Sie lernten das Feuer bewahren und an Ort und Stelle entfachen, sie lernten es in mannigfacher Weise verwenden. Zwar waren die Weiber noch stark und wehrhaft, aber mehr und mehr übernahmen die Männer den Schutz gegen wilde Tiere und gegen Menschen, denen die Horde auf ihren Wanderungen begegnete oder die nachts über sie herfielen. Es gab schon Fang und Zähmung von Tieren, Viehzucht, man zog immer weiter von Weide zu Weide (Nomaden, νέμω nehme, νομεύς Hirt), man begann das Weideland zu verteilen, doch gab es noch keinen Besitz, noch gehörte alles allen in der synzytialen Gemeinschaft (§ 12). Die Familie war noch immer bloß in der Form vorhanden, daß das Weib Kinder gebar und säugte. Die Kinder waren Gemeingut, sie lebten alsbald ohne familiäre Unterschiede miteinander und mit den Erwachsenen.

Im Frühjahr fanden die Männerkämpfe statt, die reif gewordenen Jungen hatten ihre Leistungsfähigkeit zu erweisen, sie erhoben sich gegen die Alten, „die Väter", und der wilde Kampf endete mit dem Tode des angreifenden Jungen oder, letztens allemal, mit dem Tode des Alten, dessen Leib und Blut verzehrt wurde. Nach diesem Kampfe begann der wilde Liebeskampf mit dem Weibe: promiscue fanden Begattungen statt, im wüsten Getümmel wußte niemand, wer mit wem sich gepaart hatte. Übrigens hatten auch die Weiber untereinander auf ihre Weise allerlei harte Proben zu bestehen, bis sie in den Liebeskampf gingen. Im übrigen Jahre hatten die Geschlechter kein aktuelles Interesse aneinander, noch war die Brunstzeit ausgeprägt. Die Männer hielten sich wohl auch abseits von den Weibern; sie hatten wohl auch ihre eigne Sprache. Die Große Mutter, die Königin schied allmählich aus dem Liebesgetümmel ihrer Horde aus: sie wählte sich den Stärksten zur Begattung im Frühlingszauber, sie tötete ihn wohl dann eigenhändig oder ließ ihn umbringen, sie „opferte" ihn, er opferte sich, er war ausersehen, sich für die andern zu opfern, die Königin zu befruchten und dann nach altem Gesetz zu sterben.

So dominierte in diesen kultischen Vollzügen noch „die Mutter", aber „der Vater" gewann immer mehr an Bedeutung, zur Muttergottheit gesellte sich rivalisierend die Vatergottheit, zur

Dämonin der Dämon (δαίμων Schöpfer, Verteiler, Gesetzgeber, Herr), d. h. die Weltanschauung war eine Entwicklungsstufe der „dämonistischen", auf der die Gestalten, zentriert um den Menschen, als materiell-immaterielle Doppelwesen gedeutet wurden und den Alten, den Dämonen die größte metaphysische Macht zufingiert wurde — die Macht, die, nach dem materiellen „Bilde" gestaltet, eben das Dämonische war, den Menschen usw. zum Dämon, „tabu" machte. Alle Vorgänge wurden als Wirkungen der Dämonie gedeutet, die eben nur in ihren Wirkungen offenbar wird, die schafft und zerstört und die sich in den Alten-Ältesten zentriert, die auch noch gestaltet weiterexistiert, nachdem der sterbliche Leib zerfallen ist, und die eben Leben oder Tod ist, also auch Leben oder Tod, Heil oder Unheil über die Welt verhängt usw. In dieser Zeit des Überganges zeigte es sich, daß auch die Mutter, bis dahin als unsterblich geltend, sterben konnte: die Männer blieben am Leben, und mag sich auch der und die Sterbende von ihrer Horde entfernt, sich zurückgezogen haben und einsam, im Versteck, auf der „letzten Reise" ins Meer (vgl. Wikinger, Eskimos) gestorben sein, so wurde doch entdeckt, daß auch das Weib nicht ewig ist, sondern daß nur ihr „Erinnerungsbild", aufgefaßt als übernatürliche Erscheinung (Geist), als Anzeichen ihrer Fortexistenz „im Jenseits", weiterlebte — genau so wie das Dämonische des Mannes. Indem der Mann dem Todeszauber des Weibes widerstand (d. h. eben nicht mehr den Liebestod starb), war er Herr des Todes geworden, war das Leben selbst, aber auch das Weib, das aus sich Leben schuf, war Leben und gab Leben, und auch der Mann, der den Rivalen tötete, war somit der Tod und Todbringer ... und so auch das Kind, das zum Weibe, zum Manne heranwuchs. So erweiterte-erhöhte sich die dämonistische Problematik.

c) Das Patriarchat.

Als der erste Mann den Liebeskampf lebend überstand, war im Grunde genommen die Herrschaft des Weibes schon gebrochen. Die Differenzierung war soweit fortgeschritten, daß der Mann am Weibe nicht mehr starb, das Weib den Mann nicht mehr zu töten vermochte. Der todgefährliche Kampf war sozusagen vorverlegt ins trophische Gebiet, er fand nur noch zwischen Männern statt, er wurde zur Probe auf Leistungsfähigkeit, Standhaftigkeit, und wer die Probe bestand, hatte den Weg zur Macht, auch zur Macht über das Weib frei. In der Übergangsperiode vom Matriarchat zum Patriarchat, zur Vaterherrschaft vollendete sich nur die Entwicklung, bei der der Mann nach und nach an die zentrale Stelle rückte, die das Weib bisher eingenommen hatte. Damit war die erste Strecke der KP, das „Naturstadium" abgeschlossen, die Kultur im eigentlichen Sinne setzte ein,

genauer: kam aus den vorbereitenden Stufen, aus der Vor-kultur des Matriarchats zum Durchbruch und anschließend zu immer höherer Entfaltung. Das Matriarchat ist der Mutterboden der Kultur. Man kann es, den Ablauf der phylischen mit der ontischen KP vergleichend, als die Kindheit bezeichnen und die Zeit des Patriarchats in Jugend, Vollreife und Höchstreife (kulturelle Früh-, Mittel- und Höchststufen) einteilen; der Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat ist dann die Pubertätszeit der phylischen KP.

Die Jugend.

Die kulturelle Entwicklung verlief also so: das urzeitliche All-einsein des Weibes ging in ein zunächst noch diffuses Zusammenleben mit dem Manne über, doch bereitete sich die biologische Scheidung der Geschlechter stetig vor, führte die Differenzierung mehr und mehr zu einer Sonderung der Lebensbereiche — und diese Sonderung vollendete sich in einem Entwicklungsschub größten Ausmaßes: der Machtergreifung durch den Mann. Somit entrang sich der Mann „der Mutter", „dem Mütterlichen", aber auch sie, die Mutter, das Weib gewann die Selbständigkeit, die ihrer nunmehr höherdifferenzierten biologischen Beschaffenheit gemäß war. Das Sosein des Weibes und das Anderssein des Mannes wurde nunmehr in einem Grade manifest, daß sich die trophischen und die genischen Tätigkeiten des Weibes und des Mannes bei allen Überschneidungen in der Lebensgemeinschaft voneinander abhoben. Es wurde nun — in noch primitiver Form — Tatsache, daß der Mann hinaus muß ins feindliche Leben und das Weib im häuslichen Kreise herrscht, dies freilich noch in einer vorstufigen Art der Arbeitsteilung.

Der Mann verrichtete also nunmehr und künftig grundsätzlich den Außendienst, das Weib den Innendienst. Der Mann nahm dem Weibe die Waffe aus der Hand und schuf sie um, er war Erfinder und Entdecker, er ergänzte das Gefühlsleben des Weibes mit seinem begrifflichen Denken, er fand schon mancherlei Regeln und Gesetze im Geschehen und brachte sie in primitive Formeln, nach denen die Einzelfälle beurteilt wurden: so wurde er im Prinzip der Erwerber, Schützer, Gesetzgeber, Wächter über Sitte und Brauch, Richter, Priester, Arzt und Lehrer, der Herr, zunächst all das in einer Person, später in gesonderten Personen. Die Nester und Höhlen wurden Hütten, sie wuchsen aus der Erde heraus, überhöhlten die „Tiefbauten" der Weiber, ja diese Erdhöhlen verkümmerten um so mehr, je mehr sich das Herrentum des Mannes entfaltete, je mehr die chthonische in die tellurische Kultur überging (Frobenius, s. S. 569). Hochbauten waren auch die Baumwohnungen. Die rohen Behausungen wurden zunächst verlassen, die Horde zog weiter, die Spuren wurden

sorglichst getilgt, der schweifende Mann nahm das Weib mit, die Wanderungsstrecken hatten kein Ende. Die einfachen Geräte des Weibes wurden vervielfältigt und vervollkommnet, die Feuerbewahrung zur transportabeln Feuerstätte und später zum Herde ausgebaut, schon begann sich das „Leben von der Hand in den Mund" zum Leben auch aus Vorräten zu wandeln, man lernte schon auf Sicht disponieren. Berufe gab es noch nicht, sie waren noch impliziert in der allgemeinen Tätigkeit: jeder konnte alles. Die Kleidung und die Technik ihrer Herstellung kam in Frühformen auf. Die einfachen Mechanismen waren schon vorstufige Maschinen. Der Mann war auch Künstler: er grub unbeholfen in Holz, Stein und Fels, malte mit bunten Erden, modellierte mit plastischen Stoffen, zeichnete ab, was er sah, erfand so die Bilderschrift, sang und dichtete und lernte nach natürlichen Vorlagen an seinem Körper und der Umgebung einfache Musikinstrumente bauen. Er beobachtete die Gestirne und fing an, ihren Lauf zu vergleichen, zu messen, Zeit- und Raumunterschiede in Holz usw. einzukerben, mit Steinklötzen (Dolmen) Uhr und Kalender zu verfertigen usw.

Das Weib war damals nicht erfinderisch, aber sie lernte die Erfindungen des Mannes gebrauchen und nachahmen, sie begann zu weben und zu schneidern usw., das Feuer zu behüten in der fahrbaren Hütte, dem Wagen, aufzunehmen und zu bewahren, was der Mann ein-heimste. Die Hauptaufgabe der Frau war die Kinderaufzucht, sie war und bleibt Hegerin, Heckerin. Ihre Fruchtbarkeit ging freilich allmählich zurück, so viele Kinder wie einst warf sie nicht mehr mit einem Male, die Brüste verkümmerten bis auf zwei, dann kamen die Eingeburten auf. Das durchschnittliche Lebensalter war noch kurz, aber doch schon länger als einst; so stieg die Zahl der Hordengenossen. Die Nahrung war noch hauptsächlich Rohkost, doch nutzte man schon das Feuer, Pflanzen gar zu kochen, Gebäcke und Sud zu bereiten. Fleisch gab es nur einmal im Jahre, zum Frühjahrsfest: verzehrt wurde „Leib und Blut des Herrn" und zwar roh. Erst später wurde das Totem kultisch geschlachtet, und dann kam die gemischte Kost auf, das Braten und Kochen des Fleisches. So ist die Frau in ihrem Bereiche Hüterin der Regeln und Gesetze, Priesterin, Lehrerin, Ärztin, und wenn sie auch bei vielen Völkern zunächst oder auf lange Zeit vom siegesbewußten Manne tief unterjocht, ja versklavt wurde, so verschmähte es der vorwärtsstürmende Mann doch nicht, bei der Frau, die, ihrer Natur nach mehr rückwärts gerichtet und gern in der Vergangenheit weilend, uralter Weisheit inne war, sich Rats zu holen und so die Zukunft von der Mutter segnen zu lassen.

Die Familie war noch nicht eigentlich abgegrenzt, die Kinder blieben zwar schon länger als einst in der mütterlichen Obhut,

lebten aber doch schon früh durcheinander, waren bald soweit flügge, daß sie in ihre Gemeinschaften, Klubhütten usw. eintraten. Alle Männer waren Väter, alle Frauen Mütter. Alle waren gleichmäßig verwandt, Unterschiede in der Verwandtschaft waren noch kaum bekannt. Männer und Frauen zeugten im Liebesrausch des Frühlings promiscue, pater semper incertus. Die Männer lebten im übrigen für sich, desgleichen die Frauen, doch bildete sich allmählich eine Art gemeinsamer Haushalt einzelner Männer und Frauen heraus, nur hatten sie geschlechtlich miteinander nichts zu tun, und ob gerade sie sich im Frühjahrstaumel begatteten, war ungewiß und auch gleichgültig: nicht „Eltern" zeugten, sondern „das Volk". Nach und nach aber gliederten sich die einzelnen Familien schärfer voneinander ab, damit auch die Besitztümer an Hausrat, Vieh, Waffen usw., die indes noch lange Zeit der Gemeinschaft gehörten. Der Mann gab dem Weibe, der Familie seinen Namen. Erben waren nun die Söhne, nicht die Töchter (man warf neugeborene Mädchen gerne weg, 1. Bd. S. 668). Aus der Promiskuität entwickelte sich zunächst die Vielweiberei. Aber im Harem war doch schon die eine Frau die Hauptfrau (Favoritin), die andern waren Nebenfrauen (Beischläferinnen, Kebsweiber). In dieser Epoche verblaßte schon mehr und mehr die frühjährliche Brunst, die Begattungen fanden häufiger statt (bes. bei den südlichen Völkern, die im Gesamtleben wie ihre Natur weitaus üppiger waren — und sind — als die Bewohner nördlicher Regionen), doch war und blieb das Pubertätsfest die Hoch-zeit der Liebe, und in dem wilden Getümmel, in dem allgemeinen Rausch fielen alle Schranken, die in der „vernünftigen" Periode des Jahres galten. Auch da war noch der Vater des Kindes unbekannt oder nicht sicher bekannt, also vertrat der Bruder der Mutter (avunculus zu avus Ahn) Vaterstelle, und der Mann, der sonst bei der Mutter wohnte und ihr beiwohnte, hatte in seine Entscheidungen nichts oder nicht viel dreinzureden. Bekanntlich ragte die Vielweiberei bei manchen Völkern (Türken, Chinesen) bis in die jüngste Vergangenheit herein; es kam nur auf den Reichtum an, wieviele Frauen ein Mann besitzen konnte. Bei andern Völkern, bes. den nordischen, differenzierte sich die Familie schon früh zu einer Art Einehe *), ja schon bei manchen jungen Völkern war und ist die eheliche Treue Gesetz und wurde und wird der Ehebruch mit dem Tode oder der Verbannung oder sonstwie hart bestraft (Germanen, jetzt noch Australier), bei andern wiederum war und ist die Ehe mehr eine wirtschaftliche Gemeinschaft und der außereheliche

*) Die These Hans F. K. Günthers (Formen und Urgeschichte der Ehe, München 1940), daß die Einehe die Urform des Zusammenlebens der Geschlechter sei, ist ein Irrtum.

Verkehr (z. B. mit den Mägden) zur Anreicherung der Kinderzahl üblich oder doch zulässig; von dem Donjuanismus als Neurose ist im 7. Bde. die Rede. Übrigens gibt es auch Tierspezies monogamer Struktur; z. B. wird bei den Störchen der Ehebruch mit dem Tode des Weibchens gesühnt.

Der Grad der Ausgestaltung der Familie ist allemal Kennzeichen des allgemeinen Differenzierungsgrades der Gemeinschaft, für den kulturellen Tief- oder Hochstand. In jener kulturellen Frühstufe war die Familie zunächst noch in die Gemeinschaft eingeschmolzen, hatte die soziale Ordnung noch kollektivischen Charakter, aber doch schon in einer ausklingenden Weise, so nämlich, daß sich alsbald eine schärfere Abgrenzung der trophischen und genischen Bereiche des Einzelnen und seiner Familie herausstellte. Aus der Horde wurde so ein Volk, eine Gemeinschaft mit einer deutlichen politischen Struktur, man muß sagen: ein Staat; dies zwar noch in primitiver Form, aber doch so, daß sich Familien, Sippen und Stämme schon mehr abgliederten, auch die ehelichen Verbindungen in gewisser Weise ausrichteten und auch in Form von Regeln und Gesetzen beschrieben wurden. Wer die Pubertätsprüfung bestanden hatte, erhielt Besitz und Weib, ein Weib aus der eignen Sippe, dem eignen Stamme — oder raubte sich ein Weib aus einer andern Sippe usw. Auf den Wanderzügen stieß man wohl auch auf fremdrassische Völker, aber nur Entartete (rassische Grenzfälle) mischten sich mit solchen Fremden, im allgemeinen hielt man sich instinktiv in der eigenen Rasse. (Die göttliche Verehrung, die den spanischen Eroberern in Mexiko usw. oder weißen Forschungsreisenden bei australischen Stämmen entgegengebracht wurde, hat mit Rasseinstinkt nichts zu tun.) Gemäß der Konsolidierung der Familie, Sippe usw. bildete sich eine Rangordnung heraus, die Spitze der Gesellschaftspyramide hob sich weiter von der Basis ab, und die Spitze war der Älteste, diesem Oberhaupt, Her-zog, Führer, der dämonisch-despotisch herrschte, der „alle Macht" und somit „die Allmacht" hatte und war, „folgten" (Nach-folger, Ge-folge, Volk) Unterhäuptlinge, belehnt mit den ihren Verdiensten entsprechenden Machtbefugnissen, und die schlechten-schlichten Mannen, die im Dienste der Unterführer und somit des Oberhauptes standen. Die Belehnung mit Machtbefugnissen war schon eine vorstufige Art von Freiheit, aber nur im Sinne des blinden Gehorsams, in dem man die Machtbefugnisse vollzog; zu solchen Freien (Freiherren) konnten Unfreie bei genügender Erprobung auf unbedingte Zuverlässigkeit, rückhaltlose Unterwerfung unter den Willen des Despoten befördert werden, sie bekamen dann Amt (und den dazu gehörigen Verstand), Titel, Besitz u. a. Gnadenbeweise.

So begann der Mann den Staat aufzubauen, d. h. der Staat

baute sich von selber auf gemäß der zunehmenden Differenzierung des Volkes. Er ist ein biologischer Organismus, den nicht die Beteiligten „schaffen", sondern an dem sie lediglich Glieder sind. Der Staat ist nicht ein Gebilde, das sich der Mann oder die Männergesellschaft erdacht und nach einem dämonischen Willen und Beschluß auf- und ausgeführt hätte. Der Staat ist nicht „gemacht", sondern „geworden". Es ist nicht ein Chaos von Männerhand zum Staate geformt worden, so daß er nun plötzlich da war, sondern aus dem Chaos hat sich über die Stufen des Matriarchats rein genetisch das politische System, aus der Unorganisiertheit die Organisation entwickelt, und der Mann stand ihm nicht sozusagen gegenüber wie der Modelleur seinem Knetstoff, sondern er lebte im Staate, war (und ist) integrierendes Mitglied, dessen Funktionen im Flusse des Gesamt verlaufen. Der Übergang des Matriarchats ins Patriarchat war ein Entwicklungsstadium, bei dem der Staat sozusagen sichtbar wurde. Er formte sich gemäß der fortschreitenden Differenzierung der Menschen weiter aus. Der Staat ist auf dem Mutterboden des Matriarchats entstanden wie die Kultur überhaupt. Der Mann hat weder den Staat noch die Kultur „geschaffen", seine Tätigkeit war identisch die Ausstrukturierung des politischen Systems, die Erweiterung-Erhöhung der Kultur, und die Frau nahm daran auf ihre Weise, im Rahmen ihres Tätigkeitsbereiches, überhaupt ihrer biologischen Beschaffenheit teil. Ich weiß, es gibt andere Auffassungen, aber sie tragen deutlich genug den Ad-hoc-Charakter (es muß so sein, weil man es so will), und die biologischen Tatsachen sind unbekannt oder haben sich zu fügen oder — werden „weggedacht". Nur der Dämonist wähnt, daß der Mensch außerhalb des Geschehens stehe und es von diesem metaphysischen Standort aus bilden und formen, lenken und leiten könne. Realiter ist der Mensch dem Geschehen verhaftet, Glied in stetiger Reihe mit den andern Gliedern, und seine Funktionen richten sich lediglich als Teile des Geschehens auf andere Glieder und verlaufen auf allen Differenzierungsgraden in der allgemeinen stetigen Veränderung, in der kosmischen Bewegung. So ist auch die Ausgliederung der Staatsform, der Gang der Geschichte rein biologisches Geschehen, ist eine anschauungsgemäße Tatsächlichkeit, die wir aus der Struktur und Funktion der Hirnrinde vollkommen verstehen, also nicht mehr irgendwie zu deuten brauchen. Eine einfache biologische Tatsache ist es auch, daß im Ablaufe der Geschichte periodisch große Männer auftreten, Männer mit großem Tätigkeitsbereich, aber auch die größten sind lediglich Kulminationspunkte im stetigen Geschehen und ihm nicht im allergeringsten weniger verhaftet als irgend ein anderes Wesen. Nicht durch einen Führer, sondern unter ihm geht es einem Volke gut oder schlecht. Der Führer ist Wegweiser, Her-zog (zieht

voran), das Volk — folgt, das Ganze ist ein biologischer Organismus (S. 701).

Noch war, in den Frühstufen des Patriarchats, die Spitze nicht weit von der Basis entfernt. Eben die Zuerkennung der dämonischen Allmacht an das Oberhaupt, den Häuptling beweist noch die genetische Nähe zur kollektivischen Einheitlichkeit. Die Machtunterschiede der einzelnen Positionen und ihrer Inhaber waren noch unpräzis, alle schuldeten Sr. Absolutheit blinden Gehorsam und waren nur dafür verantwortlich, daß sie ihn leisteten, nicht aber für das, was sie blind gehorchend taten. Für das, was geschah, trug Se. Allmacht alle Verantwortung, war keinem verantwortlich, also bar jeglicher Verantwortung — außer sich selbst gegenüber: aber wie kann sich die Allmacht selber zur Verantwortung ziehen! Zunächst also befahl und tat „der Herr", was er wollte, war ein Gott, der „die Welt", d. h. das Reich, das und den Reichtum des primitiven Volkes regierte, dessen Tun allemal wohlgetan, dessen Wille allemal gerecht war. dessen summum jus auch summa injuria sein durfte, der außerhalb der Gesetze stand. Dann aber teilte sich die Allmacht auf und fand so ihr Ende: sie wurde zur höchsten Macht, die andere Machtbefugnisse zu- und anerkannte. Die Despotie ging über in die (primitive) Staatsverfassung. Der höchste Wille wurde prüfbar, die blinde Unterwerfung wurde zum beginnendeinsichtigen Gehorsam. Was zu tun war, ergab sich nicht mehr bloß aus dem Instinkt, sondern auch aus dem prüfenden, kritischen Verstande. Die Impulsivität wich dem überlegten Handeln. Die Rechte und Pflichten der Einzelnen hoben sich voneinander schon mehr ab und wurden be- und geachtet. Es galt nicht mehr das „Alles allen", sondern es begann das Zeitalter des „Jedem das Seine", aber die genaueren und genauen Abgrenzungen stellten sich erst in der kulturellen Vollreife ein.

So war das Oberhaupt, der König zunächst noch unumschränkter Herrscher. Er bestimmte die Richtung der Wanderung, die Verteilung des Weidelandes, die Stätten des längeren Verweilens in der Art der beginnenden Seßhaftigkeit, die Dauer des Verweilens usw. Besitz war nur Lehen, Leib und Leben gehörte dem Könige (Leibeigenschaft). Er hatte das jus primae noctis und konnte rechtens bei jeder Frau schlafen, alle Kinder waren seine Kinder, alle Männer seine Söhne, alle Weiber seine Töchter. Dann teilte sich die Allmacht, die Diener wurden Minister (zu minor der geringere, 3. Bd. Nr. 189), Heerführer, Priester, Ärzte, Richter, Lehrer, Beamte, die Vasallen gewannen an Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, sie wurden zu politischen usw. Beratern, sie wurden zu Edelingen, Adeligen, kurz die Hierarchie gliederte sich mehr und mehr aus. Der Mann war Krieger, Jäger, Fischer, Hirt; vorstufig schieden sich die Berufe,

die Priester (Medizinmänner), auch die Priesterinnen (weisen Frauen) waren des primitiven Schreibens kundig, eine Art Ackerbau stellte sich ein, während das Volk eine Landschaft „bewohnte", Küstenbewohner bauten Fell- und Holzboote, kleine und große, und fuhren nach dem Kompaß „Kleinhirn", dann „Sternhimmel" usw. Das Volk gab Keime ab, Land- und Seefahrer verließen den heimatlichen Lebensraum, die primitive all-eine Welt zerfiel mit der Entdeckung anderer Völker, die freilich zunächst „Niemande" waren, dann aber als „Jemande" sich erwiesen, die völkisch mehrheitliche Welt erstand, das friedlich-kriegerische „internationale" Leben hub an.

Die Sitten verfeinerten sich demgemäß. Hauptereignis war und blieb das Frühjahrsfest, aber die Prüfung war nun nicht mehr der Kampf des Alten mit dem Jungen auf Leben und Tod, auch nicht mehr bis zur Kampfunfähigkeit mit Entmannung des Unterlegenen, sondern der Alte und die von ihm Beauftragten stellten Aufgaben und zensierten den Prüfling. Die Aufgaben waren zunächst noch roh genug: opfere dich! miß deine Kräfte mit dem Altersgenossen im Nachbarclan, bring seinen Kopf, seine Genitalien oder andere Trophäen mit, ertrage die grausamsten Prügel, Verwundungen (Beschneidung mannigfacher Art, Ausschlagen, Abfeilen, Spitzfeilen der Zähne, Tätauierungen usw.), Marterungen (z. B. Hochziehen an durch das Schulterfleisch gesteckten Stäben, dann Beschwerungen wie Anhängen von Büffelköpfen usw. an andere im Fleische steckende Stäbe, Umdrehen am Seil, Hängenlassen bis zur Ohnmacht, dann Abhacken von Fingergliedern usw. — Mandanerindianer), furchtbaren Radau (Stimme des Dämons), Blut- und Feuertaufe, den Gift(rausch)trank usw.! erlege das wilde Tier! das Totemtier! trink von seinem Blute, iß von seinem Fleische! Dann darfst du ins Gemeinschaftshaus gehen, wo die ebenfalls geprüften Mädchen warten, und aussuchen die, die am besten zu dir paßt, oder du holst dir aus dem Nachbardorf usw. ein Weib. Und weiterhin milderten sich die Sitten, aber von Zeit zu Zeit erneuerte sich die Gesellschaftspyramide krisisch: das Oberhaupt wurde getötet, geopfert, mit allen Ehren beerdigt (verspeist, begraben), die Revolution = Umwälzung hatte gesiegt, der sacer = Schuldige war zum sacer = Schuldlosen-wahren-echten geworden, der neue König.

Auch im Kult, der sich von den Pubertätsprüfungen selber abspaltete, wandelte sich der Ritus: an die Menschenopfer schlossen sich genetisch die Tieropfer, die Pflanzenopfer, die Darbringung von Kostbarkeiten an, zunächst in Verbindung mit den Pubertätsweihen, dann auch bei andern Gelegenheiten (Kriegszügen, die freilich zunächst auch nur im Frühling stattfanden, Siegesfeiern usw.). Die kultischen Handlungen wurden

im heiligen Bezirk, im Tempel verrichtet, der dem Herrenhause nahelag. Die Priester hatten an Stelle des Vater-Gottes die Mädchen zu entjungfern, somit kultisch vorzubereiten und für die weltliche Ehe fertig zu machen, ihnen den Samen-Segen des Vater-Gottes in seiner Vertretung mitzugeben, so daß jedes Weib erstmals ein Gottes-, ein Christuskind gebar; hieraus ging der Tempelschlaf, die Tempelprostitution usw. hervor (§ 8,1 u. 3). Der Priester war Fachmann im Ritus der Verehrung der Götter, der vergotteten Heroen, der verewigten Väter-Helden, der Vorfahren, die im gegenwärtigen Herrn wiedergeboren waren, er kannte und lehrte die religiöse Sitte in rohdämonistischer Deutung, er trieb (zauberte, räucherte usw.) auch die Krankheitsdämonen — wie alles Böse aus, er war somit auf seine Weise Herr über Leben und Tod (als dämonische Mächte).

War Naturreligion Mutterkult, so war und ist Kulturreligion Vaterkult, die Mutterverehrung tritt zurück. „Der Vater", vorab der König ist Gott, der größte, oberste, zunächst allmächtige Gott, er befiehlt den Untergöttern, an Macht steht ihm nahe die Muttergottheit, die Große Mutter (Freia, Hera, Bona Dea usw.), die den Untergöttinnen befiehlt; die Kindergottheiten, die Engel vervollständigen den Götterstaat: das ganze jenseitige Regime ist ja nur eine Deutung des diesseitigen. Die leiblichen Eltern werden in Liebe verehrt, und sie neigen sich in Liebe zum Kinde, alle Großen, Alten genießen um so höhere Achtung, je höher ihr sozialer Rang: so spielt die Religion über die Familie-Vorfahren hinaus in das öffentliche Leben hinein. Aber die Menschen sind ja nur geleitet von den hinter ihnen stehenden Göttern, ihre Macht offenbart sich im menschlichen Tun, und ihrer Dämonie gilt auch die Verehrung, die der Mensch nach seiner Machtstellung erfährt. So ging die magische Weltanschauung in die mythische über, doch wurde dazu immer noch das magische Zeremoniell genau innegehalten, d. h. man deutete alle Vorgänge als übersinnlich-zauberisches Geschehen am Irdischen, und die Priester kannten die Verfahrensweisen, mittels deren es gelang, die guten Götter zu verpflichten und die bösen Götter und ihre unheimliche Macht zu bannen. Auch die Götter, die den Menschen leiten, können das ja nur vermöge ihrer Zaubermacht; schließlich ist alle Dämonie Zauberei, nur ist dann eben das magische Deuten eine rohe Form des Dämonismus. Als sich die menschlichen Berufe mehr und mehr sonderten, waren — eben deutungsmäßig — auch die je zuständigen Berufsgötter zur Stelle, z. B. Hermes als Handelsgott, Artemis als Jagdgöttin, Athene als Göttin der Weisheit und Wissenschaft, Schützerin des Öls und der Wollbearbeitung, Asklepias der Arztgott usw. usw. Stand die matriarchalische Periode wie die ontische Kindheit im Zeichen des Hungers, so die Frühzeit des Patriarchats wie die

ontische Jugendzeit im Zeichen der Angst (S. 492): der Angst vor den dämonischen Gefahren, der Angst, die dem stürmischen (optativ-voluntativem) Weitenhunger der Männer wohltätige Fesseln anlegte.

Auch in der weiteren Entwicklung stimmte mit der Rangordnung der menschlichen Gemeinschaft die der Götterwelt überein. Es ist ja klar, daß der diesseitigen Hierarchie die jenseitige, die ja in diese bloß hineingedeutetet wird, entsprechen muß. Das Chaos rückte in prähistorische Ferne, die Muttergottheit wurde als das Schöpferisch-Mütterliche neben der Vatergottheit verehrt, der Vater-Gott verlor seine Allmacht insoweit, als er mit seinen Untergöttern, auch mit seiner Frau beriet, sich umstimmen ließ, ja sogar nach den Opfern, Gebeten und Vorhaltungen der Menschen, mit denen er übrigens direkt nicht mehr verkehrte (sondern über Mittler), sein Weltregiment einrichtete, — wenigstens erwartete das der Fromme. Die Allmacht wurde ihm nur noch als Titel zugesprochen, der eine einstige Tatsächlichkeit nach-rühmte, — wie das heute auch noch der Fall ist. Die Götter und an ihrer Spitze Gott, der Himmelskönig wurde immer menschlicher, d. h. der Mensch selber — wie die übrige Welt — gewann mit steigender Kultur an Physizität (S. 451), das Metaphysische wurde schon mehr an ihm selber als einem Wesen von Fleisch und Blut studiert, der Weg zur Allmacht und zu Gott war schon weit geworden, das mystische und das humanische Denken brach an.

Zur Gesamtentwicklung gehörte auch die Differenzierung derjenigen genischen RSe, deren Funktion die künstlerische und die (rein)wissenschaftliche Tätigkeit war. Mit der Kunst und der Wissenschaft verhält es sich genetisch wie mit der Kultur überhaupt: Ausgangsboden ist die mater-materia, und eben als Mutter ist das Weib ebenso fähig wie der Mann, die Kultur, den Staat, die Kunst, die Wissenschaft zu entwickeln, ja auch genial zu sein. Das Matriachat ist also die Grundlage, auf der sich (auch) die Kunst und die Wissenschaft als Menschenwerk erhob. Hierbei ist der Mann eifriger tätig als das Weib, das ja eben vorerst Mutter ist. Die Kunst und die Wissenschaft der Frau ist zumeist nachahmend, sie empfängt auch da vom Manne und kann das Empfangene weiblich-veredelt wiedergeben, auch genial tätig sein. Die Weiterführung der Kunst über ihr jeweiliges Niveau hinaus war in erster Linie Aufgabe und Leistung des Mannes, und so baute er auf der mütterlichen Grundlage, gemeinsam mit dem Weibe, wie die Kultur überhaupt so die Kunst und die Wissenschaft aus.

Die Vollreife.

Die Differenzierung der Hirnrinde, des Organismus überhaupt machte weitere Fortschritte, das Erleben und Verhalten (einschl. Beschreibung), das Denken und Tun vermannigfaltigte und erhöhte sich. Das Volk wurde seßhaft, die Familie, die Sippe, der Stamm verfestigte sich, die Ehe hob sich auf ein höheres biologisches Niveau, doch war noch der außereheliche Verkehr offen oder stillschweigend genehmigt und sozusagen Ehrensache. Die Kinder blieben bis zur Pubertätszeit im Hause der Eltern, die Schule war nicht mehr Klubhaus der Kinder, sondern Erziehungsanstalt mit Klassen usw., die die Kinder nur noch stundenweise aufsuchten, während das Elternhaus Zentrale ihres Lebens war. Dieses Haus war noch Hof und Hütte, aber doch eben in höherentwickelter Form und gemäß der sozialen Stellung des Besitzers einfacher oder reicher, niedriger oder höher, enger oder geräumiger gebaut. Beim Seßhaftwerden verteilte das Oberhaupt das Land; weite Flächen standen zur Verfügung, nach Verdienst, Rang, Kinderzahl, Viehbestand bestimmte sich die Auswahl nach Größe und Fruchtbarkeit. So waren die Höfe zunächst weit von einander entfernt, jeder im Zentrum des Besitzes, der zwar noch Lehen, aber doch schon mit Gerechtsamen wie Erblichkeit usw. ausgestattet war, so daß praktisch der Besitzer so gut wie Eigentümer war, doch Zins und Steuer an den Oberherrn, auch an die Kirche (üblich zusammen „der Zehnte") zu geben, ferner Rats-, Gerichts-, Kriegsdienste usw. zu leisten hatte. Die Höfe wurden befestigt, aus dem urzeitlichen Erdwall, aus der Wagenburg wurden Pallisaden und Mauern, auch lagen Siedlungen in Moor und Luch (3. Bd. S. 77, Nr. 6), umgeben von Sumpf und Wasser, versteckt, verborgen, geborgen, Burgen, Festungen einfacher Art. Sie erweiterten sich, nahmen immer mehr Behausungen für Menschen, Tiere und Vorräte in sich auf; inmitten lag ausgezeichnet (mit dem Herrenzeichen *) versehen) das Herrenhaus, größer, geräumiger, reicher geschmückt als die Nebengebäude, die Hütten der Diener und Minderbürtigen. Ein Turm erhob sich am Herrenhause oder an der Mauer, der Luginsland, zu dem

*) Pfahl, als Grenzzeichen (Terminus), Stab (vgl. Stock, Fasces, Feldmarschallstab, „Stab" als Name der nächsten Umgebung des Herrn-Feldherrn usw.), Standarte (Feldzeichen, mhd. standhart, aber zu extendere ausbreiten, entfalten, von der Fahne als Herrenzeichen), Waffen-Wappen, Totem, Pubertätsmale (S. 507), Ehrenzeichen (S. 577), Kranz, Krone als Zeichen der Vollendung usw. S. 1. Bd. S. 690ff.

sich dann noch andere Befestigungstürme gesellten. Zum Herrenhause (palatium, Palast, Pfalz, palazzo usw.) gehörte auch die Kirche (§ 8,4,D), der „Dom" (domus Haus), das Frauenhaus (Kemenate, Frauenzimmer); das Wirtschafts-, das Wirtshaus, das Gasthaus, die Stallung usw. schlossen sich an. So wuchs die Siedlung, wurde zur geräumigen Burg, dann wurden die Mauern zu eng, die Mannen bauten sich draußen an, aber alle „Bürger" und ihr Besitz standen im Schutze des Burgherrn, der in seinem „Schlosse" (geschlossenen Hause) hinter Wall und Graben oder auf Bergeshöhe „saß", „re-sidierte" (sedere sitzen).

Die Herren lagen oft in Fehde mit einander, Landstücke und ihre Bewohner wechselten dabei den Besitzer, das Faustrecht galt, das Recht der stärkeren Faust, erwiesen im Zweikampf der Herren oder im Treffen der Mannen oder im Gottesurteil, dem Ordal, das dann auch in Form mannigfacher Aushalteproben angerufen wurde. Im Frühjahr zog man „zu Felde" — sowohl zum Feldzuge wie zur Feldbestellung. Auch in der Niederlassung, der Stätte, der Burg selber fanden die Kraftproben statt: die Knaben-Knappen rangen und fochten miteinander, erprobten sich im Wissen, im Wortgefecht (Schlag-fertigkeit), in allerlei Künsten vor den zuständigen Meistern und dem Herrn, erhielten zur Anerkennung den Schlag mit Hand oder Degen, Überrest des urtümlichen Kampfes zwischen Jung und Alt, erhielten auch die Waffe, das Recht und die Pflicht zum Kriegsdienst. Auch die Mädchen hatten ihre Proben zu bestehen. Wer sie nicht bestand, blieb „unehrlich", „unfrei". Und die Kirche lohnte die Pubertätstat, die Prüfung auf Standhaftigkeit im Bekenntnis (Konfession), die Verzehrung von Leib und Blut des Herrn mit der Vergebung der Sünden, der Aufnahme des Adepten in die Gemeinde der Großen.

Andere Proben auf Standhaftigkeit wurden an Gefangenen geübt. Die Folterkammer, überkommen aus alten Zeiten und kulturell vermannigfaltigt, war der Ort der „peinlichen Befragung", die auch in der Rechtspflege, ebenfalls einer Ausformung der urtümlichen Pubertätsmarter, üblich war. Wie dereinst im Pubertätskampf ganz einfach der Sieger im Recht, der Besiegte im Unrecht war, dieser rohe Kampf die Methode der „Wahrheitsfindung", das Rechten und Richten und Hin-richten war, so galt auch noch jetzt als gerechtfertigt, wer die Martern aushielt, und als überführt, wer sie nicht aushielt, also gestand oder an der „Untersuchung" starb. Wer gestand, hatte nun eben nach der gültigen Rechtsordnung die Wahrheit gesagt und wurde je nach der Schwere der gestandenen Tat verurteilt, wer aber aushielt und nicht gestand, der hatte vielleicht den Teufel als Beschützer (vgl. Hexenschlaf) und mußte „im nächsten Grad" gefoltert werden (als ob der Teufel dann entwiche!) oder mit

Giften (Belladonna usw.) derart benebelt werden, daß er alle erfragten Schauertaten und noch einige mehr „gestand", ja sich tollphantastischer Sünden bezichtigte und wohl gar rühmte, und die Herren Richter hielten solche Angaben für Wahrheit! Auch die Kirche bediente sich für ihre Rechtspflege der Folterung (Inquisition, d. h. „Befragung", Hexenhammer usw.), und der Angeklagte war insoweit schon verurteilt, als er, unschuldig oder nicht, die furchtbarsten Qualen zu erdulden hatte und ihnen oft erlag (prinzipiell freilich mußte mit der „Befragung" Schluß gemacht werden, bevor der Angeklagte starb, sonst hätte man ja „die Wahrheit" nicht erfahren können; er mußte sich also erst mal erholen, dann ging der Prozeß weiter). Übrigens wurden auch gegen Tiere Gerichtsverfahren durchgeführt, z. B. gegen Hunde, die jem. gebissen hatten, oder gegen die Flöhe, die sich ungebührlich vermehrten und benahmen; die Tiere wurden ordnungsmäßig vorgeladen, und falls sie (wie die klugen Flöhe) nicht erschienen, in absentia abgeurteilt. —

Die Stätten wuchsen weiterhin zu Städten, die Familien, Sippen, Stämme füllten ihre Räume mit Menschen, die soziale Hierarchie gliederte sich weiter aus, die Spitze der Gesellschaftspyramide rückte höher. Unter den Städten nahm die eine mehr zu als die andere, eine wurde zur Hauptstadt. Die Berufe vervielfältigten und verfeinerten sich gemäß der Differenzierung der Berufstätigen, die Zünfte bildeten sich zu scharf abgegrenzten Gemeinschaften heraus, die Berufsordnungen gewannen immer mehr an je spezifischen Ausarbeitungen und an Strenge. Immer mehr schied sich der Arme vom Reichen, der Untere vom Oberen zwischen Basis- und Spitzenschichten breitete sich der Mittelstand aus. Immer mehr wurden der Klassen und Stände, der Rangunterschiede in allen Teilsystemen des Volksganzen, das ja natürlich immer bestand. Die Beamtenstellen wurden immer zahlreicher, der Instanzenzug wurde immer länger und der Amtsschimmel zwar nicht dick und rund, aber doch behäbig an der Futterkrippe. Die Wissenschaften und die Künste spezialisierten sich und gediehen zu immer reicheren und feineren Leistungen. Erfindungen und Entdeckungen bezeugten den Fortschritt der kulturellen Entwicklung.

Die Menschen wurden freier, selbständiger, mündiger, gewandter, reifer im Denken und Tun, in Sprache und Schrift. Das Oberhaupt war längst nicht mehr Despot oder Tyrann, nicht mehr „allmächtig", sondern der Mächtigste unter den Mächtigen — und jeder gesunde Erwachsene war als Meister Besitzer, Ehemann und Vater mehr oder weniger mächtig, aber mächtig überhaupt und auf seine Freiheit und Ehre wohlbedacht. Der Spruch, den der 14. Ludwig 1655 vor dem Parlament getan haben soll: „L'Etat c'est moi", würde damals den König als

anachronistisch denkenden und zwar krankhaft hochmütigen Monarchen gekennzeichnet haben — falls ihm nicht von schleimleckenden Höflingen eine so unzeitgemäße Idee eingeblasen worden war; auch Ludwig wurde bekanntlich — jeder Machthaber findet seine Byzantiner — von hysterischen Anbetern zum All-einen, zum Gotte erhoben. Der „Mannesstolz vor Fürstenthronen" war aber längst geboren. Der Maulkorb ist gut für bissige Hunde. Der Anstieg der Kultur ist der Reifungsprozeß des Volkes, und der Grad der Freiheit des Einzelnen im Rahmen des Ganzen ist ein Merkmal der Kulturhöhe. Dabei bedeutet Freiheit nicht etwa Auflockerung oder gar Auflösung das Ganzen; in dieser Weise wird Freiheit oft mißverstanden („Liberalismus"). Solche Mißversteher wähnen, daß der Einzelne überhaupt jemals in der Lage sei, „für sich", sozusagen „absolut" zu tun und zu lassen, was er wolle, daß er überhaupt jemals nicht Mitglied sein könne, und daß eben darin die „wahre Freiheit" bestehe. Eine solche Sorte Freiheit gibt es nur in der Fiktion des Neurotikers, niemals aber tatsächlich; wer sie zu haben glaubt, „glaubt" es eben bloß. „Freiheit" ist die soziologische Bezeichnung für das Denken und Tun des reifen Kulturmenschen (§ 8,3, E). Der Gesunde wie der Kranke sind Mitglieder, der Kranke aber eben auf kranke Art, auf eine solche, die „unfrei" ist (er lebt im Zwange). Seiner Freiheit gemäß beteiligt sich der Kulturmensch am öffentlichen Leben: mit Urteil und Rat, mit Wort und Tat.

Die Bevölkerungsziffer und -dichte nahm weiter zu, es wurden insgesamt im Jahre mehr Kinder geboren, und die Menschen wurden im Durchschnitt älter (nicht „weil" sich die Medizin entwickelte und mit ihrem Zauber das Leben über seine biologische Dauer hinaus verlängern konnte, sondern als rein sozialbiologische Tatsache). Der Anstieg erfolgt nicht in gerader Linie, sondern in Teilkurven, mit periodischen Erhebungen und Absenkungen (S. 672, 721). Das Wachstum des Volkes ist spezifisch, geht innerhalb einer normalen Var.-B. rascher oder langsamer vor sich. So auch das Wachstum der innervolklichen Gemeinschaften, der Sippen und Stämme, der Siedelungen, Gemeinden und Städte. Mit steigender Differenzierung entfernt sich der Mensch vom Boden. Mancher ist nur neugierig, möchte auch mal die Häuser, Gassen und Straßen der Stadt sehen, in denen die Menschen wimmeln, den Stadtbetrieb kennen lernen — und kehrt dann zu seinem Dorfe zurück. Andere leben sich in die Stadt ein, werden Städter und sind dann meist nicht mehr zurückzusiedeln. Werkstatt und Fabrik, Handel und Gewerbe, das städtische Leben sind aber nicht die dämonischen Ursachen für den Zuzug vom Lande: er erfolgt rein entwicklungsmäßig; rein entwicklungsmäßig verläßt der Bauer, der Bauernbursch das Gehöft, die weite Flur, die Arbeit der Scholle und wächst

aus der Einfalt in die Vielfalt der größeren Gemeinde. Mancher Kranke ist dabei: mancher hat krankhaften (übersteigerten) Hunger nach der Stadt oder Angst in der Einsamkeit der Äcker und Wiesen, fühlt sich im Weichbilde der Stadt geborgen oder leidet an ihrer Enge, an den reicher gegliederten Lebensformen, die ihm zu schwierig sind; mancher kann sich nicht eingewöhnen und kehrt zurück, von wo er kam. Der Zuzug zur Stadt kann epidemischen Charakter annehmen (Verstädterung); im Erlöschen der Epidemie (jede Epidemie erlischt) findet ein Zurückfluten von Massen aufs Land statt; Therapie: Aufklärung, Erleichterung der Rückkehr usw., erfolgreich nur gemäß der biologischen Beschaffenheit der Zugewanderten. Natürlich wächst die Stadt in erster Linie aus sich heraus. Die Gestaltung der Landschaft nach Berg und Tal, Brachland, Moor und Sumpf, Fluß und See, Wald und Ackerfläche und Wiese usw., also auch die Einfügung und Bewegung der Bevölkerung ist ein biologisches Geschehen, dem auch boden- und bevölkerungspolitische Maßnahmen gerecht werden müssen. Der Zwang gegen die natürliche Gestaltung, z. B. die gleichmäßige Verteilung der Bevölkerung, die Aus-nutzung des Bodens, die Abschaffung des Brachlandes, die Eingleichung des Landschaftsbildes, die übertriebene Entstädterung usw. sind Forderungen einer kollektivistischen Ideologie, indes scheitert die Durchführung solcher Programmpunkte wie alle Gleichmacherei an der kulturellen Gliederung. Auch auf der Erdoberfläche gibt es stets unbewohnte neben schwach, dichter und dicht bewohnten Flächen (S. 716f.). „Warum?" Gar nicht „warum": es ist so! (biologische Organisation der Gemeinschaften, der „Lebensraum" biologisches Datum, das statistisch zu errechnen ist, sich aber nicht nach der Statistik richtet).

Längst schon gab das Volk Keime ab, wenn auch die Heimat „eigentlich" noch Platz hatte. Kolonisten überschritten die Grenzen, ihrem Weitenhunger folgend, sie suchten freilich nicht die Einöde (falls nicht Ein-siedler), sondern andere Menschen, sie brachten ihre Kultur mit und erbten sie unter Einfügung von Paßformen fremden Kulturgutes weiter, sie mischten sich z. T. auch mit dem Volke, das sie aufnahm, doch waren Mischungen mit fremdrassischen Menschen relativ selten. Sie gründeten Gemeinden und Gemeindeverbände, vaterländische Vereinigungen zur Pflege der heimatlichen Sitte, Religion, Kunst, Wissenschaft, zur gegenseitigen Förderung und zur Erhaltung und Verstärkung von Handelsverbindungen zum Muttervolke. Außer der friedlichen Eroberung neuer Sitze führten kriegerische Unternehmungen zur Veränderung der Landkarte. Sobald die militanten RSe der Volksgenossen ihre aktuellen Funktionsgrade erreicht hatten, fand die Waffenprobe statt, und der Unterlegene

mußte den Siegespreis zahlen. Mit fortschreitender Kultur wurden innervolkliche Fehden seltener, an ihre Stelle trat mehr und mehr der friedliche Wettbewerb, die schiedliche Verständigung; dagegen nahm (und nimmt) die stetige Erneuerung der Gesellschaftspyramide von unten nach oben periodisch die krisische Form blutiger Revolutionen an. Auch zwischenvolkliche Kriege wurden (und werden) seltener, je höher die Kultur anstieg (und ansteigt), doch war (und ist) ein casus belli, der Deutung nach eine causa belli, allemal zur rechten Zeit da, d. h. eben sobald die militanten RSe in die aktuelle Funktion eintreten (sind diese RSe noch nicht „soweit", dann wird auch ein viel schwerer wiegender „casus" friedlich erledigt). Auch Völker gleicher Rasse führten (und führen) miteinander Krieg. Völker etwa gleicher Kulturhöhe, also auch gleicher Kriegspraxis und -theorie kämpfen am härtesten miteinander.

Die Völker wuchsen, sich vermehrend, zueinander heran und kamen in immer engere Berührung. Im Inneren fielen die Befestigungen der Städte — bis auf militärische Stützpunkte —, der Schutz des Landes wurde vw. an die Grenzen verlegt und in der dem jeweiligen Entwicklungsstande des Kriegsapparates angemessenen Weise ausgebaut. Der zwischenstaatliche Austausch an Menschen, Kulturgütern, Waren usw. nahm dabei zu, aber auch bei ständiger Auswanderung kann die Bevölkerungsziffer eines Landes über die Höchstzahl von Bewohnern hinauswachsen, die ein Land ernähren kann, und es ergibt sich dann die Notwendigkeit, friedlich oder kriegerisch neues Land zu gewinnen, angrenzendes oder räumlich getrenntes. Je nach der Kulturhöhe ist die Macht (Weltgeltung) eines Volkes geringer oder größer. Jeweils ist ein Volk die Weltmacht; es hat da seine Höchstkultur erreicht. Nur einmal ist ein Volk im Ablaufe seiner Geschichte die Weltmacht, umspannt ein Weltreich; nur einmal und nur mit einem Höchstgipfel läuft seine KP ab. Alle Anstrengungen von Völkern, die ihre Vorherrschaft hinter sich haben, also in der absteigenden Strecke ihrer KP leben, nochmals Weltreich zu werden, führen nicht zu diesem erträumten Ziele, sondern sind nur Zeichen eines interkurrenten Aufwärts im Abwärtsgange, der ja auch nicht in gerader Linie, sondern mit periodischen Erhebungen erfolgt analog dem Aufstiege.

Weiterhin wurde die Gesellschaftspyramide breiter und höher, immer reicher gegliedert an Ständen, Klassen, Berufen, an Handel und Gewerbe, Technik und Industrie, an Wissenschaften und Künsten, an Sport und Spiel, an Rüstung für den Kriegsfall, an Formen des Liebeslebens einschl. Mode, Tanz, Geselligkeit, und immer feiner wurden die Methoden des sozialen Verhaltens, des öffentlichen Verkehrs (Höflichkeit, Wohlwollen, Anstand), immer mehr baute sich die staatliche Organisation

aus, die Hierarchie des Beamtentums, die Innen- und die Außenpolitik, die Verwaltung, die Rechtspflege, der Kult, immer mehr erhöhte sich die Selbständigkeit, die Freiheit und die Ehre des Einzelnen im Rahmen der Gesamtheit. Immer humaner wurde die allgemeine Lebensführung. Die Reifeprüfungen waren auch in den muskulären Akten (Sport, Kampfspiele improvisierter oder organisierter Art) nicht mehr roh und gewalttätig, sondern viel mehr Prüfungen auf Wissen, auf technische Fertigkeiten, rechtes Benehmen, Gewandtheitsproben nach verständigen Regeln („Komment"). Die Staatsform kann sich in ihrer grundsätzlichen Struktur nicht ändern: das Volk hat immer eine Führung, immer steht Einer an der Spitze, „führerloses Volk" gibt es ebensowenig wie „volklosen (ge-folg-losen) Führer". Im Parteienstaat hat jede Partei ihren Führer, an der Spitze stehen aber Regierung und Staatsoberhaupt. Das Alter (daher Senator, Senat), die Erfahrenheit führt, die Jugend, die Unerfahrenheit folgt. Bei einer Revolution hält sich die bisherige Staatsführung oder tritt eine neue an ihre Stelle. Ein schlechter Führer „hat das Volk nicht hinter sich", d. h. es ist mit ihm nicht einverstanden, aber er steht eben doch an der Spitze, so lange das Volk ihn duldet. Im Ablaufe der KP geht die Despotie in die konstitutionellen Formen des Staatslebens über gemäß der ständischen Ausgliederung des Volkes. Der Kulturstaat ist Ständestaat, die Stände sind die Basis-, die Mittel- und die Spitzenschicht. Normaliter treiben die Stände und ihre politischen Vertretungen nicht gegenseitig Opposition als Selbstzweck, kennen auch nicht nur ihre Einzelinteressen, sind sich nicht feind, sondern arbeiten prüfend, urteilend, beschließend für das Staatswohl zusammen. Hierfür ist es unerheblich, ob der Staat Monarchie oder Republik ist, ob der Thron in einer Dynastie weitererbt oder das Oberhaupt auf bestimmte Amtsdauer gewählt wird. Der Kulturstaat hat eine Verfassung. In höheren Kulturen ist die Despotie (Diktatur, Tyrannei) allemal ein Krankheitszeichen.

Die Kirche ist alleweil konservativ, sie hält's mit dem Herrn, unter dessen Schutz sie steht und der unter ihrem Schutze steht. Die geistliche Hierarchie ist strukturlich der weltlichen (obrigkeitlichen, politischen) genau nachgebildet. Der Priester ist ja ursprünglich eine Abspaltung des Vaters und nennt sich selber pater, Vater, papa, Papst. Das Volk hat seine weltlichen Fürsten, das Kirchenvolk seine Kirchenfürsten. Die beiden Organisationen, so einig sie waren, falls es galt, dem Volke gegenüber ihre Prärogative zu behaupten, stritten denn auch immerzu miteinander um den Vorrang, um die höhere („eigentliche") Macht. Des öfteren gebärdet sich die Kirche als Staat im Staate. Sie sammelt Reichtümer („tote Hand") mit milde-drohendem Hinweis auf ihre Macht über Himmel und Hölle, Sünde und Sühne, das dies-

und jenseitige Wohl und Wehe ihrer Schäflein. Indem sie dem Jenseitigen zugewandt ist, ihm also die weitaus größere, ja eigentlich überhaupt einzige Bedeutung in Zeit und Ewigkeit zuschreibt, muß sie ideologisch ihre Macht über Menschenmacht stellen; sie benutzt auch die angesammelten Reichtümer, die sie hierfür keineswegs verachtet, zu Versuchen, ihre Ansprüche durchzusetzen.

Dieser Kulturkampf wird erst ein Ende nehmen, nachdem die Kirche eingesehen haben wird, daß sie — der Entstehung des Priestertums nach — Dienerin des Staates ist und nicht umgekehrt. Religion ist Ahnenkult, und gewiß vergegenwärtigen, „vertreten" die Priester, insbes. das Kirchenoberhaupt (der Patriarch) den Urahn „Gott", spielen seine Rolle und genießen in jeweils zeitgemäßer Art die Ehre und Würde, die einst der Urvater auf die damalige Art innehatte (vgl. die Titel der Geistlichen wie Ehr-, Hochwürden usw., das gottesdienstliche Zeremoniell mit Kniefall, Verneigung usw.). Aber wie gesagt, der Priester ist ja „nur" eine Abspaltung vom Urvater und dessen Nachfolger durch die Generationen, die ganze KP hindurch ist somit nicht der Priester, sondern der Führer das Staatsoberhaupt, und wie die Kirche den Ahnenkult kennt und pflegt, so hat sie auch Volk und Führer zu einem richtigen Verhalten zueinander anzuhalten. Zwar ist das Staatsoberhaupt schon längst nicht mehr „Gott", wird nicht mehr angebetet, aber der gesunde Volksgenosse steht jederzeit der Obrigkeit und ihrer Spitze, dem Staatsoberhaupt in der jeweils zeitgemäßen Art, die allemal Ausformung des ursprünglichen Kind: Vater-Verhältnisses ist (vgl. Landeskinder, Landesvater), gegenüber, d. h. dieses Verhältnis hat prinzipiell einen religiösen, wenn auch keinen kultischen Charakter. Dies die Norm. Ist freilich das Staatsoberhaupt unwürdig, dann kann er (und erst recht nicht auf Befehl) persönlich weder die verehrende Liebe der Mehrheit des Volkes auf die Dauer erhalten noch ist er der echten landesväterlichen Zuneigung zu seinem Volke fähig, mag er auch um die Gunst des Volkes buhlen und beständig seine Liebe zum Volke im Munde führen.

Die Kirche ist also vom Staate nicht zu trennen, aber sie ist in den Staat eingeordnet. Ihr obliegt auch die religiöse Erziehung der Jugend, sei es daß der Priester selber oder der weltliche Theologe oder Religionslehrer den Unterricht erteilt. Die Religion wird normaliter aus der Schule nicht verbannt; sie wird es auch nicht aus dem privaten und öffentlichen Leben der Erwachsenen. Aber an der Politik ist der Priester nicht anders beteiligt wie jeder andere Staatsbürger. Eine politische Partei kann die Kirche ebensowenig sein wie etwa die Ärzte oder die Physiker oder die Handwerker oder andere Berufsstände. Die politische Einstellung des Einzelnen ist nicht vom Berufe her bestimmt, sondern ist, wie

dieser, Kennzeichen der Gesamtbeschaffenheit, und im Rahmen der Gesamtbeschaffenheit liegen die Erfahrungen, Vorschläge und Urteile, die der Einzelne zu den Gestaltungen und Erörterungen der öffentlichen Dinge beiträgt; dabei ist unter allen Umständen der Auftrieb im Volke von unten nach oben mit den entspr. Spannungen rein biologisch vorhanden und niemals abzuschaffen, die Spannungen aber können sich mildern und verschärfen, zum Teil auch unter geeigneten Umständen (Verhetzung usw.) ins Pathologische schwingen und der politischen Therapie (Aufklärung usw.) bedürfen. Ebensowenig wie Religion Staatspolitik ist Staatspolitik Religion. Die Kirche hat aber in sich ihre Politik wie jeder Stand (Standesvertretung, Kammern usw.) — nur ist dies eben keine Staatspolitik. In unserm Kulturkreise hat die katholische Kirche diese biologischen Tatbestände noch nicht (1934) hinreichend begriffen — im Unterschied von der evangelischen Kirche, abgesehen von einzelnen Vertretern, die auch da das Amt der Kanzel mit dem Amte des Kanzlers verwechseln. Jeder reife Mensch ist nicht nur berechtigt-verpflichtet, am öffentlichen Leben teilzunehmen, er kann sich ihm auch garnicht, weder freiwillig noch gewaltsam, entziehen: er ist immer Mitglied, gesundes oder krankes. Je reifer, je differenzierter der Mensch, desto wichtiger ist auch sein Beitrag zur Politik, mag er mehr Theoretiker oder mehr Praktiker sein.

Die Weltanschauung erhöht sich im Fortgange der Vollreife der KP zu den Formen einer immer ausgeprägteren Humanität. Immer mehr werden der Mensch und die Dinge um ihn als physisch erlebt, immer mehr tritt das Metaphysische zurück: am weitesten die urtümliche Allmacht, das Allgemeine, aus dem alle Wesen werden, näher steht die sog. monotheistische Hierarchie, bestehend aus „dem Gotte", daneben der „Muttergottheit" und der „Kindgottheit", daneben die „Untergötter", Heilige genannt, durch deren Vermittlung Gott den Weltbetrieb im Gange hält, am nächsten dem Physischen aber steht „das Seelisch-Geistige", die Fortführung der urdämonischen Gottheit aus ihrer unendlichen Entfernung zur unmittelbaren „Berührung" des Physischen. So kommt das Zeitalter der Psychologie auf, in der das Leib-Seele-Problem thematisch die weltanschaulichen Zweifel (Deutungen, Fiktionen) aller Entwicklungsstufen einfaßt.

Auch die Religion erweitert-erhöht sich zur psychologischen Erörterung der „Letzten Fragen", doch bleibt im Kult Hauptereignis die kultürliche Ausformung des urtümlichen Pubertätsfestes, in unserm Kulturkreise, den wir den christlichen nennen (1. Bd. S. 676), das Abendmahl. Überhaupt hat der Gottesdienst als Ahnenkult, Andacht seine Anknüpfungen in der Urzeit, dem Beginn der KP, wie man dogmatisch sagt, der Schöpfung der Welt und der ersten Menschen. Ins Dogma sind alle Stufen

der dämonistischen Weltanschauung eingewebt, doch ist Religion nicht Weltanschauungslehre, sondern eben Gotteslehre (Theologie), sie ist bisher eine dämonistische Lehre und zwar die Lehre vom absolut gut-bösen Jenseitig-Über-Unterirdischen, an dessen Existenz und Wirksamkeit sie glaubt, das sie für die Ursache des Irdischen und seines Schicksals hält, und dem sich der Sterbliche unterwerfen muß, das er aber mit Opfer, Gebet usw. sich verpflichtet (do ut des); sie glaubt an Gott im Himmel und somit notwendig an seinen Widerpart, den Teufel in der Hölle, sie glaubt, daß diese beiden „Allmächte" (!) sich im ewigen Kampfe gegenüberstehen und sich dazu des Irdischen als Material, Knetstoff, Waffe, Organ usw. bedienen. Das Irdische tritt also gegenüber dem Über-Unterirdischen an Wert und Bedeutung ganz zurück, ist nur eben das Objekt, an dem sich die jenseitigen Mächte den sterblichen Augen offenbaren.

Die „Einstellung auf das Metaphysische" ist normaliter auch für den Priester kein Hindernis, am physischen Leben teilzunehmen, nicht nur als Zuschauer, sondern als Mitspieler, als Vollzieher aller normalen trophischen und genischen Funktionen. Die Einstellung aufs Jenseitige ist nicht mit Weltflucht, Askese, Abstinenz, Monachismus (Mönchstum) zu verwechseln, nicht mit Verachtung der Welt, die doch Gott geschaffen haben soll, die leider aber doch wohl Teufelswerk sein soll. Für die neurotische Weltflucht ist insbes. die Geschlechtsliebe teuflisch und das Weib die Sünde in Person: vor ihr gilt es sich zu hüten, der Versuchung der Eva darf man nicht unterliegen, sie bringt den ewigen Tod, die ewige Verdammnis („Erbsünde" S. 208). Der größte Held ist der „Mann", der das Weib überwindet, indem er ihm widersteht! In dieser kranken Einstellung spukt der urtümliche Liebestod des Mannes nach (s. im 6. u. 7. Bde.). Es gibt bekanntlich ganze Kongregationen (Orden, katholischer Klerus u. a. „Männerbünde"), die in der angeblichen „Unterdrückung, Abtötung der Fleischeslust", in der Erniedrigung des Weibes zur Teufelin (Dirne) und der Erhöhung des Weibes zur Göttin (Heiligen), in beiden Extremen zur Unantastbaren, in der Tabuierung des Weibes das Verdienst sehen, das ihnen die ewige Seligkeit verbürgt. Die priesterliche Ehelosigkeit (der Zölibat) gleicht einem Fossil in der Gegenwart. Man darf sagen, daß der Zölibat *) das wesentliche Trennungsmoment zwischen der

*) Der etwa 900 Jahre alte Zölibat der katholischen Priester leitet sich ab: dogmatisch von der Ehelosigkeit („dem reinen Leben") des Jesus, dazu von dem Rat, den der Apostel Paulus den Korinthern gab: „Wohl tut, wer ein Weib nimmt, wer es nicht nimmt, tut noch besser"; kirchenpolitisch von der Annahme, daß der Priester, der nicht für Weib und Kind zu sorgen habe, dem Kirchenregiment vollständig verfügbar und der klerikalen Männergesellschaft eingeordnet sei; biologisch von der Tatsache,

katholischen und der evangelischen Kirche ist — nicht sowohl als ein einzelner Punkt, über den man verschiedener Meinung sein könnte, sondern als Kennzeichen der Gesamtpersönlichkeit, der Weltanschauung. Zwischen dem Asketen und dem Gesunden, zwischen dem Neurotiker, der die Welt nur braucht, um das Objekt der Verachtung zu haben, und dem Weltbejaher kann es kein Paktieren, keine Einigung geben, es sei denn, der Kranke würde gesund. In Wahrheit kann überdies der Asket seine Geschlechtlichkeit gar nicht „ausrotten", sich seine genitalen RSe nicht aus dem Leibe reißen (wie soll er denn das tun! auch die Kastration würde nicht ausreichen), er kann die Geschlechtlichkeit nur eben in abnormer, perverser Art ausüben, besser: verüben, also auch keineswegs Vorbild, gar vom Range des Heiligseins (heilig — heil — gesund!) sein. Die katholische Kirche mag die Priesterehe freigeben, dann wird der Genesungsprozeß zur Vereinigung der beiden Kirchen führen. Der Gesunde schätzt denn auch die Ehelosigkeit nicht als Verdienst ein, er beurteilt die Herabsetzung des Weibes zur Verkörperung der Hölle und der Sünde nur als „dummes Zeug", für ihn ist das Weib auch nicht eine unnahbare, unantastbare Heilige. Er sieht in der Frau die Geliebte, die Mutter seiner Kinder. Darob sollte er sie verachten? Daß sie den Innendienst leistet und leitet, der Mann den Außendienst (Arbeitsteilung gemäß der biologischen Beschaffenheit), darin gerade liegt die gegenseitige Anerkennung der Persönlichkeit. Nur neurotische Weiber können sich von ihrer natürlichen Rolle „emanzipieren" wollen und „Männerrechte" fordern; es ist das genau so dumm, als wollten die Männer den Frauen das Gebären und Stillen streitig machen. Das Sklaventum (mancipium), in dem das Weib bei manchen (bes. den südlichen) Völkern seit Beginn des Patriarchats lebte, geht bei steigender Kultur rein biologisch in die Freiheit über, die dem Weibe die gebührende Stellung in Familie und Staat gewährleistet, und bei andern (bes. den nordischen) Völkern hat es der Mann niemals an Achtung der Frau fehlen lassen. Übrigens wird die gegenseitige Achtung der Geschlechter nicht „gemacht", sondern ist ein biologisches Datum. Und was soll alle Großartigkeit des Mannes gegenüber der Frau, die er liebt! In Frankreich galt bis vor kurzem die Ehefrau als „geschäftsunfähig" (Code Civil §§ 213, 214) wie die Minderjährigen, die nicht im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte Befindlichen und die Geistesschwachen, aber wo haben die zarten Frauenhände mehr „Geschäfte" gesponnen als in Frankreich!

daß der „Alte", der verewigte Vater-Gott nicht mehr zeugen kann; weltanschaulich von der Deutung der Zeugung als eines Wunders (3. Bd. Nr. 64), das der genitalen Vorgänge nicht bedürfe oder sich ihrer höchstens bediene (§ 1,6); im wesentlichen aber, wie im Text ausgeführt, vom Liebestod des Mannes.

Auch die Philosophie, als Erkenntnislehre, kann der Psychologie nicht entraten, mag auch mancher Philosoph (z. B. Kant) psychologiefremd sein oder mag mancherlei „Ressortstreitigkeit" ausbrechen (1. Bd. S. 116f.). Die Naturwissenschaften übersetzen das psychologische Problem in das der Kausalität, und bei dem großen Aufschwung, den Physik und Chemie in Zeiten hoher Kultur nehmen, wird das Kausalproblem verallgemeinert — derart, daß es auch die psychologische und die religiöse Problematik in sich aufnimmt („psychische Kausalität", für manche prinzipiell gültig, für andere prinzipiell ungültig; Gott als Ursache, Gebet, Opfer als Ursachen der gottverpflichtenden Wirkung usw.); demgemäß breitet sich die mechanistische Weltanschauung aus: man betrachtet die Dinge vw. nach ihrem mechanischen, d. h. koordinativen Verhältnis zu einander, selbst in der Biologie als der Wissenschaft von den Lebewesen (S. 52f.). Mit dieser Verdünnung des Dämonismus wird freilich das Ringen um Klarheit (Aufklärung) nicht geringer, im Gegenteil steht die Periode der reifen Kultur als Teil der ganzen KP im Zeichen des Schmerzes, des Lebenskampfes auf allen Gebieten, der Notwendigkeit, die sich immer mehr vervielfältigenden und verfeinernden Aufgaben zu bewältigen, die Stellung und Geltung — für den Einzelnen in seiner Gemeinschaft, für das Volk in der Völkergemeinschaft — zu erhalten und auszubauen, den „Platz an der Sonne" zu sichern und zu erweitern.

Die Höchstreife.

Nunmehr erreicht die Gesellschaftspyramide die Vollendung ihrer Ausgliederung. Die Vernunft (nicht „die Göttin der Vernunft") regiert, d. h. die Begrifflichkeit differenziert sich zu den höchstmöglichen Graden. Die Weisheit regiert — nicht bloß an der führenden Stelle, sondern auch an den nachgeordneten Stellen, und das Volk hoher und höchster Kultur, das einen weisen Führer hat, ist nicht eine Masse von Untertanen, sondern die Gemeinschaft freier Mitarbeiter am Staatswohle und somit weise in seiner Gesamtheit. Der Staat ist in sich vollgefestigt und hochangesehen bei allen Völkern, er ist der mächtigste unter allen: die jeweilige Weltmacht hat die z. Z. höchste Kultur, so wird das Volk, das den Gipfel der ganzen KP ersteigen wird, alsdann die Weltmacht sein. Der Größe des äußern Besitzes entspricht die Größe des innern: die Höchstleistungen auf allen Gebieten, die eine noch ungeahnte Ausgestaltung erfahren werden. Das „Jedem das Seine" erreicht seine ideale Verwirklichung; Freiheit, Ehre und Ehrlichkeit, Selbständigkeit, Selbstverantwortung, Gerechtigkeit, Vertragstreue *), Zuverlässigkeit, Achtung

*) Verträge sind Rechtsinstrumente. Dies gilt auch für das Völkerrecht. Gesunde (normale, anständige, ehrliche, sittliche) Verträge werden frei-

der Persönlichkeit, Adel in Gesinnung und Verhalten, Wohlwollen und Freundlichkeit, Religiosität entwickeln sich zu letzter Vollkommenheit. Das Volk lebt, gleich welchen Amtstitel as Oberhaupt führt, in der höchsten Form des Sozialismus, der selbstverständlich volklich geprägt ist, aber in der Art des friedlich-freundlichen Verhältnisses zu den Völkern aller Erdteile. So sind denn auch Kriege seltener: die Machtmittel, aber auch die Staatsgesinnung des führenden Volkes sind so großartig und erhaben, daß so leicht kein anderes Volk in der Lage oder auch nur geneigt ist, mit ihm Krieg anzufangen; an den Waffenproben anderer Völker ist die Weltmacht nur mittelbar beteiligt, ist auch stets bereit, ihre guten Dienste für zwischenstaatliche Vereinbarungen zur Verfügung zu stellen und so Kriege zu verhüten oder Frieden zu stiften. Im Zeitalter der Weisheit kommen auch größere Revolutionen innerhalb des Weltreiches nicht vor: es geht allen Volksgenossen so gut, daß es ihnen nicht besser gehen kann, sie sind zufrieden, „gesättigt", nur bestrebt, ihren Wohlstand zu erhalten und mit hochkulturlichen Mitteln auszugestalten, — und an diesem Wohlstand nehmen alle Völker des Weltreiches teil, sie haben kein Interesse daran, aus seinem Verbande auszutreten; erst nachdem das Reich den Höhepunkt der Weltgeltung überschritten hat, stellen sich als Zeichen des beginnenden Zerfalls auch ernste Ablösungsbestrebungen, friedliche und kriegerische Verluste ein.

In der Familie, die ihre höchste Entfaltung erreicht, steht die Frau neben dem Manne in voller Gleichberechtigung, nur eben in getrennten, aber sich vielfach überschneidenden Arbeitsbereichen. Die Ehe ist die vollkommene Einehe. Nur Kranke sind Ehebrecher. Die Erziehung der Kinder erfolgt bis zur Pubertät in Elternhaus, Schule und Kirche, die Töchter lernen daheim oder in Anstalten den Haushalt, in den Mittel- und Spitzenschichten auch die Propädeutik der Wissenschaften, Sprachen, schönen Künste, die Söhne gehen je nach Begabung durch eine sorgfältige Lehrzeit und gedeihen zu einer Meisterschaft, die weit über dem Niveau der Vorperiode liegt. Der allgemeine Bildungs-

---

willig und zum Nutzen der Vertragspartner geschlossen. Alle erzwungenen Verträge sind unsittlich, krank. Gesunde Verträge passen sich (wie gesunde Gesetze) in freiwilliger Vereinbarung der Partner den sich ändernden Zeitverhältnissen an. Kranke Verträge sollen für die Ewigkeit gelten, sind starr und sind eigentlich schon gebrochen, wann sie geschlossen werden, wie alles Starre über kurz oder lang bricht. Sie sind nicht zu halten und nicht haltbar. Wer kranke Verträge „bricht", bricht sie eigentlich nicht, sondern zerbricht sie, d. h. hebt sie auf; er ist nicht Rechtsbrecher, sondern Rechtsordner und -wiederhersteller. Der Rechtsbrecher dagegen ist allemal krank, er kann auch gesunde Verträge brechen, sofern er dazu Gelegenheit findet. Vertragstreue kann nur gesunden Verträgen zukommen. Der Gesunde schließt nur gesunde Verträge. Vgl. S. 385ff., 400ff.

stand ist der im Ablaufe der KP überhaupt höchstmögliche. Auch der Ärmste ist, ohne sich „totarbeiten" zu müssen, wohlhabend und nimmt an den Entfaltungen der Künste und Wissenschaften teil, kann sich einen gewissen Luxus leisten. Die Zahl der Junggesellen sinkt; es gilt als komisch, unverheiratet zu sein, umgekehrt wie es einst, als die Geschlechter bloß zusammenlebten, dann eine Art Ehe aufkam, als komisch, ja zunächst unzulässig und gar staatsfeindlich galt, daß zwei eine Ehe führten. Die Geburtlichkeit ist „von selber" (ohne Beihilfen, Aufklärungskurse usw.) hoch, höher als die Sterblichkeit, so daß die Bevölkerungsziffer bis zum Gipfel der KP noch langsam ansteigt. Das Durchschnittsalter der Menschen (der „Wert des Einzellebens") übertrifft die Zahl der Vorperiode und gar der weiter zurückliegenden Epochen, doch ist das Volk nicht vergreist, sondern in der Blüte seiner Jahre.

Der Volksgenosse (im In- und Auslande), die Familie, Sippe, der Stamm sind sich der Zugehörigkeit zum Volksganzen bewußt. Angehörige fremder Völker, auch fremder Rassen genießen Gastrecht und haben Gastpflichten; sie können ungehindert, ja gern gesehen ihrer Arbeit nachgehen, so lange sie nicht stören, nicht gegen die Sitten und Gesetze verstoßen, sich nicht ungebührlich in die Lebensführung, Kultur, Politik einmischen. Es ist eine Selbstverständlichkeit für das Volk hoher und höchster Kultur, seine volks-rasseeignen Kulturgüter andern Völkern zu erschließen und auch von ihnen zu lernen; darin eben besteht der hochkultürliche Internationalismus (S. 633, 3. Bd. S. 78).

Der Mensch höchster Kultur denkt biologisch im Sinne der Psychobiologie. Zwar entfalten sich auch Technik und Industrie zu ihrer höchsten Blüte, aber das zu der raschen Erweiterung-Erhöhung der Naturwissenschaften gehörende mechanistische Denken ist schon historisch geworden, die Menschen und die Dinge um ihn sind nicht mehr bloß oder vw. nach ihrer Mechanik (Koordinatik), sondern als Biologisch-Ganze erfaßt; so sind auch die Gemeinschaften je eine biologische Einheit, von den anderen verschieden, aber untereinander im biologischen Verhältnis stehend. Die Welt wird physisch (nicht physikalisch) erlebt, die Physik ist eine spezielle Wissenschaft, nicht Grundlage einer Weltanschauung und nicht Weltanschauungslehre. „Physisch" bedeutet: die Dinge sind so klar, daß „der metaphysische Bestandteil" ganz zurücktritt, „unwesentlich" ist, letztens sich als Fiktion erweist, die, genetisch einsetzend mit dem Animismus und in die Formen des magischen, mythischen, mystischen, psychologischen und kausalen Denkens übergehend, eine lange Periode in der Entwicklungsgeschichte des Menschen hindurch gilt, dann aber — im realischen Denken — verschwindet. Die Höchstkultur ist die Zeit der Erkenntnis des Wesens der

Dinge. Zwar sind nicht alle erwachsenen Zeitgenossen in gleicher Vollständigkeit in diese mature Denkstufe eingerückt, aber doch eben die meisten, und die andern leben in einer Art des Interferenzdenkens (1. Bd. S. 77, 89), in der die realischen Anteile weitaus überwiegen und eben doch das gesamte Denken charakterisieren. Die Kinder freilich durchleben nach wie vor die genetischen Stufen der Weltanschauung, aber die Dämonie ist im Zeitalter der kulturellen Höchstreife überhaupt verdünnt, auch die Märchen und Mythen liegen sozusagen dem Physischen näher, sind „natürlicher" als in den vergangenen Kulturstufen. Nur die Kranken verbleiben, soweit krank, im rohdämonistischen Erleben der frühen Kindheit, und je nach der Ausbreitung der kranken Weltanschauung gewinnt der primitivistische Allmachts- und Dämonenglaube in seltsamer Mischung mit hochkultürlichen Denkformen an Geltung (wissenschaftliche, religiöse, politische, soziale usw. Sekten).

Die Religion wird in letzter kultureller Ausreifung nicht nur als Ahnenkult geübt (das wird sie immer), sondern klar als Ahnenkult erkannt, es wird klar erkannt, daß die Ahnen und der Urahn „Gott" nicht im Himmel und sein Widerpart, der Teufel in der Hölle eine gegenständliche Existenz führen usw., sondern daß die Vorfahren allesamt verstorbene Menschen sind, die in der Erinnerung fortleben und derer wir so gedenken. Der Gottesdienst geht in der realischen Weltanschauung vor sich, aus der zweifelhaften Verehrung eines unheimlich-unzuverlässigen außerweltlichen Zaubergottes bildet sich der tatsachensichere Ahnenkult heraus, an die Stelle der wertlosen und doch so teueren Wechsel auf das fingierte Jenseits, die niemals vorzulegen und niemals einzulösen sind, tritt die einfache, klare Rechnung des immerwährenden Menschentums, der wahren Menschlichkeit.

Noch hat kein Volk der alluvialen KP den höchsten Gipfel erreicht. Die KPn der einzelnen Völker sind Einzelkurven, die mehr weniger hoch ansteigen; nach ihren Kulturgütern verglichen, sind die Völker zu Kulturkreisen geeint, und diese sind rassisch abgestimmt, ja Rasse deckt sich mit Kulturkreis, ihm können fremdrassische Mitglieder nur partialistisch, nur insoweit, wie sie Paßformen haben, angehören, wobei auch diese Paßformen rassedeterminiert sind. Innerhalb der großen Kulturkreise gibt es Unterteilungen; so kann man ein aus mehreren Stämmen zusammengesetztes Volk oder mehrere bes. nah verwandte Völker als einen innerrassischen Kulturkreis abgrenzen. Derjenige Kulturkreis und in ihm dasjenige Volk ist berufen, den höchsten Gipfel der alluvialen KP zu erreichen, in dem die realische Weltanschauung entstanden und zu voller Reinheit gediehen ist: das deutsche Volk, das Volk der Dichter und Denker.

C. Der Abstieg.

Vom Höhepunkte der Kulturkurve an beginnt die Gesellschaftspyramide wieder zu verflachen, die Spitze zur Basis hin abzusinken. Der Abstieg erfolgt steiler und rascher als der Aufstieg. Die Kultur geht über in die Zivilisation (Verbürgerlichung hier als Kennwort für Angleichung aller Volksgenossen). Zunächst wird die einsetzende Zivilisation noch von einer weiteren Ausbreitung der Begrifflichkeit (Vernunft, Weisheit), der sog. „geistigen Kultur" überdeckt, dann aber schließt sich an die Involution der Gefühle und der Gegenstände auch die der Begriffe an. Zivilisation ist Abbau, Niedergang, Verfall der Kultur, kulturelle Involution, Inferenzierung (S. 689), Einschmelzung der reichen kulturellen Ausgliederung zu immer einfacheren Formen.

Die absteigende Strecke der KP verläuft in homo-analogen Stadien zu denen der aufsteigenden Strecke. Dem evolutiven Abschnitt „Alles allen", dem Kollektivismus entspricht der involutive Abschnitt „Jedem das Gleiche", der Äqualismus; dem evolutiven Abschnitt „Alles eins", dem Absolutismus entspricht der involutive Abschnitt „Keinem etwas", der Nivellismus. Die Kulturhöhe ist mit dem Worte „Jedem das Seine" als Sozialismus zu kennzeichnen. Im Verhältnis zum Kulturgipfel sind die evolutiven Etappen ein „Noch nicht", die involutiven ein „Nicht mehr". Hiernach sind die entsprechenden Stadien bei aller Ähnlichkeit zu unterscheiden (S. 689). Es ist hier von der Norm die Rede. Absolutistische (individualistische) und kollektivistische Auffassungen und Gruppierungen in höheren Kulturen sind allemal krankhaft. Unter Sozialismus verstehen wir nicht „alle Gemeinsamkeit", sondern nur die reife Form des Kulturlebens (S. 633). S. hierzu weiter im 5. Bde.

Nach der Periode „Jedem das Seine" beginnen sich die Abgrenzungen allmählich zu verwischen, die Gegensätze mit ihren Unter- und Verschiedenheiten einander anzugleichen. Zwar gilt noch das „Jedem das Seine" lange Zeit weiter, aber doch unter zunehmender Äqualierung; schließlich ist die Nivellierung vollendet. Die Einzelbesitze büßen an Differenziertheit ein, nicht nur der Größe, sondern auch der Ausgestaltung, dem Werte usw. nach, die Menschen und die Dinge um sie werden mehr und mehr uni-form, gleich-mäßig und gleich-gültig, indifferent. Das Interesse für die Welt, für ihre Mannigfaltigkeit, ihre feine und reiche Ausprägung geht nach und nach in eine müde Beschaulichkeit über, das Zeitalter der Trauer (in der gesamten KP) und der Kontemplation bricht an und geht in den freudig-friedlichen Lebensabend aus. Das Große und Hohe baut sich ab zugunsten des Mittleren und des Kleinen-Niedrigen, der Adel des ererbten und in heiligem Eifer gemehrten und so neu erworbenen inneren

und äußern Besitzes, der Wille nach höchstgesteigerter Leistung und die Freude an ihrem Gelingen ist schon historisch geworden und wird kaum mehr verstanden in einer Zeit, in der alle Abstufungen mehr und mehr zusammenlaufen, alle Gleiches leisten, die Gleichheit aller propagiert wird, System sich zu Schema und Schablone anorganisiert. Die homo-analogen Stadien „Alles allen" und „Jedem das Gleiche" unterscheiden sich wesentlich darin, daß dort Aufstieg, hier Abstieg, dort genetische Entfaltung, hier Einfaltung stattfindet. Es ist ein wesentlich anderes: das Zusammenleben der Primitiven in ihrer kollektiven Gemeinschaft, — und ein wesentlich anderes: die Lehre der französischen Revolution von der „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt". Die vorbesitzliche Periode ist biologisch durchaus verschieden von der homologen nachbesitzlichen.

Die Einebnung der Persönlichkeiten, ihrer Leistungen und Entlohnungen, also auch des inneren und äußeren Besitzes vervollständigt sich bis zu dem Stadium „Keinem etwas", d. h. alle Besonderheiten verflachen, selbst die Mittelmäßigkeit ist im Schwinden, Geringfügigkeit und Schwäche kennzeichnen die letztgradige Zivilisation. Und selbst die Geringfügigkeiten heben sich kaum mehr voneinander ab; was der eine leistet, leistet ebensogut oder schlecht der andere, und diese Gleichwertigkeiten sind so geringwertig, daß das sterbende Volk von der Hand in den Mund lebt, auf die Unterstützung anderer Völker, die an seinem Bestand Interesse haben, angewiesen ist, schließlich eine Art Kolonie wird und unter fremder Herrschaft ein kaum noch sichtbares Dasein führt, bis es völlig zerfällt, der letzte Überlebende unbemerkt zugrunde geht. Keinem gehört mehr etwas, auch dem Volke gehört nichts mehr, alles gehört den andern Völkern, sie sind schon Erben, und das sterbende Volk weiß zuletzt nichts mehr von der Auflösung seiner Existenz ins Universische.

Gemäß der Einebnung des Erlebens und Verhaltens der Einzelnen verflacht auch die Struktur der Rechtsordnung. Wenn doch jeder (ungefähr) Gleiches denkt und tut, vereinfacht sich auch die Gesetzlichkeit zu wenigen zusammenfassenden Formeln; nach ihnen sind die Einzelfälle leicht zu beurteilen, der Richter urteilt nicht mehr lebendig-persönlich, sondern automatisch nach Büchern und Akten. Auch die primitive Rechtspflege ist einfach, aber sie steht noch vor der Differenzierung zu den vielerlei Einzelfällen, deren jeder eine Vertiefung in die Tatbestände und Zusammenhänge erforderte; das senile Recht ist „jenseits" der Einzelheiten, die in den vielbändigen Kommentaren aus der Zeit der Hochkultur — sie fristen in den Bibliotheken ein unbeachtetes Dasein — niedergelegt sind, ist überblicklich und imponiert darin den Zeitgenossen als großer Fortschritt. „Gleiches Recht für alle" heißt da nicht mehr: alle Volksgenossen

einschl. des Staatsoberhauptes stehen im Gesetz, das ohne Ansehung der Person gehandhabt wird, sondern das heißt nunmehr: die normalen und die abnormalen Verhaltensweisen der Einzelnen differieren so wenig voneinander, daß auch die gesetzlichen Formulierungen sich entspr. angleichen und daß eine Fülle von Einzelfällen in einer Formel zusammengefaßt ist. Auch die Sitte und Sittlichkeit verliert mehr und mehr an Gliederung, Strenge und Reinheit der hochkultürlichen Verfahren und Urteile. Man wird nachsichtig, hat für alles Verständnis in der Art der müden, gemächlichen Gleichgültigkeit (nicht in der Art des einsichtigen Verstehens alles Menschlichen), es geschieht auch nichts, worüber man sich noch aufregen könnte. Die Ehe hebt sich nicht mehr scharf von den vor- und außerehelichen Liebesverhältnissen ab; man kann in der Einehe leben, man kann auch Ehebruch treiben, ein Wort, das um so mehr an Ernsthaftigkeit verliert, je mehr sich der Sittenverfall ausbreitet; man kann auch die Ehe meiden, in „freier Liebe", in wilder Ehe leben usw., eine Spätform der Promiskuität, des Hetärentums setzt sich immer mehr durch, die eheliche Treue wird zur Rarität, die Eheschließung und -trennung zur Formalie. Die Kinderlosigkeit nimmt zu, die Kinderzahl sinkt ab, die Verantwortlichkeit der Liebespartner, die Hoheit des Zeugungsaktes wird zum Spiel und zur Spielerei, und alle Versuche, mit bevölkerungspolitischen Maßnahmen den Volkstod aufzuhalten, sind, wie die Geschichte lehrt, vergebliche Liebesmühe. In Schwankungen nimmt die Bevölkerungsziffer immer mehr ab (Aussterbeetat). Die Menschen werden zwar durchschnittlich älter, aber dabei vergreist das Volk nur.

Die Familie lockert sich auf, ihre Abgrenzungen verschwimmen. Die Kinder sind nicht mehr fest in die Familie eingeordnet, sie lösen sich leichter und früher aus dem schwächeren Ringe, das Familienbewußtsein schwindet allmählich, damit auch das Sippen-, Stammes-, Volks-, Rassebewußtsein. Außerhalb der Familie einen sich die Kinder zu losen Gruppen, zu denen die einst festeren privaten und öffentlichen Verbände abklingen. Auch die Jugendlichen laufen zusammen und wieder auseinander. Die Auswahl der Freunde ist unpräzis, die Bindungen sind wenig haltbar: es ist fast gleichgültig, mit wem man verkehrt, es ist „einer wie der andere". So verwaschen sich auch die Liebesbindungen. Die Erziehung verflacht, die straffe Zucht der Hochkultur, die keineswegs Zwang, sondern einsichtige Freiwilligkeit, selbstverständliche Einordnung war, weicht der Bequemlichkeit und Schlaffheit. So werden die Ansprüche in Haus, Schule und Kirche mäßiger, allgemeiner, auch hier ebnen sich die Einzelheiten ein, an Stelle der gediegenen Allgemein- und Fachausbildung der Hochkultur tritt eine Verwässerung des

Lehrstoffes, und selbst die Wissenschaft wird mehr und mehr schablonisiert und verliert ihre Exaktheit, einzelne hervorragende Leistungen fallen unangenehm auf und gelten gar als soziales Unrecht oder Verbrechen. Das senile „Gemeinschaftsgefühl" verlangt: leiste nicht mehr wie die andern, lege jeden Ehrgeiz ab, lebe auf gleichem (niedrigen!) Niveau mit den andern, sonst störst du den fast wellenlosen Fluß der Dinge und verdienst es, aus der Gemeinschaft ausgestoßen zu werden! Menschen von noch rel. hoher Vitalität verlassen denn auch das Volk und zählen zu den zukunftträchtigen Keimen.

Die Gleichmacherei der Zivilisation (man findet sie z. B. bei den Juden, den Franzosen usw.) ähnelt stark der noch geringen Differenzierung der kulturellen Frühperioden, auch den Einstellungen und Gebarungen der Neurotiker, die innerhalb der kranken Bezirke noch in den genetischen Frühperioden, wenn auch in hypertrophen und altersmäßig nuancierten Ausformungen, leben. Der senile „Sozialismus", besser Universismus sieht den gesunden und pathologischen Formen des Kollektivismus und Chaotismus so ähnlich, daß ihre Verwechslung nahe genug liegt, ja daß jener sich mit dem Kollektivismus primitiver Völker, z. B. bei der Kolonisation sehr gut verträgt (es werden eben keinerlei kulturfördernde Ansprüche gestellt, die Neger dürfen Neger bleiben, sie werden als ranggleich anerkannt, sie können im weißen Lande sogar Minister werden usw.); und ferner kommt es vor, daß sich der Universismus in einem Volke höherer und noch aufstrebender Kultur mit dem pathologischen (neurotischen) Kollektivismus ein Stelldichein gibt und beide Arm in Arm auftreten, bis sie, wie unausbleiblich, in Todfeindschaft geraten, sich gegenseitig zerstören und endlich im Genesungsprozeß des Volkes ausgeschieden werden (z. B. Rußland seit 1917). Bei aller Ähnlichkeit sind aber die kulturellen Spät- und Frühstufen ebenso wenig zu verwechseln wie der Greis mit dem Kinde

Die zivilistische Eingleichung geht auch in der Technik vor sich, der Motor feiert seine Triumphe: er ist überall gleichmäßig verwendbar und braucht zur Bedienung nur die „Menschenhand", gleich, an welchem Menschen sie hängt. Der Mensch selber wird ja schematisch, die Persönlichkeit neutral, sie wird zur sozusagen unpersönlichen Persönlichkeit, zur „Person" (solcher Art), nur „der Mensch unter Menschen", eine Art Katalognummer, ist brauchbar, Differenzierung ist nicht mehr gefragt, und wer für Recht, Sitte, Ehre, Anstand, Treue, Ehe, Vaterlandsliebe eintritt, versteht diese Tugenden nicht mehr in der Prägung der Hochkultur, die ja nun schon historisch geworden ist, sondern in der Nivellierung seiner Zeit, in der man der großen Vergangenheit rühmend gedenken, diese Vergangenheit aber außer im Andenken nicht mehr erleben kann. Man kann auch

für die Zivilisation zu Felde ziehen; aber auch der Krieg ist zivilisiert, der Soldat kämpft für „allgemeine Menschenrechte", und er ist dabei mehr Bediener von Kriegsmaschinen als heldischer Kämpfer. Überhaupt tritt an Stelle „der Tat" — „das Tun", und das Tun wird immer weniger Handeln, immer mehr Reden. Das Alter ist geschwätzig. Die Zivilisation ist die Zeit des „Parlierens", des Parlamentarismus, der Dialektik, des Diplomatismus. Die Welt geht ihren Gang — er wird besprochen, dies eben ist, mehr und mehr überwiegend, die Art, in der man an dem Weltgeschehen teilnimmt; man kann ja doch nichts daran ändern, also legt man die Hände in den Schoß und „philosophiert". Und auch das Wort ist Massenartikel: es ist immer das Gleiche, was geredet wird, keiner sagt etwas Eigenes, es würde auch nicht verstanden werden, man redet im Schema, man unterhält sich über „allgemeine Dinge", ob ich spreche oder du sprichst, ist gleichgültig, meine Worte sind etwa deine Worte und umgekehrt. So kann man wo immer den wässerigen Redefluß so lange plätschern lassen, bis der andere weiterplätschert. Es ist allgemein die Zeit des Massenartikels, der Einheitsgeschäfte, des Fabrikatismus. Die Ware verliert mehr und mehr an Charakter, sie wird gattungsmäßig gleich, sie kostet gleich viel und ist möglichst billig. Alle kaufen das Gleiche, und es ist gleich, ob du hier oder dort kaufst. Es ist auch gleich, ob du diesen oder jenen Arzt konsultierst: du wirst überall nach den gleichen Methoden untersucht und erhältst die gleiche Verordnung, und die Apotheke ist schon längst Spezialitätenladen. Auch die Kunst liefert Massenartikel, wird einheitlich, farblos, matt, blutarm, seicht, zittrig, gewöhnlich, unedel. In allen Zeitungen steht das Gleiche, der Bürger mag auch Besonderes nicht wissen, er will nur leichte Unterhaltung, die ihn nicht „aufregt", für Neues fehlt ihm Interesse und Empfänglichkeit, die Gehirne sind schon früh „fertig".

In der Familie gleitet die Autorität des Vaters und der Mutter mehr und mehr ab, er ist und bleibt zwar Oberhaupt, aber nicht mehr in der hochentwickelten Position wie einst mit ihrer vollen Entscheidungs- und Veranwortungsfertigkeit, die den Kindern vorbildlich war und an der sie sich aufwärtslernten. Mehr und mehr gewinnen alle Familienmitglieder das gleiche Bestimmungsrecht, Vater hat nicht mehr zu sagen als die Kinder, die sich früh selbständig machen, ihrer Wege gehen und sich dieses Recht nicht streitig machen lassen (etwa von „altmodischen" Eltern). Mit der Familienbindung lösen sich alle „Bande frommer Scheu". Mit der Familie lockern sich alle Gemeinschaften auf. Die Geschlechter rücken in ihrer biologischen Beschaffenheit näher. Gemäß der Angleichung und Motorisierung der Berufe kann

Männlein und Weiblein das Gleiche tun; es ist schließlich unerheblich, wer „auf den Knopf drückt", wer den Kinderwagen schiebt, die Teller putzt. Der Sport nimmt auch hinsichtlich der Geschlechter allgemeine Formen an; schließlich kann das Mädchen, die Frau ja auch die Flinte abdrücken. Das geschlechtliche Interesse verflaut nicht nur nach der Intensität und der Entschiedenheit der endgültigen Ausrichtung, sondern auch nach der zunehmenden Indifferenz der Geschlechter in Tracht, Haltung, Gebarung; es gibt keine Geheimnisse mehr zu lösen, es ist ja „alles menschlich" im Sinne der Aufhebung aller Besonderheiten. Diese Eingleichung ist nicht etwa eine Wiederkehr des Matriarchats, sondern ein Eingehen des Patriarchats in die unterschiedsschwache und zuletzt unterschiedslose Fläche.

Wie die Autorität der Eltern in der Familie, so sinkt die der Obrigkeit und die des Staatsoberhauptes mehr und mehr. Die staatliche Hierarchie, die Standes- und Klassenunterschiede ebnen sich allmählich ein, die Arbeitsbereiche und -methoden gleichen sich an, jeder tut (ungefähr) das Gleiche, und so vereinfacht sich der Staatsbetrieb zur Schablone: jeder kann jedes Amt verrichten. Ein Staatsoberhaupt, ob Kaiser oder König oder Präsident usw. genannt, ist natürlich vorhanden (auch das greise Volk ist nicht führerlos), aber hat ebenso viel oder wenig zu sagen wie der Vater in der Familie, er sitzt auf seinem Amtssessel, aber tut auch nur das, was alle tun. Der Parlamentarismus — nicht zu verwechseln mit dem Parteiensystem aufstrebender und hoher Kulturen, in dem lebendige Arbeit geleistet wird, — liefert dem Staatsführer oder seinem Vertreter, dem ersten Minister, Entscheidungen, die einem matten Hin- und Herreden entspringen und die wie die Dinge, über die entschieden wird, ungefähr gleich wichtig-unwichtig sind, daher auch von der höchsten Instanz, die nun eben gar nicht mehr weit über die Ebene emporragt, nach dem Grundsatz „laissez faire, laissez aller" zur Kenntnis genommen und erledigt werden.

Gemäß der Auflockerung der mitgliedmäßigen Verbundenheit der Einzelnen zum Ganzen Volk und Staat verschwimmt auch die Abgrenzung des Ganzen, die Landesgrenzen stehen nur noch auf der Karte, praktisch sind sie offen in der Art der zunehmenden Auflösung. Auch das hochkultivierte Volk schließt sich von der Umwelt nicht ab, es steht mit den andern Völkern im regen Güteraustausch, der sich gemäß der Arbeitsteilung, die wiederum der biologischen Beschaffenheit des einzelnen Landes und seiner Bewohner entspricht, nach Angebot und Nachfrage ordnet; Autarkie im Sinne der Errichtung einer himmelhohen Mauer, der Erzauberung einer Schicht Nichts als Grenze, der Verklosterung eines Landes und Volkes kann nur Postulat einer kranken Ideologie sein, dessen Verwirklichung am gesunden Teile des

Volkes und an der Umwelt scheitert (S. 633, 707). Aber das Volk hoher Kultur hat eben eine straff ausgeprägte Struktur, zu der auch die straffe Grenzziehung, die klare Individuation des Volkes gehört. Die „Aufhebung" der Grenzen kann wiederum nur Forderung einer kranken Ideologie sein; wie ja überhaupt der uferlose Internationalismus nur das Gegenstück zum Übernationalismus ist. Dagegen ist die zunehmende Einschmelzung der volk-staatlichen Struktur, also auch das Verschwimmen der Grenzen im Zeitalter der Zivilisation ein normaler Vorgang wie das Altern des Einzelnen auch; freilich kann sich das Altern auch mit abnormen Erscheinungen vollziehen, dann ist eben der Alternde, auch das alternde Volk krank. Gemäß der zunehmenden Auflösung der Grenzen nimmt der Zuzug von Fremden den Charakter der Invasion („Überfremdung") an, Handel und Gewerbe, Erschließung der Bodenschätze, Industrie und Wirtschaft, Produktion aller Art, Benutzung und Erhaltung der öffentlichen Einrichtungen, des Finanzwesens, der Kunststätten, der Zeitungen usw., die Kunst, die Wissenschaft selber, ja auch die Ämter werden dem vergreisenden Volke mehr und mehr aus der Hand genommen, die ja auch unfähig zum Festhalten, die nur noch fähig zum Aufhalten ist. Natürlich ist das zivilisierte Volk auch Domäne der Freibeuter aller Art, der legalen oder illegalen Nutznießer der Schwäche. Auch im greisen Volke sind die gesunden Mitglieder ehrliche, anständige Leute, aber die Unterscheidungsfähigkeit von ehrlich und unehrlich, anständig und unanständig usw., kurz gesund und krank läßt nach, die Alten lassen sich in ihrer Urteilsschwäche leicht beschwindeln, sie sind harmlos ähnlich wie die unerfahrenen Kinder. So mindert sich auch das Volks- und Rassebewußtsein — dies nicht derart, daß die einzelnen Volksgenossen nicht mehr volklich und rassisch spezifisch wären, aber derart, daß die Unterschiede ins Allgemeine aufgehen. Die Erben haben da leichtes Spiel.

Das zivilisierte Volk sieht seinen Untergang vor Augen, es hat auch Hunger nach dem ewigen Frieden, es propagiert ihn auch, es „verfemt" den Krieg als Verfahren der Unkultur und Barbarei, aber es hat dann auch die Angst vor dem Ende, die um so in- und extensiver wird, je näher es rückt. In dieser Angst und in dem schmerzlichen Ringen mit dem drohenden Tode macht es allerlei und z. T. verzweifelte Anstrengungen, z. B. die Geburtenziffer zu heben, die Frühehe zu fördern, die Wehrkraft zu steigern, die zerfallenden Grenzen mit „uneinnehmbaren" Festungen auf und unter der Erde zu schützen, Bündnisse mit mächtigeren Staaten, gleichgültig welchen, also auch mit solchen, die nur eigennützige und mindere Interessen verfolgen, zu schließen, den Kolonialvölkern geringerer Kultur „gleiche Rechte" zuzubilligen und sie damit zur (wirklich barbari-

schen) Hilfeleistung zu verpflichten, Gold zu horten, um „allen Fällen" gewachsen zu sein usw., und zu alledem mit Vielgeschäftigkeit in Reden, Verträgen, Klauseln, Konferenzen, Beschlüssen, Papier und Akten, z. T. auch mit parlamentarischen und diplomatischen Intriguen, Lügen, Entstellungen, skrupelloser Propaganda usw. die ewig gefährdete Sicherheit zu — sichern. Indes es nützt alles nichts: vom Höhepunkte an nimmt der Organismus, auch der Volksorganismus stetig und zu Zeiten krisisch ab, und in friedlicher oder kriegerischer Invasion treten jüngere Völker oder ein jüngeres Volk die Nachfolge an.

Der zivilisierte Krieg wird im großen ganzen nicht Mann gegen Mann, sondern Maschine gegen Maschine geführt. Es gibt nur Materialschlachten. Ein oder wenige Mann können mit einer Maschine viele Gegner erlegen, sogar aus sicherem Hinterhalt; man schießt nur nach der Tabelle. Mit Giftgas sind ganze Truppenteile zu vernichten, mit einigen Gasbomben ganze Städte auszuräuchern. Im Namen der Zivilisation wird vom Feinde der Krieg nicht nur mit dem gegnerischen Heere, sondern gegen das ganze Volk, also auch gegen Frauen und Kinder geführt. Die Ritterlichkeit des Kampfes hoher Kulturen, der eine Kraftprobe der Männlichkeit, eine persönliche Leistung ist, sinkt zur Bedienung des Kriegswerkzeuges, eines Industrieproduktes, das serienmäßig, als Massenartikel hergestellt wird. Die Waffenehre ist zur Ehre der Waffe (gemessen an der Qualität, Brauchbarkeit usw.) geworden, nicht mehr Ehre des Mannes, der die Waffe führt. Die Mannestugend ist nun allgemeine Tauglichkeit zu gewissen Verrichtungen. Die soldatische Zucht ist „demokratisiert", auch die militärische Rangordnung „verbürgerlicht". Selbst der Heldentod ist eine Massenerscheinung und kommt unversehens im Kampfe der Maschinen. Das zivilisierte Volk kann noch aus eigener Kraft oder mit Hilfe seiner Freunde einen Sieg mehr erzwingen als erringen, aber auf die Dauer kann es dem jüngeren Gegner nicht widerstehen. Das Ingenium des Volkes hoher Kultur überwindet die Maschinerie der Zivilisation. Der Mann ist letztens doch der Maschine überlegen. Männer sind die besten Mauern. Ein Mann ist mehr als eine Masse.

So lange „die letzte Weltmacht" der KP auf ihrer Kulturhöhe lebt, ist sie unerschütterlich. Mit dem Abstieg aber setzt ihre Verletzlichkeit ein. Der Abstieg erfolgt nicht in gerader Linie und in gleichmäßigem Tempo, sondern mit periodisch interkurrenten Erhebungen und krisischen Beschleunigungen. Solche involutive Schübe sind — wie im Aufstieg — Kriege und Revolutionen, die sich unter Führung einzelner Männer, nicht selten krampfhaft, vollziehen und als ein spätes „Aufflackern der Lebenskraft" usw. bezeichnet werden, ferner wissenschaftliche, technische, religiöse, weltanschauliche usw., kurz kulturelle Um-

wälzungen überhaupt. Sie verlieren mehr und mehr an In- und Extensität, je älter das Volk wird, bis es zuletzt auch nicht mehr zu krisenhaften Erhebungen fähig ist und im Frieden der Schwäche dahinvegetiert.

Der involutiven Veränderung der Familie und des Volkes-Staates gemäß geht auch die Religion, die Weltanschauung überhaupt in die Verflachung und Einebnung über. Dem verblassenden Gottesbegriff tritt der Endbegriff „Muttergottheit", ebenfalls verblassend, wieder mehr an die Seite, und so gewinnt auch im Kult, der ebenfalls zu simpeln Formen verebbt, das Mütterliche als Quell und Heimat aller Dinge wieder mehr Raum. Die Gottesidee verliert dabei mehr und mehr an Interesse, ohne sich im wesentlichen merkbar zu verändern. Ein Volk, das auch auf seiner höchsten Kulturstufe im dämonistischen Denken bleibt, behält es auch in der Zivilisation bei, aber mit zunehmender Gleichgültigkeit auch gegenüber den Letzten Fragen. Die Macht Gottes oder der Götter oder das Schicksals oder der Kausalität gleicht sich der Macht des Menschen an, und diese Macht wird immer mehr eine einheitlich-gleiche. In dieser Äquipotenz kündet sich das Aufkommen der Spätform des Animismus an: ist das gesamte Sein gleichmäßig vom Jenseitigen durchflutet, nun so ist es eingeebnet, ungegliedert, indifferent, gleichwertig und -wichtig, ja die Unterscheidung „Diesseits: Jenseits", „Zeit und Ewigkeit" verliert an Bedeutung, wo doch ein gleichmäßiger Ablauf des psychischen und des physischen Geschehens angenommen wird. Schließlich verblaßt die dämonistische Gegensätzlichkeit in allen ihren Einzelformen immer mehr, die Einheit der Welt in der Art des senilen Monismus, der Analogie zum primitiven Monismus, ist das letzte Stadium der Aufhebung aller Grenzen, das Ende der Individuation, ist das ultimäre Chaos.

Die realische Weltanschauung wird in der Periode der Zivilisation nicht wieder dämonistisch. Wer einmal erkannt hat, daß die Dämonie nur Deutung, Fiktion ist, kann ihr auch als Greis nicht wieder anheimfallen. So ist und bleibt auch die biologische Religion frei von dämonistischen Deutungen und als Ahnenkult, als Verehrung der Vorfahren sowie ihrer gegenwärtigen Nachfahren bewußt. Letztens gehen die Denkweisen in die senile Einheitlichkeit ein, in die Erlösung alles Seienden zum Allgemeinen.

Die alluviale KP wird dereinst zu Ende gehen, mehr und mehr Völker werden aussterben, aber es werden sich Teile von ihnen sondern und Keime neuer Völker und somit einer neuen KP sein und sich je nach Spezifität in kürzeren oder längeren Zeiträumen emporentwickeln. Auf „Weltuntergang" folgt „Weltaufgang" — in immerwährender Reihe.

5. Kultur und Krankheit.

Es gibt gesunde und kranke Menschen. Unter „krank" ist zunächst „manifest krank" zu verstehen; die Manifestanz entwickelt sich aus der Latenz (Disposition). Die Latenz, die latente Krankheit ist aber auch nicht Gesundheit. Ob ein Mensch disponiert ist und „zu" welcher Krankheit, ergibt sich aus der Manifestanz, aus den Symptomen, die um so eher erkannt werden, je differenzierter (feiner) die Diagnostik. Ganz latent bleibt eine Krankheit niemals. Der Gesunde ist nicht latent krank, nicht disponiert, er wird nicht krank. Wer manifest krank wird, war bis dahin disponiert. Die Annahme, jeder Mensch sei disponiert (wohl gar zu jedmöglicher Krankheit), ist eine fiktionale Aufhebung der Unterscheidung gesund: krank: es gäbe dann eben überhaupt keine Gesunden, sondern nur Disponierte, d. h. Latent-kranke, es gäbe überhaupt nichts Gesundes, sondern nur Latent- oder Manifest-Krankes, „gesund" wäre synonym mit latent-krank!

Alle Krankheit, d. h. die Disposition zu einer innerhalb der Erbvariabilität liegenden Krankheit, der Zeitpunkt ihres Manifestwerdens („Ausbruches"), ihr Verlauf, ihr Ausgang ist ererbt (§ 3,3, A). In einer gesunden Erblinie kann also niemals Krankheit vorkommen. Wo Krankheit, da waren auch die Vorfahren — im Rahmen der Erbvariabilität — krank. Nun stammt das Volk von den Ahnen und Urahnen ab: die Gesunden von gesunden, die Kranken von (mindestens latent) kranken Ahnen. „Urahnen" ist Sammelbezeichnung für die ins Prähistorische auslaufende genealogische Reihe. Es hat immer gesunde und kranke Menschen gegeben. Der Glaube, daß alle Menschen von zwei Ureltern abstammen, ist auch hier Fiktion und Irrtum zugleich (vgl. S. 709): abgesehen von allen sonstigen Unmöglichkeiten — es müßten diese Ureltern entweder gesund gewesen sein, dann gäbe es überhaupt keine Krankheit, oder sie müßten zu jeder künftigen Krankheit disponiert gewesen sein, dann müßte man die gesamte Erbwissenschaft streichen, oder sie müßten gesund gewesen sein und doch unmittelbar oder mittelbar kranke Nachkommen haben zeugen können, oder Gesund müßte eines Tages Krank geworden sein, dann müßte man wiederum alle medizinisch-biologische Erfahrung auslöschen.

Im Ablaufe der Phylogenese, also der KP ändern sich die Krankheitsformen innerhalb der Erbvariabilität: jedes Zeitalter hat seine Krankheitsformen. Die Krankheiten der Einzelnen sind nach der Ähnlichkeit zu gruppieren, viele leiden an der gleichen Krankheit. Gemäß der jeweiligen biologischen Beschaffenheit der Kranken, insbes. ihrer kranken RSe, also gemäß der jeweiligen Kulturstufe sind die Krankheiten nach Symptomatik, Verlaufsweise einschl. Therapie, In- und Extensität

(„Schwere"), Ausgang usw. gestaltet. Neue Formen kommen oft krisisch auf, viele Zeitgenossen erkranken an der gleichen Krankheit, erweisen sich als gleichdisponiert, haben die gleichen (nahähnlichen) kranken RSe; dann flaut die Krankheit in kürzerer oder längerer Zeit ab, tritt in milderen In- und Extensitäten auf, wird erforscht, ihre Verlaufsweise einschl. Therapie differenziert sich — und schließlich erlischt die Krankheit bzw. geht in Formen über, die als mit jener verwandt oder als neue Krankheit auftreten. Hierbei haben alle Krankheiten ihre spezifische und innerhalb der Spezifität variable Periodik. Eine Seuche verläuft in einer gewissen Weise und erreicht nach einer gewissen Zeit der Latenz wiederum die Manifestanz, d. h. die kranken RSe aller Beteiligten funktionieren in auf- und absteigenden Intensitätskurven, die sich periodisch wiederholen, bis die gen. biologische Veränderung eingetreten ist. Vgl. 1. Bd. S. 568ff.

Die Frage nach der Ursache der Krankheit (warum gibt es Krankheit, warum ist sie auf die Welt gekommen, wer oder was hat sie verursacht, so daß sie, die vorher nicht da war, nunmehr da ist, wie wirkt sie auf den Menschen, so daß er, bis dahin gesund, nun eben krank wird, warum befällt sie diesen Menschen, aber jenen nicht? usw.) ist fiktional, wie 1. Bd. S. 81ff. dargetan. Krankheit ist Infantilismus (S. 150, 642, 6. Bd.). Krankheit ist ererbt. Es hat immer gesunde und kranke Menschen gegeben, die Krankheit ist nicht vom Himmel gefallen oder aus der Hölle in die Welt gezaubert. Sie ist eine biologische Tatsache. Es mag sein, daß in den Anfängen der KP die Zahl der Manifest-kranken prozentisch geringer war als später, aber die Menschen, deren Nachkommen früher oder später krank wurden, waren disponiert, latent krank, und zwar in der spezifischen Weise, die alsdann beim Manifestwerden erkennbar wurde. Immer gibt es eine Anzahl Kranker, auch solcher, die an der gleichen Krankheit leiden; ihre Zahl nimmt periodisch zu (bis zu Epidemien) und ab, sie ist immer geringer als die Zahl der Gesunden. Die Therapie usw. ist nicht die Ursache dieser Schwankungen, sondern gehört als Glied zur Verlaufsweise des kranken Geschehens (6. Bd. § 7).

Die These, die Kultur sei die Ursache der Krankheit, ist wiederum Fiktion. Die Kultur ist nicht eine außerhalb des Menschen existierende „Macht", die auf ihn, noch dazu auf den Gesunden (auch) krankmachend wirkt, ihn krank „macht" — mit Zauber, Dämonie. Kultur ist biologische Eigentümlichkeit des Menschen (S. 718); er ist geringer oder höher kultiviert, Natur- oder Kultur- oder Zivilisationsmensch. Auch Naturmenschen waren (sind) krank. Das „Zurück zur Natur", von „Naturaposteln" propagiert, ist weder ein Allheilmittel noch schafft die Krankheiten ab. Man kann von Krankheit als Kulturerscheinung nur in dem Sinne sprechen, daß sich die Krankheiten im Ablaufe der KP

ändern; sie werden auch eher erkannt und feiner diagnostiziert, ihre Symptomatik ist vielfältiger als in primitiven Zeiten, in denen Krankheit als einheitlich-diffuser Zauber, der Kranke als ein vom Krankheitsdämon besessener Gesunder, also nicht als eigentlich Kranker, sondern als sacer, auserwählt - verflucht galt — gemäß dem eigentlichen Sinne von „krank", das den Menschen allgemein als im Angst- und Schmerzstadium befindlich bezeichnet (3. Bd. Nr. 596). Im Zivilisationsalter gleichen sich auch die Krankheiten einander mehr an, verlieren an Differenziertheit.

Der kranke Mensch hat neben seinen kranken (zurückgebliebenen) höherdifferenzierte RSe; er ist „herdmäßig" krank, doch „strahlt" Krankes in die gesunden Bezirke ein, so daß das Gesunde an ihm mehr minder krankheitlich nuanciert, somit streng genommen nur fastgesund ist (S. 121, 311, 518). Das Kranke am Menschen ist gesondert, oft abgekapselt; das Fastgesunde steht zu ihm im Verhältnis der Ab-wehr („Wehr" ist eben die Abgrenzung, Absonderung, die anatomisch-funktionelle oder bei reinen Funktionsstörungen [Neurosen usw.] die rein funktionelle), auch hierin ist es anders wie das Gesunde: der gesunde Mensch hat eben keine kranken Anteile, gegen die sich eine Abwehr zu vollziehen hätte, er ist „ganz" gesund. Der Mensch ist ein einheitliches Ganzes. Auch das Volk ist ein Organismus, aber nicht in der Form wie der Organismus „Einzelwesen". Im Falle einer Epidemie sind nicht alle Volksgenossen krank; nicht alle leiden an Tuberkulose oder an Gicht usw. Die Mehrzahl der Volksgenossen ist unter allen Umständen, auch bei ausgebreitetster Epidemie gesund. Der Einzelne steht also zur Gesamtheit Volk nicht im gleichen Verhältnis wie die Zelle des Einzelwesens zu den übrigen Zellen dieses Organismus. Die Zelle des Einzelorganismus ist nicht in der Weise selbständig wie das Einzelwesen im Volksorganismus usw. Der einzelne Gesunde ist nicht „geschichtet" wie das Volk (S. 653). Kurz: der Vergleich des Zellenstaates „Einzelwesen" und des Volkes-Staates läßt sich korrekt nur bis zu Ähnlichkeitsgraden durchführen, die die Gleichheit nicht erreichen. Im Volke gibt es gesunde und kranke Einzelwesen und ist die Mehrzahl immer gesund (nicht bloß fastgesund). Daß die Gesunden unter den Kranken „leiden", heißt nicht: daß sie selber ein Leiden hätten, also an einer Krankheit litten, sondern daß sie sich zu den Kranken ablehnend, abwehrend, absondernd, duldend, mitleidig in der Art der Hilfsbereitschaft und Hilfeleistung (Ärzte usw.) verhalten; diese Abwehr ist aber wiederum gesund, also anders, aber ähnlich wie die Abwehr der fastgesunden gegenüber den kranken Anteilen des kranken Einzelorganismus. „Leiden" ist nicht bloß Wort in der Krankheitsbeschreibung, sondern auch in der Gesundheitsbeschreibung

(z. B. ich mag dich leiden, Liebeslust und -leid usw.). Der Gesunde verhält sich zum Gesunden anders wie zum Kranken; so selbstverständlich das ist, so wichtig ist es, sich dessen bewußt zu sein. Bezeichnen wir das Verhalten der Menschen nach dem Schmerzstadium als „Kampf" (Lebenskampf usw., S. 385, 437), so ist der Kampf Gesund: Gesund anders (Funktion anderer RSe) wie der Kampf Gesund: Krank, den man denn auch „Abwehr usw., Pflege = Kur (cura Sorge, Fürsorge), Therapie des Kranken" nennt, und wie der Kampf Krank: Krank und Krank: Gesund, der allemal Krampf ist.

„Volkskrankheit" bedeutet nicht: das ganze Volk ist krank, sondern: ein rel. großer Teil des Volkes ist krank; nur in diesem Sinne kann die Formel gelten: das Volk, die Kulturepoche ist krank. Die Mehrzahl ist immer gesund, leidet aber unter der ausgebreiteten „Volkskrankheit", und so bezeichnet man den Gesamtzustand des Volkes nach der rel. großen erkrankten Gruppe. Gewisse Krankheiten (z. B. Tuberkulose) sind mehr in den Basis-, andere in den Mittel- und Spitzenschichten (z. B. Neurose) verbreitet; klassifiziert man die Krankheiten nach der sozialen Schicht, dann ist „Volkskrankheit" eine Krankheit „des Volkes", d. h. hier der Basisschichten. In der Regel werden im Laufe der Zeit die Basisschichten in der Art der oberen Schichten krankheitsfähig, wird eine Krankheit „populär" (wie Kleidung, Benehmen, allerlei Gewohnheiten usw., § $8_{,5,B}$); so ist in unserm Zeitalter die Neurose mehr und mehr aus den vornehmeren Ständen in die Basisschichten eingerückt und zur wahren Volkskrankheit geworden, eine Tatsache, die um so bedenklicher ist, als die Diagnose noch viel zu wenig gestellt wird und sehr viele Neurotiker ihre krampfige Lebensform für die normale halten und die Diagnose (scheu, entrüstet, spottend usw.) ablehnen, sich also einer persönlichen Behandlung nicht stellen.

Die kulturelle Entwicklungsrichtung eines Volkes ist „im großen Ganzen" immer normal: sie ist die des gesunden Volksteils, der stets die Mehrzahl ist. Selbst eine kranke Führung kann das Volk nicht aus der gesunden Richtung bringen. Die Richtung des Kranken kann normnahe sein, also äußerlich zur Richtung des gesunden Volksteils stimmen, braucht dabei also nicht einmal (dem Laien) aufzufallen. Andere Kranke bewegen sich in normferner Richtung, gehen irre: da macht der Gesunde nicht mit. Immerhin stört das Kranke um so mehr, je ausgebreiteter es ist. Geht die Staatsführung auf Abwege, dann folgt ihr das Volk nicht, es folgen ihr nur die Mitkranken, Mitläufer, Geschäftemacher usw. Dabei ist das Volk nicht führerlos, es folgt aber der kranken Führung nur insoweit, wie es normal ist, ihr zu folgen, wie an ihrer Richtung „Brauchbares" teilhat. Das Jubeln der Masse beweist nur, daß die Sprache der Masse

„Lärm" ist, nicht aber, daß die Masse praktisch „mitgeht"; das Jubeln schlägt leicht in Jaulen und Johlen um, aus Hoch! wird Nieder! Zwangsmethoden lehnt der Gesunde ab; stößt die gesunde Richtung auf eine Zwangsbarriere, so wird sie übergangen oder überrannt oder beseitigt — früher oder später, aber sicher.

Die Volkskrankheiten sind anatomische (sog. „organische"), z. B. Pest, Pocken, Cholera, Syphilis, Gonorrhoe, Tuberkulose, Krebs, Diabetes usw., Krankenhausseuchen wie Hospitalbrand, Wundrose, neuerdings Embolie, — oder funktionelle (Neurosen, z. B. Kreuzzüge, bes. Kreuzzug der Kinder anno 1212, adamitische „Bewegungen" als Exhibitionismen, Tanzwut, Geißelwut usw., Sektenbildung aller Art, oft mit phrenotischen Einschlägen, abnorme Bewegungen in der Bevölkerung wie Verstädterung, kranker innerer oder äußerer Krieg usw., ferner Phrenosen [S. 117], so neuerdings Schizophrenie). Krankheit ist allemal Anachronismus, d. h. auf einer Kulturstufe bestimmter Höhe treten Lebensformen aktuell auf, die den primitiven nahe analog sind. Krankheit ist also ontisch Infantilismus, phylisch Archaismus s. Atavismus; die Lebensformen des jungen Kulturkindes sind denen der phylisch Primitiven nahe analog. Niemals ist Krankheit Vorwegnahme künftiger Lebensformen, doch sind die kranken Lebensformen als nahanalog den Frühstadien der KP wiederum analog den jenen Frühstadien homologen Spätstadien der KP, z. B. kollektivistische politische Organisationen nahanalog den Frühzeiten des Gemeinschaftslebens und wie diese ähnlich den zivilisatorischen Spätzeiten; doch sind die homologen e- und involutiven Stadien nicht zu verwechseln (S. 763). Auch die während der Zivilisation aktuell auftretenden Krankheiten sind Infantilismen-Archaismen, „Reste" aus der Frühzeit, gewuchert und ausgealtert.

Zur Krankheit gehört als Abwehr die Medizin. Im Matriarchat kannte die Mutter allerlei Wurzeln und Kräuter, deren Einverleibung mit gewissen Veränderungen des Organismus verbunden war. Im Laufe der Zeit bildete sich eine gewisse primitive Erfahrung, eine beginnende Klassifizierung, die weise Frau (Hexe usw.) wußte Pflanzen, nach deren Einnehmen sich etwa vermehrte Harnausscheidung, Schweißausbruch, die Menstruation usw. einstellten, andere, die, auf Wunden gelegt, Schmerzen und Blutung stillten, usf. (diese Forschungsweise war also ganz ähnlich der des Begründers der Homöopathie Hahnemann). Hier liegen die Frühstufen der Volksmedizin und damit der Medizin überhaupt. Gesund und Krank wurden noch nicht oder noch kaum unterschieden, später wurden die allgemein gesammelten Erfahrungen auf die Pflege der (nunmehr roh diagnostizierten) Kranken übertragen und speziell erweitert-

erhöht. Gemäß der Differenzierung der Krankheiten, ihrer Gruppierung zu Typen differenzierte sich auch die Medizin, die Diagnostik und die Therapie. Die Krankheiten wurden erforscht, und hiermit koinzidierte die Aus- und Durchbildung der Behandlung. Wiederum erwies sich der Mann als Erfinder und Entdecker, als Forscher, als Medizinmann und Arzt, als fortschrittlich, während das Weib auch hier mehr konservativ war und an den alten Methoden festhielt. Die Hauptgelegenheit, Medizin anzuwenden, war in primitiven Zeiten die Pubertätsprobe, doch erweiterte sich mit steigender Kultur auch die ärztliche Tätigkeit. Die innere Medizin arbeitet mit verfeinerten Pflanzenstoffen, synthetischen Mitteln, Organpräparaten usw., verfeinerten diätetischen, physikalischen, klimatologischen, balneologischen usw. Methoden, verfeinerter Pflege in Krankenhäusern usw. Auch die Chirurgie ist Abkömmling urzeitlicher Behandlungsweisen (χειρουργία das Arbeiten mit den Händen, die Ausübung eines Handwerks oder einer Kunst), der Pubertätsverletzungen und ihrer Pflege, dann der Opferhandlungen mit ihren Martern und Foltern usw.; auch hier wurden analoge Verfahrensweisen bei (nunmehr diagnostizierten) Kranken angewandt. Ebenso leitet sich die Geburtshilfe von den primitiven Gebräuchen bei Geburten ab, aus den magischen Verrichtungen wurden die exakten Methoden der hohen Kulturen. Die primitiven Beschwörungsformeln wandelten sich zu den ärztlich-priesterlichen Suggestionen (ohne oder mit Betäubung, Hypnose, magischen „Strichen" usw.). Noch immer wird die Therapie — bei aller naturwissenschaftlichen Aufklärung — für die Ursache der Heilung der wiederum verursachten Krankheit gehalten, eine Auffassung, die nur Verdünnungsgrad der primitiven rohdämonistischen Deutung ist; im Grunde genommen „zaubert" auch der heutige Arzt noch und „glaubt" das kranke und das gesunde Publikum an diesen (guten oder schlechten, großen oder kleinen, mehr oder weniger wirksamen) Zauber und honoriert ihn je nach seiner Macht über den Krankheitsdämon. Die Psychobiologie und die Erkenntnistherapie, die dem Zauberglauben ein Ende bereiten, sind Vorläufer der Zukunft.

Die Genesung. Eine anatomische Krankheit geht wieder in die Latenz (mit Bereitschaft zu Rezidiven) oder in mildere Formen oder in andere (verwandte, zunächst latente) Formen über, im letzteren Falle „stirbt sie (in der bisherigen Form) aus". Eigentlich ausheilen kann nur die Neurose (mittels Erkenntnistherapie). Dies gilt für den Einzelfall wie die Gruppen von Einzelfällen, eben die „Volkskrankheit". Die Therapie vollzieht sich natürlich am Einzelkranken; wird die Therapie gleichmäßig bei einer Gruppe von Kranken eines Typs angewendet, so ist sie soziale Therapie, z. B. Gruppenbehandlung von Tuberkulösen,

Rachitikern, Zahnkranken, Parkinsonkranken usw., Pockenimpfung (jetzt als soziale Prophylaxe), ferner Behebung von Neurosenformen wie Arbeitslosigkeit, Geldinflation, Klassenfeindschaft, kollektivistischer Destruktion usw. Die Genesung tritt in der Regel allmählich ein, in der Art des allmählichen Abklingens der Krankheit nach In- und Extensität, Ausbreitung usw., so daß während der Genesung noch Symptome vorhanden sind, oft auch andere bisher latente oder geringe Symptome „aufflackern", bis der gesamte Krankheitsvorgang abgeklungen ist. Es ist wichtig zu wissen, daß die Genesung allemal noch symptomhaft ist. Man darf diese Symptome nicht mit denen der vorangehenden Krankheitsperiode verwechseln und sagen, es sei eine Besserung überhaupt nicht erfolgt; in gleicher Weise darf man „Restsymptome", die überhaupt nicht ausheilen, nicht fehlschätzen. Aus einer kranken Niederlage z. B. kann ein Volk nicht mit einem Schlage wieder auf die Höhe kommen, sondern nach und nach und unter Erscheinungen, die immer noch krankhaft sind; auch lassen sich die „Defaitisten" niemals ausrotten, gewisse Schäden gleichen sich erst nach langer Zeit oder gar nicht aus, in jedem Volke gibt es immer Kranke.

Manchmal ist die Therapie falsch, d. h. gewisse Symptome, gewisse Verfahrensweisen werden als Genesungszeichen und -mittel verkannt; der Arzt ist selber krank und handelt falsch oder fehlerhaft. So kann z. B. eine Form kollektivistischer Unordnung in eine andere übergehen, die dann irrtümlich als Therapie jener aufgefaßt wird, bes. falls die Symptome anders gelagert und z. T. auch leichter sind als vorher; an die Stelle des Zusammenbruchs aller Autorität kann die Despotie treten, an die Stelle der epidemischen Verzagtheit der Fanatismus, an die Stelle des überspannten Leistungsanspruchs die Befreiung von allem Vorwärtsstreben, die Schablonisierung der Aufgaben (mit vermeintlicher Behebung, in Wahrheit nur Verdeckung der Neurose), an die Stelle der Verwirrung eine andere Art der Verwirrung (als vermeintliche Entwirrung) treten usw.; man kann Umtrieb mit Auftrieb, Entwicklung in die Fläche mit Entwicklung in die Höhe, Umbau mit Aufbau, Aufblähen mit Aufblühen verwechseln usf.; man kann Suggestion für Sachlichkeit, überschwengliche Begeisterung für echte Zustimmung, Demagogie für rechte Volksführung, erzwungene Heuchelei für Wahrheit halten usw. Indes was immer geschehen mag, der gesunde Volksteil ist und bleibt gesund und geht seinen richtigen Weg, und alle Krankheiten kommen und schwinden, sie wandeln sich im Ablaufe der KP zu verschiedenen Formen, sie treten epidemisch auf und die Epidemien klingen ab, sie leben neben dem gesunden Volksteil dahin, gesondert und geschieden, und niemals ergreift eine Epidemie das ganze Volk oder gar die ganze Welt, der gesunde

Volksteil leidet unter, aber nicht an der Krankheit, die therapeutischen Maßnahmen sind die Umstände, unter denen die Krankheit abklingt bzw. heilt (6. Bd. § 7).

Wie das Einzelwesen in der Gemeinschaft mit andern Einzelwesen, so lebt auch das Volk umgeben von andern Völkern. Zwar erlebt sich das Volk in seinen Frühstufen analog wie das junge Kind jeder Kulturstufe — gemäß der noch geringen Differenzierung der Hirnrinde, des Organs des Bewußtseins — als all-ein, als mit seiner Welt identisch (S. 744, 5. Bd. § 7,5), und auch nachdem es bei fortschreitender Entwicklung mit „andern" (Fremden) in Berührung gekommen ist, erlebt es sie zunächst in animistisch-magischer Deutung als dämonische Bedroher seiner Alleinheit und verhält sich demgemäß zu ihnen (magisches Auslöschen zu „niemands", chinesische Mauer, Vernichtungskämpfe, Einverleiben des Fremden in der Art des Auffressens oder auch der Erhöhung zum gefangenen-angebeteten Häuptling usw. und damit Übernahme der Fremddämonie), auch da ist das Oberhaupt „der Herr der Welt", „der König der Könige". Bei weiterer Differenzierung mehrt-erhöht sich der Austausch von Gütern aller Art. Wir wissen nun, daß auch der Primitivste in einer (seiner) Umgebung lebt, daß also das Absolut-, Alleinsein zwar primitives und primitivistisches (krankes) Erleben-Deuten ist, realiter aber nicht vorkommt. Der Autarkismus, d. h. die „absolute" Abgeschlossenheit, ist die neurotische Abart der Autarkie als der gesunden Selbständigkeit (Selbststärke, Eigenkraft, Unabhängigkeit, S. 633), eine neurotische Fiktion und praktisch ebensowenig durchführbar wie sein Gegenstück: der Apeirismus (Grenzenlosigkeit, „absoluter" Internationalismus); Autarkismus ist „grenzenlose Begrenztheit", völkischer Individualismus, krampfiger Verschluß der Grenzen, fiktives (magisches) Auslöschen des „Jenseits der Grenze" und somit der Grenze selbst; Apeirismus ist „begrenzte Grenzenlosigkeit", völkischer Kollektivismus, krampfiges Offenbleiben und in dieser Art „Wegzaubern" der Grenzen; es müssen Grenzen da sein, um „weggezaubert" zu werden. Der klösterlich Abgeschlossene hat eben doch Verbindung mit der Umwelt und kann ohne sie nicht leben, und die „absolute" Hingabe hat eben doch ihre Grenzen. Der Geizige kann nicht „alles" behalten und der Verschwender nicht „alles" wegwerfen, beide wähnen das bloß; überdies ist jeder Geizige auch Verschwender und jeder Verschwender auch geizig. Der Verstopfte kann ebensowenig dauernd („absolut") verstopft sein wie der Durchfällige durchfällig, und der Gesunde ist beides überhaupt nicht (s. im 6. u. 7. Bd.). Der internationale Güteraustausch kann zu Zeiten mehr minder gedrosselt oder überdehnt sein, stattfinden tut er allemal, in der Norm weder unter- noch übermäßig.

So können sich auch die Krankheiten des einen Volkes auf die Nachbarvölker ausbreiten, d. h. bei den manifest erkrankenden Angehörigen verschiedener Völker sind die analogen RSe krank, ihre Hochfunktion schließt sich rein biologisch an die der Kranken des andern Volkes an, die Gesunden aber werden niemals „von der Krankheit ergriffen, angesteckt, infiziert". Natürlich können sich in der gen. Weise auch gesunde Lebensformen von Volk zu Volk ausbreiten. Die Absonderung des Kranken vom Gesunden ist wiederum eine rein biologische Tatsächlichkeit, nicht aber „Ursache" dafür, daß die Krankheit jenseits der Grenzen bleibt, falls sie eben jenseits bleibt, d. h. im Nachbarvolke Menschen mit analog kranken RSen nicht existieren oder doch nicht manifest erkranken. Weder die gesunde noch die kranke (übertriebene oder untertriebene) Abwehr als Prophylaxe und Therapie ist eine dämonische Macht, die die Krankheit bannt; so viele Menschen ihrer Disposition gemäß manifest krank werden, so viele werden eben krank, und die Abwehr ist lediglich die Reihe der Umstände, unter denen, wie die Erfahrung lehrt, eine Krankheit nicht „ausbricht", d. h. aus der Latenz manifest wird, oder sich nicht ausbreitet oder abklingt. Alle Übertreibung und Untertreibung (Übertreibung „nach unten", Lässigkeit usw.) ist selber Krankheit.

Die Geldinflation z. B. trat während des Weltkrieges 1914—18 zuerst in Rußland auf und verbreitete sich über die Welt, zuletzt wurden auch die sog. Goldländer geldkrank, d. h. die kranken RSe, deren Aktualitäten „das Geld" (die Geldscheine) sind, gerieten in die hypertrophe Hochfunktion, in vielen Ländern gab es zahlreiche Menschen mit solchen kranken RSen, die nun nacheinander die Hochfunktion erreichten. Auch die Gesunden mußten die Inflation hinnehmen, sie litten aber nicht an, sondern unter dieser Geldneurose, sie leisteten die gesunde Abwehr, sie lebten nicht im Zahlentaumel, im Wahn der Milliarden und Billionen, sie hatten Distanz zum kranken Geschehen, sie trugen ihm Rechnung eben als einer Abnorm, die eines Tages abflauen und zu Ende gehen würde. Und das Ende kam, als die Geldneurose eben rein biologisch nicht mehr weiterging: es waren sozusagen keine Zahlen mehr da, die Nullen konnte man weglassen, ohne daß sich etwas Wesentliches änderte. Die Inflation paßte in die Epoche, in der sie auftrat; sie war die einzige Möglichkeit in diesem großen Zusammenbruch, die zur Gesamtkrankheit gehörende währungstechnische Notmaßnahme, Symptom neben den übrigen Symptomen, man kann ihr sogar den Charakter eines „therapeutischen Symptoms" zusprechen insofern, als sie es ermöglichte, in der Not durchzuhalten (worauf W. Rieger als erster Wirtschaftstheoretiker nachdrücklich hinweist, vgl. „Einführung in

die Privatwirtschaftslehre", 1928, Kap. XIII *)). Soweit gesund, haben sich die Länder gegen das Übergreifen der Inflation gewehrt, diese rein biologische Abwehr des Kranken (Eindämmung auf den Herd) konnte aber die Ausbreitung der Seuche nicht verhindern. Aber hätte man nicht die Währung total, in der Art einer absoluten Finanzautarkie absperren und somit retten können? Man „hätte" eben nicht, sonst „hätte" man. Die biologische Beschaffenheit der Situation war eben so, wie sie war, und der Autarkismus läßt sich eben nicht durchführen.

Im folgenden noch einige Beispiele von Volkskrankheit aus dem Gebiete der Neurose als der weitestverbreiteten Krankheit. Genaues über die Neurosenlehre und -therapie im 7. Bde.; dort ist über die Neurosen im einzelnen berichtet, hier sollen nur einige Formen national und international epidemischen Charakters namhaft gemacht werden. Das Gemeinsame aller Neurosen ist die Über-Unterfunktion, die Über-Untertreibung, der Extremismus, der Zwang als Methode, die addierte Schwäche, der Krampf und der Zusammenbruch, das Zuviel-Zuwenig auf infantiler Entwicklungsstufe (S. 640f.). Diese kranken Funktionen des Einzelnen sind mit seinen gesünderen und fastgesunden zur organismischen Einheit verbunden, somit für den Laien oft nicht ohne Aufklärung diagnostizierbar — wie ja überhaupt die Neurosenkenntnis im Gegensatz zur Neurose selber noch wenig verbreitet ist. Die Richtung der kranken Funktionen kann normnahe sein, also zu normnahen Zielen führen, die der Nichtkenner wiederum für normal halten kann. Alle kranken Funktionen sind infantilistische, laufen also in infantiler Entwicklungsstufe, sind also individualistische und kollektivistische Lebensformen. Bei den Gruppierungen gleichgesinnter Neurotiker — wir wollen diese (kleineren oder größeren) Gruppen als Sekten bezeichnen — wird oft die absonderliche Ideologie zu „Prinzipien, Theorien, Dogmen, Programmen" geformt; ihre Durchführung („Verwirklichung") ist natürlich nur soweit möglich, wie sich das (spezifisch) Kranke ausbreiten kann, d. h. wieviele Menschen so disponiert sind, daß sie in der gruppenspezifischen Weise manifest krank werden. Auch bei weitester Ausbreitung einer Volksneurose ist die Mehrzahl der Volksgenossen gesund (S. 774). Die Sekte kann auf ihrem Gebiete sogar die Oberhand gewinnen, eine Zeitlang die Führung übernehmen; dies beweist nicht etwa ihre Gesundheit. Ist die Diagnose nicht an den Eigentümlichkeiten der Theoretik und Praktik der Sekte sicher zu stellen, so jedenfalls an den beteiligten Menschen, insbes. den führenden Personen.

a) Ernährung, Kleidung, Wohnung usw. Über-Untertreibung jeder Art, Abstinenz, Askese, Abusus, z. B. Vegetarismus, Rohköstlertum, Mazdaznan usw., Fleischvöllerei, überfeine Kost, Gourmandismus, Gour-

*) Die Darlegungen Riegers sind durchaus prinzipieller Art.

metismus usw.; Antialkoholismus, Proalkoholismus; Kollektivierung der Küche und der Kost. Übertreibungen der Mode, exhibitionistische, asketistische Formen, Kollektivierung als übertriebene Uni-formierung, Gleichmacherei usw. Protzentum, Verarmung des Wohnstils, individualistischer Prunk neben kollektivistischer Ein-fach-heit, Bonzenluxus neben Wohnungselend. Usw.

b) Arbeit. Arbeitslosigkeit als Darniederliegen (Hypofunktion) der Arbeitsreflexe, unerfüllter Arbeitshunger, Arbeitsscheu, Kampf gegen die Arbeit usw., Unterorganisation (S. 712) des Arbeitsmarktes usw. Arbeitsüberfülle, Arbeitsinflation, unechte Arbeit, Überfunktion der Arbeits-RSe, Arbeitskrampf, Arbeitszwang und Zwangsarbeit, Auslaugung der Arbeitskraft, Verrationalisierung, Mechanisierung, Technifizierung, Schablonisierung der Arbeit, so daß der Theorie nach jeder jede Arbeit verrichten, jeden Posten bekleiden kann, „nichts" zu lernen braucht. Arbeit in die Breite, nicht in die Höhe. Nivellierung als Kollektivierung, Primitivierung der Arbeit, der Leistungen. Unproduktive Arbeit, es ist gleichgültig, was getan wird, wenn nur überhaupt etwas getan wird; Versportlichung der Arbeit (S. 373). Überproduktion an unproduktiver Arbeit, an Serienprodukten, indifferenten Massenwaren, Höchstleistung an Mangelleistungen, „Abschaffung" der Auf-Vorwärtsleistung, der höheren, edleren Aufgaben, der Emporsteigerung der Produkte, „Abschaffung" der Konkurrenz, des Konkurrenzkampfes, des normalen freien Spiels der Kräfte, „Abschaffung" oder doch zwanghafte Einengung der Konjunktur (S. 378), starre Festlegung von Angebot und Nachfrage, von Qualität und Preis. Arbeitsautarkismus im Sinne der „Abschaffung" von Im- und Export, Überorganisation und somit Erstarrung des innern Arbeitsmarktes als notwendiges Begleitsymptom der aktiv-passiven Abschnürung vom Weltmarkt, eine Art Haftneurose; vgl. dagegen „krisenfeste Konjunktur" 3. Bd. S. 375. Ungerechte Entlohnung der Arbeit, z. B. zu geringe Bewertung der Kopf- gegenüber der Handarbeit oder umgekehrt. Verachtung oder Verherrlichung der einen oder der andern Art der Arbeit und der Arbeiter, Vernachlässigung, ja feindliche Behandlung der einen, übertriebener Schutz der andern Klasse. Usw.

c) Wirtschaft. Knebelung der Betriebe, Zwang gegen die Eigenlebigkeit der Betriebe, die Initiative der Unternehmer, Kollektivierung der Betriebe, „Sozialisierung" als Enteignung, Einebnung der Betriebsstruktur, Aneignung der Führung durch tatsächlich Unfähige nach dem „Prinzip": alle leisten alles. Vielgeschäftigkeit als Leerlauf („tun, als ob man täte", unproduktives Hin und Her), Scheinblüte, Aufblähen statt Aufblühen. Über-Unterorganisation, Bürokratisierung, Mechanisierung, Nivellierung der Verantwortlichkeiten, somit ihre Vervielfältigung in der Fläche und damit Aufhebung: alle haben die gleiche Verantwortung, keiner ist verantwortlich (S. 744). Erstarrung des Wirtschaftslebens, Reduktion auf Schema und Schablone, Wareninflation neben abnormer Warenverknappung oder abwechselnd mit ihr. Wirtschaftlicher Autarkismus als hermetischer Abschluß von der Umwelt. Anderseits Vernachlässigung der Wirtschaft, Autokratismus und Autarkismus des Einzelbetriebes (Privat-betriebes), fehlende oder mangelhafte Lenkung zur Gemeinnützigkeit, übersteigerter Liberalismus (S. 751, „ich bin der Herr im Hause, ich kann mit meinem Betriebe machen, was ich will, usw.), starrer Widerstand gegen Staatsführung, Eigenwilligkeit, Rücksichtslosigkeit, Brutalität, Feindseligkeit des Unternehmers gegen den Untergebenen und umgekehrt, also Klassenfeindschaft, Gegeneinander-, nicht Miteinanderarbeiten, Streiterei und Streikerei. Ausnutzung des Betriebes (auch des landwirtschaftlichen, S. 752) bis zur Erschöpfung; Stillegung ohne Notwendigkeit. Zuweitgetriebene Bevormundung des Unternehmers, Herabwürdigung zum Handlanger, zum Zwangsarbeiter, eine Form der „Sozialisierung". Usw.

d) Geldwesen. Offene oder versteckte (verschleierte) Inflation, anderseits Überhöhung der Kaufkraft der Währungseinheit. Währungsautarkismus, d. h. „absolute" Isolierung der Binnenwährung (als „Idealzustand" gedacht). „Abschaffung" des Welt-Wertmessers, des Goldes (als Wertmessers! 3. Bd. S. 373ff.; Dr. Hjalmar Schacht in Ztschr. d. Akad. f. Deutsches Rechts H. 1, 1938: „Das Goldwährungssystem war weder eine kapitalistische Erfindung noch ein weltanschauliches Dogma, sondern lediglich ein technisch-zweckmäßiges Werkzeug zur Ordnung internationaler Währungs- und Wirtschaftsbeziehungen zwischen Ländern, die ihre Handels- und Kreditbeziehungen nach vernünftigen wirtschaftlichen Grundsätzen regelten.... Wie immer die Währungsordnung der Zukunft im einzelnen aussehen mag: sie wird auf jeden Fall wieder auf der Grundlage des Goldes beruhen."). Die Ablösung der Währung vom Goldstandard (also vom Gold als Wertmesser) kann im Zwange der Umwelt erfolgen, ist dann Notbehelf mit dem Ziele der Wiederherstellung der Weltgeltung der Währung, deren Anerkennung auch zur Ehre eines Staates gehört *). Diese Autarkie ist nicht der Autarkismus als „Idealzustand". In diesem „spielt Geld keine Rolle": es fehlt der allgemein gültige Wertmesser, die allgemein anerkannte Höhe der Kaufkraft der Währungseinheit, es ist „prinzipiell" gleichgültig, wieviel Geld ausgegeben wird, es rouliert im innern Kreise umher, aus einer Tasche in die andere, es ist „frei in der Gefangenschaft", so gut wie abgeschafft, nur noch „Schein", nicht mehr „Geldschein" (= Bescheinigung für geleistete Arbeit), um so unangenehmer, als dieser „Schein" mahnt, daß er, obwohl „Schein", doch „gilt", daß man mit ihm rechnen muß, ja daß man sogar seinen „Wert", d. h. seine Kaufkraft irgendwie bestimmen und einsetzen muß. Bei Wiederherstellung der Weltwirtschaft hat sich die Kaufkraft einer Binnenwährung der Goldparität anzupassen. Ansammlung des Geldes in den öffentlichen Kassen („Vater Staat besitzt alles", gibt nach seinem souveränen Ermessen Zahlungsmittel als Darlehen an das Volk und nimmt sie in Form von Überbesteuerung, Inflation von Anleihen usw. wieder zurück); andererseits Leere der öffentlichen Kassen („das Volk besitzt alles" und gibt dem Staate nach Belieben, bei laxer Handhabung der Steuergesetze, die obendrein quoad Änderung tabu sind, usw.); der Geldumlauf ist also krisisch gestört. Entleerung des Kapitalmarktes, Überfüllung des Rentenmarktes oder umgekehrt, mit Zwangsregulierung der Kapitalbewegung, also krampfigen Eingriffen in „das feine Uhrwerk der Wirtschaft" (Schacht). Kapitalismus als Mammonismus, Überschätzung des Geldes, der Geldmacht nach dem egoistischen Motto: „Wenn ich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde"; Gegenstück: Verachtung des Kapitals, Antikapitalismus, Kapitalfeindschaft, Boykottierung des Besitzes als „Raub an der Gemeinschaft" („Eigentum ist Diebstahl", Proudhon; vgl. Napoleon Bonapartes Geringschätzung der Kaufleute, die er allesamt für Schwindler und Betrüger hielt, deren Geld — non olet! — er aber brauchte, also ihnen „rechtens", nämlich als geraubtes, nahm, um seine pathologischen Kriegs-, lies Raubkriege zu finanzieren). „Alles mein" und „Alles allen" — die in-

*) Die „Kaufkraft" (= „der Wert") der Währungseinheit ist keine Währungsgrundlage als Wertmesser, sie bestimmt sich ja erst aus dem Vergleich der Währungseinheit mit dem Wertmesser. Es zeigt sich aber in der Kaufkraft der Währungseinheit die Wert-schätzung an, die eine Währung und damit ihr Fundament (Arbeitskraft, Macht, Besitz) genießt. Wird das Gold als Wertmesser abgeschafft, nun so muß man einen andern Standardwert finden, an dem die Währungseinheit und ihre Kaufkraft gemessen wird. Die Arbeitskraft eines Volkes ist kein geeigneter Wertmesser für die Währung: sie schwankt, und sie ist selbst erst in Werteinheiten zu rechnen; sie gehört aber zum Reichtum eines Volkes.

fantile Besitzlichkeit in den pathologischen Formen des Individualismus-Kollektivismus: besitzt der individualistische Staat „alles", dann ist der Einzelbesitz, das Privateigentum aufgehoben, und nicht anders ist es im kollektivistischen Staate, in dem alle alles besitzen; beide Formen sind immer vereint, im kollektivistischen Staate herrscht der (individualistische) Despot, der „Allmächtige", der in seiner Allmacht sogar „jedem das Seine" in der unechten Weise des kollektivistischen Überlassens zubilligen kann, dem echten, reifen, gesunden Sozialismus aber immer feindlich ist. Selbstverständlich ist das Kapital niemals „abzuschaffen"; wer es versuchen wollte, würde hierzu des Kapitals bedürfen.

e) Sozialität. Klassenfeindschaft, und zwar Feindschaft der Klassen unter einander (Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Basis - gegen Mittel- gegen Spitzenschichten und umgekehrt) und Feindschaft gegen die soziale Struktur, die eben pyramidisch geschichtet ist und zu deren Beseitigung (Einebnung, Abschaffung der Klassen und Stände) eine — Klasse gegründet wird. Die Feindschaft ist unduldsam, fanatisch, beansprucht die Ausschließlichkeit, treibt Selbstkult, verketzert, verfemt, verfolgt alle Andersgesinnten, auch die, bei denen eine „andere", d. h. da allemal todfeindliche Sinnesart auch nur im leisesten vermutet wird, sucht sie wohl gar mit Vernichtung der Existenz zu brutalisieren, mit Mord und Totschlag auszurotten. Zerschlagung der Gesellschaftspyramide zu kollektivistischem Brei (programmatisch ganz und gar, praktisch soweit sich die Krankheit ausbreitet) — mit einem Kern, der despotisch, also individualistisch herrscht, den Gottheitsanspruch offen oder versteckt erhebt und von den Anhängern zugebilligt erhält, also tabu, unantastbar, allmächtig, allwissend, absolut ist — und mit ihm jeder seiner „Jünger", die ja in seiner Allmacht leben, die Allmacht selber vertreten. Politisches Papsttum, Götzendienst; nicht sachliche Fähigkeit gilt (im Gegenteil: sie ist unbequem, nur zum Ausnutzen da), sondern Dauer der Parteizugehörigkeit, Intensität des Fanatismus bestimmen die soziale Stellung. Das Verfahren des Terrors kann die milden Formen der Gewinnung „aller" Andersgesinnten mit unablässigen Suggestionen, Selbstbeweihräucherungen, Verheißungen, flehentlich-beschwörenden Drohungen, getarntem, aber unerbittlichem Zwang usw. annehmen, ist aber immer extremistisch in der Art: willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein. Die Anhänger werden zur Eliteklasse erhöht,mit Ehren, Titel, Ämtern, Gütern überhäuft, aber ständig auf die Probe gestellt, bemißtraut und bespitzelt — von Spitzeln, die wiederum bespitzelt werden... „jedermann sein eigner Spitzel, sein eigner Denunziant". „Alle" sind mundtot gemacht, entmündigt, versklavt, der Despot ist der Sklave der Versklavten. Die geringste Auflehnung, die leiseste Einwendung, Abweichung vom Dogma ist Gotteslästerung und muß im Prinzip genau so bestraft werden wie die offene Empörung, nämlich mit dem Tode (doch ist „Gnade" möglich). Und dieser Terror eben ist „die wahre Freiheit"! Der Sektenhäuptling ist Gott, der allmächtige Dämon, der Gottgesandte und auch so Gott, göttlich: daher muß die „alte" Kirche und Religion abgeschafft werden, die neue Religion, der neue Glaube und Kult muß „150prozentig" ein- und durchgeführt werden, Gott kann keinen andern Gott neben sich dulden, ER ist der neue Welterlöser, seine Lehre kennt keine Grenzen, die Gottheit ist grenzenlos, am besten erlöst man das Volk und die Völker, indem man sie magisch oder praktisch umbringt.

Wir lesen z. B. bei Lyons, Assignement in Utopia, Verf. habe die Sowjetunion mit dem Gefühl verlassen, daß die Russen ein gefangenes Volk seien. „Der Verstand wird geknebelt, da jeder Gedanke vorgeschrieben und geistige Wißbegier als Ketzerei bestraft wird. Geistig hingegen ist das Volk durch die Notwendigkeit gefangen, Enthusiasmus für die Knute zu heucheln, vor verhaßten Bildern das Knie zu beugen und dem Heucheln überhaupt ständig als erstem Lebensgesetz zu dienen." Der geflüchtete

sowjetrussische Diplomat Budenko berichtet im Giornale d'Italia (16. Febr. 1938) u. a.: „Der Arbeiter ist gezwungen, viele Stunden des Tages in Zirkeln zu verbringen, in denen er sklavisch und herdenmäßig die bolschewistische Herrschaft anbeten und für sie stimmen muß. ... In diesem Lande wird schon allein der Verdacht, die Stimme gegen Stalin erhoben zu haben, als das schlimmste Verbrechen des Hochverrats betrachtet und führt unweigerlich zu langjährigem Zuchthaus, wenn nicht gar zur Todesstrafe.... Es herrscht der furchtbarste und blindeste Terror. ..." In der Prawda v. 14. Febr. 1938 bekannte sich Stalin neuerdings zur Weltrevolution und erklärt, daß die gesamte Bevölkerung der Sowjetunion im Zustande der Mobilisation gehalten werden müsse (zit. nach Berl. Lok.-Anz. vom 15. Febr. 1938).

Was Gott der Diktator tut, ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille. Sein Wille ist über dem Gesetz, er kann, ja „muß" tun und lassen, was er will, er irrt niemals, selbst die tollsten Irrtümer liegen in seiner Irrtumslosigkeit und sind in Wahrheit ewige Wahrheiten, er ist unfehlbar, auch die ärgsten Fehler sind. vom Unfehlbaren vollführt, keine Fehler, sind entfehlert: die Allmacht ist das Allgute-Allböse in einem, jede Kritik hieran wäre der Versuch, die Allmacht zu brechen, ja jeder Gedanke an eine Kritik wäre schon Erhebung über die Allmacht und somit ihre Störung, Zerstörung, also „muß" der Fanatismus, die maßlose Angst usw. des Despoten sie „im Keime ersticken" (der Despot ist ja krank, neurotisch, manchmal phrenotisch, er hat oft „Anfälle" u. a. mehr minder heftige Beschwerden, er hat oft Zusammenbrüche, die er natürlich streng geheimhalten muß, er ist nicht Kämpfer, sondern Krämpfer). Mit der Einebnung und Einnebelung, der Kollektivierung der öffentlichen Meinung, der Zeitungen, der Literatur, der Kunst und Wissenschaft usw. ist verbunden der Götzendienst, die Anbetung, Anhimmelung der „absoluten Autorität". Die Apostel des Despoten überschwemmen das Land und überfluten gewaltsam das Volk mit einer Doktrin, die für noch nie dagewesen, einzig und einmalig und ewiggültig ausgegeben wird und die doch nur eben der Individualismus-Kollektivismus in einer speziellen Formulierung ist — „neu" nur in der besonderen bizarren Konstruktion, in der Kunstfertigkeit der Dreherei und Drechselei, der Verdunkelung von Wahrheit und Unwahrheit, der Vermengung von Tatsache und Phantastik, Irrtum und Lüge zu einem In- und Durcheinander, in dem sich kein Mensch und die Apostel selber nicht auskennen, „neu" in der Spekulation auf die Unkenntnis und die Glaubensbereitschaft und das kurze Gedächtnis der breiten Masse, die ja auch nichts weiter denken und tun soll und darf, als die überschwänglichsten Lobeshymnen auf den neuen Gott anstimmen. „Man" gewöhnt sich an alles, — selbst an das Anhören und Herbeten von Sentenzen, die einen so wenig angehen, einem so gleichgültig sind, daß man sie nicht einmal prüft; man hört und spricht sie nur in Zwang und Erpressung — denen man somit entgeht. Diese Sorte von politischer Phraseologie ist die ewige Wiederholung des Gleichen, in Super-superlativen, die sich selbst überschlagen, in irrealischen „Beweisführungen" (z. B. „was wäre aus uns geworden, wenn nicht der neue Gott, Gottgesandte erschienen wäre! Wir wären alle längst zugrundegegangen" usw. — als ob z. B. das russische Volk in dem gemeinten Sinne zugrundegehen, also vom Erdboden verschwinden und vor diesem Untergange durch den Gott-Menschen bewahrt werden könnte!), in wildesten Beschimpfungen und Verleumdungen Andersgesinnter, in schärfsten Verurteilungen der Methoden, die man selber — prinzipiell anwendet. Die Apostel gehen natürlich auch ins Ausland, gründen dort offen oder heimlich Sekten, wühlen und hetzen und suchen, immer in Angst um ihr Leben, das vom Despoten bedroht ist, sein „Evangelium" zur Anerkennung zu bringen, Revolution oder Krieg zu inszenieren. Der Despot braucht diese unablässige radikalistische Propaganda, um die Schwäche

seiner Position vor sich und den andern zu verbergen, und eben damit bekennt er sie: eine gute Sache bedarf nicht der aufdringlichen Reklame, Anempfehlung und Ruhmredigkeit. Selbstverständlich hat er nur 150%ige Erfolge, die Mißerfolge werden verschwiegen oder zu Erfolgen umgefälscht, mindestens derart, daß sie den Verrat von Saboteuren u. a. Verbrechern am Volke, d. h. am Despoten, der sich mit dem Volke identifiziert (er hat und ist ja „alles", die „Allheit"), offenbaren und so Gelegenheit geben, die „Volksfeinde" von einem „Gericht" nach mittelalterlicher „Vorbereitung" (modernisierte Art der Folter, Geständniszwang usw.) verurteilen zu lassen. Dafür wie überhaupt für all sein segensreiches Wirken erhält der Despot (befohlenen) frenetischen Beifall — und wehe dem, der nicht mitjubelt! Man übersieht oder „darf nicht daran denken", daß es ja für einen Gott kein Kunststück ist, alles richtig zu machen, und daß nur der Mensch für eine überragende Leistung Anerkennung, Ehre und Dank verdient. Übrigens sind solche kranken Lebensformen von gesunden kulturellen Fortschritten, die natürlich einmalig sind, nicht zu verwechseln.

Gemäß der Disposition der Zeitgenossen kann die Sekte zu einer kleineren oder größeren Bewegung werden, ja eine kleine Gruppe kann die Gesamtheit derart terrorisieren, daß sie die Führung übernimmt. Sie wird zunächst die große Masse mit Versprechungen alles dessen, was sie sich wünschen mag, gewinnen, dann auch die Mittel- und Spitzenschichten, in die ja die Anführer aufgeschwemmt werden, zu erobern und so in das öde Flachland des Kollektivismus niederzureißen suchen. Immer wird das Mißtrauen gegenüber der Intelligenz bestehen bleiben, am besten ist es, sie auszurotten. Das Volk muß dumm und urteilsunfähig erhalten werden, damit es den Gauklern nicht auf die Schliche kommt. Die Jugend läßt man am besten verwahrlosen oder steckt sie ab ovo in die Zwangsjacke; sie braucht nichts zu lernen außer der Doktrin, daß sie nichts zu lernen brauche, daß Bildung schädlich, ja eigentlich schon „Verrat an der Gemeinschaft" sei, — und darin freilich wird sie dressiert. Es werden wohl gar „Wahlen" veranstaltet — mit vorher festgelegtem „Ergebnis", mit weiser Korrektur des tatsächlichen Ergebnisses, mit verschmitzt formulierten Wahlparolen, die den „Wähler" in Gewissenskonflikt bringen, indem etwas, das jeder bejahen kann, ja muß, mit einem andern, das viele ablehnen, zu einer Parole verquickt wird, mit Wahlterror jeder Art, auch mit Winseleien vor dem Volke, mit Anbetung derer, die den Despoten anbeten sollen. Der Terror tarnt sich mit dem „Idealismus", der „alles für das heilige Vaterland opfert", in Wahrheit aber von dem erzwungenen „Idealismus" seiner Opfer ein keineswegs ideales, sondern ein recht fettes, ja prasserisches Dasein führt. Der Despot duldet um sich nur seine Kreaturen, blindfanatische Anhänger oder Schläulinge und Glücksritter, wie er selber einer ist; Intelligenz, so bitter notwendig sie ist, Erfahrung, Besonnenheit, Wissen, Weisheit sind nur Hindernisse auf dem Wege zur radikalen Gleichmacherei, die mit allen Mitteln herabgesetzt, geschmäht oder totgeschwiegen oder „liquidiert" werden müssen, — bis der Tyrann, die Kreatur seiner Kreaturen, selber liquidiert wird. Das gesamte private und öffentliche Leben wird mechanisiert: die Bildung und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Industrie, Waren und Preise, Gesetze und Rechtsprechung, die Worte, die man sprechen, ja denken darf, Sitte und Sittlichkeit, Liebe und Ehe — und die Mechanisierung ist Abschaffung aller Differenzierung, Aufleben eines Primitivismus, den man „Volkstümlichkeit" heißt, der Mensch ist „auch nur" eine Maschine, nicht im Sinne des biologischen Organismus, der natürlich seine „Mechanismen" hat, sondern im Sinne einer physikalischen Maschine, die sich „eigentlich" in nichts von einem Roboter, einem elektrischen Apparat unterscheidet (vgl. die Reflexologie Pawlows). Jeder ist Krümelchen neben Krümelchen, Nummer unter Nummern, Stein unter Steinen, Massenteilchen (physikalischer Art). Die Lilien auf

dem Felde denken auch nicht — und leben doch, also Mensch, was brauchst du zu denken? Denken verdirbt den Charakter, die Lebensfreude! Leicht ist das Leben im Magma, im Verzicht auf höhere Leistungen. Die Ehe ist eine bürgerliche Fessel, man macht sie zur Formalie: wie bequem ist es nun, sie zu schließen und zu trennen. Liebe ist Mechanik der Geschlechtsorgane, nichts weiter, also kommt es nicht darauf, wer mit wem sich paart (Kollektivierung der Geschlechter). Die Sorge um die Kinder wird den Eltern abgenommen, sie sind nicht Kinder der Eltern, sondern des Volkes, Staatseigentum, sie kommen schon früh (etwa mit vier Jahren) ins Kollektiv. Ob die Kinder ehelich oder unehelich sind, es sind eben „Kinder", Kind = Kind, ja eher verdienen die unehelichen den Vorzug als Erzeugnisse und Zeugnisse kollektivistischer Weltanschauung und künftige Fortführer ihrer dunkeln, indifferenten Abkunft. Selbst die Gefühle werden eingeebnet, verallgemeinert, nivelliert. So geht es „dem Volke" unvergleichlich gut! Und der Despot und seine Kreaturen und Schergen regieren „ununterbrochen", sie schnüffeln in die kleinsten Ecken, in denen sich so etwas wie Differenziertes versteckt halten könnte, sie stören und zerstören mit ihren ewigen Kontroll- und Zwangsmaßnahmen und Bevormundungen das freiflutende Leben, es kann sich kein Gebild' gestalten, wo rohe Kräfte sinnlos walten. Diese Regiererei ist doch zugleich ein Zuwenig: sie läuft auf primitiver Ebene, und sie läuft an den Tatsachen vorbei, die sich nicht nach den pathologischen Hirngespinsten richten und an denen diese Neurotiker oder Wahnsinnigen früher oder später scheitern. Hier nur einige Kostproben aus der Programmatik des Kollektivismus als Kulturkrankheit.

Die Zeit kann gewiß eine Weile — und diese Spanne kann bei Völkern recht groß sein — für das despotische Regime arbeiten, so daß es aussieht, als ob alles in bester Ordnung wäre und sogar mancher Gegner in seiner Beurteilung schwankend wird. Aber über kurz oder lang erfolgt unausbleiblich — wie bei jeder Neurose — der Zusammenbruch, auf die Trunkenheit des Wahnes folgt der Katzenjammer, auf den Taumel der Begeisterung das schlimme Erwachen (vgl. Aufblähen und Zusammenbruch Frankreichs unter „dem großen Korsen", der in Wahrheit ein fanatischer Weltverheerer, ein gefährlicher Kranker war und nur zu spät eingesperrt wurde, selbst ein Goethe konnte sich über ihn täuschen!). Manchmal geht die bisherige Zuchthausmethode leise oder krisisch (Gegenrevolution) in eine andere über und erweist sich der Umschwung als neue Krankheitswelle. Zuletzt aber erhebt sich der gesunde Volksteil, überdrüssig des immer härter werdenden Druckes, gegen die Despotie, die sich ihrer Natur nach in sich selbst zerstört und auflöst. Der Aufstieg des bis dahin geknechteten Volkes geht in der Form der einheitlichen Ausrichtung aller guten Patrioten auf das große Ziel der Befreiung vor sich, Meinungsverschiedenheiten treten zurück in dem gemeinsamen Kampfe gegen die Herrschaft der Schwäche, die sich als Stärke gebärdet, gegen den fortschreitenden Ver- und Zerfall ins Chaos, die Krankheit flaut ab, die Seuche mildert sich, bei vielen sinken die kranken RSe in die latenten Funktionsgrade ab, geraten die gesünderen RSe in die Hochfunktion, dämmert die Einsicht auf, Verirrte finden auf den rechten Weg zurück, Geschäftemacher, Postenjäger „stellen sich um", Suggestionierte erwachen aus der Umnebelung, die Aufklärung breitet sich aus, um so mehr verschärft sich zunächst, erschlafft dann der Terror der Despotie oder bricht krisisch zusammen: der Genesungsprozeß (mit seinen aus- und abklingenden Krankheitssymptomen) hat sich durchgesetzt und vollendet sich in spezifischem Tempo unter dem großen Führer-Arzt, dem Künder der Erlösung aus Not und Schmach.

f) **Bildung und Wissenschaft.** Überschätzung der Bildung, Bildungsdünkel, Überfütterung der Jugend mit „totem Wissen" (zu vielen Einzelheiten, die unverbunden und praktisch unverwertbar beieinander liegen), Bildungsinflation, Großhirn gegen Kleinhirn, Verachtung des

Sportes, sogar des Heeresdienstes, Verwissenschaftlichung als Hypertrophie, Ausbreitung in die Fläche, Verfall ins Phraseologische (S. 658). Unterschätzung der Bildung und Wissenschaft zugunsten der (hierbei überschätzten) Leibesübungen, Kleinhirn gegen Großhirn (S. 363), „ein Hirsch liest nicht Kant und ist doch ein starkes Tier". Naivismus derart: die Austern auf der Austernbank treiben keine Wissenschaft und leben auch, sogar „besser als die Menschen, die sich mehr dünken", — also „zurück zur Natur!", der Dümmste ist der Klügste, die Letzten werden die Ersten sein, und selig sind die geistig Armen usw. Angst vor jedem Fortschritt, starres Verharren auf der erreichten Bildungsstufe, Autarkismus des Einzelnen, der alles Neue stur ablehnt, nur sich selber anerkennt, Bücher anderer Verfasser gar nicht zur Kenntnis nimmt, in den Fachzeitschriften kaum die Überschriften liest, „nichts mehr lernen kann", Autarkismus des Volkes, das sich mit einer chinesischen Mauer umgibt, nur seine Wissenschaft, seine Kultur gelten läßt, „alles andere" verachtet, negiert. Anderseits Mechanisierung, Schablonisierung der Bildung und Wissenschaft: in allen Büchern, Zeitschriften usw. steht das Gleiche, es wird allenthalben nach der gleichen mechanistisch-atomistischen Methode gearbeitet, die Ergebnisse kommen am laufenden Band heraus, und nur wer diese nivellierte und nivellierende Methode anwendet, wird anerkannt: als Gleicher unter Gleichen, deren jeder das Gleiche leisten kann. In der kollektivistischen Erziehung und Wissenschaft wird überall nur Holz gespaltet und wieder gespaltet und die Splitter nochmals gespaltet: das gibt einen großen, „stolzen" Haufen von Splittern und Atomen — und dann ist jedes Atom ein „Sonnensystem", und die Spalterei geht rüstig weiter. In diesen Kreisen fehlt jeder Auftrieb, jedes Verständnis für vertikale Wissenschaft, jeder Respekt vor der das Flachland der Holz- und Haarspalterei übersteigenden Methode und Leistung. Selbst die Erfindungen und Entdeckungen sind nur flächenhafte Ersätze des einen durch das andere (Erfindungsinflation, Surrogatismus). Herabsetzung der Ansprüche in der Schule, Kollektivierung der Schulpensen, Eindrillen und Eindressieren der Zöglinge auf bestimmte Zwangssysteme (d. s. Konstruktionen, in die man die Tatsachen nach einer pathologischen Theoretik einzuzwingen und einzuzwängen sucht, die also Verklitterungen, Verfälschungen der Tatsächlichkeit zugunsten einer kirchlichen, politischen usw. despotistischen Zielsetzung sind), Einsuggerieren einer Pseudobildung, die den Anspruch auf ausschließliche Geltung stellt und somit feindlich gegenüber der echten Bildung ist (vgl. § 7,5, D, § 7,7). „Schonung" der Kinder vor vermeintlicher Überbürdung — nach dem Motto: nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod, oder: du sollt nicht wissen, sondern glauben, oder: der Geist ist der Widersacher der Seele, ist lebensfeindlich u. ä. Sentenzen kultureller Verirrung. Derart auch Einebnung der Wissenschaft (es ist ja — für Denkschwache — so bequem, „nichts" lernen zu müssen, ja die Gefährlichkeit und Schädlichkeit des Wissens von denen, die es ja wissen müssen, bestätigt zu bekommen!), Vergewaltigung auf erzwungene uniforme Methoden und Ziele, Herabsetzung der Ansprüche im öffentlichen Leben, Entwissenschaftlichung der Wissenschaft, „Popularisierung" derart, daß „alle alles wissen", Entwertung der höheren Leistung mit der „Begründung", daß man auch ohne sie leben könne, Fortschrittsfeindlichkeit mit der ‚Begründung", daß der Fortschritt nur die Ruhe störe, wohl gar staatsfeindlich sei und daß es übrigens Fortschritt überhaupt nicht gebe, sondern die Menschen „sich immer gleich bleiben", Verdummung des Volkes, Abrasieren aller über das kollektivistische Niveau aufragenden Köpfe, Verödung der wissenschaftlichen Kreise, Aussterben des Nachwuchses, Verproletarisierung der gebildeten Berufe, zu geringe Achtung und Entlohnung, Verarmung, so daß kein Geld zur Fortbildung, zum Bücherkauf usw. vorhanden, auch nicht zur Gründung eines den kulturellen Bedürfnissen entsprechenden Haushaltes.

g) Recht und Rechtspflege. Recht nicht biologische Tatsache, sondern Wille des Despoten, der somit über dem Gesetz steht. Recht vom Volke bestimmt derart, daß alle alles Recht haben, Recht und Rechtspflege kollektiviert, die Differenzierung der Einzelfälle nach der magischen These: alle Rechtsfälle stellen „das Recht überhaupt" dar, aufgehoben wird. Verwirrung und Verkehrung und Versimpelung aller Rechtsbegriffe: der Schuldige ist der Unschuldige und umgekehrt, der Hauswirt, der seine Miete verlangt, ist ein Blutsauger und gehört mindestens an den Schandpfahl, der Mörder ist das Opfer der Gesellschaftsordnung (vgl. Milieutheorie, § 3,3, B) usw. Es herrscht die juristische Phrase, die Hypertrophie von Drehereien und Tüfteleien, die alle „nach Schema F" verlaufen und nur noch Formalismen, fast ohne Zusammenhang mit dem Tatbestand, sind. Rechtspflege zu milde — zu streng, Strafen zu gering — zu groß (S. 582): man darf „eigentlich" nicht den Mörder, als das Opfer der Gesellschaft, bestrafen — man muß mit drakonischen Strafen die Kriminalität abschaffen u. ä. Unsinn mehr.

h) Medizin. Verwissenschaftlichung, Hypertrophie der Methoden, Atomisierung des Kranken, Laboratorium statt Krankenbett, Mechanisierung der Diagnostik und der Therapie, bei aller Viel-, ja Übergeschäftigkeit „Vereinfachung" auf das Schema, man „heilt alles mit allem", also bedarf es ja „eigentlich" (Rückschlag, Gegenstück) gar nicht der differenzierten Kenntnisse, des langen Studiums, der feinen Methoden, man tut sogar besser, sich auf das „Ganzheitliche" im Sinne des Biologisch-Unbestimmten, Magmatischen zu beschränken und kann nun auf dieser kollektivistischen Ebene Atomistik der Symptome und der „Heilfaktoren" treiben, Gleiches zu Gleichem gesellen, Gleiches vervielfältigen. Man glaubt, „das mechanistische Denken" überwunden zu haben, indem man auf das „neuentdeckte" Biologisch-Magmatische die — mechanistischen Methoden anwendet und sie biologische nennt. Der studierte Arzt steht „dem Leben" ferner als der Laienpraktiker, dieser verdient also den Vorzug, die sog. „Volksmedizin" wird wegen ihrer Verschwommenheit und Unklarheit, die als „ganzheitlich" gilt, zu einer neuen Errungenschaft, und war sie vorher der Schulmedizin vielfach feindlich, so wird die Versöhnung hergestellt, indem man die Schulmedizin, die wissenschaftliche Medizin überhaupt entwertet, auf das Niveau der primitiven Vorstufen einrangiert. Man verwechselt die wissenschaftliche Medizin mit der verwissenschaftlichten, den studierten Arzt mit dem verstudierten. Man will nicht mehr Heilkunde, sondern nur noch Heilkunst, worunter man das vom Wissen unbeschwerte „intuitive Erfassen des Kranken und die hieraus entspringende Behandlung" ver-steht. Somit gewinnen die rohdämonistischen, magischen Deutungen wiederum an Geltung. Man braucht ja bloß den Mut zum „intuitiven Erfassen" zu haben und den Mut, irgend etwas zu verordnen, dann ist man „Arzt", und, wie gesagt, darin sind eben die unstudierten „Ärzte" den studierten überlegen. Der Arzt, der Heiler wird wieder wie einst Medizinmann, Zauberer, Priester, der Kranke muß an ihn glauben, dann wird er gesund („dein Glaube hat dir geholfen!"), es ist gleichgültig, ob man mit den Mitteln der exakten Medizin oder mit der Zeileisröhre oder mit Beschwörungsformeln arbeitet, ohne Zauberei geht es nicht (E. Liek), man wähnt sogar, mit primitiven Mitteln besser „heilen" zu können als mit kultürlichen, mit Suggestionen auf „die Seele" wirken zu können, sei es, daß sie, die göttliche (?), selber krank ist oder veranlaßt wird, auf den kranken Körper zu wirken, usw. Man hält die Mittel für magische Ursachen und hat über Krankheit und Genesung höchstens dämonistische verworrene Vorstellungen. Aberglaube in der Krankenstube. Natürlich ist mit solchem Absinken der Medizin auch das Absinken des Ärztestandes, seiner Achtung, seiner sozialen Stellung, seines Einkommens, ja eine Selbstentwürdigung, Selbstaufopferung, Selbst-

verneinung verbunden. Ich zitiere über die sowjetrussischen Verhältnisse Louis-Ferdinand Céline (Pseudonym des Pariser Arztes Dr. Destouches) „Bagatelles pour un massacre" (Paris 1938). Verf. schildert die Zustände in einem großen Petersburger Spital für Geschlechtskrankheiten, Abt. für Gynäkologie, die unter Leitung eines baltischen Arztes steht, eines prachtvollen Ironikers, der seinen Abscheu, dem Verbot jeglicher Kritik gemäß, mit dem stereotypen Ausrufe „Tout va très bien!" bekennt und daher von Verf. „Dr. Toutvabienowitsch" genannt wird. „Ein Bazar, eine Sammlung, eine Retrospektive von angebrochenen, verbogenen, verklemmten, knirschenden und knarrenden, von verfluchten Instrumenten, wie man sie nirgends anderswo auftreiben könnte. Nicht ein Topf, ein Dreigestell, eine Sonde, nicht das kleinste Messer, nicht die elendste Zange in diesem widerlichen Alteisengerümpel, die nicht zum mindesten von den Zeiten des Zaren her datierte ... Ein widerlicher Haufen von Unrat, ein Sammelsurium von namenlosen Liederlichkeiten, von Scherben und Schund, die von Permanganat und Sublimat in solchem Maße angefressen waren, daß sie selbst auf unserm Pariser ‚Flohmarkt' nicht mehr möglich wären, daß sich selbst der Transport nicht mehr verlohnen würde ... Und ich schweige ganz von der Wäsche, von den Löchern, von der Scheiße." Dr. Toutvabienowitsch war hier aber in seinem Bereich, er jubilierte ... Als er so in einigen Dutzenden von Scheiden herumgewühlt hatte, frug ich ihn: ‚Sie tragen nie Gummihandschuhe?' — ‚Ach, 's ist nicht der Mühe wert, teurer Kollege. Hier geht alles aufs beste, aufs vollkommenste'." (zit. nach Münch. Med. Wschr. 1938, H. 10). Dies in einem großen hauptstädtischen Krankenhause! Wie mag es in der „Privatpraxis" aussehen! Aber auch in den gemäßigteren Formen kollektivistischer Medizin gilt das Prinzip der Gleichmacherei, der Einebnung aller Methoden, die sich in dem gen. Beispiel in einer bes. krassen Durchführung (selbst der Dreck ist kollektiviert) zeigt.

i) Allgemeine Moral. Überspannung der Korrektheit, des „Ordnungsprinzips" zur Pedanterie, zur Zuchthausordnung, zur Dressur, Unduldsamkeit, Gängelei, Überheblichkeit, Selbstgerechtigkeit, Muckerei, Heuchelei usw. Gegenstück: Aufhebung von Zucht und Ordnung, Verflachung des Anstands, Verachtung der Sitte, haltloses Gehenlassen und Sichgehenlassen, moralische Gleich-gültig-keit, zwanghaftes Einführen einer Unsitte als der neuen und einzig wahren Sitte usw. Die gegenstücklichen Verhaltensweisen sind im pathologischen Kollektivismus immer vereint und lösen einander ab. Die Überspannung bedeutet: der Mensch ist „eigentlich", „seinem Wesen nach" unmoralisch (schlecht, böse) und kann sich nur mit „extremstem" innerm und äußerm Zwange moralisch aufrecht erhalten, beim allergeringsten Nachlassen kommt seine „wahre Natur" zum Vorschein; der unausbleibliche Zusammenbruch dieses moralischen Krampfes (mit Unfähigkeit, die moralischen Forderungen durchzuführen, mit unmoralischem Denken und Tun, sei es auch nur in Form des „Gehenlassens", mit moralischer Lähmung) liefert einen Scheinbeweis hierfür mit der Deutung: der Mensch, von Natur aus unmoralisch, kann eben auf die Dauer „das Böse in sich" nicht niederringen, und so muß er verzagen, mehr noch, er soll und muß so sein, wie er ist (wir sind Sünder, also sündigen wir, wir sind Teufel, also begehen wir unschuldig alle Schuld usw.). Man meditiert auch umgekehrt; der Mensch kann als Gottes Ebenbild nicht von Natur aus unmoralisch sein, die Unmoral wird durch den Zwang des Milieus verursacht, die Gesellschaft soll den Zwang unterlassen, jeden tun lassen, was er will, was er „seiner Natur nach" muß, jeder mag und soll sich ausleben usw. Diese Sorte von Moralisten kennen nicht die gesunde Moral (mit normaler Var.-B.) und die kranke Moral, sie kennen nur den moralischen Zwang und den Zwang gegen den Zwang. Die Extreme berühren sich nicht nur, sie gehen ineinander über. Niemand kann längere

Zeit mit zu straff gespannten Zügeln reiten, bald erlahmen ihm die Arme, er muß schließlich die Zügel schleifen lassen, zu normaler Zügelhaltung (zum „Anstehenlassen") ist der Krampfige unfähig, er ist so oder so in Gefahr, abgeworfen zu werden. So geht die überspannte (und so mißverstandene) Moral allemal in die „unterspannte" (und so wiederum mißverstandene) Moral über. Beide Methoden sind Versuche, die allgemeine Moral zu nivellieren, auf gleich und gleich zu bringen. Die Übermoral ist genau so unmoralisch wie die Unmoral; beide sind Formen der kranken Moral. Der Gesunde ist auch moralisch gesund.

k) Religion. Sektenbildung, wobei jede Sekte „die alleinige Wahrheit" lehrt. Religiöse — antireligiöse (also negativ-religiöse) Sekten. Frömmlerbewegungen (Mystikerverbände mit Zungenreden, Bußübungen, Weltuntergangsverkündung, frommen „Meditationen", Verzückungen usw.) — Gottlosenbewegung, Atheistenvereine, Freidenkerbünde usw. Erlöserwahn, Wahn der Gottessendung, des Einzigaußerwähltseins, der göttlichen Mission, dieu lo vult (Kinderkreuzzug usw.). Intoleranz, Askese — Übertoleranz, Abusus. Selbstentmanner, Zölibat — Hurerei, Unzucht. Religiöser Masochismus-Sadismus: Geisselbrüder, die sich selbst und andere geißeln, Grausamkeiten in Klöstern, Inquisition, Hexenverbrennung, Ausrottung der Ketzer (z. B. der Waldenser usw.). Verachtung des Irdischen als Teufelswerks — Anbetung des Irdischen als Gottesschöpfung. Theismus (als Bigotterie usw.) — Satanismus (Teufelsanbetung mit kultischem Mord usw.). Gelübde der Armut — Betteln für den Gemeinschaftsbeutel, Anhäufung von Schätzen, die ein sorgloses und sogar prasserisches Leben „in aller Armut" garantieren. Klöster und klosterähnliche Institute, Männerbünde und Frauenbünde, Monachismus jeder Art mit allerlei Gelübden, bes. dem der Weltentsagung, der Keuschheit (S. 463), des Vegetarismus, des Stehens auf einem Bein (indische „Büßer"), des Wohnens auf einer Säule (Säulenheilige) usw. Schwärmerische Verkündung der Weltvernichtung, Weltverneinung, Weltzerstörung, Weltzertrümmerung (Jammertal usw.), Weltneuschöpfung (manische Ekstasen, Verzückungen mit Halluzinationen usw.). Besessenheit von Gott, Gottes Geist — vom Teufel, beide als pervers sinnliche Exaltationen. Die „Heiligen" dieser Art sind ebenso unheilig wie die „Verdammten": kranke und somit unheile, unheilige Menschen, sie verdienen nicht Anbetung oder Verfluchung, sondern — Therapie. Anspruch religiöser Sekten auf politische Führung (Häußerbund usw.), umgekehrt Vergottung politischer u. a. Führer, Verreligionierung politischer u. a. Bewegungen (z. B. Christian science als Heil- und Heilslehre). Hier wie überall ist Neurose (und Phrenose) Aufleben der primitiven Dämonie mit entspr., also archaistischem Kult (Zwangszeremoniell).

l.) Liebe und Ehe. Abstinenzbewegungen (Monachismus, Zölibat, Junggesellentum, realiter Impotenz, Onanismus, Homophilie usw.) mit Dogmen, daß „die Liebe" in jeder Form Todsünde und Teufelswerk sei, also gemieden werden müsse, Impotenz als Heldentum, als Heiligenschein („schein" ist richtig) usw., Meidung der Ehe als „Fessel", „Unfreiheit", wohl gar „Unsittlichkeit". Abusus als „Verherrlichung" der „freien Liebe" als Zusammenbruch der überspannten Sittlichkeit, als Gegenstück zur Abstinenz, als Epidemie der Unzucht. Beides Formen der Kollektivierung der Liebe (der Liebespartner): der Abstinent sieht in jeder Liebesregung die Versuchung des Teufels-Todes, also Liebe = Liebe, alle Liebe Sünde, Laster usw., der Abutient kennt ebenfalls keine Differenzierung, es ist ihm gleich, wer mit wem sich paart, zwischen „freier Liebe" und gesunder Liebe und Ehe ist kein Unterschied, Ehe ist Formalie, Liebe ist Genitalität, Wollust, die jeder Mann bei jedem Weibe findet, „Würze" eines rein mechanischen Vorganges, wobei ein Kolben in einem Rohre sich bewegt. Die Ehe ist eine unsoziale Einrichtung: sie entzieht die Partner

der Gemeinschaft! Daher ist Ehebruch, an sich selbstverständlich, bebevölkerungspolitisch, bes. militärisch willkommen. Der Mann kann jeden Tag ein Weib beschlafen, schwängern — also los! Möglichst jung anfangen! Fort mit der Schamhaftigkeit! Führt sie nackt zusammen, die jungen Leute (das „heilt" auch die Homosexualität!)! Quantität geht vor Qualität. Massenbetrieb! Eheleute aber führen ein „Eigenleben", sie wollen auch eine eigne Wohnung, einen eignen Herd, einen eignen Besitz haben — alles unsoziale Wünsche (s. unter d). Wird die Ehe „geduldet" oder sogar gefördert, so nur als mechanistische Institution zur Kinderfabrikation; es ist aber an sich gleichgültig, ob das Kind ehelich oder unehelich gezeugt wird, Kind ist Kind (S. 787). Das Weib ist Gebärmaschine, sie wird vom Manne in Gang gesetzt. Die Maschinenmenschen müssen fleißig sein; wie sie im Berufe unablässig an- und umgetrieben werden, so müssen sie — im Staatsinteresse, versteht sich — auch unablässig zeugen. Viel Zeit ist zum Koitus nicht erforderlich, es genügt für die Zeuger, die paar Minuten zusammenzusein. Wie die Eltern sind auch die Kinder „sozialisiert". Die Familie, das Familienleben ist unsozial, ein unduldbarer Verstoß gegen das kollektivistische Gemeinschaftsleben. Reglementierung der Zeugung: die Partner werden nach „rationellen Gesichtspunkten" zur Deckung gebracht wie domestizierte Tiere, „Liebe" ist „Gefühlsduselei". Menschenzucht nach dem Lehrbuch — Menschenunzucht, Menschenmißzucht. Mittels der Mechanisierung der Zeugung wird, so wähnt man, einem Geburtenrückgang nicht nur Einhalt getan, sondern es werden Kinder am laufenden Band in die Welt gesetzt. Die biologischen (natürlichen) Kurven der Geburtlichkeit werden abgeschafft wie die Konjunktur (s. unter b und c); ihr Anstieg ist „Erfolg" der kollektivistischen Bevölkerungspolitik, ihr Absinken Wirkung staatsfeindlicher Mächte, gegen die man noch schärfere mechanistische Mittel anwenden muß; so beherrscht man die Natur. Roheste Dämonie. Der Despot zaubert den Menschen die Fruchtbarkeit an, er zaubert gegen Kräfte, die das magische Zeugungswerk stören, er kann auch die Fruchtbarkeit wegzaubern, er ist die Gottheit, die Leben gibt und nimmt. So in primitiven, so in primitivistischen Kulturzeiten. Nur daß es realiter keinen Zauber gibt; es geschehen keine Wunder, und der Glaube versetzt keine Berge, und die Bewegung der Geburtlichkeit und Sterblichkeit, der An- und Abstieg der Bevölkerungsziffer ist ein rein biologisches Geschehen, die Erfahrung lehrt uns lediglich die Umstände, unter denen ein An- oder ein Abstieg stattfindet, also die Maßnahmen, von denen man im gegebenen Falle das eine oder das andere erwarten darf. So kann bei systematischer Aufklärung über Liebe, Ehe, Zeugung, bei Behebung der Angst vor der Ehe und dem Kinde, der Sorge um den Unterhalt mittels sozialer Erleichterungen, bei Pflege der Familien- und Sippenforschung, bei Heilung der Impotenz u. a. Arten der Liebesneurose usw. eine Zunahme der Geburtlichkeit eintreten, erzwingen läßt sie sich nicht, man muß abwarten, wie eben die biologische Kurve jeweils verläuft.

m) Kunst. Auch die Kunst hat normaliter eine pyramidische Struktur (wie die Wissenschaft usw.), es gibt auch da Differenzierungsgrade (§ 9,4). Abnorm ist der Kunstindividualismus: nur meine Kunst ist Kunst, die Kunst schlechthin, der sich alle Kunst einzuordnen hat, ja neben der eine andere Kunst gar nicht existiert; oder: die Kunst ist nur für die Kunst da, odi profanum vulgus et arceo, „das Volk" ist eine Horde von Banausen, unfähig zu künstlerischem Genießen und ästhetischen Urteilen. Der Individualist lehnt jegliche Kritik grundsätzlich ab: sie wäre ja eine Verletzung und somit die Vernichtung seiner Allmacht. Gegenstück: der Kunstkollektivist: die Kunst und die Künstler sind einzuebnen, auf ein allgemeines Niveau zu bringen, differenzierte (also nicht populäre) Kunst ist Künstlerhochmut und zu brechen, jeder Künstler hat das Gleiche

zu leisten, jedes Kunstwerk ist natürlich „ein Stück", insofern „anders" wie das „andere", aber das Anderssein ist nicht ein solches geringer und höherer und höchster Kunst, sondern muß in der Ebene des Naivismus, der stofflichen und gestalterischen Uni-formierung liegen. Nur derart eingeglichene Kunst gilt als „wahrhaft volkstümlich" und daher als über-unter-außer aller Kritik stehend, sie ist in Wahrheit nicht populäre Kunst, sondern verpopularisierte, plebejische, mechanisierte, schablonisierte, vertikal sterile, horizontal überfruchtbare Pseudokunst, Pinselei, Wort-, Tonsetzerei, Meißelei, Bauerei usw., sie ist Vereinfältigung, nicht Vereinfachung, Verarmung, nicht Veredelung, sie ist Zwang aus der kulturellen Reichhaltigkeit auf die starre Linie des Schemas, sie ist „Massenkunst" als Kunst für die Masse und als Kunst in Masse, sie ist Fabrikation von Kunstwerken, wie die Überfruchtbarkeit Fabrikation von Kindern usw. Solche Kunst kann auch unsittlich sein, die übelsten Szenen als „gleich" den anständigen in kindischer Naivität und in pathologischer Raffiniertheit zur Darstellung bringen, sie ist verwahrlost derart, daß ja „alles gleich" ist, also jeder Irrsinn sich mit jedem Rechtsinn zu einem In- und Durcheinander verfilzt, jeder blöde „Einfall" für genial gilt, Regel und Gesetz als „unerträglicher Zwang des freien Schaffens" verworfen und die Regel- und Gesetzlosigkeit — Regel und Gesetz wird.

n) Sport und Heeresdienst. Übertreibung und Überschätzung des Sportes, Kleinhirn gegen Großhirn, Sport als Schutzmittel gegen das Denken, das somit als überflüssig, ja gefährlich gilt, rohe Kraft gegen Verstand-Vernunft, Sport als Befreiung von Großhirnleistungen, also höheren Aufgaben, deren Meidung eine Behebung mancherlei funktioneller Störungen (Neurosen) vortäuscht, Verlagerung des normalen Verhältnisses der Muskel- zur Hirntätigkeit auf die Seite der Muskelübungen. Mechanisierung, Motorisierung des Sportes, wiederum Mensch = Maschine (als physikalischer Apparat). Rekordsucht als stupides Drauflos, als magisches Auslöschen aller Grenzen, als Einebnung der zeitlich-räumlichen Unterschiede, als Kampf mit dem Schicksal, dem Leben-Tode. Anderseits: Unterschätzung des Sportes, einseitige „Kultur der Geisteswissenschaften", Überschätzung der Großhirnfunktionen, Bildungsfanatismus. Wähnt der Übersportler, die mens sana werde durch das corpus sanum verursacht, so der Antisportler, das corpus sanum werde durch die mens sana verursacht; in Wahrheit est mens sana in corpore sano. Analog Über-Unterschätzung des Heeresdienstes, Überrüstung, Rüstung als alleiniger Zweck des völkischen Daseins, Rüstungsautarkismus, Schaffung der „absoluten Kanone", worauf die Umwelt mit allem Mißtrauen und mit Wettrüsten antwortet, Militarismus als „ewige Mobilisation des ganzen Volkes" einschl. Kinder, Frauen und Greise (S. 785) usw. Gegenstück des Rüstungskrampfes: Rüstungsfeindlichkeit, Pazifismus in Schwäche, erzwungene freiwillige Entwaffnung, Abrüstung bis zur Wehrlosigkeit, „Selbstentmannung" mit der These, die völlige Selbstentwaffnung sei zugleich die Entwaffnung der Gegner: einem Waffenlosen werden sie nichts anhaben können, Erzberger (1919): „Wir müsse alles zugebe und alles zugebe, dann werde se uns alles verzeihe" — so wie Gott oder der Despot denen, die sich 100%ig unterwerfen, nichts tun kann, also von denen, die sich so „rückhaltlos" unterwerfen, — unterworfen, entmachtet, entthront wird.

Der kranke Krieg (vgl. § 8,4, E). Die Arten des kranken Krieges sind die gleichen wie die des gesunden, aber alle kranken Kriege sind archaistisch-primitivistisch, haben also das Charakteristische des Raubkrieges. Wir unterscheiden den kranken Eroberungskrieg (reiches, landreiches Volk überfällt aus Land-, Macht-, Geschäfts-, Handels-, Geldgier ein armes, landarmes Volk, unterjocht es und rottet es möglichst aus), Ehrenkrieg (aus Ehrsucht, Ehrfanatismus, Überempfindlichkeit, Übermut, Rachsucht; die „Wiederherstellung der Ehre" ist manchmal nur Vor-

wand für den Eroberungskrieg), Propagandakrieg (zur gewaltsamen Ausbreitung weltanschaulicher, politischer, religiöser Ideologien, die sich schon darin als krank kennzeichnen, daß sie den Anspruch auf Ausschließlichkeit erheben; hierher gehört auch das utopistische „Krieg dem Kriege", also die kollektivistische Tendenz, den Krieg abzuschaffen, zu deren Durchführung man ein Heer aufstellen muß, das den Krieg gegen den Krieg führt, das alle Heere aller Völker besiegen muß, das mit der „absoluten Kanone" schießt, der gegenüber es keine Waffe gibt, usw.), Präventivkrieg (Überfall aus neurotischer Angst vor einem Angriff, vorzeitiges Prävenirespielen), Interventionskrieg (Einmischung in einen andern Krieg aus Kriegsgier, aus Großmannssucht, aus Beutegier, aus Angst vor einem unerwünschten Ausgange, aus übertriebener Vertragstreue usw.), Restitutionskrieg (unzeitige Versuche von Irredentisten). Der Angriffskrieg als räuberischer Überfall ist allemal krank; auch die Abwehr kann krank sein (über-untertrieben, zu heftig — zu schlapp). Jeder kranke Krieg ist krampfig, er endet immer mit dem Zusammenbruch als krampfiger oder schlaffer Lähmung, mit der kranken Niederlage, aus der oft die Revolution als Fortsetzung der Krankheit oder als Genesungsbeginn erwächst.

Der kranke Krieg ist unsittlich; er wird natürlich in einem gewissen Kulturzeitalter geführt, aber als ein atavistisches Verfahren. Die gesunde Mehrheit des Volkes will diesen Krieg nicht, eben darin kennzeichnet er sich als krank. Eine kleine oder größere Clique unter Führung eines Machtgierigen, Ehrsüchtigen, Fanatikers usw., kurz eines Despoten will den Krieg und übt, falls sie nicht selber die Staatsführung ist, auf die maßgebenden Persönlichkeiten und das Oberhaupt einen versteckten oder offenen Druck und Zwang (in Form falscher Informationen, Drohungen, Suggestionskünsten) aus, den Mobilmachungsbefehl zu geben, dem das Heer, auch falls es nicht kriegslustig ist, zu gehorchen hat. Das Volk, die Volksstimmung wird unbeachtet gelassen oder mit falschen, verfälschten, zweckmäßig entstellten oder überhaupt erlogenen Meldungen, scheinpatriotischen Reden und Suggestionen aller Art aufgepeitscht. Unter solchen Umständen können in der breiten Masse hohe Gefühlserregungen ablaufen — und sie laufen ab bei denen, deren beteiligte RSe gemäß ihrer Funktionsperiodik eben in die Hochfunktion eintreten. Das Toben der Masse (S. 535, 639) ist kein Beweis für die tatsächliche Kriegsbereitschaft, sondern für die Gefühlserregbarkeit der Masse überhaupt mit Überwiegen der positiven (Zustimmung, Hoch!) oder der negativen Gefühle (Ablehnung, Nieder!). Ein Redner, der im Gemeinschaftserleben der Masse „jubelnden Beifall" findet, ist ein Volksredner (Demagoge im guten oder schlechten Sinne, Volksführer oder -verführer); er appelliert nicht an den Verstand, sondern an die Gefühle der Masse, es kommt nicht so sehr darauf an, was er sagt, sondern wie er spricht, gestikuliert, welche In- und Extensität der Gefühle (Leidenschaft, Begeisterung, Fanatismus usw.) er zum Ausdruck bringt. Die Masse kann also jetzt dem Kriegshetzer und gleich darauf dem Kriegswarner „orkanartigen Beifall" spenden. Solche Gefühlswallungen sind alsbald, nachdem die Masse auseinandergegangen ist und die Einzelnen zur Besinnung gekommen sind, abgeflaut, und nur diejenigen, deren militante RSe unter solchen Umständen in Hochfunktion geraten, schließen sich dem Kriegshetzer an. Wer den Enthusiasmus der Masse nicht situativ versteht, sondern über seine tatsächliche biologische Bedeutung hinaus in seine Rechnung stellt, wird sich früher oder später um so mehr enttäuscht finden, je weniger er die Wahrheit gesagt hat; dies gilt auch für den Fall, daß sich der Enthusiasmus in analogen Situationen (Versammlungen usw.) immer wiederholt, und ganz besonders für den Fall, daß er sich zu Exaltationen steigert. Der unechte Beifall wird oft von bestellten Lockvögeln (Claque) eingeleitet und ist ferner oft Angstprodukt

(Angst vor Spitzeln usw.). Echt ist die Begeisterung nur im Falle eines gesunden Krieges; es bedarf da keiner Suggestionen, sondern „die Tatsachen sprechen für sich selbst". Für einen kranken Krieg können sich nur kranke Leute begeistern, an einem kranken Krieg können nur kranke Leute und die von ihnen Gezwungenen teilnehmen; unter Krankheit ist hier Neurose verstanden.

Kranke Einstellung zum Kriege: Krieg ist ein Mittel zur Verfolgung der Interessen der Dynastien, der Kabinette, der Despotie, einer Clique von Militärs, Politikern, Kapitalisten, Händlern; der Soldat ist zum Kadavergehorsam verpflichtet, ist Kanonenfutter; das Volk hat sich mit Gut und Blut für die Sonderinteressen der Clique, ihrer Rädelsführer und Drahtzieher zu opfern (dazu ist es da); anderseits: der Krieg ist „an sich" verwerflich, er muß „mit allen Mitteln", selbst mit Krieg — bekriegt, abgeschafft werden. Kranke Vorbereitung: Überrüstung — Unterrüstung (s. o.); Kriegshetzerei, Verdächtigung der oder gewisser Nachbarvölker — pazifistische Vernebelung der Tatsachen. Kranker Ausbruch: Verkennung der politischen, auch der weltpolitischen Lage, fanatisches, leichtfertiges, vertragsbrüchiges, zu frühes, anderseits zu zögerliches, schwachmütiges, zu spätes Losschlagen; falsche Verteilung der Streitkräfte; Intriguenspiel zwischen Heerführern usw.; Krieg als Hasardspiel, zu dem das Volk benutzt wird, usw. Kranke Kriegsführung: feindlich, unritterlich, barbarisch, unmenschlich, grausam, brutal, zerstörerisch, räuberisch, mordbrennerisch, gehässig, pessimistisch, optimistisch; Entwürdigung des Heeres zur Horde, Masseneinsatz als brutales Hinopfern, anderseits entschlußschwaches, zögerliches Schonen der Truppe, falsche Kräfteverteilung, Abwälzen der unvermeidlichen Kriegsschäden wie überhaupt systematische Verlegung des Krieges auf neutrale Länder, imitatives Belauern des Gegners und peripheres Herumschlagen statt mutigen Losrückens auf den Kern, das „Herz des Gegners", starres Festhalten an einer bestimmten Methode, strategische Pedanterie oder Leichtfertigkeit, Unbelehrbarkeit und Einsichtslosigkeit des despotischen Feldherrn, Eifersüchteleien zwischen Kommandostellen, Überdisziplin, Disziplinlockerung, Disziplinlosigkeit; Krieg auch gegen die Zivilbevölkerung („totaler Krieg"); zu lange Dauer, Auslaugung des Volkes, Verpassen der Friedensmöglichkeiten; zu rasches Aufgeben, Mutverlieren, Defaitismus, Propaganda gegen Fortführung des gesunden Krieges vor Erreichung seiner Ziele, Desertion, sogar des Obersten Kriegsherrn. Krankes Kriegsende: kranker Sieg (Fehlsieg), also mit unehrlichen, gemeinen, unwürdigen Methoden (z. B. Krieg auch gegen die Wehrunfähigen, Hungerblockade des ganzen Volkes, Verleumdungen des Gegners bei anderen Völkern, um sie zur Kriegsteilnahme zu bewegen, usw.), mit zu viel Aufwand an Menschen usw. (Pyrrhussieg) gewonnener Sieg; kranke Niederlage, also Wegwerfen der Waffen, Flucht, Zusammenbruch. Kranker Friedensschluß: Hybris des Siegers, Beraubung des Unterlegenen an Land, Ehre, Freiheit, Aufzwingen unehrlicher, unwürdiger, „unmöglicher" Verträge zur Wahrung des Rechtsscheins (S. 759), starres Festhalten an solchen Abkommen, die an sich Keim zu neuen Kriegen sind und deren schlimme Folgen nur verhütet werden können damit, daß sie zerbrochen werden; sklavische Unterwürfigkeit des Besiegten, Selbstentwürdigung, Selbsterniedrigung (dann ist der Sieger „entwaffnet"), heuchlerischer, rachsüchtiger, hinterlistiger Friedensschluß zur Gewinnung von Zeit für neue Kriegsrüstungen.

Je mehr sich die Neurose in einem Volke ausbreitet, desto näher liegt die Gefahr eines neurotischen Krieges mit seinen Folgen. Die Befreiung des Volkes und der Völker von der Neurose ist die Verhütung des unsittlichen Krieges. Der Weg zu diesem Ziele ist der allgemeine Unterricht in Psychobiologie, für die Neurotiker die Anwendung der Erkenntnistherapie (vgl. Psych.-Neurol. Wschr. 1926 Nr. 40, Sonderheft zur 4. Europ. Vereinigung f. Psych. Hygiene in London).

Der kranke Bürgerkrieg entsteht wie der kranke (äußere) Krieg: nicht aus dem Schoße des Volkes, sondern aus dem pathologischen Treiben einer Clique unter Führung eines macht-, ehrsüchtigen, idealistischen usw. Politikers. Revolution gegen oder doch ohne das Volk, indes gibt sich jede kranke Revolution als „Volksbewegung" aus und verkündet überzeugt oder heuchlerisch das Volkswohl als ihr einziges und ausschließliches Ziel. Sie verspricht im- oder explicite kurz gesagt: die ewige Seligkeit. Ihre Methodik ist der sanfte oder brutale Zwang, beide Arten wechseln sich ab und fließen ineinander, beide sind unerbittlich, radikalistisch, extremistisch. Die blutige oder unblutige Vernichtung aller Andersgesinnten ist ihre heimliche oder offene Parole, ihr Anspruch auf Ausschließlichkeit involviert die Notwendigkeit, die despotische Autorität der „neuen Lehre" mit allen Mitteln durchzusetzen. Unverstand und Unvernunft triumphieren über Verstand und Vernunft, die unerfahrene Jugend besitzt die Ämter, die sich rapide vermehren (Amtinflation) und regiert drauf los. „Der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei", doch können sich die Laster als fromme Opfer, leuchtend im Pseudo-Heiligenschein, vorführen und Unkundige zur Bewunderung bringen. Die kranke Revolution kann glücken, aber ihr Sieg ist ein Fehlsieg und führt unausbleiblich zum mehr oder minder sichtbaren Zusammenbruch. Insbes. ist die Revolution des Mob der aussichtslose Versuch, die Gesellschaftspyramide auf die Spitze zu stellen. Nur falls die Richtung der kranken Revolution normnahe ist, also zur Entwicklungsrichtung des Volkes stimmt, kann sie eine Art Wegbereiterin für die gesunde Volksbewegung sein, die das Kranke nach und nach ausscheidet. Die Mehrheit des Volkes ist immer gesund; es ist völlig unmöglich, daß ein krankes Regime, ja die verrückteste Regiererei die gesunde Organisation des Volks-Staates zertrümmert, so viel Schaden auch angerichtet werden mag (gerade von solchen Regierungen, die da wähnen, sie machten „alles absolut richtig"): die gesunde Volksmehrheit leistet unter allen Umständen Gesundes, also Richtiges, Gutes und Schönes, auch der gesunde Beamte erfüllt unter allen Umständen seine Amtspflichten und Amtsrechte, insofern läuft der Staatsbetrieb im großen Ganzen richtig weiter, und nur der kranke Klüngel stört. Die gesunde Volksmehrheit leistet — notfalls schweigend — in Form des gesunden Verhaltens die nie zu überwindende Abwehr gegen den kranken Volksteil; dieser kann sich überhaupt nur neben der gesunden Mehrheit halten, sozusagen von der gesunden Mehrheit leben, der er — wie alles Kranke dem Gesunden — feindlich gegenübersteht, die er sanft oder brutal terrorisiert und die er am liebsten ausrotten möchte. Aber alles Kranke scheitert an den Tatsachen, ja ist an und in sich schon gescheitert.

o) Die kranken Weltanschauungen sind im 6. und 7. Bde. beschrieben.

Sachregister.

Abendmahl 472, 481, 493ff.
Absolut 389, 392, 393, 744, 751
Abwehr 385
Ähnlichkeit
  totale 25, 32, 627
  partikulare 25, 32, 627
Äqualismus 763
Äqualität, biologische 144, 641, 653
Ästhetik 383, 477f., 484f., 612, 623
Aktive-reaktive Menschen 294
Allbesitzer-Nichtsbesitzer 389
Alleinwert 405
Alles allen 394, 744, 763
Alles eins 390
Allmacht 389, 437, 734, 742, 744, 747, 750
Altruismus 405
Amateur 371, 652
Angreifer 385, 576
Angstschreck 254
Anschauen
  physiologisch 43
  erkenntnistheoretisch 43
Anthropogonie 697
Anthropoistisch 479
Anthropozentrisch 474, 478f., 485
Apeirismus 779
Arbeit produktive 373
  unproduktive 373
  geistige 378
Arndt-Schulz-Gesetz 133, 554
Asphyxie 157, 198
Auferstehung des Fleisches 317
Aufklärung 573
  geschlechtliche 414, 419
Austausch 385, 403, 581
Autarkie 633, 707, 768, 779
Autarkismus 779, 782f.
autoerotisch 408
autogenisch 408, 410
Autorität 416, 767
autotrophisch 390, 408, 410

Basisschicht 34, 62
Bastards 708, 715
Bedeutung 310
Beeinflussung 284
Befruchtungsreife 600, 605
Begattungsreife 600f.
Begriffsausdrücke 176
Begriffskünstler 664
Begriffsmenschen 646, 648
Beschneidung 242
Beschreibübungen 350
Beschreibungstatsache 39, 42
Besitz 378ff.
  äußerer 383, 397, 685, 690, 764
  innerer 383, 397, 685, 690, 764
Bewegungen
  absichtliche (willkürliche)
  unabsichtliche (unwillkürliche) 175
  sympathische 175
  sensorische 176
  gefühlsmäßige
  begriffsmäßige 176
  aktive (innere, äußere) 177
  passive 177
  irritative 177
  Harmonisierung 247
  Koordination 250
  Intensivierung 252
  Präzisierung 253
  gleich- und gegensinnige 305
Bewegungsgesetz 50, 266, 628, 629, 672, 697
Bewegungsgestalt 249
Bewußtes 38, 39, 46, 77, 125
Biogenet. Grundgesetz 65, 388, 681, 726
Biologie
  als mechanist. Wissenschaft 52
Biolog. Weltanschauung 53
Bleichsucht 547
Blutveränderung, pubertätliche 546

Chemotaxis 58
christlich 495
Christus 167, 208, 488, 495f., 503

Dämon 507, 735, 738, 746
Dankbarkeit 434
Denksport 360, 371
Dentition 216
Despot 495, 640, 704, 742, 744, 750, 754, 784f.
Deszendenztheorie 71, 164, 698, 717, 720
Determination 90ff.
Dialekte 358
Differenzierung 87ff., 145, 629, 689
Dilettant 371
Dominanz 46, 110, 114
Dressur 301
Dualismus
primitiver 734
Dummheit 648, 654

ego-, allogenisch 410, 430
ego-, allotrophisch 410
Egoismus 276, 405, 474
egozentrisch 276, 405, 474
Ehegesetze 618, 630, 676, 748, 791
Ehelosigkeit 463, 505, 617, 677, 729
Ehereife 606, 667f.
Ehre 383, 396, 527ff., 577f.
äußere 530
innere 530
gesunde 532
kranke 532
trophische 533
genische 533
Ehrgefühl 396, 531
eigen-gemeinnützlich 405
eigen-gemeinschädlich 405
Einehe 677, 741, 760
Einfluß 270, 280, 289
Einseitigkeit 473
Einwortsätze 345
Empfängnis, unbefleckte 74, 507
Entdecker 562, 651, 739
Entstehung der Welt 694ff.
Entwicklung
vertikale 87
horizontale 87
ontogenetische 184
episodische 184
Entwicklungsfront 214
Entwicklungskrisen 214
Entwicklungsschritt 214, 332
Entwicklungshunger usw. 215
Entwöhnung 216, 233, 331
epochal 432, 658, 663
Erblichkeit der Krankheiten 116
Erbmale 114
Erbtheroie 107ff.
Erektion 407
genische 407
trophische 407
Erfinder 561f., 651, 739
Erlebnis
vollständiges 250
unvollständiges 250
Erlebnisachse 312
Erlebnistatsache 39, 42
Eronenaustausch
bewußter 266
unbewußter 267ff.
Erregbarkeitsindex 253
Erregung 253
Ethik 383, 477f.
evangelisch 617
Evolution 145, 629, 689
Exekutiv, prolativ 373, 433, 651, 657
Explikation 88, 99, 144
Expressionist 664
Extravertierte 648

Fähigkeit 513, 606
Familie 24, 32, 34, 45, 319, 700, 740ff., 748, 761, 765
Fastgesund 121, 357, 386
Fatalismus 94
Faustrecht 398, 749
Feind 384f., 399, 578, 640, 687
Festigkeit 514, 606
Feuerbereitung 551
Feuerbewahrung 550
Folter 749
Forschung 365, 472, 474
Fortpflanzungsreife 600, 606
Freiheit 540, 751
Fremdsprachen 358
Freudeschreck 226
Freund 384f., 398, 686f.
Frühehe 609
Frühreife 409, 419, 516, 607
Führer 34, 35, 36, 39, 315, 378, 446f., 449, 459, 460, 468, 517, 634, 742f., 754f., 775

Ganzes 36, 83ff., 701, 744
Gasthaus 569, 601, 615
Gebärdensprache 262
Gebot — Verbot 302, 342
Geburtlichkeit 62, 329, 630, 672ff. 721, 751, 761, 792
Gedankenaustausch 292
Gedankenlesen 291
Gedankenübertragung 291
Gefährte 488
Gefühlsausdrücke 176, 345
Gefühlseinstellung 284

Gefühlserregung
exogene, endogene 280
Gefühlskünstler 664
Gefühlsmenschen 646f.
Gegenstandskünstler 664
Gegenstandsmenschen 646f.
Gegner 386, 578
Geld 479
Gemeinschaft 315, 394, 445, 633, 635, 700, 733, 737, 742, 752
partikularistische 701
totalistische 708
Gemeinwert 406
Gen 109
Genesung 777
genial 433, 451, 453, 536f., 652, 655, 657, 663, 671, 686, 704, 747
Genosse 488
Genotypus 107
Gerechter Lohn 402
Gerechtigkeit, Gesetz der immanenten 401, 435
Geschlechtsreife 600
Gesellschaft 633, 645, 653, 658
Gesellschaftspyramide 33, 62, 645, 653
Gesetz 148, 342, 582
Gewinn 387, 402f.
Gewöhnung 330, 339, 543
Gleichläufigkeit der Reflexe 252, 262, 284, 292, 305.
Gold Wertmesser 479
Gott 72, 149, 242, 290, 480f., 636, 709, 728, 735, 746
Gottheit 389, 735

Hauptbeteiligte — Nebenbeteiligte 298
Haupteigenschaften 32, 33
Hauptfunktionen 32, 33, 46, 76
Hauptsubstanz der Denkzelle 38, 39, 44, 46.
Heiratsalter 466
Hemmung 194, 206, 223
Hermaphroditismus 74f., 142
Herrenhaus 569
Hilflosigkeit des Kindes 390
Historismus 12, 100
Homophilie 142
Hostie 493, 498

Ich 41
Idee 291, 656
Idiotypus 107
Jedem das Gleiche 763
Jedem das Seine 595, 744, 759, 763
Ikterus neonatorum 196
Implikation 88
Impressionist 664
Inäqualität, biologische 144, 641 653
Individualismus 394, 583, 633, 733, 763, 779, 784f., 792
Individuation 394, 734, 744, 769
Infantilismus 150, 642, 647, 713, 773, 776, 781
Inferenzierung 145, 629, 689
Initiationsriten 65, 465, 468f., 488, 496
Innigkeit 327, 625, 679
Instinkt 176
Instinktive 648
Intellektive 648
Intellektualismus 648
Intelligenz 648
Interesse 282, 370, 473
Interferenzdenken 762
International 707, 745, 761, 769
Introvertierte 648
Intuitive 648
Involution 145, 629, 689
Inzest 508, 676
Inzucht 675f.
Jus primae noctis 507, 746f.

Kadavergehorsam 573
Kamerad 488
Kampf 385, 397, 437, 490f., 493f 655, 775
persönlicher 397
sachlicher 397
freundlicher 398
feindlicher 399
Kategorial 30
Kategorischer Imperativ 400
katholisch 617, 757f.
Keinem etwas 763
Keuschheit, Gelübde der 463, 539, 791.
Kind
mutterloses 323
vaterloses 324
uneheliches 325, 607f.
vater-, muttergeschiedenes 326
vollwaises 326
einziges 328
Kindesmord 243, 343
Kirche 754f.
Klimakterium 687f.
Kollektivismus 394, 583, 633, 733, 742, 752, 763, 766, 776, 779, 784f., 792
Konfunktion 186f.
Konjunktur 378, 636, 651, 685

Koordination 250
Kopfbedeckung 565
Kosmogonie 697
Krankheit 150, 772ff.
Krieg 572ff., 793ff.
Kriegsschuld 576
Krisis 185
Kritik 13, 456, 571, 655, 660
Kritikaster 13, 658, 660
Kult 718, 736, 737, 745
Kultur 693 ff.
  chthonische 569, 739
  tellurische 569, 739
Kulturmensch 469
Kulturkampf 755
Kulturreligion 746, 755f., 762, 771
Kulturvölker 719
Kunst 486, 658 ff., 747, 750, 767, 792
Kunstgewerbler 586

Lallen 261, 345
Lebens-, Todeshunger 314
Lebensrichtung, -linie, -plan, -ziel, -zweck, -sinn 313
Liebestod 65, 464, 469, 493, 724ff.
Liebkosung 427
Lutschen 234

Magma 87ff., 406
Männerwochenbett 682
Masse 33ff.
Massensuggestion 575
maternär 112, 115, 328, 628
Matriarchat 469, 569, 732
Medizin 776f., 789
Mehrwert 403
Menschheit 22, 33, 36, 45, 67f., 717
Menschenkenntnis 279
Mneme 127, 160
Milieutheorie 48, 122, 439
Militär 372, 572
Mischehe 24, 617, 712
Mittelschicht 34, 62
Mode 559, 561, 611
Monismus
  primitiver 53, 390, 734
Monogam 603
Moral 478f., 483
Motiv 176
Mutation 111
Mutternest 731

Nachahmung 262, 304, 355
Nacktkultur 565, 599
Nation 34
Nationalismus 633
Naturmensch 469
Naturreligion (Mutterkult) 735
Naturvölker 719, 738
Nerveneronen 155, 267
Nichtraucher 554
Nichts 694ff.
Nivellismus 763
Nomaden 737
Norm 146ff.
  phänomenale 148
  phänomenolog. 148
  normale Var.-B. 148
Notwendigkeit 94, 374
Nutzen 385f.

Objektive Welt 271, 273
Opfer 471, 483, 498f.
Ordnung 188
Organisator 91, 97f.

Pallilalie s. Pallilogie 346
Palimpraxie 346
Palineikasie 347
Parataxe 346
Paratypus 107
Pars pro toto 250, 343, 739
paßrecht 61, 521, 624f., 665
paternär 112, 115, 328, 585, 628
Patriarchat 569, 738
Pensum 334
Periodik 250
Phänotypus 107
Philosophie 53, 310, 654f.
Phrenose 117, 390
Phylogenese 65, 388, 681, 697, 699, 718, 726
Physizität 451, 747
Pimpf 488
Politik 702f., 742
polygam 603
Popularisierung 561, 613
Pragmatik 477
Präventivverkehr 607f., 673f.
Produkt 376, 402
Produktiv 373, 652
Prolativ, exekutiv 373, 433, 651, 657, 664
Prophet 494, 535, 639, 704
Promiskuität 508, 609, 737, 765
Prüfung 299, 333, 385, 418, 513ff., 570f.
Pubertätsprobe 65, 335, 464f., 468f., 481, 488, 496f., 543f.
Pyramide, soziale 33, 62, 645, 653, 658, 674, 685f., 706, 707, 733, 742, 744, 750, 753, 763, 768

Rädelsführer 453, 458
Rasse 24, 32, 34, 35, 45, 700, 708ff. 742

Rassebewußtsein 711, 769
Rasseinstinkt 713, 742
Rassismus 714
Rat 637
Räuchern 549
Raum 224, 245f.
Reaktion
  äußere 295
  innere 304
  unbewußte 297, 305
Reaktionswesen 150, 177
Recht 478, 483f.
Rechtspflege 764, 789
Reflexschaltung 213
Reflexsysteme alternäre 298
Reflexweg Länge 253
Reflexwesen 150, 177
Regel 148
regieren 634
Reim 263
Reiz 55
Rezeptiv 658, 664, 747
Rezessivität 46, 110, 114
Richtung 305
Risiko 402
Rivalisieren 419
Rhythmik 250
Romantik 619
Rune 732

sacer 745, 774
Saugen 179
Schaden 387
Schichtung 40f., 248f., 356, 641, 653, 774
Schicksal 61, 94, 105, 116, 122
Schicksalsgemeinschaft 711
Schlucken 157, 179
Schmerzschreck 257
Schmuck 611
Schock 194f.
Schreck 195, 225f., 226f., 254ff., 294
Schrei, der erste 199
Schuld 400, 576
Schulzwang — Schulpflicht 363
Sieger 577
Sinn 309
Sippe s. Familie
Solipsismus 390
Sozialismus 633, 760
Sozius 395, 448, 488, 581, 631
Sphinx 196
Spieler
  erwerbsmäßiger 371
  Spielernatur 371
Spitzenschichten 34, 62
Sprechübungen 349
Sprechen
  technisches 349
  beschreibendes 349
Sprechdrang 352
Sprechtrieb 351
Staat 34, 36, 742f., 759
  total 701
  totalistisch 702
  parlamentarisch 703
  autoritär 703
Stamm 24, 32, 34, 45, 742, 748
Stände 645, 685, 706, 750
Sterben 31, 54, 62, 64f., 72, 80, 692
Sterilität 80, 668
Strafe 400, 460
Streit 385
Subjektive Welt 273
Substanz 129, 376
Suggestion 450, 458, 534
Sympathikotoniker 194
Synergismus 253
Systemgenese 248ff.

Tabakmißbrauch 555
Taufe 239, 242
Tempelschlaf 507, 549
Trauma 211f.
Training 301
Triebhandlung 175
Trinkprobe 543f.
Totalqualität 23
Totem 471, 482, 493
Turnen 252, 254, 258, 299, 350, 364

Überblick 291, 644, 703
Überraschung 331
Übungen 245f., 252, 258, 299, 642, 652, 680
Umgewöhnung 330, 339
Umklammerungsreflex 254
Umwelt 276
Unbewußtes 695
Ungerechtigkeit, Gesetz der immanenten 402, 436
unio mystica 494, 502
Universismus 766
Unsterblichkeit 81
Urahn — Gott 95, 101, 290, 709, 772
Ur-Sache und Ursache 83, 125
Urzeugung 71, 698

Vagotoniker 194
Variationsbreite 148
Vegetarismus 479, 542
Verantwortung 631, 744, 759, 782

Vereine 701ff.
Verführung 121, 411, 598, 662
Verlust 387, 402f.
Vernunft 291, 309, 644, 648, 759, 763
Verschlucken 235
Verstand 291, 309, 644, 648
Verstehen 357
Verwandtschaft 26
Volk 24, 32, 34, 45, 380, 446, 742
Volkskrankheit 775
Vollkommenheit 637
Vorausbestimmung 94, 106
Vorbesitz 395

Wahl 313, 588, 621
Wegweiser 442, 455
Weihnacht 438, 465
Weisheit 654, 685, 759, 763
Weltanfang 71
Weltanschauung
  chaotische (primitiv-monistische) 53, 390, 734
  dämonistische 53, 738
  biologische und realische 53
  animistische (primitiv - dualistische) 734
  magische 735, 738
  mystische 747
  mythische 746
  humanische 754, 756
  mechanistische 53, 759
  realische 761
  universische 766
Weltanschauungslehre 53, 656, 659, 704
Weltmacht 753
Weltsprache 358
Weltstaat 707
Weltuntergang 700, 723
Wert 383, 403, 478, 639
Wichtigkeit 310
Willenshandlung 175
Wissenschaft 476f., 653f., 747, 750, 766, 787
Wunderkinder 453, 516

Zärtlichkeit 427
Zeitalter
  sensitives 631
  optatives 335, 631
  optativ-voluntatives 492, 631
  voluntatives 631
  kognitives 631
  präonanisches — onanisches — präkoitales — koitales — promiskuales — konjugiales 412
Zellteilung
  generative 31, 47ff., 76, 78
  letale 78
  metabolische 78
Zentrierung 35, 98, 154, 247, 378, 473, 595, 610, 633, 653, 703, 733, 735
Ziel 307
Zivilisation 763
Zölibat 463, 505, 617, 677, 729, 757, 791
Zwang 301, 313, 342, 363, 375, 458, 459f., 512, 541, 589, 609, 622, 632
  äußerer 302
  innerer 302
Zweck 308
Zwillinge 46, 97, 126

Autorenregister.

Abderhalden, E. 556
Adler, A. 123, 418
Ahlfeld 157, 167, 198
Albrecht 669
Anselmino, K.J. 196
Apathy 155
Aristoteles 67, 86, 164, 266
Arndt-Schulz 133, 554
Augustinus 412

Bachofen, J. J. 683, 732
v. Baer, K. E. 67
Bechterew 254, 348
Bêlâr 81
Bell 197
Bergmann, E. 677
Beyer, Alf. 360
Bier, A. 103
Borchardt, L. 107, 122, 134, 146
Böse, G. 549
Breschet 196
Bresler, Joh. 7, 98, 99, 556
Brugsch 148
Busch, W. 556

Canestrini 228, 244, 254
Cattaneo 196
Céline, L.-F. 790
Cemach 254
Ceni 139, 140
Czerny 244

Dacqué, E. 699
Darwin 71, 108, 699
Debye, P. 26
Descartes 174
Diderot 666
Dollo 689
Driesch, H. 23, 53, 86, 87, 96, 101
Dürken, B. 52, 53, 86, 87, 97, 109

Eastman 197
Economo, v. 195
v. Eickstedt, E. 700, 716
Ellis, Havelock 234
Elschnig 225
Empedokles 550
Epstein 196

Fischer-Wasels, B. 111
Förster 265
Forel, A. 120
v. Frankl-Hochwart 556
Frazer, J. G. 510, 683
Freud, S. 234, 264, 412, 418, 676
Frobenius, L. 569, 739
Fröhlich 556
Fuhrmann, M. 117, 128

Galton, F. 108
Genzmer 245, 254
Gerfeldt, E. 707
Goldschmidt, R. 139, 142
Goltz 195
Goethe 231, 319, 322, 476, 512, 615, 657
Götz, B. 682
Grote 148
Gutmann, Br. 394

Haeckel, E. 65, 70, 71, 261, 699
Hahnemann, S. 776
Haller, A. v. 96, 319
Hamm 67, 96
Hartmann 81
Harney 153
Haselhorst 197
Heisenberg 26
Helbig, K. 735
Hertwig, O., 63, 67, 96, 122, 151, 155
Heyer, G. R. 175, 653
Hildebrandt 148
Hirt 72
Hoffmann, F. 196
Hoffmann, G. v. 166
Hoffmann, Herm. 135
Hofmeier 196
Hoop, van der 104, 648

Jäger, G. 415
Jaensch, E. R. 648
Jesus 493, 495, 502f.
Johannsen 107
Jung, C. G. 78, 418, 648
Justinus (Apologet) 507
Juvenal 375

Kant, Im. 32, 129, 224, 400, 759
Kerbert 165
Klages, L. 355
Klein, M. 413
Knaus 668
Knigge 484
Koch, Rob. 433
Koffka 244
König, P. 556
Korbsch, H. 128
Kroh, O. 441, 444
Kroner 244
Kronfeld, A. 123
Kußmaul 244, 254

Lamarck 108
Leeuwenhoeck 96
Lehmann, R. 683
Leibniz 476
Lenz, F. 117, 120, 325, 711
Lichtenberg, G. C. 284
Liek, E. 789
Lickint, F. 556
Ludendorff, M. 314
Luther, M. 666
Luxenburger 117
Lyons 784

Magnus 254
Mangold 96
Mayow, John 164
Mendel, G. 107ff., 114, 118
Millot, J. 715
Mommsen, Th. 562
Morgan, Th. H. 111, 122, 137
Moro 254f.
Müller, K. 254

Naegeli 96, 108
Nicklisch 403
Nietzsche, F. 388, 497, 536
Norden, E. 394

Ogino 668
Ostwald, W. 348
Ortega y Gasset, J. 294

Pawlow 174, 254, 348, 786
Peiper, A. 211, 219, 224, 225, 226, 232, 244, 245, 246, 254, 255, 256, 265
Peschel, O. 682
Plate 47
Plato 291
Porak 196
Pozdena 700
Preyer, W. 153, 157, 164, 177, 224, 226, 228, 235, 240, 241, 244, 245, 250, 251, 254, 257
Proudhon 738
Puccini, Giac. 32, 349

Quetelet 148

Reiter, H. 325
Riebold 669
Rieger, W. 11, 403, 657, 780
Ritter 263
Rittershaus, E. 715
Rops, F. 724
Rüdin, E. 711
Ruttke, F., 711

Schacht, H. 783
Schallmayer, W. 107
Scharrer, E. 221
Scheidt, W. 26, 348
Schiller, Fr. 380, 486, 536
Schleich, C. L. 213
Schmalenbach 403
Schmidt 403
Schopenhauer, A. 32, 545, 700
Schwartz, Ph. 211
Shakespeare 664, 678
Siemens, H. W. 107. 118,
Soltmann 244
Sophokles 385
Spemann, H. 91, 97ff., 104, 195
Stark 111, 137
Steinach 140
Stockard 121
Stölzner 122
Storm, Th. 509
Strauß, D. F. 503, 504
Strauß, Rich. 350
Stromberger 197

Tacitus 732
Thales 494
Thesing, C. 699
Thurnwald 683
Tiedemann, S. 549
Toeniessen 107
Tornier, S. 699
Tylor 683

Verdi 349
Violet 196
Virchow, R. 131.
Virgilius 385
Vogt, O. 52, 200
Voronoff 140

Wagner, Rich. 32, 349, 350, 486, 536
Weinert, H. 698
Weismann, A. 96, 100, 108, 114
Weizsäcker, Adolf 288
Welcker 165
Wenusch, A. 556
Werner, H. 735
Wernicke, Rob. 153
Westenhöfer, M. 699
Westphal 244
Wilson 96
Winthuis, J. 567
Wirth, H. 560, 717
Wolff, C. F. 96

Zell, Th. 415, 469
Ziegler 96
Ziehen, V. 117

Dr. Hans Lungwitz

Lehrbuch
der Psychobiologie

Zweite Abteilung

Die Psychobiologie der Entwicklung

4. Band